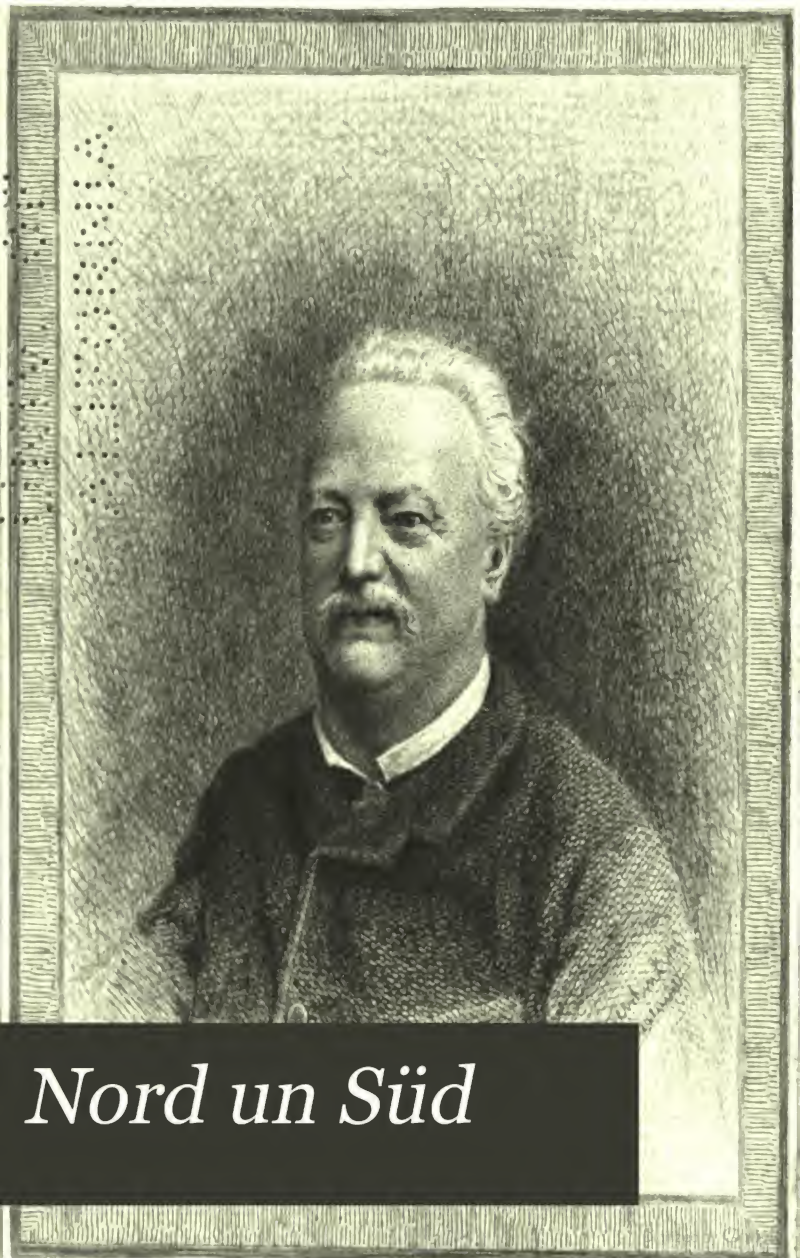
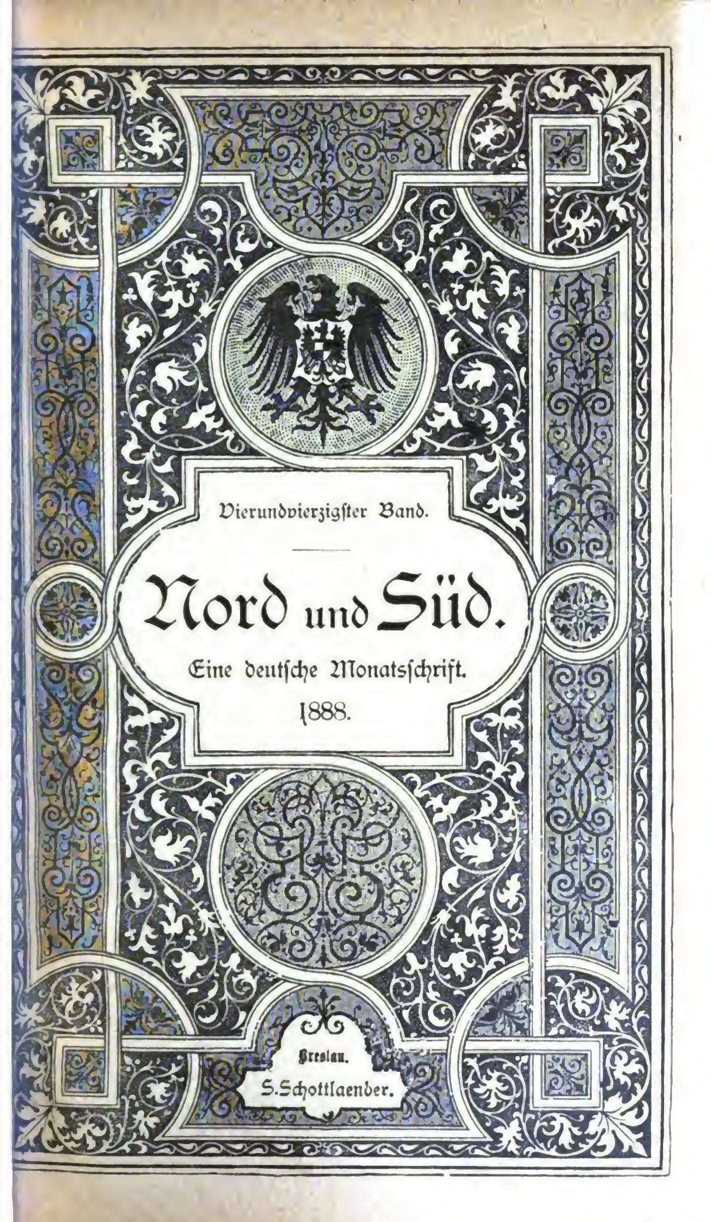

Nord un Süd


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Vierundvierzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

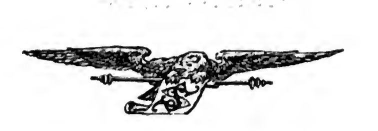
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundvierzigster Band.

(Mit den Portraits von: Conrad Ferdinand Meyer, Alphonse Daudet, Franz von Lenbach.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 44. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1888.

Mit den Portraits von:

Conrad Ferdinand Meyer, radirt von Johann Lindner in München,
Alphonse Daudet und Franz von Lenbach, radirt von L. Kühn in München.



Pages 135 - 137 missing



Januar 1888.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Conrad Ferdinand Meyer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

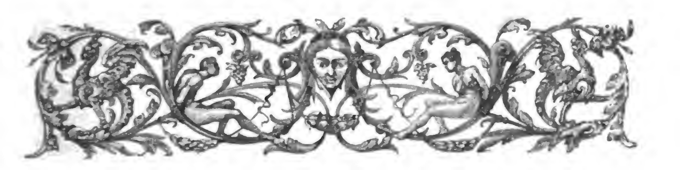
Paul Lindau.

XLIV. Band. — Januar 1888. — Heft 130.

(Mit einem Portrait in Radirung: Conrad Ferdinand Meyer.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Seltsame Bande.

Novelle

von

B. Jeannine.

— Paris. —

In einem der hübschen Landhäuser, welche die schattigen Alleen einfassen, die nach Passy — diesem kleinstädtisch ruhigen Quartier von Paris — führen, saß Professor Ricardel mit seiner Nichte am Frühstückstisch. Der Professor ist einer der bekannten Gelehrten von Paris. Seine wichtigen Beiträge zur Mikrobenlehre haben seinen Namen selbst in's Ausland gebracht. Die Kühnheit, der Unternehmungsgeist dieses Mannes, sein unermüdliches Bestreben, Neues zu finden, Viel zu wagen, um Etwas zu gewinnen, bilden einen günstigen Gegensatz zu dem Schlendrian der meisten seiner Collegen, die ihre mühsam errungene Stellung als Professoren dazu benützen, auszuruhen und den Fortschritt der Jüngeren durch ihr Mißtrauen zu hemmen.

Sein Privatleben war dasjenige eines ruheliebenden Bürgers. Verwittwet und kinderlos hatte er eine Nichte zu sich genommen, deren Eltern in bedrängten Verhältnissen gestorben und die es verstand, der ernsten Gelehrtenwohnung den häuslichen Reiz zu verleihen, dessen sie sonst entbehrt hätte.

Maria mochte fünfundzwanzig Jahre zählen. Sie konnte nicht schön, nicht einmal hübsch genannt werden. Dazu waren ihre unregelmäßigen Züge zu stark markirt und ihre kleine, magere Gestalt besaß nicht die weichen Formen, die an Frauen gefallen. Aber aus ihrem blassen Gesicht schauten große, dunkle, ausdrucksvolle Augen, in denen sich die innere Gedankenthätigkeit widerspiegelte und die sich in der Unterhaltung mit Anderen aufmerksam auf den Sprecher hefteten, als wollten sie in das

Innerste seiner Rede eindringen. In ihrem ganzen Wesen lag etwas Ruhiges, Geräuschloses.

„A propos,“ wandte sich der Professor zu seiner Nichte, indem er die Lectüre eines medicinischen Berichtes unterbrach, in die er während der ganzen Mahlzeit vertieft gewesen war, „ich habe diesen Morgen endlich den Menschen gefunden, der mir zu meiner neuen Arbeit nothwendig ist. Du weißt, ich bedarf für mein Werk sehr genauer mikroskopischer Untersuchungen, die mir eine kostbare Zeit rauben. Es war mir also sehr daran gelegen, Jemanden zu finden, der diese Detailarbeit für mich verrichten könnte. Seit längerer Zeit schon fiel mir ein junger Mann auf, der regelmäßig meinem Unterrichte im Hotel Dieu beiwohnt und von dem ich hörte, daß er sich viel mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftige und darin eine große Fertigkeit erlangt habe. Da ich aber zugleich erfuhr, der Betreffende sei in materiell sehr günstigen Verhältnissen, wagte ich es nicht, ihm ein Anerbieten zu machen. Aber er selbst bot mir seine Hülfe an, als er hörte, daß ich an einem neuen Werk arbeite, welches sein wissenschaftliches Interesse erregt. Er wird also fast täglich hier arbeiten und ich brauche Dir nicht besonders zu empfehlen, auch Deinerseits seine Gefälligkeit, für die ich ihm zu großem Dank verpflichtet bin, durch liebenswürdige Zuvorkommenheit zu vergelten.“

„Fürchtest Du nicht, lieber Onkel,“ bemerkte Maria, „daß es vielleicht etwas störend sein werde, in unser stilles Heim einen jungen Mann aufzunehmen, zu dem wir durch die betreffenden Umstände sogleich in nähere Beziehungen treten?“

„Ich wüßte nicht warum,“ antwortete der Professor. „Pierre Gautier ist mir von Allen, die ihn kennen, als ein feingebildeter Mann gerühmt worden. Er sei etwas ernst und zurückhaltend für sein Alter, aber das kann Dir ja nur als angenehme Eigenschaft erscheinen. Du wirst übrigens bald Gelegenheit haben, selbst zu urtheilen. Er soll nach dem Frühstück, gegen zwei Uhr, hierherkommen und sogleich seine neue Beschäftigung beginnen.“

Maria erhob sich, um die Einrichtung eines Zimmers, neben der Bibliothek des Onkels, anzuordnen, in dem der junge Mann auf bequeme und ungestörte Weise arbeiten könne. Als sie nach einiger Zeit in das Studirzimmer des Professors trat, fand sie ihn im Gespräche mit dem Erwarteten. Der Onkel stellte Pierre Gautier seiner Nichte vor und da Maria gerne den neuen Hausgenossen, der so plötzlich in ihre Häuslichkeit hineingeschneit war, näher kennen lernen wollte, so setzte sie sich mit ihrer Arbeit an's Fenster, während die beiden Männer über die bevorstehenden Studien eingänglicher sprachen.

Pierre Gautier hatte ein schön geschnittenes, ernstes Gesicht, dem die scharfgezogenen, in der Mitte vereinigten schwarzen Augenbrauen etwas beinahe Hartes gegeben hätten, wären nicht die tiefen guten Augen gewesen.

In diesen Augen, die nicht groß und von unbestimmter Farbe waren, lag eine ruhige Innigkeit, eine liebevolle Nachsicht, wie wenn der, dem sie gehörten, das Verständniß aller menschlichen Drangsale besäße. Aber der üppige Mund, dessen weiche, rothe Lippen bei einem seltenen und desto erfreulicher wirkenden Lächeln die schönsten Zähne entblößte, gehörte dem vollen, jugendlichen, genießenden Leben an. Seine Haltung hatte etwas in sich Gekehrtes, Gleichgültiges; doch wenn er in der Unterhaltung an Etwas lebhaft theilnahm, wenn er sich aufrichtete und mit seiner breiten, gutmüthigen Hand durch sein dichtes, dunkles Haar fuhr, so bot er das schönste Bild froher Lebenskraft.

Maria, die es gewohnt war, zumeist durch eine natürliche Anlage und auch durch die stille, selbstlose Rolle, die sie im Hause ihres Onkels spielte, in sich selbst zu leben und aus ihren Beobachtungen ein Hauptinteresse ihres bescheidenen Lebens zu machen, fühlte sich angezogen durch die Contraste im Aeußern des jungen Mannes, die auf eine complicirte und, wenn ihr Instinct sie nicht täuschte, edle Seele schließen ließen.

Für heute blieb es denn freilich bei einem Austausch banaler Höflichkeiten. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich so ohne Weiteres einen Platz in Ihrem Hause beanspruche!" und „Es ist vielmehr an uns, Sie um Entschuldigung zu bitten für die Mühe, der Sie sich unterziehen wollen, täglich den Weg nach Passy zu unternehmen" ꝛc. und wie die Formeln heißen, in denen man sich für Etwas entschuldigt, das man mit gegenseitigem Einverständniß angeordnet hat. Aber des Abends, als Maria, nach vollendetem Tagewerk, sich in ihr Zimmer zurückzog, fühlte sie anstatt der müden Gleichgültigkeit, die sie oft überkam, wenn sie an die einförmigen Tage an der Seite ihres despotischen, anspruchsvollen Onkels dachte, ein leises Interesse für das, was der nächste Morgen bringen werde.

Pierre Gautier kam regelmäßig in das Haus des Professors und arbeitete oft lange Stunden, während denen es ihm zum Bedürfniß geworden war, das geräuschlose Walten Marias zu empfinden. Maria glitt fast unbemerkt unter den sie Umgebenden dahin und nur wenn man darüber nachdachte, gewahrte man, daß alles Behagliche, Angenehme von ihr ausging, und daß sie das Störende den Anderen aus dem Wege räumte, ohne je darüber zu sprechen. Nach und nach bekam Gautier, durch seine Beobachtungen und durch Marias Aeußerungen, einen Einblick in ihr häusliches Leben. Dasselbe war nicht leicht. Der Professor, der als Gelehrter so große Vorzüge besaß, war als Mensch egoistisch, kleinlich, despotisch. Er sagte oft, ein Gelehrter dürfe keinerlei störende Sorgen um die ihn Umgebenden haben, Alles um ihn müsse glatt und eben sein, damit er alle seine Kräfte, seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zuwenden könne. Dabei bedachte er aber nicht, daß Diejenige, welche ihm das Leben auf die Art

ordnete, wie er es wünschte, auch ihre Individualität habe, ihre Bedürfnisse, ihr Recht an's Leben. Um Maria kümmerte er sich nur insofern, als er ihre Freiheit beschränkte und sie wie eine Untergebene in gänzlicher Abhängigkeit hielt. Pierre trat bald zu Maria in freundschaftliche Beziehungen und fand in ihr bei näherem Umgang viel Anziehendes.

Der junge Mann hatte bisher wenig mit Frauen verkehrt. Seine Mutter war früh gestorben; sein Vater, von Geschäften und Vergnügungen gänzlich in Anspruch genommen, nahm wenig Interesse an ihm. Man hatte ihn auf ein Gymnasium in der Provinz geschickt. Seine empfindsam angelegte Natur hätte des liebevollen Verständnisses bedurft, um sich normal zu entwickeln. So, von Kindheit an auf sich selbst angewiesen, blieb Vieles in ihm unerweckt, Anderes verbarg er mit übertriebener Scheu in seinem Innersten. Kaum war er nach Paris gekommen, um seine medicinischen Studien zu beginnen, so verlor er seinen Vater und blieb also auch in dieser neuen Periode seines Lebens sich überlassen. Seine Vermögensverhältnisse hätten ihm die Luxusexistenz des unbeschäftigten, reichen Parisers erlaubt, aber eine angeborene Erkenntnißgabe mehr noch als die Mittheilungen seiner Freunde, ließen ihn ahnen, daß er am Ende dieser leichten Genüsse nur Eckel und Müdigkeit empfinden würde. So suchte er die Befriedigung seiner Ansprüche in der Arbeit; aber, obschon dieselbe auf eine ihm interessante Weise seine Zeit ausfüllte, so fühlte er sich doch nicht so glücklich, wie er es gehofft hatte. Ihm schien es, eine ganze Seite seines Wesens — die beste — finde ihre Bestimmung nicht in der Lebensweise, die er gewählt. Er hatte, nach Beendigung seiner Studien, wohl daran gedacht, sich zu verheirathen und einen ganzen Winter lang hatte er, mit diesem Vorsatz, in der Welt, auf Bällen, bei Diners, ausgehalten; aber je mehr junge Mädchen er kennen lernte, desto deutlicher fühlte er sich von einer unbestimmten Furcht befallen. Alle diese Gestalten sahen sich ähnlich. Die hergebrachte Erziehung, für alle Mädchen der guten Gesellschaft dieselbe, die Strenge, mit der ihnen verboten ist, ihre Individualität kund zu geben, breitete über Alle eine neutrale Grundfarbe aus, von der sich selten etwas Lebhafteres abhob. Wie sollte er aus der Menge Diejenige herausfinden, welche, unter der Flamme des neu erwachenden, selbständigen Lebens sich so gestalten würde, wie es sein innerstes Herzensbedürfniß erheischte? Denn — das fühlte er — mit einem annähernden Glück könnte er sich nicht zufrieden geben. Seine Anforderungen an ein Zusammenleben waren so hoch, seine Angst vor einer unabänderlichen Enttäuschung so groß, daß er daran verzweifelte, in der Liebe, so wie er sie verlangte, sein Ideal zu erreichen. Aber es gelüstete ihn oft nach einem freundschaftlichen Verhältniß zu einer Frau, die ihm mit ihrer Güte, ihrer Klugheit, mit ihrem feinen Geist Manches bieten würde, was er bei seinen Studiengenossen vermißte. Er hatte Mutter und Schwester entbehrt; sollte er denn niemals einen Ersatz dafür finden?

Es war also für Pierre eine freudige Ueberraschung, bei näherer Bekanntschaft in Maria eine bedeutende Natur zu entdecken. Sie war sehr gebildet, hatte über Vieles nachgedacht und gelesen, was sonst den Frauen fern liegt, auch war sie sehr musikalisch.

Als er ihr einmal sein Erstaunen über ihr vielseitiges Wissen, ihr Interesse an Allem äußerte, sagte sie: „Das Alles verdanke ich meiner Freundin Lucienne, die Sie hoffentlich bald selbst kennen lernen werden und deren längere Abwesenheit mir noch empfindlicher gewesen wäre, wenn ich nicht im freundschaftlichen Gespräche mit Ihnen eine Entschädigung gefunden hätte."

Auf Gautiers Frage, wer denn eigentlich Lucienne sei, deren Name schon oft im Gespräche mit dem Professor erwähnt worden war, erklärte Maria, Lucienne sei von Kindheit auf mit ihr eng verbunden. Sie waren in derselben Pension erzogen worden. Etwas älter als Maria, habe die Freundin auf ihre ganze Entwicklung den tiefsten Einfluß ausgeübt. Schon seit Jahren sei Lucienne verheirathet an einen bekannten Advocaten, Herrn Dumont, und trotz der zahlreichen, gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihre Zeit vielfach in Anspruch nähmen, sei die Freundin doch stets im innigsten Verkehr mit ihr geblieben und die Stunden, welche sie fast täglich zusammen verbrächten, seien Maria das liebste in ihrem einförmigen Leben.

Der begeisterte Ton, in dem sie von der Freundin sprach, flößte Gautier ein gewisses Mißtrauen gegen Jene ein. Er kannte jetzt schon genugsam Maria, um sich zu denken, daß sie, mit ihrem bescheidenen, selbstlosen, anschmiegenden Wesen sich einer starken, autoritären Natur gänzlich unterordnen werde. Er hatte die Ueberzeugung, daß Lucienne, mehr gebietend als gebend, die Freundin unter dem Joch einer despotischen Zuneigung halte.

„O nein," rief Maria mit Entrüstung, als er ihr seine Vermuthungen mittheilte, „im Gegentheil, was ich bin, verdanke ich Lucienne. Sie werden sich ihrem belebenden Einflusse nicht entziehen können, wenn Sie sie kennen lernen. Es ist wahr, sie hat eine so ausgeprägte Individualität, daß sie nicht eine untergeordnete Rolle spielen kann; aber es ist süß, in den Lichtkreis zu treten, der sie umgiebt. Sie hat so viel eigene innere Kraft, daß Diejenigen, die sich ihr nähern, davon wie magnetisch berührt, erfrischt und gehoben werden. Ihre Art, die gewöhnlichsten Dinge anzusehen, hat etwas so Neues, Besonderes. Nichts ist klein und unbedeutend für sie; sie berührt es mit dem Zauberstab ihrer originellen Auffassung und der Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, der Faden, der das Kleinste mit Großem verbindet, wird Ihnen plötzlich sichtbar. Und was das Beste ist: auch Sie fühlen mit einem Male Ungewohntes in Ihnen erwachen. Die Ideen, die jeder nicht ganz banale Mensch in sich trägt und die nur in günstigen Augenblicken hervorbrechen, werden durch die Berührung mit ihr lebendig und Sie staunen über das, was Sie Alles ungeahnt in sich herumgetragen."

Als sie so sprach, leuchteten die großen Augen Marias und ihre unschönen Züge wurden beinahe lieblich unter der Erregung der Beredtsamkeit.

Gautier war begierig, diese seltene Freundin kennen zu lernen, und als ihm Maria berichtete, Madame Dumont sei nach zweimonatlicher Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt und er würde sie den nächsten Abend bei ihrem Onkel treffen, machte er sich des anderen Tages mit einer gewissen Spannung auf den gewohnten Weg. Er ahnte nicht, daß dieser Abend über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.

Gautier war mit Fräulein Maria und dem Professor auf der Veranda und hörte zerstreut eine Beschreibung der letzten akademischen Sitzung an, als Madame Dumonts Wagen vorfuhr. Sie hatte mit ihren Kindern auf dem nahe gelegenen Landgut einer Verwandten den Nachmittag zugebracht, und wie sie so dasaß in der offenen Victoria, hinter sich einen blühenden Wald von spanischem Flieder und Akazien, mit denen das zurückgeschlagene Verdeck des Wagens ganz angefüllt war, neben sich und auf dem kleinen Sitze ihr gegenüber die zwei reizenden Knaben, — bot sie das lieblichste Bild.

Lucienne war eine Erscheinung, von der ein ganz eigenthümlicher Reiz ausging, dem sich selbst Derjenige nicht entzog, der sie zum ersten Male sah. Nicht in den einzelnen Zügen, im Ganzen lag ihre Schönheit. Ihre körperlichen Vorzüge: das dunkelblonde Haar, die klaren braunen Augen hatte sie mit anderen hübschen, jungen Frauen gemein; was ihr eigen, war das Harmonische aller ihrer Bewegungen, die Art, wie sie elastisch, gleichsam von einer inneren Kraft getragen, dahinschwebte, wie sie ihren reizend geformten Nacken trug, so sicher und leicht und doch nicht herausfordernd.

Sobald sie auf die kalte, leere Veranda trat, erschien gleich Alles, selbst das scharfe Gesicht des Professors, wie von erwärmendem Lichte bestrahlt, und die leidenden, abgespannten Züge Marias belebten sich plötzlich. — Was sprach man? — Unbedeutende Dinge; aber in ihrem Munde bekam Alles einen Reiz, dem sich die Zuhörenden mit einem sozusagen physischen Wohlbehagen hingaben. Sie hatte eine Art, dem Professor seine Schmeicheleien zu sagen, etwas spöttisch, aber mit so viel Geist, daß der Alte sich geschmeichelt fühlen mußte, eine junge Frau für ihn so viel Liebenswürdigkeit entwickeln zu sehen. Ach! Maria hatte es Gautier anvertraut, daß ihrer Freundin halb spaßhafte Weise, verbunden mit ihren zarten Aufmerksamkeiten gegen den egoistischen Professor, es allein vermochte, ihn zum Anhören und Beherzigen nothwendiger Wahrheiten zu bringen, und daß sie Lucienne die geringe Freiheit verdanke, die der Onkel ihr ließ.

Mit ihren beiden Knaben hatte Madame Dumont einen kameradschaftlichen, heiteren Ton. Sie schienen auch mit der glücklichsten Liebe an ihr zu hängen, und Pierre, der eine traurige, liebearme Kindheit hinter

sich hatte, sah mit leichtem Neid auf diese Knaben, welche das Glück kannten, in ihrer jugendlichen, schönen, lebensfrohen Mama die Vereinigung alles Dessen zu besitzen, was das Leben ihnen Wünschenswerthes versprechen konnte.

Nach einem kurzen Besuch verabschiedete sich Madame Dumont, und plötzlich wurden die Zurückbleibenden fröstelnd inne, daß die Frühlingssonne untergegangen, und daß es auf der Veranda ungemüthlich geworden war.

Nach und nach wurde Gautier auch mit Lucienne näher bekannt. Sie kam fast täglich, oft nur auf einen Augenblick, da sie nicht weit vom Hause des Professors entfernt wohnte, und da ihre Lebhaftigkeit, ihr spontaner Geist alle die Präliminarien übersprang, welche die Meisten durchlaufen, ehe sie zu einer interessanten Conversation kommen, so ließen selbst ihre kurzen Besuche, wie ein leuchtender Punkt im grauen Einerlei des Tages, ihre Spur zurück. Ein anregendes Wort, eine originelle Bemerkung blieben im Gedächtniß und gaben Nahrung für weitere Gedanken.

Kurze Zeit nach Luciennes Heimkehr bat der Professor eines Tages den jungen Mann, nach vollendeter Arbeit zum Diner zu bleiben, da auch Madame Dumont mit ihrem Manne kommen und man am Abend musiciren werde.

Pierre fühlte ein sonderbares Gemisch von Neugierde und Abneigung bei dem Gedanken, Herrn Dumont kennen zu lernen. Bis jetzt war ihm Lucienne als eine reizvolle Erscheinung vorgekommen, deren Zauber er sich hingab, ohne Nebengedanken, von der er nur unbestimmt wissen wollte, daß sie durch die gewohnten, herkömmlichen Bande — einen Mann, Kinder, eine Haushaltung — an einen festen Platz im alltäglichen Leben gekettet sei. Zum ersten Male bildete sich seine Phantasie ein schärferes Bild des Mannes dieser Frau und — war es Wunsch oder Ahnung? — das Bild war nicht vortheilhaft.

Zwar, als Herr Dumont hinter seiner Frau in den Salon trat und die Herren einander vorgestellt wurden, mußte sich Gautier gestehen, daß die hohe Gestalt, das regelmäßig geschnittene, schöne Gesicht, die ruhig vornehmen Bewegungen dem jungen Advocaten etwas Bedeutendes gaben, und auch an seiner Unterhaltung war nichts auszusetzen. Es waren die selbstbewußten Aeußerungen eines durchaus correcten, positiven Menschen, dessen Urtheil an Alles den Maßstab der vernünftigen Mittelmäßigkeit legt. Aber eben dieses moralische Gleichgewicht ärgerte Gautier. War es möglich, daß Lucienne, mit ihrer reichen Phantasie, mit ihrem originellen Geist, der ein ihr ganz persönliches Gepräge trug, sich glücklich fühlte neben diesem Manne?

Bei Tisch wurde über Mannigfaltiges gesprochen: über Theater, Musik, Gemälde-Ausstellungen, alle die Genüsse, die Paris in so reichem Maße gewährt und die in Gesellschaft den gewohnten Gesprächsstoff bilden. Unter der Allgemeinheit der besprochenen Gegenstände giebt Jeder seinen bestimmten Geschmack, folglich einen Winkel seines innersten Wesens, kund. — Maria

hörte meist mit verständnißvoller Aufmerksamkeit zu und wenn sie ein besonderes Interesse an dem Gegenstande nahm, so bekamen ihre Augen eine innige Tiefe, wie wenn sich in ihnen Etwas eröffnete, das gewöhnlich verschlossen blieb. Sprach sie, so geschah es mit Ruhe; aber diese Ruhe hatte nichts mit Kälte oder Gleichgültigkeit gemein, sondern sie erweckte ein behagliches, wohlthuendes Gefühl. Ihre Rede hatte etwas Unparteiisches, Objectives, zu dem man sich aus der Discussion der verschiedenen Meinungen mit Freuden flüchtete. In Luciennes Rede vibrirte stets etwas von ihrer Seele. Es schien, wie wenn alle Dinge, durch ihre reiche Persönlichkeit gehend, eine besondere, ihr eigene Färbung annähmen. Schon ihre melodische Stimme gebot über so verschiedene Intonationen, daß ihre Worte dadurch eine Lebendigkeit, einen Ausdruck erhielten, der das Interesse der Zuhörer fesselte.

Man sprach über Musik. Rubinstein hatte eben eine Serie glänzender Concerte gegeben. Der Professor neckte Lucienne damit, daß sie bei Rubinsteins Spiel die Thränen nicht habe zurückhalten können.

„Nun ja, was wollt Ihr," rief sie, „es macht mir nun einmal einen, ich möchte sagen physischen Eindruck, wenn Etwas sich über alle Proportionen der uns umgebenden Welt hinaushebt und uns beweist, daß es eine Vollkommenheit giebt, die wir in bevorzugten Augenblicken ahnen.

„Ach! Wenn wir das Kleinliche, die Nichtigkeit, das Elend, die Inconsequenz des Lebens erkennen, belehrt man uns, das sei eben die Wirklichkeit, das Wahre — und da kommt so eine Offenbarung, sei es durch eine über alles Maß erhabene Leistung, durch ein vollkommenes Kunstwerk oder durch einen Naturgenuß und sagt uns, daß unsere Seele mit ihren übertriebensten Forderungen im Recht ist, da eine Befriedigung derselben möglich.

„Auch das noch hat diese grausame, ironische Macht, die unser Wesen mit seinem Wünschen und Wollen zusammensetzt, uns zur Pein erfunden: daß sie für kurze Momente uns das Höchste bietet, es uns vorspiegelt, damit wir uns nachher des Contrastes desto bewußter würden. Und ihre Grausamkeit geht so weit, Diejenigen, die sie zur Offenbarung dieses Höchsten auserwählt, zugleich Märtyrer ihrer Mission werden zu lassen. Sie sind nicht glücklich, die, denen eine andere Welt erschlossen ist. Seht nur den Ausdruck im Gesichte eines Rubinstein; dieser ergreifende Schmerzenszug über den Augen, der sich während des Spiels so scharf ausprägt, giebt Zeugniß, daß er Alles, was uns so tief erschüttert, in der eigenen Seele trägt."

Gautier bewunderte, wie sie sich so von ihrer Erregung hinreißen ließ, ihr leuchtendes Gesicht, ihre ganze Gestalt, plastisch schön in der Form und harmonisch in jeder Bewegung.

„Was Du Dir doch gleich Außerordentliches einbildest!" sagte Herr Dumont in scharfem Ton, — die Mißbilligung über diese besondere Auffassung war während der Rede seiner Frau deutlich auf seinem Gesichte gelegen.

„Wo nimmst Du nur her, daß Rubinstein ein Märtyrer sei? Er hat einen ungeheuren Zulauf, es gehört zum guten Ton, ihn gehört zu haben. Diese Begeisterung, die ich, nebenbei gesagt, sehr unliebenswürdig für unsere einheimischen Künstler finde, bringt ihm eine Summe ein, wie man sie nie weder für Abgebrannte noch Ueberschwemmte zusammengebracht hat, und Du sprichst von Märtyrerthum!"

Lucienne schien es zu bereuen, in ihrem leidenschaftlichen Ausfall ein Stück von sich selbst preisgegeben zu haben, das sie als unverstandene, an Weltschmerz krankende Frau erscheinen lassen konnte. Sie schlug einen ganz anderen, humoristischen Ton an, erzählte auf geistvoll witzige Art die eben stattgehabte Aufnahme des neuen Akademikers, der sie beigewohnt hatte, und in dem, was sie sagte, offenbarte sich ein so freudiges Interesse an Allem, eine intensive Lebenskraft, die als ureigene, unverwüstliche Gabe ihre Rede durchglühte, daß der Gedanke an ein unbefriedigtes Leben bei Demjenigen, der sie so fröhlich sah, nicht aufkommen konnte.

Gautier wurde beredt unter dem belebenden Einfluß der jungen Frau. Er erzählte in dem humoristischen, etwas paradoxen Ton, der Denjenigen eigen, die im Quartier latin gelebt, von der neuen Strömung, welche sich auf literarischem und künstlerischem Gebiet Bahn gebrochen, von den Literaten der realistischen Schule, den Habitués der Künstlerkneipen zum Chat noir und zum Rat mort; von der Bande jugendlicher Componisten, die mit fanatischer Begeisterung zu Wagners Fahne schwören und ihre Kleider versetzen, um in Brüssel oder gar in München und Bayreuth die Werke des Meisters anzuhören.

Den Professor belustigte es, von dem Treiben der akademischen Jugend zu hören, welche, durch Alter und Stellung in respectvoller Entfernung von ihm gehalten, ihm doch in seinem Berufsleben so nahe stand und für deren Uebertreibungen er ein väterlich nachsichtiges Interesse empfand. Herr Dumont stand noch zu nahe bei der jugendlichen Schaar, um sie objectiv beurtheilen zu können, auch war ihm Alles, was man im Französischen la bohème nennt, alles Revolutionäre, die bestehende Ordnung, das gewohnte Lebensprogramm Bedrohende in der Natur zuwider. Er sprach sehr vernünftig über die socialen Gefahren, welche die neue Richtung für Frankreich heraufbeschwöre. Die beiden Damen nahmen die Sache nicht so ernst. Sie lachten über Gautiers Erzählungen und dieses volle, natürliche Lachen, bei dem sie sich anmuthig zurückbog, gab Lucienne etwas Mädchenhaftes, das sie dem jungen Manne näher brachte.

Nach Tisch, als die Herren aus dem Cabinet des Professors, wo sie geraucht hatten, in den Salon zurückkehrten, fanden sie Madame Dumont und Maria am Clavier. Auf des Professors Bitte sang Lucienne, zuerst französische Lieder von Gounod und Massenet, dann deutsche Musik, mit wahrhaft künstlerischer Begabung. Es war, wie wenn sie jedes Mal etwas ihr ganz Eigenes den Zuhörern mittheilte. Als sie mit ihrer vollen,

weichen, prächtigen Mezzosopranstimme den Schumann'schen Liebesfrühling so zart zurückhaltend, das Innigste ahnen lassend, vor sich hinsang und dann wieder so berauschend selig in Tönen hinausjubelte, da konnte Gautier sich nicht der Frage erwehren: ist das Selbsterlebtes oder hat sie mit künstlerischer Begabung in einer idealen Welt gefunden, was ihr die Wirklichkeit versagt? Und in diesem Zweifel lag für ihn eine ganz besondere Genugthuung.

Dieser Abend ließ einen tiefen Eindruck in Pierre zurück. Es drängte ihn, materielle Thatsachen aus dem Leben Luciennes zu erfahren, aus denen er ihr Seelenleben kennen lernen könnte. Maria gab ihm gern Aufschluß über Alles, was er wissen wollte, und aus seinen eigenen Beobachtungen im näheren Umgang mit den beiden Frauen stellte er sich bald das ganze Wesen der Freundin zusammen.

Madame Dumont war keine Pariserin und hatte sich beim Beginn ihrer Ehe nur mit Mühe an's Pariser Leben gewöhnen können. Sie war den Umgang mit bedeutenden Männern gewöhnt, da ihr Vater, ein bekannter Gelehrter, mit den verschiedensten Menschen verkehrte. Die junge Frau freute sich, in Paris, diesem Mittelpunkt der Intelligenz, allem Wissen näher zu treten, und sie fand eine Gesellschaft, in hundert enge, specielle Kreise eingetheilt, wo wirkliches Interesse nur für Das herrscht, was den Beruf der Betreffenden ausmacht, wo die Geselligkeit zu einem Mittel mißbraucht wird, die Menschen zu ganz niedrigen Zwecken des Ehrgeizes, des persönlichen Vortheiles zusammen zu bringen; und nicht den Geistreichsten, Bedeutendsten huldigte man, sondern den Einflußreichsten. Bei den wenigen Frauen, denen daran lag, einen Salon zu haben, wo literarische, künstlerische, wissenschaftliche Fragen besprochen würden, frappirte sie das Bedürfniß, eine Rolle zu spielen, zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit. Die Damen legten mehr Werth darauf, wer bei ihnen sprach, als was bei ihnen gesprochen wurde. In die Kreise, in welchen ein allgemeiner, von Coterien freier Ton herrscht, weigerte sich Herr Dumont, seine Frau einzuführen. „Ce n'est pas un monde sérieux," erklärte er, man sähe da ein zu gemischtes Publikum, und da er von seinen Berufspflichten sehr in Anspruch genommen war, machte er es wie die Anderen und suchte nur die Gesellschaft auf, die ihm persönlich von Nutzen sein konnte. So fühlte Madame Dumont sich sehr vereinsamt. Ihr Mann kümmerte sich wenig um sie, lebte ausschließlich seinem Berufe und hatte, seinem Ausspruch nach, Ernsteres zu thun, als darüber nachzudenken, ob seine Frau sich befriedigt fühle oder nicht.

Maria allein kannte alle Gedanken und Empfindungen ihrer Freundin, die Enttäuschungen verschiedenster Art, welche diese jugendliche, begeisterungsfähige, erwartungsvolle Natur bedrückten. Aber so reich war diese Natur, so lebenskräftig, daß, obschon sie in dem ihr Liebsten gekränkt worden, doch keine Bitterkeit, kein Unverstandensein bei ihr zu merken war. Sie

hatte sich in sich selbst ein besonderes Reich geschaffen, eine Welt, die ihr genügte, in der Maria heimisch war und in die auch Pierre nach und nach mit freudigem Erstaunen eintreten durfte.

Es wurde ihm dabei zu Muthe, wie wenn man einen Lieblingsschriftsteller liest, in dem man sich selbst wiederfindet, aber vollständiger; einen Schriftsteller, der Einem, wie man sagt, aus der Seele spricht, durch den man seine dunklen Gefühle ergänzt und klar ausgedrückt findet, der Das, was man im Keime in sich trägt, in vollkommenster Entfaltung uns vor die Augen führt. Tiefe Dankbarkeit erfüllte ihn für Diejenige, welche ihm also den Schlüssel zu seinem eigenen Wesen reichte. Weniger ihre Kenntnisse, deren sie sich mehr als Mittel zum Zweck bediente, als ihre Anschauungsweise überhaupt, war ihm eine Offenbarung und durch das Erschließen ihrer ihm tief verwandten Natur gab sie ihm selbst seine eigentliche Gestalt. Wie eine Binde fiel es ihm von den Augen und die Welt erschien ihm in dem Lichte, das wohl bisweilen in ihm aufgeflackert, aber nicht klar und gleichmäßig Alles beleuchtet hatte.

Ein so mächtiger Einfluß konnte sich nicht von einem Tag zum andern geltend machen. Es bedurfte dazu vieler Stunden vertrauten Gesprächs über Alles, was Geist und Gemüth bewegen kann. Maria war meist zugegen und ihre ruhige, verständnißinnige Art gab den lebhaften Discussionen einen festen Hintergrund. Madame Dumont besaß die Gabe der Beredtsamkeit in berückendem Grade. Wenn sie, mit der vollen Stärke der Ueberzeugung, stets das treffende Wort fand; wenn sich die ganze Wärme ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit über die Zuhörenden ergoß, fühlten sie sich wie durch magnetische Kraft ihr unterworfen.

Dieses Verhältniß dauerte einige Monate. Pierre und Lucienne sahen sich bei Maria, bei Madame Dumont, auf Spaziergängen mit den Kindern. Bald fand Pierre keine Ruhe mehr, fern von der jungen Frau. Sein größtes Glück war, in ihrem Gesichtskreise zu athmen. Ein Tag, an dem er sie nicht sah, schien ihm verloren und er fühlte sich am Ende desselben matt und niedergeschlagen, wie wenn er seiner nöthigen Nahrung entbehrt hätte.

So kam der Tag, an dem die Beiden klar in sich schauten und wo ihr gegenseitiges Gefühl, das sie Freundschaft nannten, ihnen als das erschien, was es wohl schon längst in ihren Herzen war.

Sie hatten einen Ausflug in die Wälder von Ville d'Avray gemacht. Es war ein wonniger Septembertag. Die Luft war so durchsichtig, so klar, und doch lag Etwas über der Landschaft ausgegossen, was die Umrisse weicher, verschmolzener machte. Nichts regte sich, die tiefste Ruhe ringsum, als stände die Natur stille in diesen letzten schönen Tagen und zögere, in den traurigen Spätherbst zu treten.

Pierre und Lucienne saßen still an einem Waldabhang. Die Kinder waren mit Maria zum See hinuntergeeilt, um mit den Ruthen, die Pierre

ihnen geschnitten, zu fischen. Das Gespräch drehte sich um Freundschaft, um den Platz, den ein wirklicher Freund im Leben des anderen einnimmt und Gautier meinte, mit ihrer so reichen Natur genüge Lucienne sich eigentlich selbst.

„O! wie sehr sind Sie im Irrthum!" rief sie lebhaft. „Sie verstehen also nicht, welcher Hochgenuß es ist, ein Herz, ein einziges, ganz sein eigen zu nennen? Haben Sie schon darüber nachgedacht, welche Genugthuung für eine stark ausgeprägte Natur darin liegt, eine andere, schwächere Natur ganz sich anzueignen? Ich meine hier unter Schwäche nichts Erniedrigendes, Demüthigendes. In dem Verhältniß, wie ich es verstehe, ist die schwächere Natur die wirklich großartige, durch ihre Hingebung, ihr gänzliches Selbstvergessen.

„Was war mein Dasein bis jetzt? Das in seiner ewigen Anfregung so einförmige Leben der Weltdame. Ich habe den ganzen Weg entlang, an allen Hecken und Büschen etwas von meinen Schätzen hängen lassen. Ich habe die Einen mit meiner Stimme aus ihrer blasirten Gleichgültigkeit aufgerüttelt, die Anderen durch meine paradoxen Einfälle amüsirt. Ich habe durch mein jugendliches Gefühl, meine Begeisterung für alles Schöne, die ich noch nicht genügend in mich verschließen gelernt habe, in Erstaunen gesetzt und für einen Augenblick erwärmt, aber mit all dem, was habe ich erreicht? Es giebt Niemanden, den ich wirklich dadurch für mich gewonnen hätte.

„Da überkommt mich denn manchmal eine wahre Begierde, durch Alles, was ich in mir fühle und dessen ich mir ohne falsche Bescheidenheit bewußt bin, Jemanden wahrhaft an mich zu fesseln, Jemanden, der mich ganz in sich aufnehmen würde, der all das freigebig Verstreute für sich, für sein persönlich Glück auffangen und bewahren würde. Ich möchte, daß Alles, auch das Ungewöhnlichste, was ich denken, fühlen, aussprechen könnte, mit dem feinen Verständniß der wahlverwandten Seele geahnt, aufgenommen und ergänzt würde. O wie herrlich muß es sein, mit dem Dasein eines Anderen zu verwachsen, einem selbst bedeutenden Menschen Alles zu sein! Dies Bewußtsein muß mit berauschendem Stolz und zugleich mit kindlicher Dankbarkeit erfüllen!"

Madame Dumont war unter dem Impuls eines lange verhaltenen, fast unwillkürlich zum Ausbruch kommenden Gefühls aufgesprungen, und so wie sie mit in idealer Leidenschaft aufflammenden Augen, wie selbstvergessen, den Freund anschaute, fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Macht angezogen und mit der seligen Empfindung des Aufgebens seiner selbst stürzte er ihr zu Füßen.

„Laß, o laß mich aufgehen in Dir," flüsterte er, wie in Anbetung, „nimm mich, mein Dasein, mein Herzblut zu Deiner vollständigen Entfaltung."

Im ersten Entzücken ihrer Liebe erschien Pierre und Lucienne Alles umgewandelt, verklärt, veredelt. Sie glaubten sich stark genug, Nichts zu verlangen, was ihrer Ehre zuwider wäre. Gautier versprach der Geliebten, stets so zu handeln, daß sie vor ihrem Manne, ihren Kindern nicht zu erröthen brauche. Es sollte ihnen genügen, in der Gewißheit ihres gegenseitigen, idealen Gefühls glücklich zu sein.

Aber ach! wie verlangend ist das menschliche Herz! und wie unmöglich ist es, der Liebe vorzuschreiben, was sie wünschen soll und was nicht!

Bald lernte Gautier die schrecklichsten Qualen der Eifersucht kennen. Die ruhige Freundlichkeit, die Madame Dumont ihrem Gatten entgegenbrachte und die er früher als einen Beweis ihres weitherzigen, nicht kleinlich empfindlichen Wesens geachtet, war ihm jetzt der Anlaß zu tausend Leiden. Die Art, wie ihr Mann sie vernachlässigte, berührte ihn einerseits peinlich, da er es wie ein Vergehen ansah, daß man sie nicht genügend schätzen konnte; andererseits erfüllte es ihn mit Befriedigung und beobachtete er mit tiefer Genugthuung alle die kleineren und größeren Verstöße, welche Herr Dumont gegen das Gefühl und das ganze Wesen seiner Frau beging. Sogar die Kinder, die ihm doch so herzlich zugethan waren, betrachtete er oft mit Widerwillen, da er wohl fühlte, wie fest dieses Band beide Gatten zusammenhielt.

Sein Leben wurde zum Leiden, aus dem er nicht herauskommen konnte noch wollte. Denn was ihn leiden ließ, machte ihn leben, und er brauchte nur einmal sich ernstlich vorzunehmen, sich von Lucienne loszureißen, um seinen gegenwärtigen Schmerz gering zu achten im Vergleich zu demjenigen, sein Fühlen und Denken nicht mehr von ihr zu empfangen.

Arbeit, Zukunft, Alles wurde ihm Nebensache und gewann ihm nur das Interesse ab, das Lucienne ihm dafür einflößte. Der einzige Ort, außer bei ihr, wo er noch gerne weilte, war bei Maria. Dort fand er die Spur der Geliebten. Alles sprach ihm von ihr, aber milder, beruhigender, als wenn er bei ihr war. Maria ging so verständnißvoll in Alles ein, ohne Vorwurf und ohne Entschuldigung, eben einfach die Lage begreifend und ihn mit diesem innigen Verständniß mehr aufrichtend und tröstend, als mit Warnungen und Beweisgründen.

Madame Dumont, erschreckt über die Wendung, welche ihr Verhältniß zu Pierre genommen, beschwor ihn, durch eine Trennung sich selbst wiederzugewinnen und diese Abhängigkeit von ihr, die sie jetzt wie eine schwere Verantwortlichkeit empfand, von sich abzuschütteln. Er willigte in eine längere Reise ein, aber während seiner Verbannung dachte und wünschte er nur Eins: seine theuern Fesseln wieder aufzunehmen.

Nach Paris zurückgekehrt, steigerten sich seine Leiden womöglich noch mehr. Er wußte nicht, was ihm peinlicher: daß er die Geliebte nicht sein eigen nennen konnte, oder daß sie einem anderen Manne angehörte. Dazu noch die Nothwendigkeit, an ihrem äußeren Leben nur einen dürftigen

Antheil nehmen zu können. Er, der Zeuge ihrer unbedeutendsten Handlungen hätte sein mögen, fühlte sich ausgeschlossen. Die kurzen Stunden, die Lucienne ihm schenken konnte, erschienen seinem Verlangen als ein ärmliches Almosen und wenn er sie verließ, nach einem Beisammensein, das sie mit ihrem ganzen Reiz ihm zum Genuß zu gestalten versucht, während dessen er aber stets den herannahenden Augenblick des Abschieds drückend fühlte — da war er verlassener und bedürftiger als je.

Dazu kam, daß er wirklich seine Besuche zu beschränken für nothwendig hielt, in der Sorge um den Ruf der Geliebten. So lange sie in gänzlicher Unbefangenheit sich sahen, empfanden sie keine Aengstlichkeit um Etwas, was ihnen als natürlich und unschuldig erschien. Jetzt, wo die Unbefangenheit aus ihrem Verkehr verschwunden war, beobachteten sie mit Mißtrauen die sie Umgebenden, stets einen Verdacht wähnend. — Was aber Pierre am meisten zu Herzen ging, war der Gedanke, daß sein Zustand Derjenigen, die er um den Preis seines Lebens hätte glücklich machen wollen, nur Kummer und Sorge schuf. Er, der geglaubt hatte, durch die gänzliche Hingabe seiner selbst ihr Leben zu bereichern, zu verschönern, er fühlte mit Verzweiflung, daß er in dasselbe nur ein beunruhigendes Element gebracht hatte.

Unterdessen hatte sich der Onkel Marias verheirathet. Die junge Frau war eine ungebildete intriguante Person, die den reichen Professor durch ihr hübsches Aeußere gewonnen hatte. Marias Stellung im Hause, welche sie sich durch ihr feines, tactvolles Wesen erworben, war der Neuangekommenen ein Dorn im Auge. Sie that ihr Möglichstes, dem Mädchen den Aufenthalt bei ihrem Onkel so schwierig wie möglich zu machen. Maria litt bitter unter dieser demüthigenden Abhängigkeit, so daß sie zuletzt den Entschluß faßte, auswärts eine ihrer würdigere Stellung zu suchen, die, wenn auch anscheinend untergeordnet, ihr eine Freiheit verschaffen würde, auf welche sie in ihren drückenden häuslichen Verhältnissen nicht rechnen konnte.

So erklärte sie denn eines Tages den Freunden, sie habe sich entschlossen, eine Stelle in Wien bei einer ihr befreundeten älteren Dame anzunehmen.

Diese Eröffnung machte Gautier betroffen. Sollte er die ihm theure Freundin fortgehen lassen, in eine untergeordnete Stellung, sie, deren zarte Gesundheit aller Schonung bedurfte? — Und — er gestand es sich — auch der egoistische Gedanke, das einzige Wesen zu verlieren, in dessen Nähe er auf sanfte, beruhigende Weise der Geliebten gedenken, von ihr sich unterhalten konnte, schmerzte ihn tief.

An einem trüben Wintertag, als Maria in ihrem kleinen Salon dem Freunde von ihrer bevorstehenden Abreise sprach, nicht mit dem erwartungsvollen Lebensmuthe, mit dem man in jungen Jahren in die weite Welt hinaus, in eine neue Umgebung zieht, sondern mit dem ängstlichen Gefühl

des Unbekannten, mit der Müdigkeit einer losgelösten Seele, der die Welt mit ihren gehaltlosen Ueberraschungen gleichgültig ist — da sagte Pierre, ihre Hände ergreifend:

„Warum wollen Sie hinaus, in die Fremde, wo kein besonderes Interesse Sie hinruft, wenn Sie die Ruhe, die Unabhängigkeit und die Stütze des treuesten Freundes hier finden können?"

Sie sah ihn fragend an. Da erklärte er sich deutlicher.

„Sie kennen meine Liebe für Lucienne. Sie wissen, daß dieses Gefühl meine ganze Zukunft ausfüllen wird, und daß ich also nie den Gedanken fassen könnte, mich auf hergebrachte Weise zu verheirathen. Aber meine Freundschaft und Sympathie für Sie machen es zu einem meiner lebhaftesten Wünsche, Sie verhältnißmäßig glücklich und in materieller Unabhängigkeit zu wissen. Ich weiß, daß auch Sie, in Folge einer traurigen Erfahrung, die Sie gemacht, entschlossen sind, auf die Ehe zu verzichten. Erlauben Sie mir also, Ihnen eine bleibende Zuflucht in meinem Hause anzubieten, und da ein solches freies Zusammenleben in den Augen der Welt unmöglich ist, so willigen Sie ein, dasselbe durch die verschiedenen Förmlichkeiten, die eine vollgültige Ehe bedingt, vor jeder Mißdeutung und jedem Angriff zu schützen. Mit andern Worten: werden Sie meine Frau vor der öffentlichen Meinung. Sie kennen mich genugsam, um zu wissen, daß diese Uebereinkunft Ihnen die vollkommenste Freiheit sichert und daß Sie in mir stets den achtungsvollsten, ergebensten Freund finden werden."

In Marias Augen war es beim Beginn seiner Rede wie Schreck aufgestiegen, aber als Gautier geendet, war ihr Gesicht ruhig geworden und nach einem langen Stillschweigen, währenddessen sie nachdenklich ins Feuer geblickt hatte, sagte sie endlich:

„Ihr Vorschlag, werther Freund, ist so außergewöhnlich, daß er in mir ein gewisses Unbehagen erregt, eine Bangigkeit, wie vor etwas Außerordentlichem, nicht in der Natur Liegendem. Ich anerkenne die edeln Beweggründe, die Ihnen dieses seltsame Anerbieten eingeben, aber lassen Sie mir einige Tage Bedenkzeit. Ich weiß nicht, thun wir Recht, uns mit freiem Willen in eine so unatürliche Lage zu versetzen — und dann," fügte sie mit einigem Zögern hinzu, „möchte ich vor Allem mit Lucienne darüber sprechen. Jetzt erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen, ich fühle das Bedürfniß, mit meinen Gedanken ins Klare zu kommen."

Mit warmem Händedruck schied sie von dem Freunde.

Des andern Tages wurde Gautier zu Maria beschieden, die er mit Madame Dumont in ihrem Zimmer fand.

Maria war etwas blasser als gewöhnlich und ihre matten Augen trugen die Spuren einer schlaflosen Nacht. Lucienne schien in glücklicher Stimmung. Sie kam Pierre mit einer gewissen freudigen Feierlichkeit entgegen und ergriff seine Hand.

„Maria hat mir Ihr Anerbieten mitgetheilt," sagte sie, „und ich

begreife und billige es vollkommen. Mir giebt der Gedanke, unsere treue Freundin in Ihrem Schutz zu wissen, eine innige Beruhigung. Auch Ihr eigenes Leben wird durch die Sorge dieser verständnißvollen Gefährtin geordneter, friedlicher und heiterer werden, und ich brauche mich nicht mehr mit der Frage zu peinigen: was macht er wohl jetzt in seiner Einsamkeit? Unser eigenes Verhältniß, mein lieber Freund," setzte sie nach einer kurzen Pause mit einem tiefen Athemzug hinzu, „wird unter dem heiligenden Schutze Ihrer Verbindung mit Maria reiner, geläuterter und dadurch auch schmerzenfreier als berechtigter, freundschaftlicher Verkehr fortbestehen."

Maria schien, von der lebhaften Theilnahme und Zustimmung der Freundin beeinflußt, die Sache in günstigem Lichte anzusehen und so wurde beschlossen, daß Gautier am folgenden Tage bei dem Professor um die Hand seiner Nichte anhalten solle.

Noch einmal kam Maria auf ihre Bedenklichkeiten zurück, als Madame Dumont sie mit Pierre allein ließ.

„Haben Sie nie daran gedacht," sagte sie langsam und ernst, ohne den jungen Mann anzusehen, „daß Lucienne frei werden könnte und ihrer gegenseitigen Liebe dann kein Hinderniß mehr entgegen stände?"

Pierre erschrak über diese Worte und wie durch einen Blitz beleuchtet sah er einen Augenblick lang das Bild einer seligen Zukunft vor seinen Augen. Aber diese Vorstellung verschwand schnell, wie sie gekommen, und mit ruhiger Stimme antwortete er:

„Der Gedanke, mein Glück dem Eingreifen des Todes zu verdanken, widersteht mir. Zudem ist Luciennes Mann jung, kräftig, voll Lebensmuth, so daß, wenn je einmal Lucienne über ihre Freiheit verfügen könnte, es erst nach langen Jahren sein würde. Dann werden unsere leidenschaftlichen Herzen ruhiger schlagen, und die Freundschaft, die uns jetzt so schmerzliche Opfer kostet, wird uns dann als das höchste Gut erscheinen."

Maria ließ sich von ihm überzeugen. Kurze Zeit darauf wurden sie getraut und Maria zog in das Haus des Freundes.

Mit ihrer Zartheit, ihrem Tact verstand sie es, diese seltsame Verbindung zum schönsten Freundschaftsverhältniß zu gestalten. Sie schuf Gautier ein Heim, in dem er sich äußerlich behaglich fühlte und wo er sicher war, stets ein liebevolles Verständniß zu finden für Alles, was ihn beschäftigen konnte. Die weiche, lindernde Atmosphäre, mit der sie ihn umgab, war für Pierres schmerzendes Gemüth, das sich während so langer Zeit müde gemartert hatte, eine Wohlthat, der er sich ohne Rückhalt hingab.

Nach und nach gewann er wieder Interesse für die Welt um ihn her. Er nahm seine Arbeiten, die er lange vernachlässigt, wieder auf. Die Möglichkeit, sich in jedem Augenblicke aussprechen zu können, entriß ihn sich selbst und seinen stillen Qualen.

Sie vermieden es jedoch mit einer gewissen Scheu, seit sie vereinigt waren, auf directe Weise über Gautiers Gefühl für Lucienne zu sprechen.

Wenn Maria den Freund traurig und in sich gekehrt fand, suchte sie ihn durch ein Gespräch, eine Lectüre, einen Spaziergang zu zerstreuen.

Madame Dumont wurde stets mit Glück und Freude empfangen, und wenn sie muthlos oder nervös aufgeregt schien, was jetzt öfters der Fall war, so boten Pierre und Maria Alles auf, um die alte, lebensfrohe Lucienne wieder zu erwecken.

Eines Abends wohnte Madame Dumont mit ihrem Manne in der Loge des Freundes einer Vorstellung im Théâtre français bei. Man spielte „On ne badine pas avec l'amour" von Musset. Lucienne war sehr belebt. Auf ihren ausdrucksvollen, beweglichen Zügen war deutlich der Eindruck zu lesen, den das Stück in ihrer Seele erweckte. Die Augen glänzten, die feinen Nasenflügel bebten und der kleine Kopf mit dem reizend geordneten blonden Haar drehte sich bei jeder zarten Nuance in Spiel oder Ton mit der raschen Bewegung einer selbstbewußten Natur zu Maria oder dem Freunde, um mit einem Blick die Genugthuung des gemeinsamen Verständnisses zu erhaschen.

Während eines Zwischenactes machte Gautier eine neckende Bemerkung über das jugendliche Interesse, mit dem Madame Dumont das Theater genieße.

„Nun ja," antwortete sie, „ich kann mir keinen Kunstgenuß ohne das lebhafteste Interesse an der Sache vorstellen. Das ist vielleicht der wahre Maßstab, nach dem wir ein Werk messen sollen: ob dasselbe fähig ist, uns für Momente so intensiv zu beschäftigen, daß wir uns selbst entrissen und mit ganzer Seele in die Umgebung, in die Stimmung versetzt werden, in die uns der Schöpfer des Werkes bringen will. Dieses aus sich Heraustreten hat einen ganz besonderen Reiz, wie wenn wir auf kurze Zeit von einer Person getrennt würden, die uns im Ganzen genommen recht sympathisch sein kann, mit der wir aber, gar zu eng verbunden, jeden Augenblick unseres Lebens verbringen müssen. Wir fühlen eine ordentliche Dankbarkeit für den, dem es gelingt, uns durch etwas außer uns Liegendes zu fesseln."

Maria, die etwas leidend aussah, war nicht so mittheilsam. Sie schien mit großer Ruhe, selbst etwas gleichgültig, das Stück zu verfolgen, dessen Aufführung sie schon mehr als ein Mal beigewohnt hatte.

Bei der Scene, in der Delaunay als Perdican mit der ganzen Innigkeit seiner süß eindringlichen Stimme und der jugendlichen Gluth eines seelenvollen Spiels seiner Cousine Camille die Macht der Liebe erklärt und ihr Vergehen an diesem höchsten der Gefühle, das sie nur mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen beurtheilt, lehnte sich Maria etwas an den Schatten der Loge zurück und Lucienne, welche sie zufällig beobachtete, sah zu ihrem Erstaunen zwei schwere Thränen sich in ihren großen

dunklen Augen formen. Mit einer ruhigen Bewegung glitt Marias Hand einen Augenblick über die Augen, und Lucienne würde an einen Irrthum ihrerseits geglaubt haben, hätte sie nicht auf dem Handschuh der Freundin einen feuchten Fleck bemerkt.

Von beängstigenden Gedanken gequält, verbrachte Lucienne die Nacht. Mit dem hellsehenden Blick der Leidenschaft erkannte sie in der Gemüthsbewegung Marias im Theater ein tiefes Gefühl für Pierre. Schon lange hatte sie es geahnt durch den dumpfen Schmerz, den sie im eigenen Herzen empfand, jedes Mal, wenn sie durch ein gutes Wort, eine rücksichtsvolle Aufmerksamkeit des Freundes gegen Maria den Platz erkannte, den Diese mit ihrem sanften, unpersönlichen Wesen, im Dasein des jungen Mannes einnahm. Und sie selbst hatte zu diesem Zusammenleben gerathen! Sie hatte geholfen, die unauflöslichen Bande zu knüpfen, welche die so verschiedenen Wünsche und Gefühle dreier Menschen zu einem harmonischen Ganzen vereinigen sollten. Die widersprechendsten Gefühle wechselten in ihrem Innern. Bald klagte sie die Freundin an, wie wenn sie sich eines Treubruchs schuldig gemacht hätte, bald bestätigte sie in ihrem Herzen mit Rührung und Bewunderung die Selbstlosigkeit Marias, die ihr jetzt, im Bewußtsein des Seelenzustandes der Freundin, als etwas Großartiges erschien. Aber als fester Hintergrund hinter all dem Hin- und Herdenken setzte sich eine Ueberzeugung in ihrer Seele fest, welche die Aufrichtigkeit gegen sich selbst ihr peinlich deutlich machte: sie selbst war das Hinderniß, das ein je mögliches Glück der beiden Freunde unmöglich machte. Ja, wenn sie nicht mehr wäre, dann könnte das neue Verhältniß seine Uebermacht beweisen und selbst den Tod besiegen. Und zum ersten Mal dämmerte in ihrer Seele ein dunkler Gedanke auf, dem sie nicht einen klaren Ausdruck geben mochte.

Der Stachel, den jener Abend im théâtre français Lucienne in's Herz gebohrt, blieb ihr von da an immer fühlbar. Wenn sie, getrieben von einer inneren Unruhe, zu den Freunden eilte und dieselben im Arbeitszimmer des Freundes, oder im Salon Marias, der in allen Details seiner Ausstattung den Stempel des Geschmackes der jungen Frau trug, so ruhig, wie geborgen vor inneren Kämpfen, beisammen fand, so kam sie zurück mit unbestimmten Qualen, die in ihrem Innern wogten.

Aus diesem peinlichen Zustande wurde sie aufgerüttelt durch eine Krankheit ihres Mannes. Herr Dumont hatte sich auf einer Reise eine Lungenentzündung zugezogen und mit erschütternder Schnelle erlag er derselben.

Lucienne war wie betäubt von diesem unerwarteten Schlag. So fern ihr Mann im Leben ihr auch gestanden, vor dem Ernst des Todes verschwanden die eigenen Ansprüche und Enttäuschungen und sie beweinte in ihm den Vater ihrer Knaben.

Aber so sehr sie sich dagegen sträubte, nach einiger Zeit nahmen ihre

Empfindungen, den Freunden gegenüber, wieder die Oberhand. Mit demüthigender Bangigkeit erkannte sie, wie die Macht über sich und ihr Gefühl ihr mehr und mehr entging. Wie vor einer eindringenden Elementarkraft blieb sie machtlos und unthätig. Ihre veränderte Lage wurde ihr zur neuen Pein: jetzt war sie befreit von äußeren Banden, und dennoch gebundener als je! Es gab nur eine Art, diese außergewöhnliche Situation erträglich zu machen: Lucienne mußte ihre Liebe zu Pierre überwinden, dieselbe in reine Freundschaft verwandeln, das fühlte sie. Aber war ihr das möglich? Was konnte sie für ihre leidenschaftliche, persönliche Natur, die sich vor einem solchen Opfer, wie vor einer physischen Abtödtung, sträubte!

Und öfter und deutlicher stieg in ihr der Gedanke auf, ihrem Verhängniß durch ein freiwilliges Verschwinden zu entfliehen.

Wie eine an und für sich unbedeutende Begebenheit von größter Wichtigkeit für uns werden kann, weil sie in gedrängter Form uns typisch das vor Augen führt, was uns auf tausendfache Weise beschäftigt, so genügte zuletzt eine halbstündige Unterredung mit Maria, um Lucienne plötzlich ihr Loos ganz unerträglich erscheinen zu lassen.

Die Freundin war, wie oft des Morgens auf dem Rückweg von einem Gang in die Stadt, einen Augenblick zu Madame Dumont gekommen. Lucienne hatte einen schlimmen Tag. Der strahlende Sommermorgen erschien ihr als eine Ironie, der einförmig blaue Himmel ermüdend und die Sonne zudringlich.

Maria sah gut aus. Der frühe Gang hatte ihr Gesicht geröthet. Mißtrauisch sah Lucienne auf das reizende, gut gemachte Sommerkleid und auf die hübsche Frisur der Freundin. Es war unleugbar: seit einiger Zeit verwendete Maria mehr Sorgfalt auf ihr Aeußeres. Auch in ihren Worten zeigte sich mehr actives Interesse am Leben.

Lucienne ließ sich, wie gewohnt, einen genauen Bericht geben über Alles, was die Freunde getrieben, seit sie dieselben gesehen.

„Gestern Abend," erzählte Maria, „machten wir eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne. Wir fuhren nicht bei Dir vor, da wir wußten, daß Du eine Tante zum Diner hattest. Es war herrlich! Die Luft wie ein frisches Bad nach dem heißen Tag. Der Mond begleitete uns mit seinem milden Licht zwischen den dunklen Zweigen der Bäume hindurch. Nach Hause zurückgekehrt, konnten wir uns nicht entschließen, uns schon in unsere Zimmer einzuschließen. Wir lasen noch lange, bei offenen Fensterthüren, in Goncourt's ‚Madame Gervaisais‘ und die stimmungsvollen Naturbeschreibungen aus Italien, denen ein ganz besonderer Reiz entströmt, erweckten in uns allerlei Reisegelüste. Wir haben die Absicht, nächsten Winter einige Zeit in Rom zu verbringen."

Dieses einfache Wort gab Lucienne einen Stich in's Herz. Sie fühlte es heiß in sich aufwallen und fast wäre ihr eine brutale Aeußerung

entfahren. Mit welchem Recht verfügte Maria über das Thun und Treiben des Freundes, machte Pläne, an denen Lucienne keinen Theil hatte?

„Vielleicht kannst Du es einrichten, uns zu begleiten,“ fügte Maria, die Verstimmung der Freundin bemerkend, hinzu.

„Du weißt, daß mir das unmöglich ist, jetzt, wo ich allein die Erziehung der Knaben zu leiten habe,“ gab Madame Dumont kurz zur Antwort.

Und die Conversation plötzlich abbrechend, zeigte sie der jungen Frau eine neue Stickerei mit etwas fieberhafter Hast.

„Ich muß nach Hause,“ sagte Maria nach einer kurzen Weile. „Pierre bat mich, früh heimzukehren, da er mich nöthig hat für eine Arbeit, bei der ich ihm helfe. Auf Wiedersehen diesen Abend, Liebe, nicht wahr?“

Lucienne antwortete ausweichend und erwiderte nur flüchtig den warmen Kuß Marias.

Nachdem diese verschwunden, blieb Madame Dumont lange auf ihrem Stuhl sitzen und starrte zu Boden. Ihre Hand hatte sie unbewußt auf's Herz gelegt, wo sie einen dumpfen Schmerz fühlte. Ein bitterer Zug zitterte um ihre Lippen.

„Ich muß nach Hause, Pierre hat mich nöthig.“ Diese letzten Worte der Freundin tönten in ihrer Seele nach. „Ihr Heim ist das seine; ihr Zusammenleben hat schon solche Fortschritte gemacht, daß sie ihm nothwendig ist! In der Gegenwart, in der Zukunft, auf immer ist nur Raum für Zwei in Pierres Dasein. Maria hat das bestimmende Wort; für Lucienne bleibt nur ein Ehrenplatz, außerhalb des Lebens der Freunde.“

Mit Verzweiflung stieß sie sich an der Mauer, die dieses fortwährende Zusammensein leise aufgebaut. Die einfache, selbstverständliche Art, mit der Maria über gemeinschaftliche Pläne sprach, zeigte deutlich, wie sichern Fuß sie in ihren neuen Verhältnissen gefaßt hatte.

Lucienne sprang auf.

„Es eilt, wenn ich will, daß mein Fortgehen noch eine unausfüllbare Lücke reißen soll. Noch einige Monate und die ausgleichende Macht der Zeit hat ihre ebnende Hand über Pierres himmelstürmende Gefühle gleiten lassen.“

Wie abwehrend streckte sie die Hände vor sich hin. Ein heftiges Bedürfniß, fort zu eilen, den beängstigenden Bildern zu entfliehen, überkam sie. Fern von der Quelle, der nur noch Leiden für sie entströmen konnten, wollte sie ihre Gedanken sammeln — es solle dann kommen was da wolle.

Des Abends erklärte Madame Dumont den Freunden, sie habe beschlossen, mit den Kindern eine Reise in die Schweiz zu machen. Pierre und Maria freuten sich darüber, in der Hoffnung, die Veränderung werde Lucienne an Leib und Seele wohlthun, und wenige Tage später begleiteten sie die kleine Reisegesellschaft an die Bahn. Die Wünsche um eine glückliche Reise und ein frohes Wiedersehen wurden den Abfahrenden nachgerufen.

Noch einige Augenblicke lang sah Lucienne das weiße Tuch und die liebevollen Winke der Zurückbleibenden. Mit innerem Grauen fragte sie sich: „Wie werde ich zurückkehren?“

Es war an einem Abend im August, als Madame Dumont mit den Knaben und einem treuen Diener, den sie von Paris mitgenommen, in Brieg, der letzten Eisenbahnstation im Rhonethal, ankam. Die Reisenden sollten den andern Morgen den Weg nach Leuck im Wagen zurücklegen und von dort zu Fuß über den Gemmipaß nach Kandersteg hinuntersteigen.

Madame Dumont schickte die Knaben früh zu Bett, damit sie für den folgenden Tag ihre Kräfte sammeln könnten; dann trat sie auf den Balkon vor ihrem Fenster, in die milde Sommernacht hinaus. Unter ihr blühte und duftete ein ländlicher Blumengarten, mit engen, buchsumsäumten Wegen. Sie konnte auf den langen Stengeln die Sonnenblumen erkennen, trotz der phantastischen Formen, die alle Gegenstände in dem nächtlichen Lichte annahmen. Bald stieg der Mond hinter den Höhen zwischen Tannenzweigen hinauf, groß, golden leuchtend. Mit lautloser Macht legte sich das Mondlicht über die Erde, die unter ihm so unbeweglich dalag, als ob es einen Zauberbann über Alles ausgösse, der das Beschienene idealisire, festhalte in regungsloser Form, als plastischen Schattenriß.

Etwas von dieser geheimnißvollen Erstarrung kam über Lucienne. Lange saß sie da, so zu sagen nur physisch lebend, die Gedanken umschwebten sie in unbestimmten Formen. Aber dumpf fühlte sie hinter dieser weichen, sie einschließenden Atmosphäre etwas Schweres, Trauriges, das sie erwarte.

Nach und nach wurden ihre Gedanken deutlicher. Die ganze Reihe ihrer Leiden — vergangene, gegenwärtige, zukünftige — trat unbehindert in der Stille der Nacht an sie heran. Es waren jetzt vierzehn Tage, seit sie von den Freunden geschieden und die Trennung, von der sie Besserung erhofft, hatte ihren peinlichen Zustand noch geschärft. Es war, wie wenn Etwas von ihr in Paris geblieben wäre und sie magnetisch dorthin zurückzöge. Eine grausame Neugier folterte sie jeden Augenblick ihres Lebens, den sie nicht in gänzlicher Ermattung oder in traumlosem Schlafe verbringen konnte: was machen sie jetzt? Und dahinter die Gewißheit, welche den Hintergrund ihres ganzen Denkens bildete: es kann nie mehr geändert werden; ich kann nur zu neuen Qualen zurückkehren.

Eine tiefe Müdigkeit überkam sie vor der Nothwendigkeit, von Neuem den Kampf mit sich selbst aufzunehmen.

Sie dachte daran, mit den Knaben Paris ganz zu verlassen, sich ein neues Heim in einer anderen Gegend zu schaffen, vielleicht hier in der Schweiz; — man sagte, die Schulen seien hier ausnehmend gut — sie würde ganz ihren Kindern leben und so könnte es vielleicht noch gute Tage

geben. Ja, wenn sie ihn allein in Paris wüßte, aber an der Seite Marias! Ihr eigenes Bild je mehr und mehr in den Hintergrund tretend und das neue Verhältniß, gekräftigt durch liebe Gewohnheit, seine ganze Macht bethätigend! Bei diesem Gedanken stieg brennende Eifersucht in ihr auf und nahm ihr den Athem. Nein, nein, fort in gänzliche Unempfindlichkeit! Das Bedürfniß, der Pein zu entfliehen, das sie aus Paris fortgetrieben hatte, trieb sie jetzt aus dem Leben.

Sie erinnerte sich, wie sie in ihrer Kindheit nach einem beschämenden Vergehen sich in die höchsten Räume des Hauses flüchtete, oder in den hintersten Winkel des Gartens, ihren Kopf in einen Heuhaufen steckte, oder in die Aeste eines Baumes kletterte, um sich selbst zu entfliehen. Jetzt wollte sie sich in vollkommenes Nichtsein flüchten. Ruhe, Ruhe, Ruhe, — sie wiederholte einige Male das Wort, erst heftig verlangend, dann sanfter, leise und bittend. Und ein so tiefes Mitleid mit sich überkam sie, daß sie in Thränen ausbrach.

Nach und nach wurde es stiller in ihr. Mildere Gedanken zogen durch ihre Seele. Sie dachte an einen Gott, der, verständnißvoller als die besten Menschen, vor der Fülle ihrer Leiden erbarmungsvoll den Schritt zuließ, den sie vorhatte.

Freilich, wie sie sich selbst prüfte, blieb ein dunkler, unreiner Grund, in den hinabzusteigen sie sich scheute: die unbestimmte Befriedigung, die sie empfand, durch ihren Tod das keimende Glück der beiden Freunde zu zerstören. Selbstlos war ihr Entfliehen nicht. Bis zuletzt machte ihre ureigene Natur sich geltend; aber diese demüthigende Erkenntniß erfüllte sie mit Erbarmen für das ganze menschliche Elend, das aus einer scheinbaren Willensfreiheit erwächst, die an tausend Bedingungen geknüpft ist.

Am Ende wurde es so ruhig in ihr, daß ihre Phantasie mit einem losgelösten Interesse, wie wenn sie schon nicht mehr in ihren Körper gebannt wäre, den Lebensgang der beiden Knaben verfolgen konnte. Maria würde sich ganz denselben widmen, das wußte sie — was der Freund thun werde, blieb ihr dunkel — aber unter Marias Leitung würden sie zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Das, was sie in Augenblicken schmerzlich empfunden, wurde ihr jetzt zum Troste: daß Niemand auf dieser Erde den Anderen unentbehrlich ist und daß besonders ihre wohlbegabten, gesunden Knaben Lebensfähigkeit genug besäßen, um der Mutter im Kampf um's Dasein nicht zu bedürfen. Und was das Gefühlsleben anbetraf, würde sie mit ihrem allzu leidenschaftlichen Empfinden auf die Kinder nicht einen Einfluß ausüben, der dieselben zu späteren schweren Leiden bestimmte?

Der Mond war untergegangen und die Luft wurde kühl. Am heller werdenden Himmel erblaßten nach und nach die Sterne. Es ging durch die Natur eine leise Bewegung, wie die Vorbereitung zum nahen Aufgang der Sonne.

Aber Lucienne wollte den Morgen nicht erwarten. Wozu diese Sonne,

deren Untergang sie vielleicht nicht mehr sehen sollte? Denn es stand klar in ihrer Seele: wenn sie den dunkeln Schritt thun wollte, so bot der Uebergang über die Gemmi ihr die beste Gelegenheit dazu.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und schloß die Läden. Dann zündete sie die Kerzen an und begann zu schreiben. Ihr Brief an Pierre und Maria zeigte, wie eine Leidenschaft, die nicht in gesundem Boden, in natürlichen Verhältnissen sich entwickelt, nach und nach Gewissen, Urtheil, Gefühl trübt und fälscht. Diese Frau, die doch mit ihrem Verstand und Herzen einsehen mußte, daß das Schreckliche ihres freiwilligen Todes das Leben der ihr liebsten Wesen auf immer verdüstern werde, sprach mit der natürlichsten Ueberzeugung von ihrem Entschlusse, als der einzig möglichen Lösung einer ihr unerträglichen Situation.

Sie bat um Verzeihung für das, was sie auszuführen gedenke, und legte den Freunden die Sorge um die Kinder an's Herz.

„Sie dürfen nie erfahren," schrieb sie, „wie und warum Ihre Mutter aus dem Leben gegangen ist; so werden sie, nachdem das Schreckliche eines solchen Unfalls, das ich ihnen leider nicht ersparen kann, vorüber, mir ein liebes, heiteres Andenken bewahren."

„Ich scheide," hieß es an einer andern Stelle, „nicht in leidenschaftlicher Verzweiflung, sondern mit ruhiger Ueberlegung und ganz einig mit mir selbst. Nur ein Leben könnte mir lebenswerth erscheinen und das ist mir auf immer verschlossen."

Ihre ganze leidenschaftliche Liebe für den Freund zeigte sich in der Erklärung, warum ihr das Leben unerträglich geworden.

„Die wahre Qual meiner Seele," schrieb sie, „ist nicht der Gedanke, daß meine Freiheit, die mir das höchste Glück hätte bringen können, als Last den Rest meines Lebens bedrücken würde; nein, meine wahre Qual ist die Gewißheit, die ich nach und nach mit dem Scharfblick der Leidenschaft und ach! mit wie viel Schmerzen erlangt habe, daß Maria Liebe zu Dir im Herzen trägt und daß auch Du Dich der wohlthuenden Gewalt dieser edeln und tiefen Natur nicht entziehen kannst."

Der Brief endete mit der Bitte, ihrer liebevoll, doch nicht störend für's eigene Leben zu gedenken.

„Ihr könnt vielleicht noch glücklich werden," meinte sie, „wenn erst mein Bild erblichen."

Konnte sie wirklich glauben, daß auf solchen Trümmern ein spätes Glück erblühen könne, oder wollte sie in diesem äußersten Augenblick sich die grausame Wahrheit nicht eingestehen, die in ihrem Innersten lebte?

Nachdem sie den Brief versiegelt und Pierres Adresse darauf geschrieben, legte sie sich auf ihr Bett und, einer wohlthätigen Abspannung nachgebend, verfiel sie in einen traumlosen Schlaf.

Um die bestimmte Zeit brach Madame Dumont mit ihren Kindern auf. Es ist ein langer, wildschöner Weg bis nach Leuk. Lucienne war in sich gekehrt, doch von milder Freundlichkeit mit den Knaben. Sie, die in letzter Zeit oft aufgeregt oder zerstreut gewesen war, legte ihren Arm jetzt mit innigem Interesse um die Kinder. Dieselben erzählten später, ihre liebe Mama habe so vertraut mit ihnen gesprochen, wie schon lange nicht mehr. Aber in ihrer Art lag etwas Unpersönliches, eine gewisse Losgelöstheit, wie sie oft Kranke beim Herannahen des Todes gegen ihre Liebsten an den Tag legen, wie wenn sie damit schon leise die Bande loslösen wollten, die sie an's Leben fesseln. Von Zeit zu Zeit fühlte sie mit der Hand nach dem Briefe, den sie in die Tasche geschoben hatte. Dieses war mahnende Wirklichkeit für sie, ein handgreifliches Zeichen ihres Vorhabens. Einmal kam ihr plötzlich der Gedanke: Wenn die erste Person, die uns allein begegnet, eine Frau ist, so thue ich es heute, aber sogleich darauf schämte sie sich, das Ernsteste von einem geringfügigen Zufall abhängig zu machen.

In Leuk frühstückten die Reisenden. Jetzt schien Lucienne von einer gewissen Hast befallen. Sie trieb zum Fortgehen und hörte nicht auf die Kinder, welche sich den Ort näher besehen wollten. Vor dem Aufbruch warf sie den inhaltschweren Brief in den Postschalter.

Madame Dumont, die eine gute Fußgängerin war, schlug Tragsessel und Pferd aus und so machte sich die kleine Gesellschaft zu Fuß, in Begleitung von zwei Führern, auf den Weg nach der mächtigen Felswand, die den Hintergrund des grünen Thalkessels bildet.

Die Knaben pflückten von den farbenreichen Alpenblumen und brachten sie ihrer Mama. Sie steckte ein Sträußchen davon in den Gürtel und dachte mit wehmüthigem Lächeln, wie wenn es nicht sie selbst anginge, daß diese letzte Gabe der Kinder bald als rührendes Detail erwähnt werden würde.

Nach einer Stunde begann der Weg im Zickzack die senkrechte Felswand der Gemmi hinauf. Die Knaben klommen behende den schmalen Steig, der oft einer Wendeltreppe ähnlich sieht, hinan und bald entzogen die zahlreichen Biegungen die rüstigen Bergsteiger den Blicken der nachfolgenden Mutter. Dieselbe blieb immer mehr zurück. Sie wußte, daß der Weg bis zur Höhe hinauf anderthalb Stunden in Anspruch nehme. In diesem Zeitraum also mußte es vollbracht werden. Je mehr und mehr zog sich der Gedanke, der bisher in weiten Kreisen durch ihre anderen Gedanken gelaufen war, zusammen zu einem deutlichen, festen Punkt: jetzt muß ich es thun; werde ich den Muth dazu haben? Und mit einer Art fatalistischer Resignation ließ sie es darauf ankommen. Einige Male schon hatte sie sich an einer gefährlichen Stelle über das Geländer hinausgelehnt, aber jedes Mal hielt ein geringfügiger Zwischenfall, der ferne Ruf der Knaben, der Flug eines aufgescheuchten Vogels, sie zurück. Die Entfernung

bis zur Paßhöhe nahm immer mehr ab; sie hätte mögen die fröhlich Voransteigenden zurückrufen. Zuletzt versanken alle die Sorgen, die sie in den Tod trieben und welche sie bisher in jedem Augenblick ihres Lebens dumpf in sich gefühlt, vor dem einen Gedanken: werde ich es thun? Zwei, dreimal ging sie eine Wette mit sich ein, dort soll es geschehen, weiter gehe ich nicht, und immer wieder setzte sie ihren Weg fort. Da, nicht weit vom Gipfel, kam eine Biegung, deren Ecke frei über dem Abgrund hing. Lucienne blieb an der schauerlich schönen Stelle stehen. Unter ihr, auf dem schmalen Pfad, sah sie einen Senn mit seinem Tragkorb langsam hinaufsteigen. Sie hörte schon seinen festen Tritt auf dem Gestein tönen. „Der soll mich nicht überholen, jetzt oder nie.“ Sie lehnte sich hinaus und schloß die Augen. Wie in einem Blitz sah sie sich als kleines Mädchen in ihrem Bett, wie sie die Augen schloß, wenn sie eine bittere Medizin nehmen mußte, dann ließ sie sich in den Abgrund gleiten.

Wenige Tage darauf lasen die Pariser im Figaro folgende Mittheilung:

„Wir erfahren eine traurige Nachricht, welche in weiten Kreisen schmerzliche Theilnahme erregen wird. Madame Dumont, die junge, schöne Gemahlin des kürzlich verstorbenen, bekannten Advocaten, machte, bald nach dem Tode ihres Mannes, mit ihren zwei Knaben eine Reise in die Schweiz. Letzten Mittwoch sollte die Gesellschaft die Gemmi passiren. Die Knaben waren mit dem Diener und den beiden Führern etwas voraus, als sie plötzlich, auf der Höhe angelangt, Madame Dumont vermißten. Ihren Nachforschungen gelang es, den Körper der unglücklichen jungen Frau aufzufinden. Dieselbe war in den Abgrund gestürzt, unweit der Selle, wo vor ungefähr zehn Jahren eine französische Gräfin mit ihrem Pferd verunglückt ist. Man vermuthet, Madame Dumont habe sich an dieser Stelle, von der man einen besonders großartigen Blick in die Tiefe genießt, über eine Felsplatte hinausgelehnt, sei vom Schwindel erfaßt worden und hinabgestürzt. — Die ebenso liebenswürdige, als geistreiche Frau, deren prachtvolle Stimme Allen, die sie einmal singen gehört, unvergeßlich bleibt, wird allgemein vermißt und betrauert werden.“

Seit dem traurigen Ereigniß sind einige Wochen verflossen. Pierre und Maria waren, sogleich bei Empfang von Luciennes Brief, nach der Schweiz geeilt. Sie hatten alle die grausamen Formalitäten erfüllt, welche ein solcher Tod zur Folge hat. Mit der innern Kraft, die uns fast immer in höchsten Augenblicken zu Gebote steht und uns das verrichten läßt, was uns in glücklichen Tagen als unmöglich erschienen wäre, besorgte Pierre das Nothwendige. Maria nahm sich ganz der Kinder an. Am Tage der Ankunft in Paris zog sie in Luciennes Wohnung zu den Knaben. Nicht eine Nacht mehr wollte sie mit Pierre zusammen wohnen. Sie fühlte dumpf,

daß diese schreckliche Lösung auch die Lösung ihres Verhältnisses zu Pierre sei. Mit diesem Tod war eine Scheidewand zwischen ihnen erwachsen und eine schmerzliche Ahnung sagte ihr, daß des Freundes Sympathie für sie nicht mächtig genug sein werde, dieses Hinderniß zu überwinden.

Heute erwartete sie Pierre. Sie hatte ihn um eine entscheidende Unterredung gebeten. Seine kurzen Besuche, während denen er wie gebrochen dasaß, ihren Blick vermeidend und in trüber Zerstreutheit sich mit den Knaben beschäftigend, waren ihr zur unausstehlichen Qual geworden.

Maria, noch blasser in ihrem schwarzen Kleid, erhob sich bei Pierres Eintritt. Sie wies ihm einen Sitz an, wie einem Fremden. Der junge Mann ließ sich auf den Stuhl fallen. Er war gealtert und um den Mund hatte er einen neuen, schmerzlichen Zug.

„Lieber Freund," begann Maria mit einer Stimme, die erst leise zitterte, bald aber fest wurde, „es scheint mir an der Zeit, eine Lage zu besprechen, welche einige Zeit bestehen konnte, die aber auf die Länge für uns Beide peinlich und für die übrige Welt befremdend werden dürfte.

„Es war ganz natürlich, daß ich bei unserer traurigen Heimkehr zu den verwaisten Knaben zog — das war Herzenspflicht — nun aber muß ein endgültiger Entschluß für die Zukunft gefaßt werden."

Sie hielt inne, als wollte sie noch einmal den Augenblick hinausschieben, wo ihr persönliches Loos unwiderruflich bestimmt würde, dann fuhr sie mit einem tiefen Athemzug fort:

„Ich konnte einwilligen, als Freundin Dein Leben zu theilen; aber in demselben zu bleiben als unschuldige Ursache Deines Unglücks — das geht über meine Kräfte. Ich könnte nie mehr den Gedanken los werden, Du sähest Dein grausames Schicksal in mir verkörpert. Eine war zu viel in diesem Bunde und Lucienne hat sich geirrt in der Wahl dieser Einen."

Ein tiefes Schweigen folgte. Maria stand auf und trat an's Fenster. Wer von der Außenseite her in ihr Gesicht hätte sehen können, würde darin bange Erwartung, spannende Angst, leise Hoffnung gelesen haben. Aber je länger das Stillschweigen dauerte, desto mehr verglomm der leidenschaftliche Ausdruck. Es war, wie wenn das Leben langsam aus diesen Zügen entflöhe und als endlich Pierre das Wort nahm, war schon über denselben hoffnungslose Gewißheit ausgebreitet. In diesen inhaltschweren Minuten war das Opfer bitterer Entsagung gebracht worden.

„Es thut mir so leid, liebe Maria," sagte Gautier fast tonlos, „Dir nicht in der unmittelbaren Aufwallung eines warmen Gefühls antworten zu können, daß Deine Freundschaft mir über Alles werth sei und daß ich ohne dieselbe mich noch elender fühle. Du warst stets so vollkommen gut, aufopfernd, selbstlos gegen mich, daß ich Dir diese Befriedigung gewünscht hätte. Aber meine hohe Achtung und meine Dankbarkeit für Dich verbieten

es mir, auch nur einen unwahren Ton in meiner Erklärung mir zu schulden kommen zu lassen. Ich bin Dir die vollständigste Wahrheit schuldig.

„Wohlan denn," — und seine Stimme erhob sich, er richtete sich auf aus seiner gebückten Haltung, seine Augen flammten unter dem Ausbruch eines leidenschaftlichen Gefühls — „es ist wahr, ich kann Dir Nichts mehr bieten — Nichts — weniger als Nichts! Denn Du hast es geahnt: selbst Dein Anblick würde mir unerträglich sein. Was ist Freundschaft, Sympathie, Pflicht, alle diese Gefühle zweiter Ordnung, im Vergleich zu diesem einen, das alle beherrscht, alle in sich verschlingt! Sie hat sich geirrt, wenn sie glaubte, in meinem Herzen sei noch Platz für etwas Anderes, als meine Liebe zu ihr. Ich konnte eine Weile in scheinbarer Beruhigung hinleben; aber es bedurfte nur eines Anlasses, um die ganze ungezähmte Macht meiner Liebe wieder geltend zu machen.

„Nach dem Vorgefallenen ist ein Zusammenleben nicht mehr möglich. Ich würde Dich unfreiwillig verletzen in dem berechtigtesten Deiner Gefühle. Mein Leben ist zertrümmert. Keine Macht der Erde kann es wieder aufbauen.

„Wie ich mit dem körperlichen Theil fertig werde, darüber ist mein Entschluß gefaßt.

„In Aegypten ist wieder einmal die Cholera ausgebrochen. Ich werde mich unter die Zahl der Aerzte aufnehmen lassen, welche die französische Regierung dorthin schickt, um die Krankheit zum Nutzen der Wissenschaft zu studiren. Dort kann ich mein Dasein auf nützliche Weise für Andere loswerden. Vor meiner Abreise werde ich die nöthigen Verfügungen treffen, damit Deine Stellung den Knaben Luciennes gegenüber vollständig geregelt sei. Die Erziehung derselben soll ganz in Deine Hände gelegt werden.

„Und nun, meine liebe Maria," seine Stimme wurde weicher und seine Augen füllten sich mit Thränen, „laß mich einen Augenblick unser trauriges Verhängniß vergessen und mich nur Deiner Güte für mich gedenken, welcher ich die einzigen friedvollen Tage der letzten Jahre verdanke. Dein geistiges Bild wird mir bis an's Ende eine trostvolle Erinnerung sein."

Er beugte sich über Marias Hände, die er einige Male küßte und Thränen fielen auf dieselben. Dann erhob er sich und ging.

Maria fühlte seine Schritte, welche ihn einer vollständigen Entfernung von ihr entgegentrugen, in ihrem Herzen widerhallen. Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände und weinte bitterlich.

In medizinischen Kreisen wurde Gautiers Entschluß, die gefährliche Mission im Dienste der Wissenschaft zu unternehmen, allgemein gelobt und bewundert.

Der junge Arzt fand richtig den Tod in Aegypten. Die Zeitungen machten daraus so zu sagen ein nationales Ereigniß und man sprach davon, diesem Märtyrer der französischen Wissenschaft ein Prachtbegräbniß auf Staatskosten zu Theil werden zu lassen. Mit vieler Mühe brachten die Freunde des Verstorbenen es dazu, seinem letzten Willen gemäß, ihn auf geräuschlose und bescheidene Weise zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten.

Maria widmet ihr Leben ganz den ihr anvertrauten Kindern. Sie hat in Neuilly, nahe beim Bois de Boulogne, ein Landhaus mit großem Garten bezogen und dasselbe zu einem friedlichen und freundlichen Heim gestaltet. Die Knaben hängen mit der herzlichsten Liebe an ihr und entwickeln sich auf eine Weise, die ihr volle Befriedigung geben kann.

Sie ist, nach den schweren Ereignissen ihres Lebens, zu einem Abschluß gekommen, der ihrem ganzen Wesen etwas Harmonisches verleiht, wie wir es bei Solchen finden, die so Schweres durchgemacht, daß ihnen fortan das Leben mit Freud und Leid nichts mehr anhaben kann, da ihnen Alles, mit dem Maßstab des Durchlebten gemessen, als unbedeutend erscheint. Die junge Frau nimmt mit nachsichtigem Verständniß Theil an Allem, was um sie vorgeht, ist heiter mit den heranwachsenden Knaben, aber sie macht den Eindruck, wie wenn sie nach schwer überstandenem Tagwerk noch in ihrer Umgebung verweile, den Anderen gütig nachhelfend, aber für sich gänzlich fertig.

Das giebt ihr denn auch das Gepräge von Ueberlegenheit, das uns bei seltenen Menschen so sehr anzieht. Wir fühlen, daß dieselben geläutert sind von aller eigenen Betheiligung an irdischem Wünschen und Begehren, daß sie über dem stehen, was uns noch so sehr beschäftigt, uns die vollkommene Reinheit in unserm Handeln unmöglich macht, und wir flüchten uns zu ihnen wie zu einer Freistatt, wo wir geborgen sind vor den Anderen und vor uns selbst.





Antike Heilwunder.

Von

Hermann Diels.

— Berlin. —



Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Unser Jahrhundert, das sich mit seinen technischen und wissenschaftlichen Entdeckungen brüstet, das sich rühmt, Bildung und Aufklärung in die niedersten Hütten zu tragen, sieht zugleich eine abergläubische Mystik immer drohender und gefährlicher ihr Haupt erheben, eine Mystik, die aus idealistischen Antrieben entsprungen, gerade bei den Gebildetsten der gebildeten Nationen ihre zahlreichsten Anhänger zählt. Der Spiritismus — denn diesen meine ich — hat längst aufgehört, die Lieblingsbeschäftigung geheimer Conventikel zu bilden, er ist nicht nur jenseits des Meeres, sondern auch bei uns salonfähig geworden. Man bekennt sich offen dazu und versteht es, in den besten Kreisen der Gesellschaft und in den angesehensten Zeitschriften erfolgreiche Propaganda zu machen. Wer das merkwürdige Umsichgreifen dieser Bewegung in Deutschland, ihren verwirrenden Einfluß auf höchst gebildete und durchaus nicht urtheilslose Männer in der Nähe beobachtet hat, der wird einsehen, daß man diesen Dingen nicht mehr mit vornehmem Kopfschütteln aus dem Wege gehen darf. Da auch in dieser Zeitschrift der neuen Richtung mehrfach Raum vergönnt worden ist, und die geistreichen Aufsätze du Prels auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregt haben, so scheint es an der Zeit, ein ernstes Wörtlein dagegen zu sprechen und die Ergebnisse einer mystisch angeregten Phantasie einer nüchternen Kritik zu unterziehen.

Es ist leicht verständlich, daß der moderne Spiritismus den verwandten Richtungen der früheren Jahrhunderte brüderlich die Hand reicht. Was

wir längst in den tiefsten Orcus versenkt wähnten, Mesmerismus und Rosenkreuzerthum, Hexenglaube und Gespensterspuk, Mönchsvision und neuplatonische Exstase, das taucht alles in diesen spiritistischen Kreisen wieder auf, wird ernsthaft auf seinen Gehalt an „transcendentalen Thatsachen“ geprüft und neben den „mediumistischen“ Beweisen der modernen Magier wissenschaftlich gebucht.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß auch das klassische Alterthum, das ewige Vorbild in Kunst und Wissenschaft, von den Vertretern jener modernen Mystik in Anspruch genommen worden ist. Auch dort hat es Cagliostros gegeben, welche die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menschen ausbeuteten. Auch dort haben sich neben den anerkannten Vertretern echter Wissenschaftlichkeit die Apostel des krassesten Aberglaubens breit gemacht.

Die Heilkunst der Griechen, die im Jahrhundert der Aufklärung durch Hippokrates rationell begründet, im Jahrhundert der Wissenschaft durch Erasistratus und Herophilus auf die höchste Stufe gebracht worden war, mußte gleichzeitig die Concurrenz unzähliger Tempelärzte neben sich dulden, welche den göttlichen Nimbus des Asklepios, Serapis u. s. w. zur Bethörung des Publikums schnöde mißbrauchten. Die moderne Mystik hat sich mit liebevoller Pietät dieser Tempelheilungen angenommen. Es ist ja nicht möglich, so heißt es, daß so allgemein verbreiteter Ruhm, so vielfach bezeugte Kuren auf Betrug und Charlatanerie beruhen sollen. Nein, diese alten, weisen Asklepiaden besaßen die Kenntniß der übersinnlichen Kräfte, die auch heute noch gottbegnadete Mittelspersonen zum Wohle der Menschheit ausüben. Sie kannten die Mittel, durch welche der Geist der Leiblichkeit entrückt und zur Erkenntniß des leidenden Zustandes und zum Anschauen der heilkräftigen Arzneien gebracht werden kann. So wird der antike, arg verkannte Tempelschlaf (Incubation) durch die hypnotischen und somnambulen Experimente der Neuzeit gerechtfertigt und jene verleumdeten Asklepiaden reihen sich den modernen Entdeckern der übersinnlichen Welt, den Mesmer und Puiségur, Slade und Eglington u. A. würdig an.

Allerdings bilden jene Tempelheilungen und Incubationen der Asklepiadentempels eine genau entsprechende Parallele zum modernen Treiben jener industriellen Medien. Ich fürchte nur, daß, wenn man den Schleier von den antiken Geheimnissen hebt, ein Resultat zum Vorschein kommt, das den ehrenwerthen Anhängern der wissenschaftlichen Mystik ebenso überraschend wie belehrend sein dürfte.

Wir können diesen Schleier lüften, seitdem uns die officiellen Akten der Asklepiospriester vorliegen, wie sie auf dem Höhepunkte dieses Cultus, im Glanze eines in der ganzen Welt damals anerkannten Heilrufes auf herrlichen Steintafeln eingemeißelt worden sind. Die großartigen Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft*) haben 1883 und 1884

*) S. Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική, 1883, 197. 1885, 1.

in Epidauros die Ueberreste des hochberühmten Asklepiostempels zu Tage gefördert und darunter zwei von den sechs Tafeln, welche die staunenden Pilger ehemals in dem Heiligthum des Gottes stehen sahen. Diese im dritten Jahrhundert v. Chr. aufgestellten Tafeln enthalten nun die, wie die Ueberschrift zeigt, officiellen Berichte über die hauptsächlichsten im Heiligthume vorgenommenen Kuren. Und diese Iamata (Heilberichte) setzen uns in den Stand, über das Wesen dieser allerdings erstaunlichen Heilungen aus authentischer Quelle Aufschluß zu erhalten. Sie bestätigen zunächst allerdings die Seelenverwandtschaft, welche zwischen der antiken und modernen Mystik besteht, sie zeigen aber auch, daß die Antike auch auf diesem Gebiete unsere Leistungen bei Weitem in den Schatten stellt.

Solche Kuren, wie sie hier im Asklepiostempel im Traume vollzogen werden, hat weder Mesmer noch einer seiner Nachfolger auch nur im Entferntesten erreicht. Freilich ist Asklepios, der hier den Traum hervorruft und die heilwirkenden „Suggestionen" den Patienten einflößt, ein hellenischer Gott und zeigt sich auch in der Art seiner Behandlung von einer echt griechischen Liebenswürdigkeit, ja zuweilen Grazie, die man heutzutage in der „transcendentalen" Literatur nicht allzuhäufig antrifft.

Die beiden aufgefundenen Tafeln verzeichnen gegen ein halbes Hundert Kuren. Alle möglichen Krankheiten werden in kürzester Frist geheilt. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Stummen erhalten die Sprache, die Steinkranken verlieren ihren Stein, die Kahlköpfigen bekommen üppigen Haarwuchs, die Unfruchtbaren zahlreiche Nachkommenschaft. Bandwürmer, Läuse u. dgl. werden unfehlbar vertrieben. Nichts Menschliches ist dem Gotte fremd. Ein verirrter Knabe wird aus seinem romantischen Versteck dem tiefbetrübten Vater wieder zugeführt, ja sogar der Lieblingsbecher, den der ungeschickte Diener dem Herrn zerbrochen hat, wird wieder geheilt. Nicht blos der Glaube hilft, auch der Ungläubige findet Erhörung. Nur erhält dieser eine kleine Lection mit auf den Weg. Die Auswahl unter diesen köstlichen Geschichten fällt schwer. Ich hebe die belehrendsten im Folgenden aus.

1. Kleo, 5 Jahre schwanger.

Sie war bereits fünf Jahre schwanger, da wandte sie sich hilfesuchend an den Gott, und schlief im Allerheiligsten (Abaton). Kaum hatte sie diesen Raum verlassen und war aus dem heiligen Bezirke getreten, da gebar sie einen Knaben, der sofort nach seiner Geburt sich selbst in der Quelle badete und mit der Mutter umherlief. Als sie solcher Gnade theilhaftig geworden war, ließ sie auf das Weihgeschenk (das sie stiftete) folgende Inschrift setzen:

Nicht die Größe des Steines ist wunderbar, sondern die Gottheit!
Kleo trug fünf Jahre die Bürde unter dem Herzen,
Bis sie hier schlief und der Gott Heilung der Kranken verlieh.

Ist diese Münchhausiade nicht köstlich? Doch sehen wir den Priestern etwas genauer auf die Finger. Das ansehnliche Monument der Kleo

stand im Tempel zu Jedermanns Ansicht; die allerdings schlechten Verse scheinen die Relation der Tafel zu bestätigen. Also muß doch die Geschichte wahr sein. So werden die schlichten Frauen, für welche dieser Bericht bestimmt war, wohl gedacht haben. Und auch der heutige Anhänger des „Monismus“, der einem Eglington glaubt, daß er durch die Decke des Zimmers geflogen sei, wird über das frühreife Knäblein der Kleo nicht allzusehr erstaunen. Für die Anderen aber ist die Aufklärung des Wunders sehr einfach. Die Wahrheit der Inschrift wird man dahin gestellt sein lassen. Die Frau mag mit oder ohne Hypnotismus von ihrem Leiden befreit worden sein. Das ist ja, wie die Inschrift sagt, wunderbar, aber nicht unmöglich. Aber von dem wirklichen Wunder steht ja gar nichts auf der Inschrift, von dem Knaben ist dort gar nicht die Rede. Wie sollte die gute Frau die Hauptsache vergessen haben? Also ist das Wunder auf die einfachste Weise von der Welt entstanden. Es ist erlogen in maiorem dei gloriam!

2. Dreijähriges Mädchen.

Ithmonika aus Pellene kam in's Heiligthum betreffs Nachkommenschaft. Im Tempelschlaf sah sie ein Traumgesicht. Sie träumte, sie bitte den Gott, ihr ein Mädchen zu schenken. Asklepios aber verheiße ihr, sie solle schwanger werden; und wenn sie sonst noch etwas wünsche, so wolle er ihr auch das erfüllen. Sie aber antwortete im Traume, sie bedürfe sonst nichts. Danach ward sie wirklich schwanger und die Schwangerschaft dauerte drei Jahre. Da wandte sie sich wieder hülfesuchend an den Gott. Im Schlafe sah sie ein Gesicht. Es träumte ihr, der Gott frage sie, ob ihr denn nicht alle ihre Wünsche in Erfüllung gegangen, ob sie denn nicht schwanger sei. Sie habe ja damals in Bezug auf die Niederkunft keinen Wunsch geäußert, obgleich er ihr diesen weiteren Wunsch nahe gelegt und zu erfüllen versprochen hatte. Da sie aber nun jetzt wieder wegen ihrer Niederkunft seine Hülfe nachsuche, so wolle er, sagte er, auch diesen Wunsch ihr erfüllen. Darauf lief sie eiligst aus dem Allerheiligsten und kam, wie sie außerhalb des Tempels war, mit einem Mädchen nieder.

Der Gott zeigt sich hier von seiner schalkhaften Seite. Er hat es offenbar von seinem Vater Apollon, dem Orakelspender, gelernt, die armen Menschlein zu schrauben und sie an ihre Kurzsichtigkeit zu mahnen. Doch ist er stets am Ende hülfbereit, sogar dem Skeptiker gegenüber, wie die folgende Erzählung zeigt.

3. Ein Mann, an den Fingern gelähmt mit Ausnahme eines einzigen.

Er wandte sich hülfesuchend an den Gott. Als er jedoch die im Heiligthum aufgehängten Gemälde*) erblickte, schenkte er den Heilungen keinen Glauben und verspottete die Aufschriften. Im Schlafe hatte er aber folgenden Traum. Es dänchte ihm, er spiele im Tempel Würfel, und wolle gerade einen Wurf thun. Da erscheine ihm der Gott, springe ihm auf die Hand und recke ihm die Finger aus. Als jener aber heruntergestiegen, da habe er im Traume seine Hand geballt und einen Finger nach dem anderen

*) Diese Sitte, dem Gott durch geweihte Tafeln mit Abbildung des Leidens und erklärenden Aufschriften zu danken, hat die Sitte katholischer Länder (z. B. Tirols) beibehalten.

gerade ausgestreckt. Nachdem er sie alle ausgestreckt, habe ihn der Gott gefragt, ob er denn auch jetzt noch den Gemäldeaufschriften den Glauben versagen wolle. Nein, habe er geantwortet. Nun denn, habe der Gott erwidert, sintemal Du jenen, die nicht unglaublich sind, den Glauben versagtest, so soll Dir fürderhin auch dies Gesicht unglaublich sein. Als es Tag ward, ging er gesund von dannen.

Die humane Art, den ungläubigen Thomas zu bekehren, wird gewiß bei den Anhängern der spiritistischen Zeitschrift „Sphinx" Anklang finden. Sie werden außerdem auch in dem Erscheinen des Gottes selbst eine auffallende Aehnlichkeit mit ihren Séancen finden. Der Gott, der auf die Hand und dann wieder herunterspringt, findet sein Analogon in den modernen Geistern, die den begnadigten Medien kopfüber auf die Kniee hüpfen, wie die erschienenen Geisterphotographien jedem ante oculos demonstriren*). Man sieht aus dieser Geschichte, daß bereits der heilige Cult zu Epidauros trotz aller Wunder mit Zweiflern zu kämpfen hatte. Das nimmt im 3. Jahrhundert nicht Wunder, weil damals der Rationalismus und der offenbare Unglaube bereits die weitesten Kreise angesteckt hatte. Aber auch schon früher hatte Aristophanes, der doch selbst gegen die Gottesleugner und Aufklärer wie Diagoras und Sokrates weidlich losgeschlagen hatte, die Epidaurische Heilanstalt in ganz unverantwortlicher Weise persiflirt. Er giebt uns in seinem „Plutos" die genaue Beschreibung einer Blindenheilung, die den Asklepios als gemeinen Gaukler verhöhnt. Sie ist uns werthvoll namentlich durch die Mittheilung einer Menge von Details, welche in den jetzt gefundenen Iamata ihre volle Bestätigung finden. Athen war freilich auch ein bedenkliches Aufklärernest, wo sogar die Frauen bisweilen auf emancipirte Gedanken kamen. Dies lehrt das Exempel der Ambrosia:

4. Ambrosia aus Athen, auf einem Auge blind.

Sie kam hülfesuchend zum Gotte, aber beim Umhergehen im Heiligthum spottete sie über manche Heilberichte. Es sei unglaublich und unmöglich, daß Lahme und Blinde durch bloßes Träumen gesund werden könnten. Aber im Schlafe hatte sie einen Traum. Es däuchte ihr, der Gott trete zu ihr und verspreche ihr, sie gesund zu machen; nur müsse sie als Lohn ein Weihgeschenk in den Tempel stiften und zwar ein silbernes Schwein, zum Andenken an ihre Dummheit. Nach solcher Rede habe er ihr das kranke Auge aufgeschnitten und Balsam eingeträufelt. Als es Tag geworden, ging sie gesund von dannen.

Ist das nicht witzig ausgedacht, die auf ihre Bildung stolze Athenerin durch ihr Weihgeschenk zu demüthigen! Das Schwein ist den Alten das Sinnbild plumper Unbildung. Die Athener pflegten ihren böotischen Nachbarn diesen Ehrentitel anzuhängen und eine ähnliche Bedeutung hat das Sprüchwort sus Minervam. Das Weihgeschenk sollte aber zugleich von Silber sein. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; und wenn die

*) So die famose Photographie, die Eglington im Beisein des Herrn Staatsrathes Aksakof in London machen ließ. Abgebildet „Sphinx" 1887, Augustheft S. 121, Tafel I.

Hellenengötter im Allgemeinen einen guten Magen hatten, so war der Asklepios von Epidauros durch seine handgreiflichen Wohlthaten vor allen anderen dazu berechtigt, eine hohle Hand zu machen. Das Honorar war in's Belieben der Geheilten gestellt und wurde nachträglich entrichtet. Denn die unfeine Art gewisser moderner Aesculape sich das Honorar pränumerando zahlen zu lassen, würde den Griechen barbarisch vorgekommen sein. Wir wissen zufällig, daß die dankbaren Patienten unter Umständen ihrem Retter sehr beträchtliche Summen verehrten. Wir hören durch Pausanias (X, 38, 1), daß ein Geheilter derselben Zeit, aus der die Iamata stammen, 2000 Goldstateren (etwa 30 000 Mk.) sandte. Das ist ein Capital, mit dem man damals in Athen schon ein Haus machen konnte, also eine recht noble Bezahlung von Seiten eines einfachen Privatmannes. Auch später kamen noch dergleichen königliche Geschenke vor. (Philostrat, Leben d. Apollonius von Tyana I, 10.) In welcher Weise man etwaige Durchgänger zur Zahlung anhalten und zur Strafe ziehen konnte, lehrt Asklepios in einer Doppelgeschichte.

6. Pandaros aus Thessalien, mit den Brandmalen auf der Stirne*).

Er hatte im Schlaf einen Traum. Es schien ihm, der Gott verbinde ihm die Male mit einer Binde und befehle ihm, dieselbe beim Austritt aus dem Allerheiligsten abzunehmen und in den Tempel zu stiften. Als es Tag ward, ging er hinaus und nahm die Binde ab. Da zeigte sich seine Stirne rein von den Brandmalen. Die Schandbuchstaben waren auf die Binde übergegangen, welche er in den Tempel stiftete.

7. Echedoros bekam die Buchstaben des Pandaros zu seinen eigenen hinzu.

Dieser hatte Geld von Pandaros bekommen, um es dem Gotte an dessen Statt nach Epidauros zu stiften. Aber er lieferte es nicht ab. Im Schlafe aber hatte er folgenden Traum. Er träumte, der Gott trete zu ihm und frage ihn, ob er Geld von Pandaros empfangen habe, das er in den Tempel stiften solle. Er habe geantwortet, er habe nichts derart empfangen, aber wenn er ihn gesund mache, wolle er ihm ein Bild stiften. Darauf habe ihm der Gott die Binde des Pandaros um die Brandmale gebunden und ihm befohlen, nach dem Austritt aus dem Allerheiligsten die Binde abzunehmen, sich die Stirne an der Quelle abzuwaschen und dann im Wasser zu beschauen. Als es Tag ward, verließ er das Allerheiligste und nahm die Binde ab. Die Binde trug jedoch nicht die Buchstaben. Vielmehr sah er, als er in's Wasser blickte, daß seine Stirn zu den eigenen Schandbuchstaben auch noch die des Pandaros erhalten hatte.

Eine ähnliche Moral birgt auch folgende kleine Erzählung:

22. Hermon aus Thasos.

Er war blind, er heilte ihn, aber er zahlte später kein Honorar. Da machte ihn

*) Gewisse Verbrecher, namentlich entlaufene Sclaven, wurden mit glühenden Buchstaben auf die Stirne gestempelt. Diese Individuen galten, wie in Frankreich die mit T. F. gestempelten Sträflinge, als der Auswurf der Menschheit. Der liebreiche Gott erbarmt sich also auch der Zöllner und Sünder.

der Gott blind. Aber als er wiederkam*) und im Tempel schlief, machte er ihn wieder sehend.

Der Gott ist streng gegen die Uebelthäter und Undankbaren. Aber er weiß auch die kleinste Gabe der Unschuld zu würdigen, wie diese reizende Geschichte lehrt:

8. Euphones, Knabe aus Epidauros.

Er litt an Steinschmerzen. Im Tempelschlaf träumte ihm, der Gott trete zu ihm mit folgenden Worten: „Was giebst du mir, wenn ich dich gesund mache?" Jener antwortete: „Zehn Spielwürfel." Da lachte der Gott und verhieß ihm die Beseitigung seines Leidens. Als es Tag ward, ging er gesund von dannen.

Der folgende Heilbericht hat wieder eine antiskeptische Tendenz. Es ist nicht zu zweifeln, daß wenn die heutige Heilmystik so eclatente Proben übernatürlicher Kraft aufweisen könnte, sie bald über alle ihre Spötter triumphiren würde. Man höre und staune:

9. Ein Mann war hülfesuchend zum Gott gekommen, der auf einem Auge so blind war, daß er nur noch die Lider hatte, während die Augenhöhle vollkommen leer war. Da hielten sich einige der im Tempel Anwesenden über seine Dummheit auf, zu glauben, er werde wieder sehend werden, obwohl er doch gar keinen Rest des Auges mehr hatte, sondern nur noch den leeren Raum. Aber im Schlafe erschien ihm ein Gesicht. Er träumte, der Gott koche ihm einen Trank, öffne ihm die Augenlider und träufle ihm davon hinein. Als es Tag ward, ging er auf beiden Augen sehend davon.

Dergleichen erstaunliche Ophthalmoplastik ist in Epidauros offenbar nichts Seltenes gewesen. Ein ähnlicher Fall wird in Nr. 32 erzählt. Dieser ist noch dadurch complicirt, daß der durch einen Speerstich Erblindete die Spitze in der Wunde mit sich herumtrug. Der Gott legt sie ihm in die Hand und ersetzt ihm die ausgeflossenen Augäpfel durch neue. Aehnlich ist auch die Kur Nr. 11.

Die modernen Geistererscheinungen haben unter dem empfindlichen Uebelstande zu leiden, daß die Geister nicht immer zur Stelle sind, was man doch nicht recht begreift, da sie als transcendente Wesen an die Erbärmlichkeit unserer drei Dimensionen nicht gebunden sind. Auch die antiken Medien hatten dergleichen Fehlsitzungen zu verzeichnen. Aber sie hatten dafür eine kräftige Entschuldigung. Ihr Gebieter Asklepios war ein hellenischer Gott, d. h. kein ätherisches Mondscheinwesen, wie die modernen Geister, durch deren Leib, wie die Photographien**) zeigen, die carrirten Beinkleider des dahinter sitzenden Mediums durchscheinen, sondern ein leibhaftiger Gott, der nicht blos Epidauros, sondern auch andere Heilstätten persönlich zu besuchen hat***). Da hieß es sich gedulden, bis der

*) Natürlich mit vollen Händen.

**) S. die S. 33 Anm. erwähnte „transcendentale" Photographie.

***) Nach der Schlacht bei Chäronäa 338 eilte Asklepios sogar in goldener Waffenrüstung den von Philipp bedrängten Lacedämoniern zu Hülfe, so daß er seine Kranken

Gott wieder erschien. Lehrreich ist dafür eine Erzählung der zweiten Tafel.

25. Sostrata aus Pherai, falsche Schwangerschaft.

Sie war in einem verzweiflungsvollen Zustande und mußte auf einer Sänfte in's Heiligthum getragen werden. Nach ihrer Ankunft daselbst schlief sie ein. Da sie aber keinen deutlichen Traum sah, ließ sie sich wieder nach ihrer Heimat tragen. Darauf kam es ihr vor, als ob ihr und ihren Begleitern in der Gegend von Kornoi ein Mann von schönem Aussehen begegne, der kaum ihren Mißerfolg von ihnen erfahren hatte, als er befahl, die Sänfte niederzustellen, auf der sie die Sostrata trugen. Sodann schnitt er ihr den Leib auf und nahm eine große Menge von Würmern heraus, zwei Becken voll. Dann nähte er ihr den Leib zu und machte die Frau wieder heil. Zugleich gab er sich als Asklepios zu erkennen und befahl, das Honorar nach Epidauros zu zahlen.

Auch hier tritt neben der Menschenfreundlichkeit des Gottes die Sorge um das Honorar deutlich hervor. Aber wie haben wir uns denn nun eigentlich diese erstaunlichen Heilungen zu denken? Ist denn hier auch eine Incubation auf freiem Felde anzunehmen? Ist die berichtete Operation Traum oder Wirklichkeit? Die Sache ist bei diesem Falle unklar, sie muß aber zur Klarheit gebracht werden, wenn man die oben angeregte Frage nach der Natur dieser Heilungen entscheiden will. Bisher hielt man diese Incubationen für Verhüllungen der wirklichen Heilung, insofern die Priester unter der Maske des Asklepios die Heilung selbst bewerkstelligt oder wenigstens die Heilmittel angegeben hätten. Die Entdeckung der somnambulen Natur des Tempelschlafes gab jedoch dieser Sache eine ganz andere Wendung. Jene rationalistische Deutung sei falsch. Vielmehr habe der im Tempelschlaf erscheinende Traum des Kranken nur den Zweck, diesen die Heilmittel finden zu lassen, welche er dann im wachen Zustande anzuwenden habe. Nicht also ein fremder Geist, sondern die im somnambulen Zustand auf die transcendentale Stufe erhobene Seele des Menschen erkenne das ihm heilsame Mittel. Die äußere Form des Traumes sei dabei natürlich gleichgültig. So die Erklärung, welche die „wissenschaftliche Mystik“ von den modernen wie antiken Incubations-Heilungen giebt. Glücklicherweise lassen die Epidaurischen Iamata mit vollkommener Deutlichkeit erkennen, daß sich in Bezug wenigstens auf die antike Incubation der besten Zeit*) die wissenschaftliche Mystik gründlich geirrt hat. Es ist zweifellos und alle diese Heilberichte sagen es in Uebereinstimmung mit Aristophanes ausdrücklich, daß das Heilmittel nicht blos indicirt wird

in Epidauros warten lassen mußte. Das berichtet ein Zeitgenosse, der Dichter Isyllos, dessen Gedichte ebenfalls in Epidauros jüngst zum Vorschein gekommen sind. S. v. Wilamowitz-Möllendorff, Isyllos v. Epidauros, Philol. Forsch. IX. S. 23 ff. (Berl. 1886).

*) Anders steht es später. In christlicher Zeit hat sich Asklepios den Methoden der gleichzeitigen Medicin anbequemt und die Kranken erhalten nun eine wirkliche Ordination im Traume. Auch dafür hat Epidauros eine wichtige Inschrift geliefert welche U. v. Wilamowitz a. O. S. 116 ff. sorgfältig erläutert hat.

im Traume, sondern daß die Heilung in der Incubationsnacht ganz und völlig vollzogen wird. „Und als es Tag ward, ging der Kranke geheilt heraus," das ist die stereotype Formel, die jede Zweideutigkeit ausschließt. Also nach der officiellen Darstellung, welche doch diejenigen anerkennen müssen, welche den Priestertrug ausdrücklich in Abrede stellen, findet die völlige Heilung in der Incubationsnacht selbst statt und zwar in Folge nicht nur eines erträumten, sondern auch gleichzeitig wirklich erfolgenden operativen Eingriffes*). Die Kühnheit dieser Operationen setzt uns in Erstaunen. So wird uns erzählt von einem

27. Mann mit Geschwür im Unterleib.

Er sah im Schlafe ein Gesicht. Es däuchte ihm, der Gott gebe seinen ihm folgenden Dienern den Befehl, ihn zu fesseln und festzuhalten, damit er den Leib aufschneiden könne. Er selbst habe fliehen wollen, jene aber hätten ihn ergriffen und an den Thürring festgebunden. Darauf habe Asklepios den Leib aufgeschnitten, das Geschwür herausgeschnitten, ihn wieder zugenäht und er sei der Fesseln entledigt worden. Und danach kam er gesund heraus. Der Fußboden des Allerheiligsten aber war voller Blut.

Aehnlich ist der Fall in

47. Erasippa aus Kaphyai.

Sie hatte eine Krankheit**) im Leibe und war ganz aufgeblasen und konnte nicht gehen. Im Schlafe sah sie einen Traum. Sie träumte, der Gott . . . gebe ihr einen Kuß, dann gebe er ihr eine Schale mit Arznei, die sie austrinken müsse. Dann befehle er ihr zu brechen. Und als sie das gethan, habe sie ihren Mantel voll gemacht. Als es aber Tag ward, sieht sie ihren Mantel voll der bösen Dinge, die sie ausgebrochen hatte. In der Folge ward sie gesund.

Zieht man die Arabesken der Priestertradition ab, so sieht man doch deutlich, daß hier in der Nacht nicht blos ordinirt, sondern auch operirt worden ist. Und das macht auch die Geschichte der Arzneikunst wahrscheinlich. Denn da die wissenschaftliche Medicin der Griechen sich aus den Anfängen der Asklepiadenkunst entwickelt und erst spät ganz von ihr losgelöst hat, so wäre es unbegreiflich, wie nicht nur die pathologische, sondern auch chirurgische Behandlung bereits bei Hippokrates eine solche Höhe erreichen konnte***), wenn nicht alle diese Methoden an den heiligen Stätten ihre allmähliche Ausbildung gefunden hätten. Man wird fragen, wie es möglich war, ohne Narkose solche Operationen auszuführen, wie sie hier geschildert werden; denn wenn man ja auch die unsinnigen Kuren,

*) Dies haben auch, wie es denn ganz unbestreitbar ist, auch Hr. Zacher Hermes XXI 471 und unabhängig davon Hr. Reinach Revue archéologique V. 267 Anm. 1 bemerkt.

**) Der Name der Krankheit ist auf dem Steine nicht zu entziffern.

***) Die Operationen des Hippokrates überraschen öfter durch ihre Kühnheit. So ist namentlich die Indication zur Schädeltrepanation eine viel häufigere als heutzutage, was bei modernen Aerzten Beachtung gefunden hat.

die theilweise hier vorgeführt werden, auf Erfindung oder Ausschmückung der Priestertradition zurückführen muß, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit durch den Nebel dieser „Mystik" den wirklichen Vorgang der Operation erkennen. Da erscheint es auf den ersten Blick klar, daß der Tempelschlaf (mag er nun nach der Annahme des Spiritismus durch magnetisches Streichen oder, was nach einigen Andeutungen der Alten wahrscheinlicher ist, durch Verbrennen narkotischer Substanzen u. dgl. herbeigefuhrt worden sein) die Function hatte, den Kranken gegen die Operationen unempfindlich und zugleich gegen den Hokuspokus unkritisch zu machen. Die Incubation ist also den Heilzwecken der heiligen Institute sehr förderlich gewesen, aber nothwendig ist sie durchaus nicht. Denn es werden in den Iamata mehrere Fälle erzählt, wo die Heilung des Patienten im wachen Zustande vorgenommen wurde.

16. Nikanor, lahm.

Ein Knabe entriß ihm, während er da saß, im wachen Zustande seine Krücke. Er stand auf und verfolgte ihn und war von Stund an gesund.

Der Fall, wie er hier erzählt wird, ist kein sonderliches Meisterstück. Dergleichen Heilungen von Lahmen kommen ja in Lourdes und ähnlichen Gnadenorten in Folge hochgradiger nervöser Aufregung auch heutzutage noch vor. Aber es ist doch bemerkenswerth, daß hier der bloße Wille des Gottes für ausreichend gi t, daß weder Incubation noch sonstige Procedur nöthig erachtet wird*). Etwas anders ging es:

20. Thyson aus Hermione, blinder Knabe.

Er wurde in wachem Zustande von einem der im Heiligthum gehaltenen Hunde an den Augen beleckt und ging geheilt von dannen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Heilkraft, die sonst der Hand des Gottes entströmt, hier auf die Hunde übergeht, die auch in Nr. 26 als die „heiligen" heilwirkend auftreten**). Vielleicht sehen die Vertreter des „thierischen" Magnetismus darin eine weitere Bestätigung ihrer Hypothese. Denn da nach ihren Experimenten sogar leblose Gegenstände zu Trägern des Magnetismus werden können, da Glasplatten, Flaschen, Kleider, Taschentücher, Locken, namentlich aber Wasser, auf welche Dinge der Magnetiseur seine Kraft überträgt, dessen Stelle in Abwesenheitsfällen ersetzen können, so ist nicht zu verwundern, daß Asklepios auch vierbeinige Assistenten mit seiner Kraft ausgerüstet hat, welche im Verein mit ihm oder auch in seiner Abwesenheit agiren konnten. Noch weniger verwunderlich

*) Wie man hört, ist auch die moderne metaphysische Heilkunst zu diesem Gipfel gelangt. (Vgl. die Mind Curers und Metaphysical Healers in Amerika und den „Statuvolismus" des Dr. Fahnestock.)

**) S. darüber die interessanten Studien von S. Reinach Les chiens dans le culte d'Esculape, Revue archéologique IV, 129 ff. Gaidoz ebenda S. 117 ff. Clermont-Ganneau, Receuil d'archéologie orient. 1887, S. 235.

ist es, daß die Schlange, welche dem Heros Asklepios als stehendes Attribut zukommt und die überhaupt ein geheimnißvolles Geschöpf ist, in den Dienst des Epidaurischen Heilcultus getreten ist.

17. Mann, von einer Schlange an der Zehe geheilt.

Er befand sich in Folge eines bösartigen Geschwüres an der Zehe recht übel. Da wurde er tagsüber von den Dienern hinausgetragen und auf einen Stuhl gesetzt. Als er eingeschlummert war, kam unterdessen eine Schlange aus dem Allerheiligsten hervorgekrochen. Sie heilte die Zehe mit ihrer Zunge und zog sich dann in das Heiligthum zurück. Beim Erwachen fand er sich geheilt und erzählte seinen Traum. Ein Jüngling schön von Gestalt habe ihm Salbe auf die Zehe gelegt.

Hier ergiebt sich ein Zwiespalt zwischen dem Traume, den der Kranke sieht, und der Wirklichkeit, welche die Begleiter und Priester wahrnehmen. Jener sieht den Asklepios, der regelmäßig als schöner Jüngling erscheint, diese sehen sein dienstbares Thier mit der Heilung beschäftigt. Ebenso helfen bei der Heilung des Blinden im Aristophanischen Plutos (V. 733) zwei große Schlangen wesentlich mit. Dergleichen Decorationen dienen natürlich nur dazu, das heilige Grauen, das den ganzen Ort umgab, zu erhöhen. Diese Priester wußten wohl, daß das Schaudern der Menschheit bester Theil ist, und die Erfolge ihrer modernen Nachfolger beruhen eben hierauf. Selbst die Gans, die ja im Alterthum ein geachtetes und an einigen Orten sogar heiliges Dasein führte, wirkt einmal (Nr. 49) als heilbringendes Medium. Auch hier erfolgt die Heilung, wie ausdrücklich angegeben wird, im wachen Zustande.

Bei vielen dieser Iamata sieht man, wie sich der Mythus an die im Heiligthum aufgestellten Weihgeschenke und Bilder knüpft. Wie in Delphi und anderen Centren des religiösen Lebens der Hellenen sich ein ganzes Sagengeflecht um die hervorragenden Anatheme geschlungen hatte, so erzeugte auch hier jeder Stein, jedes Bild, jedes Geschenk, jede Aufschrift eine Geschichte, die aus Dichtung und Wahrheit wunderlich gemischt den Heilsuchenden mündlich und, wie hier, schriftlich zu Gemüthe geführt wurde. Ein deutliches Beispiel hierfür giebt die bereits mitgetheilte erste Wundergeschichte. Eine andere Nr. 15. Ein großer Stein lag vor dem Allerheiligsten. Der stammte nach der Tempellegende von Hermodikos aus Lampsakos, einem Lahmen. Der Gott hatte ihm im Traume befohlen den größten Stein, den er heben könnte, in's Heiligthum zu schleppen. Der Krüppel raffte sich auf und wirklich durch des Gottes Kraft leistete er das Wunder, das man noch sehen konnte. Die Legende vom Becher ist zu hübsch erzählt, als daß man sie nicht wörtlich wiedergeben sollte.

10. Becher.

Ein Troßknecht war auf dem Wege nach dem Heiligthum. Da stürzte er, als er noch 10 Stadien davon entfernt war, nieder. Nachdem er wieder aufgestanden, öffnete er den Korb und betrachtete das zerbrochene Geschirr. Wie er nun da den Becher zerbrochen sah, aus dem sein Herr zu trinken pflegte, ward er recht traurig. Er setzte

sich nieder, um die Scherben zusammen zu setzen. Bei dieser Arbeit erblickte ihn ein Wanderer: „Was flickst Du da, Aermster," so redete er ihn an, „den Becher vergeblich zusammen? Den könnte auch Asklepios in Epidauros nicht wieder heil machen!" Als er das hörte, raffte der Bursche die Scherben in den Korb und machte sich auf den Weg nach dem Tempel. Als er dort angelangt war, öffnete er den Korb. Der Becher, den er hervorlangte, war ganz geworden. Da meldete er seinem Herrn, was ihm geschehen und gesagt worden war, und als der das hörte, stiftete er dem Gotte den Becher.

Die rührende Geschichte lehrt, daß die Fürsorge des Gottes sich auf das Kleinste erstreckte und daß es ihm ein Leichtes war, auch ohne Tempelschlaf und weitere Förmlichkeiten das Wunder zu thun. Der Glaube hat hier dem frommen Knechte rasch geholfen.

Aus der Aristophanischen Schilderung geht hervor, daß der Incubationsraum des Abaton nicht dunkel war, sondern ein Beobachten des hantirenden Asklepios und seiner Gehülfen gestattete. Da nun die Incubationen in der Regel Nachts stattfanden und an eine künstliche Beleuchtung kaum zu denken ist, so muß angenommen werden, daß dieser Raum von oben her hinreichend Licht erhielt, um bei Mondschein und in der Morgendämmerung den von dem Komiker so köstlich geschilderten Spuk vornehmen zu können. Es ist begreiflich, daß es an Vorwitzigen nicht fehlte, welche die heiligen Vorgänge im Abaton von außen her in Augenschein nehmen wollten. Als warnendes Exempel haben die Priester aufgestellt die Geschichte des

11. Aischinas.

Als die Hülfesuchenden bereits eingeschlafen waren, stieg er auf einen Baum und sah, sich überbeugend, von dort in das Allerheiligste. Da fiel er vom Baume herab und schlug sich an einigen Pfählen die Augen aus. Uebel zugerichtet und erblindet suchte er die Hülfe des Gottes nach und ward geheilt.

Diese Bäume des heiligen Hains standen also ganz nahe am Abaton und man muß sie auch von innen haben erblicken können. Das scheint zu beweisen

18. Alketas aus Haliai.

Er war blind und hatte ein Traumgesicht. Er träumte, der Gott nahe ihm und öffne ihm die Augen, und da habe er zuerst die Bäume im heiligen Haine erblickt. Als es dann Tag ward, zog er geheilt von dannen.

Aehnlich schildert auch der geheilte Plutos bei Aristophanes (Nr. 738) die erste Freude des wiedergeschenkten Augenlichtes.

Was unsere geschicktesten Magnetiseure bei günstigen Umständen zu Wege bringen, die Wirkung in die Ferne (Telepathie), sympathetische Kuren ꝛc., das functionirt in Epidauros mit voller Sicherheit. Eine etwas grauliche Heilung der Art wird erzählt in

21. Arata aus Sparta, wassersüchtig.

Während diese in Sparta bleiben mußte, hielt ihre Mutter an ihrer Statt den

Tempelschlaf. Sie hatte folgenden Traum. Es däuchte ihr, der Gott habe ihrer Tochter den Kopf abgeschnitten und den Körper aufgehängt, den Hals nach unten. Nachdem viel Flüssigkeit abgelaufen, habe er den Körper abgenommen und den Kopf wieder auf den Nacken gesetzt. Nachdem sie dies Gesicht gehabt, kehrt sie nach Sparta zurück und trifft ihre Tochter gesund an. Diese hatte unterdeß denselben Traum gehabt.

Mit dieser sympathetischen Kur hat in der Behandlungsweise eine merkwürdige Aehnlichkeit

23. Aristagora aus Troizen.

Sie hatte einen Bandwurm im Leibe, hielt den Tempelschlaf im heiligen Bezirk des Asklepios zu Troizen und hatte daselbst einen Traum. Sie träumte, die Söhne des Gottes hätten ihr, während dieser nicht dort, sondern in Epidauros anwesend war, den Kopf abgeschnitten. Aber da sie ihn nicht wieder aufsetzen konnten, hätten sie einen Boten zum Asklepios geschickt, er solle kommen. Inzwischen bricht der Tag herein und der Priester sieht nun wirklich den Kopf vom Rumpfe getrennt. In der folgenden Nacht hatte Aristagora wieder einen Traum. Sie träumte, der Gott, der von Epidauros gekommen war, habe ihr den Kopf wieder auf den Hals aufgesetzt, darauf den Bauch aufgeschnitten, den Bandwurm herausgenommen und wieder zugenäht. Und von Stund an war sie gesund.

Dieser Heilbericht hat nach mehreren Seiten hin ein hervorragendes Interesse. Erstens hat der Priester, der diesen großartigen Humbug niederschrieb, entschieden die Vorstellung, daß dem Traume correspondirend eine wirkliche Operation ausgeführt werde, deren Spuren am lichten Tage constatirt werden. Dies bestätigt also, was oben über die Kurmethode der Asklepiaden ausgesprochen wurde. Natürlich darf man nicht behaupten, daß die Operationen den Erzählungen dieser Iamata genau entsprochen hätten. Denn Uebertreibung ist ja überall deutlich zu erkennen und hier liegt das reine Märchen vor. Dieses Märchen hat seine Geschichte. Wenn Aelian in seiner Thiergeschichte (IX 33) nicht Unrichtiges berichtet, hat bereits Hippys, ein Historiker des fünften Jahrhunderts, das Wunder in ähnlicher, aber einfacherer Form vorgefunden. „Ein Weib," erzählt er, „hatte einen Bandwurm, an dem die Kunst der bedeutendsten Aerzte zu Schanden wurde. Da ging sie nach Epidauros und bat den Gott, sie von ihren Leiden zu befreien. Der Gott war nicht anwesend, aber die Tempeldiener legten sie in dem gewöhnlichen Heilraum nieder und geboten der Frau, sich ruhig zu verhalten. Die Diener des Gottes machten sich an die Operation. Sie schnitten der Frau den Kopf vom Halse ab und einer holte, in den Leib hinunterlangend, den Wurm heraus, ein gewaltiges Thier. Aber sie konnten den Kopf nicht wieder in die alte Ordnung zurückbringen. Da kam der Gott hinzu, schalt sie aus, daß sie sich an ein Werk gemacht, das über ihre Kräfte ging, und setzte selbst den Kopf in seiner richtigen Lage wieder auf und entließ die Fremde." Nach meinem Urtheil ist es unverkennbar, daß die Iamata des dritten Jahrhunderts die alte Heilgeschichte benutzt, aber zeitgemäß ausgeschmückt haben. Denn die einzige Aenderung, die sie vornehmen, beruht darauf, daß sie den Fehl-

griff von Epidauros auf die Filiale in Troizen abwälzen. Es hätte einen schlechten Eindruck gemacht, wenn die Patienten vor der Kur sich den Fall als möglich vorgestellt hätten, wenn auch nur für einen Tag, kopflos umherzulaufen. So etwas durfte nicht auf Epidauros sitzen bleiben. Auch wird die unrichtige Diagnose gerügt, welche sich die Troizenier zu Schulden kommen ließen, indem sie den Wurm in der Brust- statt in der Bauchhöhle suchten*). Es scheint demnach, daß unsere Iamata nicht alle dem dritten Jahrhundert angehören, daß vielmehr damals bei der Erneuerung der alten Weihtafeln eine zeitgemäße Redaction vorgenommen wurde. Die alten Aufschriften der Bilder in ihrer schwer lesbaren, wohl auch verwischten Schrift übten nicht mehr die gewünschte Reclame aus; so wurde damals, als der Reichthum des Tempels solchen Luxus gestattete, eine glänzende Publication veranstaltet, welche z. T. das alte Material in vermehrter und verbesserter Fassung enthielt. Dadurch fällt auf die Entstehung dieser Kurlegenden ein neues Licht, und die Ungleichheit nicht des Stiles (denn er ist ziemlich stereotyp), aber der Erfindung, indem Witziges und Albernes, Naives und Geflügeltes dicht neben einander steht, findet ihre Erklärung. Neben dem allgemeinen Interesse, das die Geschichte dieser Legende für die Geschichte der Mythologie überhaupt hat, fällt daraus auch ein Licht auf die Organisation der Asklepiadenzunft. Daß die ausübenden Aerzte Söhne des Asklepios oder Asklepiaden genannt wurden, wußten wir lange. Hier in den Iamata treten sie selbständig als die Operateure neben die Priester, welche die Vorbereitungen zu leiten und für den Nimbus zu sorgen hatten. Die Asklepiaden sind die wirklich medicinisch Gebildeten, sie tragen die Verantwortlichkeit. Wenn also etwas schief ging, so war natürlich nicht Asklepios schuld, sondern seine Söhne oder — der Patient, der die vorgeschriebenen Ceremonien, das Fasten, Baden, Beten und Opfern, nicht peinlich genug beobachtet und die Priester und Priesterknechte bis auf den Badeknecht herab**) nicht reichlich genug bedacht hatte. Ein solches Douceur zur richtigen Zeit gegeben, pflegt heutzutage in den Antichambres unserer großen Aesculape Wunder zu wirken. Auch in Epidauros scheint es einen abgekürzten Weg gegeben zu haben, auf dem man alsbald ohne Incubation sein Ziel erreichte. Man überlege sich folgenden Fall:

5. Stummer Knabe.

Er war hülfesuchend wegen seiner Stummheit in's Heiligthum gekommen. Als er sein erstes Opfer gebracht und die üblichen Ceremonien verrichtet hatte, sagte der Opferdiener zum Vater des Knaben gewandt: „Gelobe, wenn Du Deinen Wunsch

*) Freilich bewegen sich die Iamata selbst in ähnlichen Vorstellungen, wenn sie das Wasser einer Wassersüchtigen durch Abschneiden des Kopfes ablaufen lassen (Nr. 21) und verschluckte Blutegel durch Oeffnen der Brust herausholen (Nr. 13).

**) In der erwähnten späteren Inschrift (S. S. 36, Anm.) sorgt der Gott dafür, daß der Patient, der im Bade sich selbst bedienen soll, doch dem Badediener sein (sehr hohes) Trinkgeld nicht vorenthalte.

erreicht hast, binnen Jahresfrist Dein schuldiges Opfer als Heilgebühr darzubringen." Da rief der Knabe plötzlich: „Ich gelobe es." Der Vater aber entsetzte sich und hieß ihn noch einmal reden. Der Knabe redete wieder und war von Stund an geheilt.

Man hat als charakteristisch für die somnambule Natur des antiken Tempelschlafes hervorgehoben, daß damit auch die Wahrsagekunst, der Blick in die zeitliche Ferne, verknüpft ist. Die Alten erzählen in der That manches der Art. Einen Fall ergeben auch die Epidaurischen Tafeln:

29. Agestratos, Kopfschmerz.

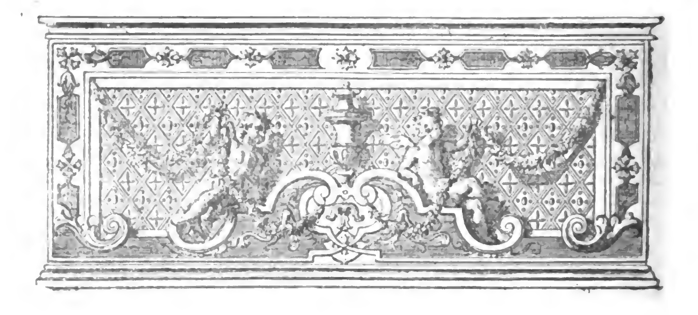
Er litt an Schlaflosigkeit in Folge von Kopfschmerz. Nachdem er in's Allerheiligste getreten und eingeschlafen war, hatte er einen Traum. Es däuchte ihm, der Gott heile ihm seinen Kopfschmerz, stelle ihn dann aufrecht nackt hin und zeige ihm die Auslage im Pankration (combinirter Ring- und Faustkampf). Als es Tag ward ging er geheilt von dannen und trug bald danach einen Sieg im Pankration zu Nemea davon.

Der Rationalismus würde diesen merkwürdigen Fall in seiner plumpen Art so erklären, daß die Priester ganz vernünftig dem an Nervosität leidenden Manne gymnastische Uebungen verordnet hätten. Später sei dann als vaticinium ex eventu der Sieg im Pankration in den Heiltraum hineingedichtet worden. Wer an diesen Kniff nicht glauben will, den die alten Priester allerdings nicht selten zur Anwendung gebracht haben, dem wird nichts übrig bleiben, als die mystische Erklärung anzunehmen, daß das in somnambuler Inspiration befindliche „transcendentale" Subject nicht nur Wesen und Heilmittel der Krankheit durchschaut, sondern auch die künftigen Erlebnisse dieses Ichs vorausschauend erblickt habe. Denn erhaben ob Raum und Zeit ist die Seele befreit von der Leiblichkeit.

Fünf der erhaltenen Heilberichte betreffen die Sterilität von Frauen, die natürlich alle nach Jahresfrist mit einem oder mehreren Sprößlingen beschenkt werden. Ihre Träume entziehen sich zum Theil der Mittheilung. Man muß im Interesse der Asklepiossöhne wünschen, daß diesen Traumbildern wenigstens keine reale Action correspondirte. Auch die Vision eines Steinkranken (Nr. 14) bewegt sich auf bedenklichen Bahnen und zeigt, daß die Priester bei der Veröffentlichung dieser Iamata keine Rücksichten der Decenz beobachtet haben.

Vielmehr spiegeln alle diese Iamata in Tugenden und Lastern, in Geist und Sitte getreu die Eigenthümlichkeit des hellenischen Volkes wieder und zwar der unteren Schichten desselben. Sie zeigen, und das ist das hervorstechende culturhistorische Interesse dieser Ausgrabung, neben der wirklich liebenswürdigen Toleranz und Menschenfreundlichkeit auch zugleich die schamlose Betrügerei, Aufschneiderei und Geldschneiderei der Priester. Werden die Freunde der wissenschaftlichen Mystik nach dieser Aufklärung auch ferner noch etwas Sublimes und Nachahmenswerthes in diesem Sumpfe finden wollen?





Berliner Zukunftsbauten.

— * * * —

Die Grundlagen der Bedeutung Berlins haben im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts eine bemerkenswerthe Umwandelung erfahren. Im Mittelalter auf dem Boden der Handelsthätigkeit zu einer nicht geringen Stellung unter den Städten der Mark emporgewachsen, gestaltet sich Berlin mit der Begründung und Befestigung der Herrschaft der Hohenzollern immer ausschließlicher zur politischen Hauptstadt des Staates aus. Friedrich I. und Friedrich der Große schufen sie zur Königstadt um. Die Bauten und Anlagen, welche Berlin ihnen verdankt, sind mit so vorzüglichem Geschmack und so großem Blick entworfen, daß sie noch heut nach ein- bis zweihundert Jahren, und nachdem die Einwohnerzahl der Stadt von 30 000 auf beinahe 1½ Millionen gestiegen ist, die Glanzpunkte der Reichshauptstadt bilden. Die Bauthätigkeit Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. konnte sich darauf beschränken, den im vorigen Jahrhundert geschaffenen glänzenden Rahmen weiter auszufüllen.' Die große Ausdehnung, welche die Residenz seit dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts gewann, übte zunächst einen merkwürdig geringen Einfluß auf die Erscheinung der älteren Stadttheile aus; gleichwohl bereitet sich seitdem die Wandelung vor, welche Berlins Dasein erfahren hat: neben und zu seiner politischen wächst in noch rascherem Zeitmaß seine wirthschaftliche Bedeutung. Es ward binnen dreißig Jahren der wichtigste Vereinigungspunkt des vielverzweigten norddeutschen Eisenbahnnetzes, wozu seine überaus günstige centrale Lage den Anlaß giebt. Handel, Gewerbe und Industrie folgen den eisernen Spuren und wirken

zusammen, um den Schwerpunkt des deutschen Wirthschaftsbetriebes nach dem früher so öden Berlin zu verlegen. Die politischen Umwälzungen der letzten fünfundzwanzig Jahre drücken dieser Entwickelung den amtlichen Stempel auf und beschleunigen den Aufschwung der Stadt in einer Weise, daß dieselbe hinsichtlich ihrer wirthschaftlichen Bedeutung in Europa nur noch von London und Paris übertroffen wird und daß die erste Stadt des Deutschen Reiches den Gedanken, in einigen Jahrzehnten die zweite Stelle anstatt Paris einzunehmen, nicht mehr zu kühn befindet.

Dem Einfluß solches Vorwärtsstrebens hat die äußere Erscheinung der Stadt sich nicht entziehen können. Seit etwa 1½ Jahrzehnten sehen wir die Aenderung vor sich gehen, welche dazu bestimmt ist, die öffentlichen Einrichtungen und Anstalten Berlins auf die Höhe der Anforderungen der modernen Groß- und Weltstadt emporzuheben. Verschwunden ist in einem großen Theil der Stadt das elende Pflaster, die Mehrzahl der alten Pfahlbrücken hat festen und schönen Steinbrücken weichen müssen, die vorzügliche Canalisirung hat Berlin zu einer sauberen und gesunden Stadt gemacht, die öffentlichen Wasserläufe gereinigt. Ein ausgedehntes Straßenbahnnetz ist entstanden und hat zur Verbesserung des öffentlichen Fuhrwesens beigetragen, ein ganzes System von Markthallen, theils fertig, theils in der Herstellung begriffen, ist dazu bestimmt, den Marktverkehr in geregelte großstädtische Bahnen zu lenken, die öffentlichen Plätze von demselben zu entlasten und zu Schmuckanlagen verwendbar zu machen. Mehr noch als alle diese vortrefflichen Einrichtungen hat ein Werk das Straßenbild Berlins in der anziehendsten Weise verändert — die Stadtbahn — einerseits unmittelbar durch ihre großartige und dabei ansprechende Erscheinung und ihren flotten geräuschlosen Betrieb, andererseits durch den Anstoß, welchen sie der Schaffung neuer wichtiger Straßenanlagen in dem Herzen der Stadt gegeben hat.

Nicht auf gleicher Höhe mit dem, was an Wohlfahrts- und Verkehrseinrichtungen entstanden ist, befindet sich die sonstige monumentale Bauthätigkeit Berlins. Abgesehen von der technischen Hochschule und dem erst im Bau begriffenen Reichstagshaus — Gebäuden, auch dadurch bemerkenswerth, daß sie, außerhalb des alten Berlin errichtet, neue architektonische Mittelpunkte für die vergrößerte Stadt bilden — sind in den letzten zwanzig Jahren in Berlin keine Monumentalgebäude geschaffen worden, welche nach Umfang und Aufwand zu den Kunstwerken ersten Ranges gerechnet werden könnten. Das Kunstgewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde, die Nationalgalerie, die Reichsbank, die Bauten in der Invalidenstraße, die neuen Ministerhotels, die großen Bahnhofsbauten und manche andere, soviel Schönheiten sie aufweisen, so gediegen sie meist ausgeführt sind und so sehr sie dazu beitragen, dem Straßenbild Berlins einen ebenso vornehmen und stattlichen Eindruck, wie reizvolle Abwechselung zu geben, keines dieser zahlreichen Gebäude ist von einer solchen Wucht und Macht

der Erscheinung, daß ihm eine die weitere Umgebung beherrschende Bedeutung und Größe zuerkannt werden könnte. Selbst bei der technischen Hochschule ist es zu bedauern, daß die Umstände nicht gestatteten, einen für den Anblick des Gebäudes und die künstlerische Beherrschung seiner Umgebung günstigeren Platz zu wählen; auch bei der günstigsten Entwickelung jener Gegend wird das Bauwerk immer etwas versteckt bleiben und zu keinem seiner Größe entsprechenden Eindruck gelangen.

Die Zurückhaltung des Staates in Bezug auf Entfaltung einer großen schöpferischen Bauthätigkeit erscheint um so auffallender, als in der That eine nicht geringe Zahl von Aufgaben ersten Ranges ihrer Lösung harrt und zum Theil seit Jahren auf dieselbe hindrängt. Die Bebauung der Museumsinsel ist durch die vor mehreren Jahren ausgeschriebene Preisbewerbung als eine dringliche erkannt, die Platzfrage bietet nach Fertigstellung und Inbetriebnahme des neuen Packhofes, sowie nach Erwerb der Speicheranlagen auf dem rechten Spreeufer keine Schwierigkeiten mehr. Für die Unterbringung der Königlichen Bibliothek ist durch den Erwerb des niederländischen Palais Seitens des Staates, beziehungsweise durch den mit Hülfe desselben bewirkten Gebäudeaustausch ein auf die Dauer weniger Jahre berechneter Nothbehelf geschaffen worden. Da die Errichtung eines auf lange Zeit ausreichenden Gebäudes ohnehin vier bis fünf Jahre beanspruchen würde, so würden die baulichen Vorbereitungen, namentlich die Erledigung der Platzfrage nicht zu lange hinausgeschoben werden dürfen, wenn nicht von Neuem Schwierigkeiten für die Unterbringung und handliche Verwerthung der Bücherschätze eintreten sollen. Die wiederholt und zuletzt vor beinahe 20 Jahren in's Auge gefaßte Erbauung eines würdigen evangelischen Domes wird wieder eine dringliche Gestalt annehmen, nachdem durch Schaffung der Kaiser-Wilhelmstraße und der prächtigen Spreebrücke zwischen Dom und Schloß die unschöne Kirche und die daran stoßenden Ruinen mitten in den großen Verkehr hineingezogen und gegen die neuen glänzenden Schöpfungen um so trauriger sich abheben werden.

Der Anlauf, welcher kürzlich von Seiten rühriger industrieller, gewerblicher und handelsthätiger Kreise Berlins genommen wurde, um die Veranstaltung einer größeren Industrie-Ausstellung in der Hauptstadt in's Werk zu setzen, ist zwar bei dem Widerstreben namentlich der rheinischen Großindustrie ergebnißlos verlaufen. Es kann indeß keinem Zweifel unterliegen, daß dem Gedanken wieder näher getreten und das Unternehmen einem besseren Gelingen entgegengeführt wird, wenn der auf vielen Wirthschaftszweigen lastende Druck gewichen ist und eine hoffnungsvollere Stimmung sowohl als auch die Einsicht Platz greift, daß eine mit den nöthigen Mitteln und dem erforderlichen Geschick in Scene gesetzte nationale oder internationale Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Berlin der deutschen Volkswirthschaft von unberechenbarem Nutzen sein kann. Da das Ausstellungswesen einer Reform dringend bedürftig ist und seines mit der Zeit jahr-

marktsartig gewordenen Charakters entkleidet werden muß, wenn die wirthschaftlichen Zwecke keinen Schaden leiden und die von den Einzelnen und der Gesammtheit aufgewendeten Kosten sich lohnen sollen, so würde eine derartige allgemeine deutsche oder internationale Ausstellung von dem Staat in die Hand genommen werden müssen und diesem mit dem größeren Theil der Kosten auch die Leitung zufallen. Es würde dann jedenfalls das Richtigste sein, für die Ausstellungszwecke nicht lediglich Bauten vorübergehender Art zu errichten, sondern einen erheblichen Theil des erforderlichen Raumes zur dauernden Benutzung bereit zu stellen, damit bei späteren Ausstellungen die Beschaffung von Platz und Raum keinen Schwierigkeiten und unnöthigen Kosten begegnet. Ein in der nöthigen Größe hergestellter und mit ausreichenden Umgebungen versehener monumentaler Ausstellungspalast würde einem dauernden Bedürfniß abhelfen, dazu beitragen, daß das Ausstellungswesen in geregelte Bahnen gelenkt wird, der deutschen Industrie, dem deutschen Gewerbe und der Landwirthschaft eine Fülle von Anregung, Belehrung und wirthschaftlichen Vortheilen der mannigfachsten Art zuwenden. Der Staat allein wäre im Stande, eine solche Aufgabe in großem Sinne zu lösen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Verwirklichung entgegenstellen.

Es ist schon lange der berechtigte Wunsch des Abgeordnetenhauses, statt des bald 40 Jahre alten provisorischen Nothbaues ein würdiges und genügend großes Haus zu beziehen. Nachdem dem Reichstag eine so prächtige Stätte für seine Berathungen bereitet wird, möchte die Errichtung eines Landtaggebäudes, welches beide Häuser in sich aufnimmt, eine dringende Nothwendigkeit werden. Endlich würde man sich auf die Dauer nicht der Einsicht verschließen können, daß das Opernhaus des Ersatzes durch ein Bauwerk bedarf, welches den Anforderungen an die Sicherung seines Besuchers gegen Feuersgefahr in höherem Maße entspricht, als das Theater auf dem Opernplatz.

Bei allen diesen mehr oder weniger dringlichen Bauten handelt es sich um architektonische Schöpfungen, welche groß und stilvoll aufgefaßt und in bestem Material unter ausgiebiger Zuhülfenahme von Malerei und Plastik ausgeführt der Hauptstadt das monumentale Gepräge unserer schaffensfreudigen Zeit, unserer mühsam und unter hartem Ringen errungenen künstlerischen, wirthschaftlichen und politischen Fortschritte in reizvoller Weise aufdrücken würden. Mit Vollendung jener Bauten würde die Königstadt Berlin auch architektonisch zur Reichshauptstadt, zur Kaiserstadt auswachsen, sofern es gelingt, die äußerst schwierige Frage der Platzanweisung in vollständig befriedigender Weise zu lösen und sofern gleichzeitig die auf dem Gebiet des Verkehrswesens zu schaffenden Einrichtungen den von Jahr zu Jahr steigenden Anforderungen der Millionenbevölkerung richtig angepaßt werden.

Die Platzbeschaffung würde bei den Museumsbauten keine weiteren

Opfer verlangen. Für die Bibliothek giebt es nur einen brauchbaren Raum: das Rechteck, welches von dem Akademiegebäude nebst den mit demselben in Verbindung stehenden Kasernen und Stallgebäuden eingenommen wird. Es ist dies eine Fläche von etwa 100 Meter Breite (parallel den Linden) und 170 Meter Tiefe (senkrecht zu den Linden), wovon nach ausreichender Verbreiterung der anstoßenden Straßenzüge 70 bis 80 Meter Breite bei 130—140 Meter Tiefe zur Bebauung frei bleiben würden. Auf etwa 10 000 Quadratmeter Grundfläche ließe sich ein Gebäude, umfangreicher als das Rathhaus, mit reichlichem Licht nach allen Seiten, und auf einem vollkommen feuersicheren Standort errichten. In unmittelbarer Nachbarschaft der Universität, in möglichster Nähe der sonstigen größeren wissenschaftlichen Institute und des bisherigen Gebäudes würde die Bibliothek an jener Stelle auch künstlerisch ihre volle Berechtigung haben und das unbedeutende, in seinen Seitenfronten aber geradezu nichtssagende und dürftige Akademiegebäude wirksam ersetzen. Die vollständige Verlegung der Kunstakademie nach der früheren Bauakademie hätte kein Bedenken; ebenso ließe sich die anderweite Unterbringung der Garde du Corps-Kaserne unschwer bewerkstelligen. Ihre und die Verlegung der sonst noch in den Seitenflügeln untergebrachten Königlichen Ställe nach einem in der Nähe belegenen Platz gelingt, wenn die mächtige Fläche zwischen Georgenstraße, Kupfergraben und Spree, die jetzt von Kasernen, Militärdepots, Dienstwohngebäuden von Hofbeamten und Ställen eingenommen ist, in zweckmäßiger Weise verwerthet wird. Sie hat eine Größe von etwa 50 000 Quadratmetern = 20 Morgen, ist etwas größer als der Gensdarmenmarkt und befindet sich im Besitz des Militärfiscus, des Königlichen Hauses und der Stadt Berlin. Die Länge zwischen Spree und Stadtbahn beträgt reichlich 200 Meter, zwischen der östlichen Fluchtlinie der in Aussicht genommenen Verlängerung der Charlottenstraße und dem Kupfergraben 200—300 Meter. Das westliche Drittel in einer Breite von 100 Meter (von West nach Ost gerechnet) und in der Länge von 200 Meter würde zur Bebauung für Zwecke der Königlichen Hofkammer und nöthigenfalls zu einem Kasernengebäude der Garde du Corps vortrefflich geeignete und geräumige Plätze ergeben, auch wenn das Viereck durch eine senkrecht zur Friedrichstraße geführte Straße in zwei kleinere Blocks von etwa 8000 Quadratmeter Größe getheilt wird. Der übrig bleibende Platz von etwa 30 000 Quadratmeter Fläche würde um so mehr im Stande sein, einen Monumentalbau großen Umfangs aufzunehmen, als die Begrenzung durch die Wasserflächen der Spree und des Kupfergrabens auf zwei Seiten die Auslegung besonders breiter Straßenzüge im Norden und Osten überflüssig machen würde. Der neu gewonnene Platz hätte unmittelbaren Zugang von der Friedrichstraße her, die Verbindung mit den Linden durch die Universitätsstraße würde einer nur theilweisen Verbreiterung bedürfen, von Norden würde die Artilleriestraße, von Westen und Südosten die Uferstraßen bequeme

Verbindungen herstellen. Der Viaduct der Stadtbahn würde wenig stören, wenn das zu errichtende Bauwerk entweder möglichst weit nach Norden geschoben, oder schief zu der Achse der Friedrichstraße gestellt wird; in letzterem Fall werden sich wahrscheinlich sehr reizvolle Ausblicke auf den hochragenden Bau von den Linden, von der Friedrichstraße und den Uferstraßen her ergeben. Die Kosten der Platzerwerbung, bestehend in der Herstellung eines neuen Kasernements und Depots außerhalb der Stadt brauchten 5 Millionen nicht zu übersteigen, in Anbetracht der Größe und vortrefflichen Lage ein sehr mäßiger Betrag. (Für den Erwerb der Grundstücke gegenüber dem Reichstagshaus sind 8—9 Millionen bezahlt, lediglich um das Bauwerk nach der Stadtseite hin frei zu stellen.) Die Verwendung des so geschaffenen Raumes ergiebt sich von selbst: hier ist die einzig richtige Stelle für den Dom. Auf dem jetzigen Standort desselben läßt sich ein Bauwerk von größeren Abmessungen nicht frei entwickeln. Trotz der Zuhülfenahme des Spreebettes beträgt die Tiefe des Bauplatzes nur etwa 60 Meter, die Länge (einschließlich des Raumes für den Campo santo) gegen 100 Meter. Die geringe Tiefe würde der Plangestaltung enge Grenzen ziehen, einen anderen als einen annähernd quadratischen Grundriß kaum zulassen und dadurch von selbst zu einem Kuppelbau von beträchtlichen Dimensionen führen, wie er ursprünglich geplant war, der aber bei der unmittelbaren Nachbarschaft der Schloßkuppel schwerlich einen glücklichen Eindruck hervorrufen könnte. Beide Kuppelbauten würden sich gegenseitig stören und in ihrer Wirkung beeinträchtigen, die Harmonie des Lustgartens mit seiner Umgebung empfindliche Einbuße erleiden. Auch praktische Bedenken sprechen gegen die Beibehaltung des Domes auf dem jetzigen Platz. Der erhebliche Verkehr, welcher sich voraussichtlich längs des neuen Straßenzuges unmittelbar neben dem Bauwerk entwickeln wird, kann den Zwecken desselben nicht günstig sein; vor allem aber würde sich im Interesse der Spreeregulirung und der besseren Verwendung des Flußlaufs für den Verkehr innerhalb der Stadt die Wiederbeseitigung der in das Spreebett weit hinein geschobenen Fundamente dringend empfehlen. Dann wird die Tiefe des verfügbaren Raumes so beschränkt, daß ein großer Kirchenbau dort nicht mehr hingesetzt werden könnte. Bei der Errichtung des Domes auf dem vorgeschlagenen Platz dagegen bleibt das Bauwerk möglichst nahe seinem jetzigen Standort, kann ohne Beeinträchtigung anderer Gebäude frei entwickelt werden und würde die Stadt um eine hervorragende Schöpfung bereichern. Während der Bauzeit bliebe die jetzige Kirche ihrer Bestimmung ungestört gewahrt und nach Vollendung des neuen Domes würde ein ausreichender Raum gewonnen, um den Plan eines Erbbegräbnisses des Hohenzollernhauses, vielleicht in der erweiterten Gestalt eines Mausoleums für Alle, welche sich in ganz besonderer Weise um das Herrscherhaus, den Staat, die Gesellschaft, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben, wieder aufzunehmen und auszuführen.

Auch für das Landtagshaus ist der Platz gegeben. Die Grundstücke der alten Porzellanmanufactur und des Herrenhauses haben zusammen eine Größe von 100 zu 300 Meter, also einen Flächeninhalt von etwa 12 Morgen. Die überaus kostbare Fläche müßte allerdings durch Zuhülfenahme eines Theiles des etwa 25 000 Quadratmeter großen Gartens des Kriegsministeriums angemessen verbreitert werden, um genügend freien Raum für ein Bauwerk von ausreichenden Abmessungen zu schaffen. Kommt der Entschluß, den mitten in der Stadt gelegenen herrlichen Garten, wenn auch nur theilweise zu opfern, zu hart an, so wäre ein wahrscheinlich ziemlich kostspieliger Terrainerwerb auf der gegenüberliegenden westlichen Seite nicht zu vermeiden. Der Platz, mit der Leipzigerstraße durch einen breiten Durchbruch verbunden, in der Nähe der großen Mehrzahl der Ministerien, der belebtesten und schönsten Theile der Stadt, nicht zu entfernt von dem künftigen Reichstagshaus bietet zu viel natürliche Vortheile für jenen Zweck, um bei der schließlichen Wahl übergangen werden zu können.

Größere Schwierigkeiten sind bei der Beschaffung einer geeigneten Stelle für Abhaltung größerer Ausstellungen zu überwinden. Es ist nicht nur eine mehrere Hunderttausend Quadratmeter umfassende Fläche erforderlich, dieselbe muß auch für die An- und Abfuhr der Ausstellungsgüter zu Wasser und zu Lande gut belegen sein und bequeme, schnelle und ausreichende Verbindung mit den verschiedenen Stadttheilen haben. Der wunderbare Erfolg der ersten Londoner, das theilweise Mißgeschick der Wiener Ausstellung von 1873 sind nicht zum Wenigsten in der Lage der Ausstellungsplätze zu suchen. Letztere erfreute sich zwar eines sehr schönen und geräumigen Platzes am und im Prater, die Verbindung desselben mit der Stadt durch die überdies nicht mit besonderem Geschick betriebene Pferdebahn war indeß eine unzureichende, um dem großen Andrange zu genügen. Als vor zwei Jahren der Plan einer nationalen Ausstellung in Berlin auftauchte, glaubte man in dem Treptower Park einen allen Anforderungen entsprechenden Platz gefunden zu haben, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Wahl für die Zwecke einer vorübergehenden Benutzung möglichst glücklich getroffen war. Ein mit reizenden Anlagen bestandener Park von 7—800 000 Quadratmeter (300 Morgen) Größe, anmuthig an der stattlichen Oberspree belegen, hätte durch das Entgegenkommen der städtischen Behörden so gut wie unentgeltlich zur Verfügung gestanden, günstige Verbindungen auf der Spree und vermittelst der den Park berührenden Ringbahn waren vorhanden, eine Pferdebahnlinie durchzieht denselben, Vervollständigungen durch verbesserten Anschluß an die Linien innerhalb der Stadt hätten sich unschwer herstellen lassen. Immerhin blieb gegen die Wahl schon für die Zwecke der geplanten Ausstellung ein nicht unwesentliches Bedenken bestehen: die entfernte Lage am äußersten Südostende der Stadt, weitab von dem Mittelpunkt des in der Nähe der Linden naturgemäß concentrirten Fremdenverkehrs und von allen denjenigen

Annehmlichkeiten, welche Einheimische und Fremde vorzugsweise aufsuchen. Die eintönigen, endlosen Straßenzüge, welche der nicht Eisenbahn oder Dampfschiff benutzende Besucher zu passiren hat, um den Park zu erreichen, die Abwesenheit jedes specifisch großstädtischen Reizes auf dem Wege nach demselben, das Fehlen bedeutender anziehender Bauten und Sehenswürdigkeiten in der Nähe, alle diese Mängel hätten einen durchschlagenden und großen Erfolg der Ausstellung immerhin in Frage stellen können. Eine Weltausstellung gar wäre an jenem Ort ganz verfehlt. Bei solchen Gelegenheiten muß die Ausstellungsstadt sich von ihrer glänzendsten Schauseite zeigen und darf den Fremden nicht nöthigen, die Kehrseite des reizvollen Städtebildes bei jedem Besuch zu erblicken. Dies ist so natürlich, daß die großen Erfolge, welche die bisher in dem Palast bei Moabit abgehaltenen Ausstellungen aufzuweisen hatten, zweifellos nicht eingetreten wären, wenn man die Besucher hätte zwingen wollen, nach dem Treptower Park zu pilgern. Letzterer würde überdies für dauernde Ausstellungszwecke nicht verfügbar sein, da sich die Stadt schwerlich entschließen könnte, einen großen Theil der Parkanlage der öffentlichen und allgemeinen Benutzung für immer zu entziehen.

Die Schwierigkeiten, eine Fläche von entsprechender Größe und Lage zu erlangen, sind unüberwindlich, wenn man sich nicht entschließt, an die Lösung einer so großen und segensreichen Aufgabe mit dem Aufgebot ausreichender Mittel heranzutreten. Auf den Platz selbst weisen die Verhältnisse dringend genug hin. Die dem bereits bestehenden Ausstellungspalast gegenüberliegende Ulanenkaserne mit dem dahinter befindlichen ausgedehnten Exercierplatz und das daneben stehende Gebäude der Oberfeuerwerkerschule nehmen ein Rechteck von 500 Meter Breite längs und von 1000 Meter Tiefe senkrecht zu der Invalidenstraße, mithin von 500 000 Quadratmeter (200 Morgen) ein; nimmt man die Strafanstalt mit etwa 50 000 Quadratmetern hinzu und stellt außerdem durch Ueberbrückung der Invalidenstraße eine Verbindung mit dem Ausstellungspark her, so erhält man eine zusammenhängende Fläche von über 600 000 Quadratmeter (gegen 250 Morgen), welche in Bezug auf Größe und Lage allen Anforderungen entsprechen würde. Die Kosten des Grunderwerbs, bestehend in der Verlegung und dem Wiederaufbau der abzubrechenden Gebäude an anderen Stellen, ließen sich mit fünf Millionen Mark wohl bestreiten, ein geringer Preis, wenn man die Vortheile des Platzes berücksichtigt. Drei mächtige Straßenzüge stoßen an demselben zusammen und setzen ihn mit dem Innern der Stadt und mit den dicht bevölkerten Vororten Moabit und Charlottenburg in kürzeste Verbindung. Zwei doppelgeleisige Pferdebahnen und die Stadtbahn berühren den Platz, die Ringbahnstation Moabit liegt in geringer Entfernung von dem nördlichen Ende, der Endbahnhof mehrerer großer Eisenbahnlinien stößt unmittelbar an das Südende des Platzes, welcher nur zehn Minuten von den Glanzpunkten des Berliner Lebens entfernt ist. Zwischen der

gleichfalls in der Nähe befindlichen Spree und dem Ausstellungsterrain ist bequeme Schienenverbindung vorhanden, letztere läßt sich ohne Schwierigkeit bis mitten in die zu bebauende Fläche hineinführen. Kurz hier ist, wie auch schon die Berliner Ausstellungstradition zur Genüge zeigt, alles vereinigt, um einem dauernden Unternehmen das Gelingen zu gewährleisten. Ein aus solidem Material hergestelltes Gebäude von 50—60 000 Quadratmetern Flächeninhalt — der jetzige Ausstellungsraum umfaßt etwa 11 000 Quadratmeter — könnte den Kern bilden, um welchen sich bei allgemeinen Ausstellungen die übrigen Baulichkeiten zu gruppiren hätten, während derselbe ausreichend wäre, Specialausstellungen, selbst größeren Umfangs, in sich aufzunehmen. Die Herstellungskosten der Anlage würden sich durch ihre dauernde Benutzbarkeit reichlich bezahlt machen. Es ist nicht der geringste Vorwurf, welchen man unserem Ausstellungswesen macht, daß dasselbe mit seinen provisorischen Bauten viel zu kostspielig sei und namentlich mit dem Raum eine nachtheilige Verschwendung treibe. Ein massiver Bau würde zur Raumausnützung und zur Beschränkung der Ausstellung auf Gegenstände von wirklichem Werth und Nutzen, zur Fernhaltung der großen Masse der mittelmäßigen Dutzendwaare in wirksamer Weise beitragen.

Ohne Aufwendung gewisser Mittel und Eingriffe in bestehende Verwendungszwecke der ausgedehnten fiskalischen Liegenschaften innerhalb der Stadt lassen sich auch die Plätze für die sonst noch etwa nothwendig werdenden staatlichen Bauten größeren Umfangs schwer beschaffen. Entwöhnt man sich jedoch zu großer Aengstlichkeit und Bedächtigkeit, so würde beispielsweise die an sich nicht leichte Raumfrage für ein den heutigen Anforderungen entsprechendes Opernhaus ohne zu große Opfer befriedigend zu lösen sein. Das jetzige Opernhaus könnte dann zu einem großen Concertsaal umgebaut und dadurch seinem ursprünglichen Zweck näher geführt werden, ohne daß die vornehme und schlichte Schönheit seiner Erscheinung, welche sich so harmonisch in die Umgebung einfügt, andere als vortheilhafte Aenderungen zu erfahren brauchte. So manche nachtheilige Zusätze, welche der Umbau in den vierziger Jahren nothgedrungen mit sich gebracht hat, könnten dann wieder verschwinden, unter anderen das allzuschwere und unschöne Dach.

* * *

Für das wirthschaftliche Gedeihen Berlins und für das Wohlbefinden seiner Bewohner von der einschneidendsten Bedeutung ist der vollständige Ausbau des Verkehrsnetzes, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt bildet und welchem sie ihren heutigen Wohlstand und ihr Gedeihen vornehmlich verdankt. Die von Berlin ausstrahlenden 11 Eisenbahnlinien bedürfen allerdings kaum noch einer Vermehrung, höchstens der Ergänzung durch anschließende Localbahnen. Dagegen harrt das Stadtbahnnetz seiner end-

gültigen Ausgestaltung und wird die durchgreifende Verbesserung der Wasserstraßen in und um Berlin immer dringlicher. Der Ausbau des ersteren, mit der Regelung der Wasserstraßen in Zusammenhang gebracht, würde keine übermäßigen Schwierigkeiten und Kosten bereiten; dem Staat, als alleinigen Eigenthümer der sämmtlichen Locomotivbahnen in Berlin, würde es obliegen das Werk auszuführen. Stadt- und Ringbahn, jene etwa 12, diese mit den Anschlußlinien beinahe 50 Kilometer lang, bewältigen jetzt einen Verkehr von gegen 20 Millionen Personen, wovon 16—17 Millionen (einschließlich des Fernverkehrs) auf die Stadtbahn, 3—4 Millionen auf die Ringbahn entfallen. Welcher Steigerung ein derartiger Verkehr fähig ist, zeigt das Beispiel der Hochbahnen in New-York, welche, seit sieben Jahren bestehend, bereits über 120 Millionen Personen im Jahr befördern, zeigen die Pferdebahnen in Berlin selbst, welche, im Wesentlichen in den letzten 12 Jahren entstanden, bereits von 100 Millionen Fahrgästen jährlich benutzt werden. Der Berliner Verkehr ist dabei noch einer großen Entwickelung fähig und trotz seiner Zunahme keineswegs auf die Höhe gelangt, welche der Größe der Einwohnerzahl entspricht. In Paris sind im Jahre 1884 von der Ringbahn, den Dampfschiffen, den Pferdebahnen und Omnibuslinien 290 Millionen, in Berlin in demselben Jahr von den gleichen Verkehrsmitteln 110 Millionen Personen befördert. Dort ist also jeder Einwohner 126 Mal, hier nur 85 Mal gefahren. In London ist der Verkehr der Untergrundbahn von 42 Millionen Personen im Jahre 1864 auf 115 Millionen Personen im Jahre 1884 gestiegen. Je vollkommener die Beförderungsmittel sind, welche zur Verfügung gestellt werden, um so intensiver werden sie benutzt. Dies gilt für den Stadtverkehr in noch höherem Maße als für den Verkehr des offenen Landes, weil die Ansprüche an Zeitersparniß, Schnelligkeit und Bequemlichkeit dort sehr viel größer sind als hier. Wird das Stadtbahnnetz durch weiteren Ausbau vervollkommnet und dadurch Stadttheilen und Bevölkerungskreisen zugänglich gemacht, welche von der Einrichtung jetzt keinen Gebrauch machen können, so ist mit Sicherheit auf eine sehr viel schnellere Steigerung des Verkehrs zu rechnen, als sie bisher auf der Stadtbahn (1882 10 Millionen, 1886 16—17 Millionen Reisende) stattgefunden hat.

Es ist bekannt, in wie sinnreicher und dabei einfacher Weise der Betrieb auf den beiden Ringen der Stadt- und Ringbahn dadurch sich abwickelt, daß die Mehrzahl der Züge einen Kreislauf beschreibt. Es bliebe im Wesentlichen nur übrig, dieses System durch Einlegen von zwei Halbkreisen derart zu vervollständigen, daß mit Hülfe und unter Mitbenutzung der Stadtbahnlinien zwei neue engere Ringe entstehen, welche Kreisverkehre lediglich innerhalb dicht bebauter und bevölkerter Stadttheile ermöglichen. Dabei müßten natürlich die Vorzüge, durch welche die Berliner Stadtbahn sich so vortheilhaft von den Londoner Untergrund- und den New-Yorker Hochbahnen unterscheiden, beibehalten werden: die Geräuschlosigkeit und Sauber-

keit des Betriebes, die Annehmlichkeit der Beförderung für den Reisenden, die Abwesenheit jeder Störung des Straßenverkehrs und der Anwohner, der gefällige und anziehende Anblick der sämmtlichen Bauwerke der Linien. Den mannigfachen Anforderungen ist um so schwieriger zu entsprechen, als die neuen Anlagen möglichst billig und jedenfalls viel wohlfeiler als die Stadtbahn herzustellen wären. Letztere hat für das Kilometer Bahnlänge gegen sechs Millionen Mark oder reichlich zwanzig Mal so viel gekostet, als im Durchschnitt das Kilometer der preußischen Staatsbahnen überhaupt. Fast die Hälfte der Kosten ist durch den Grunderwerb verursacht, obwohl die Bahn innerhalb der Stadt selbst in ausgiebigem Maße den Wasserläufen gefolgt und dadurch noch größeren Aufwendungem entgangen ist. Das wirksamste Mittel, um nach dieser Richtung bei der neuen Linie möglichst wohlfeil zum Ziele zu kommen, läge ja in der thunlichsten Benutzung breiterer Straßenzüge, welche die Stadt in Ansehung der außerordentlichen Vortheile für die Gesammtheit der Einwohner unentgeltlich oder gegen mäßige Entschädigung zur Verfügung stellen könnte. Ganz zu vermeiden wird auch eine derartige Führung der Linien nicht sein. Immerhin müßte sie auf das äußerste Maß und auf Straßenzüge beschränkt bleiben, welche keine monumentalen Bauten enthalten, und breit genug sind, um den Pfeilerbau der zweigeleisigen (nur um solche im Gegensatz zu der viergeleisigen Stadtbahn handelt es sich) Bahnen ohne Beeinträchtigung der Anwohner aufzunehmen. Der Plan der Firma Siemens & Halske, eine elektrische Pfeilerbahn die Friedrichstraße entlang zu führen, scheiterte bekanntlich unter Anderem an dem lebhaften Widerspruch der Anwohner, welche befürchteten, daß ihren Wohnungen und namentlich den werthvollen Läden Luft und Licht entzogen, und daß der Straßenverkehr durch den Pfeilerbau Störungen erleiden werde, Bedenken, welche bei einer Locomotivbahn in erhöhtem Maße zutreffen würden, und die Zahl der Straßen, deren Benutzung zu Stadtbahnzwecken angängig erscheint, von vornherein sehr einschränkt.

Ein Blick auf den Plan von Berlin zeigt, daß bei dem jetzigen Stadtbahnnetz besonders die südliche Hälfte der Stadt sehr benachtheiligt ist. Die Entfernung zwischen Stadtbahn und Nordring beträgt 2—4 Kilometer, zwischen Stadtbahn und Südring 4—6 Kilometer. Nimmt man den Schlesischen und den Bahnhof Zoologischer Garten als die Endpunkte der dicht bebauten Stadt, so ist der genau in der Mitte gelegene Bahnhof Friedrichstraße vom Bahnhof Gesundbrunnen nur drei, vom Bahnhof Tempelhof dagegen fünf Kilometer entfernt. Die Bewohner des Ostens und Nordwestens von Berlin brauchen selten mehr als ein Kilometer zurückzulegen, um die nächste Stadt- oder Ringbahnstation zu erreichen, im Norden steigt die Entfernung bis auf $1\frac{1}{2}$ Kilometer, im Süden häufig auf mehr als zwei. Dadurch wird die Brauchbarkeit der Stadt- und Ringbahn für eine Bevölkerung von mehreren hunderttausend Menschen vollständig in Frage gestellt, für den übrigen Theil immerhin sehr beschränkt.

Wird dagegen das Maximum jener Entfernungen durchgängig und für alle Einwohner auf etwa ein Kilometer (12—15 Minuten) Weges reducirt, so wäre das Erreichbare geschaffen und dem Berliner Stadtbahnverkehr freier Raum zu einer Entwickelung gegeben, welche unter anderen Vortheilen auch die ausreichende Verzinsung der zur Herstellung des Netzes aufgewendeten Capitalien als wahrscheinlich annehmen läßt. Der Südhälfte von Berlin würde durch eine Verbindung des Schlesischen Bahnhofes mit Station Zoologischer Garten am besten geholfen. Die Linie, oberhalb der Schillingsbrücke über die Spree, die Köpenickerstraße entlang bis zum Louisenstädtischen Canal geführt und dann diesen und den Landwehrgraben bis zur Stadtbahn verfolgend, würde mit verhältnißmäßig sehr geringen Kosten herzustellen sein, wenn die beiden Canäle (mit Ausnahme des östlichen Theiles des Landwehrgrabens von dem Urbau ab) bis zur Charlottenburger Chaussee zugeschüttet, die Geleise etwas tiefer als der jetzige Wasserspiegel gelegt würden, die Bahn also im offenen Einschnitt unter den unverändert bleibenden Brücken hindurch die südlichen Stadttheile auf etwa 8 Kilometer Länge quer durchschnitte. Die Ersteigung der Höhenlage der Stadtbahn an den beiden Endpunkten würde auf Pfeilerbahnen ohne zu starke Neigungen und ohne Schwierigkeiten erfolgen können, wenn die Einführung in die Geleise für den Fernverkehr keinen Bedenken unterliegt. Die Mitbenutzung dieser Geleise würde allerdings einige Aenderungen und Vervollständigungen, namentlich der kleineren Bahnhöfe der Stadtbahn (Thiergarten, Bellevue, Lehrter Bahnhof, Börse, Jannowitzbrücke) bedingen, der Kostenaufwand aber nicht sehr bedeutend sein. Durch die angedeutete Linie würde ein neuer geschlossener Ring von 16 Kilometer Länge hergestellt, welcher durchweg dichtbevölkerte Stadttheile durchschnitte, geringe Grunderwerbskosten und Ausgaben für Hochbauten beanspruchte, den Straßenverkehr in keiner Weise belästigte und einen durchweg geräuschlosen und angenehmen Betrieb ermöglichte. Auf dem zweigeleisigen Ring ließe sich ein Verkehr von 20 Millionen Reisenden jährlich bewältigen, vorausgesetzt, daß der Fernverkehr mit seinen mehr als 100 Zügen täglich erheblich eingeschränkt wird. Schwieriger und auch wohl kostspieliger würde sich die Einschiebung eines zweiten Nordringes gestalten. Hier würde eine ausgiebige Benutzung der breiten Straßenzüge längs der beseitigten Stadtmauer nicht zu vermeiden sein, wenn die Baukosten nicht einen übermäßigen Betrag erreichen sollen.

Die Zuschüttung des Louisenstädtischen Canals, welcher für den Verkehr von sehr geringer Bedeutung ist, dürfte schwerlich begründeten Bedenken begegnen, dagegen würde die Beseitigung des größeren Theiles des Landwehrgrabens ohne ausreichenden Ersatz nicht angängig sein. Berlin verdankt seinen Wasserstraßen einen nicht geringen Theil der gegenwärtigen Größe, insbesondere für das bauliche Wachsthum der Stadt haben sie sich als unentbehrliche Hülfsmittel erwiesen. Ueber die Hälfte der gesammten Güterzufuhr entfällt auf den Wasserverkehr; im Jahre 1884 sind 3 075 000 Tonnen

(zu 1000 kg) Güter auf dem Wasserwege, 2 934 000 Tonnen auf den 11 Eisenbahnlinien Berlin zugeführt. Die Letzteren schaffen vornehmlich Brennmaterialien und Fabrikate aller Art, die Schifffahrt überwiegend die Baumaterialien, beide Verkehrsmittel ziemlich gleichmäßig Lebensmittel und Futterstoffe heran; die der Menge nach sehr viel geringere Abfuhr wird hauptsächlich von den Eisenbahnen besorgt. Die Schifffahrt, vor Erbauung der Eisenbahnen die Grundlage der Berliner Handels- und Gewerbethätigkeit, hat sich auch nachdem eine so große Bedeutung zu bewahren gewußt, daß der Wasserverkehr der Hauptstadt seit dem Jahre 1840 beinahe auf das Vierfache gestiegen ist. Die Wasserverbindungen Berlins, welche sich einerseits tief in das östliche Binnenland, andererseits bis zur Ost- und Nordsee erstrecken, bieten der Schifffahrt eben zu viel Vortheile dar, um nicht ihren Werth für die Versorgung der Hauptstadt auch neben dem weitverzweigten Eisenbahnnetz geltend zu machen. Gleichwohl ist in der Entwickelung des Wasserverkehrs seit etwa zehn Jahren ein gewisser Stillstand eingetreten, welcher um so auffallender ist, wenn man dem gegenüber den gewaltigen Aufschwung berücksichtigt, welchen in demselben Zeitraum die Güterbeförderung auf dem Rhein, zum Theil auch auf der Oder, namentlich aber auf der Elbe genommen hat. Der Wasserverkehr Berlins hat beispielsweise in den zehn Jahren von 1876—1885 um 550 000 Tonnen oder 19 %, der Flußverkehr Hamburgs (also ausschließlich der Seeschifffahrt) um über 1½ Millionen Tonnen oder 156 % zugenommen. Dabei entfällt der größte Theil des Berliner Zuwachses auf den Mehrempfang von Baumaterialien, namentlich Steinen, welche aus geringer Entfernung von den an der Havel und Spree belegenen Ziegeleien herangefahren werden.

Die Gründe für die geringe Entwickelung des Wasserverkehrs der Hauptstadt sind nicht schwer zu finden. In der Flußschifffahrt vollzieht sich seit einer Reihe von Jahren der Uebergang zum Dampfbetrieb mit derselben unaufhaltsamen Nothwendigkeit, wie bei der Seeschifffahrt. Auf dem Rhein herrscht diese Betriebsweise bereits seit geraumer Zeit vor, auf der Elbe und Oder hat sie sich erst neuerdings rascher ausgebreitet. Auf allen drei Strömen hat die Aenderung gleichmäßig zur Folge gehabt, daß man behufs möglichster Ausnutzung der theureren Betriebskraft zur Verwendung immer größerer Fahrzeuge übergegangen ist, was wiederum nur durch die energische und gesteigerte Thätigkeit der Regierungen, namentlich der preußischen, in Bezug auf die Stromregulirungen, Verbesserungen, Vertiefung und Verbreiterung des Fahrwassers möglich geworden ist. Auf dem Rhein, von Mannheim abwärts, ist bei der scharfen Concurrenz der Schifffahrt unter sich und gegen die Eisenbahnen ein lohnender Betrieb nur noch unter Benutzung von Fahrzeugen mit einer Tragfähigkeit von 500—1000 Tonnen (zehntausend bis zwanzigtausend Centnern) möglich, auf der Elbe muß man sich mit Schiffen von 300—600 Tonnen, auf der Oder mit noch kleineren Abmessungen begnügen. Immerhin überragen auch hier die jetzt üblichen

Fahrzeuge den alten Oder- und Elbkahn mit seiner normalen Belastung von 1—2 Tausend Centnern um ein Mehrfaches an Tragkraft. Hierdurch und durch die ungleich größere Regelmäßigkeit und Schnelligkeit des Dampfbetriebes gegenüber der Segelschifffahrt ist die Bewältigung eines Massenverkehrs von früher nicht gekanntem Umfang möglich geworden.

Berlin hat an dieser Umwälzung bisher geringen Antheil gehabt, weil die kostspieligen Flußregulirungen bis vor wenigen Jahren nur den Hauptströmen der Oder und Elbe zugute gekommen und erst seit dem Anfang der achtziger Jahre auch auf die Havel ausgedehnt worden sind. Die Verbesserungen des Havelgebietes werden in kurzer Zeit ihrer Vollendung entgegengehen, auch die Unterspree wird canalisirt, so daß die Elbfahrzeuge mit größerer Tragkraft schon in nächster Zukunft bis nach Berlin gelangen werden. Neuerdings ist ferner die Staatsregierung der Verbesserung des Fahrwassers der Oberspree und der Verbindung derselben mit der Oder näher getreten, die Mittel hierzu im Betrage von über 12 Millionen sind vom Landtag bewilligt, die Ausführung ist bereits im Gange und die Fertigstellung in wenigen Jahren zu erwarten. Durch alle diese einen Kostenaufwand von mehr als 30 Millionen beanspruchenden Verbesserungen wird der Wasserverkehr Berlins in ein ganz neues Stadium der Entwickelung treten, aller Voraussicht nach einen bedeutenden und raschen Aufschwung erfahren und die großen Vortheile des Dampfbetriebes sich ebenso nutzbar machen können, wie dies Rhein, Elbe und Oder bereits gethan haben oder zu thun im Begriff sind. Zur vollen Wirkung für Berlin und seinen Verkehr werden jene Bauten allerdings nur dann gelangen, wenn man nicht zögert, dem Werk seinen Abschluß zu geben — ein Mal durch eine zweckentsprechende Verbindung der Ober- und Unter-Spree, sodann durch Herstellung ausreichender Lösch- und Ladeplätze innerhalb und in der Nähe der Stadt. Ersteres wird durch ein von der Regierung aufgestelltes Project beabsichtigt, wonach der Wasserspiegel der canalisirten Unterspree um beinah ein Meter, der Hochwasserspiegel der Oberspree um fast zwei Meter gesenkt und der Stau des Mühlendammes durch ein bewegliches Wehr mit Schifffahrtschleuße ersetzt werden soll. Der seit Jahrhunderten für die Schifffahrt gesperrte Hauptarm der Spree würde derselben alsdann wieder zugänglich gemacht und dadurch neben dem Kupfergraben ein zweiter brauchbarer Schifffahrtsweg durch Berlin gewonnen werden, welchem man eine erhebliche Entlastung des Landwehrcanals von dem Durchgangsverkehr beimessen zu können glaubt. Man hofft, daß der unter Beihülfe der Stadt Berlin auszuführende Plan die Anforderungen des Verkehrs befriedigen würde, nachdem von der Erbauung eines besonderen neuen Südcanals der Kostspieligkeit der Anlage halber habe abgesehen werden müssen. Die Herstellung von Lösch- und Ladeplätzen soll der hieran in erster Linie interessirten Stadt überlassen bleiben.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Regierungsproject ganz außer-

ordentliche Verbesserungen des unhaltbaren Zustandes der Berliner Wasserstraßen herbeiführen und namentlich der bei den heutigen Verkehrsverhältnissen unnatürlichen Absperrung des Hauptarmes der Spree ein wohlverdientes Ende bereiten würde. Die Stadtverwaltung hat in Berücksichtigung der Vortheile, welche dem Verkehr der inneren Stadt, der Construction der Brücken, der Herstellung von Ladestraßen erwachsen würden, sich bereit erklärt, einen Beitrag zu den Kosten der Ausführung des Planes zu leisten, so daß dieselbe wohl nicht zu lange auf sich warten lassen wird. Dagegen dürfte die Hoffnung, daß hiermit die Berliner Wasserstraßen dauernd oder auch nur in absehbarer Zeit den Verkehrsanforderungen genügen würden, schwerlich gerechtfertigt sein. Die verbesserten Zufuhrwege werden an sich schon den Verkehr steigern: der Dampfbetrieb, welcher jetzt noch nicht 1% der Beförderungsmengen bewältigt, wird in kurzer Zeit um ein Vielfaches wachsen, den Wasserstraßen neue Massen zuführen und Berlin die Bedeutung für den Rohproductenverkehr wiedergeben, welche die Stadt in früheren Jahrzehnten besessen und trotz der vorzüglichen Ausstattung mit Eisenbahnen gegenüber der steigenden Concurrenz der großen Binnenplätze, wie Magdeburg, Dresden, nicht zu behaupten vermocht hat. Der Durchgang, welcher jetzt noch nicht 10% des gesammten Wasserverkehrs Berlins umfaßt (1884 337 000 Tonnen von 3685000 Tonnen), wird nicht minder zunehmen, Local- und Durchgangsverkehr werden nach wie vor auf denselben zum Theil engen Straßen zusammentreffen und sich gegenseitig hemmen und stören. Die Entwickelung der Verhältnisse des Landwehrcanals giebt hierfür ein lehrreiches Beispiel. Derselbe, 1845—1850 zur Entlastung der Spree von dem Durchgangsverkehr hergestellt, hat diesem Zweck je länger je weniger entsprochen. Der Ortsbedarf bemächtigte sich sofort der neuen Straße und nutzte sie für die Anfuhr der Bau- und Brennmaterialien in einer Weise aus, daß der Durchgang nur mühsam und unter großem Zeitverlust im Stande war, den Weg zu passiren. Der Schwerpunkt der Bedeutung des Canals hat von seiner Fertigstellung an in dem Localverkehr gelegen. Dem Landwehrgraben ist in erster Reihe die schnelle Bebauung der südlichen Stadttheile zu verdanken, welche er durch die billige Anfuhr der Baumaterialien in der wirksamsten Weise unterstützt hat. Die Benachtheiligung, welche der Durchgangsverkehr in Folge dessen erfuhr, veranlaßte die Regierung vor einigen Jahren, die Verbreiterung des Canals durch Herstellung steilerer Böschungen vorzunehmen. Hierbei erlitt die Leistungsfähigkeit desselben für den Localverkehr dadurch eine arge Benachtheiligung, daß die in dem Regierungsplan auf Staatskosten vorgesehene Einrichtung von Ladestraßen den Beifall der Landesvertretung nicht fand und unterbleiben mußte, da auch die Stadt sich zur Hergabe der Mittel nicht entschließen konnte. Ob die städtische Vertretung mit dieser Scheu vor einer Ausgabe von 2 400 000 Mk. einen besonderen Scharfblick bewiesen hat, mag dahingestellt bleiben; es scheint, als ob man

neuerdings zu der Einsicht gelangt ist, daß die Stadt ein Interesse daran habe, den jetzigen Zustand nicht fortbestehen zu lassen. Wenn Orte wie Mainz und Frankfurt a. M. Millionen daran wenden, um durch Schaffung von Hafenanlagen dem Verkehr feste Stützpunkte zu schaffen, so darf eine Großstadt von der Bedeutung Berlins nicht vor Opfern zurückschrecken, welche die Möglichkeit der billigen Anfuhr von Rohmaterialien zu Bauten und zur Ernährung der Bevölkerung erhalten und steigern. Fällt dem Staat unzweifelhaft die Aufgabe zu, die öffentlichen Wasserstraßen in einen Zustand zu versetzen, welcher ihre möglichste Ausnutzung für die Güterbewegung gestattet, so ist es nicht minder Sache der Städte, für die Herstellung derjenigen Einrichtungen besorgt zu sein, welche die rasche Ent- und Beladung der Fahrzeuge und die bequemste und billigste Vertheilung der Güter innerhalb des Ortes selbst bezwecken. Der Bau von Ladestraßen, die Errichtung von Hafenanlagen und deren Ausstattung mit Speichern, Ladevorrichtungen, Anschlußgeleisen an die Eisenbahnen — Einrichtungen, ohne welche ein großer Massenverkehr sich nicht bewältigen läßt, und deren Mangel in Berlin den verhältnißmäßigen Stillstand des Wasserverkehrs mit verschuldet hat — wird der Stadt nicht erspart bleiben; je später sie sich dazu entschließt, um so kostspieliger werden die Anlagen ausfallen. Die Thätigkeit des Staates in Bezug auf die Verbesserung des Fahrwassers der Spree und Havel und der Verbindungen derselben mit Oder und Elbe drängt immer mehr zu der Entscheidung über die Gestaltung der Wasserwege in Berlin selbst und ihrer zweckmäßigsten Ausnutzung für den Local- und Durchgangsverkehr. Je eher man in den Kreisen der städtischen Verwaltung zur Klarheit über die unerläßliche Mitwirkung der Stadt und zu dem Entschluß einer planvollen, thatkräftigen und nicht zu sparsamen Förderung seiner Aufgaben gelangt, um so sicherer werden die Interessen der Bevölkerung Berlins und das Gedeihen der Stadt gewahrt werden.

Von so großer und weittragender Bedeutung die Ausführung des Regierungsprojects für die Verbesserung des Spreelaufes unterhalb der Stadt auch sein wird, der Durchgangsverkehr wird wenig davon gewinnen; der vertiefte und mit Ladestraßen versehene Fluß wird vielmehr den Zwecken des Localverkehrs in viel ausgedehnterer Weise dienstbar gemacht werden als bisher und das mit Recht. In einer Länge von 10 bis 12 Kilometer größtentheils dicht bebaute und verkehrsreiche Stadttheile mit großartiger industrieller, gewerblicher und commerzieller Thätigkeit durchschneidend, beherrscht der Fluß für die Zu- und Abfuhr des Localverkehrs mindestens den dritten Theil des städtischen Weichbildes mit etwa der Hälfte der Einwohner Berlins. Bei einer Breite von 50 bis 100 Meter würde die Spree nach Beseitigung der Schifffahrtssperre am Mühlendamm und nach Herstellung von Ladestraßen längs des Oberlaufs, sowie Vervollständigung der bereits vorhandenen des Unterlaufs, einen ausgezeichneten Hafen mitten

in der Stadt darstellen und eine jährliche An- und Abfuhrmenge von 2 bis 3 Millionen Tonnen, d. h. reichlich 3/4 des jetzigen Wasserverkehrs bewältigen können. Für den gleichzeitig gesteigerten Durchgang bliebe dann kaum noch genügender Raum, derselbe wäre wieder auf den Landwehrcanal angewiesen, welcher seiner ganzen Anlage nach den heutigen Anforderungen dieses Verkehrszweiges schon deshalb nicht entspricht, weil Dampfbetrieb dort nicht anwendbar ist.

Alle Umstände weisen daher dringend auf die Herstellung einer Straße hin, welche den Durchgang durch Berlin, sei es vermittelst der Spree, sei es vermittelst des Landwehrcanals, vermeidet, Fahrzeugen größerer Abmessung die Durchfahrt auch mit Hülfe der Dampfkraft gestattet und dabei wenn möglich nicht ohne Nutzen für den Localverkehr ist. Nachdem die fortgeschrittene Bebauung der südlichen Stadttheile die Führung eines solchen Canals in geringer Entfernung von dem Landwehrgraben etwa in der Linie der Gneisenau-, York- und Bülowstraße theils unmöglich, theils zu kostspielig gemacht hat, müßte die Wasserstraße 4 bis 5 Kilometer weiter nach Süden verschoben und südlich der Verbindungsbahn durch den Grunewald nach der Havel geleitet werden. Bei einer Länge von 21 bis 22 Kilometer würde der Canal an den Kosten der Herstellung nicht zu scheitern brauchen, zumal er den Durchgang zwischen Oder und Elbe in einer für absehbare Zeiten vollkommen ausreichenden Weise vermitteln würde. Alsdann wäre der Landwehrgraben für die Durchfuhr und als Vorfluth zur Abführung von Hochwasser überflüssig und nur noch für den Localverkehr von Bedeutung. Nachdem diese in Folge der unterlassenen Ausführung von Ladestraßen bereits eine erhebliche Abminderung erfahren hat, wird die Benutzung des Canals auch aus sonstigen Gründen von Jahr zu Jahr weiter zurückgehen. Die Bebauung längs der Südufer (die der Norduser ist so gut wie vollendet) ist so weit vorgeschritten, daß die Mehrzahl der Neubauten schon ein Kilometer und darüber von dem Landwehrgraben entfernt ist, jedes Jahr erhöht die Entfernung; nur der östliche Theil weist noch große unbebaute Flächen in der unmittelbaren Nachbarschaft desselben auf. Baumaterialien sind der Hauptverkehrsgegenstand des Canals und gerade deren Abfuhr ist schon jetzt sehr erschwert. Den Anforderungen dieses Verkehrs wird am besten gedient, wenn unmittelbar am Wasser ausgedehnte Stätteplätze mit zweckmäßigen Löschvorrichtungen (Dampfkrahnen) vorhanden sind; am Landwehrcanal lassen sich dergleichen Einrichtungen nicht schaffen. Es wäre daher für alle Theile — Schiffer, Fuhrleute, Bauunternehmer, Häuserbesitzer und Miether — das Beste, wenn man den Canal in seinem mittleren Theil als Wasserstraße ganz beseitigte, den östlichen Theil zu einer ausgedehnten Hafenanlage erweiterte und die hierzu vorzüglich, zur Bebauung mit Wohnhäusern dagegen sehr schlecht geeigneten, der Stadt gehörigen Kölnischen Wiesen benutzte. Dem ordentlich ausgestatteten Hafen könnte bei nicht zu kleinen Abmessungen unschwer eine Leistungsfähigkeit von zwei

Millionen Tonnen gegeben werden, zumal seine Verbindung mit der Ringbahn leicht herzustellen wäre. Wenn man ferner von dem neuen Südcanal aus etwa bei Wilmersdorf einen drei Kilometer langen Stichcanal bis in die Nähe des Zoologischen Gartens führte, so würde derselbe — wenn angängig mit dem westlichen Stumpf des Landwehrcanals in Verbindung gebracht — für den Südwesten die Stelle eines Hafens vertreten und für die Bebauung jener Stadttheile ungleich zweckmäßiger liegen, als der Landwehrgraben. Sämmtliche Wasserstraßen und Hafenanlagen Berlins würden alsdann einen jährlichen Güterumschlag von 8 bis 10 Millionen Tonnen vermitteln und für absehbare Zeiten dem Verkehr genügen. Die Kosten der Ausführung des Stichcanals und des Hafens würden der Stadt zur Last fallen, deren wirthschaftliche Interessen je länger je dringender die Anlagen erfordern und schwerwiegend genug sind, um eine Ausgabe von 10 bis 20 Millionen für solche Zwecke als keineswegs übertrieben erscheinen zu lassen. Mainz mit seinen 60 000 Einwohnern hat erst neuerdings für seinen neuen Hafen 4 bis 5 Millionen, Frankfurt a. M. 5 bis 6 Millionen zu gleichem Zwecke aufgewendet. Für beide Orte kommt dabei vorwiegend oder ausschließlich die Förderung von Handels- und Industrieinteressen in Frage; bei Berlin würde es sich außerdem um schwerwiegende socialpolitische Rücksichten handeln. Soll das Bauen und mithin das Wohnen in der Hauptstadt nicht über alles Maß vertheuert werden, so ist die billige Heranschaffung und die wohlfeile und rasche Entladung der Ziegel, Kalksteine und sonstigen Baumaterialien eines der wesentlichsten und unerläßlichsten Erfordernisse. Die neue Bauordnung mit ihren höchst verständigen, aber auch weitgehenden Bestimmungen gegen den Bebauungswucher wird ohnehin decentralisirend wirken und die Bebauung an der Peripherie der Stadt fördern. Zweckmäßige Regelung des Wasserstraßenverkehrs würde diese Neigung kräftig unterstützen und dazu beitragen, daß manche Erschwernisse der Bauordnung leichter getragen werden und die Wirkung derselben, ohne Erhöhung der Miethspreise gesundere und behaglichere Wohnungen zu schaffen, um so sicherer erreicht wird. Aber auch für einen großen Theil der inneren Stadt und deren zahlreiche Um- und Neubauten wäre die zuverläßige Möglichkeit des billigen Bezuges der Baumaterialien geschaffen, die Anfuhr der Lebensmittel erleichtert. Zahlreiche Zweige von Industrie und Gewerbe würden dauernd in den Stand gesetzt werden, die geringwerthigen Gegenstände ihres Bedarfs mit Hülfe der verbesserten Wasserwege und Ladeplätze wohlfeil und dabei schnell genug zu erlangen. Der Verkehr der Wasserstraßen Berlins endlich würde aus seinem jetzigen ungeordneten Zustand in geregelte Bahnen gelenkt werden und dadurch dem gesammten Wirthschaftsleben der Stadt zum Nutzen gereichen. Allgemeine Landes- und locale Interessen Berlins gehen bei Ausführung vorstehend erörterter Projecte Hand in Hand; ihre für beide Theile unzweifelhaft segensreiche Verwirklichung würde keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen,

wenn dieselbe von Staat und Stadt einmüthig in die Hand genommen wird.

* * *

Wenn vorstehende Ausblicke in die Zukunft der Berliner Bauthätigkeit manche phantastische Ergebnisse geliefert haben sollten, so ist die Thatsache nicht unbeachtet zu lassen, daß nichts phantastischer ist, als die Wirklichkeit selbst. Es kann kaum größere Gegensätze geben, als das Berlin vor zwanzig Jahren und das heutige. Wer 1867 vorausgesagt hätte, daß zwanzig Jahre später Berlin sich eines ausgezeichneten Pflasters, vorzüglicher Canalisation, reinlicher Flußläufe und Straßen, eines ausgedehnten Straßenbahnnetzes mit einer Jahresfrequenz von über hundert Millionen Personen, einer viergeleisigen Locomotivbahn mitten durch die Stadt, zahlreicher Markthallen und Schmuckplätze, mächtiger und vortrefflicher Gasthöfe und vieler anderer Vorzüge zu erfreuen haben würde, welche die Stadt mit wunderbarer Schnelligkeit aus engen kleinstädtischen Verhältnissen zur vornehmen Großstadt umgewandelt haben, — der würde einem allgemeinen Achselzucken begegnet und als Phantast verspottet worden sein. Die beispiellose Gunst politischen und wirthschaftlichen Aufschwunges hat den Umwandelungsproceß gefördert, Staat und Stadt sind mit Verständniß und Thatkraft, namentlich aber mit großen Mitteln an die Aufgaben herangetreten, deren Lösung ihnen die Entwickelung der Stadt auferlegte. War es nach Lage der Umstände die Stadtverwaltung, welcher der wesentlichste Theil der Leistungen der Umgestaltung Berlins zufiel, so wird in den nächsten Jahrzehnten eine stärkere Mitwirkung des Staates erforderlich sein, um Berlins wirthschaftliche und künstlerische Bedeutung dauernd auf der Höhe seines Ansehens als Hauptstadt Preußens und Deutschlands zu erhalten und die Stadt vor denjenigen Gefahren zu bewahren, welche mit der Anhäufung so gewaltiger Menschenmassen auf engem Raume zu leicht verknüpft sind. Ob so weite Ziele mit der jetzigen Organisation des Staatsbauwesens in Berlin zu erreichen sind, ob nicht an Stelle der bestehenden verwickelten, der erforderlichen Zusammenfassung und kräftigen Initiative entbehrenden Verfassung des Localbauwesens der Hauptstadt andere einfachere und wirksamere Einrichtungen zu setzen sein werden — das sind Fragen, welche über den Rahmen dieser Erörterungen hinausgehen und deren Behandlung Berufeneren überlassen bleiben muß.





Ein Abend in Sorrent.

Lustspiel in einem Aufzuge

von

Iwan Turgenjew.

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Eugen Zabel.

— Berlin. —

Personen:

Nadeschda Pawlowna Jeletzkaja, Wittwe, 30 Jahre.
Marja Petrowna Jeletzkaja, ihre Nichte, 18 Jahre.
Alexei Nikolajewitsch Belski, 28 Jahre.
Sergej Platonowitsch Awakow, 45 Jahre.
Ein italienischer Kellner.
Mr. Popelin, Maler.
Ein Sänger.

Die Handlung geht in Sorrent vor sich in einem Gasthause am Ufer des Meeres.

Das Theater stellt ein ziemlich geräumiges Zimmer vor mit der gewöhnlichen Hotel-Einrichtung. Geradezu eine Thür zum Vorzimmer, eine andere zum Schlafzimmer, links zwei Fenster, rechts eine Thür zum Garten. Auf dem Sopha in der Mitte des Zimmers sitzt Awakow; er schläft, sein Gesicht ist mit einem Taschentuche bedeckt.

Awakow. (spricht im Traume undeutliche Worte, endlich ruft er mit verschlafener Stimme) Iwan! Iwan! (Er schüttelt sich, bemerkt das Taschentuch und sieht sich verwundert um.) Ja wo bin ich denn? (Sieht sich wieder um und dehnt verdrießlich die Arme.) In Italien? (Pause.) Was für einen wundervollen Traum habe ich gehabt, wie schön! Ich glaubte auf meinem Gute in Rußland am Fenster zu sitzen und zu sehen, wie draußen die Enten watscheln. Philipp der Kutscher wäscht den Wagen ab, Iwan soll mir die Pfeife bringen. Was für ein angenehmer Traum! (Seufzend.) Ach ja! Wollte der Himmel, daß ich das Alles recht

bald wieder zu sehen bekomme. (Steht auf.) Ich bin es müde, wirklich ich bin es müde, meine alten Knochen in den Wirthshäusern herum zu schleppen . . . Das ist nun das dritte Jahr . . . wie viel muß ich zusammenlügen mit grauen Haaren auf dem Kopf und Schmerzen in der Seite . . . (Pause.) Und nun mußten sie noch ausgehen . . . (Geht an die Thür zum Garten.) Im Garten sind sie nicht. (Geht an die Thür zum Schlafzimmer und ruft.) Nadeschda Pawlowna . . . Nadeschda Pawlowna . . . Sind Sie da? Nein. Ich nickte nach Tisch ein klein wenig ein und gleich waren sie fort. Ach! Das ist wieder ein Stückchen von Ihnen, Alexei Nikolajewitsch . . . ich weiß schon . . . Was will der Grünschnabel eigentlich von uns? (Zieht ärgerlich an dem Klingelzuge.) Das fehlte auch noch. (Zieht nochmals.) Als ob wir ohne ihn . . . (Zieht zum dritten Mal. Aus dem Vorzimmer schlüpft ein italienischer Kellner mit gebranntem Haar, die Serviette unter dem Arm.)

Kellner (sich tief verneigend). Eccellenza commanda?

Awakow (sieht ihn von der Seite an). Wie der wieder grinst! Merkwürdig, wie die Kellner in den Gasthöfen sich alle gleichen, in Paris, in Deutschland, hier und überall, es ist immer dasselbe Lied. (Zum Kellner. Awakow spricht stockend und schlecht französisch.) Pourquoi — ne venez vous tout de suite?

Kellner (lacht und zieht an der Serviette). Eccellenza, je, perdonate . . . ce, ce . . .

Awakow. Ou . . . Ou . . . sont ces dames?

Kellner. Sont sorti . . . per passeggiare . . . pour promener . . . Madonna la Comtessa aveca la Signorina et avec Monsieur il Conte, l'altro Conte Russo.

Awakow. C'est bien, c'est bien . . . allez!

Kellner. Si Signore. (Tänzelt ab.)

Awakow. Herr Du mein Gott! Was diese Gesichter mir zuwider sind! (Geht im Zimmer auf und ab.) Sie werden spazieren gegangen sein . . . an's Meer . . . oder vielleicht um Einkäufe zu machen. Ich kann mir denken, wie sich dieses Herrchen dabei in die Brust werfen wird . . . Und sie, ich kenne sie, ihr macht das Vergnügen . . . das gefällt ihr. Was sie an ihm findet, begreife ich nicht. Er ist doch wahrhaftig ein ganz oberflächlicher und unbedeutender Mensch! (Geht wieder im Zimmer hin und her.) Herr Du mein Gott, ein Mal muß sie doch Ruhe finden, ein Mal müssen ihr doch diese neuen Bekanntschaften langweilig werden. (Die Thür zum Vorzimmer wird halb geöffnet und es erscheint Mr. Popelin mit breitem Hut, Halstuch à l'enfant, mit Bart und langen Haaren.)

Mr. Popelin. Pardon, Monsieur.

Awakow (ihn ansehend). Was giebt's denn nun wieder?

Mr. Popelin (noch nicht eintretend). Pardon, c'est içi, que demeure Madame la comtesse de Geletzka?

Awakow (Pause). Non — qu'est — ce que vous voulez?

Mr. Popelin (tritt ein und sieht ihn einen Augenblick über die Achsel an). Et . . . pardon . . . Madame est — elle à la maison?

Awakow (sich nicht vom Platze rührend). Non. Qu'est-ce que vous voulez?

Mr. Popelin. Ah! que c'est dommage! pardon monsieur, vous ne savez pas — reviendra-t-elle bientôt?

Awakow. Non — non! qu'est-ce-que vous voulez?

Mr. Popelin (betrachtet ihn erstaunt.) Pardon, monsieur, . . c'est a monsieur le comte, que j'ai l'honneur de parler?

Awakow (verdrießlich.) Non monsieur, non . . . monsieur . . .

Mr. Popelin. A! Eh bien monsieur, vous avez la complaisance de dire à madame, que Mr. Popelin, artiste, peintre est venu la voir — d'après sa propre invitation, et qu'il regrette beaucoup . . (Sieht, daß Awakow ungeduldig hin und her läuft). Monsieur, j'ai l'honneur, de vous saluer. — (Ab.)

Awakow. Adieu, Monsieur. (Sieht ihm nach und sagt:) Der auch noch! Der Teufel hole alle diese Künstler, Musiker und Maler! Wo sie uns nur ausgekundschaftet haben! Kaum lernt man sie kennen, sind sie auch schon da. Und wie soll das enden? Ich weiß schon wie! Damit, daß wir uns irgend ein schlechtes Bild, oder eine Büste aufschwatzen lassen! Und all den Kram soll ich mit auf die Reise nehmen! . . . Das ist ja schrecklich. Was mußten wir auch auf diese sogenannten Künstler hören! . . Hungerleider sind's, weiter nichts! Ah! . . . (Seufzend, geht im Zimmer hin und her.) Und sie kommen nicht zurück — Hm! Natürlich, der Spaziergang kommt dem jungen Herrn sehr gelegen. Draußen dunkelt es schon. (Pause.) Ich will ihnen doch lieber entgegen gehen. Ja wahrhaftig. (Nimmt den Hut und geht in's Vorzimmer.) Ah, da sind sie endlich! (Aus dem Vorzimmer kommen Nadeschda Pawlowna, Marja Petrowna und Belski. Nadeschda Pawlowna sieht etwas verstimmt aus. Alle sagen: Guten Abend!) — Weshalb haben Sie mich denn Alle hier sitzen lassen?

Nad. Pawlowna (tritt vor den Spiegel rechts und nimmt den Hut ab). Sind Sie schon lange aus Ihren Träumen wieder erwacht?

Awakow. O ja! Schon sehr lange!

Nad. Pawlowna. Und Sie sind wieder ganz munter?

Awakow. Jawohl! Ich habe überhaupt gar nicht geschlafen.

Nad. Pawlowna (ihn unterbrechend.) Ich weiß schon, ich weiß schon, nur nachgedacht.

Awakow. Ganz gewiß! . . . Nun, und Sie haben sich während des Spazierganges gewiß sehr gut unterhalten?

Nad. Pawlowna (trocken). Ja! Ist Niemand bei mir gewesen?

Awakow. Niemand — ja doch! Es war Jemand da — so eine Art Maler.

Nad. Pawlowna (schnell). Mr. Popelin?

Awakow. Ja, er war da!

Nad. Pawlowna. Was haben Sie ihm denn gesagt?

Awakow. Ich? Nichts! Er fragte nach Ihnen und ich sollte . . .

Nad. Pawlowna. Ja, aber warum haben Sie ihn nicht gebeten, auf mich zu warten?

Awakow. Ich konnte doch nicht wissen . . .

Nad. Pawlowna (verdrießlich). Ach, immer die alte Geschichte! (Sich zu Belski wendend, der gleich beim Betreten des Zimmers sich mit Marja Petrowna an's Fenster links gestellt hatte.) Nun, haben Sie Marja ordentlich den Hof gemacht?

Belski (verlegen). Womit kann ich Ihnen dienen, Nadeschda Pawlowna?

Nad. Pawlowna. Womit Sie mir dienen können . . . (Pause.) Ja wohl, denken Sie sich, eben war Mr. Popelin hier, der Maler, Sie wissen ja, den ich vor drei Tagen kennen gelernt hatte, er zeigte mir Bilder vom Vesuv. Ich hatte ihn um seinen Besuch gebeten, er kommt, und denken Sie sich, dieser Herr hier (auf Awakow zeigend) läßt ihn wieder fortgehen.

Belski. Ja, aber was wünschen Sie nun?

Nad. Pawlowna. Seit einiger Zeit sind Sie so zerstreut! Sie sollen sogleich zu ihm gehen, ihn suchen und ihn hierher bitten, verstehen Sie? Sogleich sollen Sie ihn holen.

Belski. Aber ich weiß ja seine Adresse nicht.

Nad. Pawlowna. Suchen Sie die zu erfahren, hier, im Gasthaus, wo Sie wollen, aber gehen Sie doch, ich brauche ihn. Schnell, schnell, wie kann man nur so langsam sein!

Belski. (Pause.) Ja wohl! Ich werde Ihnen Ihren Maler mit den Ansichten vom Vesuv bringen! Er muß Ihnen ja außerordentlich gefallen haben. (Sie ansehend.) . . . Ich gehe . . . ich gehe schon. (Ab.)

Nad. Pawlowna (setzt sich auf's Sopha und klopft ungeduldig mit den Füßen auf den Boden. Awakow lächelt verschmitzt — endlich ruft sie). Marja!

Marja Petrowna. Liebe Tante?

Nad. Pawlowna. Liebe Tante . . . Liebe Tante . . . Du giebst mir immer einen so ehrwürdigen Namen, als ob ich schon wer weiß wie alt wäre?

Marja Petrowna. Aber wie sollte ich Sie, Tantchen, denn anders nennen?

Nad. Pawlowna. (Pause.) Was machen wir nur hier am Fenster, wir werden uns noch erkälten.

Marja Petrowna. Aber es ist ja draußen so warm.

Nad. Pawlowna. Ich finde nicht. Aber wir wollten ja hier ein Duett spielen. Sergej Platonowitsch, nicht wahr?

Awakow (fährt zusammen und spielt mit den Fingern der einen Hand in der Luft). Wie, ein Duett? Was für ein Duett? Ich weiß von Nichts!

Nad. Pawlowna (zu Marja Petrowna). Du bist mir viel zu leicht angezogen, Marja . . . Du solltest Dir lieber ein anderes Kleid anziehen.

Marja Petrowna. Meinen Sie, liebe Tante?

Nad. Pawlowna. Ja, ich meine, liebe Nichte.

Marja Petrowna. Nun, dann will ich mich gleich umkleiden. (Bleibt einige Zeit unbeweglich stehen, geht dann lächelnd auf ihre Tante zu und küßt sie.)

Nad. Pawlowna (lächelnd). Nun, schon gut, kleiner Schlaukopf, geh' nur. (Marja Petrowna geht durch die Thür in's Nebenzimmer. Awakow lächelt ebenfalls und reibt sich die Hände. Nadeschda Pawlowna sieht ihn an und macht ein ernstes Gesicht. Awakow verliert etwas die Fassung. Kleine Pause.)

Awakow. Sie — Sie scheinen heute nicht besonders gelaunt, Nadeschda Pawlowna!

Nad. Pawlowna. Wer sagt Ihnen das? Im Gegentheil. Nun können Sie wieder einmal sehen, wie schlecht Sie beobachten, Sergej Platonowitsch, es scheint, daß Sie überhaupt Nichts mehr bemerken.

Awakow. Ich? Leider nur zu viel! Mir ist davon der Kopf schon ganz wirr. Dieses ewige Umherlaufen, dieser Maler, was soll das Alles? Und nun gar Ihre geheimnißvollen Andeutungen wegen eines Duetts. Sie wissen ganz gut, daß ich unmusikalisch bin.

Nad. Pawlowna. Ganz und gar! Aber das hindert doch nicht, daß wir Beide jetzt, in diesem Augenblick ein Duett aufführen, nachdem ich aus unserem vorigen Quartett mit gutem Grunde zwei Stimmen entfernt habe.

Awakow (sie ansehend). Ah, ah, was meinen Sie? Das wäre ja nicht möglich.

Nad. Pawlowna. Wie Sie sehen.

Awakow (schmollend). Das glaube ich nicht, oder sagen Sie mir wenigstens doch, weshalb Sie durchaus diesen Franzosen sprechen wollen.

Nad. Pawlowna. Aber ich will ihn ja gar nicht sprechen. Ich brauche ihn nicht im Geringsten.

Awakow (ahnungslos). Weshalb schicken Sie denn aber Belski zu ihm?

Nad. Pawlowna. (Pause.) Ich schickte Belski zu ihm, weil — weil es mir unerträglich ist . . . unerträglich ihn zu sehen.

Awakow. Wen? Belski?

Nad. Pawlowna (kokett nickend).

Awakow. Das ist unmöglich!

Nad. Pawlowna. Weshalb unmöglich?

Awakow. Aber das kann ja nicht sein. Erinnern Sie sich doch, als wir heute hier zusammen trafen, wie liebenswürdig Sie zu ihm waren? Und nicht nur heut, die ganze Zeit über, in Rom, auf der Reise nach Neapel.

Nad. Pawlowna. Erstens ist das nicht wahr.

Awakow. Wie, das wäre nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Und zweitens, wollte ich Sie ein wenig ärgern.

Awakow. So, Nadeschda Pawlowna, mich, mich alten Mann wollten Sie ärgern?

Nad. Pawlowna. Beklagen Sie sich vielleicht deshalb?

Awakow. O, durchaus nicht, durchaus nicht! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß all das — dahinter steckt ganz etwas Anderes. Diese Aufmerksamkeit, die Belski für Sie an den Tag legt . . .

Nad. Pawlowna. Mein guter Sergej Platonowitsch, wir sind hier fortwährend beisammen und Sie sehen und hören Nichts. Er denkt gar nicht daran, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Awakow. Wie?

Nad. Pawlowna. Aber haben Sie denn auf unseren Spaziergängen nichts gemerkt?

Awakow. Was denn?

Nad. Pawlowna. Aber, mein Gott! Ist es Ihnen nicht schon längst aufgefallen, daß er sich für Marja interessirt?

Awakow. Belski?

Nad. Pawlowna. Nun ja.

Awakow. Das ist Verstellung.

Nad. Pawlowna. Wie?

Awakow. Verstellung, Nadeschda Pawlowna, Verstellung, weiter nichts! Ich bitte Sie, das ist doch sonnenklar, wie zwei Mal zwei vier. Verstellung, glauben Sie mir, die alte Geschichte! Er will Sie eifersüchtig machen. Daran ist nicht zu zweifeln.

Nad. Pawlowna. Das glauben Sie, Sergej Platonowitsch?

Awakow. Ganz sicher — glauben Sie mir, ich bin Ihr alter Freund, und Sie wissen, wie es um unsere Freundschaft steht — ich bin Ihnen aufrichtig ergeben. Es ist bloße Verstellung, wie könnte er auch irgend einen anderen Menschen auf der Welt Ihnen vorziehen.

Nad. Pawlowna (schweigt und sieht ihn an).

Awakow (nicht ohne Verlegenheit). Woran denken Sie jetzt?

Nad. Pawlowna. (Pause.) Ich denke daran, daß ich in Ihnen einen braven und aufrichtigen Freund besitze. (Giebt ihm die Hand.)

Awakow (küßt sie mit Entzücken). Nun, Sie könnten wirklich?

Nad. Pawlowna (aufstehend). Was Herrn Belski betrifft, so können Sie mir glauben, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob er sich für Marja oder für mich interessirt. Seine Anwesenheit wird unsere Freundschaft nicht stören, nicht wahr?

Awakow. Wie gut Sie sind. (Pause.) Und doch konnten Sie mich hier allein lassen!

Nad. Pawlowna. Aber ich kenne Sie ja, das Gehen ist doch nicht Ihre Sache, denken Sie nur an die Katakomben in Rom, wie Sie sich da anstellten aus Furcht, es könnte ein Unglück passiren.

Awakow. Ja, aber doch . . .

Nad. Pawlowna. Hasenherz!

Awakow. Aber ich hatte doch nur Ihretwegen solche Angst. Uebrigens . . . Spazierengehen und Spazierengehen ist Zweierlei. Am Tage, bei schönem Wetter, hier am Meeresufer in Sorrent, das macht auch mir Vergnügen . . . Sagen Sie mir aber nur, Nadeschda Pawlowna, wollen Sie denn gar nicht mehr nach Hause? Müssen Sie denn ganz Europa von einem Ende zum anderen bereisen? Langweilen Sie denn diese ewigen Signori, Mynheers und Monsieurs nicht mit ihrem gekräuselten Haar und dem albernen Gethue? (Sie nachäffend.)

Nad. Pawlowna (lachend).

Awakow. Ich wundere mich nur, wie Sie mit Ihrem Verstand nicht einsehen wollen, daß Sie hier überall betrogen werden . . . Sehen Sie es diesen Menschen denn nicht an, lesen Sie es ihnen nicht an den Augen ab, daß Sie mit all Ihrem Gelde doch nur zu den Barbaren gerechnet werden. Und was das Schlimmste ist, da kommt so ein Stutzer hergelaufen, ihm wird das unerhörte Glück zu Theil, daß Sie ihn empfangen und nun redet er sich ein, daß er Sie erobern könne.

Nad. Pawlowna (lächelnd). Aber so glauben Sie mir doch, daß ich die Absichten dieser Herren gerade so gut kenne wie Sie.

Awakow. Ja . . . Sie wissen . . . Wissen Sie vielleicht auch, wie die unter einander reden? „Nun, mon cher, womit beschäftigen Sie sich jetzt, mon cher?“ „Ich? Mit Nichts, mon cher. In mich hat sich eine russische Fürstin verliebt!“ Und dabei spielt er selbstgefällig mit der Uhrkette, die ihm auf den hungrigen Magen hängt.

Nad. Pawlowna (etwas verstimmt). Ich weiß nicht, weshalb Sie mir dies Alles erzählen, ich habe jetzt wirklich ganz andere Gedanken im Kopfe.

Awakow (Pause, seufzend). Ja . . . das glaube ich wohl . . . Sie haben ganz andere Gedanken im Kopfe.

Nad. Pawlowna (lächelnd). Hat es Ihnen leid gethan, daß wir Sie nicht zum Spazierengehen aufforderten?

Awakow. Nun natürlich!

Nad. Pawlowna. Dann kommen Sie jetzt mit mir in den Garten . . . Wollen Sie?

Awakow. Mit dem größten Vergnügen. (Nimmt den Hut.)

Nad. Pawlowna. Halt! Ich glaube, da kommt Belski.

Awakow. Aber so lassen Sie ihn doch, zum Teufel!

Belski (aus dem Vorzimmer kommend). Uff! Ist das eine Lauferei. (Zu Nad. Pawlowna.) Nadeschda Pawlowna, Ihr Maler ist fort!

Nad. Pawlowna. Welcher Maler?

Belski. Welcher Maler? Das ist nicht übel! Mr. Popelin, derselbe, den ich Ihnen holen sollte. Er ist vor einer halben Stunde nach Neapel gereist!

Nad. Pawlowna (sieht ihn ironisch an). Das ist ja sehr interessant! Nein, wie Sie aber außer Athem sind, Alexei Nikolajewitsch. (Lachend.) Wie Sie sich angestrengt haben, um schnell wieder hier zu sein. Sie werden sich doch keine Lungenentzündung geholt haben?

Belski. Ich?

Nad. Pawlowna. Ja . . . Sie, wer weiß, oder vielleicht fühlen Sie starkes Herzklopfen? Ha, ha, ha! Nicht wahr, Sergej Platonowitsch, er scheint herzleidend zu sein?

Awakow. Ja wohl, ha, ha, ha!

Nad. Pawlowna (zu Awakow). Kommen Sie, kommen Sie.

Belski. Wohin gehen Sie denn?

Nad. Pawlowna. Wir wollen ein wenig spazieren gehen.

Belski. Und ich?

Nad. Pawlowna. Und Sie bleiben hier. Weshalb ist es hier aber so dunkel? (Läutet, der Kellner kommt.) Apportez des lumières. (Kellner ab.) Sie können ja, wenn Sie wollen, hier lesen, übrigens lasse ich Sie in Marjas Gesellschaft . . . Sie hatten ihr ja wohl etwas zu sagen. Oder wollen Sie vielleicht noch einmal Mr. Popelin aufsuchen? (Belski sieht sie erstaunt an.) Ach, bitte, sehen Sie mich nicht so verwundert an, Sie sind zu komisch . . . kommen Sie, Sergej Platonowitsch. (Auf Belski blickend.) Hahaha!

Awakow. Hahaha! Er ist wirklich zu komisch! Hahaha!

(Beide gehen in den Garten. Kellner bringt Lichter und eine Lampe und stellt sie an's Fenster. Belski bleibt unbeweglich stehen, hebt dann plötzlich eine Hand. Der Kellner glaubt, daß er ihn rufe, kommt herbei und sagt: „Eccellenza!" aber, da Belski ihn nicht beachtet, verbeugt er sich und geht ab.)

Belski. Was bedeutet das? Hm! Ich begreife Nichts! Irgend eine Grille! (Geht im Zimmer hin und her.) Ich muß gestehen, eine wunderbare Frau! Klug, geistreich und hübsch! Aber jetzt nichts mehr davon. Vor drei Monaten allerdings, als ich sie in Rom traf, hat sie mir den Kopf verdreht, und auch jetzt muß ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart manchmal meine Ruhe verliere. Aber im Herzen wohnt doch . . . ach, ich weiß es nur zu gut, wer mir im Herzen wohnt. Sie sagte es mir ja auch, daß sie mich in Gesellschaft von Marja Petrowna lasse. Aber wo ist sie denn? (Pause.) Lesen soll ich hier . . . lesen! In solcher Nacht und nach unserem heutigen Gespräch. (Geht an's Fenster.) Ach, was für eine prachtvolle Nacht.

Marja Petrowna (kommt aus dem Schlafzimmer, sie erblickt Belski und geht in die Mitte des Zimmers).

Belski (sie erblickend). Ah, Sie sind da, Marja Petrowna.

Marja Petrowna. Ja, ich bin hier. (Zeigt nach dem Schlafzimmer.) Die Tante sagte, ich sollte ein anderes Kleid anziehen.

Belski (sieht sie an). Aber ich sehe gar nicht, daß Sie —

Marja Petrowna. Die Tante meinte auch nur so. Sie wollte mit Sergej Platonowitsch nur allein bleiben. Wo ist sie denn?

Belski. Sie ist mit ihm in den Garten gegangen.

Marja Petrowna. Und Sie sind ihnen nicht gefolgt?

Belski. Ich? Nein, ich sollte hier bleiben.

Marja Petrowna. Wirklich? (Setzt sich.)

Belski. Das heißt, die Wahrheit zu gestehen, sie sagte es mir selbst, daß ich hier bleiben möchte.

Marja Petrowna. Ah! Dann wundere ich mich nicht, armer Freund! Sie thun mir leid.

Belski (geht zu ihr und setzt sich an ihre Seite). Wirklich? Glauben Sie denn, daß ich den alten Brummbär sehr beneide?

Marja Petrowna. Ich verstehe Sie nicht . . . aber Sie thun ihm Unrecht. Awakow ist ein prächtiger Mensch.

Belski. Gewiß.

Marja Petrowna. Wie er an meiner Tante hängt!

Belski. Jawohl! Und deshalb ist es nicht recht, ihn so zu quälen. Ihre Tante ist eine herrliche Frau, aber sie ist so spöttisch.

Marja Petrowna (ihn ansehend). Und doch thut es Ihnen leid, daß Sie ihr nicht in den Garten nachgegangen sind?

Belski. Sie fragen das zum zweiten Male?

Marja Petrowna. Wenigstens sind Sie ihr doch früher niemals von der Seite gewichen.

Belski. Früher! Ja freilich. Ich weiß ganz gut, wie ich ihre Bekanntschaft machte. Es war gerade während des Carnevals, ich sah sie auf dem Balcon am Corso und kann sagen, daß sie damals einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Marja Petrowna. Ja, ich erinnere mich noch, wie Sie ihr von der Straße ein riesiges Blumenbouquet hinaufreichten, wie sie dabei zuerst erschrak, dann lächelte und Ihre Blumen nahm.

Belski. Erinnern Sie sich auch noch jenes langen Engländers daneben, der nachher auf mich so eifersüchtig wurde und eine Nase wie ein Birkhuhn hatte?

Marja Petrowna. Ja wohl, ja wohl!

Belski. Das ist aber Alles drei Monate her und mittlerweile — mittlerweile habe ich eine ganz andere Empfindung kennen gelernt und begriffen, daß alle Künste weiblicher Koketterie nichts sind im Vergleich zu dem ahnungslosen Reize der Jugend.

Marja Petrowna (unruhig). Was wollen Sie damit sagen?

Belski (gleichfalls unruhig). Ich? Ich wollte nichts sagen. (Pause.) Was haben Sie heute gelesen, Marja Petrowna?

Marja Petrowna. Ich? Ich habe Schiller gelesen.

Belski. Was denn?

Marja Petrowna. Die Jungfrau von Orleans.

Belski. Ah! Das ist ein sehr gutes Stück. (Bei Seite.) Ich rede nichts als Dummheiten, Herr Gott! (Steht auf und geht an's Fenster.)

Marja Petrowna. (Pause.) Wonach sehen Sie, Alexei Nikolajewitsch?

Belski. Ich sehe nach dem Himmel, nach den Sternen, nach dem Meere. Hören Sie, wie seine Wellen so harmonisch rauschen, Marja Petrowna? Sagt Ihnen diese Stille, diese Luft, dieses Silberlicht des Mondes, sagt Ihnen diese wundervolle Nacht nichts?

Marja Petrowna (aufstehend). Ich weiß nicht. Was sagt sie Ihnen denn, Alexei Nikolajewitsch?

Belski (unruhig). Mir? Sie sagt mir viel Gutes und Schönes. (Bei Seite.) Nein, das ist nicht länger auszuhalten! Ich muß ihr zu lächerlich erscheinen. Mein Gott, mein Gott, wie mir das Herz schlägt. Ich muß mich erklären, mich endlich erklären und ich kann es nicht. Diese himmlische Ruhe, diese Einsamkeit, ich kann dabei zu keinem Entschluß kommen. Wenn doch nur irgend etwas geschehe, jetzt in dieser Minute. (Am Fenster hört man die Accorde einer Guitarre.)

Marja Petrowna. Was ist das?

Belski (ergreift ihre Hand mit Wärme). Ich weiß es nicht . . . bleiben Sie . . . es scheint ein Sänger zu sein. (Der Sänger stimmt vor dem Fenster eine Serenade an:

„Quando sul cor mi posi
La mano e poi sospiri,
Quando nè miei tu giri
I bruni occhi amorosi.
Io non invidio agl' angeli
L'eterea volutta."

Während er singt, stehen Beide, Belski und Marja Petrowna, unbeweglich bis zum Ende des Verses. Belski geht an's Fenster und ruft:) Bravo, bravo!

Stimme des Sängers. Un soldo per il musico, Signore.

Marja Petrowna (geht zu Belski). Geben Sie ihm etwas.

Belski. Bleiben Sie, so kann er Sie nicht sehen. (Nimmt aus der Tasche Geld, wickelt es in das Papier, das er von den Lichtern abnimmt und wirft es durch's Fenster.)

Stimme des Sängers. Grazie, mille grazie!

Marja Petrowna (die auch Geld in das Papier gewickelt hatte). Geben Sie ihm das auch noch. (Belski wirft es hinaus.)

Stimme des Sängers. Grazie, grazie! (Er singt den zweiten Vers:

„Non mi appellar tua vita!
Anima tua m'apella!
Ahi passeggera è quella!
Ma l'anima è infinita!
Ed infinito, o vergine,
Il nostro amor sarà!"*)

---

*) Für die Bühnen liegt eine Composition dieses Liedes von Martin Röder vor.

Belski und Marja Petrowna stehen am Fenster und hören zu; als er geendigt, ruft Belski „Bravo“ und wirft ihm noch mehr Geld zu. Marja Petrowna will fortgehen, aber er hält sie an der Hand.)

Belski. Bleiben Sie, Marja Petrowna, bleiben Sie! In diesem Augenblick ist mein Entschluß gefaßt, aber ich möchte dem Sänger so gern danken. (Nimmt das Licht vom Tisch.) Kommen Sie, wir wollen an's Fenster gehen.

Marja Petrowna (geht leicht widerstrebend an's Fenster).

Stimme des Sängers. Ah! Che bella ragazza!

Marja Petrowna (tritt erröthend vom Fenster zurück).

Belski (stellt das Licht auf den Tisch). Nein, ich bin entschlossen und kann nicht länger schweigen. Dieser unerwartete Gesang, diese süßen italienischen Laute und gerade jetzt, an dieser Stelle, als ich eben im Begriff war, Ihnen zu sagen, wie es mir um's Herz ist. Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht schweigen.

Marja Petrowna (voll Bewegung). Alexei Nikolajewitsch.

Belski. Ich weiß, Sie werden das thöricht finden, Sie werden mir zürnen, aber, was auch geschehen mag, ich kann mich nicht länger verstellen, Marja Petrowna, machen Sie mit mir was Sie wollen, ich liebe Sie wahrhaft und innig.

Marja Petrowna (schweigt mit niedergeschlagenen Augen).

Belski. Ja, ich liebe Sie, Sie müssen das schon lange bemerkt haben und jetzt, wenn Sie mich nicht erhören und meine Frau sein wollen, bleibt mir nur eins übrig: fortzueilen von hier, so schnell wie möglich und so weit wie möglich ... Ich weiß, daß mein Ungestüm vielleicht Alles verderben kann, aber der Schuldige bin ich nicht ... das ist jener Sänger. Marja Petrowna, sagen Sie mir, muß ich fort oder darf ich bleiben, muß ich den Sänger verwünschen oder darf ich ihn segnen?

Marja Petrowna. Ich weiß wirklich nicht.

Belski. Sagen Sie ... Sagen Sie ...

Marja Petrowna. Ich glaube ... daß ich dem Sänger nicht böse sein kann.

Belski (sie bei der Hand fassend). Ist es möglich? ... Mein Gott ... Ist es möglich? Ist es möglich und ich soll ...

Marja Petrowna. Ja, aber ... was wird die Tante dazu sagen?

Belski. Was sie sagen wird? Sie wird ihre Zustimmung geben ... Da kommt sie gerade ... sehen Sie.

Marja Petrowna. Belski, was thun Sie?

Belski. Nichts, nichts, Sie werden sehen.

Marja Petrowna (sucht ihn zurückzuhalten. An der Thür zum Garten kommt Nadeschda Pawlowna und Awakow).

Awakow. Weshalb wollten Sie schon so früh nach Hause gehen?

Nad. Pawlowna. Es war hohe Zeit ... um dieser Beiden willen.

Belski (auf Nad. Pawlowna hastig zugehend). Nadeschda Pawlowna.

Nad. Pawlowna (zusammenfahrend). Was haben Sie denn? Sie erschrecken mich.

Awakow (sieht ihn ängstlich an).

Belski. Nadeschda Pawlowna, ich befinde mich in einer großen Erregung, aber Sie werden mir deshalb nicht zürnen. Ich . . . sehen Sie . . . ich kann es nicht länger verschweigen . . . ich bitte Sie um die Hand . . .

Awakow. Ach, mein Gott . . . das habe ich kommen sehen . . . Alles ist zu Ende . . . (Fällt auf einen Stuhl.)

Belski. . . . um die Hand Ihrer Nichte Marja Petrowna.

Nad. Pawlowna (erstaunt). Meiner Nichte?

Awakow. Was? Wie? (Aufspringend.) Sie halten um Marja Petrowna an? Einverstanden, einverstanden . . . Kinder gebt Euch die Hände . . . (Ergreift die Hand Marjas und fügt sie in die Hand Belskis.) Ich segne Euch und wünsche Euch Glück und alles Gute, Euch und Euren Kindern.

Nad. Pawlowna. Halt, halt, Sergej Platonowitsch, nicht so hastig, was bedeutet denn das Alles? Ich verstehe noch gar nichts, Sie, Alexei Nikolajewitsch, bitten mich um Marjas Hand?

Belski. Ja!

Nad. Pawlowna. Und sie?

Belski. Sie hat mich nicht ausgeschlagen.

Nad. Pawlowna. Mascha, Du bleibst stumm?

Awakow. Aber, was soll das Kind denn sagen? Glauben Sie, daß das Alles ohne ihre Zustimmung geschehen wäre?

Nad. Pawlowna (zu Belski). Ihr Antrag überrascht mich sehr, ich bekenne es frei, aber ich will dem Wohlergehen meiner Nichte nicht im Wege stehen und wenn Sie glauben, daß Sie ihr Glück begründen können . . .

Belski. Sie geben also Ihre Einwilligung . . . (Küßt ihr die Hand.)

Awakow. Na, natürlich giebt sie ihre Einwilligung . . . Hurrah! Marja Petrowna, so kommen Sie doch her.

Marja Petrowna (geht zu Nadeschda Pawlowna). Liebe Tante!

Nad. Pawlowna. Schon gut, schon gut! (Klopft ihr die Wangen.) Du bist meine liebe Nichte. (Sich zu Awakow wendend.) Und jetzt sehen Sie doch, Sergej Platonowitsch, wie fein und richtig Ihr Verdacht war . . .

Awakow. Ja, Irren ist menschlich, aber was doch wahr bleibt, ist, daß ich Ihr aufrichtiger und ergebener Freund bin — das bleibt wahr.

Nad. Pawlowna. Was sagen Sie?

Awakow. Sehen Sie dort diese jungen Leute?

Nad. Pawlowna. Jungen Leute! Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß ich alt und häßlich bin?

Awakow. Ach, Sie verstehen mich ja . . . Nun werden Sie doch

endlich an die Rückreise denken . . . und was für ein Leben wir dann führen wollen.

Nad. Pawlowna. Ich sage noch Nichts . . . zuerst gehen wir nach Paris.

Awakow (sich an's Ohr fassend). O weh! Aber dann doch nach Hause, nach Rußland, nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Wie Sie wollen, aber wir gehen unzweifelhaft zuerst nach Paris . . . dort sollen die jungen Leute heirathen.

Awakow. Jawohl, dort wollen wir Alle heirathen . . . und dann nach Hause.

(Der Sänger hat sein Lied auf's Neue leise angestimmt.)

Nad. Pawlowna. Nun ja doch, nur etwas Geduld. Aber wie ist das Alles so glücklich gekommen? (Hört den Sänger.) Ah, ich verstehe, der Sänger! Nun es ist möglich, daß er sein Lied nicht allein für Euch gesungen hat. Sorrent hat es uns Allen angethan und diesen Abend werden wir nicht so leicht vergessen. (Zu Awakow.) Nicht wahr?

Awakow (ihr die Hand küssend). Ich ganz gewiß nicht.

Belski und Marja Petrowna. Und wir auch nicht!

(Während das Lied immer leiser werdend, schließlich ganz verklingt, fällt der Vorhang.)





Conrad Ferdinand Meyer.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Berlin. —

Ist es ein Zufall oder das Ergebniß leicht erkennbarer Voraussetzungen, daß die beiden bedeutendsten Dichter der Gegenwart, die Männer, die unseren literarischen Schatz mit denjenigen Erzeugnissen bereichert haben, denen wir die längste Dauer voraussagen möchten, außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches wohnen? Man glaubt bei der Untersuchung literarhistorischer Thatsachen nicht gern an Zufälle; man sucht die Blüthe der Gegenwart aus dem Keim der Vergangenheit zu erklären, die Süßigkeit und Vollreife der Frucht aus der Gunst des Bodens zu deuten, dem sie entsprießt, aus der Gunst der Sonne, die sie bestrahlt und erwärmt hat. Es wird auch nicht schwer werden die Umstände herauszufinden, die zumeist der Entwickelung Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers förderlich waren.

Die stürmische Erregung, welche in den Jahrzehnten der Revolution alle begabteren Köpfe Deutschlands ergriffen hatte, stand der Hervorbringung vollendeter poetischer Kunstwerke im Wege. Die Ereignisse der Kriegsjahre erzeugten mit ihren beispiellosen Siegen, ihrer jugendlichen Begeisterung, ihrer fieberhaften Thätigkeit um die Grundlegung des endlich errungenen Staatswesens wohl eine poetische Stimmung, ließen aber nicht zu der Abklärung kommen, die eine glückliche Production erheischt. Und die rüstige Arbeit an dem inneren Ausbau des Reiches fordert wiederum alle bevorzugten Geister für sich. Die Politik ist die Feindin der Kunst; sie zersplittert die Kräfte der Nation, sie nimmt alle Begabung für das ernste Leben in Anspruch und entzieht sie dem heiteren Bereiche der Dichtung. Das

poetische Talent aber bedarf der Ruhe, der Zurückgezogenheit, es bedarf gesicherter staatlicher Verhältnisse, es bedarf vor Allem der vollkommensten Concentrirung. „Es bildet ein Talent sich in der Stille.“

Keller und Meyer, in der deutschen Schweiz geboren, haben das Glück, dem großen Volk als Söhne anzugehören, das in dieser Revolutionsperiode sich durch einen Riesenkampf zu dem Jahrhunderte lang angestrebten Ziele hindurchrang, ohne von seinen Stürmen unmittelbar erschüttert zu werden. In voller Theilnahme an dem geistigen Fortschritt der Nation gingen sie unbehindert von äußerlich störenden Einflüssen ihren Weg. Die Gunst des Schicksals gab ihnen so zu sagen mehr als ein Vaterland. Sie sind Schweizer und sind — Deutsche. Sie empfinden auf's Innigste ihre Zusammengehörigkeit mit dem Land, das sie geboren, und fühlen sich trotzdem eins mit dem Geiste, der allen Bestrebungen des deutschen Volkes die Richtung weist.

Das ist das Gemeinsame dieser beiden so verschiedenen Persönlichkeiten, daß sie, ohne Verleugnung der engeren Stammesangehörigkeit, zu Führern ihres geistigen Vaterlands geworden sind. In allem Uebrigen fast sind sie, wenn nicht Gegensätze, so doch äußerst verschieden geartete Eigennaturen. Keller ist der Fabulist, der naive Poet, dem man kaum glaubt, daß ihn die ganze Bürde unseres Wissens drückt; Meyer der vornehme, zurückhaltende, mit überlegenem Kunstverstande schaffende Denker, dem das reiche Wissen so wohl zu Gesichte steht — ein auferstandener Humanist aus der Zeit der europäischen Neubelebung. Keller plaudert aus dem heiteren schalkhaften Gemüthe eines Kindes; Meyer spricht mit dem gereiften Urtheil des Mannes. Keller wählt moderne Stoffe aus dem Leben, das ihn umgiebt, dem täglichen, wenn auch nicht alltäglichen, er erzählt vorzugsweise Vorgänge, deren Träger die Menschen sind; Meyer schaut zurück in die Vergangenheit und sucht nach wahlverwandten Erscheinungen unter den großen Männern verflossener Jahrhunderte. Er gestaltet Menschen, die Ereignisse sind das Werk ihrer Persönlichkeit. Keller strebt das Allgemeinsame (Typische) an, Meyer das Einzelwesenhafte (Individuelle).

Bei dieser Verschiedenartigkeit der Naturen ist ihnen, wie angedeutet, gemeinsam die Auffassung ihres Verhältnisses zur Schweiz und zu Deutschland.

Der Untergrund aller ihrer Dichtungen ist schweizerisch, der Geist deutsch. Sie suchen durch die Wahl des Schauplatzes, den sie ganz genau aus eigener Anschauung kennen, den festen Boden zu gewinnen für die Entfaltung einer Handlung, empfinden aber gleichzeitig die Engniß des Raumes und sehnen sich über die Grenzpfähle der kleinen schweizerischen Republik hinaus in das weite Reich des deutschen Geistes. Gottfried Keller nennt Deutschland sein „zweites Heimatsland“ und wenn er im „Grünen Heinrich“ von einem „poetischen und idealen Deutschland“ spricht, in welchem er „die ursprüngliche Gluth und Tiefe des germanischen Lebens noch zu finden hofft“, die er bei seinen eigenen Stammesbrüdern mit ihrem „nüchternen praktischen Treiben für erkaltet und ausgeartet hält“, so leiht er damit

nur seinem persönlichen Gefühle Worte. Meyer giebt seinen deutschen Empfindungen noch einen schärferen Ausdruck:

Verleih' uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!
Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutschen Reich.

Und das sagt derselbe Mann, der seine Berge und Thäler so liebt, daß er trotz allem Leid, das ihn aus der Heimat getrieben, nach der Unrast der Fremde wieder an die Ufer des „hellsten Sees der Schweiz" flüchtet, um an dem Mutterbusen Helvetiens zu gesunden.

Nie prahlt ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

(Ged. S. 75.)

Es lebt in Keller, wenn man so sagen darf, vom Schweizer mehr als vom Deutschen, in Meyer mehr vom Deutschen als vom Schweizer. Und auch das hat Meyer in höherem Grade als Keller mit so vielen großen Geistern unseres Volks gemein, daß er mit der Freude an dem Glück und Leid des Vaterlandes und mit dem Gefühl engster Zugehörigkeit zu seinem Volke das Verständniß für das Allgemeine, für die Menschheit, in gleicher Weise entwickelt hat. Er verbindet, ähnlich wie Lessing, den aufrichtigsten Patriotismus mit dem edelsten Kosmopolitismus.

Meyers Talent hat — um dies gleich hier anzuschließen — auch sonst noch eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Begabung Lessings. Wer kennt nicht die von überschwenglicher Bescheidenheit eingegebene Selbstbeurtheilung Lessings? Man erweise ihm manchmal die Ehre, ihn für einen Dichter zu halten, sagt er, aber nur, weil man ihn verkenne; man schließe zu früh aus einigen dramatischen Versuchen, die in den Jahren hingeschrieben seien, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie halte, und was in den neueren erträglich sei, habe er einzig und allein der Kritik zu verdanken. „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen; ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken." Zieht man von diesen Worten die Bescheidenheit Lessings ab, so bleibt, in unsere Auffassung übertragen, Folgendes von seinem Gedankengange übrig: Ich habe nicht das Glück, leicht zu schaffen; ich forme meine Gestalten langsam und überwache sie mit dem reifen Urtheil eines Kenners von reichster Bildung und

feinstem Geschmack. Und ähnliches kann man von Meyer sagen. Meyer besitzt trotz der großen und edlen Wirkungen seiner Dichtung weit weniger schöpferische Gabe als besonnenen und gereiften Kunstverstand. Zu dieser Einsicht gelangt man aber erst bei kritischer Zergliederung seiner Werke. Läßt man sie unbefangen auf sich wirken, so verwischt sich die Grenzlinie, die zwischen dem schöpferischen Genius und dem berechnenden Kunstverstande liegt — ganz so wie man über der Wirkung von Lessings Emilia Galotti und Nathan dem Weisen den großen Kunstforscher und Gesetzgeber des dichterischen Schaffens vergißt.

Meyer hatte, ehe er zu dieser Kunstreife gelangte, schwere Entwickelungsjahre durchzumachen. Es ist ohne Beispiel in der Geschichte des deutschen Geistes, daß ein Dichter von so kräftigem Talente mit seiner ersten größeren Schöpfung hervortritt, da er die Mittagshöhe des Lebens überschritten hat. Meyers „Huttens letzte Tage" erschien im Jahre 1871, da der Dichter bereits sein fünfundvierzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte. Nicht äußere Verhältnisse hatten hinderlich auf seinen Bildungsgang eingewirkt; es waren lediglich innere Kämpfe: eine gewisse Scheu, Unvollendetes zu schaffen, ein Streben nach völliger Ausreifung und ein Hin- und Herschwanken des Geistes zwischen französischen und deutschen Bildungselementen. Auch dieses Zögern und Tasten erinnert daran, daß Meyers Schaffen mehr demjenigen Lessings ähnlich ist, als etwa dem Goethes, wie man das von Keller sagen könnte. „Ein in leidenschaftlichen inneren Kämpfen gährendes Naturell" — sagt Paul Heyse mit dem ihm besonders zustehenden tiefen Verständniß für das Wesen dichterischen Schaffens — „eine mächtig treibende und sprossende Subjectivität wird früh ans Licht hinausdrängen, während der tiefsinnige Betrachter geschichtlicher Erscheinungen, wenn er es redlich meint, sich selbst vergißt über der Freude an den Gesichten, die ihm zu Theil werden, und sich nicht übereilt, sein Forschen und Nachbilden für abgeschlossen zu erklären." Heyse hat in diesen wenigen Worten die räthselhafte Natur Meyers treffend erklärt. Die Bewunderung des Großen in der Vergangenheit hat seine Zurückhaltung genährt, und die Gegenständlichkeit seines ganzen Schaffens entspricht mehr dem reifen Mannesalter als dem lyrischen Drange der Jugend.

„Reif sein ist alles"; dieses Shakespeare'sche Wort setzt Meyer seiner ersten großen Dichtung als Motto voran, und es zeichnet scharf sein ganzes Wesen und das Wesen seiner Kunst. Wie kaum ein anderer Dichter in unserer reichen Literatur steht Meyer, da er zum ersten Male vor uns hintritt, als ein Fertiger da: die Betrachtung seiner Werke zeigt keine langsame Entwickelung, keinen mählichen Fortschritt. Weder Jugendversuche noch fragmentarische Anläufe! Nicht als ob Meyer seine dichterische Befähigung erst in späteren Jahren endeckt hätte; wohl aber wußte er seinem Talente den angemessenen Weg nur mit Mühe zu finden.

In französischer Umgebung, mit französischer Muttersprache, unter

undeutschen Verhältnissen aufgewachsen, war seine Geistesrichtung lange Zeit eine durchaus französische, und er schwankte zwischen den Traditionen seiner Geburt und den Einflüssen seiner Bildung, bis er endlich unter dem mächtigen Eindrucke, den der deutsch-französische Krieg der Jahre 1870/71 auf ihn gemacht, sein deutsches Wesen wiederfand und ihm in seiner ersten Dichtung, „Huttens letzte Tage“, einen mächtigen Ausdruck gab.

* * *

„Huttens letzte Tage“ ist kein Epos in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; es behandelt nicht die Großthaten eines Volkes oder auch nur eines seiner Führer, es ist vielmehr, um mit Gottschall zu sprechen, ein Segment aus der Geschichte, welches trotz seiner Grenzen die Breite des ganzen Kreises in sich aufnimmt, oder, wie Johannes Scherr es treffend genannt hat, ein heroisches Idyll.

Der sieche, körperlich zerrüttete Hutten hat, da er nirgends eine Zuflucht findet, die Insel Ufenau aufgesucht und ist hier, auf diesem grünen stillen Eilande, schon nach zwanzig Tagen gestorben. Meyer begründet Huttens Aufenthalt in dieser Zurückgezogenheit durch eine Einladung des geistesverwandten Zwingli; dadurch wird Huttens Verlassenheit gemildert. Während er in der Geschichte allein dasteht ohne Gesinnungs- und Kampfgenossen und sich verbittert zurückzieht, wird er durch diesen glücklichen Gedanken des Dichters zu dem Gliede einer großen Vereinigung, und zwar einer Vereinigung der edelsten Geister seiner Zeit. Die Dichtung behandelt diese letzten zwanzig Leidenstage in kurzen Selbstgesprächen des müden Freiheitskämpen; Hutten blickt zurück auf seine Vergangenheit, er schaut in die Zukunft und betrachtet alles, was um ihn her vorgeht, mit den Augen des Denkers. Er bemüht sich Fassung und Ruhe zu gewinnen; aber der alte Geist des Widerspruchs wird immer von Neuem in ihm lebendig. So hadert er mit sich und der Welt bis zum letzten Athemzuge.

Hutten ist zu allen bedeutsamen Erscheinungen seiner Zeit in Beziehung gesetzt; dadurch wird die Dichtung trotz ihrer kleinen Dimensionen zu einem vielfarbigen Bilde des Reformationszeitalters, in dem alle Begebnisse von Bedeutung Beachtung gefunden haben. Ob Hutten mit tiefem Verständnisse die ernsten Scherze eines Ariost liest, ob er den Verrath des Erasmus in Gestalt eines polemischen Buches in Händen hält, ob er in seiner vereinsamten Klause Loyola begegnet, ob rings um ihn her die Bilderstürmer verständnißlos gegen die Kunstwerke der Vorzeit wüthen, ob sein gütiger Wirth, der Pfarrer, ihm von Copernicus erzählt, der die neue Lehre von dem Stillstand der Sonne und der ruhelosen Bewegung der Erde soeben der Welt kundgethan, ob Paracelsus, der große schweizerische Arzt, an sein Krankenlager berufen wird — allen diesen Beziehungen Huttens zur Außenwelt entlehnt der Dichter einen Zug zu dem großen Bilde der geistig lebhaft bewegten Zeit.

Hutten erscheint in seinen Selbstbetrachtungen als ein Mann, der seinem Jahrhundert vorausgeeilt ist und für alle neuen Erscheinungen ein tieferes Verständniß hat, als die ihn Umgebenden; darum erfüllt ihn auch schwere Besorgniß beim Anblicke Loyolas, dessen ganze furchtbare Bedeutung er sofort erkennt. Die bewegenden Triebe seiner gesammten Lebensthätigkeit waren die Liebe zum Reiche und die Liebe zur Freiheit. „Zum Henker eine Freiheit, die vergißt, was sie der Reichesehre schuldig ist!“ Und diese Gesinnung hält er fest bis an den Tod. Sie bildet den Grundton der ganzen Dichtung. Freiheit und Deutschthum sind gleich werth, eines ohne des andere unnütz. — Von keinem Erzeugniß der siebziger Jahre ist dieser Gedanke in solcher Allgemeinheit und zugleich in solcher Schärfe ausgesprochen worden. Was damals unsere Gemüther bewegte, fand seinen Ausdruck in lyrischen Erzeugnissen, eine epische Dichtung, die so glücklich einen Helden der Vergangenheit zum Mittelpunkte einer Gedanken- und Empfindungswelt zu machen gewußt, die unseren Gedanken und Empfindungen so nahe verwandt ist, besitzen wir nicht; keine auch, die in so schlichter, einfacher Form — das Gedicht ist in fünffüßigen jambischen Reimpaaren geschrieben — einen so reichen vielseitigen Inhalt birgt. —

Conrad Ferdinand Meyers „Gedichte“ erschienen gesammelt zum ersten Mal im Jahre 1882. In diese Gesammt-Ausgabe sind zwei kleinere Sammlungen aufgenommen, welche unter dem Titel „Balladen“ (1864) und „Romanzen und Bilder“ (1870) vorher erschienen waren, ohne die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises zu erregen. Vergleicht man jedoch die Balladen und die Romanzen und Bilder der alten Ausgaben mit der Form, in welcher wir sie in den Gedichten finden, so fordert jedes einzelne Stück der Sammlung zur Bewunderung des Ernstes und des Fleißes seines Schöpfers heraus. Ohne Veränderung ist wohl keine einzige Nummer geblieben. Ueberall merkt man die sorgfältige Feile: da wird ein Reim gebessert, dort eine stilistische Wendung ausgemerzt, oft aber auch der ganze Gedanke in eine neue Form gegossen oder, wie in den Balladen, eine gänzliche Umbildung vorgenommen, die einer Kürzung in Form und Inhalt gleichkommt.

Meyer strebt mit besonderem Nachdruck nach Prägnanz des Wortes; wie in seinen prosaischen Werken legt er auch in den poetischen Werth auf die Genauigkeit und Knappheit des Ausdrucks. Das Gewand der Sprache liegt dem Inhalte so eng und zugleich so edel an, daß — um bei dem Bilde zu bleiben — nirgend eine überflüssige Falte oder ein entbehrlicher Zierrath das Auge stört. Oft allerdings leidet, wie wir meinen, der Gedanke unter diesem Streben und besonders in den Balladen scheint die ältere weitläufigere Fassung bisweilen den Vorzug vor der jüngeren zu verdienen.

Bestimmte Muster, an denen sich Meyer gebildet hat, würden sich schwer nennen lassen. Der wählende Sinn, der dem Geschmack unserer

Zeit besonders eigen ist, waltet auch in Meyers Geschmacksbildung vor; man wird an die großen Muster aller Zeiten erinnert: an Dante, Michel Angelo, an Milton, an Schiller, an Uhland. Merkwürdig genug, Goethe, den großen Lehrer Alldeutschlands, glaubt man nirgend zu vernehmen. Und doch möchte ich glauben, daß Meyers prosaische Schreibweise nicht ganz ohne den Einfluß Goethes zu der großartigen Einfachheit gelangt ist, durch die sie ihre bedeutenden Wirkungen erzielt. Meyer hat eben alle großen Schöpfungen der Literatur mit vollem Verständniß in sich aufgenommen, ohne daß seine kraftvolle Eigennatur von ihrem Wesen eingebüßt hätte. Die Verwandtschaft der (griechisch-römischen) Stoffe in den Balladen erinnert an Schiller; in den Romanzen wetteifert Meyer mit Uhland, und man wird ihm sehr häufig die Palme zu reichen bereit sein. Der Gedankenreichthum und die knappe Form, in der die Gedanken ausgesprochen werden, zeigt Aehnlichkeit mit Michel Angelos Sonetten. An Dante und Milton erinnern der feierliche Ernst und die religiöse Stimmung.

Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heiliger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.
(„Das heilige Feuer“, Ged. S. 4.)

So spricht Meyer seine Auffassung von dem Berufe des Dichters aus.

Meyers ganze Lebensanschauung ist eine ernste; sie ist, wie Julian Schmidt sich einmal ausdrückt, eine ethisch-historische. Nicht gerade ein bestimmter Glaube spricht sich in seinen Gedichten aus, wohl aber eine gewisse Gläubigkeit und beruhigende Gottergebung:

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen;
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbinden. (Ged. S. 50.)

Meyers Lyrik hält die Mitte zwischen der sogenannten Gedankenlyrik und dem einfachen Liede. Das letztere entspricht seinem Talente weniger; nur selten gelingt ihm ein Lied, das lediglich einer Stimmung Ausdruck gäbe. Er bedarf einer greifbaren Thatsache, eines leitenden Gedankens. Er versteht aber diesen Gedanken so treffend zu gestalten, giebt ihm eine so handgreiflich sinnliche Einkleidung, daß der Uebergang vom rein Gedachten zum Faßbaren kaum empfunden wird.

Eine Dichtungsgattung, die in Meyers Lyrik in hohem Grade vollendet erscheint, ist das Phantasiebild. Die äußere Form desselben bildet die Erinnerung. Dieser Form bedienen sich, um nur das anzuführen, was

uns am hervorragendsten erscheint, „Die Schlittschuhe", „Reisephantasie", „Venedig", „Nach einem Niederländer", und ganz besonders „Die alte Brücke". Während in den erstgenannten das in die Erinnerung tretende Bild mehr persönlichen Werth hat und nur eine für das Individuum bedeutsame Thatsache aus vergangener Zeit zurückruft, erweitert es sich in „Die alte Brücke" zu einer historischen Rückschau von weiter Perspective. „Die Schlittschuhe" sind der äußere Anstoß zur Erinnerung an eine flüchtige Jugendliebe: der Neffe bittet den Ohm um ein Paar Eisschuhe, die oben unter altem Gerümpel auf dem Boden nutzlos hangen, und während der Ohm mit dem Knaben die Treppe hinaufschreitet, um den Wunsch zu erfüllen, sieht er das Bild seiner Jugend wiederkehren. Eine Scene auf dem Eise tritt vor sein Gedächtniß und in dem Gedanken an die schlanke Gespielin versinkt er in Träume:

„Ei, Ohm, Du träumst? Nicht wahr, Du giebst sie mir
Bevor das Eis geschmolzen . . ." Junge, hier.

In der erwähnten schönen Phantasie „die alte Brücke" klingt auch schon ein Ton an, der in vielen anderen lyrischen Dichtungen Meyers den Grundton bildet: die besondere Auffassung der Naturerscheinungen. Nicht zum Schaden der poetischen Wirkung empfindet man hier mehr als sonst Meyers schweizerische Umgebung: den Berg, den Hügel, den See, hie und da auch die Pflanzenwelt der Alpen. Liest man z. B. „Das weiße Spitzchen", so denkt man unwillkürlich, es müsse das Locken des Schneegipfels noch mehr bedeuten, als ausgesprochen ist, mehr, als die bloße Wirkung des Wandertriebes, vielleicht das Wunschziel eines verwundeten Herzens. Ein ähnliches Stimmungsbild wie „Das weiße Spitzchen" ist das kleine Gedicht „Requiem":

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor:

„Viele Schläge, viele Schläge
Thut an einem Tag das Herz,
Wenig Schläge, wenig Schläge
Thut im Dämmerlicht das Erz!"

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch', mein Kilchberg läutet jetzt!

Solcher schlichten Stimmungsbilder giebt es nur wenige bei Conrad Ferdinand Meyer. Auch hier bedarf er wieder einer Beziehung, eines Gedankens, der ihm die Stütze bietet. Und doch scheinen Gedichte, wie „Der geschändete Baum" und „Venedig", das auch mit den früher betrachteten eine gewisse Verwandtschaft zeigt, — so wenig Proben dieser Gattung es auch giebt — seinem besonderen Talente in hohem Grade zu entsprechen.

Die reiche Ausbeute an lyrisch-epischen Dichtungen erklärt sich aus

dem umfangreichen historischen Wissen und der dem Dichter eigenen historischen Betrachtung aller Erscheinungen. Nur wenige von den erzählenden Dichtungen sind, wie „Das Glöcklein", von Gefühl durchtränkt. Die meisten schildern mit der Anschaulichkeit des Plastikers Einzelvorgänge von gewaltiger oder rührender Bedeutung. Ueberall sind es die Contraste, auf welche Meyer den größten Werth legt. Eine Eigenheit seines Stils wird hier glücklich auf den Inhalt übertragen. Er stellt den Fürsten dem Bettler gegenüber, wie in der „Bettlerballade", den christlichen Pilger der sarazenischen Jungfrau, wie in „Der Pilger und die Sarazenin", den geradsinnigen Schiffer den verderbten Königskindern, wie in „La Blanche Nef", den Genius eines Columbus dem planlos abenteuernden Volke, wie in „Conquistadores", den schöpferischen Menschengeist dem „Werde" der Gottheit, wie in „Michel Angelo". In allen den angeführten Balladen beruht die mächtige Wirkung auf dem hervorgehobenen Gegensatze. Wir haben schon oben angedeutet, daß viele dieser Balladen unter der allzu knappen Form leiden, und daß, wo der Dichter das bessere gewonnen zu haben glaubt, der prüfende Leser ihm nicht immer beistimmen kann. So würden wir beispielsweise die Ballade „Kaiser Ottos Weihnacht" (Balladen S. 78) der Neubearbeitung, welche den Titel „Der gleitende Purpur" trägt, vorziehen. Die weitläufige Form der Ballade „Der Zweikampf" (Balladen S. 33), gewährt ein anschaulicheres Bild des römischen Lagerlebens und bietet somit einen sichereren Maßstab für die Schätzung der Schuld des jungen Manlius, als die kürzere Behandlung in „Der Ritt in den Tod". Die dreiundzwanzig vierzeiligen Strophen der ersten Bearbeitung hat der Dichter in sechs zweizeilige umgewandelt; es ist also ein ganz neues Gedicht daraus entstanden und offenbar war Meyer der Ansicht, die Wirkung dieser knappen Form sei die tiefergehende. Wir möchten jedoch meinen, daß „Der Ritt in den Tod" in seiner jetzigen Form kaum verständlich ist für die große Zahl Derjenigen, denen die geschichtliche Thatsache von Manlius des Vaters großer Selbstüberwindung nicht bekannt ist. Das Kunstwerk aber muß seine Wirkung ohne die Voraussetzung dieser Kenntniß üben. Die prächtige Ballade „Der Hugenott" (Ballade S. 125) scheint uns in ihrer breiteren Ausmalung der Umstände „Die Füße im Feuer", die Neubearbeitung desselben Gegenstands (Ged. S. 341), bei Weitem zu übertreffen. — „Mit zwei Worten" behandelt denselben Stoff, der in der Novelle „Der Heilige" eines der Motive bildet, welche die Unvereinbarkeit der beiden Hauptcharaktere erklären soll. Mit zwei Worten — London, Gilbert — gelangt die Sarazenin nach der Weltstadt und findet dort den wieder, den sie dereinst in Palästina geliebt hat, den Pilger Gilbert Becket:

Den gebräunt in Sklavenketten
Glüher Wüste Sonnenschein,
Dem die Bande löste heimlich
Eines Emirs Töchterlein.

Diese Ballade und die „Drei gemalten Ritter“ entfernen sich von der Meyer sonst eigenen Art. „Die drei gemalten Ritter“ insonderheit schlagen einen Ton an, der in den lyrischen Dichtungen Meyers nur selten vernommen wird und dem wir bei der Betrachtung seiner „Kleinen Novellen“ wieder begegnen werden, den — schalkhaften Scherzes. Meyer hat kein zweites Gedicht in diesem Ton geschrieben, und das ist recht bedauerlich, denn die Wirkung dieses ist eine ganz frappante.

Ganz modernes Leben spricht aus Meyers Gedichten, abgesehen von dem, was das Individuelle des Dichters betrifft, nur selten. Gerad als ob es ihn störte, ruft er bei dem Summen des elektrischen Drahtes aus:

Jammer! Was hör' ich? Ein schrilles Gesurre: „Gemordet ist Garfield!
Bismarck zürnt im Gezelt, väterlich segnet der Papst.“
Schwirrt in der Luft ein Gerücht? Was gewahr ich? Ein schwärzliches Glöcklein
Unter dem Fenstergesims bebt der elektrische Draht,
Der, wie die Schläge des Pulses beseelend den Körper der Menschheit,
Durch das entlegenste Thal trägt die Gebärde der Zeit. (Ged. S. 92.)

Dies Gedicht unterscheidet sich auch dadurch von den meisten der Meyer'schen Sammlung, daß es in Distichen geschrieben ist. Meyer legt keinen Werth auf künstliche Formen, er strebt nach künstlerischer Abrundung des einfachen, dem Deutschen so angemessenen jambischen Verses. In diesem sind fast alle seine Gedichte geschrieben.

In der erwähnten Ballade, „Der Pilger und die Sarazenin“ wendet Meyer zum ersten Mal ein Kunstmittel an, daß er in seinen Prosaschöpfungen zu höchster Vollendung ausgebildet hat: die sogenannte Rahmenerzählung. Die Geschichte von dem frommen Pilger und der treuen Sarazenin erzählt nicht der Dichter selbst: er läßt sie vielmehr von einem Mönch als die Erläuterung zu einem alten in dem Kloster am Libanon befindlichen Bilde vortragen. In dem Munde des harmlosen, gläubigen Mönchs aber gewinnt die Handlung des Christen wie der Mohamedanerin an Wahrscheinlichkeit. Und der moderne Dichter gewinnt dadurch für seine Gestalten die Beleuchtung, deren sie zu ihrer vollen Wirkung bedürfen.

* * *

Wie der griechische Halbgott aus der Berührung mit seiner Mutter Erde immer neue Kräfte zum Kampfe schöpft, so steigert sich auch das Talent des schweizerischen Dichters, wenn er sich an die Geschichte des heimatlichen Bodens klammert. In „Huttens letzte Tage“ ist trotz der allgemein-deutschen Färbung, trotz der kosmopolitischen Bedeutung des gesammten Gedankeninhalts, alles einzelne schweizerisch: die menschliche Umgebung, der Duft der Landschaft und der Wechsel der Jahreszeiten. Den Kampf des Priesters mit dem Könige, wie er sich im „Heiligen“ abspielt, knüpft Meyer an ein Kirchenfest in Einsiedeln. Seinen „Plautus im Nonnenkloster“ verlegt er nach Constanz in die Zeit, wo das große Concil

abgehalten wird. Der „Schuß von der Kanzel" spielt an den Ufern seines Heimatsees, und auch den Helden des Amulets schickt er aus der Schweiz in die französische Hauptstadt. Es liegt in dieser Stoffwahl ein gewisses Streben nach greifbarer Sinnlichkeit, und wie sie einerseits dem schaffenden Künstler seiner Aufgabe erleichtert, so ist sie andererseits dem Kunstwerke selbst von größtem Nutzen, vorausgesetzt, daß der Dichter nicht haften bleibt an den engen Verhältnissen, die er täglich und stündlich schaut, und daß es ihm gelingt, die unbedeutenden Erlebnisse localer Helden mit den großen Ereignissen der Weltgeschichte und den bewegenden Trieben der Weltereignisse zu verknüpfen.

Diese Aufgabe hat sich Meyer in der Bündenergeschichte „Jürg Jenatsch" (1876) gestellt und mit dem größten Glücke gelöst. Das kleine Ländchen Bünden wird zum Zankapfel zweier großen Nationen gemacht, zweier Riesen — wie der Dichter sagt — die sich lange bekriegen und das arme Ländchen, das bald die Beute des einen, bald das Ziel der gierigen Blicke des andern wird, hineinziehen in die großen Verhältnisse ihrer eigenen Geschichte. Hier Frankreich, dort Spanien, die um die Weltherrschaft kämpfen; hier der bedrohte Katholicismus, dort der heranwachsende Protestantismus; hier eine fanatische Vertretung religiöser Interessen, dort ein leichtsinniges Spiel mit dem Glauben des Volks, und über allem schwebt die drohende Wolke des herannahenden fürchterlichen Krieges, der Deutschland volle dreißig Jahre aufs Tiefste erregen sollte.

In diesem kleinen Bünden, das nicht arm ist an Männern, „die mit dem nordischen Phlegma die südliche Verschlagenheit in glücklicher Mischung vereinigen," lebt Jürg Jenatsch. Ein Mann voll Ehrgeiz, voll kräftiger Handelsantriebe, von jugendlichem Feuer, voll glühender Begeisterung für das Recht und voll von der Rücksichtslosigkeit, die dem politischen Führer, will er anders Großes leisten, eine unentbehrliche Waffe ist. Aber alle seine Eigenschaften stehen im Dienste einer großen Idee, im Dienste seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Das Geschick seines Heimatländchens ist die Triebfeder all' seiner Handlungen. Für Bünden zieht er das Ornat des Pfarrers aus und gürtet das Schwert des Ritters um, für Bünden vergißt er seine Jugendliebe und zähmt die verzehrende Qual in seiner Brust, für Bünden wird er zum Verräther an seinem größten Wohlthäter, für Bünden endlich tritt er zum alten Glauben zurück, bricht er stolz mit seiner ganzen Vergangenheit. Um in die schwankende Wage des Geschicks seiner unglücklichen Heimat das entscheidende Gewicht zu werfen, macht er sich vor sich selbst verächtlich und wird ein Opfer seiner eigenen Größe.

Die Poesie des Gegensatzes (des Contrastes) findet in Jürg Jenatsch ihre edelsten Wirkungen. Jürg der Protestant, liebt Lucretia, die Tochter des alten katholischen Hauses der Planta und wird zum Mörder ihres Vaters. Lucretia, die seit ihrer Jugend eine schwärmerische Liebe zu Jenatsch trägt, fühlt sich zur Blutrache berufen und tödtet mit demselben

Schwerte, von dem ihr Vater getroffen wurde, den geliebten Mann. Der stolze, wilde Jenatsch, der Niemandem gehorchen kann, beugt sich demüthig vor der edlen Natur des Herzogs von Rohan. Er unterdrückt seinen eigenen Willen, weil der französische Held seinem Vaterlande das Heil bringen soll; da er aber einsieht, daß Rohan in seiner kindlich reinen Güte nur ein blindes Werkzeug Richelieus ist und daß der französische Cardinal die Versprechungen Rohans nicht zu halten gewillt sein würde, überwindet er seine Zuneigung zu dem Hugenottenführer, schließt einen Pact mit seinen ärgsten Feinden, den Spaniern, nimmt Rohan gefangen und — rettet sein Vaterland. So erscheint der Verrath geadelt — eine künstlerische Wirkung vornehmster Art, die an die Unschuld des sündigen Gretchens und an die Reinheit des Brutus erinnert, der seinen Freund und Beschützer gemordet.

Auch in dem „Heiligen" ist eine ähnliche Wandlung in ähnlicher Weise begründet; aber erscheinen auch die Ursachen für die Sinnesänderung dort gleicherweise natürlich und begreiflich, so groß und edel sind sie nicht. Meyer hat den von der Geschichte überlieferten Rohstoff fast unverändert in seine Dichtung hinübergenommen; er gestattet sich nur Zuthaten und diese dienen lediglich der psychologischen Erklärung der von der Geschichte verbrieften Vorgänge.

Thomas Becket, der dem Könige bisher in musterhafter Treue ergeben war, wird plötzlich, da ihn sein Wohlthäter zum Erzbischof von Canterbury macht, zu seinem ärgsten Feinde. Der Sprößling eines heidnischen Geschlechts, mitten unter dem unterworfenen und verachteten Stamme der Sachsen geboren, stirbt von dem gesammten Volke, von Eroberern und unterjochten Germanen und Sachsen als ein Heiliger verehrt. Wie war diese plötzliche Wandlung in der Gesinnung des Mannes, wie die Veränderung des Volkes zu erklären? Hier war ein Räthsel gegeben, wie es einzig die Phantasie des Poeten zu lösen im Stande ist.

Der Dichter giebt dem Mächtigen eine blühende Tochter. Grace, die er von seinen Wanderungen aus Spanien mitgebracht, nachdem die sarazenische Mutter dort gestorben war, wohnt in einem wundervollen, im maurischen Stile erbauten Schlößchen, abgelegen von dem gefährlichen Treiben der Welt und von dem Einfluß des zuchtlosen Hofes. Und dort findet Heinrich II. den Weg zu dem im Verborgenen blühenden Veilchen, und er vernichtet das Leben des Mädchens „von unmündiger Seele und kaum reifem Leibe". Dies ist die Ursache der plötzlichen Umwandlung in Beckets Verhältniß zu dem König. Thomas hatte nur das eine Kind; es war die Hoffnung seines Lebens, die Zukunft seines Ehrgeizes. Manchmal war ihm der Gedanke der Verbindung seiner Grace mit einem königlichen Prinzen, Richard dem Löwenherzen, dem er mit besonderer Liebe zugethan war, durch den Kopf gegangen. Grace war das einzige Band, daß ihn mit einer glücklichen Jugend verknüpfte. Alles das war auf einmal für ihn verloren, und der Räuber seines Glückes war der König,

sein Wohlthäter. Lange noch verbirgt Becket den nagenden Kummer und den täglich wachsenden Groll. Da ihm aber der König im blinden Vertrauen die höchste Stelle im Lande anbietet, um ihn, den so ergebenen Diener, zum Werkzeug gegen den Einfluß der Geistlichkeit zu machen, da enthüllt sich Beckets ganzes Innere. Was er bisher in dem Gefühl seiner Ohnmacht kräftig niedergehalten, es dringt mit verdoppelter Kraft an die Oberfläche; die Waffe, die ihm seine Stellung als Erzbischof von Canterbury und sein überlegener Geist, der bisher im Dienste des Königs gewaltet hat, an die Hand giebt, kann er nicht ungenutzt lassen, und so wird er zum fürchterlichen Feinde des Königs. Er bedient sich aller Mittel, um in dem Volke den Glauben zu erwecken, er sei vom Könige verfolgt und beleidigt.

Das ist die glückliche Lösung des Räthsels. Nur durch ein fürchterliches Unrecht Heinrichs II. an Thomas Becket findet des Problem seine Erklärung. Nur so begreift man, wie Heinrich zum Morde des Erzbischofs förmlich auffordern konnte, und wie er dann der mächtigen Stimme des Volkes gehorchend die Füße des Steinbildes auf dem Sarkophage des Märtyrers küssen und das Opfer seines eigenen Leichtsinns um den Sieg über seine Söhne anflehen mußte.

Die Ereignisse werden von einem deutschen Armbruster erzählt, der vor Jahren in Heinrichs Diensten gestanden und der durch eine seltsame Verschlingung der Thatsachen neben den beiden Hauptpersonen an Allem den gewichtigsten Antheil genommen hat. Daraus ergiebt sich ein zwiefacher Vortheil für die Wirkung des Kunstwerkes: was ein Augenzeuge erzählt, gewinnt an eindringlicher Wahrheit, und was der Zeitgenosse schildert, erscheint weit mehr im Lichte damaliger Anschauungen als was der moderne Dichter selbst vortragen würde.

Dies Kunstmittel der Verflechtung des Schildernden in die Ereignisse selber ist aber nirgend mit solcher Meisterschaft verwerthet, wie in „Die Hochzeit des Mönchs“. Hier sind Fabel und Rahmen zu dem vollendetsten Zusammenklang gebracht. Entgegen den Ansichten maßgebender Kritiker, deren Urtheil uns sonst vielfach Zustimmung abringt, stellen wir diese Erzählung unmittelbar neben „Jürg Jenatsch“ und den „Heiligen“. Ja, in einer Beziehung übertrifft „Die Hochzeit des Mönchs“ die genannten Werke: in dem Reichthum der Thatsachen, deren Gruppirung zudem eine überaus klare und deren Aufeinanderfolge eine so gleichmäßig logische ist. Der Untergang des Schiffes, welches das Brautpaar und die Hochzeitsgäste an's Land setzen soll, der Tod des Bräutigams, die Flucht der Braut in das Haus ihres Schwiegervaters, der sterbend seinem einzigen zurückgebliebenen Sohne, dem Mönch Astorre, die Pflicht aufdrängt, seine Kutte abzulegen und weltlich zu werden, um den Stamm der Vicedomini zu erhalten, die Verbindung Astorres mit Diana, der jungfräulichen Wittwe seines Bruders, des Mönchs unfreiwilliges Verlöbniß mit Antiope, seine stets wachsende Liebe zu diesem Kinde der geisteskranken Olympia, die

Beleidigung Antiopes durch Diana, Astorres Werbung im Namen seines Schwagers Germano, die Rache dieses Letzteren und endlich das Gericht Ezzelins und der Tod Antiopes und der beiden vor Zeiten eng befreundeten Jünglinge Astorre und Germano — diese Bilder werden vor unseren Augen in fliegender Hast vorübergeführt und doch in so heller Beleuchtung und wirksamer Anordnung, daß selbst die bis an die äußerste Grenze der Wahrscheinlichkeit gerückten Verhältnisse wahrhaft erscheinen.

Und kein Geringerer erzählt diese Thatsachen als der Dichter der Göttlichen Komödie. Dante ist in der Verbannung. Sein Gastfreund, Cangrande, Tyrann von Verona, bittet den trüb gestimmten Dichter, an dem harmlosen Spiele der Hofleute theilzunehmen. „Laß Dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen.“ Dante bittet, ihm ein Thema zu nennen und nachdem die Aufgabe gestellt ist, den entkutteten Mönch zu behandeln, entwickelt er aus einem Grabstein seine ganze vielverschlungene Erzählung. Jeder der Anwesenden muß darin eine Rolle spielen: in den Frauen, die den Tyrannen von Verona umgeben, spiegeln sich die Frauen der Handlung in Dantes Stegreifdichtung; der Narr wird von dem Hofe Cangrandes an den Ezzelins versetzt, und der ganze Hof muß es sich gefallen lassen, in einem Ereigniß, das um Jahrhunderte hinausgeschoben wird, sein eigenes Bild zu sehen.

Die Kunst des Dichters hat sich hier an ein Problem schwierigster Art gewagt: an die Darstellung des dichterischen Schaffens selber, in der Person eines der größten Dichter aller Zeiten. Aber das Wagniß ist gelungen. Wir halten diese Scene, in welcher Dante mitten unter den Hofleuten sich erhebt, um der Aufforderung des Fürsten nachzukommen, für das Schönste, was Meyer geschaffen hat.

Ein ähnliches Verhältniß wie hier zwischen Dante und dem Hofe des italienischen Kleinfürsten herrscht in der Erzählung „Das Leiden eines Knaben“ zwischen Fagon, dem Leibarzte Ludwigs XIV., und diesem Könige und Frau Maintenon. Fagon trägt diesen Beiden mit aller Feinheit höfischer Erzählungskunst ein Erlebniß vor, das trotz seiner scheinbaren Unbedeutendheit Gelegenheit giebt, die Starrheit der Väter Jesu zu beleuchten und den König gegen sie einzunehmen. Mit den wenigen Strichen, die der Dichter auf die Zeichnung der beiden Zuhörer verwendet, stehen sie doch in ihrer ganzen Bedeutung vor uns. Fagon selbst ist meisterhaft gezeichnet; er findet innerhalb der Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers ein Seitenstück nur in dem Humanisten Poggio, welcher in der zierlichen Novelle „Plautus im Nonnenkloster“ die Stelle des Erzählers einnimmt.

Daß „Das Leiden eines Knaben“ im Ganzen die Wirkung nicht übt, die wir in den andern Werken Meyers empfangen, liegt an der Geringfügigkeit des Hauptmotivs; der unbegabte Sohn des Generals Boufflers, der bisher wegen des großen Einflusses seines Vaters die weitest gehenden Rücksichten von seinen Lehrern, den Jesuiten, erfahren hat, wird auf einmal

in seiner ganzen geistigen Schwäche bloßgestellt und mit so grausamer Nichtbeachtung seiner geringen Anlage behandelt, daß er, an seiner Ehre und an seinem Körper gekränkt, in Folge dieser Mißhandlung stirbt. Und alles dies, weil Boufflers in einer Streitsache den Jesuiten, denen er in gerechtester Weise Urtel gesprochen, Schriftstücke vorenthalten hat, welche sie zu ihrer eigenen Sicherheit glaubten besitzen zu müssen. Das Motiv ist, wie gesagt, ein wenig dürftig. Dadurch fehlt der Erzählung der Theil der Wirkung, die ihr eigentlicher Inhalt machen müßte; und so reich die Grazie des Vortrags und die einzelnen Feinheiten der Charakteristik auch hier wieder entschädigen mögen — die Gesammtwirkung steht nicht auf der Höhe von Meyers anderen Werken.

Ueberall zeigt sich Meyers Vorliebe für große historische Gestalten. Dieselbe Neigung, die ihn zu Thomas Becket, zu Dante und zu Ludwig XIV. hingezogen hat, führt ihn auch zu den bedeutsamen Ereignissen der Weltgeschichte, die wir unter dem Namen des Constanzer Concils und der Bartholomäusnacht kennen. Sie bilden eigentlich nur den Hintergrund der Erlebnisse eines verhältnißmäßig wenig bedeutenden Mannes oder, wie wir in einem Falle sagen müßten, kaum erwachsenen Jünglings. Aber die Ereignisse der Weltgeschichte sind so eng und so geschickt mit den Thatsachen aus dem Einzelleben der Hauptgestalten verknüpft, daß diese Letzteren zu wichtigen Mitwirkenden an den großen geschichtlichen Bewegungen anwachsen.

In der Batholomäusnacht spielt „Das Amulett“. Alle Schrecken und Grausen dieser fürchterlichen That der Unduldsamkeit ziehen an uns vorüber. Der Führer der Hugenotten selbst ragt mit dem Gewichte seiner Persönlichkeit und seinem Einfluß auf die Begebenheiten hinein in das bescheidene Leben eines schweizer Jünglings. — Der junge Schadau ist genöthigt, aus seiner Heimat zu fliehen. Er kommt nach Paris, wird durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen Secretär Colignys, tödtet im Zweikampfe einen Katholiken und giebt so den letzten Anstoß zum Ausbruch des lange schon wachsenden Hasses und des klüglich vorbereiteten Massenmordes. Ein Mündel Colignys, die schöne Gasparde, die wenige Stunden vor dem Ausbruche der Hugenottenverfolgung seine Ehefrau geworden ist und in den Schrecken der Bartholomäusnacht mit ihrem Vater allein geblieben war, soll eben das Opfer der wüthenden Katholiken werden, als der junge Schadau herbeieilt und sie glücklich im letzten Augenblicke der Gefahr entreißt. Mit Mühe entkommen sie über die französische Grenze und gründen auf dem angestammten Besitze in der Schweiz ihr Heim.

Stets bleibt der junge Schadau der Mittelpunkt der Erzählung, und doch gruppiren sich um ihn her die furchtbaren weltgeschichtlichen Ereignisse mit solcher Klarheit, solcher Einfachheit, solcher Nothwendigkeit, doch ist sein bescheidenes Leben so eng verknüpft mit all' den großen Vorgängen, daß sich das kleine Bild seines kurzen Pariser Aufenthalts zu einem

ergreifenden Gemälde der Hugenottenverfolgung erweitert. Der junge Schweizer, möchten wir sagen, steht im Vordergrund einer weiten Perspective, die den freien Blick auf alle ihn umgebenden und sein Geschick berührenden Weltereignisse gestattet.

Ein ähnliches Verhältniß waltet in „Gustav Adolfs Page“. Wir werden mitten in das Lagerleben des dreißigjährigen Kriegs hineingeführt. Protestanten und Katholische stehen sich gegenüber; die beiden größten Feldherren des großen Krieges, Gustav Adolf und Wallenstein, stehen vor der Entscheidung einer großen Schlacht. Und wiederum ist es das Schicksal eines Einzelnen, eines schlichten schwärmerischen Mädchens, in dem, wie in einem Spiegel, die Kriegsgestalten ihr Abbild sehen lassen. Auguste Leubelfing, ein Kind des Lagers, war für ihren Vetter, den zaghaften Kaufmannssohn in Nürnberg, eingesprungen. Der alte Kaufherr hatte vor Gustav Adolf bei seiner Anwesenheit in Nürnberg mit unberechtigtem Stolze die Tapferkeit seines Söhnchens und seine Anhänglichkeit an den schwedischen König gerühmt und Gustav Adolf bot ihm die Stelle eines Pagen in seiner nächsten Umgebung an. Nun bedauert der alte Leubelfing sein voreiliges Wort, und nur durch die Entschlossenheit der jetzt in seinem Hause lebenden Base wird seine Sorge gehoben. Auguste ist dem Könige in unklarer Neigung ergeben. Sie ist beständig in seiner Nähe. Ihre Bewunderung wird zur Liebe, und das, was Gustav Adolf in dem Glauben, einen Knaben vor sich zu haben, im Scherze wagt, wird bei dem Mädchen zur Erregung einer Leidenschaft, die sich nicht mehr niederhalten läßt. Ein unwesentliches Ereigniß im Lager, die Beschuldigung eines Fürsten, ein kroatisches Mädchen bei sich im Zelte zu haben und damit seiner Frau ein Aergerniß zu geben, veranlaßt Auguste, den König einige Zeit zu meiden, um nicht auch den frommen züchtigen Herrscher in den Verdacht derselben Sünde zu bringen. Als aber der Kanonendonner die beginnende Schlacht verkündet, eilt sie wieder in seine Nähe und stirbt hier bei Lützen mit ihrem bewunderten Könige den Heldentod. —

Zu Constanz, während der Zeit des großen Kirchenconcils spielt die Haupt-Fabel der feinen humoristischen Erzählung „Plautus im Nonnenkloster“. Es sind eigentlich zwei nebeneinander herlaufende Ereignisse, die geschildert werden: die Entdeckung der ersten Plautushandschrift durch Poggio, und die Entlarvung eines Klosterbetruges von beispielloser Naivetät. Beide Thatsachen werden von Poggio selbst „vor einem Casino der mediceäischen Gärten“ vorgetragen, wo sich „zum Genusse der Abendkühle eine Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmos Medici, den Vater des Vaterlandes, versammelt“ hatte; und in der Art und Weise, wie Poggio vorträgt, wie sein Vortrag auf die Anwesenden wirkt, wie er nur ganz beiläufig Streiflichter auf die Männer des Concils und ihre Arbeiten während der Berathungen fallen läßt, wie er das Kloster, welches seine Plautushandschrift aufbewahrte, in seltsamster Weise aufbewahrte,

schildert — gerade darin liegt die wunderbare Wirkung der an Umfang kleinsten Novelle Meyers. Nirgend zeigt sich so glänzend die weithin herrschende Kenntniß der Geschichte, das Eindringen in die Sitten und Strebungen vergangener Zeiten wie hier. In Poggio spricht ein Geistesverwandter des Dichters. Der Ernst des Gelehrten, die feine Ironie des überlegenen Kopfes, der Stolz des glücklichen Finders, die Eleganz des Hofmannes und die vielseitige freie Bildung des Humanisten sind mit wenigen Strichen und doch mit solcher Sicherheit und Klarheit gezeichnet, daß in gewissem Sinne dieser Poggio als die abgerundetste Gestalt, die Meyer geschaffen hat, zu betrachten ist, und daß die Novelle „Plautus im Nonnenkloster“, wenn man dieses Wort von einem Kunstwerk in so kleinem Maßstabe gebrauchen will, die vollendetste Erzählung des Dichters genannt werden kann.

Ein wenig gewagt ist die Aufgabe, die sich Meyer in „Der Schuß von der Kanzel“ stellt. Dieselbe Feinheit in der Zeichnung der Menschen, dieselbe Treue in der Schilderung der Oertlichkeiten, dieselbe Sicherheit in der Wiedergabe der Zeitverhältnisse — die Erzählung spielt am Zürichersee in den Tagen der Lohenstein und Hoffmannswaldau — aber eine Kühnheit in der Erfindung der Fabel, die etwas verwunderlich ist. Ein Geistlicher, der seine Stellung verscherzt, weil ihn seine Leidenschaft zu Flinten und Pistolen soweit hinreißt, daß er sogar während der Predigt auf der Kanzel nicht unterlassen kann, das kleine Pistol in seiner Tasche zu berühren und zu prüfen, ist immerhin eine gewagte, nicht unbedingt wahrscheinlich zu machende Gestalt. Der Dichter bemüht sich, das Ereigniß durch zahlreiche Umstände zu begründen, und diese Begründung selbst ist von so feinem, schalkhaftem Humor, daß man an ihr seine herzliche Freude hat, wie an den Menschen selber. Aber die Thatsache, auf die es ankommt, glaubt man nur ungern, trotz der einfachen naiven Umgebung, in welche der Pfarrer gestellt ist, und trotz des überlegenen Witzes und Einflusses, den sein Bruder, der General, auf seine Umgebung ausübt.

Die vier Erzählungen, die Meyer als „Kleine Novellen“ zusammenfaßt — Das Amulett, Gustav Adolfs Page, Plautus im Nonnenkloster, Der Schuß von der Kanzel — unterscheiden sich nur an Umfang von seinen größeren Schöpfungen; der Geist, der in ihnen waltet, ist derselbe. Ueberall das Bestreben, culturhistorisch interessante Phasen der Geschichte in einen größeren oder kleineren Spiegel zu reflectiren.

In Meyers jüngstem Erzeugniß „Die Richterin“ ist es die ragende Gestalt Karls des Großen, welche die Handlung eröffnet und abschließt. Zu Beginn der Ereignisse ist er in Rom, nach der Krönung mit der Kaiserkrone, „welche ihm unlängst zu seinem herzlichen Erstaunen Papst Leo in rascher Begeisterung auf das Haupt gesetzt“. Zum Schluß begegnen wir ihm in Rhätien. Er war auf den Ruf der Judicatrix Stemma hingeeilt, um die Lombarden zu züchtigen und dem Gau einen Herzog zu geben. Stemma, die das Bewußtsein einer alten Sünde sechszehn Jahre mit sich herumgetragen,

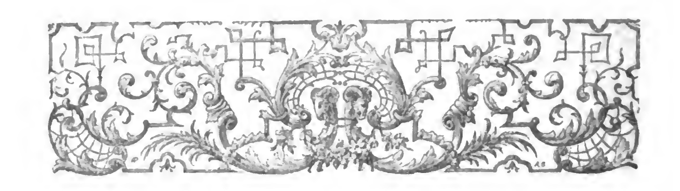
und die es durch strenge Verwaltung des Richteramtes zu sühnen gehofft, wird in einer Nacht von dem Bilde ihrer eigenen Phantasie so mächtig erschüttert, daß sie in lauten Worten ihre Schuld bekennt, und ihr eigenes Kind, die Frucht ihres Fehls, wird die Zeugin dieses Bekenntnisses. Palma Novella, welche unter dem fürchterlichen Druck der Vorstellung lebte, ihren Bruder Wulfrin sündhaft zu lieben, erfährt plötzlich, daß ihnen beiden kein Blutstropfen gemein sei. Und Wulfrin, der sich desselben Verbrechens geziehen, fordert von dem herannahenden Kaiser strengen Urtheilsspruch. Aber der Kaiser tritt sein Amt an die Richterin ab. „Wenn diese hier," beginnt Stemma vor allem Volke, „nicht das Kind Deines Vaters, nicht Deine Schwester, sondern eine Andere und Fremde wäre — Dein Frevel zerfiele in sich selbst." Und auf die vor ihr liegende Leiche der sündigen Faustine deutend, fährt sie fort: „Auch ich war das Weib eines Todten, auch ich habe den Gatten ermordet, die Herrin ist wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes ist diesen zweien gemeinsam." Mit dieser Selbstbezichtigung hat sie sich das Todesurtheil gesprochen; sie nimmt den Krystall aus dem Busen, der den Rest desselben Gifts enthält, das sie ihrem Gatten gereicht hatte, leert das Fläschchen und sinkt entseelt zu Boden.

Wieder sind es die beiden mächtigen Gestalten Karls und der Judicatrix, welche die Thatsachen ganz beherrschen; und ohne Aufdringlichkeit in Einzelheiten oder gar in Wortfügungen und alterthümelnden Ausdrücken ersteht die Zeit vor uns, welcher Karl der Große seinen Charakter aufgeprägt hat. —

Meyers schöpferische Thätigkeit umfaßt keinen großen Zeitraum und — denkt man an die Fruchtbarkeit der meisten unserer zeitgenössischen Schriftsteller — eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Werken. Trotzdem erstreckt sie sich über das ganze Gebiet der epischen und lyrischen Dichtung. Der dramatischen steht Meyer fern, obwohl der Kenner seiner Werke aus der großen Fähigkeit, markige, geschlossene Gestalten zu schaffen, aus der Tiefe der Motivirung der Ereignisse und ganz besonders aus der von keinem modernen Dichter übertroffenen Sicherheit der Composition und Gruppirung schließen möchte, daß die historische Tragödie seinem Talente nahe liegen müßte. Vielleicht haben wir ein Werk dieser Gattung noch zu erwarten.

Der Roman und die historischen Novellen, mit welchen Meyer bis heute unser Schriftthum bereichert hat, zählen zu dem Vollendetsten, was die erzählende Dichtung in Deutschland aufweisen kann. Sie machen die pessimistische Anschauung von unserm Epigonenthum zu Schanden. Ist es unserer Zeit auch nicht beschieden, auf dem Gebiete der lyrischen und der dramatischen Dichtung über unsere klassische Literaturperiode hinauszugehen, so wird man ihr doch einen ungeheuren Fortschritt auf dem Felde der epischen Prosadichtung zuerkennen müssen.





Wer ist der Mörder?

Ziethen-Wilhelm.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.



In größeren Zwischenräumen lesen wir in den Zeitungen immer wieder von da und von dort die erschütternde Nachricht, daß sich die Unschuld eines Unglücklichen herausstellt, der wegen eines schweren, gewöhnlich sogar wegen des schwersten Verbrechens zu den härtesten Strafen, zu lebenslänglichem Zuchthaus, ja zum Tode verurtheilt worden ist. Bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der die Rechtspflege bei uns gehandhabt wird, bei der geläuterten Bildung, dem makellosen Charakter und der sittlichen Bedeutung unserer richterlichen Beamten sind diese wenigen, aber darum doch nicht minder tieftraurigen Fälle nur dadurch zu erklären, daß eben alle menschlichen Einrichtungen unvollkommene, und daß Allweisheit und Allgerechtigkeit die ausschließlichen Attribute der Gottheit sind.

Durch das Zusammenwirken von zufälligen Umständen kann sich der Schein einer begangenen Schuld vor den prüfenden Augen so verwesentlichen, daß sich des unbefangenen Richters die Ueberzeugung von dem unzweifelhaften Vorhandensein dieser Schuld bemächtigen muß. Wer sich die Mühe gegeben hat, den einzelnen Fällen der Verurtheilung Unschuldiger, wie diese in jüngster Zeit an's Licht gezogen und öffentlich zur Sprache gebracht worden sind, nachzuspüren, wird jedesmal die Wahrnehmung gemacht haben, daß der einzelne Fall, so wie er zur Zeit der Verurtheilung des Angeklagten der Entscheidung sich darbot, kaum anders beurtheilt werden konnte, als er damals beurtheilt worden ist. Für die Unschuld des Angeklagten sprach immer nur er selbst. Und da in den meisten Fällen die Schuldigen die begangene That mit derselben Bestimmtheit leugnen, wie

hier die unschuldig Angeklagten ihre Unschuld betheuerten, da die Schuld, die sich der Strafe entziehen will, unter Umständen derselben eindringlichen und ergreifenden Sprache mächtig ist, wie die ungerecht verfolgte Unschuld, so verfehlten die leidenschaftlichen Betheuerungen des unverdient Belasteten ihren überzeugenden Eindruck auf die Richter. Waren diese Richter doch daran gewöhnt, immer dieselben feierlichen Anrufungen des allmächtigen Gottes, dieselben verzweifelten Drohungen gegen die Geschworenen für den Fall, daß diese das Schuldig sprechen sollten, auch aus dem Munde derer zu vernehmen, deren Schuld über allen Zweifel nachgewiesen war, und die sich dann auch später, in der Einsamkeit der Zelle ihren eigenen Gedanken überlassen, sehr oft durch ihr Gewissen dazu gedrängt gefühlt haben, ihr Verbrechen zu bekennen.

Fast alle Fälle der Verurtheilung Unschuldiger sind in ihrer tragischen Wahrheit dadurch an's Licht gekommen, daß sich der wahre Schuldige, von den Qualen des Gewissens bis zur Besinnungslosigkeit gefoltert, selbst den Gerichten gestellt und ein umfassendes Geständniß abgelegt hat. Und fast immer sind bei diesen Selbstanzeigen Thatsachen zum Vorschein gekommen, die zur Zeit der Verhandlung des Processes kein Sterblicher außer dem Schuldigen selbst wissen konnte.

Es kommt als sehr wichtiges Moment noch dazu, daß die unter der Anklage eines schweren Verbrechens vor den Richter gestellten Persönlichkeiten in den meisten Fällen einen sehr schlechten persönlichen Eindruck machen, daß von ihnen Dinge bekannt werden, die die Betreffenden als solche, bei welchen „man sich der That wohl versehen könne", hinzustellen geeignet sind; daß aus ihrem Vorleben eine Reihe von Thatsachen zur Sprache kommen, die nur für ihren unsittlichen und lasterhaften Charakter sprechen. Glaubwürdig erscheinen diese Personen fast nie. Man erfährt aus ihrem ganzen Leben von früher Kindheit bis zu dem Augenblick, da sie uns auf der Anklagebank gegenüberstehen, eine Reihe von häßlichen, nichtswürdigen und abscheulichen Handlungen, die unwillkürlich zu einer gewissen Voreingenommenheit gegen den der That Beschuldigten bestimmen müssen. Kommt nun noch dazu, daß eine ganze Gruppe von sachlichen Umständen, deren zufällige tückische Verknüpfung kein Sterblicher zu durchschauen vermag, den Angeklagten der verbrecherischen That beschuldigen, so wird uns der Mann, den wir aus zahlreichen früheren Vorkommnissen als einen Lügner, Schwindler, Betrüger, als einen rohen und gewaltsamen Menschen kennen gelernt haben, und den nun das Sachliche mit der dunklen That in engsten Zusammenhang zu bringen scheint, schwerlich von seiner Unschuld überzeugen können, wenn er für diese eben nichts Anderes, als seine bestimmte feierliche Versicherung geltend machen kann. Wir glauben ihm nicht! Er hat früher gelogen, geschwindelt, sich an fremdem Eigenthum vergriffen, lästerliche Drohungen ausgestoßen, er ist am Orte der That zur Zeit, da die That begangen worden ist, gesehen worden, oder er hat mit

dem Opfer in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, oder man findet bei ihm irgend einen Gegenstand, der ihn der Schuld zu bezichtigen geeignet erscheint, seine eigenen Erklärungen erscheinen wenig glaubhaft — da hat sich der Geschworene nach seiner Ehre und seinem Gewissen seine Ueberzeugung von der Schuld gebildet und muß ihn verurtheilen! Alles spricht gegen den Angeklagten, für ihn spricht nur sein eigener Mund, und man weiß, daß alle Verbrecher bis zum letzten Augenblick, so lange noch ein Fünkchen von Hoffnung, der Strafe sich entziehen zu können, glimmt, mit eherner Stirn lügen und schwindeln.

Einen geradezu typischen Fall für die, wenn ich mich so ausdrücken darf, nothgedrungene Irreleitung des richterlichen Urtheils verdanke ich einer Mittheilung Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Wir sprachen einmal gelegentlich über sogenannte „Justizmorde", die ich lieber als fahrlässige Tödtungen durch die Justiz bezeichnen möchte, und da theilte mir der Herzog aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen das Folgende mit:

In einem thüringischen Dorfe wurde vor einer langen Reihe von Jahren ein Mord entdeckt. Man fand einen Bauer in der Vorderstube seines etwas abseits liegenden Häuschens erschlagen. Der Mörder war von hinten eingestiegen. Er hatte eine Leiter angelegt und das Fenster des hintern Zimmers eingedrückt, war durchgekrochen, hatte sich dann nach vorn geschlichen, den Bauer überfallen und niedergeschlagen. Der Mörder hatte die Kommode und den Schrank erbrochen und alles baare Geld mitgenommen. In dem hintern Zimmer, durch das er seinen Rückzug nahm, waren verschiedene Eßwaaren aufgehängt. Von den dortigen Vorräthen fehlten verschiedene Sachen, unter andern ein Schinken und einige Würste.

Man stellte sofort umfassende Untersuchungen an, und es fand sich ein Zeuge, der in der vorgerückten Abendstunde einen Menschen unter den verdächtigsten Umständen aus dem Hause des Erschlagenen hatte kommen sehen. Der Mensch schien unter seiner abgerissenen Kleidung einen größeren Gegenstand, der wohl der geraubte Schinken sein konnte, zu verbergen. Sobald dieser Mensch den Zeugen erblickte, lief er was er konnte querfeldein. Der Betreffende wurde dann in einiger Entfernung davon auch von andern Leuten gesehen.

Die Aussagen aller dieser Zeugen stimmten überein und lenkten den Verdacht auf einen notorischen Landstreicher und Verbrecher, der erst vor wenigen Tagen aus dem Zuchthause entlassen worden war. Man fahndete auf ihn, ergriff ihn schon am Tage darauf und fand bei ihm in der That einen angeschnittenen Schinken. Außerdem wurde festgestellt, daß er eine Wurst verkauft hatte. Er wurde verhaftet.

In der Untersuchungshaft leugnete er zunächst Alles. Aber den erdrückenden Beweisen gegenüber verstand er sich widerwillig und unter immer neuen Ausflüchten und Lügen zu einem halben Geständniß. Er gab zu,

daß er den Schinken und die Würste allerdings gestohlen habe, von dem Morde aber wollte er durchaus nichts wissen. Er erzählte eine ganz unglaubwürdige Geschichte: er sei bei dem Hause vorübergestrolcht, es sei halb dunkel gewesen, er habe da eine Leiter an ein Fenster gelehnt stehen sehen, sei eingestiegen, habe die betreffenden Gegenstände gestohlen und sich dann davon gemacht.

Der Mensch war wegen schwerer Verbrechen: wegen Körperverletzung, wegen Diebstahls mit Einbruch, schon oft und hart bestraft. Er war als roher Patron überall bekannt. Er war nebenbei ein verschmitzter Bursche, dem man sehr wohl zutrauen konnte, daß er schlau genug sei, den Diebstahl einzugestehen, da dieser nicht mehr geleugnet werden konnte, um durch das Geständniß des einen Verbrechens den Zweifel an seiner Thäterschaft des von ihm hartnäckig in Abrede gestellten andern Verbrechens hervorzurufen. Er wurde vor die Geschworenen gestellt, schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt.

Als das Todesurtheil der landesherrlichen Genehmigung unterbreitet wurde, ließ sich der Herzog, wie immer in solchen Fällen, die Acten kommen. Und so sehr auch er von der Schuld überzeugt sein mußte, nahm er doch Abstand davon, das Urtheil zu bestätigen. Die That selbst hatte eben keinen Zeugen gehabt. Der Angeklagte versicherte vom ersten Augenblick bis zum letzten unausgesetzt, daß er den Bauer nicht ermordet habe. Und da die Schuld an dem Morde eben nur aus den Umständen gefolgert wurde, daß man den Betreffenden zur Zeit, da das Verbrechen begangen sein mußte, aus dem Mordhause hatte herauskommen sehen, daß er von den dem Ermordeten geraubten Gegenständen einige an sich gebracht hatte, und daß der Angeklagte ein wüstes, sittenloses, verwahrlostes Individuum war, so wandelte der Herzog die Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe um.

Die Sache war längst in Vergessenheit gerathen, der Betreffende saß seit wohl zehn Jahren im Zuchthause, da ereignete sich Folgendes. In einem andern Zuchthause in Bayern liegt ein alter Verbrecher in den letzten Zügen. Er weiß, daß sein Leben nur noch nach Stunden gezählt ist. Er läßt den Prediger kommen und sagt ihm nun Folgendes: „Ehe ich vor den ewigen Richter trete, will ich meine Seele noch von einer schweren Sündenlast befreien. Den Bauer in Thüringen habe ich ermordet. Ich habe die Leiter angelegt, habe die Scheiben eingedrückt, bin durch die Speisekammer nach vorn gedrungen, habe den Bauer erschlagen, habe den Schrank und die Kommode erbrochen und das Geld mit mir genommen. Als ich mich wieder hinausschleichen wollte, hörte ich in der Vorrathskammer Geräusch. Ich wartete, bis es wieder ruhig war, und machte mich dann aus dem Staube. Niemand hat mich gesehen. Ich bin gleich am andern Tage über die bayerische Grenze gegangen und habe da das Geld langsam ausgegeben. Ich habe wohl gehört, daß man einen Andern gefaßt hätte, aber was aus dem geworden ist, weiß ich nicht. Später bin ich wegen

eines andern Verbrechens, eines Raubanfalls, zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, die ich hier verbüße. Ich will aber nicht sterben, ohne vorher die Wahrheit gesagt zu haben."

Der alte Sünder überlebte sein Geständniß in der That nur wenige Stunden. Der Geistliche machte die betreffende Anzeige. Die Untersuchung wurde wieder aufgenommen, und es stellte sich heraus, daß der bayerische Zuchthäusler die volle Wahrheit gesagt hatte.

Es waren also an demselben Orte und zu gleicher Zeit von zwei Verschiedenen, die ganz unabhängig von einander handelten, und die nichts von einander wußten, zwei verschiedene Verbrechen verübt worden. In der Vorderstube war ein Mord, in der Hinterstube ein schwerer Diebstahl begangen. Dieses verhängnißvolle Zusammenwirken von zufälligen Umständen führte natürlich dazu, daß man den Menschen, der des einen Verbrechens überführt worden war, und der hoch und theuer sich verschwor, keinen Mitthäter gehabt zu haben, der nebenbei ein Mensch war, dem man einen Mord sehr wohl zutrauen konnte, der beiden Verbrechen für schuldig hielt.

Ein anderer Fall, der sich vor zehn Jahren in Wien abgespielt hat, ist zu allgemeinster Kenntniß gelangt und wohl nicht vergessen worden.

In einem alten, seitdem längst abgebrochenen Gasthofe in der Kärntnerstraße, „Zum wilden Mann", hausten zu Anfang der siebziger Jahre verschiedene Frauenzimmer von schlechtem Lebenswandel. Unter diesen Mädchen gab es oft Streit. Es kam bisweilen auch zu Handgemengen. Namentlich zwischen den beiden Nachbarinnen im dritten Stock, einer gewissen Katharine Balogh und Katharine Steiner, deren beide Zimmer eine gemeinsame Thür hatten, kam es häufig zu den widerwärtigsten Auftritten. Die Balogh war ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren, immer guter Laune, die Steiner, obgleich auch erst vierundzwanzig Jahre alt, doch schon verblüht, jähzornig, frech und gewaltthätig. Die Steiner ärgerte sich namentlich darüber, daß die Balogh viel größere Erfolge hatte als sie. Auf wüste Schimpfreden folgten Schlägereien. Die Steiner sprang der Balogh auch einmal an die Gurgel, und sie äußerte sich über ihre jugendfrischere und liebenswürdigere Nebenbuhlerin in der rohsten Weise; einmal sagte sie: sie werde die Balogh caput machen u. s. w.

Am 3. April 1878 wurden die Bewohner des Gasthofs „Zum wilden Mann" durch Schreie erschreckt. Die Steiner schrie um Hülfe. Sie war in das Zimmer der Balogh getreten und hatte diese todt am Boden ausgestreckt gefunden. Die Leiche war in einer Lage, die auf eine gewisse Fürsorge schließen ließ: die Kleider waren geglättet und die Haare über das Gesicht gelegt. Man fand in der Nähe ein geleertes Glas und schloß im ersten Augenblick auf Vergiftung. Als der herbeigerufene Arzt aber constatirte, daß die Balogh erwürgt worden war, stand es für alle Hausbewohner fest, daß die That von keinem Andern als von der Steiner verübt sein konnte. Die Beiden hatten am Tage vorher noch Streit gehabt.

Die Steiner und noch eine andere Person, die dasselbe Leben führte, wurden verhaftet. Diese letztgenannte beschuldigte die Steiner noch sehr schwer durch verschiedene verfängliche Angaben. Die Steiner benahm sich vor Gericht überaus ungeberdig und frech. Sie behauptete, sie wisse von dem Morde nichts. Indessen hatte ihr Benehmen an der Leiche bei allen Zeugen den Verdacht hervorgerufen, daß nur die Steiner es gewesen sein könne. Sie hatte zugleich die thörichtsten Sachen gesagt und behauptet, sie wisse ganz genau, der Teufel sei dagewesen und habe die Balogh ermordet. Verschiedene sachliche Kleinigkeiten belasteten die Steiner noch mehr, und da kein genügend erscheinender Anhaltspunkt dafür gefunden werden konnte, daß ein Anderer den Mord begangen haben könne, wurde die Steiner, die während der ganzen Verhandlungen durch ihre Koketterien mit dem Publikum, ihre wüsten Beschimpfungen unbequemer Zeugen, ihr freches Verhalten den Richtern gegenüber den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht hatte, von den Geschworenen schuldig gesprochen und vom Gerichtshofe zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Der oberste Gerichtshof änderte auf Antrag des Vertheidigers Dr. Max Neuda das Urtheil ab. Der oberste Gerichtshof erklärte, daß, da nachweislich ein Zeuge, der auf das Bestimmteste ausgesagt hatte, die Steiner habe gedroht, der Balogh ein Leid zuzufügen, irrsinnig gewesen sei, für die Annahme eines Mordes kein begründetes Motiv vorliege; allein es müsse andererseits „mit fast apodiktischer Gewißheit" angenommen werden, daß nur die Katharine Steiner die That verübt haben könne. Die umfassendsten Nachforschungen, ob nicht etwa ein junger Mann, der die Nacht bei der Balogh verbracht und mit ihr noch gefrühstückt hatte, diese That begangen habe — der Vertheidiger hielt die Möglichkeit des sogenannten Lustmordes nicht für ausgeschlossen — hätten zu keinem Ergebniß geführt, und es liege auch nicht das Geringste vor, das eine andere Person dieser That belaste. Der Cassationshof nahm den letzten Zank zwischen der Balogh und der Steiner als das Motiv der That an und verurtheilte nun Katharine Steiner wegen Todtschlags zu sechs Jahren schweren Kerkers.

Die Steiner hatte ihre Strafe noch nicht abgebüßt, als sich in dem mährischen Städtchen Znaim im Februar 1882 ein der Armee angehöriger junger Mann, Namens Waschauer, der Sohn eines angesehenen Beamten, der Behörde mit der Selbstanklage stellte, daß er den Mord begangen habe. Er war von der Balogh in der Kärntnerstraße angesprochen worden und dieser auf ihr Zimmer gefolgt. Der junge Mann trug sich damals mit Selbstmordgedanken. Er behauptete, Blausäure bei sich geführt zu haben, und er habe sich auf dem Zimmer der Balogh das Leben nehmen wollen. Er habe die Blausäure in den Kaffee gegossen. Die Balogh habe durch einen unglücklichen Zufall diesen Kaffee getrunken, und um ihr Röcheln zu ersticken, habe er sie erwürgt. In der Leiche waren damals Spuren von Blausäure nicht entdeckt worden. Da der junge Mann sich ein wenig

mit Chemie abgegeben und sich die Blausäure selbst bereitet hatte, ist es sehr wohl möglich, daß er ein mangelhaftes und schlechtes Fabrikat hergestellt hat, das der Balogh vielleicht ernsthafte Schmerzen bereitet, aber doch keine erkennbaren Spuren hinterlassen hat. Vielleicht ist auch die ganze Blausäuregeschichte erfunden. Jedenfalls erschienen die Angaben des Waschauer in allem Wesentlichen so glaubhaft, daß das Verfahren gegen die Steiner wieder aufgenommen wurde. Nun wurde die Nichtschuld der Verurtheilten bis zur Evidenz bewiesen. Katharine Steiner wurde, nachdem sie vier Jahre schweren Kerkers verbüßt hatte, auf freien Fuß gesetzt. Durch das beständige Weinen hatten ihre Augen so gelitten, daß sie beinahe erblindet war. Waschauer wurde, da sein Geisteszustand eine strafrechtliche Verfolgung und Bestrafung ausschloß, einem Irrenhause übergeben.

Als sehr charakteristisch ist hervorzuheben, daß in diesem Falle, wie fast immer, die öffentliche Meinung sich zunächst energisch dagegen gesträubt hat, die Selbstanzeige als eine begründete anzuerkennen.

Es kommt in der That sehr häufig vor, daß sich Geisteskranke der schwersten Verbrechen bezichtigen, an denen sie vollkommen unschuldig sind. Und gerade mysteriöse Mordprocesse, die die öffentliche Meinung in fieberhafte Erregung versetzen, sind ganz dazu angethan, eine krankhafte Phantasie zu erhitzen und zu den sinnlosesten Lügen zu veranlassen. Es ist auch vorgekommen, daß verbrecherische Frivolität, die krankhafte Sucht, von sich reden zu machen, zu falschen Selbstdenunciationen verleitet hat. Aeußerste Vorsicht ist also diesen Selbstangebern gegenüber auf alle Fälle geboten, und man begreift, daß die öffentliche Meinung, die zu unserem Glücke das vollste Vertrauen zu unserer Rechtsprechung hat, zunächst lieber an eine Verirrung eines Wahnwitzigen, als an einen Irrthum unserer in der allgemeinen Achtung höchststehenden und mit Recht verehrtesten Mitbürger glauben mag.

Erst langsam, bedächtig und widerstrebend lassen wir uns nach der Schuldigsprechung davon überführen, daß derjenige, der aus sachlichen und persönlichen Gründen hat verurtheilt werden müssen, unschuldig verurtheilt worden ist, und daß den bisher im Dunkel gebliebenen Thäter, der nun plötzlich hervortritt, die verdiente Strafe zu treffen hat.

Es müssen gar verschiedene Motive zusammentreffen, um in uns die Ueberzeugung von der Schuld des zuerst Verurtheilten zu erschüttern und uns nachträglich an die Schuld des Selbstangebers glauben zu lassen.

Wir müssen, nachdem wir uns von dem Eindruck, den die Verurtheilung in uns hervorgerufen hat, völlig freizumachen versucht haben, bei nochmaliger aufmerksamer und unbefangener Prüfung des sachlichen und persönlichen Materials, das zu jener Verurtheilung geführt hatte, uns davon überzeugen, daß die Angaben des bereits Verurtheilten, wenn wir dieselben nun unter dem neuen Gesichtspunkte, der uns durch die Selbstanzeige eines Anderen gegeben worden ist, in's Auge fassen, wahr sein

können. Wir müssen uns überzeugen, daß alle Einzelheiten, welche der Selbstangeber über die angeblich von ihm begangene That mittheilt, wahr sein können. Wir haben genau zu prüfen, ob wir in dem Selbstangeber auch einen vollkommen zurechnungsfähigen Menschen vor uns haben. Wir haben die Beweggründe zu prüfen, die ihn bisher zum Schweigen und jetzt zum Sprechen veranlaßt haben können. Wir haben zu prüfen, ob sich die Betheuerungen des früher Verurtheilten mit der Selbstanklage des sich nun als Thäter Bekennenden in Einklang bringen lassen. Mit einem Worte: wir müssen aus allen den Umständen, die wir jetzt erst vollkommen überschauen, aus den früheren Verhandlungen und den Mittheilungen des Selbstdenuncianten, uns ein klares anschauliches Bild jenes Vorgangs machen können, der uns freilich schon früher aufgeklärt zu sein schien, da wir eben den Worten des zunächst der That Beschuldigten keinen Glauben beizumessen im Stande waren, der sich jetzt aber bei nochmaliger Prüfung unter den veränderten Verhältnissen doch darstellt als ein in vielen Punkten noch unaufgeklärter und dunkler, und der erst jetzt durch die Selbstanzeige seine völlige Klärung erhält.

Treffen alle diese Umstände zusammen, so wird man genöthigt sein, an einen verhängnißvollen Irrthum, der die Verurtheilung des zunächst Beschuldigten herbeigeführt hat, zu glauben; so wird man das schmerzlichste Bedauern darüber empfinden müssen, daß aller Fürsorge und aller Gewissenhaftigkeit zum Trotz selbst in den denkbar ernstesten Fragen, die über Freiheit und Leben des Mitmenschen entscheiden, unser menschliches Irren so großes Unheil anrichten kann.

Und Jedermann, der ein lebendiges Gefühl für das Wahre und Sittliche in sich trägt, wird sich gedrungen fühlen, das Wenige, was der Einzelne vermag, zur Beseitigung des gewaltigen Unrechts und des unverschuldeten Leidens beizutragen.

Frevelhaft und schändlich wäre es, den Richtern, die durch die unglückliche Verkettung von Verhältnissen auf die falsche Bahn gedrängt worden sind, einen Vorwurf zu machen. Man schlage sich doch an seine eigene Brust, man frage sich: wie würdest du geurtheilt haben, wenn dir die Sachlage so vor Augen gelegen hätte, wie sie sich damals darstellte, und bevor dir die Wahrheit, wie sie jetzt durch die Selbstanzeige erst zum Durchbruch kommt, bekannt sein konnte? Und mit tiefer Bekümmerniß wird man eingestehen müßen, daß man sich selbst an dem gräßlichen Irrthum betheiligt haben würde.

Ein noch größeres und beleidigenderes Unrecht aber würde man unseren Richtern zufügen, wollte man ihnen die schmachvolle Vermuthung unterschieben, daß sie sich der Macht der Wahrheit deshalb widersetzten, weil diese Wahrheit im Widerspruch steht mit jenen Dingen, die sie früher für wahrhafte gehalten, die die Unterlage ihrer früheren Verurtheilung gebildet haben, daß sie, um sich das demüthigende Gefühl zu ersparen, in folgenschwerster

Weise geirrt zu haben, lieber den alten Irrthum aufrecht erhalten, als den Irrthum nachträglich anerkennen wollen.

Nein und abermals nein! Unsere Rechtsprechung steht zu hoch, als daß sie zur Rechthaberei hinabsteigen könnte! Mag sie die alleräußerste Consequenz ziehen und sagen: „Fiat justitia et pereat mundus“ — den Satz: „Fiat injuria et pereat mundus“ verstehen wir nicht, werden deutsche Richter nie verstehen.

II.

Es ist der Fall Ziethen-Wilhelm, der zu diesen allgemeineren Betrachtungen die Veranlassung gegeben hat.*)

Die Sachen liegen hier so verworren und verwickelt wie nur möglich. Ehe wir sie in ihren Einzelheiten schildern, wollen wir hier nur die gröbsten Umrisse ziehen.

Ziethen wird beschuldigt, am 25. October 1883 seine Frau ermordet zu haben, und am 2. Februar 1884 von den Elberfelder Geschworenen zum Tode verurtheilt. Die Todesstrafe wird durch die Gnade des Kaisers in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. In den ersten Tagen des Juni 1887 meldet sich Ziethens Lehrling, Wilhelm und erklärt, er habe Frau Ziethen ermordet; Ziethen wisse nichts von der Sache. Infolgedessen wird Wilhelm verhaftet. Als er im Gefängniß sitzt, nimmt er sein Geständniß zurück. Nach einiger Zeit nimmt er diesen Widerruf wieder zurück und bezeichnet ihn als eine Lüge. Er bleibt bei seiner früheren Aussage, daß er den Mord begangen habe. Infolge dieser Selbstdenunciation werden die nöthigen Schritte gethan zur Wiederaufnahme des Verfahrens. Das Elberfelder Landgericht beschließt am 14. October d. J. mit sehr eingehender Begründung, das Verfahren wieder aufzunehmen. Der Staatsanwalt beruhigt sich nicht dabei, und die Sache geht nun an die Beschwerdeinstanz, das Oberlandesgericht zu Köln. Dieses hebt den Beschluß des Elberfelder

*) Als der Barbierlehrling August Wilhelm im Juni d. J. sich den Behörden mit der Anzeige stellte, daß er Frau Ziethen ermordet habe und diese Angabe durch eine Reihe von Einzelheiten, die mit dem Thatbestande in Einklang standen, glaubhaft zu machen wußte, schrieb ich über die „Verurtheilung eines Ungeständigen und Selbstanklage eines Freigesprochenen“ eine Reihe von Aufsätzen, die das „Berliner Tageblatt“ in seinem Feuilleton vom 12. bis 16. Juli veröffentlicht hat. Ich gab damals einen möglichst vollständigen und übersichtlichen Bericht des Thatbestandes, wie er sich zunächst bei den Verhandlungen gegen Ziethen dargestellt hatte, und wie er sich nun nach der Selbstdenunciation Wilhelms unter den dadurch veränderten Bedingungen darstellte. Da ich mich zu meiner gegenwärtigen Arbeit gezwungen sehe, über die thatsächlichen Vorgänge vor, während und nach der Ermordung der Frau Ziethen zu berichten, und sich diese seitdem natürlich nicht verändert haben, werde ich nicht umhin können, von meiner früheren Arbeit, zu deren Urheberschaft ich mich nun zu bekennen habe, Einiges zu benutzen. Die Anordnung und Vertheilung des Stoffes muß für den gegenwärtigen Aufsatz natürlich eine ganz andere sein.

P. L.

Landgerichts auf und weist den Antrag auf die Wiederaufnahme des Verfahrens zurück. Das Oberlandesgericht zu Köln hält den allerdings sehr verlogenen Wilhelm für einen Schwindler und Lügner, auf dessen Aussage nichts zu geben sei, und erklärt Ziethen für genügend belastet. Ziethen bleibt also im Zuchthause, Wilhelm wird auf freien Fuß gesetzt.

Wie man sieht, haben hier zwei richterliche Collegien, das Elberfelder Landgericht und das Kölner Oberlandesgericht, widersprechende Beschlüsse erlassen. Eines der beiden hat sich sicherlich geirrt, entweder das Elberfelder oder das Kölner Collegium.

In einer Frage wie dieser aber, in der es sich thatsächlich um Leben und Tod handelt, oder doch um Freiheit und lebenslängliches Zuchthaus, was dem Tode am nächsten steht, ist es schon an und für sich recht betrübend, wenn zwei Richtercollegien, die aus gleich ausgezeichneten, einsichtigen, gewissenhaften und hochgeachteten Männern bestehen, grundverschiedene Beschlüsse fällen, wenn die Einen durch ihren Beschluß zu verstehen geben, daß Wilhelm möglicherweise der Thäter und Ziethen unschuldig verurtheilt sein könne, die Andern aber der Ueberzeugung sind, daß Ziethen der Mörder und daß Wilhelm ein nichtswürdiger, frivoler Lümmel und Lügner sei, der sich mit dem, was uns auf Erden als das Höchste gilt, mit dem Rechte ein ruchloses Spiel erlaubt hat.

Wenn nun auch der Spruch des höchsten Gerichtshofs ausschlaggebend für das Geschick Ziethens ist, so bleibt darum doch die Thatsache bestehen, daß andere Richter, die die Verhältnisse gerade so gut zu beurtheilen im Stande sind, wie die Mitglieder des Kölner Oberlandesgerichts, nämlich die Mitglieder des Elberfelder Landgerichts, der Ansicht sind, daß Ziethen das Opfer eines verhängnißvollen richterlichen Irrthums sein könne, und daß es jedenfalls der Mühe verlohne, den Wilhelm nicht einfach als einen Lügner, dessen Aussagen keinerlei Bedeutung hätten, vor der Schwelle abzuweisen und die Sache unter den veränderten Bedingungen, die sie durch Wilhelms Aussage erhalten hat, noch einmal mit aller Genauigkeit und aller Gewissenhaftigkeit zu prüfen.

Das ist die Ansicht der Elberfelder Richter, und es wird Jedermann gestattet sein, diese Ansicht zu theilen und sich dadurch in Widerspruch mit dem bedeutsamen Beschlusse des Kölner Oberlandesgerichts zu setzen.

Ich habe diese Angelegenheit aus dem sehr ausführlichen und von keiner Seite bemängelten, als stenographisch bezeichneten und nahezu wörtlichen Berichte der „Elberfelder Zeitung“ auf das Aufmerksamste und in allen Einzelheiten durchgearbeitet. Bei der Oeffentlichkeit unseres gerichtlichen Verfahrens giebt es keine Geheimnisse und Verborgenheiten. Ich darf also ohne Ueberhebung behaupten, daß ich die Sache gerade so gut kenne wie jeder Andere. Und ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich aus den öffentlich bekannt gewordenen Thatsachen zu jener Ueberzeugung

gedrängt worden bin, aus welcher der Beschluß des Elberfelder Landgerichts, das Verfahren gegen Ziethen wieder aufzunehmen, hervorgegangen ist.

Sollte man mich fragen wollen, woher ich das Mandat genommen habe, in dieser Sache, die durch den unabänderlichen Spruch unparteiischer Richter eines höchsten Gerichtshofs abgethan ist, noch einmal das Wort zu ergreifen, so könnte ich darauf nur erwidern: Ich habe kein anderes Mandat, als das mir von meinem menschlichen Gefühl ertheilte. Nicht leichtfertig, nicht ohne harten innern Kampf, nicht ohne gewissenhafteste Prüfung habe ich mich dazu entschlossen, da zu sprechen, wo Schweigen so viel bequemer wäre. Aber die Sache ließ mir keine Ruhe. Sie ist zwar entschieden, aber wie ich trotz aller schuldigen Ehrerbietung vor dem Richterspruche sagen darf, noch immer nicht aufgeklärt. Der Kölner Urtheilsspruch hat den Elberfelder Beschluß umstoßen können, er hat aber das bei Vielen herrschende Vertrauen zur Gerechtigkeit des Elberfelder Spruchs nicht zu erschüttern vermocht. In der Oeffentlichkeit, die dieser Angelegenheit die ernsthafteste und berechtigtste Theilnahme entgegenbringt, steht noch immer Meinung gegen Meinung. Unser Rechtsgefühl lehnt sich dagegen auf, das unanfechtbare kirchliche „Roma locuta est“ auch auf dem Gebiete des Rechts gelten zu lassen. Die Rechtskraft schafft unabänderliche Thatsachen; aber die durch die Ueberzeugung erzwungene und in respectvollster Form gehaltene Kritik schließt sie deswegen nicht aus.

Das Elberfelder Landgericht hat angenommen, daß die Mittheilungen, welche August Wilhelm im Juni über die Emordung der Frau Ziethen machte, genügend erhebliche seien, um die Wiederaufnahme des Verfahrens zu rechtfertigen. Die Entscheidungsgründe der Elberfelder Richter sind bis zur Stunde nicht bekannt geworden. Aber nach dem, was allgemein bekannt geworden ist, erscheint dieser Beschluß in der That sehr erklärlich.

Im Augenblicke seiner Verhaftung, während der Untersuchungshaft, während der Verhandlungen und nach der Verurtheilung im Zuchthause hat Ziethen unablässig und in der energischsten und feierlichsten Weise betheuert, daß er unschuldig sei. Er hat sich niemals in Widersprüche verwickelt. Das, was abgesehen von seinen allgemeinen Charaktereigenschaften als ihn in diesem besonderen Falle belastend angeführt worden ist, ist, wie wir später sehen werden, von erstaunlicher Geringfügigkeit.

Da meldet sich nun also im Juni d. J. der Barbierlehrling August Wilhelm, der zugleich mit Ziethen mitangeklagt gewesen, von den Geschworenen aber freigesprochen worden war, und der früher die belastendsten Aussagen gegen Ziethen gemacht hatte, und sagt: „Ich habe damals gelogen. Ich bin der Mörder gewesen. Ziethen hat von der ganzen Sache nichts gewußt. Er ist sehr bald nach vollbrachter That hinzugekommen, hat Lärm gemacht, und man hat nun ihn für den Mörder gehalten. Aber ich hab's gethan.“ Und er giebt nun eine Reihe von Einzelheiten an, die allesammt wahr sein können, die sich genau und richtig einfügen in die Lücken, die das

bisherige Ergebniß der thatsächlichen Feststellung gelassen hatte, die offenbare Widersprüche beseitigen, manchen dunklen Punkt aufklären und die sonst unvereinbaren Angaben über die genaue Zeit des Verbrechens auf einmal mit aller Bestimmtheit richtig- und feststellen.

Nun ist der Wilhelm freilich ein durch und durch verlogener Bursche. Er hat hundert Mal gelogen, weshalb soll er nicht jetzt wieder lügen? Würden seine Angaben unwahrscheinlich klingen, müßten sie der Unterstützung durch glaubwürdige Zeugen entbehren, so wäre ihnen gewiß kein Glauben beizumessen. Aber sie erweisen sich als so zutreffende, daß diesem Menschen ein ganz ungewöhnlicher Scharfsinn zugeschrieben werden müßte, wenn er sich all die Sachen ersonnen haben sollte. Er hätte sich dies Märchen construiren müssen aus all den zahlreichen genauen Feststellungen, die er kaum hat kennen können, die er sicherlich nicht im Gedächtniß bewahrt haben wird, und zugleich aus den Aussagen verschiedener Zeugen und gerade solcher, die bei der öffentlichen Verhandlung zumeist kaum beachtet worden sind, weil eben die Verhandlungen einen ganz anderen Verlauf genommen hatten und gerade diese Zeugen damals wenig belangreich erschienen. Nun aber rücken jene damals kaum beachteten Zeugen in den Vordergrund, und das, was sie aussagen, und zwar in der unverfänglichsten Weise aussagen, ohne eine Ahnung davon haben zu können, welche Wichtigkeit ihre Aussage später gewinnen wird, gerade das wird nun durch Wilhelms Selbstanklage von schwerwiegender Bedeutung.

Bei diesem Zusammentreffen ist es ganz einerlei, ob Wilhelm im Allgemeinen ein verlogener Mensch ist oder nicht. Hier hat er die Wahrheit gesagt, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Der gewohnheitsmäßige Lügner spricht doch auch mitunter ein wahres Wort.

Nehmen wir also an, daß Wilhelm, als er, sei es durch den Zwang seines Gewissens, sei es durch Einschüchterung, Bedrohung, Versprechen einer Belohnung, sei es aus welchen Motiven immer, im Juni d. J. sich als den Mörder der Frau Ziethen anzeigte, die Wahrheit gesagt habe — und diese Annahme ist keine willkürliche, denn sie wird durch die Uebereinstimmung der Angabe Wilhelms mit allen Aussagen glaubwürdiger Zeugen gestützt — so würden sich die Vorgänge, die uns beschäftigen, zu folgendem Bilde gestalten.

III.

Es war an einem Donnerstage, am 25. October 1883. Albert Ziethen, der in seinem in der Bachstraße gelegenen Hause zu Elberfeld ein Barbiergeschäft, eine kleine Gastwirthschaft und nebenbei noch eine Samenhandlung betrieb, war wieder einmal, wie fast regelmäßig an allen Donnerstagen, in Köln bei seiner Liebsten, bei Emma Alberts, die früher Dienstmädchen in seinem Hause gewesen war. Die Alberts hatte auch ein

Kind von Ziethen, das indessen bald nach der Geburt starb, und jetzt fühlte sie sich zum zweiten Male Mutter.

Ziethen empfand für seine Geliebte eine leidenschaftliche Zärtlichkeit. Er hatte sie in Köln eingemiethet, er ermöglichte es ihr, unter anständigen Bedingungen zu leben, er hatte mit ihr kostspielige Reisen gemacht, er hatte ihr einen Trauring geschenkt, den sie jetzt, um in ihrem Zustande als verheirathete Frau zu gelten, auch trug. Er hatte ihr glühende Briefe geschrieben, in denen er ihr betheuert hatte, daß er sie heirathen wolle, wenn er frei sein werde. Er hatte von seiner Frau in jenen Briefen in den verächtlichsten und häßlichsten Ausdrücken gesprochen. Er hoffte auf deren Tod, denn seine Frau war schwächlich.

So liebevoll und vorsorglich Ziethen mit seiner Geliebten verkehrte, so brutal, gewaltthätig und unmenschlich benahm er sich seiner still duldenden Frau gegenüber. Es war eine gute, brave, unglückliche Frau, die Marie Ziethen, geb. Hertel, die sich nie das Geringste hatte zu Schulden kommen lassen, die aufmerksam und freundlich im Hause war, den Hausstand gut besorgte und im Geschäfte tüchtig mithalf. Ziethen haßte diese arme Person. Er prügelte und mißhandelte sie beständig bei dem geringsten Anlaß und sogar ohne Veranlassung. Er nahm nicht einmal Rücksicht auf fremde Leute, die unwillkürliche und entrüstete Zeugen dieser widerwärtigen Auftritte sein mußten. Die Mißhandlungen erreichten bisweilen den Höhepunkt des Bestialischen. Er zog seiner Frau ein offenes Rasirmesser durch die Hand, er würgte sie einmal so lange, daß ihr die Zunge aus dem Halse heraushing, und daß sie ganz blau wurde, er trat sie mit Füßen und bedrohte sie, mit den Rasirmesser in der Hand, ihr den Hals abzuschneiden. Er beschimpfte sie vor Zeugen beständig in der unfläthigsten Weise. Man sah die arme Frau fast nie anders als mit blutrünstigen Augen und mit blauen Flecken. Und fragte man sie, so suchte sie nach einer beschönigenden Erklärung; niemals beschwerte sie sich über ihren Mann.

Auch sonst war der Ziethen als ein gewaltthätiger, wild leidenschaftlicher und jähzorniger Mann bekannt. Einen seiner Miether, mit dem er wegen einer Wohnungsfrage in Streit gerieth, schlug er mit dem Schlüssel auf den Kopf, daß dieser eine tiefe Wunde davontrug und längere Zeit ärztlich gepflegt werden mußte. Seine Lehrjungen prügelte er braun und blau; besonders seinen jetzigen, den Wilhelm, der ein lüderlicher, verlogener, leichtsinniger Bengel war und allerdings seinem Meister manchen Grund zur Klage gab. Einmal prügelte Ziethen diesen Wilhelm so unbarmherzig, daß der Junge davonlief, sich Tage lang versteckte und bei einer seiner Anverwandten Schutz suchte. Diese brachte ihn indessen zu Ziethen zurück und ließ sich von ihm versprechen, auf den Jungen künftig nicht mehr so unbarmherzig loszuschlagen. Seitdem hatte sich Ziethen auch etwas gemäßigt. Schläge setzte es natürlich noch immer.

Während nun Ziethen an jenem Donnerstage mit seiner Liebsten in

Köln zusammen war, nebenbei auch Geschäftliches erledigte und sich recht gut unterhielt, benutzte Wilhelm die Zeit, da er ohne Aufsicht war, um sich zu betrinken. Es war nicht das erste Mal; der Junge hatte seinem Meister schon oft Schnaps gestohlen und war mitunter Mittags ein Uhr schon vollkommen betrunken.

Der Lehrling war damals noch nicht achtzehn Jahre alt. Trotz seiner Jugend hatte er bereits ein festes Liebesverhältniß mit einem jungen Mädchen in der Nachbarschaft angeknüpft, und um diese nächtlich zu besuchen und sich sonst herumzutreiben, hatte er auch seinem Meister den Hausschlüssel entwendet. Wilhelm war als „verstockter und lügnerischer Mensch" der Polizei bekannt und war auch schon wegen Mißhandlung bestraft worden.

In der Abendstunde zwischen sechs und sieben war ein Gast in der Wirthsstube. Da benahm sich Wilhelm schon so auffällig, daß Frau Ziethen sagte: „Der Junge scheint besoffen zu sein."

Wilhelm hat übrigens selbst zugegeben, daß er an jenem Tage schwer getrunken habe. Er hatte mit noch zwei andern Jungen eine Flasche Branntwein geleert. „Wir thaten um die Wette trinken, wer am meisten vertragen konnte, und später habe ich noch einen Cognac bei Faßbender getrunken."

Wilhelm schlief mit dem jüngeren, fünfzehn Jahre alten Lehrling Volberg in einer Stube im höheren Stock. Um zehn Uhr wollte sich der junge Volberg schlafen legen, da sagte Wilhelm zu ihm: „Warte noch, ich will einmal ausgehen, ich komme gleich wieder."

Wilhelm ging in die nahe gelegene Restauration zu Faßbender und ließ sich dort den Cognac geben, von dem er gesprochen hat. Er suchte nach dem Mädchen, mit dem er eine Liebschaft hatte, fand sie aber nicht. Er sah sehr erregt aus, und der Wirth Faßbender sagte zu seiner Frau, die an der Schänke stand: „Wie sieht der Wilhelm heute Abend nur aus!"

Nachdem Wilhelm seinen Cognac getrunken hatte, kehrte er in die Ziethen'sche Wohnung zurück, traf da den Lehrling Volberg, der auf ihn gewartet hatte, und die Beiden begaben sich in ihr Schlafzimmer. Das Licht wurde ausgeblasen, und der jüngere Lehrling schlief sogleich ein.

Der schwer angetrunkene Wilhelm konnte keine Ruhe finden. Es war ihm nichts Neues mehr, daß er, nachdem er seiner Umgebung den Glauben beigebracht hatte, daß er schlafen gehe, wieder aufstand; und so machte er es auch heute.

Welche Gelüste sich in dem berauschten Burschen geregt haben, ist schwer zu sagen. Die später ermittelten Thatsachen geben keinen bestimmten Anhaltspunkt dafür, ob er seine erregten Sinne hat befriedigen, ob er hat rauben wollen. Villeicht das Eine und das Andere. Wilhelm giebt nur das Erstere zu.

Inzwischen war die Wirthschaft geschlossen. Es muß ungefähr dreiviertel elf Uhr gewesen sein. Frau Ziethen war unten allein in der Wirthsstube geblieben. Als Wilhelm eintrat und die Frau merkte, daß er mit

unsittlichen Absichten sich ihr näherte, wies sie entrüstet den Jungen zurück und drohte ihm, daß sie ihrem Manne Alles sagen wolle, der bald aus Köln zurückkommen mußte. Darauf machte sie sich mit dem Gasometer, das sie schließen wollte, zu schaffen.

Wilhelm, aus Furcht vor einer neuen und grausamen Züchtigung, vielleicht auch von dem verbrecherischen durch den Rausch gezeitigten Gedanken erfüllt, seine viehischen Begierden an der Widerstandsunfähigen zu befriedigen, vielleicht auch um sie zu berauben, ergriff in wahrscheinlich besinnungslosem Zustande einen Hammer, und während Frau Ziethen sich über das Gasometer bog, führte er einen starken Schlag auf ihren Hinterkopf, so daß sie bewußtlos rücküber fiel. Am Gasometer ist die unglückliche Frau in der That später gefunden worden, und zwar unter Bedingungen, die darauf schließen lassen, daß das Verbrechen den Berauschten noch nicht ernüchtert hatte.

Nachdem sie bewußtlos am Boden lag, versetzte ihr der Verbrecher noch mehrere Schläge mit dem Hammer auf die Stirn, die so dicht nebeneinander saßen, daß bei den Sachverständigen ein Zweifel darüber entstehen konnte, ob es nur eine Wunde sei, die mit einem Beile oder einem Todtschläger beigebracht worden war, oder ob mit einem kleineren Werkzeuge, also einem Hammer, die Wunde durch mehrere dicht nebeneinander sitzende Schläge bewirkt worden war.

Frau Ziethen hatte die Kniee in die Höhe gezogen, ihre Kleider waren aufgestreift, sie wurden erst später von dem Polizeibeamten heruntergezogen. Aus den Wunden strömte das Blut. Die falschen Zöpfe der Geschlagenen lagen in einer Blutlache. Die kleine Geldtasche war ihr vom Leibe gerissen und lag einige Schritte von ihr. Aus der Tasche waren verschiedene Silberstücke auf den Boden gerollt.

Dieser Befund läßt also beide Deutungen zu. Es muß dahingestellt bleiben, ob der Mörder einen Lust- oder einen Raubmord oder beides hat begehen wollen.

Allmählich erwachte in dem Trunkenen doch das Bewußtsein, und er suchte nun die Spuren des begangenen Verbrechens zu beseitigen.

Der Stiel des Hammers war mit Blut bedeckt. Wilhelm schlich sich hinaus und versuchte ihn am Brunnen abzuspülen. Kurz nach elf Uhr hörte die Zeugin Dahlmann die Pumpe gehen, deren eigenthümlich kreischendes Geräusch sie sehr wohl kannte. Auch andere Zeugen haben um diese Zeit das Kreischen der Pumpe auf dem Ziethen'schen Hofe gehört.

Das Abwaschen des Stieles hatte natürlich nichts genutzt. Der Mörder zog sein Messer hervor und schabte den Stiel ab. Er wußte, daß Ziethen bald kommen mußte, und die Unglückliche stöhnte noch immer, stöhnte so laut, daß es im Hause gehört wurde. „Schon gegen elf Uhr," berichtet uns der Herr Vorsitzende, „haben die Hausbewohner ein dumpfes Wimmern

gehört, das etwa zehn Minuten gedauert hat. Dann hat das Gestöhne aufgehört."

Hier war also Wilhelms Verbleiben nicht länger. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, daß Ziethen eintraf oder daß die Hausbewohner zusammenliefen. Er zog also seine Stiefel aus und schlich die Treppe hinauf.

Die Frau des Schneidermeisters Romann, die gerade neben dem Schlafzimmer der Lehrburschen schlief, hörte „etwa einviertel auf zwölf Uhr" die Treppe knarren und vernahm deutlich, „wie Jemand auf den Strümpfen sich heraufschlich. Die Thür von Wilhelms Zimmer ging auf. Gleich darauf hörte ich ihn die Stiefel hinsetzen. Es fiel mir auf, daß Wilhelm an diesem Tage so spät zu Bette ging. Er ging öfter auf den Strümpfen herunter, aber nie habe ich ihn auf den Strümpfen heraufkommen hören."

Auch die andere Zimmernachbarin des Wilhelm, die Zeugin Ida Mostmann, hat deutlich gehört, wie sich Jemand auf den Strümpfen die Treppe hinaufgeschlichen hat, zu derselben Zeit. Der Lehrling Volberg war aus seinem Schlafe nicht aufgeweckt worden.

Währenddem war nun Ziethen aus Köln zurückgekommen. Der Zug war elf Uhr acht Minuten in Elberfeld eingetroffen. Ziethen hatte unterwegs geschlafen, es fror ihn, und über die ziemlich lange Brücke, die von der Bahn zur Stadt führt, ging er in schnellem Schritt, um sich zu erwärmen. Die Bachstraße liegt vom Bahnhof etwa zehn Minuten entfernt. In schnellem Tempo lassen sich vielleicht noch zwei Minuten gewinnen. Ziethen dürfte demnach etwa zwischen elf Uhr sechzehn bis elf Uhr achtzehn Minuten vor seinem Hause eingetroffen sein. Das stimmt genau überein mit den Angaben aller Zeugen, von denen wir später hören werden.

Das Ziethen'sche Haus in der Bachstraße hat zwei Eingänge, den einen von der Straße, den andern, zu dem man durch ein Nebengäßchen gelangt. Die Hausthür nach der Straße zu war verschlossen. Ziethen ging deshalb durch das Seitengäßchen. Hier war die Thür offen. Wenn man diesen Eingang benutzt, so tritt man zunächst in die Küche und von da in die Wirthsstube. Die Verbindungsthür zwischen Küche und Wirthsstube stand ebenfalls offen.

Ziethen trat ein und sah nun in der Wirthsstube seine Frau auf dem Rücken liegen, in der Stellung, die wir eben geschildert haben, mit dem linken Arme gewaltsam schlagend. Als Ziethen seine Frau in diesem Zustande erblickte, rief er entsetzt aus: „Allmächtiger Gott und Vater, was ist geschehen!"

Dieser Ruf ist von den Zeugen Klees und Frau Heinrichs, die gerade an dem Hause vorüberkamen, gehört worden. Das war ziemlich genau elf Uhr neunzehn oder elf Uhr zwanzig Minuten, stimmt also

vollkommen überein mit Ziethens Angaben. Die genannten Zeugen waren beim Rathhause vorübergekommen, da wies die Uhr genau elf Uhr fünfzehn Minuten. Die Postuhr schlug auch gerade einviertel zwölf, als sie an dem Postgebäude vorüberkamen. Von da bis zu Ziethens Hause braucht man knapp fünf Minuten.

Was sich sonst zwischen Ziethen und seiner Frau in diesem schrecklichen Augenblick ereignet hat, ob er den Versuch gemacht hat, die Unglückliche aufzurichten oder nicht, hat nicht ermittelt werden können. Ziethen selbst wird kaum wissen, was er in der ersten Bestürzung gethan hat, und die andere Zeugin ist todt. Die Unglückliche vermochte auf Ziethens Frage, wer ihr das gethan habe, keine Antwort zu geben. Sie stöhnte und wimmerte. „Ich hörte nur: höhöhö!" sagt Ziethen.

Nun stürzte Ziethen aus dem Zimmer und rief das Dienstmädchen Johanna Pasche. Zwischen Ziethen und dem Mädchen entspann sich durch die verschlossene Thür folgendes Zwiegespräch.

„Wann sind Sie zu Bett gegangen?"

„Um zehn."

„Meiner Frau ist die Hirnschale eingeschlagen. Haben Sie Jemand gesehen?"

„Nein."

„Kommen Sie schnell nach unten! Wo ist der August?"

„Er schläft."

„Laufen Sie hinauf und wecken Sie ihn!"

Das Mädchen brauchte etwa fünf Minuten, um sich anzuziehen. Ziethen war wieder nach unten gelaufen. Er hatte die Geldcassette, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob diese überhaupt noch da und unberührt sei — denn er hatte zunächst an einen Raubmord gedacht — aus der Wirthsstube genommen und in die Rasirstube gebracht.

Darauf eilte er zu seiner noch immer wimmernden Frau zurück und machte den Versuch, sie aufzurichten. Er brachte es nicht fertig, da er zu erregt war. Wieder lief er aus dem Zimmer hinaus und schrie: „Meine Frau schwimmt im Blute!"

Ziethens Hülferufe waren auch von den andern Hausbewohnern vernommen worden. Der Erste, der herbeieilte, war ein gewisser Frenzel, eben jener Miether, mit dem Ziethen auf dem denkbar schlechtesten Fuße stand, dem er mit einem Schlüssel eine schwere Wunde am Kopf beigebracht, der sich gegen Zahlung von hundert Mark durch Frau Ziethen hatte bestimmen lassen, die Denunciation, die er gegen Ziethen eingereicht hatte, zurückzunehmen.

Dieser Frenzel machte sich zuerst um die Verunglückte zu schaffen. Er hob sie auf, stützte sie und veranlaßte Ziethen, der den Kopf ganz verloren zu haben schien und wie unsinnig im Zimmer umherlief und immer wieder

fragte: „Mariechen, so sage mir doch, wer hat Dich geschlagen?“ das zu thun, was sofort geschehen mußte, nämlich zum Doctor zu laufen.

Ziethen war wie gesagt halb wahnsinnig, und Frenzel mußte seine Aufforderung: „Holen Sie doch einen Arzt!“ mehrfach wiederholen.

Ziethen eilte aus dem Hause und um die versäumte Zeit wieder einzuholen, lief er wie toll durch die Straßen zum nächstwohnenden Arzte.

Inzwischen hatte sich das Dienstmädchen Johanna Pasche schnell angekleidet und war vor die Thür von Wilhelms Schlafzimmer geeilt. Sie klopfte derb an und rief: „August, August, steh schnell auf! Es ist was passirt!“ Die Zeuginnen Romann und Mostmann haben das Klopfen und den Ruf der Magd deutlich gehört. Das war ganz kurze Zeit, nachdem die Beiden Wilhelm auf Strümpfen in sein Zimmer haben schleichen hören, nur wenige Minuten später, sie sagen drei Minuten, es können etwa fünf Minuten gewesen sein. Wilhelm stellte sich schlaftrunken. Er gab Antwort, „als ob er eben aus dem Schlafe erwache“. (Zeugin Mostmann.)

Durch das Klopfen war der in demselben Zimmer schlafende Lehrling Volberg natürlich auch aufgeweckt worden. Als er die Augen aufschlug, „saß Wilhelm noch aufrecht im Bett. Ich fragte Wilhelm, wieviel Uhr es sei, und er sagte mir, halb zwölf.“

Wilhelm ging nun nach unten. Er war entschlossen, die Komödie des Schlaftrunkenen weiter zu spielen. Aber zunächst interessirte es ihn, zu erfahren, wohin Ziethen gelaufen war. Er ging also sogleich auf die Straße, um zu sehen, wie es dort ausschaue. „An der Thür des Ziethen'schen Hauses,“ erklärt der Zeuge Schwartmann, „stand Einer in gebückter Stellung und sah die Straße herauf und herunter, als ob er auf Jemand warte oder sich nach Jemand umsehe. Ziethen war es nicht, denn diesen kenne ich genau. Ob es der Angeklagte Wilhelm war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es fiel mir an dem Abend noch das frische rothe Aussehen dieser Person auf (gerade wie auch dem Zeugen Faßbender das merkwürdige Aussehen Wilhelms an demselben Tage aufgefallen war). Ich bin aber nicht stehen geblieben,“ fährt der Zeuge fort, „sondern ich habe meinen Weg fortgesetzt, und als ich unten an die Ecke kam, schlug es auf der Kirche halb zwölf.“

Wilhelm giebt selbst zu, daß diese Mittheilung richtig ist. Er ist auf der Straße gewesen, „um zu sehen, wohin Ziethen ging“.

Nun trat er in das Haus wieder zurück, ging nach hinten durch die Küche in die Wirthsstube und spielte da die Komödie des Schlaftrunkenen weiter.

„Was ist denn los?“ fragte er.

Zeuge Klees antwortete ihm: „Das kannst Du wohl sehen. Da liegt Euere Frau ganz zerschlagen.“

„Da schlug er die Hände zusammen. Erst erkannte er die Frau gar nicht.“ (Zeuge Klees.)

„Er sah aus, als sei er eben aus dem Bett aufgestanden.“ (Zeugin Henriette Heinrichs.)

„Wilhelm setzte sich nun in eine Ecke hinter den Tisch und starrte Frau Ziethen an.“ (Zeugin Wittwe Storck.) Während der nächsten Minuten blieb er in der Ecke und wurde nicht weiter beachtet.

Als Wilhelm seine Schlafstube verlassen, und der jüngere Lehrling Volberg sich angekleidet hatte, sah dieser auf Wilhelms Koffer dessen Messer offen liegen. Er klappte es zu, steckte es ein und nahm es mit nach unten, um es dort Wilhelm zu geben. Aber das, was er da sah, die schrecklichen Einzelheiten des Mordes, regte den jungen Lehrling so auf, daß er nun nicht mehr daran dachte, das Messer an Wilhelm abzugeben. Er behielt es in der Tasche und legte es am anderen Morgen wieder auf Wilhelms Koffer.

Was aus dem Messer geworden ist, weiß der junge Volberg nicht. Man hat das Messer nicht untersucht. Es ist während der Verhandlungen von diesem Messer nie wieder die Rede gewesen!

Während dieser Zeit raste Ziethen durch die nächtlichen Straßen. Jedermann, dem er begegnete, rief er in seiner besinnungslosen Aufregung zu, er müsse zum Arzte, seine Frau sei erschlagen. Er erzählte das auch einem Wächter, dem er begegnete, und einem Polizeibeamten, dem Wachtmeister Weinreich. Diese begaben sich sogleich an den Ort der That.

Der erste Arzt, bei dem er anklingelte, war nicht zu Hause. Er ließ sich einen zweiten nennen und lief so schnell er konnte zu diesem, Dr. Hertmanni. Er sprang auch zu seinem Schwager hinauf, mit dem er auf dem schlechtesten Fuße stand, dem Bruder der Erschlagenen, weckte diesen aus dem Schlafe und theilte ihm die Schreckenskunde mit. Es erscheint psychologisch nicht unwichtig, daß Ziethen jetzt allen Groll gegen seinen Schwager vergessen konnte und den Bruder der Unglücklichen, die in ihrem Blute schwamm, freiwillig aufsuchte.

Inzwischen hatte sich die Wirthsstube gefüllt. Frenzel, dessen Tochter, das Dienstmädchen Johanna Pasche, die beiden Lehrburschen August Wilhelm und Volberg und andere Hausbewohner hatten sich um die Geschlagene versammelt. Wilhelm saß hinten in der Ecke. Auch die von Ziethen auf der Straße herbeigerufenen Beamten, der Wächter Pfeifer und der Wachtmeister Weinreich, sowie Vorübergehende, die durch den Lärm aufmerksam gemacht worden waren, wie der Zeuge Klees, Frau Heinrichs u. s. w., befanden sich nun auf dem Schaplatze der That.

Auf die erste und natürliche Frage: Wer kann das gewesen sein? gab es keine andere Antwort als die: Ziethen, der eigene Mann, der die unglückliche Frau schon mit dem Tode bedroht, der sie in wüstester Weise mißhandelt, der sie beinahe erwürgt hat, der eine Liebschaft in Köln hat

und seine Frau loswerden möchte, um sich mit seinem Liebchen zu verheirathen! Ziethen ist es gewesen und kein Anderer.

Unter diesem Eindrucke wurden die ersten Fragen an die tödtlich getroffene Frau gestellt.

Der Wachtmeister Weinreich war es, der Frau Ziethen zuerst befragte: „Wer hat Sie geschlagen, Frau Ziethen?“ Darauf erfolgte zunächst keine Antwort. Nach einer kurzen Pause fragte er wieder: „Frau Ziethen, war es Ihr Mann, der Sie geschlagen hat?“ Darauf sagte sie leise, aber deutlich: „Nein.“ Dann fragte er sie: „Wer war es denn, Frau Ziethen?“ „Darauf hörte ich deutlich von der Stimme der Frau den Namen Roßbach.“ (Zeuge Mittelstraß.)

Nach einer andern Version hat sie zuerst geantwortet: „Der Anstreicher,“ und auf die Frage: „Welcher Anstreicher?“ „Roßbach“ hinzugefügt.

Dann nannte sie noch verschiedene andere Namen: Werner, Frenzel, Sturm, endlich sagte sie auch: „Ja, Ziethen, mein Mann.“

Zwischen den Zeugenaussagen herrscht ein Widerspruch über die Art und Weise, wie die Frage gestellt worden ist. Weinreich behauptet, er habe gefragt: „Wer hat Sie geschlagen?“ während andere Zeugen (Mittelstraß und Dienstmädchen Pasche) behaupten, er habe gefragt: „Hat Ziethen, Ihr Mann, Sie geschlagen?“ und sie habe darauf geantwortet: „Ja, Ziethen, mein Mann.“

Das hat schließlich nur noch eine untergeordnete Bedeutung, denn es ist außer allem Zweifel, daß die Unglückliche seit dem tödtlichen Schlage nicht mehr im Vollbesitze der Besinnung gewesen ist. Sie hat diese Aussage wiederholt, sie hat noch andere Aussagen gemacht. Sie hat über das Verbrechen selbst, über das Werkzeug, mit dem es verübt worden ist, über die Art der Verwundung u. s. w. sich in einer Weise geäußert, die es außer allem Zweifel läßt, daß Marie Ziethen sich seit der furchtbaren Verwundung nicht mehr im zurechnungsfähigen Zustande befunden hat. Aber sie hatte nun gesagt: „Ziethen, mein Mann,“ und das war ja die Antwort, die man hören wollte, das war die Antwort, die alle Welt erwarten mußte!

Man erwartete ja keine Auskunft, man erwartete nur eine Bestätigung.

Ziethen hatte keinen Augenblick verloren. Er hatte die beiden Aerzte aufgesucht, er war bei seinem Schwager gewesen, und acht Minuten nachdem er das Unglückshaus verlassen hatte, kam er athemlos wieder zurück. **Kurz nach halb zwölf Uhr** betrat er keuchend sein Zimmer.

In demselben Augenblick schritt der Wachtmeister Weinreich auf ihn zu und rief: „Wissen Sie, wer der Mörder ist? Das sind Sie selbst!“

Ziethen taumelte zurück. Er wurde leichenblaß, seine Beine schlotterten, er sah mit stieren Blicken um sich, und ganz verstört rief er aus: „Ich, ich soll meine Frau erschlagen, ich soll meine Frau ermordet haben!“

„Bei diesem Ausrufe machte er eine ängstliche Bewegung nach rückwärts." (Zeuge Wächter Pfeifer.)

Da sprang August Wilhelm, auf den man in seiner dunklen Ecke nicht weiter geachtet hatte, plötzlich hervor, und rief: „Wie können Sie das wagen? Ziethen ist der Mörder nicht!" (Zeuge Wachtmeister Weinreich.)

Dieser Auftritt veranlaßte den Wachtmeister, auch den Jungen mitzunehmen. Er mochte voraussetzen, daß derselbe bei dem Verbrechen irgendwie betheiligt sei oder durch seine Aeußerung verrathen habe, daß er genau darum wisse.

Die Beiden wurden abgeführt.

Nun kamen die beiden Aerzte, Dr. Hertmanni, den Ziethen gerufen hatte, und Dr. Berger, der auf Anordnung des Wachtmeisters Weinreich vom Zeugen Klees herbeigeholt worden war. Die Aerzte waren übereinstimmend der Ansicht, daß die Wunde eine tödtliche sei. Auch von diesen wurde Frau Ziethen gefragt, wer sie geschlagen habe. Sie gab confuse Antworten. „Sie war offenbar in dem Moment nicht bei Sinnen, denn sie machte fortwährend unzweckmäßige Bewegungen mit der Hand und wischte sich das Gehirn und Blut in's Gesicht, trotzdem ich sie manchmal aufforderte, sich ruhig zu verhalten." (Dr. Hertmanni.)

Inzwischen war eine Droschke vorgefahren, die die Besinnungslose nach dem Krankenhause brachte.

Ziethen und Wilhelm waren nach dem Polizeigewahrsam gebracht und da von einander abgesondert worden. Wie das immer üblich ist, wurden da den Verhafteten alle Gegenstände, die sie bei sich trugen, abgenommen. Zum Glück für sich hatte der Lehrling Wilhelm sein Messer, das der junge Volberg offen auf Wilhelms Koffer hatte liegen sehen und zu sich gesteckt hatte, nicht bei sich. Bei Wilhelm wurde also nichts Verfängliches gefunden. Man suchte wohl auch gar nicht mit besonderem Eifer danach. War man doch überzeugt, daß man in Ziethen den eigentlichen, wahrscheinlich den alleinigen Thäter gefaßt hatte.

Auch die Kleider Wilhelms wurden nicht untersucht, wenigstens ist damals weder in der Voruntersuchung, noch während der Verhandlungen, noch später die Rede davon gewesen.

Diese Unterlassung ist in höchstem Grade beklagenswerth! Denn jene Blutspuren, nach denen man bei Ziethen mit so berechtigter Sorgfalt suchte, ohne sie zu finden — bei Wilhelm würden diese stummen und mächtigen Ankläger sicherlich wahrgenommen worden sein, wenn man den Lehrling ernstlich beargwohnt, seinen Anzug und seine Hände genau geprüft hätte. Verhängnißvoll ist diese Unterlassung geworden! Sie ist leider bei dem gegen Ziethen herrschenden und durchaus berechtigten Vorurtheil menschlich erklärlich.

Ziethen, der mit verschiedenen Polizeibeamten in der Wachtstube blieb, bat dort um die Erlaubniß, sich die Hände zu waschen, und da Niemand

widersprach, that er dies. Er hat die einfachste und natürlichste Erklärung dafür, indem er sagt: „Ich glaubte, daß ich, während ich mich um meine schwerverwundete Frau, aus deren Kopfwunden das Blut in dicken Strömen floß, bemühte, mich mit Blut befleckt hätte.“ Bei einem Barbier und Heilgehülfen, der geschäftsmäßig auf Sauberkeit der Hände zu halten hat, ist das durchaus erklärlich. Es ist geradezu wunderbar, daß man an Ziethen keine nachweisbaren Spuren des von seiner armen Frau so reichlich vergossenen Blutes gefunden hat! Die Aussage des Zeugen Frenzel, daß Ziethen seine Frau überhaupt nicht angefaßt, und daß der Zeuge Frenzel allein die Unglückliche aufgerichtet habe, gewinnt dadurch stark an Glaubwürdigkeit.

Der Mörder, der sich an der Pumpe die Hände gewaschen hatte, brauchte sich im Polizeigewahrsam die Hände nicht zu waschen! Dieses Waschen der Hände, das man als belastend für Ziethen angeführt hat, scheint mir im Gegentheil sehr stark entlastend zu sein.

An Ziethens Kleidern und Wäsche, die am folgenden Tage von Sachverständigen auf das Genaueste untersucht wurden, fand man nicht die geringste Blutspur. Auf einer Manchette waren einige kaum erkennbare kleine Pünktchen von der Größe einer Nadelspitze, also Flecke, wie sie, in der Wäsche überall vorkommen können. Der Sachverständige erklärte, daß kein Anhaltspunkt dafür vorhanden sei, diese Tüpfchen für Blutflecken zu erklären. Er fügte hinzu, daß, wenn der Thäter diese Manchette an hatte, und das spritzende Blut den Thäter erreichen konnte, eine viel größere Masse Blut an der Manchette hätte gewesen sein müssen.

Der Sachverständige Dr. Berger erklärt: „Ich habe Alles genau untersucht, ich habe nichts gefunden, weder an seinen Manchetten, noch an seinen schwarzen Kleidern. Auf dem Stiefel bemerkte ich eine röthlich-weiße Masse, welche wie Gehirnmasse aussah. Das bewies aber nichts, das hätte ich eben so gut an meine Kleider bekommen können, da ich es für möglich halte, daß die Gehirnmasse durch das Herumgehen in der Stube auf den Stiefel gekommen war.“ Wir wissen, daß Ziethen wie ein Wahnsinniger in der Stube, auf deren Boden das Blut und die Gehirnmasse der tödtlich Verwundeten geströmt war, umhergelaufen war.

Die Ziethen abgenommenen Gegenstände schienen zunächst für das Verbrechen gar nichts beweisen zu können. Es waren Dinge, wie sie Jedermann bei sich führt: Portemonnaie, Schlüssel, Taschentuch, Notizbuch, ein Messer — ein unscheinbares, gewöhnliches, viel gebrauchtes Messer.

Das Messer wurde natürlich mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft. Jeder der anwesenden Polizeibeamten nahm es in die Hand und sah es sich genau an. Man öffnete es. Der Eine wollte da ein Krümchen entdecken, das er für Schwarzbrod hielt, ein Anderer sah etwas Anderes, das er für Fleisch oder Knochen hielt, ein Dritter bemerkte gar nichts.

Ziethen erklärte, daß er das Messer zum letzten Mal in Deutz aus der Tasche genommen habe, um sich eine Cigarre abzuschneiden, seitdem habe er es nicht wieder benutzt.

IV.

Am andern Tage verbreitete sich nun wie ein Lauffeuer durch Elberfeld die Nachricht: Ziethen hat seine Frau erschlagen! Und die Frau selbst, die noch lebt, hat ihn als den Thäter bezeichnet!

Man hatte es kommen sehen! Das mußte ja so enden!

Unter diesem Eindrucke, der ganz allgemein war, wurde die Voruntersuchung geleitet. Es handelte sich nicht darum, den Thäter zu finden, — den hatte man ja! — es handelte sich nur darum, den Ungeständigen zum Geständniß zu bringen. Ausschließlich auf dieses Ziel hin waren die Bemühungen der untersuchenden Behörden gerichtet. Es galt, dem der Schuld schon Ueberführten durch unwiderlegliche Beweisgründe klar zu machen, daß sein freches Leugnen nichts nütze.

An demselben Tage, 26. October, wurde nun der Thatort genauer untersucht, und da fand man den Hammer mit dem abgeschabten Stiele, der sich noch feucht anfühlte, da fand man die vom Stiel abgeschabten Holzspähne am Boden, die deutliche Blutspuren zeigten; ebenso zeigten sich an den Eisentheilen noch Blutspuren, die man durch Wasser zu beseitigen versucht hatte.

Das mußte eine für die Feststellung des Thatsächlichen unendlich wichtige Entdeckung werden. Und als solche wurde sie auch sofort von dem scharfsinnigen Polizeicommissar Gottschalk aufgefaßt.

Der Hammer war mit einem Messer abgeschabt, Ziethen war bekanntlich der Mörder, man hatte bei ihm ein Messer gefunden, also mußte man an dem Messer auch Spuren der Abschabung wahrnehmen können!

Der Polizeicommissar Gottschalk nahm nun das Messer wieder zur Hand und besichtigte es auf das Genaueste, ganz und gar von dem Streben erfüllt, in diesem Messer den unscheinbaren, aber wichtigsten Vermittler zwischen Ziethen und der That zu entdecken.

Und da fand er auch, was er suchte!

Er bemerkte fest an der Schneide ein kaum erkennbares mikroskopisches Spähnchen, das sich hart angedrückt hatte. Für ihn war es nun zweifellos, daß dies Spähnchen abgeschabtes Holz des Hammers sei.

Sobald er diese für den Beamten sehr erfolgreiche Entdeckung gemacht hatte, trat er vor Ziethen hin und erklärte ihm: „Wir haben an dem Messer einen Spahn gefunden. Nun werden Sie nicht mehr streiten, daß Sie der Mörder sind.“

„Herr Commissar!“ rief Ziethen heftig aus, „wie können Sie mich so beschuldigen? Ich habe das Messer seit Deutz nicht in Händen gehabt!

Die sämmtlichen Herren haben es nachgesehen und nichts darin gefunden, und Sie finden einen Holzspahn an der Schneide! Das ist unmöglich!"

„Wir haben den Holzspahn gefunden. Ihr Leugnen hilft Ihnen nichts!"

„Wenn jetzt etwas Verdächtiges an dem Messer ist," fügte Ziethen mit vollster Bestimmtheit hinzu, „dann hat man es später hineingebracht, dann ist es gefälscht worden. Ich habe das Messer nicht gebraucht."

Am Abend vorher war es derselbe Polizeicommissar Gottschalk gewesen, der an dem Messer ein Krümchen Schwarzbrod gesehen haben wollte. Blutspuren wurden an dem Messer nicht entdeckt.

Dieses Spähnchen, das „Partikelchen", wie es später in den Verhandlungen beständig genannt worden ist, bildet den einzigen gegenständlichen Beweis, den die Anklage für den Zusammenhang Ziethens mit dem Verbrechen vorgebracht hat!

Auf den Umstand, daß Ziethen an seinen Kleidern nicht die geringste Blutspur zeigte, auf den glänzenden Alibibeweis Ziethens, der thatsächlich später in Elberfeld eingetroffen ist, als das Wimmern und Stöhnen, das Kreischen der Pumpe von den Hausbewohnern gehört worden ist, auf sein Verhalten unmittelbar nach der That, das, wenn man es unbefangen und nicht unter der vorhergefaßten Meinung, daß Ziethen der Mörder sein müsse, betrachtet, für ihn nur den günstigsten Eindruck hervorrufen mußte: wie er, kaum in's Haus getreten, sobald er die Erschlagene erblickt, das ganze Haus alarmirt, nach dem Gelde sieht, da er an einen Raubmord denkt, mit rasender Eile zu den Aerzten läuft, auf der Straße die Leute anhält, ihnen sein Unglück erzählt, zu seinem Schwager hinaufstürzt, mit dem er sich verfeindet hat, — auf Alles das glaubte die anklagende Behörde in der ihr durch das wüste und rohe Vorleben Ziethens aufgenöthigten Ueberzeugung, daß Ziethen der Mörder sei, kein Gewicht legen zu sollen!

Ein Zufall konnte ihn ja davor bewahrt haben, daß er bei der Verübung der blutigen That von Blutflecken rein geblieben war; die Zeugen konnten sich in der Zeitangabe irren; seine kopflose Erregung konnte als Komödianterei hingestellt werden. Man hatte das Partikelchen am Messer und das war genug!

Was war denn das nun für ein Partikelchen? Der Sachverständige August Lehn belehrt uns: es war etwa ein Millimeter lang!

Um unseren Lesern recht anschaulich vor die Augen zu führen, welche Größe das Spähnchen hatte, wollen wir hier einen ein Millimeter langen Strich machen:

–
ein Millimeter

0 5 10
1 2 3 4 | 6 7 8 9
ein Centimeter = 10 Millimeter.

Dieses Partikelchen also, das der Eine für Schwarzbrod, der Andere für Fleisch oder Knochen zuerst gehalten hatte, und das sich bei genauer

Untersuchung allerdings als ein Holztheilchen dargestellt hat, ist für die Verurtheilung Ziethens ausschlaggebend gewesen.

Ich gestehe ganz offen, daß mir das Verständniß dafür fehlt, wie man einem solchen Dingelchen diese furchtbare Bedeutung hat beilegen können. Wenn man in einem Messer, das man täglich gebraucht, mit dem man die Cigarre abschneidet, Bleistifte spitzt, vielleicht auch gelegentlich einmal Brod oder Fleisch schneidet, in einem Messer, das man beständig in der Tasche bei sich trägt, — wenn man in einem solchen Messer bei genauer Prüfung ein Krümchen, ein Spähnchen oder Stoffliches findet, das sich vom Taschenfutter losgelöst hat, ist das zu verwundern? Ich behaupte, es giebt überhaupt kein Taschenmesser in Gebrauch, in dem sich nicht derartige Dinge vorfinden!

Ich habe, nachdem durch den Ziethen'schen Proceß einem „Partikelchen" so große Wichtigkeit beigelegt worden war, mit meinem Messer wiederholt den Versuch gemacht, die Klinge geöffnet und das Messer ausgeklopft, und es ist jedesmal irgend ein solches Partikelchen, über das ich keine Auskunft geben konnte, herausgefallen. Und bei allem Respecte vor den Sachverständigen erkläre ich doch: derjenige, der mit vollster Bestimmtheit behauptet, jenes im Ziethen'schen Messer gefundene Partikelchen rühre von dem Holze des Hammerstieles her, den der Mörder in der Hand gehabt hat, — gerade von jenem Holze und keinem andern, — überzeugt mich in keiner Weise! Man braucht nicht nach phantastischen Erklärungen zu suchen, um das Vorhandensein eines mikroskopischen Holztheilchens in einem Taschenmesser begreiflich zu finden. Und so lange die Welt steht, ist es gewiß noch nicht vorgekommen, daß auf ein solches Judicium hin ein Todesurtheil gefällt worden ist!

Die unglückliche Frau Ziethen kam im Krankenhause nicht wieder zur Besinnung. Sie hatte einige lichte Momente, wie sie in diesem Zustande immer einmal eintreten, sie bemerkte unter anderem einmal, daß sie etwas Wein verschüttet hatte, sie wußte, daß sie mit einem Geistlichen sprach, aber das war eben nur ein vorübergehendes Aufleuchten des umnachteten Bewußtseins.

Sie kannte ihren Taufnamen nicht mehr, sie wußte nicht, wie alt sie war, sie sang Kirchenlieder und Gassenhauer, und auf die an sie beständig gestellte und immer wiederholte Frage, wer der Thäter gewesen sei, nannte sie bald den, bald den, natürlich auch ihren Mann, und sie fügte auf die Frage: „Wer hat Sie geschlagen?" einmal hinzu: „Der Albert, wie immer." Es war in der That natürlich, daß die Erinnerung an die rohen Mißhandlungen in dem umdüsterten Geiste noch einmal auftauchen mußte.

Sie wußte nicht mehr, wo sie geschlagen war; sie sagte: „Auf den Rücken." Sie wußte noch weniger, womit sie geschlagen war; gewöhnlich

antwortete sie: „Mit einem Stöckchen.“ So dämmerte die Unglückliche aus der Besinnungslosigkeit nach wenigen Tagen zum ewigen Schlafe hinüber.

Begreiflicherweise legte man auf das, was die Sterbende gesprochen hatte, gar kein Gewicht, so lange es sich um offenbare Unmöglichkeiten handelte. Daß Marie Ziethen nicht mit einem „Stöckchen“ „auf den Rücken“ geschlagen war, das lehrte der schreckliche Augenschein! Sobald sie aber auf die immer wieder an sie gerichtete Frage nach dem Thäter sagte, es sei ihr Mann gewesen, da erlangte die Aussage der Unzurechnungsfähigen für die Zuhörer eine ganz ungewöhnliche Wichtigkeit; denn das erwartete man ja zu hören.

Auch der Untersuchungsrichter mußte davon Notiz nehmen. Auch er war ja, wie alle Welt, überzeugt, daß Ziethen und nur Ziethen der Thäter sein könne. Als Ziethen in einem Verhöre den Antrag stellte, man möge doch eine Prämie aussetzen für denjenigen, der zur Ermittelung des Thäters beitrüge, er selbst wolle diese Prämie zahlen, antwortete der Untersuchungsrichter: „Wir brauchen keine Prämien auszusetzen, den Mörder haben wir schon!“

Der Untersuchungsrichter theilte auch Ziethen mit, daß nunmehr auch Frau Ziethen ihren Mann des Mordes bezichtigt habe.

Da rief Ziethen in größter Erregung aus: „Das ist unmöglich! Das kann meine Frau nicht gesagt haben! Es ist nicht wahr! Ich bitte Sie, stellen Sie mich meiner Frau gegenüber. Ich will es von ihr selbst hören. Ich kann es nicht glauben.“

Der Untersuchungsrichter glaubte diesem Verlangen nicht Folge geben zu sollen. Er fürchtete, und gewiß mit Recht, daß eine solche Scene die Sterbende auf's Aeußerste erregen müßte. Da übrigens kein Vernünftigdenkender auf die Aussagen der Frau Ziethen irgend etwas geben konnte, so konnte in der That von dieser Gegenüberstellung Abstand genommen werden.

Ziethen blieb unerschüttert bei seiner Aussage stehen: er wisse nichts von dem Morde, er sei in Köln gewesen und habe bei seiner Rückkehr seine Frau röchelnd am Boden gefunden.

Eben so erfolglos waren die ersten Vernehmungen Wilhelms. Von Wilhelm wußte man bisher nichts weiter, als daß er bei der Verhaftung Ziethens hervorgesprungen war und erklärt hatte, Ziethen sei nicht der Mörder. Sonst hatte man sich um den Jungen nicht mehr bekümmert.

Der Untersuchungsrichter glaubte aus dieser auffälligen Aeußerung des Lehrlings schließen zu müssen, daß Wilhelm Kenntniß von dem Thatbestande habe, und der Thatbestand war in den Augen des Untersuchungsrichters kein anderer, als daß eben Ziethen gemordet hatte. Also Wilhelm mußte wissen, daß Ziethen der Mörder war.

Daraufhin leitete er alle Bemühungen seiner Untersuchung; er hielt dem verstockten Burschen vor: er müsse doch gesehen haben, daß Ziethen seine Frau erschlagen habe; er müsse ja dabei gewesen sein; man habe ihn ja auf Strümpfen die Treppe heraufkommen hören!

In der Einsamkeit seiner Zelle mochte sich Wilhelm doch klar gemacht haben, welche Strafe ihn bedrohte, wenn man ihn als den Thäter ermitteln würde. Er haßte seinen Meister, der ihn unmenschlich mißhandelt hatte. Er war Zeuge zahlreicher häuslicher Auftritte gewesen. Er wußte, daß man einem so rohen, gewaltthätigen und jähzornigen Menschen wie Ziethen sehr wohl die That zutrauen konnte. Er ersah aus der ganzen Art und Weise, wie der Untersuchungsrichter ihn vernahm, daß man von Ziethens Schuld überzeugt war. Und der sittlich verwahrloste, verlogene, verlüderte, trunksüchtige Bursche sah nun einen Weg zu seiner eigenen Rettung. Er selbst beschuldigte Ziethen.

Aus dem Munde des Herrn Vorsitzenden des Schwurgerichts wissen wir, daß Wilhelm das erste Mal „nichts gestanden" hat, ebensowenig das zweite Mal.

„Erst auf Vorhalten des Herrn Untersuchungsrichters bei Deinem dritten Verhör gestehst Du ein, daß die Sache sich verhält, wie Du heute gesagt, und nicht so, wie Du damals angegeben hast." Das heißt, daß Ziethen seine Frau erschlagen hat.

Auf Vorhalten des Herrn Untersuchungsrichters!

Da also, während der Untersuchung den Weg erspähend, auf dem er entschlüpfen kann, erklärt Wilhelm im dritten Verhör: er habe gesehen, wie Ziethen aus Köln zurückgekommen sei. Ziethen hätte mit seiner Frau Streit gehabt, sie hätten sich gegenseitig beschimpft, darauf habe Ziethen den Hammer genommen und die Frau erschlagen. Ziethen habe auf die Frau noch mehrere Male, als sie zu Boden gestreckt war, losgeschlagen, sei dann auf den Hof gegangen und habe ihn nach seiner Rückkehr in die Wirthsstube gerufen. Ziethen habe ihm gesagt: „August, Du hast Alles mit angesehen, schweig aber davon, dann kann mich Niemand bestrafen." Er habe ihn noch mit dem Hammer bedroht und deswegen habe Wilhelm bis jetzt geschwiegen.

Von dieser wichtig erscheinenden Mittheilung wurde natürlich Ziethen in Kenntniß gesetzt. Ziethen war sprachlos.

„Das kann der Junge nicht gesagt haben!" rief er in äußerster Aufregung aus. „Wilhelm ist ein schlechter Mensch, aber so schlecht kann er nicht sein! Stellen Sie mir den Jungen gegenüber, veranlassen Sie ihn, daß er mir das ins Gesicht sagt, was er hinter meinem Rücken sagt. Es ist unmöglich! So kann der Junge nicht lügen!"

Der Herr Untersuchungsrichter, der, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, Ziethen damals bereits für „des Mordes vollkommen überführt"

hielt, glaubte auch diesem Verlangen des Angeklagten nicht entsprechen zu sollen.

Ziethen hatte verlangt, daß man eine Prämie für die Ermittelung des Mörders aussetze — es war ihm abgeschlagen worden; er hatte verlangt, aus dem Munde seiner Frau die Beschuldigung zu hören, daß er der Mörder sei — es war ihm abgeschlagen worden; er verlangte nun, aus dem Munde Wilhelms die Beschuldigung wider sich zu vernehmen — es wurde ihm ebenfalls abgeschlagen. Der Untersuchungsrichter war eben mit aller Welt davon überzeugt, daß der Thatbestand vollkommen aufgeklärt war, daß Ziethen und kein Anderer seine Frau erschlagen hatte, und daß die Gewährung der von Ziethen ausgesprochenen Bitten nur dazu führen konnte, den Thatbestand zu verdunkeln. Er wiederholte Ziethen, daß Wilhelm ihn thatsächlich des Mordes bezichtigt habe.

Da rief Ziethen in Verzweiflung aus: „Wenn der Junge so lügen kann, dann ist er selbst der Mörder!"

Weiteres von Wichtigkeit wurde während der Untersuchungshaft der Beiden nicht mehr zu Tage gefördert.

V.

Hier scheint mir eine Lücke zu klaffen, die ich auszufüllen nicht vermag. Ob an Wilhelm in der Voruntersuchung die Fragen, die ich jetzt berühren will, gestellt worden sind, und welche Antworten er darauf zu geben vermocht hat, weiß ich nicht. In der öffentlichen Verhandlung, die für die Verurtheilung Ziethens doch ausschlaggebend gewesen ist, sind die Punkte, die ich nun hervorzuheben habe, nicht berührt worden.

Wir wissen, daß Wilhelm, nachdem er noch einen Cognac bei Faßbender getrunken hat, kurz nach zehn Uhr sich mit dem Lehrling Volberg zusammen nach oben begeben hat, und daß sich die Beiden schlafen gelegt haben. Nun will er aber Zeuge des Mordes unten gewesen sein. Er muß also unbedingt, nachdem Volberg eingeschlafen, die gemeinsame Schlafstube wieder verlassen und sich nach den unteren Wohn- und Wirthschaftsräumen Ziethens begeben haben. Ich vermisse nun in den Berichten über die Verhandlungen die natürlichste Frage, die sich da aufdrängt, die Frage, die an Wilhelm zu richten war: „Weswegen bist Du denn aufgestanden? Weswegen bist Du noch einmal nach unten gegangen? Du wußtest, daß Ziethen, Dein strenger Meister, zwischen ein viertel und halb zwölf aus Köln ankommen mußte. Weshalb hast Du ihn erwartet? Was hast Du denn zu der Stunde, zu der Du längst im Bett sein solltest, da unten zu schaffen gehabt? Du konntest doch nicht ahnen, daß Du ein wichtiger Zeuge für ein Verbrechen werden solltest."

Ueber die Motive, die Wilhelm veranlaßt haben, seine Schlafstube, nachdem Volberg eingeschlafen war, heimlich zu verlassen und sich nach den

unteren Räumen des Hauses zu begeben, wo das Verbrechen begangen worden ist, ist er in der öffentlichen Verhandlung nicht befragt worden. Er hat darauf also auch nicht zu antworten brauchen.

Aber nun weiter. Lassen wir diese wichtige Frage sogar bei Seite. Nehmen wir an, was ja erwiesen ist, daß Wilhelm in der That, wie er auch sagt, nachdem er sich ausgezogen hatte, gleichviel aus welchen Gründen, wieder aufgestanden und nach unten gegangen ist, so müssen wir doch festzustellen suchen, ob es überhaupt möglich ist, daß sich die Ereignisse, deren Zeuge er gewesen sein will, so abgespielt haben **können**, wie er behauptet, ob seine Aussage glaubhaft oder auch nur möglich ist. Ich kann mir diese Möglichkeit nicht erklären.

Wilhelm sagt, er habe den Meister aus Köln kommen sehen. Durch die amtliche Mittheilung der Eisenbahn-Direction ist festgestellt, daß jener Zug, wie wir schon wissen, um 11 Uhr 8 Minuten im Elberfelder Bahnhof eingelaufen ist. Bei der Entfernung des Ziethen'schen Hauses vom Bahnhofe kann Ziethen unmöglich vor 11 Uhr 16 Minuten in seinem Hause gewesen sein. 11 Uhr 19 oder 11 Uhr 20 Minuten ist der Schreckensruf von Ziethen: „Allmächtiger Gott, was ist geschehen!" von den Vorübergehenden gehört worden. Etwa eine Minute später hat Ziethen das ganze Haus zusammengerufen, zunächst das Dienstmädchen und durch diese den Wilhelm wecken lassen. 11 Uhr 23 oder 24 Minuten hat er, nachdem der zuerst herbeigeeilte Zeuge Frenzel sich der tödtlich verwundeten Frau angenommen hatte, das Haus verlassen, um den Arzt zu holen und seinen Schwager zu benachrichtigen. 8 Minuten ist er fortgeblieben und wenige Minuten nach halb 12 verhaftet worden. Diese Zeitangaben stehen unerschütterlich durch die Aussagen aller von einander unabhängigen Zeugen fest.

Demnach müßte der Mord geschehen sein genau zwischen 11 Uhr 16 oder 17 Minuten und 11 Uhr 20 bis 21 Minuten. In diesen 4 Minuten hätte sich, wenn Wilhelms Angaben richtig sind, Folgendes vollzogen: Ziethen hätte mit seiner Frau Streit bekommen, er hätte den Hammer ergriffen, sie zuerst auf den Hinterkopf geschlagen, daß sie bewußtlos nach hinten taumelte, und ihr dann verschiedene Schläge mit dem Hammer auf die Stirn beigebracht. Vor oder nach dieser That hätte er ihr noch die falschen Zöpfe abgerissen, die kleine Geldtasche abgerissen, die Kleider aufgestreift. Dann wäre er mit dem blutbefleckten Hammer auf den Hof gelaufen und hätte an der Pumpe das Mordwerkzeug vom Blut zu reinigen gesucht. Dann hätte er mit Wilhelm das bekannte Zwiegespräch gehabt, diesem geboten, das tiefste Stillschweigen zu bewahren, und ihn mit dem Hammer bedroht. Dann hätte er Wilhelm auf sein Zimmer geschickt und alsdann den Hammer mit seinem Messer abgeschabt. Nachdem dies geschehen, hätte er die Komödie aufgeführt, den Schreckensruf ausgestoßen, der von

den Vorübergehenden gehört worden ist, und alsdann die Leute im Hause geweckt.

Das Alles müßte sich innerhalb drei bis vier Minuten vollzogen haben.

Wir wollen wiederum annehmen, daß in drei bis vier Minuten, die ja lang sind, Alles das hätte geschehen können. Aber wie lassen sich damit die bestimmten Zeugenaussagen vereinbaren? Es steht fest, daß man um 11 Uhr bereits Frau Ziethen hat stöhnen und wimmern hören, daß diese Klagelaute etwa 10 Minuten gedauert haben, daß es dann still geworden ist, und daß man dann erst Ziethen die Treppe hat heraufpoltern und ihn nach dem Mädchen hat schreien hören. Es steht ferner fest, daß zwischen dem von verschiedenen Zeugen gehörten Kreischen der Pumpe und dem ebenfalls von den Zeugen gehörten Heraufschleichen Wilhelms ein Zeitraum von 8 bis 10 Minuten liegt. Es steht endlich fest, daß Ziethen frühestens 3 Minuten, nachdem Wilhelm sich heraufgeschlichen hatte, um Hülfe gerufen hat.

Es ist also absolut unmöglich, daß sich die Sachen so verhalten können, wie Wilhelm sie angiebt. Wir wiederholen: Ziethen ist frühestens um 11 Uhr 16 Minuten zu Hause angekommen. Nun soll er sogleich Streit bekommen und in derselben Minute seine Frau erschlagen haben. Die Frau hat 10 Minuten gestöhnt. Das macht 11 Uhr 26 Minuten. Erst als sie ruhig geworden ist, hat man Ziethens Hülferufe vernommen. Der Zeuge Frenzel soll nicht mehr als eine Minute gebraucht haben, um sich anzukleiden und nach unten zu begeben. Das wäre 11 Uhr 27 Minuten gewesen. Frenzel ist wenigstens 2 Minuten mit Ziethen zusammen geblieben, hat die am Boden liegende Erschlagene aufgehoben und Ziethen wiederholt aufgefordert, zum Arzte zu eilen. Ziethen hat darauf das Haus verlassen. Das wäre also 11 Uhr 29 Minuten. Er ist 8 Minuten fortgewesen. Er ist aber bereits 2 oder 3 Minuten nach halb 12 verhaftet worden. Da fehlen 5 bis 7 Minuten, die nicht einzubringen sind, wenn man die allerungünstigsten Bedingungen für Ziethen annimmt. Unsere Berechnung ist so knapp wie irgend denkbar. In Wahrheit wird es sich nicht um 5 bis 7 Minuten, sondern um eine gute Viertelstunde handeln.

Nehmen wir dagegen Wilhelms Aussage, wie er sie in der Selbstdenunciation gemacht hat, als richtig an, so stimmt Alles auf die Minute. Dann wäre also der Mord geschehen um die elfte Stunde, kurz vorher oder kurz nachher. Das Wimmern der Unglücklichen ist um diese Zeit gehört worden. Nach der vollbrachten That hätte Wilhelm an der Pumpe den Hammer zu reinigen versucht, und kurz nach 11 ist das Kreischen der Pumpe gehört worden. Darauf hätte Wilhelm also den Hammerstiel abgeschabt und den Hammer in den Tischkasten geworfen. Etwa ein viertel auf 12 wäre Wilhelm heraufgeschlichen, und einige Minuten später, nach Angabe der Zeugen 3 Minuten später, hat man den Schreckensruf

Ziethens vernommen, etwa 11 Uhr 18 oder 19 Minuten. Zu dieser Zeit ist er in der That gehört worden. Gleich darauf hat Ziethen die Hausbewohner geweckt. Er ist dann noch etwa 3 oder 4 Minuten im Hause geblieben, bis er von Frenzel zum Arzt geschickt wurde. Das war ziemlich genau 11 Uhr 23 Minuten. Er ist acht Minuten fortgeblieben und gleich nach halb 12 verhaftet worden.

Ueber diese beiden wichtigsten Fragen: Was hat Wilhelm dazu veranlaßt, nachdem er sich anscheinend zur Ruhe begeben hatte, wieder aufzustehen und nach unten zu kommen? und: Wie lassen sich seine Angaben mit den bestimmten Aussagen der Zeugen zeitlich vereinbaren? haben uns die öffentlichen Verhandlungen keinen Aufschluß zu geben vermocht.

VI.

Belastet wurde Ziethen also durch die Aussage seiner sterbenden Frau, die unter Andern auf die immer wieder an sie gestellte Frage auch einige Male gesagt hatte, ihr Mann habe sie erschlagen, durch die Aussage des Lehrlings Wilhelm, der auf Vorhalten des Untersuchungsrichters im dritten Verhör erklärt hatte, daß er Augenzeuge der That gewesen sei, und durch das ein Millimeter lange Partikelchen, das der Polizeicommissar Gottschalt in Ziethens Messer gefunden.

Die Frau war besinnungslos und Wilhelm ein lüderlicher, trunksüchtiger, verlogener Bursche, der wußte, daß es sich um Kopf und Kragen handelte, und der allerdings, um sich aus der Gefahr zu erretten, des Schlimmsten fähig sein konnte. Ueber die Beweiskraft des „Partikelchens" habe ich meine Meinung schon ausgedrückt.

Entlastet wurde Ziethen durch die Zeit. Er war um elf Uhr acht Minuten auf dem Elberfelder Bahnhof angekommen. Er war elf Uhr sechszehn oder elf Uhr siebzehn Minuten in seiner Wohnung angelangt. Er hatte unmittelbar darauf das ganze Haus alarmirt, war zu den Doctoren gelaufen, hatte seinen Schwager benachrichtigt und wurde kurz nach halb zwölf bereits verhaftet.

Dagegen hatten die verschiedenen Hausbewohner bereits um elf Uhr — und die Betreffenden, die Ziethen sammt und sonders sehr unfreundlich gesinnt sind, stimmen in den Angaben der Zeit auf das Vollkommenste überein — das Wimmern und Gestöhn in Ziethens Stube vernommen, hatten das Kreischen der Pumpe auf dem Hofe gehört, an der der Mörder den Hammer vom Blut zu reinigen versucht hatte.

Für Ziethen spricht ferner der Zustand seiner Kleidung, an der die sorgfältigste Untersuchung auch nicht die geringste Blutspur hat wahrnehmen können.

Für ihn spricht sein Verhalten unmittelbar nach der That, sein Verhalten während der Verhaftung, während der Untersuchung, sein dringendes

Verlangen der Aussetzung einer Prämie für den Ermittler des Thäters und der Gegenüberstellung mit denjenigen Personen, die gegen ihn die ihm unmöglich scheinende Beschuldigung des Mordes erheben.

Die Belastungsmomente erscheinen in Anbetracht der Schwere des Verbrechens so unglaublich dürftig, und der kräftigste Entlastungsbeweis, das Alibi, hat so wenig erschüttert werden können, daß unter diesen Umständen die Erhebung der Anklage des Mordes gegen Ziethen und die Einleitung des schwurgerichtlichen Verfahrens wider ihn kaum begreiflich erscheinen würde, wenn nicht noch etwas Anderes hinzugekommen wäre, das mit fürchterlicherer Stimme die Anklage gegen Ziethen erhob, als die beiden im höchsten Grade verdächtigen Augenzeugen, die unglückliche Frau und der Lehrbursche, und als jenes erbärmliche winzige Partikelchen.

Und dieser gewaltige Ankläger war: die öffentliche Meinung, war das empörende Vorleben Ziethens, seine unmenschlichen Mißhandlungen und Rohheiten, das Verhältniß zu seiner Buhlerin.

Der Mann, der seiner Frau das Messer durch die Finger gezogen, der sie fast erdrosselt, mit Füßen getreten, mit der Faust in's Gesicht geschlagen, mit dem Tode bedroht hatte, der Mann, der seiner Liebsten in Köln, die zum zweiten Mal Mutter werden sollte, den Trauring auf den Finger gesteckt, ihr in verfänglichen Briefen ewige Liebe und Treue und, sobald er frei sein werde, die Ehe versprochen hatte, der Mann war gewiß der Mörder!

„Ziethen ist der Mörder! Die Frau hat's vor dem Tode gesagt; nun hat's auch der Lehrbursche zugegeben, der die ganze Sache mit angesehen hat. Und dann hat man an seinem Messer das Holz vom Stiele jenes Hammers gefunden, mit dem Ziethen seine Frau erschlagen hat. Wir haben es ja kommen sehen, daß dieser schlechte, rohe Mensch, der seine arme Frau in empörendster Weise beschimpft und mißhandelt hat, auch vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken würde, um sich mit seiner Kölner Geliebten vereinigen zu können!"

So ging es von Mund zu Munde, so sagten Alle, und Keiner widersprach, und allesammt standen unter dem verhängnißvollen Banne dieser öffentlichen Meinung! Allesammt: die Beamten, die die Verhaftung vorgenommen hatten, die das Partikelchen im Messer fanden, die Richter der Voruntersuchung, die ihre Bemühungen ausschließlich darauf lenkten, Ziethen der Thäterschaft zu überführen, und gar nicht daran dachten, daß Wilhelm mit der That irgend etwas zu schaffen haben dürfte.

Und unter der Herrschaft dieser gewaltigen öffentlichen Meinung begannen auch die schwurgerichtlichen Verhandlungen.

Und alle, die daran theilnahmen: der Vorsitzende, die Sachverständigen, die Geschworenen, die Zeugen, vom Staatsanwalt gar nicht zu reden, alle-

sammt waren überzeugt, daß sie in Ziethen den Mörder seiner Frau vor sich hatten.

Der Herr Vorsitzende des Schwurgerichts erklärte noch während der öffentlichen Verhandlungen von Wilhelm, daß dieser „offenbar mit der Sache nichts zu schaffen habe“.

Der als Zeuge geladene Untersuchungsrichter erklärte, daß er schon während der Untersuchung Ziethen „des Mordes für vollkommen überführt“ angesehen habe.

Die Belastungszeugen entwickelten auf Grund der tief in ihnen wurzelnden Ueberzeugung von der Schuld Ziethens eine überzeugende Beredtsamkeit, und selbst die Entlastungszeugen, die namentlich zur Feststellung der Zeit herangeholt waren, waren nicht minder von Ziethens Schuld durchdrungen. Von der öffentlichen Meinung war Ziethen schon verurtheilt, bevor noch die Frage des Schuldig hatte gestellt werden können.

Die Verhandlungen gaben ein vollständiges Bild jener Vorgänge, die hier in aller Ausführlichkeit geschildert worden sind.

Wilhelm, der hier zum ersten Mal seinem Meister gegenüberstand, blieb bei seiner letzten Aussage stehen. Er behauptete, daß er Ziethen seine Frau habe morden sehen.

Ziethen war fassungslos, als er das hörte. „Ist das möglich, Herr Präsident!“ rief er geradezu entsetzt aus. „Ist das möglich!“

Er traut seinen Ohren nicht. Er bittet den Präsidenten, den Jungen noch einmal zu fragen, ob denn das wirklich wahr sei, was der Bursche da gesagt habe. Er kann dem Jungen soviel Schlechtigkeit nicht zutrauen!

„Wenn ich verurtheilt werde,“ ruft er aus, „so werde ich unschuldig verurtheilt! Meine Unschuld muß sich herausstellen! Ich habe nur einen einzigen Zeugen, das ist die Uhr. Die muß es bekunden, Herr Präsident, daß ich es nicht gethan haben kann. Um elf Uhr acht Minuten ist der Zug, wie constatirt worden ist, hier angekommen. Ich mußte, wie ferner constatirt worden ist, acht Minuten brauchen bis zu meiner Wohnung. Als ich dort ankam, war es also elf Uhr sechszehn Minuten. Wie kann ich nun in vierzehn Minuten mich erst ausgezogen haben, mit meiner Frau Streit gekriegt, dieselbe ermordet, ferner den Hammer gereinigt und mit dem Messer abgeschabt haben? Und dann soll ich zweimal an der Pumpe gewesen sein. Dann habe ich das Dienstmädchen geweckt, das Mädchen hat den August geweckt. Da war es elf Uhr zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Minuten. Wie kann ich nun die That begangen haben?“ Dabei vergißt Ziethen noch das Wichtigste, daß man die Pumpe bereits um elf Uhr hat gehen hören, daß man um dieselbe Stunde bereits das Wimmern und Stöhnen der unglücklichen Frau vernommen hat — um elf Uhr, als Ziethen zwischen Vohwinkel und Elberfeld auf der Bahn war.

Bei einer belastenden Aussage eines andern Zeugen springt er in größter Erregung von seinem Sitze und ruft: „Bei Gott dem Allmächtigen!

es ist nicht wahr! Wenn ich das Verbrechen wirklich begangen hätte, so wird doch wohl um Gottes willen kein Mensch glauben, daß ich so etwas sagen würde!"

Und nach dem Schluß der Verhandlungen, nach den Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger, erhebt sich Ziethen auf die Frage, ob er noch etwas anzuführen habe, und sagt: „Meine Herren Geschworenen! Ich wollte Ihnen sagen, daß ich schreckliches Unglück gehabt habe. Ich habe ja sehr unrecht gehandelt, ich sehe das ein. Aber von der That, von der weiß ich nichts. Ich weiß, daß ich sehr schlecht gehandelt habe an meiner Frau und meinen Kindern. Aber ich habe harte Strafe genug bereits erlebt. Wenn ich freikomme, habe ich nicht einmal eine Heimat mehr. Von dieser That weiß ich bei Gott dem Allmächtigen so wenig, wie einer von den Herren Geschworenen hier! Die Aussagen des August sind nicht wahr. Ich habe nicht ein einziges Wort von dem gesagt, was er angiebt, das weiß ich so sicher, als ich hier stehe."

Wie furchtbar stark muß das allgemeine Vorurtheil gegen Ziethen gewesen sein, um diese eindringlichen, einfachen, wuchtigen Worte ihrer Wirkung zu berauben. Aber das Bollwerk, welches das Vorurtheil vielleicht unwissend vor sich aufgethürmt hatte, war unüberwindlich.

Vergeblich bemühte sich der Vertheidiger Grommes mit Aufgebot eines ungewöhnlichen Talentes, mit schärfster Logik und glühender Beredtsamkeit, mit den wärmsten Tönen der Ueberzeugung gegen die ungeheure Macht dieser Voreingenommenheit anzukämpfen. Die Geschworenen sprachen das Schuldig aus. Der Gerichtshof verurtheilte Ziethen am 2. Februar 1884 zum Tode.

Der öffentlichen Meinung war Genüge geschehen! Mit lauten Beifallsrufen wurde diese Verurtheilung zum Tode von den Zuhörern begrüßt!

Durch die Gnade des Kaisers wurde die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt.

Das Weitere ist bekannt. Ziethen und dessen Anverwandte erachteten mit der Schuldigsprechung die Sache nicht für abgethan. Sie bemühten sich rastlos, alle Beweise für die Unschuld Ziethens oder vielmehr für die Schuld eines Anderen zusammenzutragen. Natürlich ließen sie auch den Wilhelm, der freigesprochen worden war, und dessen Aussage die schwerste Beschuldigung Ziethens gebildet hatte, nicht aus den Augen. Es ist nicht genau bekannt geworden, welche Motive Wilhelm veranlaßt haben, im Juni d. J. sich den Behörden als der Mörder der Frau Ziethen zu stellen. Er machte diese Aussage hier in Berlin, er wiederholte sie vor der hiesigen Criminalpolizei, und seine Verhaftung wurde beschlossen. Als er im Gefängniß saß, wurde er in seinen Angaben widerspruchsvoll. Nach einiger Zeit nahm er seine Selbstdenunciation zurück und erklärte, er sei dazu beredet worden, es sei doch so wahr, wie er es vor Gericht ausgesagt

habe. Darauf nahm er wiederum diese letzte Aussage zurück und sagte, er habe gelogen, weil er habe frei werden wollen, aber sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe, er sei doch der Mörder gewesen. Bei dieser Aussage ist er im Wesentlichen stehen geblieben.

Das Elberfelder Gericht beschloß unter diesen Verhältnissen, nach genauer Prüfung aller Umstände, das Verfahren gegen Ziethen wieder aufzunehmen. Das Kölner Oberlandesgericht hat diesen Beschluß verworfen. Wilhelm ist in Freiheit gesetzt, und Ziethen bleibt lebenslänglich im Zuchthause.

Der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens kann erneuert werden, wenn schwerwiegende sachliche Momente für die Berechtigung eines solchen Antrags sprechen. Die Möglichkeit, daß Ziethen doch noch früher oder später aus dem Zuchthause entlassen werde, ist also noch immer nicht ausgeschlossen.

Man muß nun die Frage stellen: Aber wenn Wilhelm der Mörder nicht ist, wenn seine Selbstanzeige unbegründet ist, wenn er also in frivolster und unverantwortlichster Weise die richterlichen Behörden zu narren, die öffentliche Meinung von ganz Deutschland in Erregung zu setzen versucht hat, um sich einen frevelhaften bübischen Scherz zu erlauben — kann er dann straffrei ausgehen?

Das, was Wilhelm in diesem Falle verübt haben würde, ließe sich vielleicht unter den weiten Begriff des groben Unfugs einreihen, und Wilhelm könnte dann „wegen Uebertretung" mit 150 Mark oder mit Haft bestraft werden. Wahrscheinlich würde Wilhelm aber aus Paragraph 257 des Strafgesetzbuches zu bestrafen sein, wenn ihm nachgewiesen werden könnte, daß er zu dem Zwecke sich selbst denuncirt hat, um Ziethen der Bestrafung zu entziehen und zugleich sich einen Vortheil zu verschaffen. Es ist auf diese Strafthat Gefängniß bis zu fünf Jahren angedroht.

Nun könnte sich aber sehr gut der Fall ereignen, daß der Richter, der über dies Vergehen resp. über diese Uebertretung Wilhelms zu urtheilen hätte, zu der Ueberzeugung gelangte, daß Wilhelm wegen dieser Verstöße gegen das Strafgesetzbuch nicht zu bestrafen sei. Der Richter könnte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Wilhelm allerdings den Mord verübt und also keine falsche Selbstdenunciation begangen habe. Dann würde Wilhelm abermals freizusprechen sein, und die Sache würde sich dann in einer Weise verwickeln, die geeignet wäre, unser Rechtsbewußtsein auf das Tiefste zu erschüttern, und die wir aufrichtigst zu beklagen hätten. Während das Kölner Oberlandesgericht das Wiederaufnahmeverfahren rechtsgültig ablehnt, weil Wilhelm der Mörder nicht ist, würde der zweite Richter Wilhelm von dem ihm zur Last gelegten Vergehen der Begünstigung freisprechen, weil er der Mörder ist.

Gegen den Beschluß des Oberlandesgerichts giebt es kein Rechtsmittel mehr. Der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens ist rechtskräftig zurückgewiesen. Dagegen hilft weder eine Petition noch ein Gnadengesuch, weil diese bestehende Gesetze nicht ändern können. Das ist das Thatsächliche, das unumstößlich ist.

Und doch lehnt sich unser Empfinden dagegen auf. Wir können unser Gewissen nicht dazu zwingen, der Erörterung der Frage fern zu bleiben: Wenn nun doch ein Unrecht geschehen wäre? Die Elberfelder oder die Kölner Richter haben geirrt. Wenn es nun doch die Kölner wären, — was dann?

Der Fall Ziethen bietet in seinem Wesentlichen merkwürdig übereinstimmende Züge mit jenem Fall Katharine Steiner, von dem wir schon gesprochen haben. Gerade wie Ziethen wurde auch die Steiner verurtheilt, weil ihr Vorleben einen widerwärtigen Eindruck machte, weil man wußte, daß sie mit der Ermordeten auf schlechtem Fuße stand, daß sie sich mit dieser geschlagen hatte. Auch die Steiner fiel als das Opfer ihres schlechten Rufes. Der hervorragende und heldenmüthige Vertheidiger dieser armen Person, Dr. Max Neuda in Wien, war von der Unschuld der Steiner geradeso überzeugt, wie der Rechtsanwalt Grommes in Köln von der Unschuld Ziethens überzeugt ist. Und als die Steiner bereits seit über zwei Jahren im Zuchthause saß, nannte Dr. Max Neuda die unglückliche Person in einem Vortrage, den er am 4. März 1880 hielt, eine „offenbar schuldlos Verurtheilte“. „Ich aber hoffe noch immer, daß einst der Tag kommen wird, wo die Unschuld dieser Person erkannt werden wird!“ rief er damals aus.

Für die unglückliche Steiner ist der Tag gekommen. Als sich am 16. Februar 1882 Ferdinand Waschauer bei der Militärbehörde meldete und erklärte, daß er der Mörder der Balogh sei, als er diese Behauptung durch eine ganze Reihe von Angaben, deren Richtigkeit sich nun herausstellte, begründete, und das Wiederaufnahmeverfahren infolgedessen beschlossen wurde, erlangte Katharine Steiner ihre Freiheit wieder. Damals wurden einige hundert Gulden dem Vertheidiger Dr. Neuda von den Geschworenen, die die Steiner verurtheilt hatten, für dieselbe übergeben. Jetzt aber, nachdem sie diese Gaben verzehrt hat, ist sie, krank geworden durch die lange Haft, hülflos und bettelt!

Aber so bejammernswerth ihr Schicksal auch ist, sie ist doch noch glücklich zu preisen, denn der furchtbare Verdacht, einen Menschen gemordet zu haben, ist von ihr genommen.

Und beneidenswerth erscheint ihr Loos im Vergleich zu dem jenes Unglücklichen, der als Gattenmörder bis an sein Lebensende im Zuchthause sitzt, weil eine besinnungslose Frau ihn gelegentlich neben vielen Anderen auch einige Male als Thäter bezeichnet hat, weil in seinem Messer ein

kaum erkennbares Spähnchen Holz gefunden worden ist, und weil man dem Lehrburschen Wilhelm geglaubt hat, als er sagte, er habe den Mord gesehen, ihm aber nicht geglaubt hat, als er sagte, er selbst habe die blutige That verübt.

Ist Ziethen unschuldig, wie er so Vielen, die das vorliegende Material auf das Sorgfältigste geprüft haben, erscheint, so wird auch für ihn die Stunde der Befreiung noch schlagen; denn unser Vertrauen zur Gerechtigkeit ist ein unbegrenztes und unerschütterliches.

Die Darstellung, die ich hier von dem Fall Ziethen-Wilhelm gegeben habe, ist aus meiner tiefsten Ueberzeugung hervorgegangen, die ich Niemand aufnöthigen will, der aber — gerade wie Dr. Max Neuda der seinigen von der Schuldlosigkeit der Katharine Steiner — Ausdruck zu geben ich für mein publicistisches Recht und damit auch für meine Pflicht halte. Schweigen ist nicht immer Gold.

. . . Servi ut taceant: jumenta loquentur
Et canis et postes et marmora,

sagt Juvenal; und aus dem Munde des erhabensten Verkündigers alles Sittlichen und Wahren wissen wir: Wenn Menschen schweigen, werden die Steine schreien.






Aus: Ertl. „Liebesmärchen.“ A. G. Liebeskind, Leipzig.

Aus: Friedrich Rückert. „Liebesfrühling.“
J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.

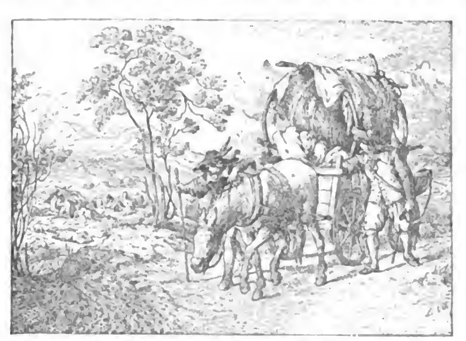
Illustrirte Bibliographie.

Die Weihnachtszeit bringt auch in den Verkehr des Büchermarkts Abwechselung und Freude. Das Ernste tritt zurück und macht dem Heiteren Raum. Die kahle Broschüre weicht dem Prachtbande, und neben den in schönste Formen und mannigfache Farben gekleideten Büchern für Erwachsene tummelt sich eine Heerschaar von lustigen und belehrenden Büchern für unsere Kleinen in buntem Bilderschmuck. Auch auf diesen Gebieten haben die Fortschritte der letzten Jahrzehnte außerordentliche Veränderung hervorgerufen. Was unsere Eltern ein Prachtwerk nannten, würde sich nicht im Entferntesten messen können mit dem, was wir auf die Büchertische unserer Prunkzimmer legen. In jeder Hinsicht ist der Buchhandel vorwärts gegangen: die Einbanddecken zeigen nicht mehr die grellen, häßlichen, unharmonischen Farben, die Gold- und Farbenpressung zeugt von edlerem Geschmack, Papier und Druck sind ohne Vergleich schöner (wenn vielleicht das Papier auch weniger haltbar ist), und vor Allem die Zeichnungen und ihre Vervielfältigung, besonders die letztere, sind in bewunderungswerther Weise verbessert worden. Die schnell fortschreitende Vervollkommnung der Vervielfältigungsweisen ist vielleicht die Hauptursache für den allgemeinen Fortschritt in der sogenannten Prachtwerk-Literatur.

Man darf von seinem hohen Standpunkt nicht spöttisch herabsehen auf diese Geistes-Erzeugnisse im Festkleide. Wir Büchermenschen bedürfen wohl der äußeren Anlockung nicht, wir lesen das Buch um des Inhalts willen und sehen es vielleicht gern in vornehmer, wenn auch nicht prunkender Ausstattung. Es giebt aber eine Anzahl von Menschen, denen erst das schöne Aeußere des Buches die Neugier weckt, und oft genug haben wir erfahren, daß der Erfolg selbst großer Talente bedeutend gefördert wurde durch die äußere Ausstattung.

Da kommen sie wieder auf den Weihnachtsmarkt, die zierlichen Bände aus dem Verlage von A. G. Liebeskind; als zwölftes Tausend erscheinen die „Sommermärchen“ von Rudolf Baumbach; von seinen „Abenteuern und Schwänken“,

alten Meistern nacherzählt, erhalten wir das sechste Tausend. Gewiß hätte der Dichter der „Frau Holde“, des „Zlatorog,“ der „Spielmannslieder“ u. s. w. auch sonst den Weg zu unseren Herzen gefunden, aber unstreitig lag in der wahrhaft geschmackvollen Ausstattung der erste Anreiz für den Käufer und den Leser. Wie manches werthvolle Buch verschwindet, da es dieses äußeren Anreizes entbehrt, unter der Fülle der Erscheinungen, unter welcher selbst der ernsthafte Kritiker nicht immer das Rechte herausfinden kann. Und es ist ein Glück für junge Autoren, wenn ihre Schöpfungen dem Publikum in solcher Gewandung geboten werden. Wir gestehen gern, daß uns zur Lectüre der „Liebesmärchen“ von Emil Ertl (Leipzig. A. G. Liebeskind) und der Dichtung „Werner von Kuonefall“ von Max Martersteig (Leipzig. A. G. Liebeskind) zunächst das Vertrauen zu der Verlagsfirma veranlaßt hat, die sich offen-



Aus: Martersteig. „Werner von Kuonefall.“ A. G. Liebeskind, Leipzig.



Aus Julius Wolff. „Der wilde Jäger“. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin.

bar die Aufgabe stellt, bessere Erzeugnisse bei unserem der gereimten Dichtung abholden Publikum durch die reizende Ausstattung einzuführen. Und in der That verdienen sowohl die in Prosa geschriebenen „Liebesmärchen" Ertls, die reiche Phantasie und glücklichen Humor aufweisen, wie die hübsche epische Dichtung „Werner von Kuonefalk", die eine Liebesepisode auf dem belebten Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges vorführt, die volle Anerkennung. Die jüngsten Gaben der Verlagshandlung, aus dem-



Aus: Julius Wolff. „Der Wilde Jäger." G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin.

selben Streben hervorgegangen, sind „Anatolische Volkslieder" aus der „Kaba Dili" von Leopold Grünfeld und „Lieder vom goldenen Horn" von Karl Foy. Die Kaba Dili ist die Volkssprache der Türken. Der Türke zählt die Lieder und Märchen in dieser Sprache, die noch nirgends niedergeschrieben, gar nicht zur osmanischen Literatur, und doch sind sie vielleicht die am meisten poetischen Erzeugnisse des türkischen Sprachstammes. Wir werden von Grünfeld in ein völlig unbekanntes und doch die Kenntniß so sehr verdienendes Gebiet der Weltliteratur eingeführt. Wie weit sich die schönen

Umdichtungen von den Originalen entfernen, können wir ja nicht beurtheilen. Natürlich klingen häufig die Motive an, die in allen Zungen von der Dichtung wiederholt werden:

> Könnt' ich wie eine Nachtigall
> Mich in die Zweige schwingen,
> Wie sollte meines Liedes Schall
> Dein taubes Ohr bezwingen!

erinnert es nicht vollkommen an unser „Wenn ich ein Vöglein wär'!" Und gerade das ist das Interessante an solchen Sammlungen, daß sie die Gedanken und Empfindungen, die die Seele eines jeden Volkes in gleicher Weise hegt, in der eigenen Auffassung eines jeden zeigen. Die Lieder „Vom goldenen Horn" sind nicht, wie man leicht glauben könnte, Nachdichtungen, sondern Originale. Ihr Schauplatz ist zum großen Theil Konstantinopel und vielfach nehmen sie ihren Ausgangspunkt von türkischen Motiven; hie und da ahmen sie auch Persisches nach, im Allgemeinen aber sind sie selbständig. Das Lyrische des Bändchens zeigt auch auf diesem Gebiete, auf dem sich jüngere Dichter so selten unabhängig von den großen Mustern bewegen, viel Selbständigkeit. Einzelne Balladen — oder bezeichnet man die Dichtungen besser als Romanzen? — sind vortrefflich und die Spruchdichtung ist reich an sehr Gelungenem. Zwei kleine Beispiele:



Aus. Julius Wolff. „Der Wilde Jäger." G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

> Wie Viele lieben doch den Baum
> Und wollen von ihm essen;
> Doch brachen sie erst seine Frucht,
> So ist der Baum vergessen.

Oder das „Nahen des Genies":

> Es braucht ein Meister
> Viel kleine Geister —
> Sie treten ihm den Weg voran,
> Daß er gemächlich wandeln kann.



Aus. Ertl. „Liebesmärchen." A. G. Liebeskind, Leipzig.

Von Prachtwerken im hergebrachten Sinne erwähnen wir der fünften Auflage von Friedrich Rückerts „Liebesfrühling" mit 4 Vollbildern, gemalt von Hermann Kaulbach, und 80 Initialen nach von Grundherr, Klimsch u. a. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.) Rückerts Liebesfrühling bedarf keiner Empfehlung, es ist eines der gelesensten und beliebtesten Bücher der Nation. Wir brauchen uns nur mit den Illustrationen zu beschäftigen. Die Vollbilder Kaulbachs, welche Sehnen, Bangen, Hoffen, Glück, erstere drei durch je eine Mädchengestalt,



Aus: Julius Wolf, „Der Wilde Jäger". G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

das letztere durch ein Paar darstellen, das auf einem klaren Bergsee in einer „Fortuna" genannten Gondel segelt, deren Steuerruder der kleine Amor regiert — diese vier Vollbilder sind in der Ausführung und Wiedergabe vortrefflich, die Seiteneinfassungen zierlich wie so häufig die Versificirung im Liebesfrühling, und die Initialen, an denen das Werk überreich ist, sind mit ausgesuchtem Geschmacke gemacht. Gerade an diesem Werke kann man den Fortschritt der letzten Jahre wahrnehmen, denn der „Liebesfrühling" ist eines der ältesten Prachtwerke. Es zählt ein Vierteljahrhundert und gehörte zu den Lieblingsbüchern unserer Eltern.

Die neuere Dichtung ist glänzend vertreten durch die wahrhaft prächtige Ausgabe der Waidmannsmär: „Der Wilde Jäger" von Julius Wolff, illustrirt von Woldemar Friedrich (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung). Auch hier brauchen wir über die Dichtung selbst nicht zu sprechen. Das Buch in der vorliegenden Gestalt sucht seinen Platz nicht im Bücherschrank, sondern auf dem kleinen Tischchen des



Aus: Friedrich Rückert. „Liebesfrühling". J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.

Salons, auf dem man in Mußestunden in den Werken seiner Lieblingsdichter blättert. Und hierfür ist es sehr geeignet. Vornehm in Papier und Druck und reich an großen ganzseitigen und kleineren Bildern (von welch letzteren wir einige Proben bieten). Der Ton der Dichtung, der heitere sowohl wie der düstere, ist von dem Zeichner glücklich nachempfunden. Oft gelingt ihm auch tiefere Charakteristik, wie beispielsweise in dem Bilde, welches den Abt im Gespräche mit Johannes darstellt. „Der wilde Jäger" wird in dieser Prachtgestalt verhältnißmäßig eine ebenso große Verbreitung finden, wie in der kleineren Textausgabe.



Aus: Ertl. „Liebesmärchen" A. G. Liebeskind Leipzig

Rumänien.

Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. J. U. Kern (Max Müller), Breslau.

Der Verfasser, der sich schon 1884 durch eine Darstellung von Siebenbürgen einen guten Namen gemacht hat, giebt im ersten Theile dieses mit 26 guten Illustrationen und einer zuverlässigen Karte (1:1700000) ausgestatteten Buches seine Reiseeindrücke wieder. Er schildert zunächst in lebhafter und ansprechender Weise die weitläufig gebaute glänzende Villen- und Gartenstadt Bukuresch, ihr vorzügliches Fuhrwesen, den grenzenlosen Luxus und die galanten Abenteuer ihrer Damenwelt und die Seichtheit der meisten in Paris gebildeten jungen Rumänen, zu der die Gediegenheit der aus Siebenbürgen durch die Magyaren verdrängten rumänischen Elemente im wohlthuendem Gegensatze steht: ihnen verdankt das Königreich seine besten Lehrer und Offiziere. Die deutschen Gasthofsbesitzer, Apotheker und Handwerker werden im Allgemeinen gelobt,

letzteren aber übergroßer Durst nachsagt. Dann führt uns Bergner durch die Städte der Moldau, in die erhabene Einsamkeit der noch fast unberührten Karpatenwälder, die er auf einem Floß die Bistriza abwärts durchfuhr, und in die Rohrwüste des Donaudeltas. Galaz, einst „das rumänische Hamburg" genannt, geht seit Eröffnung der Eisenbahnanschlüsse entschieden zurück, da der Export jetzt nur noch etwa zur Hälfte den Seeweg nimmt, dagegen ist Constanza mit seiner bunt gemischen Bevölkerung ein lebhaftes Seebad geworden und wird nach Herstellung der Donaubrücke bei Tschernavoda sich weiter heben. Die Klagen des deutschen Colonisten in der Dobrudscha über die rumänische Regierung findet Bergner meist unbegründet, in den bulgarischen Donaustädten macht ihm nur „das stramme bulgarische Militär" einen günstigen Eindruck, sonst herrscht überall noch orientalische Schläfrigkeit gegenüber dem frischen Aufschwunge Rumäniens.

Der zweite, wissenschaftliche Theil des Werkes beginnt mit einem Ueberblick über die Geschichte der Rumänen. Hier wird die Frage unentschieden gelassen, ob die Rumänen wirklich Nachkommen der trojanischen Colonisten in Dacien seien, oder ob sich ihre Nation aus den romanisirten Provinzialen südlich der Donau gebildet, erst gegen das Jahr 1200 die Donau überschritten und die Urwälder Siebenbürgens besetzt habe.

Für jene Hypothese haben sich Mommsen und Jung ausgesprochen und sie gilt im Lande selbst als Dogma, die Ungarn und Siebenbürgen-Sachsen schwärmen für die entgegengesetzte Ansicht und haben in dem Grazer Professor Robert Rösler einen geschickten Vorkämpfer gefunden. Erst um 1240 beginnt die wirkliche Geschichte der Rumänen, freilich bis in die neueste Zeit eine Leidensgeschichte schlimmster Art, besonders seit dem Eingreifen der Türken von 1391 an. Anfangs ließen sie den beiden Fürstenthümern Walachei und Moldau noch eingeborene Hospodare, doch seit 1716 wurden stets reiche Griechen des Phanar gegen hohe Geldsummen auf höchstens sechs Jahre eingesetzt, die das unglückliche Volk schrecklich aussaugten. Dazu kam seit 1776 der russische Einfluß, der zwar die Macht der Türken brach, aber für das Land selbst keine Besserung brachte. Endlich hörte 1821 nach dem mißglückten Aufstande des Hospodaren Alexander Ypsilanti die Phanariotenwirthschaft auf, und durch den Krimkrieg wurde 1854 das russische Protectorat beseitigt. Die Rumänen konnten endlich frei aufathmen; in den höheren Schichten fand die von Napoleon III. begünstigte Nationalitätsidee Eingang und führte 1859 zur Vereinigung beider Fürstenthümer durch die gemeinsame Wahl des Fürsten Kusa, der auch 1861 von den Großmächten und der Türkei als Fürst von Rumänien anerkannt, aber 1866 durch eine Revolution vertrieben wurde. Es folgte die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, der seitdem, unterstützt von Juan Bratianu, „dem Bismarck Rumäniens," die Geschicke seines neuen Vaterlands mit fester Hand geleitet, ihm 1877 vor Plewna den ersten kriegerischen Ruhm und 1878 die volle Unabhängigkeit verschafft hat; 1881 erhielt er mit seiner Gemahlin Elisabeth (unter dem Namen Carmen Sylva als Dichterin verehrt) die Königskrone.

„Ureigenstes Werk" des Königs Karol I ist die Reorganisation der Armee, die zwar äußerlich französische Muster copirt, doch mehr und mehr Preußen zum Vorbild nimmt. Sie zerfällt in reguläre Armee (50 000), Territorialarmee (100 000) und Miliz (50 000), zusammen 200 000 Mann, außerdem ist noch ein Landsturm von 50 000 Mann vorhanden. Auf große Operationen im Felde ist diese Armee freilich nicht berechnet, sondern auf die Vertheidigung der Centralfestung Bukarescht, für deren Bau 200 Millionen Lei (Francs) bewilligt sind.

Volksbildung und Sanitätswesen zeigen einen erfreulichen Aufschwung, auch die Finanzlage bessert sich zusehends, dagegen bleibt der Ackerbau beim alten Schlendrian (Holzpflug, ein mit Dornen bestecktes Gestell statt der Egge, Dreschen durch Pferde), und Viehzucht, Obst- und Leincultur gehen sogar zurück; auch der Weinbau ist durch die Reblaus stark bedroht. Die Lage des Bauern ist trotz der Ertheilung der persönlichen Freiheit materiell eine höchst traurige geblieben. Der Bergbau auf Salz blüht, aber die Wälder werden schonungslos verwüstet, denn es giebt weder ein Forst-, noch ein Jagd- oder Fischereigesetz. Die Industrie ist noch ganz unentwickelt und liegt meist in fremden Händen, ebenso wie der Handel, dem jetzt zwar über 2000 Kilometer Eisenbahnen zur Verfügung stehen, der aber unter dem 1886 von Ungarn provocirten Zollkrieg viel zu leiden hat.

Alle diese Angaben machen einen durchaus wahrheitsgetreuen Eindruck; der Verfasser hat zwar offenbar große Sympathien für das rumänische Volk, geht aber auch mit dessen Fehlern scharf in's Gericht und räth ihm dringend, sich von dem französischen Vorbilde ab- und dem deutschen zuzuwenden. Ob er damit bei den Rumänen Anklang finden wird, ist freilich sehr die Frage; ebenso werden die Rumänen die ihrem Lande so nothwendigen Colonisten gewiß lieber aus dem stammverwandten Siebenbürgen nehmen, als aus Deutschland, wie Bergner ihnen räth.

Aus alledem geht hervor, daß in Rumänien zwar noch viele Culturarbeit zu leisten, daß aber das Land doch in unleugbarem Aufschwunge begriffen ist und unsere vollen Sympathien verdient. Das vorliegende Buch ist höchst geeignet, diese zu erwecken und zu befestigen. G. W—dt.

Bibliographische Notizen.

Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. 2. Jahrgang. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Wir haben wiederholt über diese ebenso zeitgemäße wie in künstlerischer und redactioneller Hinsicht trefflich durchgeführte Zeitschrift gesprochen. Wir waren auch in der Lage, unseren Lesern Illustrationsproben aus dem Blatte zu geben. Nun liegt ein ganzer Jahrgang in geschmackvollem Einbande vor uns und man kann aus voller Ueberzeugung einen solchen Band der „Kunst für Alle" als ein werthvolles Geschenk-Buch für alle Diejenigen bezeichnen, welche Freude an der zeitgenössischen Kunst haben und sachverständige Belehrung darüber in gefälligem Gewande suchen.

Telepathie. Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preyer. Von Edmund Gurney. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Wieder ein Beweis, wie ein klarer, gescheidter, exacter Kopf dem geheimnißvollen Locken mystischer Vorstellungen verfallen kann! Denn jene Qualitäten muß man dem Verfasser nach seiner Diction und seinem Stil zuerkennen, von denen man nur bedauern kann, daß sie solcher Sache dienen. Selbstverständlich handelt es sich um die Vertheidigung der Realität bestimmter subjectiver Hallucinationen, um die Inanspruchnahme wissenschaftlicher Discussion für spiritistische „Beobachtungen". Es will den Herren, so vorzügliche Naturforscher sich unter ihnen befinden, nicht in den Querkopf hinein, daß die objective Forschung sich nie mit sporadisch-subjectiven Ueberzeugungen befassen kann, daß nur das allgemein Gültige, Anerkannte, Beobachtbare, Erweisbare in ihren Bereich fällt. Um einen Zusammenhang zwischen zwei Thatsachen annehmen zu können, muß derselbe nicht, wie der Verfasser annimmt, stets constatirt werden, aber er muß allgemein constatirt werden können. Deshalb beweist es eine wahre Kluft in seiner Logik, daß er die Beziehung zwischen Donner und Blitz, Regen und Regenbogen, weil sie nicht immer zusammentreffen, in Vergleich stellt zu den subjectiven Ahnungen, Visionen 2c., von denen er selber an anderer Stelle sagt, daß sie „gewissermaßen das Monopol von zwei Personen" sind. Daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, und daß sie auf dem Gebiete des Seelen- und Nervenlebens sich besonders fleißig tummeln, wird kein Vernünftiger bestreiten, und wenn der Verfasser einen Theil von ihnen als „Telepathie" zusammenfassen will, so mag auch das hingehen, zumal die „—pathie" darin das Wesentliche ist! Im Uebrigen spricht Referent die Hoffnung aus, daß des Verfassers Appell an Deutschland, sich an der Sammlung telepathischer Beobachtungen zu betheiligen, nichts fruchten wird; wir haben an unseren Hypnotismusarbeiten peinlichen Angedenkens gerade genug und sind froh, daß des Verfassers „Society for psychical research" in Deutschland nur ein correspondirendes Mitglied aufzuweisen vermag. jl.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Von Wilhelm Förster. II. Folge. Berlin, Georg Reimer.

Es ist eine schöne und hervorragende Gabe, die der Director der Berliner Sternwarte hier den Gebildeten seiner Nation darbringt. Auf dem Grunde

astronomischer Forschung aufgebaut und diesem Gebiete den wesentlichsten Stoff entnehmend, führt uns die „Sammlung" zwölf Vorträge vor, welche durch Gediegenheit des Inhalts und anregende Gedankenfülle gleich ausgezeichnet sind. Leider gehört der Verfasser zu den Gelehrten, deren Stil etwas breit und deren Darstellung stellenweise etwas dunkel und zu parenthesenreich ist; indessen werden diese Eigenschaften des Buches zwar seiner Popularität im Wege sein, jedoch den Gebildeten nicht am Genusse hindern. Man befindet sich, wenn man dem Verfasser folgt, stets auf der Höhe des Denkens und des Wissens des Jahrhunderts, und man athmet — was heutzutage selten geworden und um so höher anzuschlagen ist — eine freie, unabhängige stolze Gesinnung. In der letzteren Hinsicht möchten wir dem ersten Vortrag der Sammlung, „Geistesfreiheit und Gesittung", den Preis ertheilen. Wie selten sind die deutschen Professoren geworden, die gegen den Lärm der herrschenden Richtung, in der Religion und nur in ihr ruhe die Bürgschaft für die Cultur des Volkes, Einspruch erheben, die den „immer noch auf den Schulen lastenden Bann kirchlicher Reaction gänzlich abschütteln" wollen! Wie befreiend wirkt es, daß der Verfasser sich nicht vor dem jetzt üblich gewordenen Belächeln rein idealer Anschauungen scheut und ernst zu prüfen räth, „ob denn nicht auch im politischen und wirthschaftlichen Verkehr der Culturstaaten dauernd aus dem Faustrecht herauszukommen und in gesichertere Rechtszustände mit wirksamen internationalen Rechtsordnungen hinüberzulenken ist". In der schönen Studie „über Genauigkeit" beklagt der Verfasser, daß kritische Strenge zur Zeit so gering geachtet ist, weil „ein Theil unserer Volksgenossen von enthusiastischer Anbetung der Kraft erfüllt, ein anderer Theil von Erbitterung ergriffen ist". Bemerkenswerth ist auch die offene und warme Anhänglichkeit, mit der sich der Verfasser zur Darwin'schen Entwickelungslehre bekennt. Genug, es erquickt, die freie Meinung eines freien Mannes zu hören, ein Genuß, der jetzt in Deutschland nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. jl.

Die Arische Periode und ihre Zustände. Von Dr. F. Spiegel. Leipzig, W. Friedrich.

Die nahen Beziehungen, welche zwischen Indern und Iraniern in vorhistorischer Zeit geherrscht haben, sind mehrfach zum Gegenstand gelehrter Forschung gemacht worden, ohne bisher eine systematische Darstellung erfahren zu haben. Der um die Erforschung der zarathustrischen Religion hochverdiente Erlanger Gelehrte hat es sich in seinem neuesten Werk darum zur Aufgabe gemacht, diesen Zusammenhängen nachzugehen und den Zustand jener alten Culturgemeinschaft quellenmäßig zu ermitteln, welche auf verschiedenen Gebieten des Völkerlebens, besonders aber im Bereich der Religion und Sagenbildung hervortritt. Wir wissen beispielsweise, daß beide Stämme die Sonne unter dem Namen Mitra verehrten, daß sie aus der berühmten Somapflanze einen Trank bereiteten, der den Göttern wohlschmeckend und den Menschen heilbringend war, daß aus der gemeinsamen Bezeichnung für Götter Asura, d. i. Herr (welche bei den Iraniern zu Ahura — Ahura Mazda — wurde), die Teufel der Inder und aus den Göttern, Devas, der Inder die Teufel der Iranier entstanden, ähnlich wie der Beelzebub der Juden nichts anderes als ein Gott der Philister war. Es ist erfreulich, daß eine so verläßliche und bewährte Hand wie die Spiegels die mannigfachen Anzeichen, welche gleich dem beispielsweise erwähnten auf eine reiche Vorgeschichte beider Völker hinweisen, zu einer einheitlichen Darstellung verschmolz, welche nicht nur für die Specialforschung, sondern auch für die allgemeine Culturgeschichte von Interesse und Bedeutung ist. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Herr Verfasser für „arisch" „indoiranisch" gesagt und den Namen „arisch" für die große Sprachgruppe, der wir gleich Iraniern und Indern angehören, reservirt hätte. Denn der Name „indogermanisch", welchen man gewöhnlich braucht, ist unpassend und der Name „indokeltisch", dessen Spiegel sich bedient, verwirrend. h.

Vaterland. Drei Dramen von Karl Bleibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Selbst Bleibtreus entschiedenste Gegner, die ihm alle literarischen Eigenschaften absprechen, müssen ihm doch eins lassen — seinen ernsten Fleiß. Mag man seine Fehler noch so unerbittlich hervorheben, das läßt sich nicht leugnen, daß seinem Schaffen kein bloßes Strebern zu Grunde liegt, sondern ein ernstes Streben, dem das literarische Schaffen Selbstzweck ist. — Eine gemeinsame Idee lebt in den drei Dramen des vorliegenden Bandes. Es ist der nationale Gedanke, es ist das

Bekenntniß, daß man für das Vaterland nicht nur sterben, sondern auch sündigen kann. Die Leidenschaft des Patriotismus in ihren Erscheinungsformen darzustellen, war die Absicht des Dichters. Im „Harold" begeht der Held bewußten Meineid, um sein Vaterland vor der Gefahr der feindlichen Ueberrumpelung zu befreien, und sühnt denselben mit dem Tode im Kampfe gegen den Angreifer. Cäsar Borgia (der Dämon) treibt Maria von Medici in den Tod, um sein Vaterland zu einigen, weil ihre geplante Verheirathung mit Orsini die Fortdauer der Kleinstaaterei bedeuten würde, und giebt sich selbst den Tod, als er seine Einigungsversuche scheitern sieht. In „Volk und Vaterland" sehen wir, wie aller Parteienstreit und Klassenhaß in Deutschland verstummt, sobald das Vaterland in Gefahr ist, und selbst der Socialismus vor der Stimme der Vaterlandsliebe schweigt. Diese Gedanken sind mit Kraft durchgeführt, aber den Dramen fehlt bisweilen die straffe, technische Concentration. Bleibtreu legt den Hauptwerth auf die psychologischen Wandlungen, vernachlässigt aber zu sehr die äußere Motivirung. Das Drama besteht nicht nur aus psychologischen Wandlungen, sondern auch aus einer logisch zusammenhängenden Reihe äußerer, nach bestimmten Gesetzen gruppirter Vorgänge, und diese verlangen eben auch eine äußerliche, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit geschaffene Begründung, sonst geräth das Publikum im Theater trotz aller psychologischen Feinheiten und alles culturgeschichtlichen Beiwerks in Heiterkeit. ca.

Verkettungen. Novellen von B. von Suttner. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Die Verfasserin ist eine geistvolle Dame von hervorragender Begabung, welche sowohl in graziösem Feuilleton-Styl anmuthig zu plaudern versteht, wie in einzelnen Novelletten der vorliegenden Sammlung, als sie auch andererseits schwere Conflicte mit kundiger Hand zum Gegenstand ihrer Erzählungen macht. Sie ist keine prüde Natur, die selbst vor den gewagtesten Situationen nicht zurückschreckt, aber sie thut dies nicht in frivoler Weise, sondern im Interesse einer höheren Moral und verfällt niemals in häßlichen Naturalismus. — Mit der Wahl ihrer Stoffe können wir uns nicht immer einverstanden erklären, die eine der Novellen behandelt ein so krasses Sujet, daß es trotz aller Erzählungskunst abstößt. mz.

Gipfel und Abgrund. Zeitroman von Gregor Samarow. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Samarow hat es von jeher verstanden, die Zeitgeschichte und ihre Helden literarisch zu verwerthen und das Lesebedürfniß des sensationshungrigen Publikums mit solch pikanter Kost zu befriedigen. Neu ist das Genre ja nicht, Samarow hat nur den Faden da wieder aufgenommen, wo er der Mühlbach seligen Angedenkens entfallen ist: merkwürdigerweise hat sich der Geschmack des Publikums auch noch nicht gewandelt und die Samarow'schen Werke, deren Bändezahl eine kleine Bibliothek auszufüllen vermöchte, erfreuen sich in demselben Grade des Beifalls unserer Generation, wie die umfangreichen Romane von Louise Mühlbach in einer vergangenen Zeit.

Daß der Autor sich einen so dankbaren Stoff, wie den verstorbnen König von Baiern, nicht entgehen lassen würde, war zu erwarten. Ist doch dieser unglückliche König mit seinem tragischen Ende und dem Mythenkranz, welcher sich um seine Person gebildet hatte, eine Romanfigur par excellence. Samarows Roman ist eine geschickte Umgestaltung der furchtbaren Wahrheit. Allerdings ist von einer Vertiefung und Ausarbeitung der Charaktere keine Rede. Auch gestattet sich der Autor eine behagliche Breitschweifigkeit, die geradezu ermüdend wirkt. Das Episoden-Werk nimmt einen zu großen Raum ein: es laufen nämlich einige oberbaierische Dorfgeschichten neben der Haupthandlung her, welche mit dieser in gar zu losem Zusammenhang stehen. Dagegen hat Samarow mit vielem Geschick diejenigen Momente aus der ersten Regierungszeit des Königs hervorgehoben, die sein Andenken für immer unsterblich machen, und aus der Periode, in welcher der Mysticismus zu überwuchern begann und die ersten Anfänge jener schrecklichen Krankheit in die Erscheinung traten, welcher der bedauernswerthe König zum Opfer fiel, ist mit vielem Tact verwerthet, was die heikele Materie zuläßt.

Wie weit die antideutschen Einflüsse, welche der Verfasser in der Person des Grafen d'Herbigny in die Handlung eingreifen läßt, auf beglaubigten Thatsachen beruhen, vermögen wir nicht zu beurtheilen, — wer Persönlichkeiten und Ereignisse, welche der Geschichte angehören, im Bilde des Romans kennen lernen will, muß der freien Phantasie des Dichters einen gewissen Spielraum gestatten. mz.

Die beiden Republiken. Roman von S. Riemann. Leipzig, Eugen Peterson.

Der Roman spielt in Danzig in der Zeit des tiefsten Niederganges unseres Staatswesens nach dem Tilsiter Frieden, in welchem diese Stadt von dem corsischen Eroberer das Danaergeschenk der freien Selbstbestimmung empfangen hatte und zu einer Republik unter dem Schutze des Königs von Preußen und von Sachsen umgeschaffen worden war. In Wahrheit aber war sie eine französische Garnisonstadt und stand unter dem eisernen Drucke eines französischen Gouverneurs. Alle die Schrecken der Fremdherrschaft lernen wir am besten in der Familie von Weikhmer kennen, eine der angesehensten Patrizierfamilien Danzigs, in welcher uns der Verfasser die andere Republik vorführt, weil auch hier jedes der zusammenlebenden erwachsenen Geschwister das Recht der freien Selbstbestimmung für sich in Anspruch nimmt und damit gar oft mit den Anschauungen der anderen in Conflict geräth. Charlotte von Weikhmer, ist ein Charakter von ebenso vornehmer als herrischer Gesinnung: sie, eine Schülerin Fichtes, blieb sich alle Zeit gleich und wich nicht um eines Haares Breite von ihrem Deutschthum und ihrem Patriotismus.

Das Buch beginnt mit dem Tilsiter Frieden und endet mit der Befreiung Danzigs durch die verbündeten Heere. Der Verfasser giebt ein dramatisch belebtes Bild der wechselvollen Vorgänge in dieser ereignißreichen Zeit, in welcher Danzig dem Kriegstheater so nahe lag und wohin sich diejenigen flüchteten, welche bei dem Untergang der großen Armee in Rußland das nackte Leben gerettet hatten. Aber nicht minder ansprechend als diese breit ausgesponnenen Schilderungen ist der eigentliche Roman, welcher hauptsächlich die Schicksale der Familie Weikhmer umfaßt, weil jede der in die Handlung eingreifenden Personen ein Charakter ist, der das Interesse des Lesers zu fesseln vermag. mz.

Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Der geistvolle Verfasser behandelt in dem vorliegenden Roman das uralte, unerschöpfliche Thema der Ehe, um an zwei Beispielen seine Anschauungen über dieselbe zu exemplificiren. Die erste Abtheilung, welche er Buch der Liebe nennt, ist die Exposition. Wir machen in einem Seebade die Bekanntschaft von zwei jungen Paaren. Das eine, ein schon zwei Jahre verheirathetes Ehepaar, lebt seinen Liebesfrühling noch so ungestört wie am ersten Tage nach der Hochzeit. Beide sind von der Ueberzeugung durchdrungen, eines in dem andern die nothwendige Ergänzung des eignen Ichs gefunden zu haben, und die junge Frau, welche von Welt und Leben genau so viel versteht, wie eine Kloster-Pensionärin, ist wie weiches Wachs in den Händen des um mehrere Jahre älteren Mannes. Das andere Paar lernt sich hier erst kennen und lieben; wir begegnen in ihnen zwei fertigen Individualitäten, er ein Russe aus der höchsten Gesellschaft, welcher die Mitte der dreißig bereits überschritten hat, Alles kennt, Alles genossen hat und von den Frauen auf's Aeußerste verwöhnt worden, sie eine Rheinländerin von vornehmer Herkunft, als Schönheit gefeiert, hat die zwanzig bereits um einige Jahre überschritten, und ist ebenfalls ein fertiger, gefestigter Charakter. Trotz aller Zuneigung, welche die Beiden zu einander zieht, empfindet ein jedes ein heimliches Bedenken, ob die gegenseitige Vereinigung ihnen das erhoffte Glück bringen werde. Er liebt indeß zu leidenschaftlich, um nicht schließlich seine Freiheit zu opfern, und auch sie läßt sich besiegen und wird die Seine.

Buch der Beunruhigung heißt der zweite Theil, in welchem der Conflict sich entwickelt; — bei dem ersten Ehepaar wird er künstlich durch Dritte hineingetragen, indem zu Feinden gewordene Freunde in böswilliger Absicht den Gatten bei seiner Frau verdächtigen, und die weltunerfahrene Frau fühlt sich namenlos unglücklich, weil ihr nicht auch die Vergangenheit des ihr angetrauten Mannes gehört, und sie nicht die Erste ist, der er seine Liebe geschenkt hat. Bei dem andern Paare sind es Reibungen der beiden verschiedenen Charaktere, keines will dem andern etwas von der eigenen Individualität opfern, Mißverständnisse verschärfen die Gegensätze und trotz der scheinbaren äußeren Harmonie krankt ein jedes an dem Bewußtsein, das erwünschte Glück nicht voll und ganz gefunden zu haben.

Im „Buche der Versöhnung“ werden die Dissonanzen gelöst, der Verfasser gelangt zu einem äußerst befriedigenden, fast zu philisterhaften Schlusse, selbst der unvermeidliche Hausfreund, der unverbesserliche alte Junggeselle, welcher sich in beide Frauen fast gleichzeitig verliebt, vermag den Seelenfrieden derselben in keiner Weise zu stören, denn nur er selbst leidet

unter seiner Leidenschaft, die beiden Frauen haben nicht einmal eine Ahnung von derselben.

Alles in Allem ist das Buch recht unterhaltend, die eingestreuten Reflexionen sind stets geistvoll und sprechen an, selbst wenn man sich mit ihnen nicht in Uebereinstimmung befindet. Wenn wir etwas auszusetzen hätten, so wären es die bisweilen all zu kühnen und gesuchten Bilder und Vergleiche, welche Friedmann in den Naturschilderungen und bei der Darstellung von Seelenzuständen anwendet; es wird dadurch die Klarheit der Diction beeinträchtigt und die Stimmung zestört.

Zu den interessanten Erscheinungen, unter den vielen, welche sich jetzt auf den Büchermarkt drängen, gehört das Buch unter allen Umständen mz.

Für gesellige Kreise. Von Olga Morgenstern. Berlin, Verlag von Rosenbaum und Hart.

Das Buch ist eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke, nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten. Olga Morgenstern, eine Schülerin der unvergessenen Frieb-Blumauer, hatte im Verlaufe ihrer Studien bei der genannten Meisterin Gelegenheit, sich ein ganzes Repertoire werthvoller Dichtungen zu eigen zu machen, welche für den Vortrag besonders brauchbar sind. Auf die Anregung der Frau Frieb-Blumauer, welche die Veröffentlichung einer nach bestimmten Grundsätzen geordneten Sammlung von Vortragsstücken für ein entschiedenes Bedürfniß hielt, hat nun Olga Morgenstern ihre Sammlung herausgegeben. Der Empfehlungsbrief, den die Verfasserin ihrem Buche facsimilirt vorausschickt, ist eigentlich überflüssig; das Buch empfiehlt sich von selbst. Es ist zunächst in zwei Haupttheile gegliedert: ernstere und heitere Gedichte. Die Unterabtheilungen der ernsteren sind Stimmungsbilder, erzählende Gedichte aus dem Leben und drittens Balladen, Romanzen, Legenden. Der zweite Theil, reichhaltiger als der erste, offenbar mit Rücksicht darauf, daß gesellige Kreise mehr heiter unterhalten als ernst angeregt sein wollen. In beiden Abtheilungen sind werthvolle Erzeugnisse (zum Theil auch bisher noch ungedruckte) unserer ersten Autoren enthalten, und wir betrachten es als ein Verdienst der Verfasserin, daß sie besonders die jüngeren berücksichtigt hat. Das Buch könnte leicht noch bereichert werden durch Balladen von Dahn und C. F. Meyer, die für declamatorischen Vortrag ganz besonders geeignet sind. Man darf erwarten, daß in einer zweiten Auflage die Bereicherung um diese beiden Autoren und vielleicht noch manchen anderen wohl stattfinden wird.

Distichen. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts Politisches und Unpolitisches von Wilhelm Reuling, Leipzig, Veit & Comp.

Der Verfasser dieser anmuthigen Spruchsammlung hat zuerst seine Distichen, in denen er berühmte Rechtslehrer feiert, in Grünhuts juristischer Zeitschrift veröffentlicht; der Beifall, den dieselben fanden, veranlaßte ihn, auch bei anderen Gelegenheiten Verse zu schmieden, und diese sind nicht minder gelungen. Unvermerkt ist ihm die Rede zum schneidigen Schwert geworden, und glänzende Geistesfunken sprühen von seinen Hieben. Man höre die Verse über „Fürst Bismarck" (S. 35).

„Sonderbares Geschick! So viele unseres Volkes
Preisen stets was er that, tadeln stets was er thut."

Manches ist scharf, aber stets witzig und treffend, z. B. S. 75:

„Was nicht die Mode vermag! Sie macht das Unglaubliche möglich.
Daß sich die sittsamste Frau schamlos als Dirne maskirt."

Ueber „Graefs Märchen" lesen wir auf S. 111:

„Nicht dem Schaume des Meeres entstieg sie; ein Kind der Kloake
Stellt sie im Bilde sich dar, wie sie gehauset — im Sumpf."

Diese Beispiele sind nur auf's Gerathewohl herausgegriffen; geistvoll und scharf pointirt sind sämmtliche Nummern der Sammlung, die der Verfasser deshalb recht bald erweitern und fortsetzen möge. fv.

Mimi Schlichting. Ein Berliner Roman von Friedrich Roßneck. Berlin, R. Jacobsthal.

Der jugendliche Verfasser dieser Erzählung — seine Jugend verräth das Vorwort — zeigt das ehrliche Bestreben, seinen spröden und für deutsche Leser allzu „pikanten" Stoff künstlerisch zu be-

handeln; er ist ein directer Nachahmer Zolas, dem er sogar einzelne Kunstgriffe, wie die Beschreibung des Details, abgelauscht hat, aber das angeeignete Gut ist noch nicht recht sein eigen geworden. Der Gedanke, daß ein ehrenhafter Mann in Liebe zu einer Dirne entbrennt, von ihr nicht mehr lassen kann und nun in dem zwiefachen Kampfe gegen die herrschende Sitte und gegen das unausrottbare Laster, von dem Mimi sich nicht lossagen kann, untergeht, gilt bei den Franzosen wohl als literarisch berechtigt; der Deutsche bemitleidet den Helden, umsomehr, da ihn der Verfasser im Wahnsinn enden läßt, bemitleidet auch die Gefallene, die ebenfalls stirbt, aber verdammt den Dichter, und wir meinen mit Recht, denn der deutsche Realismus hat andere Fragen dichterisch zu lösen, als derartige Demimonde-Angelegenheiten. Sehen wir von diesem Irrthum ab, so läßt sich Roßneck ein gewandtes Erzählertalent nicht absprechen, das am besten in den ganz ideal empfundenen Schilderungen von dem ersten glücklichen Zusammenleben des Liebespaares in Paris zur Geltung kommt. Wenn der Dichter derartige Schilderungen weiterhin pflegt, so kann er wohl Tüchtiges leisten, kann auch ohne Scheu gelegentlich ähnliche sittliche Probleme behandeln. Nur darf der Prostitutions-Roman nicht das Endziel sein, dazu fehlt uns nun einmal sowohl das Interesse, wie auch wirklich das Verständniß. fv.

Görbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Die Novellen besitzen mit Ausnahme einer einzigen nicht viel Görbersdorfer Localcolorit, was wir ihnen zum Vorzug anrechnen, und könnten sich eben so gut an jedem anderen Curplatze abspielen; die eine macht allerdings den Eindruck einer Reclame für die erste Cur-Anstalt des Ortes, was der Verfasser doch gewiß nicht beabsichtigt hat. Einzelne derselben wie „Die Schachmutter" und „Das krause Paar" zeugen von außerordentlicher Gemüthstiefe und Gefühlsinnigkeit, während in der kleinen Erzählung „Istikar" ein schalkhafter Humor angenehm anspricht. Da der Verfasser gleichzeitig recht liebenswürdig zu plaudern versteht, verdanken wir ihm einige angenehme Stunden. mz.

Für Herz und Gemüth. Zwölf Phototypien nach Originalgemälden von Robert Beyschlag, Franz v. Defregger, Theodor Grosse, Ludwig Hofmann-Zeitz, Hermann Kaulbach, Wilhelm Menzler, Eduard Niesky, Georg Papperitz, Karl Raupp, Alfert Seifert und Karl Sohn. Mit Gedichten von Julius Grosse. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Ein nach Form und Inhalt gleicherweise ausgezeichnetes Prachtwerk. Die Maler, die zu dem Werke beigesteuert haben, treten fast alle mit Schöpfungen auf, die ihrem eigensten Gebiete angehören, und Grosses Verse erläutern den Gedanken des Künstlers in reizender und zutreffender Weise. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Um die Erde auf dem Zweirad. Bearbeitet nach dem Englischen des Thomas Stevens durch Dr. F. M. Schröter. Von San Francisco nach Teheran. Mit dem Porträt des Verfassers und 105 Abbildungen im Text. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Die Reise wie die Beschreibung derselben sind originell. Stevens hat, ohne eigentlich schriftstellerische Gaben zu besitzen, seine Fahrt mit Geschick beschrieben, da er offenbar einen klaren Blick für alles Interessante besitzt und eben erzählt — wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Amerika, Europa und Asien hat er auf dem Zweirad besucht, eine Leistung, die vor ihm noch Niemand zu Wege gebracht hat.

Otto Spamers illustrirtes Conversations-Lexikon, zugleich ein orbis pictus für die studirende Jugend. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

In dieser zweiten Auflage des vielverbreiteten Buches sind bisher 90 Lieferungen erschienen. Das Wesentliche des Spamer'schen Lexikons sind, wie schon der Untertitel erkennen läßt, die Bilder. Sie sind in der That sehr zahlreich und, der Anlage eines Lexikons entsprechend, sehr mannigfaltig. Für die Jugend besonders ist dieses Spamer'sche Lexikon, neben den großen, die ja doch mehr für den gebildeten Erwachsenen geschrieben sind, ein vortreffliches Buch. Denn die Bilder regen den Lernenden an, und der Text ist zuverlässig und in leichter Schreibweise gehalten.

Der Trompeter von Säkkingen, in Bildern von C. Schweninger jr. Berlin, Verlag von Hanfstängls Nachfolger.

Alle Künste haben sich bereits der volksthümlichen Gestalt des Scheffel'schen Trompeters bemächtigt. Die Musik läßt ihn aus allen Tonarten singen, die Maler oder richtiger die Illustratoren wetteifern in der Darstellung einzelner Momente der uns liebgewordenen Dichtung. Schweninger, ein junger Wiener Maler, der, wenn wir nicht irren, auf einer der letzten Berliner Ausstellungen allgemeinere Aufmerksamkeit erregte, schildert sechs Scenen, die er als „Jung Werner beim Grafen", „Ueberraschung", „Der erste Kuß", „Liebesdienst", „Abschied" (Behüet Dich Gott, es wär zu schön gewesen) und „Sehnsucht" bezeichnet. Der Ton der Dichtung in seiner Einfachheit und Schlichtheit ist recht gut wiedergegeben; am stimmungsvollsten sind „Abschied" und „Ueberraschung". In diesen beiden Bildern sind der Held und die Heldin in eine glücklich aufgefaßte Umgebung gesetzt. Das Ganze, das offenbar als Geschenk für Freunde der Dichtung und der Oper berechnet ist, darf gewiß auf große Verbreitung rechnen.

Boudoir. Von Frn. Zmurko. Leipzig, Rudolf Giegler.

Eine Sammlung von 14 Frauenköpfen, von denen einzelne in ihrer vortrefflichen Ausführung an Piglhein erinnern, andere in Auffassung und Zeichnung verfehlt erscheinen. Ganz reizend ist Nr. 5, „Après la noce" bezeichnet; Nr. 7 „Au bain de mer" zeigt, daß man viel wagen und doch ein poetisches Gemüth ansprechen kann, während Nr. 6 uns häßlich berührt. Es ist eben nicht immer die Grenzlinie zwischen dem Pikanten und doch Aesthetisch-Schönen und dem, zart besaitete Gemüther unangenehm Berührenden innegehalten. Als das Gelungenste möchten wir Nr. 10, „En négligé", bezeichnen. Im Ganzen zeigt sich in der Auffassung der Frauencharaktere eine scharfe Beobachtung und in der Ausführung große malerische Begabung. Der photographische Druck (aus dem Institut von Stengel und Markert in Dresden) verdient alle Anerkennung.

Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen, mit Text von G. Ch. Lichtenberg; revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. 3 Auflage. Reudnitz bei Leipzig, A. L. Payne.

Die neue Auflage dieses Werkes wird zu Weihnachten abgeschlossen werden. Noch immer erfreuen sich Hogarths Zeichnungen einer großen Popularität, und die vorliegende Ausgabe ist so leicht zugänglich, daß sie zum Wachsen dieser Popularität noch beitragen wird. Ein größeres Publikum aber noch als die Bilder hat Lichtenbergs Text; ihm verdankt Hogarth seine Volksthümlichkeit in Deutschland. Witz und Frische der Darstellung geben den Lichtenberg'schen Erklärungen auch für unsere Zeit noch einen großen Werth. Die Stahlstiche sind gut ausgeführt, wenn auch die eine oder die andere Platte schon ein wenig abgenutzt erscheint.

Schatzkästlein des guten Raths. Herausgegeben von Wilhelm Spemann. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Ein seltsames Büchlein; es verspricht nichts Geringeres, als auf die tausend Fragen des täglichen Lebens eine Antwort zu geben. „Sucht im Schatzkästlein," sagt der Verfasser, „und ich denke sie wird nicht fehlen." Man sollte glauben, daß darin eine Uebertreibung liege; aber wenn man sich in das Buch ein wenig hineingelesen hat, so gewinnt man Zutrauen zu dem Sammler und seinen sachverständigen Mitarbeitern; man erhält in der That tausendfachen Rath: Jedermann über die Pflege der „Gesundheit", die Einrichtung seiner „Haushaltung", über „Unser Recht", unsere „Thierischen Hausfreunde", den „Hausgarten" u. A.; die Frau über ihre „Frauenarbeit", der Mann über seine Thätigkeit am „Schreibtisch", der Heranwachsende über die „Berufswahl", der Gesellschaftsmensch über die „Gute Lebensart", Erzieher und Kinder über „Spiele". Man liest mit Vergnügen die einzelnen Capitel des Buches, und wünscht man nur über eine bestimmte Frage Auskunft, so sucht man in dem alphabetischen Register. Wir können aus eigener Erfahrung, nachdem wir, halb im Ernst, halb im Scherz nach den verschiedenartigsten Dingen gesucht haben, das „Schatzkästleiu" als ein sehr nützliches Nachschlagebuch empfohlen.

Hundert Erzählungen aus der Kinderzeit, aus Kinderstube und Kindergarten. Von Lina Morgenstern. Mit acht farbigen Bildern nach Aquarellen von L. von Kramer. Stuttgart, K. Thiememanns Verlag, Gebrüder Hoffmann.

Die bewährte Verfasserin so vieler nützlichen Schriften für unsere Frauen und unsere Kinder erwirbt sich durch ihre

jüngste Gabe ein neues Verdienst. Die hundert Erzählungen, hübsch erfunden, oder richtiger gesagt, dem Leben der Kinder nach getreuester Beobachtung nacherzählt, werden in ihrer schlichten Vortragsweise das Herz der Kleinen erfreuen und bildend auf ihr Gemüth wirken. Geschickt hat die Verfasserin den Erzählungen eine gewisse Einheitlichkeit dadurch gegeben, daß sie alle an einem Orte spielen läßt: auf der Storchstraße. Die Kinder, die in den Erzählungen auftreten, kennen sich alle; sie sind, wie das eben in den Kinderjahren der Fall ist, wo die Unterschiede der Geburt und Bildung so wenig ausmachen, alle mit einander befreundet. Das Buch ist als Geschenk für jüngere Knaben und Mädchen sehr zu empfehlen.

Laßt Euch erzählen. Märchen von Luise Glaß. Leipzig, Eugen Peterson.

Das Buch enthält dreizehn neuerfundene, gut erzählte Märchen.

Lebensbilder. Erzählungen für die männliche Jugend von K. G. Paul. Leipzig, Eugen Peterson.

Fünf Erzählungen, von denen drei das Leben und die Erfolge hervorragender Männer schildern, die durch eigene Kraft sich einen Namen errungen — Davy, Faraday, Edison — frei von allem Moralisiren vorgetragen, bilden den Inhalt dieses, heranwachsenden Knaben sehr zu empfehlenden Buches.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arlt, Ferdinand, Meine Erlebnisse. Mit zwei Portraits und der Facsimile-Reproduction eines Briefes. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Adelung, Sophie von, Zwei Mälchenbilder in Pastell. Erzählungen für junge Mädchen. Dresden, A. Dieckmann.

Asboth, Joh. von, Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien. Mit 35 ganzseitigen und 187 Text-Illustrationen. Erste Abtheilung. Wien, Alfred Hölder.

Berneck, K. G. v., und E. **Schnackenburg**, Neues Soldatenbuch. Die Welt in Waffen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. II. Kriegswesen und Kriegführung vom Ausbruch der französ. Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860. Mit 188 Text-Abbild. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Bürger, Lucian (Ch. Niese) Auf halb verwischten Spuren. Eine Familiengeschichte. Itzehoe, Ad. Nusser.

Beust, Carl Freiherr von, Abadonna. Ein Schattenbild. Vevey, B. Benda.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 151—159. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Blumenau, Emil, Cantares. Aus dem Spanischen in das Deutsche übertragen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Dahn, Felix, Was ist die Liebe? Erzählung. Leipzig. Breitkopf u. Härtel.

Dante Alighieri, Die Hölle. (Göttliche Komödie I.) Metrisch übertragen von C. Bertrand. Heidelberg, G. Koester.

Degen, Alexander von, „Zufall oder nicht?“ Roman aus unseren Adelskreisen. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Der Märchenquell. Eine Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt für die Jugend gesammelt von Victor Blüthgen. Mit 70 Holzschnitt-Illustrationen, 8 Tonbildern und 8 buntfarbigen Lithographien nach Originalzeichnungen von Wold. Friedrich, Paul Thumann, Ludw. Richter, Oscar Pletsch u. A Leipzig, Ambr. Abel.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in 4 Acten. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Dostojewski, F. M., Die Besessenen. Roman Deutsch von Hubert Putze. 3 Bände. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Friedrichs, Hermann, Liebeskämpfe. Novellen. Zürich, Verlags-Magazin.

Glaser, Adolf, Masaniello. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Mit 30 Abbildungen u einem Titelbilde. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.

Godin, Amélie, Gedichte. Mit Bildniss. München, Th. Ackermann.

Greinz, Rudolf Heinrich, Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute.

Güssfeldt, Paul, Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Mit 1 Uebersichtskarte und 2 Specialkarten. Berlin, Gebrüder Paetel.

Haggenmacher, Otto, Still und Bewegt. Neue Dichtungen. Zürich, Meyer u. Zeller.

Hardy, Edward Joh., und Bertha **Katscher**, Die Kunst, Mensch zu sein. Herzensworte und Lebensweisheit. Durchgesehen und herausg. v. Leopold Katscher. Leipzig, Ed Wartigs Verlag.

Hasse, Hermann Gustav, Geschichte der Sächsischen Klöster in der Mark Meissen und Oberlausitz. Gotha, Fried. Andreas Perthes.

Hevesi, Ludwig, Almanaccando. Bilder aus Italien. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Hermann und J. Jastrow. IV. Jahrgang 1887. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, H. Heyfelder.

Jordan, Wilhelm, Zwei Wiegen. Roman. Zwei Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Klönne, Hulda, Aus Kindermund. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Kohut, Ad., Leuchtende Fackeln. Beiträge zur Cultur-, Theater- und Kunstgeschichte der

letzten Jahrhunderte. Essays und Skizzen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Kohut, Ad., Ragende Gipfel. Essays und Skizzen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Laddey, Emma, Alpenröschen. Drei Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Mit sechzehn Illustrationen von Maler R. E. Kepler und Paul Hey. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag. (Süddeutsches Verlags-Institut.)

Leben, Organische Philosophie und Poesie, Geistes-Ehe. Meran, F. W. Ellmenreichs Verlag.

Levin, Th., Zur Frage der Bilderfälschung Düsseldorf, Felix Bagel.

Linke, Oskar, Antinous, des Kaisers Liebling. Ein Seelengemälde aus dem Alterthum. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Das Leben Jesu. Ein Roman in zwei Büchern. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Satan. Eine Faschingsphantasie als Epilog zu meinem Leben Jesu. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Die Fürstin dieser Welt. Berliner Novelle. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Die Bienen. Ein neuer Xenienalmanach. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Mallotti, Filippo, Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 2 Bände. Hamburg, J. F. Richter.

Meinardus, Ludwig, Die Bedeutung der Musik im socialen Leben des deutschen Volkes. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Merian, Hans, Die Urahnen. Ein Cyklus vorsündfluthlicher Romane. Leipzig, Reinh. Werther.

Muchall, C., Das A-B-C des Gas-Consumenten. Mit Abbildungen. Dritte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Neuhaus, J. C., Die Sagen von den Göttern und Heroen der Griechen und Römer. Ein mytholog. Handbüchlein für die Schüler der unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Mit 25 Abbildungen. Zweite Auflage. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagsbuchhandlung.

Novellenschatz, Neuer deutscher, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Band 21. 22. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Pasqué, Ernst, Musikanten-Geschichten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Pessimistbeet-Blüthen jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von Schmidt-Cabanis. Berlin, Friedrich Pfeilstücker.

Prel, Carl du, Das weltliche Kloster. Eine Vision. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

— Die monistische Seelenlehre. Ein Beitrag zur Lösung des Menschenräthsels. Leipzig, E. Günthers Verlag.

Pröll, Karl, Sturmvögel. DeutschnationaleKämpfe. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Reden des Fürsten von Bismarck. Herausgegeben von Otto de Grahl. Band 5. 6. Cöthen, Paul Schettler's Erben.

Remin, Ernst, Jahre des Gährens. Band 2. (Engelhorns allg. Roman-Bibliothek. 4. Jahrgang Band 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. Nebst Einleitung: Der rumänische Volksgeist nach seinen dichterischen Erzeugnissen. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf.

Say, Léon, Turgot. Paris, Hachette & Co.

Schanz, Frida, Mit Ränzel und Stab. Eine Pensions- und Reisegeschichte. Mit zwölf grossen Buntbildern. Leipzig, Ambr. Abel.

Schmidt, Ferdinand, Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. 2. Auflage. 3 Bände. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Schmidt-Weissenfels, Krupp und sein Werk. Lebensbild einer industriellen Grösse dieses Jahrhunderts. Mit einem Bildniss Alfred Krupps. Berlin, Rosenbaum u. Hart.

Schwartzkoppen, C. v., Gesammelte Novellen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Schwebel, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Erste Lieferung. Berlin. Brachvogel u. Ranft.

Siddy, Räthsel. Eine moderne Liebesgeschichte in Versen. Wien, Karl Konegen.

Stuart Phelps, Miss, Der stille Theilhaber. Frei dem Englischen nacherzählt von A. v. Schaeffer. Hameln, Th. Fuendling.

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. u. P. Lehmann.

Suttner, B. v., Schriftsteller-Roman. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Urbanitzky, Alfr. Ritter v., Die Elektricität des Himmels und der Erde. Mit 400 Illustrationen. Lieferung 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV. No. 8. Berlin, Dietrich Reimer.

Villari, P., Donatello und seine Werke. Festrede gehalten im Künstlerverein zu Florenz am Abend des 16. Mai 1887. A. d. Italienischen übers. von H. N. — D. A. Jena, Gustav Fischer.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Enge Schranken. — Stärkere Gewalten. — Morgendämmerung. — Gute Tage. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Weddigen, Friedr. Heinr. Otto, Neue Märchen und Fabeln. Mit 17 Holzschnitt-Illustrationen von Carl Gehrts. München, Georg D. W. Callwey.

Weber, Georg, Jugendeindrücke und Erlebnisse. Ein historisches Zeitbild. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Weitbrecht R. und Paul **Lang**. Aus schwäbischen Gauen. Zwei Erzählungen aus Schwabens Vergangenheit. Mit 20 Illustrationen von Fritz Bergen und W. Eissel. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag. (Süddeutsches Verlags-Institut.)

Werner, A. v. Allerlei Blumen-, Kinder- und Vogelgeschichten. Mit Text von Frau von Freyhoff, geb. Freiin von Cornberg. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag. (Süddeutsches Verlags-Institut.)

Wilser, Ludwig, Ariovist. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.

Wolter, Eugen, Lehr- und Lesebuch der französichen Sprache. Erster Theil. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder).

Zola, Emile, Mutter Erde. (La terre.) Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von Armin Schwarz. 2 Bände. Budapest, G. Grimm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.


KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1888er. Frische Füllung. 1888er.
Täglicher Versand
Quellen
und
deren Wärmegrade
Sprudel . . 58^{20} R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 41^{8} "
Theresienbrunn 47^{1} "
Neubrunn . . 47^{3} "
Marktbrunn . 34^{5} "
Felsenquelle . 47 "
Kaiser Karls-Qu. 33^{4} "
Kaiserbrunn. 39^{1} "
Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause
Quellen-
Producte
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.


Band 44. — Heft 131.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Februar 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1888.

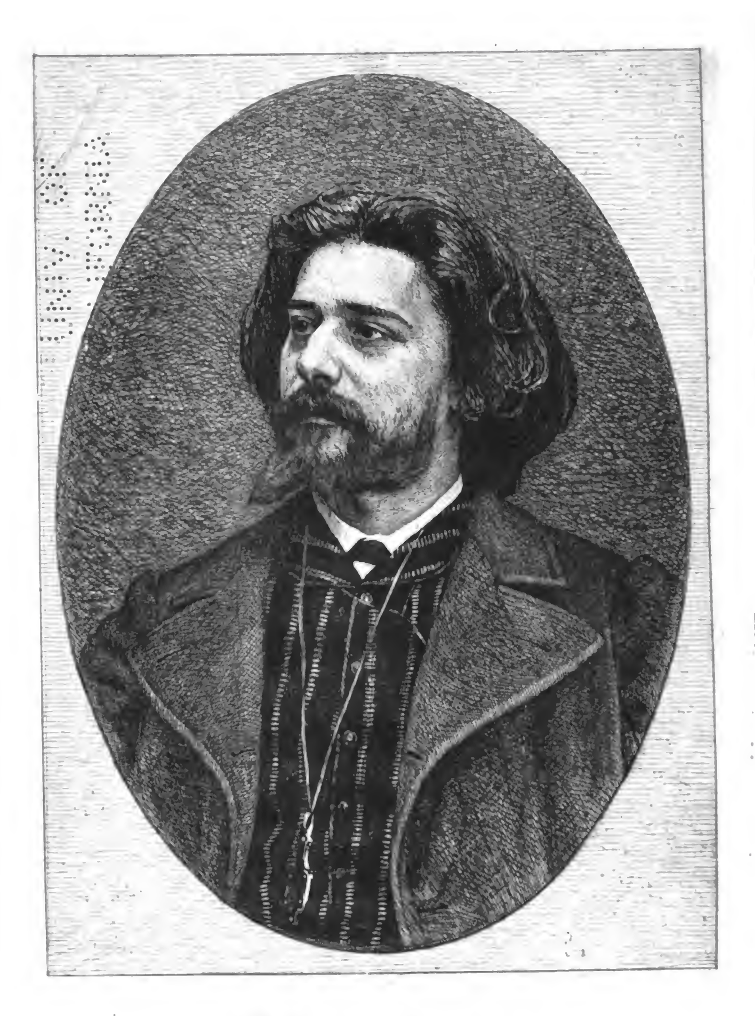
Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Alphonse Daudet.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



Alph. Daudet

[illegible] von S. Schottlaender [illegible] Br[illegible]



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIV. Band. — Februar 1888. — Heft 131.

(Mit einem Portrait in Radirung: Alphonse Daudet.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Sifi.



Fifi.

Von

H. Villinger.

— Karlsruhe. —

Im Saale des Curhauses ertönte ein außergewöhnlich lebhafter Applaus, Blumen und Düten flogen auf das Podium, die ein ungefähr zehnjähriges Mädchen mit freudig leuchtenden Augen auflas und in ein Körbchen sammelte. Dann stand sie still, im rechten Arm das Körbchen, aus dem dann und wann eine Rose fiel; die Linke stützte sie auf eine kleine Säule, die mit Süßigkeiten und Blumen ganz beladen war. Hinten am Flügel saß ein Mensch von dem Umfange eines Fallstaff und spielte die Einleitung zu der Arie aus Mozarts Figaro: O säume länger nicht! Das Kind schaute ruhig und ernsthaft in den Zuschauerraum, aus dem ihm lauter lächelnde entzückte Mienen entgegen nickten; manchmal winkte auch jemand mit dem Taschentuch, oder ein kleiner rosiger Mund schickte ein laut schallendes Kußhändchen.

Ohne Noten, fest und sicher, setzte die kleine Sängerin ein; Todesstille herrschte im Saale, niemand wagte sich zu räuspern; alles lauschte mit angehaltenem Athem. Ohne von dem Sinn der Worte eine Ahnung zu haben, schmiegte sich der süße klagende Ton der silberreinen Kinderstimme wie von selbst Musik und Worten an. Die kleine Künstlerin schien keine Schwierigkeiten zu kennen; man glaubte dem Zwitschern eines Vogels zuzuhören, und ein kleines Mädchen fragte ganz laut mitten in die athemlose Stille hinein: „Mama, ist's eine Fee?“

Von Zeit zu Zeit tauchte das ungemein gutmüthige, freudestrahlende Gesicht des Begleiters hinter den Noten auf und riß die andächtigen Zu-

hörer für einen Augenblick aus ihrer Versunkenheit. Ein neuer Blumenregen überschüttete die Kleine zum Schluß der Arie; sie konnte mit dem Einsammeln der Blumen kaum fertig werden. Einige fürstliche Damen ließen sich das Kind herunter holen, und es wurde geküßt und gehätschelt, was es müde, mit halb geschlossenen Augen über sich ergehen ließ. Jemand fragte die Kleine: „Was macht Dir denn Freude, Kind?" — „Blumen," lautete die leise Antwort. Dann kam der Fallstaff-artige Mensch mit seinem glücklichen Vaterlächeln und zog das müde Kind mit sich fort. Unter der Thüre des Concertsaales stand die Mutter mit drei Knaben, die sich mit dem Blumenreichthum schleppten. Es waren nur wenig Schritte bis zur Wohnung, welche das Künstlerpaar inne hatte. Nach unablässigem Wechsel wegen des nächtlichen Kindergeschreies waren sie endlich bei einem alten, im Ruhestand lebenden Volksschullehrer gelandet, der mit seiner Ehehälfte zur Sommerszeit in einem hinteren Stübchen hauste und die drei vorderen an Fremde vermiethete. Der Lärm schadete den alten Leuten nichts, denn sie waren halb taub. Die Mittelstube, deren Tapete vor lauter Heiligenbildern kaum zu erkennen war, diente den Miethern als Eß- und Wohnstube, und obwohl die alte Lehrersfrau in Abwesenheit ihrer Gäste immerfort aufräumte, hatten ihre Bemühungen nie den geringsten Erfolg. Der gipserne Erzengel, welcher auf dem Ofen stand, war nun einmal dazu auserkoren, dem rothen Rembrandt der Künstlersgattin als Hutständer zu dienen, während das ausgestreckte Schwert des Engels dem Gatten höchst bequem für das Aufspießen sauberer und schmutziger Kragen erschien.

„Fifi, mein Engel," sagte die Mutter und warf ihre Mantille über den Tisch, „was darf ich Dir geben, bist Du hungrig, mein liebes Kind?"

Die Kleine, welche wie eine geknickte Blume in einem breiten Armsessel lag, schüttelte das Köpfchen.

„Ein wenig Confitür," drang die Mutter in sie und begann Fifi wie ein Vögelchen zu füttern. Der Gatte saß unterdessen am anderen Ende des Tisches, die Lehrersfrau hatte ihm ein mächtiges Stück Braten hingestellt, das er mit großem Appetit verzehrte. Von Zeit zu Zeit streckte ihm einer der Knaben, die sich an den Süßigkeiten verlustirten, den offenen Mund hin, und der Vater ließ ein Bratenstückchen drein versinken.

Dieses freundliche Familienbild wurde durch die Ankunft dreier Fremden gestört — das heißt, das Künstlerpaar war an dergleichen nachconcertliche Besuche so gewöhnt, daß es sich überhaupt nicht stören ließ. Er riß sich nur die Kinderschürze, die er sich anstatt einer Serviette umgebunden hatte, vom Hals und begrüßte die Herren, welche er in seinem Leben nicht gesehen, wie alte Bekannte. Er stellte die Gattin vor, Madame Olivia Bergen — sie machte eine großartige Verbeugung, und der älteste Knabe holte Stühle herbei. Bergen überließ das Restchen

Braten seinen Söhnen, und Madame Olivia zerlegte eine Apfelsine, die sie den Herren mit der Würde einer Königin anbot. Der eine von ihnen war ein Russe; man sah es ihm an, daß er sich höchlich amüsirte über die Künstlerwirthschaft; dem anderen, einem Engländer, sah man gar nichts an. Der dritte saß so viel wie möglich im Hintergrund und machte den Eindruck eines verlegenen Deutschen.

„Ich bin," sagte der Russe, „ein Verwandter der Fürstin, die sich ungemein für die kleine Künstlerin interessirt; sie wünschte das Kind bei sich aufzunehmen und es erziehen und ausbilden zu lassen. Vielleicht willigen Sie aus Rücksicht für die Zartheit der Kleinen ein, der das viele Singen auf die Dauer unmöglich zuträglich sein kann.

Die noch eben sorglos heitern Mienen der Eltern nahmen auf diese Worte hin einen Ausdruck tiefster Bestürzung an; wie auf Verabredung umdrängten die drei Knaben der Schwester Stuhl, sie mit großen ängstlichen Blicken anstarrend.

In diesem Augenblick erschien auf der Schwelle der dunklen Nebenstube die entzückende Gestalt eines kaum dreijährigen Burschen, nur von einem kurzen Nachthemdchen bekleidet. Den Finger im Mund, schaute er mit schelmisch lachenden Augen unter einem Wald rothblonder Locken hervor. „Dodo," rief Madame Olivia, „dieser Herr will uns unsere Fifi nehmen!"

Der kleine Kerl setzte seine drallen Beinchen in Bewegung und warf sich in lautes Schluchzen ausbrechend über den Schooß der Schwester hin, die er mit den Händchen fest umklammerte. Fifi streichelte den Lockenkopf. „Nein," sagte sie, „ich laß die Kinder nicht verhungern — sei ruhig, Dodo —"

Und nun lachte der Kleine lustig zu ihr auf, und die andern Buben lachten auch; sie setzten Dodo neben Fifi in den Lehnstuhl und fütterten ihn mit Süßigkeiten, ohne Rücksicht für das Spitzenkleid der kleinen Sängerin.

„Sie haben noch mehr Kinder?" fragte der Russe.

„Da drin liegen sie noch massenhaft," erwiderte Bergen. „Aber Fifi ist unsere einzige Tochter," unterbrach ihn Madame Olivia, „sie ist das enfant terrible — (damit meinte sie chéri) — der Familie, ohne das wir nicht leben möchten. Es giebt freilich Zeiten, da geht es etwas schmalproper bei uns her, allein dafür wird Fifi von einer Sphäre von Liebe getragen, wie ihr das bei Fremden nie werden kann —"

„Wir lassen die Fürstin unterthänig bitten," unterbrach hier Bergen die Worte der Gattin, „unserm Kinde auch fernerhin ihr geneigtes Wohlwollen zu schenken und bleiben dero ergebenster Diener Bergen nebst Gattin."

Der Russe erhob sich, er verneigte sich gegen die Eltern und richtete ein paar Abschiedsworte an Fifi, die sie dadurch erwiderte, daß sie leicht

die Fingerspitzen nach ihm küßte. Jetzt räusperte sich der Engländer; er trug einen karirten, fest unter dem Hals zugeknöpften Rock, zwischen den Händen hielt er eine karirte Mütze. Gesprochen hatte er noch kein Wort; nachdem der Russe gegangen war, wendete er den Oberkörper nach der Richtung hin, wo der Deutsche saß, ihm in einem befehlenden, schnarrenden Ton etwas durchaus Unverständliches zurufend. Sofort erhob sich der junge Mann, mit großer Schüchternheit näher tretend.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," begann er, „ich bin Mr. Greens Dolmetscher; Mr. Green spricht kein Wort Deutsch, versteht aber Alles; er hat eine hohe Wette eingegangen, ganz Europa zu bereisen, ohne eine andere Sprache als seine eigene zu sprechen. Sollte dies für den ersten Augenblick etwas absonderlich erscheinen, so füge ich hinzu, daß Mr. Green ein großer Wohlthäter der Armen, ein —"

Der Engländer fuhr auf seinem Stuhl herum, zog die Augenbrauen bis unter die über die Stirne gekämmten Haare und murmelte zwei Worte. Dieselben schienen dem Dolmetscher keine geringe Schwierigkeit zu bieten. „Mr. Green," stotterte er, ist ein Mann von schnellen Entschlüssen, er ist ein Mann von großer Willenskraft. Seine Absicht ist nämlich, Ihnen die Erklärung zu machen, daß, wenn auch nicht gleich, er doch für die Zukunft gewillt ist, mit Ihrer Erlaubniß um die Hand Ihrer jetzt noch unerwachsenen Tochter anzuhalten — Mr. Green —"

Allein dieser schien hiermit für den Abend genug gesagt zu haben, denn er machte eine energische Bewegung mit der Hand, was den Dolmetscher veranlaßte, sich so schnell wie möglich nach der Thüre zurück zu ziehen, nach deren Klinke er so lange suchte, bis ihm Bergen beisprang und hinaushalf. Hierauf wandte sich der Künstler an den Engländer:

„Die Ehre ist meinerseits groß, Mr. Green, ich stelle Ihnen hiermit einen Mann vor, der vielfach in seinen Berufswahlen gestört worden ist. Früh verpflichtete mich mein seliger Vater meine Jugend auf einem Comptoirstuhle abzusitzen, allein die bedeutenden musikalischen Anlagen zogen mich zur Bühne, wo ich die Welt durch meinen Tenor hinriß, bis ich meines Umfanges wegen jede Idee an ein Engagement aufgeben mußte. Ich bildete mich in Kurzem zu einem Fagotbläser ersten Ranges aus und würde heute noch blasen, wenn ich nicht das Unglück hätte durch eine chronische Herzverfettung daran gehindert zu werden. Als die Noth am größten war, riß uns das unvergleichliche Talent unserer Fifi aus der Tiefe der Verzweiflung. Seit zwei Jahren befinden wir uns auf der Kunstreise. Dies, Mr. Green, die Geschichte Ihres ergebensten Hofsängers a. D. Michael Bergen."

Madame Olivia hatte mit großer Ungeduld die Schlußworte ihres Gatten abgewartet und nahm nun mit der Miene einer sich geehrt fühlenden und doch wieder bestürzten Mutter das Wort:

„Geschätzter Mr. Grün —" „Green", unterbrach sie der Engländer, „Grün", wiederholte sie nachdrücklich, „auch in meinem Leben haben die Männer ein frühes Wort mitgesprochen; die Grausamen achteten so wenig den unsagbar drängenden Kunstdrang in mir, daß sie alles thaten, um mich von dem Schritt auf die Bretter zurückzuhalten, welche die Welt bedeuten. Mein Lehrer hatte die Gewissenlosigkeit, mit mir nach kaum zurückgelegter Lehrzeit das Weite zu suchen; mein erster Auftritt auf einer Provinzialbühne wurde durch den dortigen Liebhaber gekreuzt; als ich mich später dem inneren Drange gemäß abermals der Bühne zuwenden wollte, kam Herr Bergen und heirathete mich. Ich bin die Künstlerin nicht geworden, die in mir steckte," schloß Madame Olivia mit einem tiefen Seufzer.

Mr. Green schaute sie mit einem Blick an, als wollte er sagen: Dafür hältst Du Dich wohl jetzt schadlos — hierauf glitt dieser Blick von der affectirten Mutter auf die zarte, edle Kindergestalt und in dem trockenen Gesicht des Engländers bildete sich ein ängstlicher Zug.

„Fifi," sagte Madame Olivia, „willst Du Mr. Grün heirathen?" „Ach nein," erwiderte das Kind, „ich bin zu müde." Sofort kniete die Mutter vor den Lehnstuhl und begann der Kleinen Schuhe und Strümpfe abzuziehen. Sie küßte die weißen Füßchen, die zum Vorschein kamen, und wenn auch die Liebesworte, die sie dem Kinde gab, wie ein Kauderwelsch verschiedener Sprachen klangen, die Blicke, mit denen sie begleitet wurden, waren echt. Aus der offenen Nebenthür ertönte jetzt energisches Kindergeschrei, um das sich aber niemand weiter kümmerte, als der älteste der Knaben, der etwa dreizehn Jahre zählen mochte. Er nahm den schlafenden Dodo aus der Stuhlecke, hielt ihn der Mutter zu einem Kuß hin und trug ihn in die Nebenstube.

„Es ist Friedrich, der Sohn aus meiner ersten Ehe," flüsterte Bergen dem stummen Engländer zu, „meine Gattin nennt ihn Friede, denn er verliert nie den Kopf und bringt die ärgsten Schreier zur Ruhe. Seine Mutter war keine geniale Frau, trotzdem halte ich ihr Andenken in Ehren. Sehen Sie," unterbrach er sich, auf einen der beiden anderen Knaben deutend, der eifrig die übrig gebliebenen Süßigkeiten in eine Büchse sammelte, „das ist Tituschen, so zu sagen unsere Vorrathskammer, denn wir wären gewiß schon etliche Mal verhungert ohne den glücklichen Instinct dieses Kindes, das in guten Zeiten, was es an Lebensmitteln erreichen kann, still auf die Seite bringt, um in schlechten Zeiten damit hervorzutreten. Ja, wenn wir unsere Kinder nicht hätten!"

Fifi war inzwischen von der Mutter zu Bett gebracht worden und zwar in der hintersten Ecke der mittleren Stube, wo sie am ungestörtesten ruhte. Madame Olivia wandte sich dann mit der Lampe in der Hand und den Worten an Mr. Green:

„Sie müssen unsere Kleinen noch sehen.“

Ein Nachtlicht brannte in der Nebenstube, Friede kochte Milch auf einer Spiritusflamme. Dodo und noch ein anderer, um ein Jahr älterer Knabe, schliefen bombenfest; rothwangig mit geballten Fäustchen lagen sie da, die Decke halb auf der Erde; im Bett nebenan ging's um so lauter zu; das Kleinste, kaum ein Jahr alt, schrie mit der ganzen Kraft einer urgesunden Lunge, neben ihm ein ungefähr zweijähriger Blondkopf, saß aufrecht und bemühte sich, des Brüderleins Stimme zu übertönen. Madame Olivia stellte die Lampe hin und hielt sich die Ohren zu:

„Es ist entsetzlich, wenn sie so zusammen schreien, ich verliere immer gleich den Kopf, ist Friede nicht ein Ideal, Mr. Grün — sehen Sie blos, mit welcher Ruhe er die Milch kocht — als Gott ihn mir schenkte, weinte ich Freudethränen, denn er lag in meinen Armen wie ein vom Himmel gestiegener Cherubim.“

Es war dies ein Satz, den Madame Olivia mit Vorliebe im Munde führte, so oft von einem der Kinder die Rede war. Daß er auf Friede nicht paßte, störte sie nicht. Der tauchte eben den Finger in die Milch, um sie zu versuchen, füllte zwei Fläschchen mit der Flüssigkeit und näherte sich damit dem Bette der Kleinen, deren Geschrei sofort verstummte. Noch stürzten zwar einzelne Thränen über die runden Wangen, aber nichts kam dem Ausdruck wonniger Zufriedenheit gleich, mit der sie nun ihrer Beschäftigung oblagen. Titus und sein Zwillingsbruder hatten sich inzwischen ausgekleidet und fielen ihren Vater an, um, wie sie sagten, über's Gebirg in's Bett zu wandern. Bergen ließ sie geduldig an sich hinauf klettern und von seinen Schultern in's gemeinsame Lager springen. Mr. Green warf noch einen letzten Blick über das vor Gesundheit strotzende Kindervolk, verneigte sich gegen die Eltern, durchschritt auf den Zehspitzen die große Stube, um Fifi nicht zu wecken, und trat dann in die schöne, stille Sommernacht hinaus.

Mr. Green war sehr praktisch erzogen worden von seinen fünf ledigen Tanten; die Eltern hatte er früh verloren. Trotzdem er erst zweiundzwanzig Jahre zählte, wußte er sich in jedem Lande und in jeder Lebenslage vollendet zu benehmen. Das Schweigen hatte er sich seinen redseligen Tanten gegenüber früh angewöhnt, und indem sie ihn mit Rathschlägen, Ermahnungen und Beherzigungen aller Art überschütteten, wandelte er mit gewissenhafter Ausdauer seinen eigenen Weg. Seit einem Jahre reiste er, sich die Dinge und Menschen mit der unerschütterlichsten Ruhe anschauend, bis ihn die süße Kinderstimme zum ersten Mal in seinem Leben stutzig machte. Sie tönte ihm in das trockene Dasein hinein wie eine leise rührende Mahnung an jene Seite des Lebens, die ihm bisher unbekannt geblieben war. Ein Gefühl der Sehnsucht regte sich in ihm und praktisch, wie er in allen Dingen war, faßte er sofort den Entschluß, sich des Gegen-

standes, der diese neuen, schönen Gefühle in ihm wachrief, für die Dauer seines Lebens zu sichern. Er hatte sich überzeugt, daß es schwer hielt, Fifi von den Eltern zu trennen, allein Gesundheit und Charakter des Kindes verlangten dies ausdrücklich. Jetzt war sie noch ein Engel an Unschuld, ein zartes unbefangenes Kind, aber wie lange konnte es dauern, bis der Mutter verderblicher Einfluß aus dem Kinde machte, was sie selber war! Mr. Green war entschlossen, Fifi zu retten; sie sollte bei einer seiner Tanten auf dem Lande untergebracht und mit Beefsteaks, Turnen und kalten Douchen zu einem schönen Mädchen herangezogen werden. Er sah sie schon groß, mit leuchtenden Gesichtsfarben aus der getäfelten Eßstube seiner Tante Kitty treten, wenn er kam, um die Braut zu begrüßen, und dieses schöne Bild erfüllte ihn mit einer ruhigen Genugthuung.

Im Gasthaus erwartete ihn sein Dolmetscher, und die Herren setzten sich zum Speisen nieder. Sie boten keinen geringen Gegensatz sowohl in Haltung als Benehmen; alles an Mr. Green drückte ein Durchdrungensein von der behaglichen Empfindung aus: ich habe ein Recht mich selbst zu behaupten. Der Dolmetscher hingegen stellte die menschgewordene Entschuldigungsbitte ob seiner eigenen Existenz dar. Die spitzigen Ellenbogen waren ihm wie an die Seiten gewachsen, brachte er sie einmal in die Höhe, geschah's nur, um irgend eine Ungeschicktheit zu begehen. Mr. Green machte seine Bekanntschaft in dem Hause einer englischen Familie, bei der der junge Doctor eben als Erzieher des einzigen Sohnes eingetroffen war. Der schüchterne, unbeholfene Mensch machte den ungünstigsten Eindruck, und der Engländer, der sich gerade auf der Suche nach einem gebildeten jungen Mann befand, wurde binnen Kurzem mit dem Doctor einig. Für diesen war es ein großes Glück, gleich eine Stelle zu finden, da er mit den Studien auch all' seine Mittel erschöpft hatte; daß die Ansprüche, welche Mr. Green an ihn stellte, so wenig anstrengender Natur waren, durfte dem jungen Mann um so willkommener sein, da dessen armseliger Körper Zeit seines Lebens zu einer kläglichen Nebenrolle verurtheilt gewesen war. Für später wollte ihm Mr. Green einer Erzieherstelle in England vermitteln. Als Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle ließ er den Doctor die Geringschätzung, die ihm dessen linkisches Benehmen einflößte, niemals empfinden; er schloß nur von ihm auf ganz Deutschland und schrieb an seine Tanten:

„Es ist eine Nation ohne Selbstbewußtsein und Stolz; welche haben so viel gelernt, daß sie über alles reden können wie ein Buch, verschütten aber bei Tisch die Saucen, und anstatt daß sie sich mit Stolz als Deutsche bekennen, scheinen sie vielmehr eine gewisse Verlegenheit darüber zu empfinden, nicht Franzose oder Engländer zu sein.“

Fifi mußte am folgenden Abend abermals im Cursaal singen, zu welchem Zweck ihr die russische Fürstin ein neues, noch schöneres Kleidchen

als das vorige sandte. Auch der Blumenregen übertraf alles bisher Dagewesene. Mr. Green, der einen ganzen Korb voll geliefert hatte, verfügte sich des Abends zu dem Künstlerpaar, das ihn wie einen alten Freund aufnahm. Da er sah, wie sich Fifi, die sich weniger müde als am vergangenen Abend zu fühlen schien, mit dem Unterbringen ihrer Blumen beschäftigte, schickte er den Doctor mit dem Auftrage fort, herbei zu schaffen, was er an Vasen und Glaskörbchen aufzutreiben vermöge. Alsdann gab's ein großes Fest für die Kleinen, alle wollten helfen, auch die, welche schon in den Betten lagen, kamen zum Vorschein. Immer von Neuem mußte die Lehrersfrau die Wasserflasche füllen und immer bedenklicher wurde ihr Gesicht beim Anblick der tropfenden Blumen, die Boden, Tische und Stühle überschwemmten. Aber so lebhaft es herging, so täppisch sich oft die Jüngsten geberdeten, Fifis zarte Stimme hielt sie alle im Zaum; jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt, nie fiel ein hartes oder unwirsches Wort ihr gegenüber, und gab's zwischen den Brüdern Zwist, so genügte ein Blick der Schwester, um Ruhe herzustellen. Madame Olivia schaukelte sich anmuthig auf den zwei hinteren Beinen ihres Stuhles, sich am Arme des neben ihr sitzenden Gatten festhaltend, so oft sie Gefahr lief, hintenüber zu fallen. Sie sprach unaufhörlich, machte die Herren mit Einzelheiten ihres wenig erquicklichen Lebenswandels bekannt und schwelgte in Fremdwörtern. Mr. Green, der unbeweglich wie ein Bild von Stein unter der lauten Gesellschaft saß, überkam wieder eine Angst um die reine Natur des Kindes; er wandte sich, unbekümmert um Madame Olivias Geschwätz, mit ein paar eindringlichen Worten an den Doctor, der sich sofort bereit zeigte, Mr. Greens Aufforderung nachzukommen; „Mr. Green," hub er an, „läßt Ihnen durch mich eröffnen, daß er mit Ihrer Erlaubniß seine zukünftige Braut zu seinen Tanten nach England bringen möchte, respective würde eine der Tanten kommen und Fifi abholen. Mr. Green ist der Ansicht, daß des Kindes Zartheit ein ruhiges regelmäßiges Leben erfordere, und ist gewillt, den Eltern eine Summe zur Erziehung der anderen Kinder zu hinterlegen. Mr. Green fügt hinzu, daß es Pflicht der Eltern sei, für das Wohl ihrer Kinder einzustehen. Es ist unter allen Umständen Mr. Greens Meinung — daß — kurz, daß für gewöhnlich die Eltern für die Kinder sorgten und nicht umgekehrt."

Die Stille, welche auf diese Worte folgte, beengte sogar Mr. Green. Madame Olivia vergaß zum ersten Mal an sich selbst zu denken, und öffnete mit Natürlichkeit den Mund, erst den Dolmetscher, dann den Engländer anstarrend. Er, Bergen, knickte förmlich zusammen: „Ein Unstern waltet über mir," keuchte er, „was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie mich an mein grenzenloses Elend erinnern!"

Fifi war aufmerksam geworden; in jeder Hand ein paar Blumen trat sie in den Kreis der Großen, eines nach dem andern fragend an-

blickend. Als sie ihren Vater ächzen hörte, ging sie auf ihn zu und setzte sich auf seine Knie, das Köpfchen zärtlich gegen seine Brust lehnend.

„Liebling," rief Madame Olivia und warf sich zu des Kindes Füßen, „Mr. Grün meint, es sei nicht recht, daß Du für uns singst, es reibe Dich auf — Du möchtest mit ihm kommen, meint er —"

Fifi richtete ihr großes Auge strafend auf den Engländer und schaute ihn so eine ganze Weile unverwandt an, dann sagte sie: „Was soll aus den Kindern werden, wenn ich nicht mehr singe?"

„Er sagte, er wolle für Deine Brüder sorgen," flüsterte Bergen über Fifis Haupt hin. Eine leise Röthe färbte das feine Gesichtchen: „So gut wie ich kann er's gewiß nicht, niemand kann's" — erklärte sie, hierauf sprang sie mit dem Ausruf von des Vaters Schooß: „Dodo, Du wirfst mir meine Blumen untereinander —"

Und unbekümmert um das, was ferner geredet wurde, versenkte sie sich ganz in ihre Lieblingsbeschäftigung. Madame Olivia aber schaukelte sich wieder in alter Sorglosigkeit auf ihren zwei Stuhlbeinen, und Bergens Miene brachte niemanden auf den Gedanken, daß er ein Elend mit sich herumtrage. Mr. Green hatte abermals ein paar Worte an seinen Dolmetscher gerichtet und dieser entledigte sich diesmal seiner Aufgabe mit großer Bereitwilligkeit, handelte es sich doch um eine Sache, die ihn längst interessirte. Ohne zu beschönigen, stellte er die Eltern ob ihrer Sorglosigkeit in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder zur Rede; er richtete die Frage an sie, was eigentlich aus den kleinen Burschen einmal werden solle, wenn sie einstens ohne genügende Schulkenntnisse an die Wahl eines Berufes denken müßten? Weder Herr noch Frau Bergen waren im Stande hierauf eine befriedigende Antwort zu geben, geberdeten sich aber unendlich dankbar und glücklich als sie von Mr. Greens Absicht erfuhren, die Kinder durch den Doctor unterrichten zu lassen.

Es war nicht allein die Sorge um die Zukunft seiner kleinen Schwäger, welche Mr. Green veranlaßte, diesen Schritt zu thun. Er hoffte durch die Unterrichtsstunden, denen er beiwohnte, nach und nach Fifis Zutrauen zu gewinnen, so daß sie schließlich doch einwilligte, seinem Wunsch zu folgen. Mit jedem Tag wuchs die Sehnsucht in ihm, die ideale Gestalt des Kindes vor dem Schicksal des Sinkens zu bewahren, und mit diesem Wunsch wuchs gleichzeitig eine immer lebhaftere Abneigung gegen Madame Olivia. Was die Unterrichtsstunden anbelangte, so hatten diese einen durchaus eigenthümlichen Charakter, gegen den weder die Pedanterie des Doctors, noch die Energie des Engländers etwas auszurichten vermochten. Es wurde schließlich ignorirt, wenn die Kinder, statt an dem Tisch zu sitzen, darauf saßen oder lagen; ebenso wenn es Dodo beliebte, an Mr. Greens Rücken emporzuklettern, um über dessen Schulter den Unterricht mit anzusehen. Gewisse Dinge aber gingen bei Mr. Green nicht durch; so zum Beispiel,

wenn Friede seine Stunde mit dem Jüngsten auf dem Arme nehmen sollte, während Madame Olivia auf dem Sopha lag und einen Roman las. Der Engländer pflegte das Kind dann mit großer Vorsicht hinten beim Röckchen zu nehmen, und es so über den Tisch hinüber der Mutter in den Schooß spazieren zu lassen. Eine unbedingte Verehrung für den zukünftigen Schwiegersohn machte Madame Olivia gegen seine Eingriffe unempfindlich. War endlich alles Störende in Gestalt des Kleinsten und der anderen sieben Sachen, welche auf dem Tisch herumlagen, und von Mr. Green nur mit dem Stöckchen berührt wurden, glücklich auf die Seite geschafft, so nahm der Unterricht seinen Anfang. Der linkische Dolmetscher entpuppte sich als ein wahrhaft tüchtiger Lehrer, der es vortrefflich verstand, das kleine, unruhige Volk zur Aufmerksamkeit zu zwingen; Mr. Green war erstaunt über die lebhaften Aeußerungen von Begeisterung, Unwille und Abscheu, die den Kindern entfuhren, gab ihnen der Lehrer zum Schluß der Stunde eine edle oder schlechte That aus der Geschichte zum Besten. Er sprach sich darüber gegen den Doctor aus, den er jetzt erst, seit er seinem Unterrichten beigewohnt, für einen Menschen hielt, mit dem sich möglicherweise dann und wann eine Meinung austauschen ließ.

„Diesen Kindern," sagte der junge Mann, „fehlt nichts als Erziehung; begabt, begeisterungsfähig, warmherzig, ohne Falsch, sind es reine Naturproducte, in einer Atmosphäre von Liebe aufgewachsen, was ihnen bis jetzt das Zuträglichste war. Später macht sie Untüchtigkeit zu irgend welcher Arbeit entweder zu Schwächlingen, wie der Alte einer ist, oder ist ihr Begehrungsvermögen schärfer entwickelt, zu Verbrechern. Hier fände sich ein schönes Material für den Pädagogen und wenn es Ihre Absicht ist, aus diesen sieben gesunden lebensfrischen Burschen tüchtige Weltbürger zu machen, so hätte das unmündige Elternpaar seine Vorsehung gefunden, Sie aber, Mr. Green —" Der Engländer steckte plötzlich die Hände in die Tasche, und rannte wie besessen über den Marktplatz des Badeortes; er war für seine Würde besorgt wie ein Fürst; persönliche Anspielungen oder gar Belobungen, wie sie der Doctor mit Vorliebe im Munde führte, paßten für Kinder und nicht für ihn. Mit großer Mühe suchte der Dolmetscher mit seiner zusammengedrückten Brust und den ungeschickten Beinen an des hochgewachsenen Mannes Seite zu bleiben.

„Ich habe, Mr. Green, von frühester Jugend Kinder unterrichtet und Gelegenheit gehabt, die verschiedenartigsten kennen zu lernen und zu beobachten, aber nie ist mir eine Erscheinung vorgekommen, Mr. Green, wie die Fifis, welche ich weit über ihre Jahre geistig entwickelt nennen möchte, obwohl sie weder lesen noch schreiben gelernt, sich sogar ausdrücklich weigert, an den Stunden der Brüder theilzunehmen. Gewiß haben Sie, M. Green, so gut wie ich bemerkt, welch ein schläfriges, durchaus mattes Wesen die Kleine den Tag über zur Schau trägt, um des Abends plötzlich zu einem

doppelten Leben zu erwachen. Je näher die Stunde kommt, in der sie ihre Aufgaben erwartet, desto fanatischer glänzen ihre Augen, desto lebhafter röthen sich ihre Wangen; der ganze kleine Körper scheint durchglüht von dem Bewußtsein einer hohen Aufgabe, und ist diese gelöst, erschöpft sich das krankhaft erregte Gemüth des Kindes mit seiner letzten Kraft in der beinah unheimlichen Leidenschaft für Blumen. Ist es nicht, als habe sich alle Ueberschwenglichkeit der Eltern in diese zarte Knospe geflüchtet, während die anderen Kinder sich einer vollkommenen geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen? Ich habe ihr genau die Uebel beschrieben, welche daraus entstehen, wenn Kinder nichts lernen wollen. Haben Sie gehört, was sie mir darauf erwiderte? ‚Das ist Alles nicht traurig, es wäre nur traurig, wenn ich nicht mehr singen könnte.'"

„O," sagte der Engländer, „ich habe es schon mit ganz anderen Dingen aufgenommen, als mit einem Kinderkopf."

Während nun der Doctor bald ganz in der Freude über seine begabten Zöglinge schwelgte, gereichten auch dem Engländer die Stunden in dem Künstlerheim mehr und mehr zum Vergnügen. Er sah mit Staunen, wie sich die genialen Kindernaturen dem pedantischen, aber wohlwollenden Lehrer unterordneten; er begann sich für ihre Charaktereigenschaften zu interessiren, ließ ihnen englische Anzüge machen und rannte mit ihnen spazieren.

Eines Morgens beim Frühstück theilte er dem Doctor seinen Plan mit, Fifi den Eltern zu rauben, da er sonst keine Möglichkeit fände, das Kind vor einer unglücklichen Zukunft zu bewahren. Er stieß aber bei seinem Dolmetscher auf keinen geringen Widerstand. Der sonst so bescheidene, sich in alles fügende Mensch kehrte plötzlich eine Festigkeit heraus, die der Engländer nie bei ihm vermuthet hätte; er war der Ansicht, daß der Raub eines Kindes eine ungesetzliche That sei, die nichts beschönige, nicht einmal der Vortheil, der dem Kinde daraus entstehe.

Mr. Green zerlegte während der Rede des Doctors mit großer Ruhe seine Hammelscotelette und verspeiste sie, hierauf rührte er seinen Thee um, nahm einen Schluck und sagte zwischen diesem und dem zweiten: „Ich werde meinen Willen durchsetzen, wenn auch nicht auf diesem Wege; wetten wir einige hundert Pfund."

Der Doctor erklärte, daß er nichts zu verwetten habe, was den Engländer zu dem großmüthigen Anerbieten veranlaßte: „Verlieren Sie, genügt mir Ihre Erklärung, daß ich Recht gehabt; verliere ich, zahle ich Ihnen die Summe aus."

Eben mit neuen Plänen für sein Unternehmen beschäftigt, erhielt Mr. Green ein Telegramm, das ihn schleunigst nach England an das Todtenbett seiner Tante Mab rief. Der Doctor sollte zurückbleiben und fortfahren die Kinder zu unterrichten. Mr. Green übergab ihm seine Adresse und fügte eine Summe Geldes für etwaige Verlegenheiten der Familie

hinzu; in längstens drei Monaten gedachte er zurück zu sein. Der Doctor, der sich zum ersten Mal im Besitze einer ansehnlichen Summe sah, kämpfte mit schlaflosen Nächten als Hüter derselben.

Was das Künstlerpaar anbelangte, so glaubte dieses das Möglichste geleistet zu haben, indem es vier Wochen an demselben Orte ausgehalten. Auch war nicht nur Mr. Green, sondern auch die russische Fürstin, welche Fifi mit Anzügen und die Kinder mit Süßigkeiten versorgt, abgereist. Ein Badeort in der Schweiz wurde zum Aufenthalt erwählt, und der Doctor, der Fifi sehr elend aussehend fand, hoffte von der höheren Luft Stärkung ihrer Gesundheit. Mit dem Herannahen der Abreise erschien ein Heer von Rechnungen in der Künstlerwohnung; auch ein Gläubiger des vorigen Aufenthaltes kam mit nicht unbedeutenden Forderungen. Es stellte sich heraus, daß von der reichlichen Einnahme der letzten Wochen nichts erübrigt worden war, und der Doctor griff in den ihm anvertrauten Beutel. Er erschrak über das Loch, den dieser Griff zurückließ, und als nun noch die Reisekosten der ganzen Familie dazu kamen, verlor der junge Mann, der sich niemals mit großen Ausgaben abgegeben hatte, vollends den Kopf. Er machte den Eltern bescheidene Vorstellungen, daß es nicht in dieser Weise weiter gehen könne, er stotterte etwas von grenzenloser Verlegenheit, in die man durch Mangel an wirthschaftlicher Ordnung gerathe, allein obgleich das Künstlerpaar den Lehrer der Kinder mit liebenswürdiger Geduld ausreden ließ, der Eindruck seiner Worte war nur ein geringer.

Für die ersten Wochen fand sich in dem kleinen Städchen wirklich ein begeistertes Publikum, das immer wieder kam, und von dem Gesang und der eigenen Anmuth des Kindes hingerissen, nicht müde wurde, Blumen und Süßigkeiten zu spenden. Allein keine russische Fürstin versorgte mehr die kleine Künstlerin mit Spitzenkleidchen und mehr und mehr verrieth die Erscheinung des Kindes einen Mangel an Ordnung und gutem Geschmack. Auch bemerkte der Doctor mit Schrecken, daß Fifis Stimme zuweilen wie verschleiert klang, und ihr die hohen Töne eine merkliche Anstrengung verursachten. Er wollte die Eltern darauf aufmerksam machen, allein diesen klang die Stimme des Lieblings ganz so hell wie früher, und da Fifi auf ihre Frage, ob sie das Singen anstrenge, mit einem entschiedenen nein antwortete, so lächelten sie über die besorgte Miene des Doctors. Der junge Mann befand sich in einer verzweifelten Lage. Er konnte das leichtsinnige Thun und Treiben seiner Umgebung nicht gut heißen, hatte aber die Energie nicht, sich dagegen aufzulehnen. Bergens überschütteten ihn mit Aufmerksamkeiten; Geschenke der theuersten und unpraktischsten Art bauten sich in seiner Stube auf. In der Weise, wie sie ihm überreicht wurden, verrieth Madame Olivia eine wahrhaft liebenswürdige Phantasie. Bald war es Fifi, die ihn beim Frühstück überraschte; mit der Anmuth einer Fee brachte sie ihm die Gabe der Eltern dar, Verse, welche die Mutter gedichtet, durch die Lieblichkeit ihrer Stimme veredelnd. Oder es war

Dodo, den er die Treppe heraufstampfen hörte, und der dann mit einem Teller schwerer Trauben beladen über seine Schwelle fiel oder stolperte, Ranken im lockigen Haar. Verfügte sich der Doctor, nachdem die Kinder ihn verlassen, in heller Wuth in's Familienzimmer, um die Eltern ob all' der Uebertriebenheiten ohne Sinn und Verstand zur Rede zu stellen, ließ ihn gewöhnlich seine Entrüstung im Stich Angesichts dieser sorglos fremdlichen Menschen.

Der Fremdenverkehr in dem Badestädtchen war ein zu geringer, als daß die Concerte auf die Dauer einen gleich lebhaften Besuch erfahren hätten. Ein neuer Ortswechsel erfolgte, nachdem der Doctor unter einem Berg von Rechnungen auch die für seine kostbaren Geschenke entdeckt und bezahlt.

Als die Blätter Fifis Ruhm in dem neuen lebhaft besuchten Badeorte ausposaunt hatten und sie zum ersten Mal in dem von eleganter Welt strotzenden Cursaale stand, erschrak der arme Doctor bis in's Innerste seiner Seele ob der wenig vortheilhaften Erscheinung des Kindes. Madame Olivia hatte die holde Gestalt durch ein Uebermaß von Schleifen verunziert, deren grelles Roth die geisterhafte Blässe des schmalen Gesichtes um so schärfer hervortreten ließ. Ihr Gesang erweckte nicht mehr Thränen der Bewunderung, sondern Thränen des Mitleids, und so flogen zum Schluß des Concertes dem Kinde ein paar Blumensträuße lautlos zu Füßen. Der Director des Curhauses aber bedeutete dem Doctor, daß die Stimme des Kindes für den Cursaal nicht ausreiche, ein ferneres Auftreten daher nicht statt haben könne.

In welcher Angst, in welch' stotternden Lauten suchte der Doctor den Eltern die Trauerbotschaft zu überbringen! Allein der Eindruck seiner Worte war ein ganz anderer als er erwartet; blind für Fifis Verwandlung, wandte sich die ganze Wuth der Eltern gegen das kunstunverständige Badepublikum, und ihre Kränkung machte sich in der Verachtung Luft, die sie für die künstlerisch ungebildeten Menschen empfanden. Schlaflos wälzte sich der Doctor die darauf folgende Nacht auf seinem Lager. Die Summe, welche ihm Mr. Green gegeben, und die ihm so groß erschienen, schmolz mit erschreckender Schnelligkeit dahin; brachte Fifis Gesang nichts mehr ein, so wußte er nicht, was aus der Familie werden sollte bis zu Mr. Greens Rückkehr — und falls er nichts von sich hören ließe — hieß es in des Doctors Innern, was dann? Mußte er nicht mit zu Grunde gehen, da ihm die Kinder an's Herz gewachsen waren wie eigene, und er keine ruhige Stunde in dem Bewußtsein gehabt hätte, sie einem jammervollen Schicksal zu überlassen.

Als der Doctor am Morgen erwachte, ertönte aus den Räumen seiner Schützlinge ein so grenzenloser Jubel, ein so markerschütterndes Freudegeschrei, daß des jungen Mannes erster Gedanken war: Mr. Green ist da! Schnell fuhr er in die Kleider und hinüber. Im Mittelzimmer tanzten die Buben wie von Sinnen zwischen Tischen und Stühlen herum und

rannten nun alle mit einander dem Doctor entgegen, ihn umschlingend, an ihm hinauf strebend. Bergen aber kam mit ausgestreckten Armen aus der Nebenstube und verkündete mit einer Stimme und mit einem Gesicht, als ob sich so etwas nur alle hundert Jahre zutrage, daß ihm der Himmel den achten Sohn geschenkt. Erst knickte der Doctor wie von einem schweren Schlag getroffen in die Kniee, dann aber blieb ihm nichts Anderes übrig als zu lachen, womit er in die Arme des glücklichen Vaters sank. Der zog ihn in die Nebenstube, wo Madame Olivia, eine liebliche Schwäche zur Schau tragend, lag, das Neugeborene in den Armen, das sie dem Doctor mit den Worten hinreichte: „Ist's nicht der reine Cherubim?"

Des Doctors Bemühungen gelang es, in einer Concerthalle zweiten Ranges für Fifi Aufnahme zu finden, denn sie bestand darauf zu singen. Er selber rannte herum und bot sich zum Stundengeben an. Einige Eltern waren glücklicherweise gleich bereit, den höchst gewissenhaft aussehenden Menschen ihre Kinder für ein paar Stunden des Tages anzuvertrauen, froh, sie so lange los zu sein. Sank dem Doctor der Muth ob der vielen Pflichten, die er sich aufgebürdet, so richtete er sich an Friedes Beispiel auf, der unverdrossen sein Tagewerk that, die Kinder besorgte, mit Eifer lernte, alle Aufträge gewissenhaft erledigte, und wenn endlich jeder ruhte, des Nachts alle zwei Stunden aufstand, dem schreienden Neugeborenen Milch kochte und ihn herum trug, dazu mit heller Stimme die oft gehörten Arien Fifis singend, denen er den Text seiner zuletzt gelernten Lectionen unterlegte. Und dieses nächtliche Concert beruhigte nicht nur den Säugling, sondern auch des Doctors aufgeregte Lebensgeister, so daß er jeden Morgen mit frischem Muth an seine undankbare Arbeit ging.

Das Volk lauschte jetzt auf Fifis Gesang, und die Silber- und Goldstücke, welche sonst die Kasse gefüllt, verwandelten sich in Kupfer. Die guten Leute, so erfreut sie sich über des Kindes Gesang und dessen Erscheinung zeigten, sie spendeten keine Blumen. Als der Doctor sah, wie Fifis Augen immer größer und schmerzlicher wurden, wie sie nach jedem Lied wie suchend umherflogen und sich schließlich mit Thränen füllten, lief er schnell fort und kehrte nach wenigen Minuten mit einem Strauß wieder, den er dem Kinde in der nächsten Pause zuwarf. Im folgenden Concert that er's wieder, und da flog auch ein zweiter Strauß zu Fifis Füßen.

Allabendlich nun flogen die beiden Sträuße und allabendlich nahmen die Zuschauer mählig und mählig ab. Erst machte sich Mangel in dem Familienkreise fühlbar, dann kam die Noth. Des Doctors Stundengelder reichten knapp zur Ernährung der Kleinsten, die ganze, ihm anvertraute Summe war dahin. Er überwand das Gefühl der Scham, in so kurzer Zeit damit fertig geworden zu sein und schrieb einen langen Brief an Mr. Green, ihm die mit jedem Tag trostloser werdende Lage der Familie schildernd.

Es ging nun etwas stiller her in dem sonst so fröhlichen Kreis; das Abendbrot blieb entweder aus oder erschien in so magerer Weise, daß an sattwerden nicht zu denken war. Madame Olivia flickte die Kleider ihrer Kinder und hungerte mit Heroismus, indem sie Fifi ihren Antheil zuschob, die ihn wieder unter die Kleinen austheilte. Bergen stieß von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus, fand aber trotzdem immer noch Mittel und Wege, in Begeisterung auszubrechen, so über Titus, der an einem besonders traurigen Abend plötzlich mit ernsthafter Miene seine Blechbüchse voll hart gewordener Leckerbissen auf den Tisch leerte, damit eine wahre Festtagslaune hervorrufend. Ein anderes Mal war es Dodo, der die hungrige Familie damit ergötzte, daß er unter der Thüre der Schlafstube erschien, Madame Olivias sehr herabgekommenen Rembrandt mit der ganzen Kraft seiner kleinen Fäuste auf den Lockenkopf drückend, an der entzückenden Kindergestalt hingen die unwesentlichen Ueberreste eines ehemaligen Nachthemdchens.

Es geschah auch, daß der Doctor sich einmal ein Herz faßte und Bergen den Vorschlag machte, Musikstunden zu geben. Dagegen aber erhob Madame Olivia ein großes Wehgeschrei.

„Soll mein Gatte ersticken," schluchzte sie den Doctor an, „haben Sie kein Herz für Athemnoth, der Sie sonst so viel Herz haben! Sehen Sie nicht die Flecken an seiner Weste und seinem Rocke, kann ein Mann wie Michael Bergen so unter Menschen gehen?"

„Gegen Flecken soll's verschiedene Mittel geben," wagte der Doctor zu erinnern, und Bergen klopfte ihm wie immer wohlwollend auf die Schulter und erklärte, er wolle sich den Fall überlegen.

Eines Abends sang Fifi mit tonloser Stimme und eingefallenen Wangen ihre Arien vor einigen wenigen Menschen; der Doctor war zu Hause geblieben; er konnte den Jammer nicht mehr mit ansehen. Da trat Bergen, sein Kind in den Armen, schluchzend und schnaufend in die Stube der Seinen. — „Sie hat," stammelte er und reichte das bewußtlose Kind der aufschreienden Mutter hin, „sie hat keine Blumen bekommen, das brach ihr das Herz." —

Der Doctor rannte nach dem Arzt; als dieser kam, stürzte ihm Madame Olivia völlig aufgelöst entgegen, beinah schreiend die Worte hervorstoßend:

„Retten Sie mein Kind, mein einziges Kind!"

Der Arzt fragte mit einem Blick auf das zarte engelhafte Wesen, an dessen Lager er geführt wurde, warum man ihn nicht längst gerufen.

„Längst," rief die unglückliche Mutter, „das Kind ist ja erst heute Abend krank geworden, es war bisher kerngesund — es hat vor einer Stunde noch im Concert gesungen!" —

Der Arzt schaute ganz erstaunt drein.

„Gesungen — bis jetzt —"

„Alle zwei Abende," bestätigte Bergen, „seit wir hier sind — es werden vier Wochen."

„Geben Sie dem Kind Champagner," verordnete der Arzt, „morgen früh komme ich wieder."

Der Doctor begleitete ihn hinaus.

„Es ist Gefahr?" stotterte er.

„Gefahr?" wiederholte der Arzt, „das Kind hat die Schwindsucht im höchsten Grad, daß das niemand bemerkt haben soll —

„Mein Gott," sagte der Doctor, während ihm die Thränen aus den Augen stürzten, „ich hatte den Kopf so voller Sorgen — die blinde Zuversicht der Eltern lullte mich ein, und das Kind klagte nie."

Er eilte in die Nacht hinaus, um ein Telegramm an Mr. Green zu senden. Auch Madame Olivia schrieb an den fernen Freund, ohne es jedoch für nöthig zu finden, sich nach dessen Adresse zu erkundigen; sie sandte ihren Brief an Mr. Grün in England, vormals im Bade X., und dies veranlaßte die Post, das Schreiben direct nach dem Badeort zu senden, wo Mr. Green gerade eintraf, um den verklerten unordentlichen Brief in Empfang zu nehmen. Des Doctors Nachrichten hatten ihn nicht mehr in England getroffen.

„Euer Wohlgeboren, theuerster Mister Grün," lauteten Madame Olivias Worte.

„In der Noth meines Herzens mit dem Schrei einer getroffenen Mutter wende ich mich an den fernen Freund. Wen die Götter lieben, dem schenken sie einen Freund, an dessen Trost und Güte man sich aufrichte in der Stunde der Gefahr. Es ist Ebbe eingetreten in dem Meere unseres Lebens, eine harte Prise hat uns auf eine wüste Sandbank geworfen, wo Raben nisten statt Menschen, die schwarzen Herzens und regungslos dem Gesang unseres Lieblings lauschen und oh, keine Blumen werfen! Dieser Engel in Menschengestalt, der von uns Allen heiß geliebte Doctor, warf von seinem schwerverdienten Geld allabendlich ein Sträußchen so wie ich, die ich das nicht unterlassen konnte. Aber oh, Mr. Grün, der Frauen Loos ist vor allem kläglich schlecht auf Erden, es kam ein Abend, da lag mein Herz in wildem Mutterstreite, indem die Kleinen nach Milch schrieen und so gewaltiger Jammer mein Herz erweichte, daß ich die letzten Groschen für sie hingab und damit die Möglichkeit, unserer angebeteten Fifi ein Sträußchen zu werfen. Da ging die Thür weit auf und mein Michael, der geliebte Gatte meines Herzens, erschien, das leblose Kind in den Armen mit gebrochenem Herzen. Still liegt sie in ihrem Bettchen, es schluchzt der arme Mann im Schlaf, von Zeit zu Zeit erscheint der Doctor, dieser Engel in Menschengestalt in Strümpfen und beugt sich

über das holde Kind. Mit kräftigen, stärkenden Mitteln zum Beispiel wie der Arzt sagt, mit Schampagner wäre ihr bald geholfen, allein es weigern sich die Menschen, wo wir auch anfragen, uns eine Summe zu leihen.

So helfen Sie uns, seien Sie unser Retter in der Noth, hören Sie den Schrei eines Mutterherzens und Gott segne Ihre sämmtlichen Absichten und Verwandten. Ich selbst aber bin in ernsten Studien begriffen, um anstatt unserer armen Fifi, die vorläufig nicht singen soll und um uns vor dem Hungertode zu bewahren, einen öffentlichen Vortrag über die Würde der Frauen im Concertsaale zu halten.

Indem ich Sie nochmals im Namen Fifis und ihrer hungrigen Brüder, zu denen sich ein achter Gerubim gesellt, der den Namen Euer Wohlgeboren tragen soll und den ich nicht kenne.

Ihre gebrochene
Olivia."

Das erste, was Mr. Green that, nachdem er diesen Brief gelesen, war, sich in einen Wagen zu werfen, der ihn vor eine gut beleumundete Knabenerziehungsanstalt brachte, wo er sich in Zeit von fünf Minuten mit dem Director dahin verständigte, daß dieser vier der Bergen'schen Knaben zur Erziehung nehmen und daß die anderen mit ihrem sechsten Jahr bei ihm eintreten sollten. Auch für den Doctor fand sich eine Stelle in dem Hause, indem der Director sich gerade mit der Anstellnng eines neuen Lehrers trug, und von Mr. Greens kurzer, aber energischer Empfehlung beeinflußt, sich bereit erklärte, es mit dessen Schützling zu versuchen. Hierauf verfügte sich Mr. Green mit einem Dolmetscher zu dem alten Lehrerpaare, wo vormals Bergens gewohnt, und machte hier einen festen Preis aus für Kost und Wohnung des Künstlerpaares, sowie der jüngeren Kinder.

Im Laufe des anderen Morgens trat er, den Arm voll der schönsten Rosen, in der Behausung des Künstlerpaares ein. Er fand die ganze Familie um das Krankenbett des Lieblings versammelt; der Säugling ruhte etwas abseits in Madame Olivias rothem Rembrandt, den Friede zuweilen geräuschlos über den Tisch schob. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte beim Anblick des Freundes; er konnte keinen Schritt weiter thun, so hingen sich die großen und kleinen Burschen an ihn.

„Nun wird sie gesunden," schluchzte Madame Olivia, „o, nun lächelt sie wieder —"

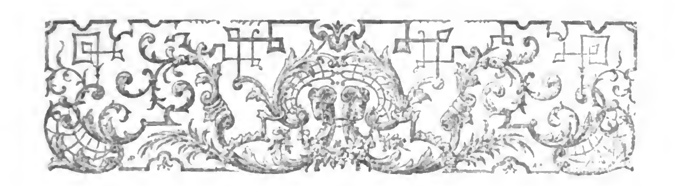
Mr. Green stand und schaute verblüfft auf das schattenhafte Geschöpfchen hin, das kaum noch dieser Erde anzugehören schien. Er schritt, sich mit einem Ruck von den Knaben befreiend, zu dem Krankenlager und legte seine Rosenlast auf der Decke nieder. Heiß stieg's ihm in die Kehle, als er zwei durchsichtige Händchen mit Hast die Blumen umklammern und an sich ziehen sah. Wie durch einen Schleier gewahrte er das gramdurch-

furchte Antlitz des schwerathmenden Bergen, neben ihm den zum Erschrecken abgemagerten Doctor.

„Willst Du etwas, Liebling, was willst Du?“ flüsterte Madame Olivia, da Fifi eine Anstrengung machte, wie um das Köpfchen zu erheben. Das Kind richtete den großen Blick, in den sich die letzte Lebensflamme gerettet zu haben schien, auf den jungen Mann, und dieser beugte sich wie gezwungen zu dem sich leise bewegenden Munde nieder. „Die Kinder“ — kam es wie ein Hauch von den erblassenden Lippen. Und Mr. Green sprach die ersten deutschen Worte seines Lebens: „Ich sorge für sie — auf meine Ehre!“

Der kleine Körper streckte sich, Fifi hatte ihre Schuldigkeit gethan.





Alphonse Daudet.

Von

Ferdinand Groß.

— Wien. —

Wenn wir den Namen nennen, welcher diesen Zeilen als Ueberschrift dient, dann steigen Erinnerungen an Genüsse erlesenster Art vor uns auf. Ob unserem Gedächtnisse der Autor sich als von Laune übersprudelnder Karrikaturenzeichner oder als zart besaiteter Verkünder feinster Empfindung oder als pessimistisch angehauchter Beobachter menschlicher Schwächen oder als Urheber ergreifender Verwickelungen und tragischer Schicksale uns darstellt — immer verspüren wir die Nähe eines vornehmen Geistes, den Athem eines Poeten, und das harmonische Bild seiner Gesammterscheinung wird uns kaum durch den leisesten Makel getrübt. Nicht als hätte Daudet kein Fehl, keine Schwäche; die strenge Kritik weist ihm manche Sünde nach, sie rügt an seinen Romanen, daß diese mehr musivisch gestaltet, mehr in's Breite gestreckt sind, als daß sie sich in organischer Einheitlichkeit schlank aufbauen; das Publikum, welches Daudet, den Erzähler, als Liebling verhätschelt, kommt Daudet, dem Dramatiker, mit Mißtrauen entgegen; aber im Großen und Ganzen macht unser Autor einen wohlthuend erfreulichen Eindruck, weil sein Geschmack auf der Höhe seiner Begabung steht und ihn zwar nicht vor jedem Irrthum, aber vor jeder Verwilderung, vor jeder Brutalität, vor jeder Phrasenhaftigkeit bewahrt und ihn — selbst wenn Daudet hart an den Rand eines gefährlichen Abgrundes geräth — noch im letzten Augenblicke zurückreißt und vor jenen Abscheulichkeiten rettet, an denen so mancher talentvolle Genosse und Landsmann Daudets traurig zu Grunde geht. Um sich einen klaren Beriff davon zu machen, von welch sicherem Tacte Daudet geleitet

wird, braucht man sich nur gegenwärtig zu halten, wie Daudet trotz seiner flammenden Vaterlandsliebe sich nur höchst selten hinreißen läßt, ein ungerechtes Wort wider die Deutschen, die Sieger von 1870/71, auszusprechen. Entschlüpft ihm eines, so gewinnt man den Eindruck, als werde er rasch von Scham darüber erfaßt. Dem Chauvinismus geht er an den Leib, freilich nicht unmittelbar polemisch, aber doch indem er ihn als eine belächelnswerthe Schwäche ironisirt. In „Sappho", dem Roman, den er „seinen Söhnen zum Alter von zwanzig Jahren" widmet — offenbar als Warnung vor der darin behandelten Gefährlichkeit einer Verlorenen — streift er so bedenkliche Gebiete des sexuellen Lebens, wie Zola in „Nana", und zwar in den Beziehungen der Nana zu Mademoiselle Satin, aber wenn irgendwo, so wird hier Einem klar, daß wenn Zwei dasselbe thun, es nicht das Nämliche ist. Was bei Zola verletzt, huscht bei Daudet leicht beschwingt vorüber. Einmal — in der Skizze „Mari-Auto" — überkömmt Daudet die Lust, ein wenig Rabelais zu spielen, aber er geräth von diesem Irrpfade bald wieder ab, er besinnt sich auf sich und zeigt uns wieder sein uns lieb gewordenes Gesicht. Wohlwollende Götter haben Daudet das schöne Geschenk der Selbstkritik in die Wiege gelegt; er vertraut nicht blindlings seiner Phantasie, er hält nicht Alles, was ihm durch den Sinn fährt, für gut und reif genug, um vor die Oeffentlichkeit gebracht zu werden. Man merkt es seinen Büchern an, daß sie das Fegefeuer passiren mußten, ehe sie Eingang fanden in's Paradies. Dadurch unterscheidet er sich unsäglich vortheilhaft von jenen Realisten, Experimentalisten und Naturalisten, welche sich für unfehlbar erklären und in jedem sie treffenden Tadel nur einen Ausfluß persönlicher Feindschaft, hämischen Neides erblicken. Einer der intimsten Kenner des Autors, sein Bruder Erneste*) nennt es denn auch unthunlich, ihn in eine der modernen Schulen einzuschachteln: „Er ist dazu zu wenig der Mann eines Dogmas, zu sehr Gegner jedes Ostracismus, zu unabhängig und zu viel Künstler! Die Anstrengung, ihm eine Etikette aufzukleben, muß vergeblich bleiben. Alphonse Daudet ist er selbst, darin liegt die Wesenheit seiner angeborenen Originalität, der persönliche Stempel seiner Werke." Die Bruderliebe hat in diesem Falle nicht übertrieben; wohl erkennt Alphonse Daudet Gustave Flaubert und die beiden Goncourt als seine Meister an, aber wenn er sich als ihr Jünger declarirt, ist er doch Niemandes Nachahmer, er trinkt aus seinem eigenen Glase. Er bemüht sich, die Wirlichkeit zu belauschen, er wurzelt tief im Thatsächlichen, aber was er gehört und geschaut, das erhebt er zu sich, das vergeistigt er, und über das alltägliche Ereigniß breitet er etwas von der Sonne und von der Farbe des Südens, der ihn geboren. In das Paris, das ihm, dem Meridionalen, schier nordisch erscheinen mag, rettete er sich ein Stück seiner geliebten Provence, aus der er gekommen

*) Mon frère et moi. Souvenirs d'enfance et de jeunesse.

— um Alfred de Mussets hübsches Wort zu gebrauchen — „un rayon de soleil dans le coeur“. Daudets Production hat fast durchwegs den Reiz einer süßen, schwellenden Frucht, die einem von der Natur bevorzugten Boden entsproß. Die Mühe des Hervorbringens ist ihr keineswegs merklich anhaften geblieben; wir brauchen uns nicht durch Gestrüpp zu winden, um dahin vorzudringen, wo der Dichter uns etwas zu pflücken giebt; die purpurnen Rosen und die goldenen Orangen fallen uns in den Schooß, gar oft freilich, während ein wehmüthiges Lied uns umschwirrt, denn auf Daudets Lippen wohnt ein schmerzliches Zittern, und Daudet läßt uns Gräber schauen, auch wenn er sie mit düfteschweren Blumen bedeckt.

Uns Deutschen ist kaum irgend ein französischer Autor so verwandt wie Daudet, dessen unter Thränen lächelnder Humor sich ausnimmt, als wäre er germanischen Ursprunges. In „Le petit Chose“, seiner halb wahren, halb erdichteten Autobiographie, in der er sich als Daniel Eyssette und seinen Bruder Erneste — den guten Genius seiner schriftstellerischen Anfänge — als Jacques Eyssette wegen seiner Fürsorge und Zärtlichkeit auch „Tante Jacques“ vorführt, erinnert er geradezu frappant an Boz Dickens. Ein später entstandenes Werk: „Jack“ ruft ebenfalls unabweisliche Reminiscenzen an den großen Romancier angelsächsischer Race wach. Dieser mag, soweit die letztgenannte Schrift in Frage steht, auf ihn eingewirkt haben, die erstere jedoch entstand, ohne daß Daudet einen Tropfen literarischen Engländerthums in sich aufgenommen hätte. Auf eine directe Erkundigung gab Daudet mir zur Antwort: „Was Sie mich über Dickens fragen, würde einen längeren Brief und mehr Muße, als ich habe, verlangen. Ich habe oft versichert, daß, als ich „Le petit Chose“ schrieb — jenes meiner Bücher, das am meisten von Dickens beeinflußt erscheint — ich nicht eine Zeile von dem großen Romancier gelesen hatte. Seither habe ich ihn allerdings gelesen, ihn lieben gelernt und war bemüht, ihn nicht nachzuahmen. Das wurde mir oft schwer genug . . .“ In „Le petit Chose“ formt er mit Freiheit künstlerisch, was Erneste Daudet in dem schon erwähnten Buche auf die wirklichen Ereignisse reducirt, und Erneste's Buch darf als unentbehrlich gelten für Jeden, der sich mit Alphonse ernsthaft beschäftigen will; namentlich für die Geschichte seiner Anfänge ist es ein entscheidendes Document.

In Nimes am 13. Mai 1840 geboren, scheint Daudet, wie die meisten bedeutenden Schriftsteller, die Lust am Fabuliren von seiner Mutter geerbt zu haben. Diese wird von Erneste geschildert als eine „träumerische, romantische, für Lectüre begeisterte Natur, die lieber mit den Helden der ihre Phantasie beschäftigenden Geschichten als mit den Gestalten der Wirklichkeit lebte“. Durch die Verarmung der Eltern mußten die zwei Brüder — der älteste, Henri, starb in früher Jugend — schon in den Knabenjahren Noth und Kümmerniß durchmachen. In der Schule in Lyon verrieth Alphonse durch eine Ode an Homer sein literarisches Talent und er zählte erst fünfzehn

Jahre, als er für die „Gazette de Lyon" einen Roman: „Léo et Chrétienne Fleury" schrieb. Das Journal ging ein, bevor der Roman ganz darin publicirt war, und das Manuscript gerieth in Verlust. „Obwohl," äußert sich der brüderliche Biograph, „seither mehr als fünfundzwanzig Jahre verflossen sind, ist der Eindruck, den „Léo et Chrétienne Fleury" auf mich hervorgebracht, noch lebhaft genug, auf daß ich mit Recht sagen kann, dieser Roman, wenn er die Oeffentlichkeit erblickt hätte, würde sich neben den übrigen Werken meines Bruders mit Ehren behaupten." Trotz der schon erfolgten literarischen Bethätigung mußte Alphonse sich im Alter von sechzehn Jahren in Alais als Maître des études — spöttisch „Pion" geheißen — verdingen. Der völlige Zusammenbruch des väterlichen Hauses zwang Erneste, sich in Paris eine kleine journalistische Stellung zu suchen. Er ließ Alphonse in die Hauptstadt nachkommen, und hier vollzog sich für diesen eine günstig entscheidende Wendung. Seine unter dem Titel: „Les Amoureuses" erschienenen Gedichte erregten die Aufmerksamkeit der Kaiserin Eugenie; diese empfahl ihn dem Herzog von Morny, des Kaisers Halbbruder, und bei ihm fand Alphonse einen Posten als Privatsecretär. Daudet bedachte sich einen Augenblick, ob er diese Sinecure annehmen dürfe; er bekannte dem Herzoge, daß er Legitimist sei, und schüttelte dazu seine Löwenmähne. „Das thut nichts," lautete die Erwiderung, „ist doch die Kaiserin selbst Legitimistin, aber lassen Sie sich die Haare schneiden . . ." Zu gleicher Zeit öffnete Villemessant ihm die Spalten des „Figaro", wo er von 1859 bis 1861 jene Geschichten in Prosa schrieb, welche zart sind, als wären sie aus Mondschein und Blumenseele gewoben, dabei aber klar und sorgfältig ausgeführt und voll Verheißungen der größer angelegten Arbeiten, welche ihnen in der That nachfolgten. Es sind die „Contes du lundi", die allein genügen würden, um Daudet einen Ehrenplatz in der Geschichte des modernen Schriftthums zu sichern. Zunächst trat er als Dramatiker mit „La dernière idole", „Les absents" und „L'oeillet blanc" auf und 1866 ließ er in „Evénement" die „Lettres de mon moulin" drucken, entzückende Historietten und Stimmungsbilder, graziös in der Erfindung, tadellos in der Form, jedes Capitel für sich ein Kunstwerk. Unter allen Büchern Daudets sind die Briefe aus seiner Mühle mir das theuerste; ich möchte sagen, daß Daudet nirgends so voll und ganz Daudet ist wie in diesem. Er hat nichts Vornehmeres geschrieben, nichts, was uns mit so einfachen Mitteln gefangen nimmt, unser Ohr so berauscht mit Melodien, die er mehr andeutet als singt. Auf diesen dem Umfange nach eingeengten Stücken liegt der Abglanz der Jugend; der Dichter, ein neuer Minstrel, steckt einen Rosmarinstrauch an seinen Hut, und sinnend und träumend weilt er in der von ihm gewollten Einsamkeit in der Mühle von Pampérigouste, „gelegen im Rhonethale, mitten in der Provence, auf einem von Fichten und immergrünen Eichen bestandenen Hügel". Er hat die alte Mühle eigens gekauft, weil sie ihm wie gemacht dazu erschien, um

in ihren Mauern zu grübeln und zu singen ... Und verläßt er sie, so stört ihn nichts in der nahen Umgebung. Wenn er umherzieht und Land und Leute betrachtet, so ergiebt sich ihm immer neue Anregung. Er fragt Francet Mamai, den Dorfpfeifer, um Auskunft über ein provencalisches Sprichwort. „Das finden Sie nur in der Bibliothek der Grillen.“ Und Daudet läßt sich des Näheren vernehmen: „Es ist eine herrliche Bibliothek, wunderbar eingerichtet. Den Poeten steht sie Tag und Nacht offen, und kleine Bibliothekare hüpfen hin und her und zirpen unaufhörlich ihr Lied. Da habe ich manch köstlichen Tag verbracht, und nach einer Woche Suchens auf sonnigen Rasenhalden auf dem Rücken liegend, fand ich, was ich gewollt.“ Man möchte, um Daudet zu charakterisiren, die Meinung aussprechen, alle seine Werke seien der „Bibliothek der Grillen“ entnommen, denn alle haben das gleiche Aroma, die kurze Geschichte, die short-storry, wie der in großen Zügen gehaltene Sittenroman. Wir hören einen mehr oder minder deutlichen Nachklang der „Lettres de mon moulin“ sogar in dem komischen Meisterstücke: „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“, in dessen burleske Elemente wie etwas Selbstverständliches ein Schimmer provencalischen Lichtes hineinspielt. Zwischen die einzelnen Erzählungswerke Daudets fallen immer wieder dramatische Versuche, und zwar außer den vorhin citirten noch: „Le sacrifice“, „Lise Tavernier“, „L'Arlésienne“ „Le frère aîné“ und ein Operntext: „Le char d'or“ (im Vereine mit Paul Arène, Musik von Pessard). Als Sammlungen zerstreut erschienener Aufsätze präsentiren sich: „Les femmes d'artistes“, „Les tableaux de la guerre“, „Robert Helmont“. Den weitreichenden Ruhm Daudets haben seine Romane begründet: „Fromont jeune et Risler aîné“, „Jack“, „Les rois en exil“, „Le Nabab“, „Sappho“, „L'évangeliste“, „Numa Roumestan“ und zuletzt „Tartarin dans les Alpes“, womit der Autor das Sprichwort bestätigt, daß man immer zu seiner ersten Liebe zurückkehrt, und seinen köstlichen Tartarin, der uns schon vor Jahren vorgestellt wurde, in der neuen Rolle des Bergsteigers auftreten läßt. Mehrere seiner Romane hat Daudet mit Hülfe geübter Theatertechniker für die Bühne bearbeitet; diese Adaptirungen, die nur zum Theile auf seine persönliche Rechnung kommen, hatten große Erfolge, während die von ihm direct als solche geschriebenen Dramen nur ein Scheinleben führten und rasch vom Repertoire verschwanden. Eines schickt sich eben nicht für Alle, und Daudet führt einen zu zarten, discreten Pinsel, als daß er die theatralische Decorationsmalerei zu Stande brächte, und die geschickte Schürzung und Lösung eines complicirten Knotens liegt ihm ferne. Die Thätigkeit als Dramatiker, so wenig Lorbeeren sie ihm brachte, muß aber registrirt werden, wenn wir einen Ueberblick über sein Thun und Leben gewinnen wollen. Aus dem Letzteren sind als wichtigere Momente hervorzuheben: 1861 wegen schwerer Krankheit ein Aufenthalt in Algier, 1862 in Corsica, 1863 im heimatlichen Südfrank-

reich, 1867 Verehelichung mit Julie Allard — die ein allerliebstes Buch: „Erinnerungen einer Pariserin" veröffentlicht hat — 1870 Dienst in der Nationalgarde.

Kehren wir nach solch flüchtiger Umschau zu Daudets Anfängen zurück, um seinen markantesten Werken näherzutreten, so machen wir bei den „Amoureuses" Halt, welche Edouard Thierry zu dem Ausspruche begeisterten: „Alfred de Musset hat bei seinem Tode zwei Federn zurückgelassen, jene der Prosa und jene des Verses. Octave Feuillet hat die erstere, Alphonse Daudet die letztere geerbt." Thierry beweist mit diesem Dictum, daß auch die bedeutenden Kritiker nicht unfehlbar sind. Daudet als Lyriker hat keinen Anspruch auf einen ersten Rang. Aus ihm dichteten die Jugend, die Provence, die Unkenntniß der Welt, sein Temperament mußte sich irgendwie Luft machen, und so drückte er in zierlichen Versen aus, was er in den Sternen und in den Thautropfen las, was Blume und Schmetterling ihm dictirten. Emile Zola*) erkennt als hervorstechendste Seite der „Amoureuses" die „note attendrie" und erweist sich als unparteiischer Richter, wenn er bemerkt: „Ohne Zweifel ist die Stelle, die Daudet in der zeitgenössischen Lyrik einnimmt, eine bescheidene, und ich beklage mich wahrlich nicht darüber, daß er sich auf die Prosa beschränkt." Es ist nothwendig, festzustellen, daß ein katholicisirender Zug, welcher die „Amoureuses" vielleicht den Tuilerien werth gemacht haben mag, für uns ein Schaden der Gedichte ist, in denen übrigens trotz alledem das Talent des Verfassers unbestreitbar hervortritt. In dem Gedächtnisse des französischen Publikums hat sich nur eines von Daudets Gedichten lebendig erhalten: „Les prunes", aber auch dieses nur, weil einige beliebte Schauspieler, wie Coquelin der Jüngere, es in den Pariser Salons vorzutragen pflegen. Der Poet erzählt da, seine Cousine und er hätten einander lieben gelernt wegen nichts und wieder nichts — „pour des prunes", wie die unübersetzbare französische Redensart lautet. Die Cousine beißt im Garten in eine Pflaume und giebt sie dann dem Vetter, seine Zähne folgen den Spuren der ihrigen, und „pour des prunes" kommt über Beide die Liebe . . . Den Kindern singt er zu, sie seien jedem Hause, was die Blume dem Rasen, was der helle Stern dem Himmel, was ein wenig Wasser dem gebeugten Rohre ist . . . Er preist die Vögel eines Friedhofes, welche ihre süßen Lieder leise ertönen lassen, um die Todten nicht zu wecken . . . Er feiert ein Paar Mädchenschuhe, halb Seide, halb Ziegenleder, und giebt im Refrain ihr Knistern und Knarren wieder: „Klick! Klack. Das müsset ihr sehen, wie ihre zierliche Sohle sich bäumt — Klick! Klack! — unter silbernen Schnallen, niemals müssig, eilen sie hin und her — Klick! Klack! — und sehen aus wie zwei gescheidte Mäuschen — Klick! Klack! — sie haben den Gang eines Königs, die Eleganz eines Stutzers — Klick! Klack! —

*) Documents littéraires.

und dazu ein gewisses Etwas von Narrethei, von Spottsucht, von Zärtlichkeit — Klick! Klack! — im Winter beim warmen Feuer, wenn das Reisig prasselt und flammt — Klick! Klack! — da lachen sie gern ein wenig, „en laissant voir un bout de jambe“ — Klick! Klack! — leichtfertig sind sie, aber nicht schlecht — Klick! Klack! — und thun von alledem nichts, was viele andere Schuhe vielleicht thun — Klick! Klack! — wir tanzen keine heimliche Polka — Klick! Klack! — auf dem Maskenball in der Oper oder im Casino zu Asnières — Klick! Klack! — höchstens, daß wir zwei Male monatlich in aller Ehrbarkeit — Klick! Klack! — in den Salons befreundeter Stiefeletten ein wenig Bewegung machen — Klick! Klack! — und haben wir uns ausgehüpft, so beten wir Abends, wie es sich gebührt — Klick! Klack! — mit der ganzen Würde zweier Klosterpförtnerinnen — Klick! Klack! — Soll ich euch sagen, wo ich diese Wunder von Niedlichkeit kennen gelernt? — Klick! Klack! — Jedes Klatschmaul kann euch die Geschichte erzählen — Klick! Klack! — nur soviel gestehe ich offen, es passirt mir nicht selten — Klick! Klack! — daß, wenn ich sie sehe, eine Thräne mir entschlüpft — Klick! Klack! — Ich denke daran, daß Alles auf Erden enden muß, auch ein heiteres Gedicht — Klick! Klack! — und daß ein Tag kommen kann, der mich traurig und vereinsamt findet — Klick! Klack! — dann, wenn diese Vögelchen einmal ausfliegen — Klick Klick! — und ich gramerfüllt höre, wie es über die Treppe hinab verklingt: — Klick! Klack!“

Daudet hatte sich erst gefunden, als er sich definitiv auf das Gebiet der Prosa zurückzog. Auf diesem entwickelte er sich Schritt für Schritt. Wir können verfolgen, wie er den Weg nach aufwärts nahm. In seinen kurzen Geschichten finden wir die Keime seiner Romane. Er schlägt Töne an, denen wir später wieder begegnen. Manche seiner „Contes du lundi“ erscheinen uns wie die maquettes, welche die Theatermaler anfertigen, um für die im großen Maßstabe zu bewerkstelligende Ausführung Modelle zu haben. Lesen wir den Roman „Le nabab“, diese Fixirung der Unsittlichkeit, der socialen Verderbniß Frankreichs zur Blüthezeit des zweiten Kaiserreiches, so erinnern wir uns daran, in einer der Contourenzeichnungen, die Daudet ehedem mit freigebiger Hand verstreute, den Nabob, in dessen Wohnung es aussah wie im Salon eines Passagierdampfers, und auch den Massageprofessor, einen der Träger des Romans, gefunden zu haben. In den kleinen Arbeiten taucht auch das Leitmotiv der größeren schon deutlich auf: die Ausgestaltung der „ratés“ (von rater = Versagen einer Schußwaffe, Mißlingen, Fehlschlagen) und der „déclassés“. Er liebt es, Menschen zu schildern, die ihr Ziel nicht erreicht haben, sich über ihre Mißerfolge jedoch Täuschungen hingeben; verfehlte Existenzen, die sich vom Scheine nähren, weil die reale Welt ihnen nichts geboten hat; auf halbem Wege Stehengebliebene, die in beharrlichen Selbsttäuschungen befangen sind; Schriftsteller ohne Verleger, Schauspieler ohne Engagement, Journalisten

ohne Zeitung, Aerzte ohne Patienten, Geschäftsleute ohne Kunden, Diplomaten ohne Posten, Advocaten ohne Clienten, Dichter ohne Einfälle, Bankdirectoren ohne Banken, Bohémiens, die sich einbilden, keine zu sein, Verkannte, welche die Mitwelt für urtheilslos erklären, er giebt diesen Leuten die aus der kirchlichen Terminologie geholte Bezeichnung: „in partibus infidelium“, und in „Les rois en exil“ leistet er nach dieser Richtung das Höchste, indem er die Könige ohne Land, die Bohémiens aus fürstlichem Geblüte, unter seine Loupe bringt ... In Tartarin, dem Helden, der sich immer fürchtet, zieht er diese Gattung Menschen auf das Gebiet unwiderstehlicher Komik hinüber. Sonst betrachtet er sie mit Lächeln und mit Bedauern zugleich, und wenn er mit der Aufzählung ihrer Eigenheiten unsere Lachlust, so weckt er damit doch auch unser tiefes Mitleid, und wir möchten weinen über all' die seltsamen Gesellen, die sich und die Anderen betrügen. In einer seiner ersten Schriften, in „Les femmes artistes“ — einem Plaidoyer dagegen, daß Künstler und Künstlerinnen untereinander heirathen — erscheint der Mann, „der Proudhon gelesen hat“ und deshalb von seiner Umgebung Respect fordert. In den „Montagsgeschichten“ benutzt Daudet die Humoreske: „Die Vertheidigung von Tarascon,“ um gleich eine ganze Schaar von Leuten vorzuführen, welche mehr in der Einbildung leben als in der Wirklichkeit, Kämpfer in partibus infidelium. Während des deutsch-französischen Krieges singen die Gesangvereine von Tarascon den Chant du départ, trotzdem sie zu Hause bleiben; auf der Esplanade wird ein historischer Aufzug zum Besten der Verwundeten abgehalten, die Bevölkerung theilt sich in ein seßhaftes und in ein marschirendes Bataillon, obzwar keines von beiden den Ort verläßt ... Ein anderes Mal zeigt sich der Unternehmer, welchem Emile de Girardin dreimalhunderttausend Francs zur Gründung eines Journals — versprochen hat. Diese Summe bekommt er nie, aber er nimmt Schriftstellern gegenüber eine Protectormiene an und bestellt bei ihnen Beiträge für das neue Unternehmen ... Sogar in seinen für die Bühne bestimmten Werken weist Daudet den déclassés, den ratés einen Platz an. Er stellt in sein Schauspiel „Le sacrifice“ den Maler Jourdeuil, einen Stümper, der sich einbildet, ein Lionardo da Vinci zu sein, weil er lange Haare trägt, und den seine Frau darob bewundert, daß er es unter seiner Würde hält, für sie und die Kinder Geld zu erwerben. Seine ständigen Redensarten sind: „Die Kunst ist eine Religion“, „Man muß kämpfen“ u. s. w. Auf seinen Sohn, der als Maler Talent besitzt, ist er eifersüchtig und imponirt ihm mit seiner im Jahre 1825 errungenen Medaille, nicht ohne die boshafte Glosse zu machen: „Damals war das schwerer als heute.“ Der Sohn behauptet, die Bilder des Vaters nach Amerika zu verkaufen. In Wirklichkeit stellt er dessen Sudeleien auf den Dachboden und bezahlt die durch die angeblichen Verkäufe erzielten Preise aus seiner eigenen Tasche. Um sich dieses Geldopfer weiterhin auferlegen zu können, muß er sich als Zeichner in einer Tapetenfabrik verdingen, und der eitle, undankbare, in

sich verliebte Vater behandelt ihn fortan verächtlich als Einen, der die wahre Kunst um schnöden Judaslohn verrathen hat . . . In „Fromont jeune et Risler aîné“ läßt Daudet seiner Freude an den ratés unbehindert die Zügel schießen, er gönnt sich eine gründliche Befriedigung seiner Passion. Mit einer Sorgfalt, welche eine Frucht des vollsten Behagens ist, schildert er seine Leute. Da ist Herr Chèbe, der Vater Sidoniens, der weiblichen Hauptfigur. Er macht die größten Pläne und ist zu faul, um auch nur den kleinsten auszuführen. Die Mitgift seiner Frau hat er verthan. Aber er betont, daß er zu jung sei, um sich zur Ruhe zu setzen. Nachdem seine Tochter Sidonie den Fabrikanten Wilhelm Risler geheirathet hat, miethet Chèbe einen Laden, schreibt auf eine Tafel davor: „Commission — Exportation“, wiederholt immer wieder die Phrase: „Ich bin ein Kaufmann, der Sohn eines Kaufmanns,“ arbeitet aber in seinem Geschäfte nicht das Mindeste und tröstet sich mit der Ausrede, er sei nicht für sitzende Lebensweise gemacht, er tauge nur für den „commerce debout“. Seitdem er einmal aus einem Wagen gefallen ist, setzt er seinen Stolz darein, daß ihm dasselbe passirt ist wie dem Herzoge von Orleans. Wenn er für seine Familie zwei Brioches für drei Sous eingekauft hat, kommt er ermüdet nach Hause und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Der Schauspieler Delobelle übertrumpft den alten Chèbe bei weitem. Seit fünfzehn Jahren sind die Bühnenleiter so boshaft, ihn nicht zu engagiren, trotzdem er von den Abonnenten in Alençon einst einen goldenen Lorbeerkranz bekommen. Vorderhand muß er sich von Frau und Tochter, die mühsam Handarbeiten machen, erhalten lassen. Er posirt immer, und da er keine Gelegenheit findet, aufzutreten, macht er die Welt zum Theater und faßt sein bürgerliches Dasein als dankbare Rolle auf. Wir werfen einen Blick in sein Wesen, während er dem Hochzeitsmahle von Sidonie Chèbe und Wilhelm Risler beiwohnt: „Man möchte sagen, daß er angesichts eines vollen Hauses an einer Mahlzeit von cachirten Gerichten Theil nahm; um so mehr machte er den Eindruck, eine Rolle zu spielen, als er sicher darauf rechnete, im Laufe des Abends sein Talent in Anspruch genommen zu sehen, und seit Beginn der Tafel seine schönsten Declamationsstücke durchging, wodurch sein Gesicht einen unbestimmten, zerstreuten Ausdruck bekam, jenen Ausdruck erkünstelter Aufmerksamkeit, wie ihn der Schauspieler auf der Scene hat, wenn er sich den Anschein geben muß, als höre er auf die Reden der Anderen, während er in Wirklichkeit nur sein Stichwort erwartet.“ Seine Frau, welche den Glauben an ihn nicht verloren hat, theilt mit ihm die Ueberzeugung, daß er kein Recht habe, der Kunst zu entsagen. Droht er, zu resigniren, so beschwört Madame Delobelle ihn, das nicht zu thun, und der gute Mann giebt nach und gedenkt mit Rührung der Erfolge von ehemals, von denen außer ihm Niemand etwas weiß. Zum Nachtessen erscheint er sehr spät, weil der Schauspieler über die Abendstunden nicht frei verfüge. Im Laufe der Zeit wechselt er — immer „in partibus infidelium“

— mehrmals das Rollenfach, und um dieses auszuüben, fehlt ihm lediglich ein intelligenter Director. Während seine Tochter Désirée todtkrank darniederliegt und er darüber wirklich erschüttert ist, spielt er auf den Boulevards den verzweifelten Vater; er führt in den Schauspieler-Caféhäusern seine gerötheten Augen und seine blassen Wangen spazieren, und wenn man ihn nach seinem Befinden fragt, schüttelt er mit einer nervösen Bewegung den Kopf, hält mit sichtlicher Mühe die Thränen zurück und wirft einen Blick voll Ingrimms gegen den Himmel. Désirée stirbt, und beim Leichenbegängnisse kommen sie Alle zusammen, die Kameraden Delobelles, und gruppiren sich, auf der einen Seite die berühmten, auf der anderen die unberühmten, Alle in schwarzen Handschuhen und mit gebrannten Haaren, theilen stumme Händedrücke aus und nehmen Jeder genau die Miene an, welche ihrem Rollenfache entspricht.

Eine Generalversammlung aller erdenklichen ratés veranstaltet Daudet auch in „Jack“ in dem „Buche des Mitleids, des Zornes und der Ironie“, wie er selbst es auf dem Widmungsblatte nennt. Im Vordergrunde steht der Dichter d'Argenton, der große Dichter, der seit zehn Jahren den Titel seiner Dichtung „Die Tochter des Faust“ fertig hat und in den Zeitungen regelmäßig nachsieht, ob dieselben sich nicht mit dem unsterblichen Werke beschäftigen, das er zu diesem Titel schaffen wird. Auf die „Tochter des Faust“ sollen lyrische Gedichte: „Les passiflores“ und blutige Satiren: „Les cordes d'airain“ folgen; von alledem ist aber nicht eine Zeile niedergeschrieben, d'Argenton producirt nur Aufschriften und Bücherrücken. Bis auf Weiteres versorgt ihn Ida von Barancy, die Wittwe eines Edelmannes, der nie gelebt hat, und er erbaut sich auf ihre Kosten ein Dichterheim mit der Devise: „Parva domus, magna quies.“ Mit Zeitungsherausgebern und Bühnenleitern verkehrt er nur, um ihnen — wie er hinter ihrem Rücken behauptet — niederschmetternde Worte zu sagen, die in Ida eine bedingungslose Bewundererin finden. Hie und da verzweifelt er über den schweren Beruf des Schriftstellers, spricht von seinen harten Kämpfen — ganz wie der Maler Jourdeuil und der Schauspieler Delobelle es machen — und eifert unerbittlich gegen alle müßiggängerischen Träumer. Den bedauernswerthen Knaben Idas — den Sohn eines vornehmen Herrn — regalirt er unaufhörlich mit dem Weisheitssatze: „Das Leben ist kein Roman“, und während er sich als Genie geberdet und die für ein Genie obligaten Nervenanfälle hat, verschuldet er, daß Jack elend zu Grund geht. Sogar dessen persönliches Besitzthum vergeudet er, um eine „Revue des races futures“ herauszugeben, die nur einen einzigen Abonnenten findet: den Vater Jacks. Als Ida den großen Dichter kennen lernte, war er Literaturprofessor im Institut Moronval. Herr Moronval und dessen Frau, geborene Decostère, haben eine neuartige Aussprache des Französischen erfunden, repräsentiren also das declassirte Zigeunerthum im Lehrfache. Zu den Intimen dieses edlen Paares gehört außer d'Argenton auch Labassindre, ein Sänger, welcher ver-

sichert, er bekomme nur deshalb kein Engagement an der Großen Oper, weil er ehedem Arbeiter war und man keine aus dem Volke hervorgegangenen Künstler wolle, ferner Doctor Hirsch, ein Arzt ohne Diplom, der alte Schriften über indische und chaldäische Medicin studirt hat und den Leuten heimlich Medicamente in die Suppe streut, um die dann eintretende Wirkung zu beobachten. Sogar unter den Zöglingen des Instituts befindet sich ein Declassirter: Madou-Ghézo, der kleine Sohn des Königs von Dahomey. Im Anfange, so lange die Pension für den exotischen Prinzen bezahlt wird, gilt er als der vornehmste Knabe. Nach des Vaters Entthronung muß Madou-Ghézo Bedientendienste thun und wird schließlich von Doctor Hirsch zu Tode kurirt. Nebenher laufen in Jack noch allerlei andere Leute, die ihr Nichtsthum maskiren: der Schlosser Ribarot, der nie arbeitet, aber immer seinen Lederschurz und in der Hand seinen Hammer trägt; die Näherin Levindré, die erst dann wieder ihrem Berufe obliegen will, wenn sie eine große Nähmaschine für 600 Francs kaufen kann, die aber zu dieser Summe nicht einen Sou besitzt; ihr Gatte, Herr Levindré, ein Goldarbeiter, der keinen Posten annimmt, sondern seinem Berufe nur als selbständiger Unternehmer obliegen mag.

In „Le nabab“ macht die Finanz-Bohème sich geltend, aber jene Bohème, die es — gleich Delobelle, d'Argenton und tutti quanti — nicht Wort haben will, daß sie täglich über vierundzwanzig Mußestunden verfügt. Paganetti di Porto Vecchio, der Bankgouverneur, der absolut nichts in der Welt gouvernirt, steht da an der Spitze der ratés. Delobelle wechselt von Buch zu Buch den Namen und das Aeußere. Er führt in „Numa Roumestan“ den Namen Bompard. „Er ist kein Lügner,“ sagt Numa von ihm „er ist nur ein Mensch von Phantasie, ein erwachter Schläfer, der seine Träume erzählt.“ In „Les rois en exil“ nennt Delobelle sich Christian von Illyrien, und als entthronter König schmuggelt er hinter dem Rücken seiner stolzen Gattin in die mit ihnen in die Fremde gewanderte Krone falsche Edelsteine an Stelle der echten. Er fällt übrigens aus der Rolle, wird seiner Position als König ohne Königthum müde und macht sich über seine Unglücksgenossen weidlich lustig, indem er einmal berichtet: „Jüngst lief ein Bourbon, ein wirklicher Bourbon hinter dem Omnibus her. ‚Complett, mein Herr!‘ Er lief trotzdem weiter nach. ‚Wenn man Ihnen schon sagt, daß der Wagen voll ist, armer alter Mann!‘ Er wurde böse, denn er wollte ‚Monseigneur‘ angesprochen sein. Als ob man Einem den Rang an der Cravatte ansähe!“ . . . Auch unter die Diplomaten geht Delobelle. Als solcher führt er in „L'evangéliste“ den Namen Lorie-Dufresne und ist abberufener und momentan außer Dienst befindlicher algierischer Unter-Präfect. Er hofft, wieder angestellt zu werden, obzwar nichts ihn zu dieser Hoffnung berechtigt. Vorderhand lebt dieser verwittwete Delobelle mit zwei Kindern in einem Winkelgasthofe in Paris, und um seinen einzigen Anzug zu schonen, trägt er zu Hause als

Schlafrock seine verschossene, mit Silber gestickte Amtsuniform. Um etwas zu erwerben, beschäftigt er sich heimlich als Abschreiber von Bühnenmanuscripten. Er besorgt dieses Gewerbe, das er mit seiner diplomatischen Stellung für unvereinbar zu halten geneigt ist, in einem Copir-Bureau inmitten einer Reihe von Genossen. „Sie saßen da," berichtet Daudet, „ein Dutzend rings um einen großen Tisch im Halbgeschosse eines elenden Hotels oder vielmehr eines Nachtasyls in der rue Montmartre, und in dem finsteren Raume, in welchem den ganzen Tag Gaslicht gebrannt wurde, schrieben sie, ohne ein Wort zu sprechen, fast ohne einander zu kennen — durchwegs ausgehungerte arme Teufel mit verfieberten Augen und abgewetzten Rockärmeln, und es roch hier nach Armuth oder noch Schlimmerem. Manchmal tauchte zwischen ihnen ein reinlicher, wohlgenährter pensionirter Militär — im Knopfloche das gelbe Bändchen — auf, der in den Nachmittagsstunden einen Beitrag zu seinem kleinen Ruhegehalt verdienen wollte." Lorie-Dufresne erarbeitet sich täglich 3—4 Francs. Daß er damit nicht sehr opulent leben kann, liegt auf der Hand. „Ihn frappirte die große Zahl ausgezeichneter Mahlzeiten, welche in den Theaterstücken genommen werden: immer Champagner, Hummer, Wildpretpasteten, immer Leute, welche mit vollem Munde, die Serviette unter dem Kinn, plaudern; während er diese Einzelheiten der Inscenirung zu Papier brachte, frühstückte er ein Kipfel für zwei Sous, das er verschämt in der Tasche abbröckelte. Daraus schloß er, daß Bühne und Leben zwei ganz verschieden geartete Dinge sind." Manche in diese Kategorie gehörige Figuren tragen den Stempel der Uebertreibung; Daudet führt mit Freude am Detail aus, was die Wirklichkeit vielleicht nur obenhin skizzirt hat; aber es darf als sicher angenommen werden, daß sich für die überwiegende Anzahl der in seinen Werken enthaltenen Gestalten die Originale erniren lassen. Er bekennt, daß er mehr *findet* als *erfindet*, er geht meist den Spuren des Thatsächlichen nach. So kommt es, daß man in vielen seiner Schriften „romans à clef" sieht. In „Le nabab" soll der Herzog von Mora mehr oder minder indentisch sein mit dem Herzoge von Morny, der Nabob Jansoulet mit dem ehemaligen Deputirten Francois Bravay, die Bildhauerin Felicia Ruys mit Sarah Bernhardt. Hinter der Maske des Numa Roumestan hat man Gambetta gesucht, den ehemaligen Kameraden Daudets in den Tagen der jugendlichen Bohême. Prinz Axel in „Les rois en exil" gilt als Pseudonym jenes Prinzen von Oranien, der vor wenigen Jahren in Folge des ausschweifenden Lebenswandels, den er in Paris geführt, starb. Zu einer besonders schönen Ausgabe seiner Werke hat Daudet Vorreden verfaßt, in denen er aber keineswegs Dogmen und Theorie verkündet, keineswegs seine irdische Mission lehrhaft auseinandersetzt, sondern eine anekdotische Entstehungsgeschichte der Schriften mittheilt. Merkwürdigerweise beruht sogar Jack, dasjenige Buch Daudets, dem man am heftigsten den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit um des Effects willen

machte, auf wirklichen Daten. Jack hieß Raoul D . . ., und mutatis mutandis erlebte er an seiner Mutter ähnliche Dinge wie Jack an Ida de Barancy. Unser Autor ist zu sehr Künstler, als daß er eine Person sklavisch abschriebe; aber er fühlt sich wohl wie der Fisch im Wasser, wenn er einem Modell begegnet, und dann verwendet er nicht nur dessen Eigenheiten, sondern behält, wenn möglich, auch dessen Namen bei. Als er eines Tages mit seinem Bruder Erneste einen Spaziergang im Walde von Sénart machte, begegnete ihm ein mit einem dicken Knüttel bewaffneter Bauer, der ihn zuerst als Monsieur Laudet ansprach, ihn dann richtig Daudet nannte und ihm drohend zurief: „Sie sind es also, der mein Weib in die Bücher bringt! Na, Sie sollen mich kennen lernen!“ Es war der Mann der in „Jack“ vorkommenden Bäuerin Salé. Herr Salé wollte den Dichter durchprügeln, ließ sich aber beschwichtigen . . . Von Auflage zu Auflage des „Nabob“ mußte Daudet die Namen der Personen ändern, weil Mitlebende sich getroffen fühlten; zuletzt erklärte er nothgedrungen, daß Alles, was er in „Le nabab“ über die tunesische Regierung erzählt habe, eine Fiction sei. Solche Episoden beweisen, wie entschieden Daudet sich an die Wirklichkeit anlehnt, und daß er den ausgemachten Realisten beizuzählen ist. Sogar da bleibt Daudet ein Realist, wo er sich der tolllustigsten Fiction hingiebt. Das thatsächliche Ereigniß, vom Poeten bearbeitet, nimmt manchmal den Charakter des Unwahrscheinlichen an, und die Berufung auf Ort, Tag und Stunde nützt nicht viel; dagegen giebt es Zwischenfälle, die sich nie und nimmer ereignet haben können und dennoch wahr sind im höheren Sinne. Solche Wahrheit wohnt Daudets beiden Tartarin-Büchern inne, zwischen denen beinahe zwanzig Jahre liegen. Unablässig beschäftigt Daudet sich mit dem Süden; er hänselt die Südländer und übt damit ein Stück anmuthiger Selbstironie. In Tartarin überträgt er den Don Quixote in's Südfranzösische. Anstatt in der Mancha hat dieser Held seinen Sitz in Tarascon, unweit von Daudets Geburtsort. Tartarin hat nie in der Armee gedient, er zittert vor einem geladenen Gewehr, besitzt aber eine stattliche Waffensammlung, welche den Schmuck seiner Wohnung bildet. Bis zum Alter von fünfundvierzig Jahren hat er Tarascon nicht verlassen, aber er liest fortwährend Bücher über große Reisen und verwegene Jagden. Er scheut keinen Feind. Muthig geht er jeden Abend Schlag neun Uhr in's Casino, um mit dem Commandanten Bravida einige Partien Bézigue zu spielen. Dazu ist er bewaffnet von Kopf bis Fuß; wenn er das Gitter seines Hauses öffnet, schaut er sorgsam um sich, ob Niemand ihm auflauere, und hat er sich hierüber beruhigt, so schreitet er furchtlos weiter und bleibt immer hübsch mitten in der Straße, von wegen der Fenster, die auf ihn herab fallen könnten. Er sehnt sich nach Kampf und Gefahr, und deshalb bedauert er, daß auf dem Wege zum Casino sie ihm niemals begegnen. „Sie“, die Feinde nämlich, die er niederstechen, niederbrennen, in Stücke hauen würde, wenn sie in seine

Nähe kämen „Sie, das war Alles, was angreift, was kämpft, was beißt, was anpackt, was skalpirt, was heult, was brüllt.“ Tartarin gilt unter den Tarasconesen nebenbei auch als ein Mann, der in chinesischen Angelegenheiten vorzüglich Bescheid weiß. Zwei Landsleute, die in Shanghai etablirt sind, boten ihm einmal eine Stellung an. Er lehnte ab, allein über seine Reise war so viel gesprochen worden, daß man sich schließlich einbildete, er sei in Shanghai gewesen, und sich Abends im Casino von ihm über Leben, Sitten und Klima in Shanghai, über das Opium und den chinesischen Handel unterrichten ließ. Unter der Sonne des französischen Südens sieht ein Mann, der nach Shanghai gehen wollte, täuschend einem Manne ähnlich, der nach Shanghai gegangen ist . . . Eines Tages muß Tartarin den kühnen Sprung von erträumten Thaten zu wirklichen unternehmen. Die Anwesenheit eines Menageriebesitzers veranlaßt Tartarin zu derartigen Prahlereien, daß er schließlich, um nicht sogar in Tarascon lächerlich zu werden, sich auf die Löwenjagd nach Algier begiebt. Er kauft zwei Waffenkisten, ein Tagebuch, um seine Eindrücke darin zu verzeichnen, eine Ladung Conserven, Bouillontäfelchen, ein zusammenlegbares Zelt, Matrosenstiefel, zwei Regenschirme, einen Waterproof, eine blaue Brille und eine Reiseapotheke. Er legt eine phantastische Gewandung an: Pluderhose aus weißer Leinwand, hohe Weste mit Metallknöpfen, breite rothe Schärpe um die Hüften, auf dem Haupte eine riesige rothe Mütze mit einer unendlichen blauen Quaste daran. Um jede Achsel hat er ein schweres Gewehr gehängt, in den Gürtel ein großes Jagdmesser gesteckt, auf dem Bauche baumelt ihm eine Patrontasche, an der Seite ein Revolver in ledernem Futteral. Ruhig, stolz, aber etwas blaß zieht er in Begleitung von ganz Tarascon zum Bahnhofe. Auf der Ueberfahrt heult und weint er, weil er seekrank, und vom Jammer geht er zum Schrecken über, sobald er in Algier die schwarzen Lastträger gewahrt, die er für Piraten hält und bei deren Anblick er in den Ruf ausbricht: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Gleich nach der Ankunft in Algier geht er auf die Löwenjagd und erlegt einen Esel, der unter Brüdern 10 Francs werth ist, und für den er 500 Francs Schadenersatz leisten muß. Mitten in seine Thätigkeit als Löwenjäger fällt seine Bekanntschaft mit dem geheimnißvollen Prinzen Gregory von Montenegro und mit der schönen Maurin Baïa. Seine Hoheit der Prinz geruht ein Gauner zu sein und dem leichtgläubigen Tartarin mit dessen Brieftasche durchzubrennen. Die Maurin entpuppt sich als Chansonettensängerin aus Südfrankreich. Nach mancherlei Fährlichkeiten gelingt es Tartarin in der That, einen Löwen zu tödten, aber es ist ein blinder Löwe, der mit hundert anderen zusammen in dem von Mohamed ben Aouda gegründeten Löwenkloster gezähmt und großgezogen wurde. Der Spaß kostet 2500 Francs, und da Prinz Gregory, wie gesagt, mit Tartarins Baarschaft verschwunden ist, muß dieser seine Waffen und was er sonst an Werthsachen hat, zu Geld

machen. Fast nichts bleibt ihm übrig, als das Fell des blinden Löwen und ein Kameel, welches der Prinz für ihn angekauft hat. Das Löwenfell schickt er als Trophäe nach Tarascon. Das Kameel möchte er an Mann bringen, aber Niemand will dieses „Schiff der Wüste" erwerben, und zu Tartarins Entsetzen hat es eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Er bemüht sich, es zu verlieren, es kommt wieder. Er läuft, um ihm zu entkommen, es hält Schritt mit ihm. Er wirft Steine nach ihm, es blickt ihn vorwurfsvoll an und bleibt an seiner Seite. In der Nähe von Algier glaubt er es glücklich los zu sein. Er besteigt die Barke, die ihn zum Dampfer führen soll; da steht das Kameel am Quai — ein vierfüßiger râté, ein déclassé der Thierwelt. „Gehört das Thier Ihnen?" fragt der Capitän. „Keine Spur." Der Capitän nimmt es trotzdem an Bord, in der Absicht, es dem zoologischen Garten in Marseille zu schenken. Auf dem Dampfer wagt Tartarin nicht, auf Deck zu gehen, er fürchtet, das Kameel könne ihn bemerken und durch Zärtlichkeit compromittiren. In Marseille besteigt er den Eisenbahnwaggon, das Kameel jagt neben dem Zuge her, zum Gaudium der Reisenden. Tartarin will darob schier verzweifeln, aber wie er in Tarascon, festlich empfangen, einzieht, das unerschütterliche Kameel hinter ihm, sagt er stolz: „Das ist mein Kameel. Ein herrliches Thier! Es war immer dabei, wenn ich Löwen tödtete" . . . Und nun zeigt Tartarin sich ein zweites Mal unserem Auge. Aus dem Löwenjäger ist ein Alpen-Enthusiast geworden, der d'Argenton, der Delobelle der Bergbesteigung. Der neue Tartarin unterscheidet sich vom alten dadurch, daß dieser ganz und gar im Reiche der Einbildung lebt, während jener wirkliche Erlebnisse hat. Der Löwenjäger ist beherzt den Wagnissen gegenüber, welche seine Phantasie ihm vorspiegelt. Der Bergsteiger besteht allen Ernstes Gefahren, aber er lebt in der Idee, daß es keine sind, und deshalb überkommt ihn keine Furcht. Feig ist der Eine wie der Andere, das Thema von der Feigheit wird nur variirt. Nachdem Tartarin der Löwenjägerei Valet gesagt, wurde er zum Präsidenten des Club alpin gewählt. Er übt sich, indem er im Gebirgsschritte nach rückwärts spazieren geht und am Rande seines Bassins dahinbalancirt wie ein Seiltänzer. Er sieht ein, daß er etwas Großes, etwas Ungewöhnliches thun muß, wenn Costecalde, Vicepräsident des Club alpin, ihn nicht verdunkeln soll. So faßt er den heroischen Entschluß, in die Schweiz zu reisen. Wir sehen ihn im Hotel auf dem Rigi-Kulm anlangen, gewappnet mit Steigeisen, Alpenstock, Eishacke u. s. w., bei welcher Gelegenheit wir unwillkürlich daran denken, wie er zur Zeit des Löwenjägerthums sich für die Expedition nach Algier ausrüstete. In der ersten Nacht läßt er sich zum Sonnenaufgange wecken, er glaubt angesichts des großartigen Naturschauspiels, es sei ein Brand ausgebrochen, fürchtet sich namenlos, thut aber, als wolle er die von der Feuersbrunst bedrohten Hotelgäste retten helfen. Da oben trifft er einen Tarasconesen Namens

Bompard als Courier einer peruanischen Familie. Bompard ist unter seinen Landsleuten als Lügner verrufen — man mag sich vorstellen, was der Mann auf dem Gebiete des Lügens leistet! Tartarin und Bompard überbieten einander in Unwahrheiten, und Letzterer fabelt Tartarin so viel von der Ungefährlichkeit der Schweizer Berge vor, daß Tartarin die Jungfrau heiter und harmlos besteigt, als sei das eine nichtssagende Promenade. Er wird deshalb angestaunt. „So lange es Führer auf den Alpen gab, hatte man einen solchen Bergsteiger noch nicht gesehen." Neben den touristischen erlebt Tartarin noch andere Abenteuer, von denen ich hier nur herausheben will, daß er in zarte Beziehungen zu Sonia, einer russischen Nihilistin, tritt und einmal aus Mißverständniß arretirt wird. Auf der Heimreise begriffen, liest Tartarin in einem Blatte, Costecalde — sein Rivale — beabsichtigte, den Montblanc zu besteigen. Das läßt ihn nicht ruhen. Mit Bompard wieder zusammengetroffen, erfährt er von diesem zwar, die Harmlosigkeit der Schweizer Berge sei eine scherzhafte Erfindung, aber Costecalde soll nicht triumphiren, Tartarin kämpft gegen seine eigene Feigheit an und faßt den Entschluß, im Vereine mit Bompard den Montblanc zu bezwingen. Auf der Bergfahrt machen sie Halt auf einem scharfen Grat — Jeder sucht sich zu retten, indem er das Seil, das ihn mit dem Anderen verbindet, heimlich abschneidet und nun in die Tiefe kollert. Jeder hält den Anderen für verunglückt, sich selbst aber für den Mörder des Begleiters. Bompard kommt als Erster in Tarascon an. Er läßt eine Trauerfeier für Tartarin veranstalten. Während diese düstere Ceremonie sich abspielt, ist auch Tartarin heimgekommen. Da er sich schämt, seinen Plan nicht ausgeführt zu haben, steigt er noch vor Tarascon aus dem Waggon und zieht als Fußgänger bescheiden ein. Bompard schildert, wie Tartarin in die Schlucht fiel und er, Bompard, sich an einem zweihundert Fuß langen Seile hinabließ: „Mehr als zwanzig Mal, meine Herren, was sage ich! mehr als neunzig Mal habe ich mich in den riesigen Abgrund hinabgelassen, ohne bis zu unserem unglücklichen Präsidenten gelangen zu können, dessen Sturz an jenem Orte ich leider durch einige an den Vorsprüngen des Eises von ihm zurückgebliebene Reste festzustellen vermochte" . . . Und indem er so sprach, breitete er auf der grünen Decke ein Stück von einem Backenknochen, einige Barthaare, einen Fetzen von einer Weste, die Schnalle von einem Hosenträger aus . . . In diesem düsteren Augenblicke tritt Tartarin heil und gesund ein. „Und diese Race ist so sonderbar, so leichtgläubig gegenüber den unwahrscheinlichsten Geschichten, den kühnsten, dabei rasch widerlegten Lügen, daß das Auftreten des großen Mannes, von dem die angeblichen Bruchstücke noch auf dem Tische lagen, nur geringe Ueberraschung im Saale hervorrief . . . Man lachte, man drückte einander die Hände, während draußen die Trompetenmusik, der man vergebens Schweigen gebot, hartnäckig den Trauermarsch fortsetzte . . ." Das Alles ist nur der Rahmen, in welchen

sich eine Menge der prächtigsten Humoresken einfügt. Man muß es an der Quelle nachlesen, wie Tartarin und Bompard auf dem Montblanc angesichts ihrer lebensgefährlichen Situation sich gedrängt fühlen, einander ihre Lügenhaftigkeit zu bekennen, Bompard freilich mit der beschönigenden Erklärung: „So wie ich nur den Mund aufthue, werde ich vom meinem provencalischen Temperament gepackt." Man muß Daudet zuhören, wie er Bompard die Fabel entwickeln läßt, die Schweiz sei ein auf Actien gegründetes Casino-Panorama mit künstlichen Seen, Bergen und Gewässern, dem Touristen könne absolut kein Unfall widerfahren, und sogar in der Tiefe jeder Gletscherspalte sei zur Sicherheit der Reisenden ein Bediensteter der Actiengesellschaft postirt.

In einem literarischen Bildnisse Daudets kann der humoristische Zug nicht ausdrücklich genug betont werden, denn der Humor in seiner höchsten Ausbildung ist seine wichtigste Seite. Wohl behandelt Daudet in seinen Romanen spannende und packende Conflicte, wohl greift er hochinteressante Sittengemälde aus unserer Zeit heraus, aber dieses Können theilt er mit anderen französischen Schriftstellern. Seinen Humor hat er für sich allein. Wir lauschen in ihm einem Enkel des Cervantes. Daß Lachen und Weinen bei ihm hart nebeneinander wohnen, thut der hier ausgesprochenen Meinung keinen Eintrag. Der Humor hat das Traurige erkannt und schwebt lächelnd über Glück und Unglück. Er erweist seine Kraft als Gegensatz zu dem Tragischen, das ihm nicht fremd geblieben, und er breitet über vieles Düstere versöhnend seinen lichten Schleier. Dasjenige Buch Daudets, das am meisten Bitterkeit enthält: „Jack", überquillt geradezu von Humor, von dem Humor eines Weisen, der hinter so mancher Uebelthat weniger die Schlechtigkeit als die lächerliche, eitle Verblendung des Sterblichen sucht. D'Argenton ist ein Schurke, aber zugleich ein Sclave seiner Selbstüberhebung, die ihn sein eigenes Dasein mit läppischen, für uns geradezu komischen Nichtigkeiten vergeuden läßt. Auf dem Todtenbette wird er sich eingestehen, daß es denn doch ein verfehltes Leben war, welches er damit verbrachte, den Titel des nie geborenen Poems: „Die Tochter des Faust" zur Welt zu bringen.

Wo Daudets Art von Humor am wenigsten zu Tage tritt: in seinen Theaterstücken, da liegt auch am wenigsten Anlaß vor, den Dichter zu feiern. Diese Stücke enthalten hübsche Episoden, kleine und feine Liebenswürdigkeiten, bewegte Stimmungen — aber es pulsirt in ihnen nicht das dramatische Blut, sie sind mehr Entwürfe zu Dramen als Dramen selbst, Bleistiftzeichnungen und Aquarelle, aber keine kräftig gemalten Bilder, welche das Lampenlicht vertragen. Wenn man sie ausstreicht, fehlt kein Blatt in dem Lorbeerkranze Daudets. In den Romanen, in welchen die Ereignisse ruhig und langsam vorbereitet werden dürfen, findet Daudet mächtige Effecte. Das Buch verlangt diese nicht so unmittelbar, nicht so rapid wie die Bühne. Als Roman hat „Fromont jeune et Risler

ainé“ Furore gemacht, das Theaterstück dieses Namens blieb bei einem halben Erfolge stehen. Im Buche verfolgen wir tiefbewegt die Schicksale des ehrlichen Wilhelm Risler, der sein Leben an die kokette, leichtsinnige, im Innersten verderbte Sidonie Chèbe kettet — diese Sidonie, die nicht nur ihn, sondern auch seinen Bruder Franz verräth und verdirbt, und als Rislers Gattin Fromonts Maitresse ist, um ihren luxuriösen Neigungen fröhnen zu können. Als reinigendes Element geht der alte Kassirer Planus durch den Roman; er vertritt das makellose Gewissen gegenüber der Verlorenheit. Wilhelm bringt sich um, nachdem er erfahren, daß sein Bruder Franz auch in den Netzen der Elenden geschmachtet. Wie Sidonie endet, das erfahren wir nicht. Nachdem sie ihre Schändlichkeit entdeckt sieht, ergreift sie die Flucht aus ihres Mannes Hause, und Wilhelm und Planus entdecken sie später als Chansonettensängerin in einem Café chantant. Weiter hören wir nichts von ihr. Daudet überläßt es uns, zu errathen, zu combiniren, was ihr weiterhin beschieden sein mag, ob ein trauriger Abschluß als Sühne, ob jene Straflosigkeit, welche in dieser besten der Welten manchmal dem Laster blüht . . . der alte Planus, wie er seinen gewohnten Gang nach der Fabrik wieder antritt, blickt vom Montmartre auf Paris, und er schreit, die Faust ballend mit einer Bewegung schrecklicher Entrüstung: „Elende! Elende!“ Und man weiß nicht, ob er zu dem Weibe oder zu der Stadt sprach, ob er Sidonie oder Paris meint . . . Die Charakterstudie ist für Daudet das Wichtigste in seinen Romanen. Er läßt diese lieber mit einem Accord ausklingen, als daß er sie mit einer Begebenheit abschließt. Ida de Barancy, die weibliche Hauptfigur in „Jack“, lebt über die letzte Seite des Buches hinaus. Wir vermuthen, daß sie ihre Tage traurig beschließen wird, nachdem sie Vermögen, Glück, und Leben ihres Kindes dem großen Dichter mit den ewig ungeschriebenen Werken, dem tragikomischen d'Argenton geopfert . . . Eine eclatante Probe dieser Manier, mit der letzten Seite eines Romanes unserer Phantasie noch weitere Arbeit zu überlassen, liegt in dem Ende von „Sappho“. Der von seiner Liebe zu der unwürdigen Fanny Legrand wie ein willenloser Gegenstand hin- und hergeschleuderte Jean Gaussain verläßt Frankreich, wo er einem braven, mit allen Fibern an ihm hängenden Mädchen das Herz gebrochen hat. Er nimmt einen überseeischen Consulatsposten an, Fanny soll ihm nachkommen, Sappho aber — wie Fanny in galanten Kreisen genannt wird, weil sie einem Bildhauer für eine Büste der lesbischen Sängerin Modell stand — ist seiner überdrüssig, heirathet ihren ehemaligen Geliebten Flamant, der um ihretwillen Falschmünzer geworden, und brieflich sendet sie Jean den Laufpaß: „Du bist frei. Du wirst nie mehr von mir hören.“ Aber Jean? Wird die Entfernung ihn von seiner unseligen Leidenschaft heilen? Das sagt uns Daudet nicht. Jeder von uns mag sich nach seinem Geschmacke die ferneren Erlebnisse des jungen Mannes denken . . .

Kehren wir noch einmal zu „Jack“ zurück, und wir müssen eingestehen,

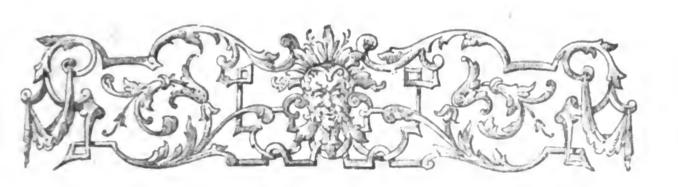
daß nur Dickens in „Oliver Twist" in so rührender Weise das Trauerspiel eines Kindes in Worte gefaßt hat. Niemand wird anders als innig erschüttert den Lebenslauf des Knaben verfolgen, dem das Unglück eine Frau „mit einem Vogelgehirn" zur Mutter und einen vor Eigenliebe kranken raté zum Quasi-Stiefvater gab. Und unsägliche Wehmuth muß uns ergreifen, wenn wir hören, daß Ida de Barancy, nachdem sie d'Argenton in seiner ganzen Hohlheit und Schlechtigkeit erkannt und nachdem sie in lichten Momenten versucht hat, sich an die Brust des Sohnes zu flüchten, diesen vereinsamt im Spital enden läßt und erst mit Gewalt an sein Lager geschleppt werden muß, da es schon zu spät ist. „Todt?" fragt sie. — „Nein," antwortet man ihr mit Recht, „befreit" . . .

Die französischen Leser entzückte Daudet mehr als je zuvor mit „Le nabab" und „Numa Roumestan", weil er da in das Netz des Erzählungswerkes das moderne Frankreich und die Vorgänge hinter den Coulissen des politischen Theaters einfing. Uebrigens ist „Le nabab" als einheitliche Composition vielleicht Daudets gelungenster Roman als solcher. Hier geht er sicheren Schrittes der Versuchung aus dem Wege, den Stoff in tausend Details auseinanderflattern zu lassen — eine Versuchung, welcher er in „Jack" keineswegs so glücklich auswich. Mit „Les rois en exil" beschäftigte sich das große Publikum hauptsächlich deshalb, weil es in dem Buche pikante Enthüllungen über entthronte Fürstenfamilien zu finden hoffte. Diese und jene Stelle kann auf Ex-Fürstlichkeiten gedeutet werden, aber nicht deshalb, sondern trotzdem begegnet das Buch unseren Sympathien; es enthält dichterische Schönheiten, welche den Schwärmern für den roman à clef vielleicht entgehen, so z. B. die Scene, wie die Königin von Illyrien wegen ihres kranken Kindes einen berühmten Arzt aufsucht, und wie wir sehen, daß vor diesem die Fürstin und die Bäuerin völlig gleich sind: bekümmerte Mütter und sonst nichts . . . Eine Culturstudie voll zeitgeschichtlichen Werthes liegt dem Roman „L'évangéliste" zu Grunde. Dieser legt dar, wie protestantische Proselytenmacherei ein weibliches Wesen langsam in das von ihr ausgeworfene Netz zieht. „L'évangéliste" bedeutet ein Seitenstück zur „Madame Gervais" der Brüder Goncourt, jenem merkwürdigen Buche, in welchem die römische Kirche so zielbewußt und energisch nach einem Opfer greift, wie hier die evangelische.

Flüchtig sind hier die einzelnen Schriften Daudets gestreift. Eine literarische Charakterskizze hat nur in allgemeinen Linien einen Autor zu zeichnen. Zudem befindet sich Daudet in der Vollkraft des Schaffens, er hat uns gewiß noch viel zu sagen, und so gehört eine abschließende Darstellung seiner literarischen Wesenheit der Zukunft an. Wir beurtheilen, was er uns bisher geschenkt hat. Aus der Summe dieser Gaben ziehen wir Folgerungen, welche uns nöthigen, Daudet als eine der hervorragendsten Erscheinungen des zeitgenössischen Schriftthums anzuerkennen. Am werthesten ist uns Daudet als Humorist. Als solchen verstehen wir Deutsche ihn,

gleich einem der unserigen, gleich Fleische von unserem Fleische, Blute von unserem Blute. Er hat Bücher geschrieben, welche uns nicht vergessen lassen, daß er ein Franzose ist, andere aber — und die haben wir besonders ins Herz geschlossen — in denen er die Sprache der guten Geister aller Nationen spricht. Wer die „Lettres de mon moulin“ verfaßt hat, der ist der Bruder sämmtlicher gebildeten und empfänglichen Leser auf dem Erdenrunde. Und würden wir ihn — frei nach der Frage des Cardinals von Este an Ariosto: „Herr Ludwig, woher habt Ihr alle die Narrenspossen?“ — interpelliren, er gäbe uns, mit Francet Mamai, zur Antwort: „Das finden Sie in der Bibliothek der Grillen.“





Aeltere badische Fürstenbildnisse.

Von

Hans Müller.

— Berlin. —

Unter die ersten und unmittelbarsten Geschichtschreiber können die Künstler gerechnet werden, welche sich mit der Porträtirung bestimmter Menschen, die der Geschichte angehören, befassen und durch ihre Darstellungen nach der Natur ein für allemal die charakteristische, in die äußere Erscheinung tretende Persönlichkeit festhalten. Sie vermitteln uns nicht allein aus direkter Quelle die zuverlässigste Ansicht von hervorstechenden Individuen und Costümen ihrer Zeitepochen, sondern sie weisen auch selbst durch das mehr oder minder große Maß ihrer Geschicklichkeit auf den allgemeinen Culturzustand und auf die künstlerischen Fähigkeiten ihrer Tage hin. Ihre Erzeugnisse können demgemäß als wesentliche Hülfsmittel der Geschichtsforschung betrachtet werden.

Die Art und Weise dieser Darstellungen ist eine mannigfaltige. Wir begegnen den Porträtkünstlern auf den meisten Gebieten der bildenden Kunst und auf manchen Gebieten des Kunstgewerbes. Die Freskomalerei, Miniaturmalerei, Oelmalerei, Pastellmalerei, Glasmalerei, die graphischen Künste wie Zeichnung von verschiedenster Ausführung, Holzschnitt, Kupferstich und Stahlstich von mancherlei Technik, ferner die Bildhauerkunst und schließlich die Numismatik, Keramik und Steinschneidekunst, alle sind an der Aufgabe betheiligt, die Gestalt und das Ansehen des menschlichen Geschlechtes zu verewigen, wenn auch der äußere Zweck nicht immer derselbe sein mag. Hierbei ist aber von vornherein zwischen dem künstlerischen und dem historischen Werthe dieser Arbeiten zu unterscheiden. Es giebt manche Kunstwerke, die von höchster künstlerischer Bedeutung sein können und der historischen Wissen-

schaft dennoch keinen Dienst leisten, weil sie sich nicht an die Wirklichkeit gehalten haben, sondern vorzugsweise oder ganz der Phantasie ihrer Urheber entsprungen sind, und viele Porträtschöpfungen, namentlich in älteren Zeiten, welche den Anforderungen der Kunst nur theilweise oder gar nicht entsprechen, können für die Geschichtsforschung von zweifelloser Wichtigkeit sein, weil sie mit möglichster Treue nach der Natur und dem Leben gefertigt sind. Wo sich Kunst und geschichtliche Wahrheit in schönster Harmonie vereinigt, wird der beste, der dauerndste Werth erzielt.

Unzweifelhaft ist dasjenige Porträt das anerkennenswürdigste, auf welchem der Mensch die Hauptsache bildet, eine Forderung, die trotz ihrer Selbstverständlichkeit nur zu häufig außer Acht gelassen wird. Namentlich hat in neuerer Zeit die Vorliebe zu kunstgewerblichen Gegenständen und die Virtuosität in geschickter Versinnlichung von allerhand Decorationen, Stoffen, Schmucksachen, Möbeln und Teppichen manchen Künstler verleitet, die Toiletten, Ausstattungen und Arrangements für Hauptsache und die darzustellende Persönlichkeit für Nebensache zu halten. Es kommt nicht selten vor, daß angesehene Bildnißmaler zunächst die Kleider und Nebendinge malen und erst zu guterletzt den Kopf hineinsetzen. Das Porträt wird damit zum Genrebild oder Stillleben verändert. Eine weitere wichtige Forderung besteht darin, daß im Porträt ausschließlich ein Zustand dargestellt werden muß. Die Figuren sollen in einfacher, unbeweglicher Ruhe und nicht in Handlung vorgeführt werden. Wir wünschen von der gemalten Persönlichkeit nicht zu wissen, was sie thut, wie sie sich in einem bestimmten Augenblicke beschäftigt, wie sie wohnt, wie reich sie ist, oder dergleichen, sondern sie soll uns die gewisse Ueberzeugung einprägen, wie sie aussieht, wie sie ist, wie sie fühlt und denkt. Eine wahrheitsgetreu aufgefaßte und vorgestellte Physiognomie soll uns ihre volle intellectuelle und moralische Bedeutung klarlegen. Es ist das hohe und schöne Ziel des Porträtkünstlers, uns für alle Zeit das eigentliche Wesen, die gleichmäßige, dauernde Charakteristik, den Gesammteindruck des ganzen äußeren und inneren Menschen wiederzugeben. Alles Accessorische, alles Zufällige und Vorübergehende muß ferngehalten werden. Eine Einzelfigur zum Beispiel, auch wenn es sich um ein junges Mädchen oder eine junge Frau handelt, darzustellen, die lächelt, ist von vornherein verfehlt, da selbst das gottbegnadetste Glückskind nicht immer lächeln wird. Begründet würde dies nur durch einen weiteren Bestandtheil des Bildes werden können, wenn zum Beispiel eine junge Frau mit ihrem Kinde vorgeführt würde, die im herzlichen Augenblick vollsten, seligsten Mutterglückes ihre innere Freude in strahlendem Gesichtsausdruck zu erkennen giebt — und alsdann hätten wir es eben wieder mit einem Genrebild zu thun. Auf alle Fälle nimmt der Künstler, der das Hauptgewicht auf eine vertiefte, wahrheitsgemäße und zuverlässige Charakteristik und Individualisirung zu legen versteht, einen weit bedeutungsvolleren Standpunkt ein, als derjenige, der nur eine rein physische Aehnlichkeit der

äußeren Züge anstrebt und trifft, wie sie nöthigenfalls auch der Handwerker oder Schüler nach einem Modell genau wiederzugeben im Stande ist. Das Kunstwerk soll keine todte Copie, sondern eine lebendige Darstellung der Natur sein. In dieser Beziehung wird das Studium der alten flandrischen, holländischen, deutschen und italienischen Meister der Bildnißmalerei dauernd den erfolgreichsten Nutzen stiften.

Jede Sammlung von Familien- oder Ahnenbildern bildet für den pietätvollen Menschen einen großen Genuß, der um so größer sein wird, je mehr die Erinnerung an die Vorfahren durch kunstvolle Darstellungen erfreut wird. Um Vieles werthvoller und allgemein fesselnder wirkt aber die Porträtgeschichte eines erlauchten Fürstengeschlechtes, das sich durch Jahrhunderte hindurch in der Geschichte hervorgethan hat und an den wichtigsten historischen Ereignissen thätlich betheiligt war. Die Geschichte eines Landes ist durchgängig eng verknüpft mit derjenigen seiner Regenten, da der Hof für alle politischen und culturellen Entwickelungen gemeiniglich den Ton angiebt, und so steht auch die Kunstgeschichte in mannigfacher Wechselwirkung zu den Herrscherhäusern, die in erster Linie die Auftraggeber der bildenden Künste sind. Das Studium der Bildnisse eines ruhmreichen Fürstengeschlechtes giebt demnach nach allen Seiten hin eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Das badische Fürstenhaus ist eines der ältesten unter den regierenden Häusern in Deutschland. Die beglaubigte Geschichte der großherzoglichen Familie beginnt bereits in der Mitte des elften Jahrhunderts, da ein streitbarer Recke, Berchtold der Bärtige, als Graf im Breisgau, in der Ortenau und im Albgau zuerst urkundlich erwähnt wird, welcher 1061 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona belehnt wurde und, soweit bis jetzt erwiesen ist, seit dem Jahre 1078 seinem Namen denjenigen der Burg Zähringen im Breisgau beigelegt hat. Während sein ältester, gleichnamiger Sohn mit noch drei folgenden Herzögen desselben Namens die zähringische Hauptlinie bis zum Jahre 1218 — in welchem Jahre der letzte männliche Sproß starb, der die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hat — für sich fortführten, wurde Berchtolds des Ersten zweiter Sohn Hermann I., Graf von Lintburg, der 1074 als Mönch im Kloster Clugny starb, der Stammvater des jetzt regierenden Herrscherhauses von Baden. Seine Linie führte während acht Jahrhunderten den markgräflichen Titel. Sein Sohn Herrmann II. († 1130) nannte sich Urkunden zufolge zuerst nach seiner Burg Baden. Mit ihm begann eine lange Reihe tüchtiger, thatkräftiger Fürsten, welche allezeit treu zu Kaiser und Reich hielten, ihren Besitz durch Heirath, Vertrag und Waffengewalt stetig zu vergrößern wußten und das ganze Mittelalter hindurch eine hochgeachtete Stellung unter den deutschen Landesherren einnahmen. Nicht wenige traten auch schon damals aus dem Rahmen einer speciellen Landesgeschichte heraus und erwarben sich einen Platz in der Weltgeschichte. Mehrfache Theilungen

des Landbesitzes unter mehrere Erben wurden anfangs durch bald erfolgte Wiedervereinigung wieder aufgehoben. Zum letzten Male vor einer langwierigen Spaltung war die gesammte Markgrafschaft durch Christof I. († 1527) unter einer Hand vereinigt. Alsdann schied sich der badische Besitz auf zweiundeinhalb Jahrhunderte in zwei Theile, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, bis erst im Jahre 1771 durch den Tod des kinderlosen Markgrafen August Georg von Baden-Baden beide Länder auf Grund eines Erbvertrags vom Jahre 1765 wieder unter eine gemeinschaftliche Herrschaft gelangten und durch den Markgrafen Karl Friedrich in die erste Rangklasse der deutschen Fürstenthümer, zunächst 1803 zu einem Kurfürstenthum und 1806 zu einem Großherzogthum erhoben wurden. Während dieser langen Zeit hat sich der Name der badischen Herrscher nach allen Seiten hin ausgezeichnet. Fast Seite für Seite begegnen wir auf den Blättern der deutschen Geschichte verdienstvollen Mitgliedern dieses Hauses. Beide Markgrafschaften waren reich an hervorragenden Kriegshelden und Staatsmännern, die ihre Fähigkeiten und Mittel nicht nur in den Dienst des engeren Vaterlandes stellten, sondern mit lebhaftestem Eifer an der geistigen und culturellen Entwickelung des deutschen Volkes in erweitertem Sinne Antheil nahmen, wozu die Zeiten der Reformation, die langwierigen Friedensstörungen des dreißigjährigen Krieges, die gefahrvollen Bedrohungen des Abendlandes durch die Türken und die oftmaligen Eroberungsgelüste der Franzosen in den deutschen Landen die vielfachsten Anlässe boten. Die von Christofs I. ältestem Sohne Bernhard I. begründete bernhardinische oder baden-badensche Linie zählte neben dem tapferen, auf dem Feld der Ehre gefallenen Markgrafen Philibert (1536—1569), dem kunstsinnigen und einsichtsvollen Philipp II. (1559—1588), dem gerechtigkeitsliebenden und friedlichen Kammerrichter Wilhelm (1593—1677), dem glorreichen Türkenbesieger und Franzosenfeind Ludwig Wilhelm (1655 bis 1707), einen der populärsten Kriegsführer seiner Zeit zu ihren Regenten, dessen Heldenthaten gegen Deutschlands gefährlichste Feinde im Osten und im Westen mit goldenen Lettern in der Weltgeschichte verzeichnet sind; und die von Bernhards Bruder begründete ernestinische oder baden-durlacher Linie sah außer Karl II. (1529—1577), der 1556 die evangelische Lehre in seine Lande einführte, den thatkräftigen Ernst Friedrich (1560—1604), den tapferen, aber unglücklichen Georg Friedrich (1573—1638), die beiden friedliebenden, um die innere Verwaltung ihres Landes hochverdienten Friedrich V. (1594—1659) und Friedrich VI. (1617—1677), den von Kriegsnoth schwer heimgesuchten Friedrich Magnus (1647—1709) und den lebensfrohen Erbauer Karlsruhes, Karl Wilhelm (1679—1738), an ihrer Spitze. Mit der Regierungsübernahme durch dessen Enkel und Nachfolger Karl Friedrich (1728—1811), der den Beginn einer neuen Epoche der badischen Geschichte bezeichnet, endet die folgende Betrachtung. Nicht minder haben sich auch eine Reihe hochbegabter, wohlthätiger und thatkräftiger

Fürstinnen eine dauernde Erinnerung in den Herzen ihres treuen Volkes gesichert.

Ein Fürstengeschlecht von einer so alten Vergangenheit sieht nicht nur auf eine reiche politische Geschichte, sondern auch auf eine interessante Kunstgeschichte zurück, an der es selbst mitgewirkt hat, und eine Sammlung und Beschreibung seiner beglaubigten Ahnenbildnisse fördert manches Bemerkenswerthe zu Tage.

Von den Bildnissen des Mittelalters muß füglich Abstand genommen werden. Wir wissen, daß die deutsche Porträtmalerei nach dem Leben infolge flandrischer Einflüsse erst in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zur künstlerischen Entwickelung gehangt ist, und daß auch den plastischen Darstellungen vor der Renaissancezeit mit geringen Ausnahmen kein allzugroßer Werth beizulegen ist, was wahrheitsgetreue Arbeit nach der Natur angeht. Alles was vor dieser Zeit an Bildwerken vorhanden ist, muß anstandslos auf das Gebiet der Phantasie und Schablone verwiesen werden. Dasselbe gilt, soweit es sich auf die ältere Zeit bezieht, von den Sammlungen von Ahnenbildnissen, denen wir begreiflicher Weise mehrfach begegnen. Daß kunstliebende badische Fürsten des öfteren solche Sammlungen anlegten, ist feststehend. Sowohl in dem von Karl II. von Baden-Durlach († 1577) erbauten Schlosse zu Durlach wie in dem von Philipp II. von Baden-Baden († 1588) neu ausgestatteten Schloß zu Baden sind solche Ahnengallerien gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß beide Sammlungen auf eine ältere Anlage zurückgingen. Von dem Schloßbau zu Baden ist bekannt, daß die von Tobias Stimmer — einem aus Schaffhausen gebürtigen Maler, Zeichner und Formenschneider, der in Schaffhausen, Straßburg und Frankfurt viele Häuser mit Freskomalereien geschmückt hat — im Jahre 1579 vollendeten Saaldecorationen vornehmlich überlebensgroße Figuren der zur Regierung gelangten Markgrafen in Waffenschmuck enthielten. Wir besitzen nämlich aus dem 17. Jahrhundert eine dem Pater Johannes Gamans zugeschriebene und von Krieg von Hochfelden (Die beiden Schlösser zu Baden S. 166—176) abgedruckte genaue Beschreibung des im Jahre 1689 gestörten Prachtsaales (Descriptio Aulae, quae est Badenis Marchiacis in Palatio Serenissimorum Principum Marchionum Badensium). Ob es sich hier um eine Sammlung älterer Bilder oder um neue Werke handelte, ist schwerlich festzustellen. Wahrscheinlich wurde altes benutzt und neues hinzugemalt. Eine fernere Sammlung, die sich aber nur auf Zeitgenossen beschränkte, wird der Anregung Friedrichs VI. von Baden-Durlach († 1677), des Begründers des badischen Münzcabinets, zugeschrieben. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde dann in den von dem Türkenhelden Ludwig Wilhelm († 1707) erbauten Schlosse zu Rastatt eine Sammlung von Oelgemälden begonnen, die sich jetzt in Baden befindet, und gleichzeitig wurde die nach der Zerstörung von 1678 während der Jahre 1724—1727 neu aufgebaute Kloster-

kirche von St. Peter im Schwarzwalde in der Nähe von Freiburg im Breisgau mit hierher bezüglichen Statuen und Freskogemälden ausgeschmückt.

Es lag nahe, eine Publication von Einzelbildern nach diesen zerstreuten Sammlungen erscheinen zu lassen, und so kam im Jahr 1829 ein Werk unter dem Titel „Abbildungen der Regenten des fürstlichen Hauses Baden nach den Originalgemälden, welche sich in den Schlössern zu Karlsruhe, Baden 2c. befinden, getreu auf Stein gezeichnet von verschiedenen Künstlern und herausgegeben von Johann Velten (in Karlsruhe)“ zu Stande. Die Publication enthielt ein Titelblatt, eine Widmung an den Großherzog Ludwig Wilhelm August, das badische Wappen und 46, auch colorirt erschienene Porträts, zu denen später noch als 47. Blatt das Bildniß des Großherzogs Leopold hinzutrat. Im selben Jahre erschienen bei dem Herausgeber Johann Velten desgleichen Textausgaben zu den Abbildungen: 1. „Kurze Lebensbeschreibung der Regenten des Durchlauchtigsten Hauses Baden, verfaßt von Pfarrrector Herr“; dieselbe mag wohl in manchen eigenthümlichen Ausdrücken und Aeußerungen berechtigterweise ohne Beifall geblieben sein; 2. „Biographische Notizen zu den Abbildungen der Regenten des großherzoglichen Hauses Baden von Dr. A. Schreiber“, eine sachgemäßere und knapper abgefaßte Textbeigabe. Eigentlich populär aber ist diese Porträtsammlung, die ausschließlich Bilder von zur Regierung gelangten Fürsten darstellt, wohl niemals geworden. Künstlerischen Werth besitzt sie ebensowenig wie kritischen. Von einer zuverlässigen Porträtähnlichkeit ist nur auf vereinzelten Blättern die Rede. Die Abbildungen nach mittelalterlichen Vorlagen sind werthlose Phantasiestücke. Für die letzten mehr oder weniger ähnlichen Porträts wendet man sich besser an die Originalbildnisse selbst.

So wird man denn überhaupt bei einer mit dem gehörigen Kunstverständniß zu unternehmenden Betrachtung der zahlreich erhaltenen Bildnisse des badischen Hauses gut thun, wenn man auf die Quellen direct zurückgeht. Und hier wird sich des Schönen und Mittheilenswerthen genug finden. Treffen wir doch in alten Tagen Namen von bestem Klange wie Baldung, Cranach, Burgkmair, Beham, Schöpfer, Amberger und viele andere unter den sicheren und angeblichen Künstlern, welche Mitglieder der fürstlichen Familie porträtirt haben, und bis in die neueste Zeit hinein finden sich fortwährend die trefflichsten Kunstwerke in dieser reichen Porträtgeschichte. Das Vorzüglichste bis auf Karl Friedrich soll im Folgenden erwähnt werden.

Ein umfassendes kritisches Verzeichniß wird damit keineswegs gegeben. In dieser Beziehung muß nach anderer Richtung hin verwiesen werden. Es galt hier vornehmlich, auf das für die Kunstgeschichte Bedeutungsvolle hinzudeuten.

Eine grundlegende kritische Arbeit von hervorragendem Werthe bilden Wilhelm Brambachs „Bildnisse zur Geschichte des badischen Fürstenhauses.

Vorarbeiten zu einem kritischen Verzeichnisse badischer Fürstenporträts", erschienen als Nr. V der Mittheilungen aus der Großherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek und Münzsammlung (herausgegeben von W. Brambach und A. Holder), die inzwischen handschriftlich auf das Reichste ergänzt und erweitert worden sind. Hier werden alle bekannt gewordenen Bildnisse des ganzen Fürstenhauses von Berchtold I. († 1078) ab bis auf die allerneueste Zeit in historischer Reihenfolge aufgezählt, in einer Ausführlichkeit, die das Erstaunen des Sammlers erregen muß, und die alle Gebiete der oben erwähnten Darstellungsarten der Porträtkunst umfaßt. Das im Jahre 1884 gedruckte Verzeichniß weist allein 786 Nummern auf, und inzwischen dürfte sich wohl das Material um das Doppelte vermehrt haben. Zu gleicher Zeit hat die Großherzoglich badische Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe eine Sammlung der erhältlichen Blätter und Reproductionen begonnen und damit den Grund zu einer für Geschichte, Kunstgeschichte und Costümkunde gleich interessanten Porträtsammlung gelegt, wie sie wohl bisher noch nirgendwo unternommen worden ist.

Bildhauerarbeiten und Grabdenkmäler wurden bei der folgenden Besprechung grundsätzlich ausgeschlossen. Letztere würden sich in einer Sammlung von lebenden Porträts nicht gut ausnehmen. An guten Büsten nach dem Leben ist auch nicht gerade Ueberfluß vorhanden. Größere Denkmäler sind zumeist, wie dies bis in die jüngste Zeit Gebrauch war, erst nach dem Tode angefertigt und theilweise, besonders in älterer Zeit, reine Erfindungen der Phantasie. Was die besondere Art der Grabmäler angeht, so sind die Stiftskirche zu Baden-Baden und die Schloßkirche in Pforzheim vor Allem reich an hervorragenden Bildhauerarbeiten der Renaissancezeit. Unter den für das Haus Baden thätigen Bildhauern dieser Kunstepoche ragt vor allem Hans Trarbach (1530—1586), Bildhauer und Schultheiß in Simmern auf dem Hunsrück, hervor, der das Prachtdenkmal Karls II. und seiner beiden Frauen in Pforzheim und nach Waags neuesten Forschungen auch das Grabmal des Markgrafen Philibert und der Markgräfin Mechtildis in der baden-badener Stiftskirche verfertigt hat.

Desgleichen wurden auch die Porträtarbeiten der Kleinkunst und des Kunstgewerbes beiseite gelassen, da sie selten das Verdienst historischer Treue besitzen und nur den zahlreichen Münzen und Medaillen, welche Bildnisse der badischen Fürstenfamilie enthalten, und deren gerade die badische Münzgeschichte eine vortreffliche Auswahl bietet, wurde zum Schluß die gebührende Beachtung eingeräumt.

Von alten Freskobildern, die hierher gehören, hat sich nur eines erhalten, aber auch dieses ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen und leider durch die Zeit theilweise fast zur Unkenntlichkeit verdorben. Dasselbe befindet sich im Münster zu Konstanz über dem Grabdenkmal des Bischofs Otto III. von Hachberg († 1451) und stellt eine Kreuzigung Christi dar mit den knieenden Figuren eines Bischofs und eines Ritters. Die Annahme,

daß hier die erstere Figur Otto III. und die letztere einen seiner Brüder Rudolf († 1420) oder Wilhelm († nach 21. Mai 1473) wiedergiebt, ist nicht zu beweisen, hat aber große Wahrscheinlichkeit für sich. Eine Abbildung des Ritters befindet sich bei Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters (2. Ausg. 1879 ff. V. 5 t. 296. Vergl. auch „Kunstdenkmäler d. Großherzogth. Baden, Freiburg 1887. I. S. 176—177".) Interessante ältere Freskomalereien sind sonst in den badischen Landen überhaupt nicht viel zu Hause, und was etwa vorhanden war, ist den Kriegszerstörungen anheimgefallen, denen fast kein Land so häufig und nachhaltig ausgesetzt war, wie das exponirt gelegene Baden, das Jahrhunderte lang den Durchgangspunkt verheerender Kriegsmärsche von hüben und drüben dem Rheine bildete.

Mehr hat sich schon aus den zahlreichen Klöstern des Schwarzwaldes an Aeußerungen der Kleinmalerei erhalten, die von Flandern nach Deutschland kam. Auch hier finden wir die vortrefflichsten, fleißigsten Arbeiten in ihrer Art, ohne aber jemals Grund zur Annahme zu haben, daß sich bekannte erste Künstler mit der Illuminirkunst und Malerei in Deckfarben auf Pergament beschäftigt haben, wie man in neuerer Zeit fälschlich annehmen wollte.

Die Miniaturmalerei, welche schon bei den Griechen und Römern bekannt war, hat sich auch hin und wieder auf das Porträt verlegt. Im Mittelalter kann hierbei wiederum von keiner Aehnlichkeit die Rede sein. Die Mönche, die sich mit dem Illuminiren alter Handschriften befaßten, haben wohl in den seltensten Fällen ihre Modelle von Angesicht zu Angesicht gesehen und schwerlich jemals die stolzen Herren der Welt zu einer Sitzung für ihre kleinen Werke zu bewegen vermocht. Sie mögen wohl auch nicht darnach verlangt haben, arbeiteten für sich in abgeschlossener Klause und ließen ihrer naiven Phantasie freien Spielraum. Späterhin, seit dem dreizehnten Jahrhundert, nahmen sich aber auch tüchtige, weltliche Maler der Kleinmalerei an. Dieselben waren jedoch immer Specialisten in ihrem Fache, „Verlichters", und bildeten mit Schreibern und Buchbindern eine besondere Körperschaft. An den Höfen wurden solche Künstler, die sich mit der geduldigen, sorgfältigen Wiedergabe von Details, Geräthen, Gegenständen abgaben, auch zur Porträtirung immer mehr beliebt und gesucht.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert weist die Geschichte des badischen Fürstengeschlechtes einige gute Beispiele des Miniaturporträts auf. So befindet sich in dem an kostbaren Miniaturen reichen Codex Durlacensis 1 — früher 95a — (fol. 10v) der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek eine zierlich ausgeführte Arbeit, in welcher Christof I. (1453—1527) unverkennbar abgebildet ist, wie er seinem Schutzpatron, dem heiligen Christophorus mit dem Jesuskinde, die Hand reicht. Desgleichen ist seine Ehefrau Ottilia von Katzenellenbogen († 1517) als heilige Ottilia wiedergegeben. Das Baden-Sponheimische Wappen und die Aehnlichkeit der Gesichtszüge lassen keinen Zweifel an dieser Behauptung zu. Einige Blätter weiter findet

man in derselben Handschrift (fol. 18v) das Bildniß eines vollständig gerüsteten jugendlichen Ritters mit dem Baden-Sponheimischen Wappen, der knieend sein Gebet verrichtet. Auch hier geht man wohl nicht fehl, wenn man in dem schönen Ritter das Porträt Philipp I. (1479—1508), des begabten Sohnes von Christof und Ottilia, erkennt, der nach der von seinem Bruder Ernst verfaßten Grabschrift in der Stiftskirche zu Baden „durch Kraft des Körpers und Schönheit der Gestalt ausgezeichnet“ war. Eine Aehnlichkeit mit seinem Porträt auf dem Karlsruher Votivbilde von Hans Baldung ist nicht zu verkennen. Aus der Inschrift T. S. O. E., die durch den ganzen Codex bei allen Miniaturen wiederkehrt, läßt sich leider nichts herausbringen. Da sich außer dem unten zu besprechenden Bilde Baldungs und der gepanzerten und auf dem Paradebett liegenden Grabfigur in der Badener Stiftskirche auffallender Weise bisher kein anderes Bildniß Philipps aufgefunden hat — in München, dem kunstsinnigen Hofhalt seiner Tochter Jakoba, wäre ein solches zu erwarten gewesen — so bildet diese Miniatur eine erfreuliche Bereicherung dieser Porträtgeschichte.

Von besonderem künstlerischem Werthe sind dann ferner zwei Miniaturporträts der genannten Markgräfin Jakoba (1507—1580), der Gemahlin des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, welche, wie wir sehen werden, manchen Künstler und zwar in den verschiedensten Lebensaltern beschäftigt hat. Sie stellen beide die Fürstin in höheren Jahren dar und rühren von Hans Mielich oder Mühlich her, jenem mit Recht angesehenen Miniator, der unter anderem die berühmten Schmucksachen der Herzogin Anna, Gemahlin Albrechts V., malte. Aus dem Büchlein, das die kleineren Schmuckgegenstände enthält (1552) und im Jahre 1843 von König Ludwig I. von Bayern angekauft und der Hof- und Staatsbibliothek in München als Geschenk überwiesen wurde, ist die Rückseite des ersten Blattes (klein Quart) bemerkenswerth und bereits von v. Aretin „Alterthümer des bayerischen Herrscherhauses (München 1854—71, Lieferung VIII.) abgebildet worden. Man sieht hier in vortrefflichster Ausführung den Herzog Albrecht und Herzogin Anna Schach spielend an einem Tisch sitzen, während im Hintergrunde eine Reihe von distinguirten Persönlichkeiten des Hofes mit offenbarster Porträtähnlichkeit abgebildet ist. Das Bild ist von einer staunenswerthen Feinheit und Sorgfalt im Detail und wahrscheinlich nach dem Leben gemalt worden. Mit Recht bedauert der Herausgeber, daß die acht zuschauenden Personen nicht namentlich bekannt sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber die dort abgebildete ältere Frau mit der weißen Haube, welche dem Beschauer das würdige Antlitz voll zuwendet, Albrechts Mutter, Jakoba von Baden, und die sogenannte Zofe dürfte fraglos ihre Tochter Mechthildis († 1565), Markgraf Philiberts Gemahlin, vorstellen. Das andere Bildchen Mielichs, welches Jakoba wiedergiebt, findet sich auf einem Großfolioblatt in dem kostbaren Codex „Orlando Lasso, Buß-

psalmen" auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (cod. ms. A. vol. II. No. 130 = Cimel. 51. tom. II). Auch hier kommt Jakoba in älteren Jahren auf dem Bilde der Familie und Hofgesellschaft vor. Hans Mielich, über den Max Zimmermann eine lesenswerthe Abhandlung geschrieben hat (Hans Mühlich, Inaug.-Diss. München 1885), hat sich in diesen Werken als ein ausgezeichneter Künstler gezeigt, der das Individuelle treffend zu charakterisiren versteht und einen Fleiß an den Tag legt, der manchem neueren Maler als Beispiel vorgehalten werden kann.

Von Jakoba ist hier schließlich noch ein reizvolles kleines Miniaturporträt auf Kupfer zu erwähnen, das die Herzogin in ihrem siebzigsten Lebensjahre vorstellt (ÆTA: LXX. AN: M. D. LXXVIII.) und im Münchener Nationalmuseum, dritter Stock Saal IV, aufbewahrt wird (Sammlung von Miniaturporträts in Buchform, angeblich gemalt von Schöpfer).

Weit wichtiger für die Kunstgeschichte, als diese vereinzelten Darstellungen von Miniaturmalern, sind die Oelporträts der markgräflichen Familie, die aus der guten Zeit der deutschen Malkunst herstammen und an den verschiedensten Orten verstreut sind.

Einer der bedeutendsten Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, der nachgewiesenermaßen von dem badischen Fürstenhause beschäftigt wurde, ist Hans Baldung, mit dem Beinamen Grien oder Grün, aus Schwäbisch-Gmünd, geboren zwischen 1475 und 1480, gestorben 1545 zu Straßburg. Urkunden nach gehörten zu verschiedenen Zeiten Mitglieder seiner Familie dem Frauenkloster Lichtenthal bei Baden-Baden an, — auch seine beiden Töchter wurden dort Klosterfrauen —, welches im Jahre 1245 von der badischen Markgräfin Irmengard, der Gemahlin Hermanns V., gestiftet wurde und bis auf den heutigen Tag sich der besonderen Gunst des badischen Hofes erfreut. Durch diese Beziehungen mag wohl Baldung seine ersten Aufträge für das Kloster erhalten haben. Dieselben bestanden in zwei Altarbildern für die dortige Todtenkapelle, sind mit der Jahreszahl 1496 und dem aus den Buchstaben H und B zusammengesetzten Monogramm versehen und stehen noch ganz unter dem Einfluß der milden und zarten Kunstweise Martin Schongauers und seiner Schule. Für dieselbe Todtenkapelle malte dann Baldung das jetzt in der großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe befindliche Votivbild des badischen Markgrafen Christof I. und seiner zahlreichen Familie (Nr. 88 u. d. Katalog von Karl Koelitz 1881), wie Schöpflin meint, auf Betreiben von Christofs fünftem Sohne, Philipp, der vor den übrigen die Künste geliebt haben soll. Zu Schöpflins Zeit gehörte das Gemälde zu der Sammlung der Baden-Durlacher Familie im Schloß zu Basel; der Kupferstich, den er seinem Werke (Historia Zaringo Badensis II., 1764) beigiebt, trägt die Unterschriften: Hiero. Holzach del. Basil. und Mart. Weis sculp. Argent. Die Entstehungszeit des

interessanten Bildes ist nicht sicher. Wahrscheinlich stammt es aus Baldungs mittleren Jahren, nachdem sich der Künstler bereits die Errungenschaften der Dürer'schen Schule zu eigen gemacht hatte, wenngleich er wohl mit Rücksicht auf den Gegenstand, wenig von der späteren phantastischen Leidenschaftlichkeit und Originalität des Künstlers aufweist. Daß das Gemälde später als 1503 gemalt wurde, beweist schon der Umstand, daß Jakob III. hier in vollem erzbischöflichem Ornat erscheint, denn Jakob erhielt die erzbischöfliche Würde erst in diesem Jahre. Auch spricht der Thatbestand, daß alle fünfzehn Kinder des markgräflichen Paares in erwachsenem Alter abgebildet sind — die jüngsten sind 1492 und 1493 geboren — für eine spätere Entstehung. Auffallend berührt allerdings hierbei, daß Baldung auch die beiden in zartester Kindheit verstorbenen Söhne, Johannes und Georg, wenn auch nur im Hintergrunde, als ausgewachsene Männer vorführt. Er erfüllte damit gewiß einen Wunsch der Donatoren, welche ihre gesammte Familie auf dem Votivgemälde vereinigt wissen wollten. Vielleicht arbeitete der Künstler um dieselbe Zeit für das badische Markgrafenhaus, als er auf Veranlassung des ihm befreundeten Grafen Bernhard IV. von Eberstein, eine Reihe von Ahnenbildnissen „uff dem Haus neuen Eberstein" malte, und als die vortrefflichen Tafeln für den Freiburger Hochaltar entstanden (1516). Das Votivbild gehört nicht gerade zu den besten Bildern Baldungs und leidet wie alle derartigen Gruppenbilder jener Zeit unter den conventionellen Gebräuchen in der Anordnung. Trotz aller Härte und Steifheit in der Gruppirung zeigt es aber immerhin in manchen Einzelheiten des Künstlers energische Gestaltung und Charakteristik, ein kraftvolles Colorit und Sinn für naturwahre Lichtwirkung. Wir sehen in der Mitte des Gemäldes auf einem von Vorhängen abgeschlossenen Sitze die Madonna mit dem Kinde in liebenswürdiger, natürlicher Auffassung, und die heilige Anna mit einem Buche, in welchem das Jesuskind blättert, während zur Rechten der Bank der Markgraf Christof in voller goldener Rüstung und goldener Haube, mit dem Orden des goldenen Vließes, und seine zehn Söhne, zumeist nach Tracht und Haltung leicht erkennbar, und zur Linken die Markgräfin Ottilia in kostbarer Gewandung und ihre fünf Töchter, der Reihe nach gleichfalls leicht zu bestimmen, ihr Gebet verrichten. Die Wappen des Markgrafen und der Markgräfin sind in großem Verhältniß dazugemalt. Die Söhne sind durchschnittlich recht alt wiedergegeben, während ihre Mutter einen ziemlich jugendlichen Eindruck macht und offenbar verjüngt oder nach älteren Bildnissen gemalt ist. Ueberhaupt sind die weiblichen Mitglieder der markgräflichen Familie nicht so charakteristisch individualisirt, wie die männlichen, wie denn Baldung zeitlebens mehr Veranlagung für das Kräftige, Markige und Mannhafte als für das Schöne, Liebliche und Frauenhafte bewiesen hat.

Von Christof I. befindet sich ferner in derselben Karlsruher Gemäldegallerie ein vielbewundertes Brustbild, das gleichfalls allgemein dem Pinsel

Hans Baldungs zugeschrieben wird und den Stammhalter von Baden-Baden und Baden-Durlach in schwarzem Barett und schwarzer Pelzhaube, mit der Kette des goldenen Vließes um den Hals, in einer Wendung nach rechts zur Darstellung bringt. Im rechten oberen Winkel befindet sich das in Baden und Sponheim (weiß und roth geschacht) gevierte Hauswappen, umgeben von der Kette des goldenen Vließes. Die Inschrift lautet: „V(on) G(ottes G(naden) CRISTOFF MARGRAVE ZU BADEN UND HOCHBERG DEM GOTT GNAD." Die Inschrift ist also später, nach dem Tode des Fürsten (1527) eingetragen, oder das ganze Bild ist, wenn auch noch im 16. Jahrhundert, wofür die Behandlung des Porträts spricht, nach dem Hingang Christofs gemalt worden und zwar — was schon Bayersdorffer wohl mit Recht vermuthet hat — nicht von Baldung selbst, sondern von einem anderen jüngerer Künstler. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man das Porträt mit dem nebenan hängenden Votivbilde in nähere Vergleichung bringt. Hier haben wir es unzweifelhaft mit einem echten Hans Baldung zu thun, der ungleich härter und starrer in der Behandlung ist, als das frische und flotte Brustbildniß, und zweifellos nach dem Leben gemalt wurde. Die beiderseitige Aehnlichkeit der Gesichtszüge ist unleugbar, wenn sich auch die Bartform des Fürsten auf beiden Bildern als eine andere zeigt. Sofort fällt aber auf, daß der Markgraf auf dem Votivbilde dunkelbraune und auf dem Brustbild helle blaue Augen besitzt. Der Maler des Brustbildes hat demnach wahrscheinlich den Markgrafen nicht gekannt und sein Werk nicht nach der Natur, sondern nach einem anderen vorhandenen Bildniß gefertigt, und dieses andere Bildniß dürfte voraussichtlich desselben Hans Baldung vortrefflicher Holzschnitt vom Jahre 1511 gewesen sein, welcher mit dem Oelporträt übereinstimmt und daher irriger Weise gemeiniglich als eine Reproduction desselben angesehen wird. Ein mit der Jahreszahl 1515 bezeichnetes Porträt in der alten Pinakothek zu München (Katal. amtl. Ausg. von 1884, Nr. 287), das offenbar auch Christof I. darstellt, giebt den Markgrafen gleichfalls mit braunen, haselnußfarbenen Augen wieder. Nebenbei kann darauf hingewiesen werden, daß ein großer Theil der Porträts mit Inschriften, wie sie das schöne Porträt der Karlsruher Gallerie trägt, Copien nach Bildern ohne Inschrift sind. Keinesfalls büßt das Karlsruher Bild an seiner Bedeutung auf dem Gebiete der Porträtkunst im 16. Jahrhundert ein, wenn es auch nicht von Baldungs Hand herrührt und von nun ab einem unbekannten Meister zugeschrieben werden muß.

Noch einer anderen Streitfrage begegnen wir bei dieser Gelegenheit, die einer Besprechung würdig ist.

Baldungs Skizzenbuch, welches dem Karlsruher Kupferstichcabinet zugehört, enthält unter der doppelten Aufschrift „Markgraf Bernhard zu Baden" eine Silberstiftzeichnung von mannigfachem Interesse. H. A. Mays hat die Vermuthung ausgesprochen, daß hier aus Versehen „Bernhard"

statt „Christof" geschrieben sei, und in der That hat diese Vermuthung mancherlei für sich. Eine endgültige Entscheidung in der Frage dürfte indessen auf Schwierigkeiten stoßen. Die obere Inschrift der Zeichnung „Margrau, Bernhardt zu Baden der Alte" ist zweifellos jünger, als die Zeichnung und als die untere Inschrift „Margrau Bernhart zu Baden", welche gleichzeitig mit der Zeichnung, mit dem Monogramm und mit der Jahreszahl 1512 eingetragen zu sein scheint. Bei genauerer Betrachtung hat es den Anschein, als wenn die Jahreszahl 1512 aus 1532 corrigirt sei. Wäre die erstere Zahl richtig, so würde allerdings die Aufnahme dem Alter Bernhards nicht recht entsprechen, da das Porträt einen Mann darstellt, welcher entschieden älter als 38 Jahre ist, und soviel zählte Bernhard im Jahre 1512. Ist dagegen die Zahl 1532 die richtige, so paßt das Porträt recht gut auf Bernhard und entspricht vollkommen den von Hagenauer, dem trefflichen, um das Jahr 1530 in Augsburg thätigen Künstler, modellirten und geschnittenen Medaillen (Berstett, Münzgeschichte d. Zähr. Bad. Fürstenhauses, Freiburg 1846), im besonderen der Doppelbüste Bernhards mit Ernst vom Jahre 1533. Eine große Familienähnlichkeit läßt sich keinesfalls verkennen. Auch sind Verwechselungen für jene Zeiten durchaus nichts seltenes. Als eine Skizze oder Vorlage zu dem ausgezeichneten Holzschnitt Christof I. von Baldungs Hand, mit seinem Monogramm bezeichnet, der weiß auf schwarzem Grunde die Unterschrift „CRISTOFER' MARCHIO BADENSIS" enthält, kann die Zeichnung nicht gelten, da der Holzschnitt die Jahreszahl 1511 (links oben) aufweist. Trotz mannigfacher Aehnlichkeit, so in der Gesichtsbildung und im Schnitt des Bartes, weichen die beiden Darstellungen überdies im Detail und vor allem im geistigen Ausdruck, der auf dem Holzschnitt geradezu bedeutend wirkt, von einander ab. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Silberstiftzeichnung eine Aufnahme bietet, welche dem bereits erwähnten Oelgemälde der Münchener alten Pinakothek von 1515 Nr. 287) zu Grunde liegt, welches angeblich Christof I. darstellt und in der That wegen des unzweifelhaft höheren Alters des Dargestellten eher auf Christof als auf Bernhard hindeutet, obwohl die Ueberlieferung in der Bezeichnung des Bildes eine schwankende war.

Ein beglaubigtes Porträt Bernhard III., Brustbild, fast Gürtelbild, das Gesicht voll rechtshin gewendet, ist uns in einem Oelgemälde auf Holz von einem unbekannten Meister der Regensburger Schule um 1520 erhalten, das sich in der Schleißheimer Sammlung befindet. Adrien von Lafabrique „Mahlerey Beschreibung de anno 1761" (Inventar der Schleißheimer Gallerie. Manuscript im Besitze der Direction zu München, angelegt im Juli 1761, Nr. 52) hat keinen Künstlernamen beigeschrieben, jedoch Wertinger als Maler angenommen. Das Bild (nach dem Katalog von 1885, Nr. 118) hat die alte, gleichzeitige Inschrift (oben): BERNHARDVS MARCHIO BADENSIS, welche auf einem Zettel der Rück-

seite wiederholt ist, und gelangte wohl durch Jakoba, deren Onkel Bernhard war, nach Bayern, wo sich auffallender Weise bis jetzt kein Bild ihres Vaters Philipp I. aufgefunden hat. Das in der amtlichen Katalogausgabe 1884, Nr. 286, früher 740) der alten Pinakothek zu München unter Hans Baldung registrirte „Brustbild des Markgrafen Philipp Christof von Baden" stellt, wie schon Brambach richtig gestellt hat, nicht Philipp I. von Baden dar. Diese Angabe beruht auf einer älteren, irrigen Bestimmung, und sowohl die Titulatur: PHI: CO: PA: wie Altersangabe und Jahreszahl weisen auf den Pfalzgrafen Philipp, den Kriegerischen, hin.

Von Jakoba ((1507—80), Tochter Philipps I. von Baden und Gemahlin des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, welche bereits oben Erwähnung fand, kommt zunächst ein in der Münchener alten Pinakothek (Ausgabe 1884, Nr. 224) befindliches, angeblich von Hans Burgkmair 1526 gemaltes Brustbild in Betracht, nach welchem ein sogenannter Lucas Cranach d. Ä. 1526 im Baron S. von Brukenthal'schen Museum zu Hermannstadt copirt zu sein scheint. Das Gemälde bringt die Herzogin in reicher Gewandung und kostbarem Schmuck zur Darstellung. Im Ornament der unteren, schwersten der drei Halsketten befindet sich das von zwei Händen gehaltene Monogramm W ihres Gemahles in mehrfacher Wiederholung. In das Mieder der Fürstin ist wiederholtermaßen ein Spruch A BON FINE eingestickt. Ihr Blick ist ernst, die Gesichtszüge angenehm. Den Hintergrund bildet eine heitere Wasserlandschaft mit Bergen, vermuthlich der Starnberger See. Das Pendant des Bildes (Nr. 223) stellt den Herzog Wilhelm vor und hat auf der Rückseite ein beachtenswerthes Alliance-Wappen von Bayern und Baden. Woltmanns (Gesch. d. Malerei 1882. II. S. 450) Urtheil, daß die Bildnisse etwas leer und vielleicht nur von Schülerhand seien, scheint hart und ungerechtfertigt. Die Behauptung dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß die beiden Bilder allerdings nicht von Burgkmair, sondern von dem Augsburger Maler Christof Amberger herrühren, der sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in trefflichen Porträts bekannter Persönlichkeiten (1532 Karl V. in Siena, Copie in Berlin) ausgezeichnet hat und dessen liebevoll durchgearbeitete Werke noch heute vielfach den Namen Holbein tragen. Auch wurden die betreffenden Stücke früher offenbar dafür gehalten. In der bereits genannten handschriftlichen Malereibeschreibung von Lafabrique steht für unser Bild ausdrücklich die Bezeichnung: „N 46 Amberger a⁰ 1526 ist zu Starnberg gewesen "2' 1¼ "h. 1' 4½" br. franz Maß.

Ein anderes bemerkenswerthes Porträt der Markgräfin Jakoba, welche unter den badischen Fürsten und Fürstinen in alten Tagen die vielfachste und beste Verewigung durch Künstlerhand an dem kunstsinnigen bayerischen Hofe erfahren hat, rührt von der bewährten Meisterhand Barthel Behams her und befindet sich in der Schleißheimer Ahnengallerie, in Kupfer gestochen von dem bayerischen Hofkupferstecher Josef Anton

Zimmermann (1705—1796) gr 8., welcher 151 Porträts des bayerischen Fürstengeschlechtes nach den Bildern der Residenzschlösser zu München, Dachau, Schleißheim, Neuburg und Amras (Tirol) angefertigt hat. Dasselbe trägt oben links die Jahreszahl 1533 (wurde also etwas später gemalt) und Behams Monogramm BB. In der Halskette steht der Spruch: VBI: AMOR: IBI: FIDES:. Die Angaben Legers („Erklärendes Verzeichniß der Denkmäler in der Graimberger Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses“ 1838 Nr. 508) und des alten Kataloges sind daher irrig. Doch befindet sich ein weiteres Portrait Jakobas von 1531 („IRS. ALTERS. XXV. IAR.“) noch im Depot zu Schleißheim. Ferner besitzt die Galerie Nostiz zu Prag ein angebliches Bildniß der Markgräfin von Barthel Beham (Meyers Künstler-Lexikon III. S. 314 Nr. 37: „Unter Cranachs Namen gest. von Ant. Pazzi in Fol.“) und die Zeichnung dazu befindet sich in der Albertina zu Wien. Barthel Beham (1502—1540) hat in der Ahnengallerie des Schleißheimer Schlosses eine Reihe von Bildnissen bayerischer Fürsten geschaffen, von denen noch 15 bekannt sind. Doch können allerdings gerade diese nicht als gleichwerthig gelten, da sie zum Theil eine fabrikmäßige Arbeit bekunden, während im Allgemeinen gerade Behams Kunst- und Schönheitssinn, vereinigt mit deutscher Gründlichkeit und italienischem Formenadel, alles, was seine Zeitgenossen sonst hinterlassen haben, bei Weitem überragt. Beham war um 1527 in den Dienst des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern getreten und hat dort gerade seine besten Oelbilder gemalt. Dieselben sind aber schwerlich immer von ihm ausschließlich hergestellt, sondern vielfach von Schülerhand gearbeitet worden und reichen in keiner Weise an die genialen Kupferstiche heran, durch die er seine ausgezeichnete Begabung, auf kleineren Flächen eine große Wirkung hervorzurufen, in reichhaltigstem Maße an den Tag gelegt hat.

Ein ganz vortreffliches Bild ist das beglaubigte Hauptporträt des jugendlichen Markgrafen Philibert, der 1569 in der Schlacht bei Moncontour den Heldentod starb, vom Jahre 1549, welches sich im germanischen Museum zu Nürnberg (Katalog 1882 Nr. 255) befindet und von dem eine weniger bedeutende Wiederholung in der alten Pinakothek zu München aufbewahrt wird (Katalog Amtl. Ausg. 1884. Nr. 300). Das letztere Bild war früher in Schleißheim und wird von dem öfters erwähnten Lafabrique dem Maler Amberger Ao. 1549 zugeschrieben (Nr. 60) mit der irrigen Bemerkung, daß es den Markgrafen Christof darstelle „seines Alters = 12 Jahr, Ein Bruder der Jacobaea Herzogin in Bayern“. Der Maler des Originalporträts scheint indessen Hans Schöpfer der Aeltere gewesen zu sein, ein Künstler, über dessen Leben wenig bekannt ist, der häufig wegen der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Monogramme mit Hans Schäuffelin verwechselt wurde, der aber nach den Zunftzetteln um das Jahr 1549 wohl in München gewesen sein und den jungen, damals am bayerischen Hofe anwesenden Markgrafen für dessen Verwandte gemalt haben

kann. Jedenfalls ist das durch Inschrift beglaubigte Bild Philiberts eine Perle der Sammlung, wenn auch der Maler nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Von Philiberts früh verstorbener Gemahlin Mechthildis wird ein Kniestück 1557 von Barthel Beham erwähnt, doch ist das Original noch nicht aufgefunden. Die Bestimmung stützt sich bis jetzt nur auf die moderne Inschrift eines Kupferstichs von J. A. Zimmermann (Series imaginum Augustae domus Boicae. Monachii 1773). Die Datirung nach Th. A. Legers Verzeichniß der Denkmäler in der Graimbergischen Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses: „im 25. Lebensjahre im Jahre 1757 (sic)" ist nicht zu controliren, und seine Angabe, daß der Zimmermann'sche Stich „nach dem ursprünglichen Gem. des Bartel Böhm" gefertigt sei, paßt nicht, da Beham 1540 starb und nur ein Kinderporträt der Prinzessin (geb. 1532) gemalt haben könnte. Der schöne Stich ist vielleicht nur deshalb aus Versehen auf ein Original Bartel Behams bezogen, weil er sich an die Zimmermann'schen Blätter nach den Beham'schen Fürstenporträts zu Schleißheim (Künstlerlexikon h. v. Meyer III S. 314. Nr. 39—53) anschließt. Nebenbei bemerkt, erscheint das Costüm bei Zimmermann modernisirt. Ein Bild unbekannten Ursprungs, das Mechthildis darstellt und vielleicht von Hans Schöpfer dem Aelteren oder dem Jüngeren herrührt, Kniestück, befindet sich in Schleißheim (Nr. 19), und eine Copie nach dem Schleißheimer Bilde 1556 von geringer Bedeutung, Halbfigur, ist im Münchener Nationalmuseum dritter Stock hinter dem Fuggerstübchen zu sehen. Im Nationalmuseum zu München dritter Stock, Durchgang zu Saal 6—7, wird ferner ein anonymes schönes Oelgemälde der unglücklichen Jakoba von Baden aufbewahrt, welche als Herzogin von Jülich-Cleve-Berg ihr tragisches Ende zu Düsseldorf fand († 1597).

Aus derselben Zeit stammt ein nahezu lebensgroßes Oelgemälde der Markgräfin Margaretha Gräfin von Oettingen, einer Tochter des Stifters der ernestinischen Linie des Hauses Baden, Ernst, aus seiner zweiten Ehe mit Ursula von Rosenfeld, in Schleißheim (Depôt Nr. 3109 Invent. v. 1855) vom Jahre 1549, welches nach Bayersdorffers Vermuthung gleichfalls von Hans Schöpfer herrührt. Erwähnenswerth sind des ferneren noch zwei Gemälde des unbekannten Meisters NK, welche sich im Besitz des Freiherrn von Ow auf Wachendorf, eines Nachkommens des Ritters Johann von Ow, befinden, welcher Christofs I. vierte Tochter Rosina (1487—1554) heirathete. Das eine derselben ist ein Familienbild und stellt die Markgräfin, ihren Gemahl, zwei Knaben, Markgraf Ernst von Baden und Truchseß Georg von Waldburg vor; das andere bringt die Markgräfin allein zur Anschauung.

Damit ist die bisher bekannt gewordene Reihe der besseren Bilder des 16. Jahrhunderts beschlossen, und wir gelangen in das folgende Jahr-

hundert, welches durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges und ihre langen traurigen Nachwirkungen, besonders in Baden, wenig ergiebig für tüchtige künstlerische Erzeugnisse ist. Auch begann jetzt der Kupferstich mehr und mehr seine Herrschaft auf dem Gebiete des Porträts auszuüben; gute Oelbildnisse wurden immer seltener, und die meisten jener Künstler sind heute so gut wie vergessen, wenn ihre Arbeiten auch vielfach bei besonders hervorstechenden Persönlichkeiten durch den Kupferstich vervielfältigt wurden.

Der Markgraf Gustav Adolf, welcher unter dem Namen Bernhard Gustav (1631—1677) die Würde eines Cardinals bekleidete, wurde von Ferdinand Voet gemalt, einem Antwerpener Maler, der, nachdem er sich bei J. d'Agar ausgebildet hatte, zumeist in Italien und Paris (um 1660) thätig gewesen zu sein scheint. In Florenz befindet sich das Selbstbildniß dieses Künstlers, der auch geschichtliche und landschaftliche Bilder gefertigt haben soll. Kupferstiche nach seinen Porträts sind von P. van Schuppen, G. Edelink, J. Hainzelmann und Anderen vorhanden. Er malte auch den Papst Clemens IX., welcher Gustav Adolfs Uebertritt aus dem Kriegerstande in den Benediktinerorden und in seine hohen geistlichen Stellen gefördert hat. Das Porträt des Markgrafen wurde von Albert Clovet (Clowet) einem auch aus Antwerpen herstammenden Kupferstecher (1624 bis 1687), dem Neffen des bekannten Pierre Clovet, gestochen, der gleichfalls in Italien wirkte und außer manchen sorgfältigen Arbeiten nach Gemälden in Rom und Florenz eine Anzahl von Bildnissen für Bellori's Vite de' pittori (1672) und die bei Rossi in Rom erschienene Sammlung Effigies cardinalium nunc viventium gestochen hat.

Ein Maler Namens Johann Caspar Widemann stand um 1670 in directen Diensten des Markgrafen von Baden-Durlach. Doch wurde über seine Lebensumstände nichts Näheres bekannt. Von seinen Arbeiten ist das von Philipp Kilian gestochene Porträt des Markgrafen Friedrich V. (1594—1659) in der Reproduction erhalten, sowie das der Herzogin Maria Dorothea Sophia von Württemberg. Die Originalplatte des erstgenannten trefflichen Stiches befindet sich in der Karlsruher Gallerie. Wahrscheinlich stand Widemann in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem um 1640 bis 1660 in Wien thätigen Kupferstecher Elias Widemann, von dem auch ein Blatt, das den Markgrafen Leopold Wilhelm als Feldherrn gegen die Türken darstellt, auf uns gekommen ist.

Um dieselbe Zeit arbeitete der Architekt und Maler Johann Georg Wagner aus Nürnberg, Schüler von D. Preißler und italienischen Meistern, gestorben 1686 in Darmstadt, für die süddeutschen Höfe und malte unter anderem ein Brustbild des Markgrafen Friedrich Magnus (1647—1709), welches von Philipp Kilian in hoch Folio gestochen wurde. Die vortrefflich erhaltene Originalplatte besitzt gleichfalls die Karlsruher Gallerie.

Der Maler, der uns das Hauptbild von Badens ruhmreichstem Kriegs-

helden, Ludwig Wilhelm, dem Sieger von Salankemen, geliefert hat, Johann Clostermann (1656—1710), ein später in Paris und London ansässiger deutscher Künstler, war seiner Zeit besonders angesehen und beliebt und zeichnete sich durch wahrheitsgetreue, kraftvolle Charakteristik und dunkles warmes Colorit aus. Seine Arbeiten wurden denjenigen von Gottfried Kneller gleichgesetzt, und sein Porträt des Bildhauers Gibbons, der Königin Anna, der Kinder des Herzogs von Somerset, des Herzogs von Rutland und der gesammten Familie des Herzogs von Malborough galten als Zierden der Porträtkunst. Ludwig Wilhelms Bildniß, das den Türkenbesieger in voller Rüstung mit dem Marschallstab, langwallender Allongeperrücke und entschlossener, ernster Miene zur Erscheinung bringt, nicht ohne die charakteristische starke Nase und die Warze auf der rechten Wange in das richtige Licht zu setzen, reiht sich diesen Werken ebenbürtig an und giebt des Künstlers realistische Auffassungsweise wieder. Das Bild wurde von Peter Schenk in Amsterdam († 1715), dem bekannten und um die Verbreitung des Farbendrucks verdienten, aus Elberfeld gebürtigen Kupferstecher gestochen. Von den übrigen zahlreichen Blättern, die den Markgrafen darstellen, sind die Schabkunstblätter von E. C. Heiß in Wien lobenswerth und außerordentlich verbreitet und die von J. Gole in Amsterdam trefflich, aber nicht ähnlich.

Beiläufig sei hier ein seltener und interessanter Einblattdruck mit Kupferstich erwähnt, der bei Johannes de Ranc in Amsterdam erschienen ist, den Künstlernamen R. de Hooge und die Jahreszahl 1691 trägt und die „Gelukkige en seer groote Victorie door Sijne Doorluchtigheyd den Heer Markgraaf Lodewyk van Badén tegens de Turksche Armée bevochten, tusschen Peter Waradyn ende Salankement, den 19. Augusti 1691 in breiter, detaillirter Behandlung zur Anschauung bringt. Das Bild rührt von dem etwas sagenhaften Maler, Zeichner und Kupferstecher Romain de Hooghe her, von welchem Nagler im Künstlerlexikon eine größere Anzahl von Blättern verschiedenartigster Stoffe aufzählt. Recht anschaulich erzählt der Text des Einblattes von dem Markgrafen, der das „Opper-Commando“ in der Schlacht bei Salankemen führte und hier links von dem Türkenzelte des Großveziers abgebildet ist, wie er sich hoch zu Roß fechtend durch die Feinde schlägt: „hebbende Sijné Doorl: van Baden 2. Turken met eijgener hand de koppen afgeslagen, ende een derde met sijn Pistool gedood. Gedurende het Gevecht wierd sijne Doorl: tot tweemaal toe vermist. In't plonderen heeft sich sijne Doorl: seer mild jegens de Soldaten getoont.“

Im achtzehnten Jahrhundert arbeitete der aus Mähren gebürtige und in Augsburg ansässige Historienmaler und Kupferstecher Gottfried Bernhard Goetz (1708—1774) für die markgräfliche Familie von Baden-Baden vielleicht eingeführt und empfohlen durch Kaiser Karl VII., den Schwiegervater Ludwig Georgs, der ihn zum Cabinetsmaler am Hofe in München

ernannte, und der ebenso wie sein Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone, Franz I., nebst seiner Gemahlin Maria Theresia von ihm gemalt und in Kupfer gestochen wurde. Von der badischen Markgrafenfamilie sind Ludwig Georg, seine erste Frau Maria Anna — ob die zweite Maria Josefa Anna, die Tochter Karls VII. ist fraglich — seine Tochter Elisabetha Augusta und sein Bruder August Georg von diesem Künstler gemalt worden. Die darnach angefertigten, nicht allzu schönen Miniaturkupferstiche in Cartoucheform — eine von Götz und Glauben in Augsburg beliebte Specialität — sind diversen lateinischen und deutschen, in Karlsruhe, Rastatt und Bruchsal erschienenen Ausgaben des Donatus a transfiguratione Domini, dem Werke eines badischen Professors der Philosophie und Theologie, beigegeben, doch erkennt man darin wenig des Malers einstmals gepriesene Vorzüge, welche in größeren Altarbildern und Frescobildern, deren Augsburgs Kirchen und Häuserwände früher manche aufwiesen, namentlich was Erfindung und Colorit angeht, zu Tage getreten sein sollen.

Ein Künstler, der ferner hier nicht unerwähnt gelassen werden darf, ist Franz von Stampart aus Antwerpen († 1750 in Wien, 75 Jahre alt), vornehmlich Porträtmaler, aber auch Kupferstecher, wie aus seinen im Verein mit A. Prenner herausgegebenen Werken „Theatrum artis pictoriae“ (1728—1733) und „Prodromus“ (1735) hervorgeht. Nagler berichtet von ihm im Künstlerlexikon, er habe, um seine Personen des langen Sitzens zu entheben, zuerst den Kopf und die Hände mit schwarzer und rother Kreide gezeichnet und die Lichter mit Weiß aufgehöht. Nach diesen Zeichnungen untermalte er dann diese Theile mit Fleischfarbe und vollendete das Bild nach dem Leben. Stampart war seit 1698 Hofmaler des Kaisers Leopold in Wien und hat dort eine große Anzahl von Fürsten porträtirt. Seine Leichtigkeit in der Auffassung der Natur und sein Studium guter flandrischer Meister erkennt man aus dem Bildniß der Markgräfin Sibylla Augusta, der Gemahlin des Türkenludwig, welches 1724 nach dem Leben gemalt wurde und die seit 1707 verwittwete Fürstin mit dem Wittwenschleier darstellt. Das gute Bild hängt in dem von dieser Markgräfin 1725 im Barockstil erbauten Lustschlößchen Favorite bei Rastatt, wo auch ein Oelgemälde Ludwig Wilhelms auf Stamparts Urheberschaft zurückzugehen scheint („Copie von Maler Stambarth 1744 [?]“). Ob dieser Künstler auch für die baden-durlacher Linie gearbeitet hat, ist nicht gesagt. Einige anonyme Porträts im Rathhaus zu Durlach, so die Kniestücke der Markgräfin Catharina Barbara († 1733) und der Markgräfin Magdalene Wilhelmine († 1742), könnten der Manier nach von seinem Pinsel herrühren.

Unter den älteren Zeichnungen, die das Haus Baden betreffen, ist eine vortrefflich ausgeführte Kreidezeichnung der Maria Magdalena von Oettingen-Katzenstein, Gemahlin Wilhelm des Kammerrichters, von Wallerant

Vaillant (1623—1677) bemerkenswerth, die sich im Besitz der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe befindet. Der Künstler war nach Sandrart ein Gehülfe Ruprechts von der Pfalz, des kunstbegabten Sohnes der Winterkönigs, welchem vielfach die im siebzehnten Jahrhundert unter dem Samen Schwarzkunst, Schabkunst, Schraapkunst, Mezzo Tinto. Incisione a fumo, foggia nera, gravure d'épargne bekannte neuerfundene Art, Kupferstiche zu bereiten, zugeschrieben worden ist, während der Ruhm dieser Erfindung nach genaueren Erhebungen einem deutschen Künstler, Ludwig von Siegen, zukommt, und ist namentlich durch eine große Anzahl von trefflichen Schabkunstblättern bekannt geworden, in denen die neue Manier zuerst von einem bedeutenden Meister gehandhabt ist und den Ehrenplatz neben den vorhergegangenen Werken des Grabstichels, der Radirnadel und des Holzstockes erobert hat. (Vergl. J. E. Wessely, Wallerant Vaillant. Verzeichniß seiner Kupferstiche und Schabkunstblätter. Wien 1865.) Vaillant, zu Lille in Flandern geboren und in Antwerpen bei Erasmus Quellinus herangebildet, genoß schon frühzeitig einen großen Ruf als geschickter Zeichner und Porträtkünstler und war bei der Kaiserkrönung Leopolds I. zu Frankfurt a. M. 1658 zugegen, wo er alle Hände voll zu thun bekam. Er erhielt nicht allein den ehrenvollen Auftrag, den Kaiser selbst zu zeichnen, dessen Bild er im selben Jahre auch radirt hat, sondern eine stattliche Reihe von Fürsten und Großen ließen sich ihr Bildniß von dem Künstler anfertigen. Das Kupferstichcabinet zu Dresden besitzt allein zwölf Zeichnungen in Lebensgröße von ihm*). Von Frankfurt nahm ihn der Herzog von Grammond mit nach Paris, wo er vier Jahre am Hofe thätig war, um sich alsdann bis zu seinem Tode in Amsterdam niederzulassen. Das Bild der Markgräfin Maria Magdalena, das Vaillant laut eigenhändiger Bezeichnung 1656 gefertigt hat,

---

*) „Originalia derer Churfürstlichen und anderen hohen Standespersonen so bey der Wahl des Röm. Keysers Leopoldi Ao 1658 zu Franckfurt am Mayn zugegen gewesen von W. Vaillant berühmten Mahler bey dem Wahl-Tag zu Franckfurt am Mayn 1658 verfertigt."

1. Leopoldus Rom. Imp. semper Augustus etc. etc.
2. Joannes Philippus Archiepisc. Mogunt. etc. de Schönborne.
3. Carolus Caspar Archiepisc. Trevir. etc. von der Leipert.
4. Maximilianus Henricus Archiepisc. Colon. etc. etc. Bavariae Dux.
5. Joan. Georgius II. Dux Saxoniae etc. etc.
6. Carolus Ludovicus Comes Palat. ad Rhen. etc. etc. Dux Bavariae.
7. Ferdinandus Maria. Dux Bavariae et Palat. Sup. S. R. Imp. Archidapif. etc.
8. Josephus Maria Sanfelleus Nuntius Apostolicus.
9. Fridericus Wilhelmus Marchio Brandenb. etc.
10. Antonius Dux de Grandmont. Mareschallus Franciae etc.
11. Joannes Mauritius S. R. J. Princeps Nassov. etc. Sereniss. Elect. Brandeb. ad Comit. Electo. Frncf. Plenipot. Principal.
12. Ist ohne namentliche Bezeichnung.

verräth eine außerordentlich fleißige Durchbildung, gute Technik und wohlgemeinte Charakteristik.

Auch ein anderer, mehr genannter und vielleicht zu seiner Zeit ein wenig überschätzter Künstler entfaltete im Jahre 1658 gelegentlich der Kaiserkrönung Leopolds I. in Frankfurt eine staunenswerthe Thätigkeit in der Bildnißmalerei der dort anwesenden deutschen Fürsten und Staatsmänner. Es war Matthäus Merian der Jüngere, das berühmteste Mitglied der weltbekannten, aus Basel herstammenden und seit 1624 in Frankfurt am Main ansäßigen Buchhändler- und Künstlerfamilie, deren topographische Meisterwerke dauernde Zeugnisse deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit abgeben. Matthäus Merian der Jüngere war 1621 in Basel geboren und eines der zehn Kinder des zweimal verheirathet gewesenen älteren Matthäus Merian. Er erhielt eine Ausbildung, wie sie nicht glücklicher sein konnte. Sein erster Lehrer und Rathgeber war Joachim von Sandrart. Auf längeren Reisen durch Holland, England, Flandern, Frankreich, Italien lernte er die guten alten Meister nicht weniger wie die lebenden Künstler von Bedeutung kennen. Die besten Zeitgenossen van Dyk, Rubens, Jordaens, Vouet, le Sueur, Sacchi nahmen sich seiner freundschaftlich an, und seine Kunst war neben seinen reichen Kenntnissen, Erfahrungen und guten Sitten allgemein geschätzt und bewundert. Sowohl als Kupferstecher, wie als Maler und Zeichner ist sein Name auf das Vortheilhafteste bekannt geworden. Sein Tod fällt in das Jahr 1687.

In der Kunstgeschichte Badens nimmt Matthäus Merian eine besondere Stellung ein. Nach dem Vorbilde des Kaisers Leopold I., des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und anderer hervorragender Fürsten ließen sich auch die Markgrafen von Baden und Durlach von ihm malen. Er erhielt sogar ausdrücklich den Titel eines badischen Hofrathes für seine künstlerischen Verdienste. In Gemeinschaft mit einem Augsburger Maler, Johann Ulrich Mayr, der gleichfalls bei Rembrandt und Jordaens ausgebildet war und als Bildnißmaler seiner Zeit einen großen Ruf im In- und Auslande genoß, insonderheit auch an den Höfen des Kaisers und der deutschen Fürsten, und vierundsiebzig Jahre alt 1704 starb, stellte Merian eine Sammlung von badischen Fürstenporträts her, ausschließlich von Zeitgenossen, die also vollen Individualcharakter besaßen. Es geschah dies auf Anregung des auch von Merian gemalten Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach hin, des treuen Hüters von Kunst und Wissenschaft, dessen Bücher- und Münzsammlungen nicht minder bekannt waren als seine Bestrebungen für Malerei und Baukunst. Nach dieser Porträtsammlung sind acht Porträts von M. Küsel und Philipp und Bartholomäus Kilian gestochen und einem Werke beigegeben, welches den Titel führt: „Möglichst kürtzeste, jedoch gründliche Genealogische Herführung von uralter Her- und Ankunfft Beyder Hochfürstlichen Häuser Baden und Holstein (Frankfurt a. M. 1672)“, und zu dieser Publikation schrieb nach seiner eigenen Aussage auf Anregung des allzu früh verunglückten Markgrafen Ferdinand Maximilian

von Baden-Baden Philipp Jacob Spener den genealogischen Theil. Erschienen ist das Werk gelegentlich der Vermählung des Markgrafen Friedrich Magnus mit Augusta Maria von Holstein. Neben dem genealogischen Theil und den ausführlichen Verwandtschaftstabellen enthält dieses auch culturgeschichtlich interessante Buch eine genaue Beschreibung der Festlichkeiten auf der „Carolsburg bei Durlach", mehrere für den Geschmack der damaligen Zeit bemerkenswerthe Willkommsgedichte in lateinischer und deutscher Sprache und ein dramatisches Liebestriumph-Ballet in Versen „durch anwesende Hochfürstl. Gräfl. und adeliche Personen vorgestellet", in welchem unter Anderen neben dem „Dantzmeister" auch zwei Kinder Friedrich VI. Karl Gustav und die schöne Katharina Barbara, mitwirkten.

Von den Zeichnungen, die vermuthlich mit dieser Porträtsammlung in Beziehung stehen, ist eine von Merians Hand herrührende Kreidezeichnung vom Jahre 1669 besonders hervorzuheben, welche den jugendlichen Türkenhelden Ludwig Wilhelm in seinem fünfzehnten Lebensjahre mit langer Perrücke darstellt, und in ihrer weichen, liebenswürdigen Kunstweise eine angenehme Wirkung ausübt. Das treffliche Blatt ist jetzt im Besitz der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe.

Das genannte genealogische Werk, das in Merians Verlag erschien, enthält Arbeiten von verschiedenartigem Werthe. Wir lernen sowohl Merian wie Mayr als tüchtige Künstler kennen, denen es um eine vertiefte Charakteristik und Individualisirung zu thun ist. Von den Stechern ist der sonst verdienstvolle Kupferstecher Mathäus Küsel (1621—1682), auch ein Augsburger von Geburt, am wenigsten glücklich, während die beiden Brüder Philipp Kilian (1628—1693) und Bartholomäus Kilian (1630 bis 1696), die tüchtigsten Glieder der Augsburger Kupferstecherfamilie dieses Namens, von denen der Letztere und Bedeutendere drei Jahre lang bei Merian thätig war, ihrer Aufgabe auf das Beste gerecht wurden.

Wir sind hiermit bereits auf das Gebiet der vervielfältigenden graphischen Künste getreten, und hier ist begreiflicher Weise ein großer Reichthum an Porträts aller Art aufzuweisen. Gleichzeitig hat man sich hier aber am meisten vor der Gefahr zu hüten, Phantasiestücke und Fabrikarbeiten für glaubwürdige Bildnisse nach dem Leben zu halten. Es war in alten Zeiten nicht anders als heutzutage, wo die vervielfältigende Kunst die unglaublichsten Wiedergaben bekannter und vielgenannter Persönlichkeiten auf den Markt bringt. Die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnende Ausstattung von illustrirten Chroniken und Weltbeschreibungen mit Porträts in Holzschnitten hat die leichtfertigsten Werke in dieser Beziehung gezeitigt. Die Bildnisse wurden in den Officinen zum größten Theil rein fabrikmäßig und ohne jeden zuverlässigen Anhalt an die Natur nach freiem Ermessen der Phantasie angefertigt. Die Porträtkunst artete zur Schablone aus. Man scheute sich nicht, die Porträts beliebig

zu verwechseln und sogar verschiedene Persönlichkeiten durch ein und dieselbe Figur darzustellen. Die Holzstöcke wanderten vielfach von Geschäft zu Geschäft. Für Porträtstudien sind demnach die Illustrationswerke der deutschen Renaissance nur mit großer Vorsicht zu verwenden.

Die beiden ersten Bildnisse badischer Fürstlichkeiten, welchen man mit einer gewissen Begründung Porträtähnlichkeit beilegen könnte, kommen in den von Gerhardus de Roo verfaßten „Annales, oder Historische Chronik der durchleuchtigisten Fürsten vnd Herren Ertzhertzogen zu Oesterreich, Habspurgischen Stammens, nachmals auff vnkosten Herrn Conrad Dietzen von Weidenberg außgangen auch von jhme auß Lateinischer in vnser Teutsche Sprach vbersetzt, durchsehen vnnd inn Druck gegeben, Augspurg bey Johann Schultes", vom Jahre 1621 vor. Man findet dort auf Seite 224 (irrig 324) und 225 zwei Brustbilder in Holzschnitt, welche laut Ueberschrift „Marggraf Carl von Baden" († 1475) und „Catharina deß Marggrafen von Baden Gmahel" († 1493) darstellen und immerhin nach Originalporträts aus dem 15. Jahrhundert auf Holz übertragen sein können. Das Costüm der Bildnisse paßt in den früheren Zeitraum, und daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Individualbildnisse gemalt worden sind, darf als sicher angenommen werden. Da Katharina als Tochter Herzog Ernsts des Eisernen von Oesterreich und als Schwester Kaiser Friedrichs III. nahe Beziehungen zu Oesterreich hatte, und Friedrich III. mit Karl in engem Freundschaftsverhältniß stand, so ist es leicht möglich, daß der Kaiser irgend welche Originalbilder seiner Schwester und seines Schwagers besaß und daß der Holzschneider später nach denselben gearbeitet hat, um so mehr da die Autoren der Chronik, sowohl de Roo wie Dietz von Weidenberg, in erzherzoglichen Diensten standen. Die schiefe Stellung des rechten Auges bei Markgraf Karl auf dem Holzschnitt erklärt sich aus dem Umstande, daß Karl von seiner Verwundung in der Schlacht bei Seckenheim 1462 her und wohl infolge schlechter Heilung während der Zeit seiner darauf folgenden Gefangenschaft in Heidelberg ein schiefes Gesicht behalten haben soll.

Von den mit Kupferwerken gezierten Illustrationswerken seien hier nur zwei der bekannteren genannt. Ein geschickter Verleger und Stecher Namens Dominicus Custos, begann im Jahre 1600 unter dem Titel „Atrium heroicum" eine jetzt selten gewordene Sammlung von Kupferbildnissen hervorragender Persönlichkeiten „Caesarum, regum aliorumque summatum ac procerum qui intra proximum seculum vixere aut hodie supersunt", welche größtentheils, besonders was die barbari angeht, Phantasiestücke und nur zum Theil nach dem Leben und nach Vorlagen gearbeitet sein dürften. Die einzelnen Blätter sind von ungleichem Werthe. Neben Ausgezeichnetem findet sich Mittelmäßiges und Schlechtes, namentlich Conventionelles. Die epigrammatischen Unterschriften sind von Marcus Henning, der gleich Custos in Augsburg wirkte. Der zweite und dritte Theil erschien 1601, der

vierte 1602. Der letzte enthielt die Bildnisse der beiden Brüder Ernst Friedrich und Jacob von Baden, offenbar keine der schönsten Blätter der Sammlung und schwerlich nach dem Leben gestochen. Die Aehnlichkeit Beider scheint aber gut getroffen.

Das berühmteste, mehrfach aufgelegte illustrirte Werk historisch-geographischer Natur ist das auch heute noch unentbehrliche Theatrum Europaeum das von dem älteren Matthäus Merian in Frankfurt a. M. begonnen und von seinem Sohne fortgeführt wurde (21 Bände) und dessen erster Band folgenden Titel trägt: „Theatrum Europaeum oder warhaffte Beschreibung aller Denckwürdigen Geschichten so hin und wieder für nemblich in Europa: hernach auch an andern Orthen der Welt sowol in Religion- als Policeywesen vom Jahre Christi 1617 biß auff das Jahr 1629 sich zugetragen mit Kupfferstücken geziert vnndt verlegt Durch Matthaeum Merian in Franckfurtt." Es enthält neben seinen Karten, Stadtansichten, Schlachtenbildern u. s. f. eine ganze Anzahl von Porträts, die mehr oder minder gelungen sind und anfangs nebensächlich im Text abgedruckt wurden. In den späteren Bänden erschienen diese Porträts in Folio, und man bemerkt unbedingt den wohlthätigen Einfluß des jüngeren Merian auf eine künstlerische Ausführung. Badischen Fürstenporträts begegnen wir an mehreren Stellen, doch verdient eigentlich nur dasjenige des Markgrafen Hermann (1628—1691) als wirklich tüchtig hervorgehoben zu werden, und hier hat wohl Matthäus Merian jun. selbst Hand angelegt. Ein anderes gleichzeitiges Bildniß dieses Fürsten befindet sich im dritten Bande von Gualdo-Prioratos Historia di Leopoldo Cesare (Vienna I—III. 1670 bis 74), einem mit vielen Kupfern gezierten Geschichtswerke; doch läßt sich von diesem Brustbild — „A. Bloem del Corn. Meyssens Fe" — nichts besonders Lobenswerthes sagen.

An werthvollen Einzelblättern in Kupferstich ist dagegen kein Mangel, indessen sei nur das Wesentliche erwähnt.

Unter den älteren Kupferstichen ist ein Porträt der unglücklichen Markgräfin Jakoba, die als Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Cleve, 1597 einen unnatürlichen Tod in Düsseldorf fand, interessant, welches von Crispin van de Passe herrührt und dessen Originalplatte sich im Besitze des Notars Strauven in Düsseldorf befindet. Das Bild ist durch die gleichzeitige Inschrift durchaus sicher und zuverlässig und für die Trachtenkunde — die Markgräfin trägt ein Staatskleid, wahrscheinlich Brautgewand, mit perlenumsetzter Krause, desgleichen Haube und reichem Schmucke — höchst charakteristisch. Die Züge sind allerdings nicht in dem Maße schön und lieblich, wie die Tradition sie schildert und wie sie auf einem anderen, aber nicht vollbeglaubigten Bildniß wiedergegeben sind, das E. Thelott gestochen und Th. von Haupt seiner Schrift „Jakobe Herzogin zu Jülich, Coblenz 1820" als Titelbild beigegeben hat. Ob der Kupferstich von dem älteren oder jüngeren Crispin van de Passe angefertigt ist, läßt sich bei

der Gleichartigkeit der Arbeiten beider nicht genau feststellen, doch ist anzunehmen, daß der Vater und Chef des Geschäftes, geboren um 1540, während seines Aufenthaltes in Köln das Porträt der jungen Fürstin, deren Vermählung mit großen Pomp gefeiert wurde, in Auftrag erhielt. Der jüngere Crispin van de Passe wurde überdies erst um 1570 oder gar 1576 geboren und war demzufolge zur Zeit der Vermählung wohl noch zu jung zum selbständigen Schaffen. Das Blatt ist im Uebrigen in fleißiger aber etwas trockener Manier gearbeitet und bedarf zur vollen Erkenntniß der Bedeutung seines Urhebers der Ergänzung durch andere, beteutendere Werke dieses Künstlers, welcher mit großem Ernste zu schaffen pflegte und außerordentlich vielseitig war. Sein für Studienzwecke bedeutsames Zeichnungselementarwerk, welches die Proportion des menschlichen Körpers und der Thiere, das Zeichen und perspectivische Darstellung des lebenden Modells sowie den Gebrauch der Gliederpuppe bei Bekleidung von Figuren darlegte (Della luce del dipingere e diseguare etc Amsterdam 1624), ferner seine Darstellung von Reitübungen (L'instruction du Roy [Louis XIII.] en l'exercice de monter à cheval par Messire A. de Pluvinel, Paris 1628), sein mythologisches Sammelwerk über Ovids Metamorphosen („Metamorphoseon Ovidianarum . . . Zeeland 1602" 130 Blätter), das seine Anlehnung an Rubens klar macht, sowie seine zahllosen Stiche religiösen und allegorischen Inhalts und Porträts werden immer einen beachtenswerthen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen.

Auch von der intriganten Gegnerin der unglücklichen Jakoba, Sibylla von Jülich-Cleve-Berg, hat sich ein trefflicher Kupferstich vom Jahre 1576 erhalten, der sehr getreu den unangenehmen Charakter der Fürstin wiedergiebt und auch mit Bezug auf Tracht und Schmuck bemerkenswerth ist. Das Blatt wurde zwölf Jahre vor der Verlobung Sibyllas mit Philipp II. von Baden gestochen, nach dessen frühem Tod sie sich mit Karl von Burgund vermählte.

Ein tüchtiger Kupferstecher, der für die badischen Fürsten direct thätig war, ist Jakob van Heyden, um 1570 zu Straßburg geboren und später zu Frankfurt a. M. ansäßig. Wir besitzen von diesem sorgfältigen und fleißigen Künstler zunächst ein sprechendes Porträt Georg Friedrichs von der ernestinischen Linie (1573—1638) mit reicher ornamentaler Ausstattung im Renaissancegeschmack, vom Jahre 1603, dessen Unterschrift uns gleichzeitig belehrt, daß dieser Künstler, über dessen Leben wenig bekannt ist, einen Maler Johannes ab Heyden als Vater hatte. Von dem Letzteren rührt wohl das Oelbild her, und man geht gewiß nicht fehl, denselben mit dem von Nagler angeführten Künstler gleichen Namens zu identificiren, der um 1650 (?) zu Straßburg geblüht haben soll, nach Brulliots Angabe um 1570 zu Straßburg geboren wurde, und nach welchem F. Jakobus das Bildniß des Janusсhius Radzivil mit Kriegstrophäen gestochen hat. Jakob van Heyden hat, wie wir dem Verzeichnisse Brambachs entnehmen, den Mark-

grafen Georg Friedrich mehrfach dargestellt, doch ist das genannte Stück unstreitig das beste und auch verbreitetste. Ein treffliches Blatt ist ferner das Gürtelbild des Markgrafen Wilhelm des Kammerrichters (1593—1677) in Feldherrnrüstung mit dem Commandostabe vom Jahre 1635, dem sich ein Brustbild von 1628 passend zugesellt. Auch Friedrich V. (1594—1659) wurde zwei Mal von diesem Künstler in Kupfer gestochen.

Als ein berühmtes Blatt muß dann der von Theoder Kaspar von Fürstenberg, einem Domherrn von Mainz und Speier, der als ein Schüler des Ludwig von Siegen genannt wird, herrührender Kupferstich (geschabt und Nadelarbeit) erwähnt werden, welcher den Markgrafen Friedrich VI (1617—1677) wiedergiebt und dessen Originalplatte die Karlsruher Gallerie besitzt.

Ein sehr gutes Schabkunstblatt, das den auf der Jagd verunglückten Vater Ludwig Wilhelms, den Markgrafen Ferdinand Maximilian († 1669) in langer mit Lorbeerkranz bekrönter Allongeperrücke darstellt, rührt von Jan van Somer, einem gegen 1645 zu Amsterdam geborenen und auch dort seßhaften Künstler her, dessen Lebensumstände wenig bekannt sind. Jan van Somer, oder Someren und ein Kupferstecher gleichen Namens mit dem Vornamen Paul, geboren 1649 zu Amsterdam, herangebildet in Paris und wohnhaft in London, beide vielleicht mit dem von C. van Mander in seinem Schilderboek (1604) erwähnten Antwerpener Maler Paulus von Somer verwandt, haben eine ganze Reihe nicht immer aus einander zu haltender gestochener, radirter und geschabter Blätter hinterlassen, die sich in der Ausführung aber als ungleich erweisen. Am werthvollsten sind die Schabkunstblätter, da sie aus den ersten Zeiten der Erfindung dieser Manier stammen und im Ganzen auch mehr Sorgfalt und Fleiß bekunden, vielleicht gerade wegen der Neuheit der Aufgabe. Das Blatt, das den Markgrafen Ferdinand Maximilian wiedergiebt, verräth bereits eine große technische Fertigkeit und ist von J. van Somer gezeichnet, der sich den ihm zugeschriebenen Blättern zufolge mit Vorliebe politische Persönlichkeiten zum Vorwurf nahm.

Nicht minder verdient ein Schwarzkunstblatt von Elias Christof Heiß Lob, das ein Porträt von P. H. Müller „ad vivum figurab" zur Vorlage hat und die Markgräfin Johann Elisabetha Herzogin von Württemberg, 1680—1775, zur Anschauung bringt. Das Bildniß macht den Eindruck, als sei es nach einer Medaille gefertigt, und in der That hat der vielgeschätzte Stempelschneider Philipp Heinrich Müller aus Augsburg die Fürstin mit ihrem Gemahl Eberhard Ludwig von Württemberg auf einer Medaille vom Jahre 1705 dargestellt. Heiß stammte aus Memmingen, lebte größtentheils in Augsburg und starb 71 Jahre alt auf seinem durch Fleiß erworbenen Rittergute Trunkelsberg 1731.

Er gehörte auch zu den Ersten, welche sich in Deutschland mit Erfolg der Schwarzkunst zuwandten, und verlegte sich, obwohl er zuerst als Maler

thätig gewesen war, später ganz auf die neue Manier, die sich denn auch besonders einträglich für seine Kasse erwiesen hat.

Erwähnenswerth ist hier auch, daß ein sehr seltenes Schwarzkunstblatt des Frankfurter Meisters Ludwig Pfanstill, welcher wohl bei Gelegenheit der Kaiserkrönung Leopolds I. 1658 durch Wallerant Vaillant oder Johann Thomas von Ypern die neue Kunst erlernte, eine in Oval gearbeitete Pietà der Markgräfin Anna von Baden „Liberalium artium Minervae incomparabili" gewidmet ist.

Der berühmte Joachim von Sandrart aus Frankfurt a. M. (1606 bis 1688), der zu seiner Zeit mehr als Künstler wie als Kunstschriftsteller geschätzt wurde, während in unseren Tagen mit größerem Recht das Umgekehrte eingetreten ist, hat nach einer Beschreibung in dem Verzeichniß der seltenen Kunstsammlungen des H. von Derschau (Nürnberg 1825) die Markgräfin Maria Juliana, Gemahlin des Markgrafen Karl Magnus, im Jahre 1650 poträtirt: „Die Fürstin steht in ganzer Figur, in einem weißen Gewand, bey einem Tisch; von dem Künstler zu Frankfurt a. M. nach dem Leben gemalt." Doch ist über den Verbleib des Gemäldes nichts Sicheres zu berichten.

Von Joachims Neffe, Jakob von Sandrart, geboren 1630 zu Frankfurt, dagegen, der sich nach vielen Irrfahrten in Nürnberg niederließ, 1662 mit Gödler die Aufsicht über die dort neuerrichtete Akademie führte, eine Kunsthandlung daselbst gründete und nach einer besonders reichen Thätigkeit auf dem Gebiete des Kupferstiches — er stach allein gegen 400 Porträts — 1708 verstarb, besitzen wir ein liebvoll und zierlich ausgeführtes Porträt der Markgräfin Johanna Elisabetha von Brandenburg-Ansbach (1651—80), einer Tochter Friedrichs VI. von Baden-Durlach, das der Unterschrift gemäß nach dem frühen Tode derselben angefertigt wurde, aber als Vorlage ein Bildniß nach dem Leben von Wolfgang Ludwig Hopfer, einem kurpfälzischen Hofmaler aus Nürnberg († 1689), hatte, welches sich recht sympathisch giebt. Weniger Günstiges läßt sich von einem Reiterbilde dieses Sandrart sagen, welches den Feldmarschall Leopold Wilhelm (1626 bis 1671) hoch zu Roß in voller Rüstung mit dem Commandostab wiedergiebt und stark an fabrikmäßige Arbeit erinnert, während sonst dem Künstler eine sorgfältige Behandlung seiner Porträtstiche und Landkarten nachgerühmt werden kann. In letzterer Beziehung machte 1666 sein Nachstich der großen aretinischen Karte von Böhmen geradezu Aufsehen, da sie genauer und inhaltvoller als das Original und zudem mit bildlichen Ansichten von Städten und Schlössern geschmückt ist. Ein interessantes Porträt des Markgrafen Leopold Wilhelm in türkischer Kleidung mit einem Hund in Oel hat sich in der Wallerstein'schen Sammlung zu Maihingen gefunden; dasselbe hat den einstmals vielbeschäftigten, 1631 in Lübeck geborenen und später in Regensburg ansäßigen Maler Benjamin Block

zum Urheber, von dem auch ein geschabtes Bildniß des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm vorhanden ist.

Auch unter den badischen Fürstenmitgliedern selbst begegnen wir — dies sei noch gesagt — einigen Künstlern oder vielmehr Künstlerinnen, denn nur weibliche Mitglieder sind mit Kunsterzeugnissen hervorgetreten. Sehr gerühmt wurden ihrer Zeit die Miniaturen der frommen Markgräfin Katharina Barbara, 1650—1733, welche wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und Herzensvorzüge von Kaiser Leopold I. zur Gemahlin begehrt wurde, die Werbung aber ausschlug, weil sie ihre Religion nicht mit der katholischen vertauschen wollte, und unvermählt starb. In einem zu Karlsruhe befindlichen Manuscripte des Durlacher Handschriftencabinets (jetzt General-Landes-Archiv) finden wir eine Porträt-Handzeichnung der kunstsinnigen Prinzessin Anna, 1573—1638, welche ebenso wie ihre Schwester Elisabeth den freien Künsten, namentlich der Poesie, ergeben war; dieselbe stellt den Vater der Markgräfin, den tapfern und unglücklichen Georg Friedrich, dar und scheint ziemlich sicher nach einem Kupferstich gearbeitet zu sein. Elisabeth (1620—1692) hat sich durch eine anspruchslose aber ungemein ansprechende Gedicht-Sammlung bekannt gemacht, welche erstmalig 1685 in Durlach unter dem Titel „Tausendt merkwürdige Gedenk-Sprüch auß underschiedlichen Authoren zusammengezogen Und in Teutsche Verse übersetzt" erschienen sind. In neuerer Zeit thaten sich die erste Gemahlin Karl Friedrichs, des Stifters des Großherzogthums, Karoline Luise, Landgräfin von Hessen-Darmstadt († 1783), und Christiane Luise von Nassau-Usingen († 1829), Gemahlin des Markgrafen Friedrich (1756—1817), durch Porträtzeichnungen hervor. Von der ersteren Fürstin ist ein Brustbild Karl Friedrichs bekannt, nach einer Zeichnung in Kupfer gestochen zu Basel (chez Chr. de Mechel. kl. 4). Von der letzteren rührt anscheinend ein Brustbild der ersteren her, „gezeichnet im letzten Jahre Ihres Lebens 1783".

Wir kommen schließlich noch mit einigen Worten auf die hauptsächlichsten Medaillen des badischen Fürstenhauses zu sprechen, die zu dieser Porträtgeschichte gehören.

Die neuere Medaillenkunst seit der Wiedergeburt der Künste in Italien gilt allerdings als eine Abtheilung der Plastik, aber sie hat doch neben dem Anstoß durch die Antike ihre ursprüngliche Erfindung und Veranlassung nicht zum Geringsten der Kunst der Malerei zu verdanken, da die nach der Natur schaffenden Maler in alten Tagen gewohnt waren, ihre Porträtaufgaben zunächst in Wachs zu modelliren und bei der leichten Zerstörbarkeit dieser Modelle bald aus praktischen Gründen auf den Metallguß kamen, woran sich in nicht zu langer Zeit die Verwendung der Porträtmodelle zu Erinnerungsmünzen an bestimmte Personen und auf der Kehrseite an gewisse auf die dargestellten Personen bezügliche Begebenheiten angeschlossen haben mag. Jedenfalls hat sie in ihrer Entwickelung allemal gleichen Gang mit

den Fortschritten der Malerei nicht minder wie mit denen der Plastik gehalten. Ja, man machte in vereinzelten Fällen selbst malerische emaillirte und polychrome Versuche mit ihr. Die Medaillenkunst hat sich auf diese Weise vom fünfzehnten Jahrhundert ab mehr und mehr zu einer selbständigen, eigenartigen Kunstgattung ausgebildet, die nicht wie in der Antike, wo jeder Gebrauchsgegenstand der Schönheit geweiht war, dem alltäglichen, gemeinen Verkehr diente, sondern höhere Zwecke verfolgte und schnell eine große Vollkommenheit in der Technik und im künstlerischen Ausdruck erlangte. Neben den gegossenen Medaillen wurden getriebene, geprägte und niellirte Werke angefertigt. Italien und Deutschland sind die Werkstätten der besten Schaumünzen gewesen, und es liegt in der Natur der Sache, daß diese Kunst vornehmlich von weltlichen und geistlichen Fürsten, sowie von vornehmen Adelshäusern und Patrizierfamilien gefördert wurde. Was den Gebrauch der Medaillen angeht, so wurden dieselben sowohl als Schmuck an Hüten und Baretten wie als Ehrengeschenk an Ketten um den Hals getragen. Die Porträtmedaillen sind im sechzehnten Jahrhundert, namentlich in Deutschland zu einer staunenswerthen, noch heute als Vorbild dienenden Blüthe entwickelt worden, während in Italien durchgehends die Meisterschaft der Composition vorwiegend war. Vollendete Technik, einfache sprechende Charakteristik, liebevolle und fleißige Durchführung rufen in den deutschen Porträtmünzen unsere volle Bewunderung hervor.

Die badische Münzgeschichte, welche vielfach eingehende und belehrende Bearbeitung erfahren hat, ist reich an Beispielen der deutschen Medaillen- und Prägekunst.

Abgesehen von einem mittelalterlichen Porträtsiegel des Markgrafen Rudolph I. († 1288) vom Jahre 1277, das nur beiläufig hier erwähnt sein möge, finden wir bereits im fünfzehnten Jahrhundert auf verschiedenen Münzen Bildnisse des Markgrafen Christoph I. († 1527), sowie in dem folgenden Jahrhundert seiner Tochter Beatrix (1492—1535) und seiner Enkelin Jakoba (1507—1580), von welch letzterer zwei Stücke von 1534 und 1535 vorhanden sind. Ein ganz vorzüglicher deutscher Künstler ist dann für Christophs beide Söhne Bernhard III. (1474—1536) und Ernst (1482—1553), die Stifter der beiden badener Linien, thätig gewesen, von dem sich leider nur spärliche Nachrichten erhalten haben. Es ist dies der in Straßburg gebürtige Medailleur Friedrich Hagenauer, welcher sich selbst einen „Porträter und Bildhauer" genannt und seiner eigenen Aussage nach an vielen Höfen und Orten Ehre mit seiner Kunst eingelegt hat. Um 1530 wirkte Hagenauer eine Zeit lang in Augsburg, wie es scheint, ohne Berechtigung, da sich die Bürger dort über ihn beschwerten. Daß er die beiden Markgrafen mehrfach porträtirte, beweist das Ansehen, in dem er zu seiner Zeit stand. Sowohl von Bernhard wie von Ernst ist ein vortreffliches Einzelbrustbild in feiner Ausführung und beträchtlicher Größe auf uns gekommen und eine Doppelbüste der beiden Brüder auf die brüder-

liche Eintracht wurde aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls von ihm modellirt und geschnitten. Sonst sind auch eine Reihe von Bildnissen angesehener Augsburger Bürger und fürstlicher Personen dieses Künstlers, dessen Buchstaben H. F. erst in neuerer Zeit entziffert wurden, erhalten.

In der Folge begegnen wir einer größeren Anzahl meisterhafter Porträtmedaillen des sechzehnten Jahrhunderts, welche Mitglieder des badischen Fürstenhauses darstellen, und in manchen Fällen, wo keine beglaubigten Bildnisse von Malern oder Kupferstechern vorhanden sind, diese Porträtgeschichte dankenswerth vervollständigen. Als ganz vorzügliche Stücke müssen die Schaumünzen Karls II. (1529—1577) von 1559 und 1572, seiner Gemahlin Anna († 1586), des frühverstorbenen Markgrafen Philipp II. (1559 bis 1588) und die energisch gearbeitete ovale Medaille des unglückseligen Eduard Fortunatus (1565—1600), von dessen Mutter Cäcilia († 1627) gleichfalls eine vor 1564 gefertigte Medaille (als Braut des Grafen Tencin) vorhanden ist, hervorgehoben werden. Leider sind von allen diesen die Künstler nicht bekannt. Doch kann man als sicher annehmen, daß die Arbeiten zumeist von Nürnberger oder Augsburger Medailleuren und Goldschmieden herrühren, da diese beiden Städte im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen das Monopol für diese Kunst besaßen, während die Medaillenkunst in Italien an den verschiedensten Orten eine Heimstätte aufgeschlagen hatte.

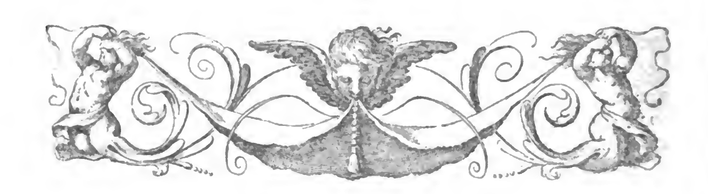
Auch die Medaillen des siebzehnten Jahrhunderts sind zum größten Theile anonym erschienen und man muß sich an den meisten schönen Stücken erfreuen, ohne ihren Verfertigern nach gebührendem Verdienst einen ehrenvollen Namen in der Münzgeschichte geben zu können. Von Friedrich VI. (1617 bis 1677) von der ernestinischen Linie, dem Begründer des reichhaltigen badischen Münzcabinets in Karlsruhe, besitzen wir nur drei chiffrirte Medaillenbildnisse, deren Urheberschaft vielleicht auf den Münzmeister Peter Pfeifer (1623—1630 in Baden thätig) zurückgeht. Seine Söhne Friedrich Magnus (1647—1709) und Karl Gustav (1648—1703) dagegen wurden von einem angesehenen deutschen Künstler Anton Meybusch porträtirt, der in Schweden und Dänemark arbeitete, und es ist anzunehmen, daß Friedrich VI. durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Schweden — seine Gemahlin Christine Magdalena war die Schwester Karls X. Gustav und die Nichte Gustav Adolfs — diesen Künstler gekannt, wenn nicht gar vorübergehend an seinen Hof herangezogen hat. Meybuschs Darstellung der beiden Markgrafen verrathen Fleiß und gute Technik, ohne aber den Arbeiten des vorhergehenden Jahrhunderts gleichzukommen. Der Künstler, der später zumeist für den dänischen Königshof in Kopenhagen gewirkt hat, scheint auch eine Zeit lang in Paris gewesen zu sein, da es von ihm einige Medaillen nach Zeichnungen oder Modellen französischer Künstler zur Geschichte Ludwig XIV. giebt. Friedrichs VI. Tochter Christina (1645—1705), zuerst an den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und dann an den Herzog von Sachsen-Gotha ver-

wählt, wurde im Jahre 1705 von dem sächsischen Medailleur Christian Wermuth portraitirt, der, geboren 1661 zu Altenburg und gestorben 1739 zu Gotha, mit mehreren Söhnen und einer Tochter seine Kunst ausübte und mehr fabrikmäßig thätig war, wovon die Anzahl seiner Medaillen, deren man ihm dreizehnhundert zuschreibt, beredtes Zeugniß abgiebt.

Einer der geschicktesten und berühmtesten deutschen Medailleure aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der für die badischen Fürsten arbeitete, ist ferner Philipp Heinrich Müller gewesen. Dieser Künstler wurde 1653 in Augsburg geboren, erlernte dort die Goldschmiedekunst, siedelte aber, nachdem er sich ganz auf das Stempelschneiden verlegt hatte, nach Nürnberg über, wo Friedrich Kleinert und Kaspar Gottlieb Lauffer ein Privilegium, Schaumünzen zu prägen, besaßen, und mehrere gute Künstler beschäftigten, und kehrte erst nach langjähriger Thätigkeit in vorgerücktem Alter nach Augsburg zurück, wo er 1718 starb. Seine Söhne führten das einträgliche und renommirte Geschäft ihres Vaters fort. Wir besitzen von diesem Künstler Medaillenbildnisse des großen Türkenbesiegers Ludwig Wilhelm (1655—1707), der Markgräfin Johanna Elisabetha (1680—1757), welches als Vorlage des obengenannten Schabkunstblattes von G. C. Heiß diente, und ein Brustbild derselben Fürstin vom Jahre 1705 mit ihrem Gemahl Eberhard Ludwig von Württemberg, sowie schließlich eine Schaumünze des Erbauers von Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm (1679—1738), die alle einen guten Eindruck zu machen im Stande sind. Erwähnenswerth ist hier ferner eine Medaille Karl Wilhelms, die der berühmten Künstlerschaft des Genfers Jean Dassier (1676—1763) entstammt, jenes Meisters der Medaillenkunst, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen großen Namen in den Auslanden erwarb, in Paris die 72 Könige von Frankreich und die Reformatoren, in London die englischen Könige von Wilhelm dem Eroberer bis auf Georg II. und in Italien den König von Sardinien (1743) und verschiedene vornehme Persönlichkeiten in Medaillen verewigte und sammt seinem Sohne Jacques Antoine Dassier (1715—1759) unstreitig unter die tüchtigsten und strebsamsten Künstler seines Faches zu zählen ist.

Auch von dem diesen Künstlern an Ruhm und Talent noch überlegenen, im Kanton Schwyz geborenen Joh. Karl Hedlinger (1691—1771), der sich an den Höfen von Paris, Petersburg, Kopenhagen, Rom und namentlich Stockholm einen Weltruf erwarb, besitzt unsere Porträtgeschichte eine meisterhafte Arbeit, das Brustbild des Markgrafen August Georg (1706—1771), mit welchem die bernhardinische Linie Badens erlosch.

Eine große Anzahl der bemerkenswerthesten badischen Porträtmedaillen ist in Schöpflins Historia Zaringo-Badensis (1713—1766) und in Berstetts Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses (1846) abgebildet worden.



Die schwerste Pflicht.

Trauerspiel in einem Act.

Von

Paul Heyse.

— München. —

Personen.

Ludwig Hochstetten, Legationsrath a. D.
Juliane, seine Frau.
Dr. Eduard Eckart, Arzt.
Martin, Hochstetten's alter Diener.

Elegantes Wohnzimmer in Hochstetten's Villa vor dem Thor einer Residenzstadt. Thüren rechts, links und in der Mitte. Es ist Abend. Mehrere Lampen brennen auf dem Kaminsims und verschiedenen Tischen.

Erste Scene.

Martin (am Kamin, beschäftigt, das Feuer zu schüren.) Juliane (von links, tritt hastig ein, in nervöser Erregung).

Juliane. Ist der Herr noch nicht zurückgekommen?

Martin (sich aufrichtend). Noch nicht, gnädige Frau.

Juliane. Wohin ist er geritten?

Martin. Ich weiß es nicht, gnädige Frau; 's ist aber schon eine Stunde her. Der gnädige Herr hat sich wieder den ungarischen Hengst, den Sandor, satteln lassen. Wenn gnädige Frau ihm einmal vorstellen

wollten: das Thier ist so feurig, unsern Stallknecht läßt es nicht aufsitzen. Es giebt noch einmal ein Unglück.

Juliane. Wie oft hab' ich ihn gewarnt! Er hört nicht auf mich. Er verachtet die Gefahr.

Martin. Aber heut bei dem Glatteis — die Eisen sind dem Gaul noch nicht geschärft — wer konnte auch denken, daß es schon Anfang November Frost geben würde!

Juliane (ist zu dem Tischchen vor dem Divan hingetreten, hat ein Buch in die Hand genommen, es aufgeschlagen und wieder hingelegt). Der Herr ist ein vorzüglicher Reiter und seines Thieres sicher. Sie werden sehen, Martin, er kommt bald wieder.

Martin. Aber wie, gnädige Frau! Wie das letzte Mal: der Herr und der Gaul in Schweiß gebadet, die Sporen blutig, und dem Thier zitterten noch eine halbe Stunde lang die Flanken. O gnädige Frau —

Juliane (ist nach der Uhr auf dem Kaminsims gegangen). Sieben Uhr. Um halb sollte der Zug kommen. Der Herr erwartet ja den Doctor. Er könnte schon da sein.

Martin. Der Weg vom Bahnhof bis zu uns heraus ist weit. Aber da fährt ein Wagen vor.

Juliane (fährt zusammen; für sich). O mein Gott! (horcht.) Er wird es sein. Wer sollte sonst um diese Stunde — Sehen Sie nach, Martin, ob es der Herr Doctor ist, und führen ihn dann herein. Ist sein Zimmer in Ordnung?

Martin. Die Lampe brennt drinnen, und es ist warm.

Juliane. Gehen Sie, gehen Sie! (Martin ab.)

Zweite Scene.

Juliane. Dann Eckart.

Juliane (die Hand aufs Herz gepreßt). Ich dachte, ich hätte es überwunden, es wäre hier Alles todt und still. Aber womit wird man denn fertig, was uns einmal ans Leben ging? Das ist sein Schritt, seine Stimme — Ruhig! ruhig! (tritt wieder an das Tischchen, schlägt die Blätter des Buches mechanisch um, drüber hinweg zu Boden blickend.)

Eckart (tritt ein, bleibt an der Schwelle stehen. Martin nimmt ihm den Mantel ab, entfernt sich dann.) Sie haben befohlen, gnädige Frau —

Juliane (wendet sich, geht ihm langsam entgegen). Guten Abend, lieber Freund. Seien Sie herzlich willkommen! Ich danke Ihnen, daß Sie den Wunsch meines Mannes erfüllt haben.

Eckart (ihre Hand, die sie ihm bietet, nicht fassend, mit einer Verbeugung). Den Wunsch Ihres Mannes? Ihren Wunsch, Ihren ausdrücklichen Befehl. O Frau Juliane, warum haben Sie mir das gethan!

Juliane (überhörend). Sie treffen mich noch allein; Ludwig ist ausgeritten; in seinem aufgeregten Zustande bedarf er Luft und Bewegung. Aber wollen Sie sich nicht setzen? Soll ich Ihnen eine Tasse Thee geben? — Martin!

Eckart (rasch vortretend). Rufen Sie ihn nicht, gnädige Frau. Ich bedarf Nichts. Ich werde mich nur so lange aufhalten, als meine ärztliche Pflicht gegen Ludwig es erfordert.

Juliane. Sie wollen nicht bei uns übernachten? Das wird mein Mann nimmermehr zugeben. Seine ganze Hoffnung sind Sie.

Eckart (sieht sie traurig an, sie wendet sich ab, läßt sich auf den Divan nieder). O, Frau Juliane, gab es kein Mittel, mir dies Wiedersehen zu ersparen? Als ich Ludwig's Brief erhielt, in dem er mich beschwor, ihm Hülfe zu bringen in seiner Noth, stand es bei mir fest, daß ich dem Ruf nicht folgen dürfe. Dann schrieben Sie mir, ich müsse kommen, — und hier bin ich, und Alles ist, wie es war, und auch Sie können den Augenblick nicht erwarten, wo ich Ihnen wieder aus den Augen komme.

Juliane (sehr ernst und ruhig). Lassen Sie das Vergangene ruhen, Eckart. Ich habe es ausgelöscht in meiner Erinnerung. Ich sehe in Ihnen nur noch den Freund meines unglücklichen Mannes, den einzigen, treuesten, an den er sich mit all seinen Hoffnungen leidenschaftlich anklammert. Können Sie sich ihm so rasch wieder entziehen und sein Vertrauen täuschen?

Eckart. Sein Vertrauen — hab' ich es nicht schon einmal so schwer getäuscht? Und war die Buße für mein Vergehen nicht gerecht? Dürfen Sie mit gutem Gewissen sagen, daß ich nun genug gebüßt habe?

Juliane. Zwei Jahre, mein Freund, sind eine lange Zeit. Ich hab' es an mir selbst erfahren. Ich habe es über mich gewonnen, ohne Groll an Ihre Verirrung zu denken.

Eckart. Weil Sie glaubten, Buße müsse Besserung wirken. Aber wenn es nun nicht so wäre, Frau Juliane? Wenn der unselige Mensch, den Sie damals für immer aus Ihrer Nähe verbannten, weil er in einem Augenblick unverzeihlicher Schwäche sich so weit vergessen hatte, der Frau seines Jugendfreundes zu gestehen —

Juliane (steht auf). Nicht weiter, Eckart! Ich verbiete es Ihnen, das Gespenst jener unglücklichen Stunde mit Gewalt wieder heraufzubeschwören.

Eckart. Mit Gewalt! O es braucht keiner Beschwörung, es kommt ungerufen, es hat mich diese zwei Jahre hindurch nicht verlassen. Und jetzt — da ich Sie wiedersehe —

Juliane (mit Nachdruck). Wenn ich es nicht bereuen soll, an den Adel Ihrer Gesinnung und Ihre Freundschaft für meinen Gatten geglaubt zu haben, so sprechen wir nur von dem, was Sie hierher geführt. Ludwig hat Ihnen geschrieben, wie schwer er leidet. Mir hat er's lange verschwiegen und den Stachel nur geschärft, indem er ihn einsam nach innen bohrte. Sie kennen ihn von Jugend auf. Sagen Sie mir, Doctor, was

ist es, das ihm bei scheinbar voller Gesundheit das Leben zur Last macht? Ist es mehr als Einbildung? Sein Vater, weiß ich, war ein Hypochonder, der seinem Leben in einem Anfall von Schwermuth selbst ein Ende machte. Auch Ludwig, als ich vor fünf Jahren sein Weib wurde — er hatte dunkle Stunden, Anwandlungen der bittersten Menschenscheu. (zögernd, ohne ihn anzublicken.) Sie wissen vielleicht nicht, daß ich gerade darum, als er um mich warb, ihm meine Hand nicht versagen wollte. Er beschwor mich so rührend, sein guter Engel zu werden, ihn ins Helle und Heitere hinauszuführen — Sie selbst waren oft genug Zeuge, wie wenig mir das gelang!

(drückt ihr Tuch gegen die Augen.)

Eckart. War nicht das meine einzige Entschuldigung, daß ich Sie leiden sah unter seinen wilden Launen, seinem jähzornigen Trübsinn — Sie, für die ich jeden Blutstropfen meines Herzens hingegeben hätte, Ihnen ein Loos zu bereiten, das Ihrer würdig gewesen wäre?

Juliane (abwehrend). Still! Was haben Sie mir versprochen? Sie sind Arzt und sollten besser als Andere wissen, wie wenig wir vermögen gegen die unverantwortlichen Mächte in unserem Blut. Ich habe meine Pflicht, ihm treu zur Seite zu bleiben, redlich gethan, aber meine Kraft ist fast zu Ende. Darum rief ich Sie als meinen Gehülfen, meinen Bundesgenossen im Kampf gegen dies jammervolle Schicksal. Sie müssen ihm helfen, lieber Freund, das wird auch für Sie die sicherste Hülfe sein. Wenn Sie sehen, wie er die Krankheit überwindet durch Ihren Rath, Ihren treuen Beistand, wird auch Ihr Gemüth sich beruhigen und all der krankhaften Regungen Herr werden. Und dann werden wir Drei traulich wieder neben einander leben können.

Eckart. Meinen Sie, Frau Juliane? Aber selbst wenn ich an diese Idylle glaubte, die Sie mir so lockend ausmalen — ich könnte keine Rolle darin übernehmen; ich habe mich bereits anderweitig verpflichtet.

Juliane (sieht ihn fragend an).

Eckart. Vor wenigen Tagen habe ich den Vertrag unterzeichnet, als Schiffsarzt eine Expedition in das Polarmeer zu begleiten. Es fuhr mir so durch den Kopf, da droben im ewigen Eise würde ich vielleicht das Fieber loswerden, das bisher alles Chinins und aller Sympathiemittel gespottet hat.

Juliane. Mein Gott — Sie wollten — eine so gefahrvolle Reise — wie Viele sind nie wiedergekommen! Nein, nein, das dürfen Sie nicht — das würde ich nie verwinden. Immer müßte ich denken — Aber still! Ich höre Hufschlag im Hof. Versprechen Sie mir —

Eckart. Alles was in meiner Macht steht.

Juliane. Sie dürfen auf keinen Fall, nachdem Sie Ludwig gesehen, sich fortstehlen, ohne noch mit mir gesprochen zu haben. Ich rechne bestimmt darauf, und wenn es wahr ist, daß Ihnen mein Glück und die Ruhe meines Herzens theuer ist —

Eckart (sich verneigend). Sie können auf mich rechnen, gnädige Frau!

Dritte Scene.

Vorige. (Durch die Mitte) Hochstetten (im Reitanzuge).

Hochstetten. Ist er's? — Er ist es wirklich! (wirft Hut und Reitpeitsche weg.) An mein Herz, getreuer Eckart! (umarmt ihn.) Nein, daß du da bist! Du glaubst nicht, wie mir's wohl thut! — Juliane, was sagst du? Die Treue ist doch kein leerer Wahn. — Martin! Martin!

Juliane. Was wünschest du?

Hochstetten. Wein! Wein! Meine Kehle ist so ausgedörrt wie meine Seele. Wir wollen beide ein bischen anfrischen, nicht wahr, mein Junge? — Martin! — Wo bleibt die Schnecke?

Juliane. Er wird in Eckart's Zimmer sein. Ich will selbst gehen.

Hochstetten. Nein, bleib! Es hat Zeit. (Er faßt sie am Handgelenk, führt sie Eckart entgegen.) Sieh diese Frau, Eduard. Dies blasse Gesicht, diesen feinen Kopf — bemerkst du nichts daran?

Eckart. Was meinst du?

Juliane. Aber Ludwig, ich bitte dich —

Hochstetten. Nein, es ist wirklich Nichts zu sehen. Es ist auch nur ein frommes Märchen, daß die Märtyrerinnen Heiligenscheine getragen hätten. Aber wenn je Eine so einen blanken Kopfschmuck als Zeugniß ihrer Tugenden sich verdient hat, müßte diese Frau ihn aus purem Golde tragen.

Juliane (mit mühsamem Lächeln). Da sehen Sie, Eckart, wie nöthig es ist, daß Sie ihn in die Cur nehmen. Er phantasirt, er leidet am hitzigen Fieber der Ueberschätzung.

Hochstetten (küßt ihr die Hand). Nein, meine liebe Heilige, er weiß, daß ich meine fünf Sinne durchaus beisammen habe, wenn ich dich für das beste Weib unter der Sonne erkläre. Nur etwas mehr Verstand hättest du haben sollen, etwas weniger Leichtsinn, als du dich zum Heirathen entschlossest.

Juliane. Lieber Ludwig! (drückt ihm die Hand.)

Hochstetten. Warum ist dein Herz mit deinem Kopf durchgegangen? Und wahrhaftig, diese mitleidige Thorheit hast du schwer gebüßt. Wie hab' ich dich belohnt für deine himmlische Güte, deine Geduld und Tapferkeit diese fünf Jahre hindurch! Ein Lebensgefährte, der dir dein junges Leben so gründlich verbitterte — trübsinnige Grillen — Berserkerlaunen — Eifersucht — Stell dir vor, Eduard, sogar das hab' ich ihr anthun können, daß ich ihre Mienen ausspähte, wenn sie in Gesellschaft über die albernen Späße irgend eines Laffen von Courmachers sich zu lachen bemühte, um ihr Gähnen zu verbergen. Und sie, dieser Engel —

Juliane. Ich will Martin rufen. Du bist erschöpft und aufgeregt vom Reiten. (will gehen.)

Hochstetten (hält sie). Nein, du bleibst — du sollst erst hören — hier, jetzt, vor diesem alten Getreuen will ich mir Alles vom Herzen reden, was mir so lange daran gefressen hat, dir's abbitten, was ich an deinem Glück gefrevelt habe, zu deinen Füßen dich anflehen: Begnadige mich! Trage meine Sünden mir nicht nach. Denn beim ewigen Gott: wenn ich dir weh that, ich selbst litt schwerer darunter, als du, arme heilige Dulderin! (Er hat ihre Hände ergriffen, sinkt neben ihr nieder, drückt das Gesicht gegen ihre Hand.)

Juliane. Um Gotteswillen, Ludwig, lieber, lieber Mann, du bist außer dir! Was thust du? Was soll unser Freund denken? Bitte, bitte, steh auf! (Er läßt sich widerstrebend aufrichten.) Wußt' ich nicht, daß du zuweilen an krankhafter Schwermuth littest, die dich in trüben Stunden dir selbst entfremdete? Ludwig, ich beschwöre dich —

Hochstetten (läßt ihre Hände los, fährt sich düster über die Stirn). Ja, Kind, du sagst es. Ich war nicht ich selbst, wenn ich dir weh thun konnte, dir, von der alles Glück ausging, das ich je im Leben genossen habe. Ist es denn wahr? Du trägst es mir nicht nach? Sag mir's noch einmal, vor diesem alten Freunde hier, daß du mir vergeben hast.

Juliane. Wirst du nun aufhören? Was werden Sie denken, Eckart! Als hätten wir die unglücklichste Ehe geführt.

Eckart. Nichts denk' ich, Frau Juliane, als daß er Recht hat, wenn er Sie verehrt, wie ein überirdisches Wesen.

Hochstetten. Ich danke dir, mein Alter. Wenn du sie erst kenntest wie ich! — Aber nun nichts mehr davon! Nun wollen wir lachen und es uns wohl sein lassen. Ist mein Nothhelfer nicht da, der mich von allen Gebresten des Leibes und der Seele heilen wird? Du sollst sehen, liebes Herz, hinfort werde ich dir keine böse Stunde mehr machen, werde sanft und friedlich sein wie ein Lamm und dir nichts mehr abzubitten haben. (stirnrunzelnd) Du lächelst ungläubig?

Juliane. Nur verwundert, Lieber, warum du so viel überflüssige Worte machst. Aber ich will gehen und euch den Wein schicken. Auf Wiedersehen, Eckart! (geht nach der Mittelthür.)

Hochstetten (blickt ihr nach). Juliane!

Juliane (wendet sich). Was wünschest du noch?

Hochstetten (geht auf sie zu). Der gute Kamerad da — er nimmt es nicht übel, wenn zwei alte Eheleute sich in seiner Gegenwart um den Hals fallen. Mein treues, geliebtes Weib! (umarmt sie.)

Juliane (leise). Du bist so sonderbar. Trink lieber keinen Wein. Ich will den Theetisch decken lassen.

Hochstetten. Nein! Im Wein ist Wahrheit. Wir wollen die alte Freundschaft leben lassen und uns das Herz leicht schwatzen. — Lebwohl, mein Glück, mein Leben — lebwohl! (Er betrachtet sie einen Augenblick mit leidenschaftlicher Innigkeit, läßt dann ihre Hände fahren.) Geh! Geh! (Sie geht. Er steht in sich versunken und blickt ihr nach.)

Vierte Scene.

Hochstetten. Eckart.

Hochstetten (vor sich hin). Vorbei! Versunken! Mein einziger Stern! O Gott, die ewige Finsterniß ist doch schauerlich! (wendet sich langsam um, kommt in den Vordergrund.)

Eckart. Willst du mir nun sagen, lieber Freund —

Hochstetten (aufblickend). Ja so! Ich vergaß — Verzeih, Eduard, ich war nicht bei dir, mein Herz folgte ihren Tritten. Scheiden thut weh, weißt du ja.

Eckart. Scheiden, für eine halbe Stunde?

Hochstetten. Es ist wahr, wenn man schläft, spürt man nicht, daß die Zeit vergeht. Aber nimm Platz, mach es dir bequem. Oder willst du erst in dein Zimmer gehen?

Eckart (setzt sich). Ich kann eure Gastfreundschaft nicht annehmen, Ludwig. Morgen mit dem Frühesten muß ich wieder fort, und ich störe nicht gern den Morgenschlaf meiner Wirthe.

Hochstetten (immer halb abwesend, mit zerstreutem Blick). Morgen mit dem Frühesten — O, meinen Schlaf würdest du nicht stören; und auch Juliane — aber wie du willst, Eckart, ganz wie du willst. Jedenfalls danke ich dir unendlich, daß du überhaupt gekommen bist. (Martin bringt den Wein.) Und da ist auch der Wein. Stell ihn nur hin, Martin. Ich werde selbst einschenken. Sieh, sieh, Juliane hat nicht vergessen, daß du unsern Burgunder besonders gern trankst. (Martin ab. Hochstetten schenkt ein.) Wann vergäße sie auch je etwas, womit sie Anderen wohlthun kann!

Eckart. Ich trinke jetzt nicht, Ludwig, nur um dir Bescheid zu thun. (klingt an.) Auf deine Gesundheit!

Hochstetten. Auf meine — haha! Aber freilich, du bist ja gekommen, den Unheilbaren in die Cur zu nehmen. Prosit! (stürzt das Glas hinunter.)

Eckart. Unheilbar! Dein altes Wahngespenst!

Hochstetten (wirft sich auf den Divan). Nein, Bester, kein mitleidiges Possenspiel. Du weißt ganz gut, warum ich dich gerufen habe: nicht um mir gegen dein Wissen und Gewissen flauen Trost einsprechen zu lassen, daß du hernach, wenn du mir den Rücken gewendet, mit einem freundschaftlichen Achselzucken sagen müßtest: der arme Narr! Er kennt sein Schicksal, aber er ist schwach genug, sich selbst die Binde vor die Augen zu drücken. Du sollst besser von mir denken. Soweit hat die Mordart, die an meiner Wurzel nascht, mir das Mark noch nicht versehrt, noch bin ich ein Mann und stehe aufrecht und bettle nicht um eine elende Galgenfrist. Jetzt, da auch das Schwerste überstanden ist, der Abschied von dieser Frau —

Eckart (steht auf). Nein, nein, du verzweifelst zu früh, du siehst zu

schwarz. Lieber, Theuerster, laß uns ruhig darüber reden! (tritt zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter.)

Hochstetten. Willst du meinen Puls fühlen? Man kann nicht ruhiger sein. Aber ich sehe, was ich sehe — es schwebt über mir wie der böse schwarze Vogel über unser Aller Ahnherrn, dem armen Prometheus, dem er an der Leber fraß. Ja, mein Alter, ich habe das Erbe meiner Väter angetreten.

(Pause.)

Hochstetten. Komm, setz dich zu mir. Wir wollen leise reden, und recht vernünftig. Nicht wahr, auch du hast gehofft, das Entsetzliche würde noch abzuwenden sein durch das Glück, dieses Weib zu besitzen. O Eduard, es war ein schöner, aber frevelhafter Traum. Nie hätte ich ihr Leben an meines ketten sollen. Aber ich redete mir vor, in die Nähe eines solchen Engels würden die Furien sich nicht wagen. Haben sie nicht selbst von dem Muttermörder ablassen müssen, als er in den heiligen Bezirk des Tempels eintrat? Und ich, was hab' ich verschuldet? Daß ich auf die Welt kam als Sohn und Enkel guter redlicher Menschen, die für irgend eine vorsintflutliche Erbsünde von einem gnadenlosen Gotte mit dem Fluch des Wahnsinns beladen wurden? Denn ich selbst, Eduard — du bist mein Zeuge — für einen Menschen, der heißes Blut hat und Geld in seinen Beutel thun konnte, hab' ich mich recht wacker gehalten, weder beim Wein noch mit Weibern meine Kräfte vergeudet, mir alle Mühe gegeben, einen philisterhaft nüchternen Wandel zu führen und dem Dämon seine Beute zu entreißen — und dennoch jetzt, statt als gesunder Jubelgreis dereinst im Kreise von blühenden Kindern und Enkeln friedlich einzuschlafen, muß ich in meinen jungen Jahren — — o ich möchte wissen, wie selbst der treuherzigste Köhlerglaube diese Jammergeschichte mit der Allgüte und Allgerechtigkeit einer väterlichen Vorsehung reinem wollte! (Er springt auf, tritt wieder an den Tisch und schenkt langsam sein Glas wieder voll, ohne es an die Lippen zu setzen.)

Eckart. Ich kann es noch immer nicht glauben, Ludwig. Erblichkeit — es wird so viel Mißbrauch mit diesem großen Wort getrieben. Wie Manchen hat die bloße Angst vor diesem Schreckbild ihm in die Arme gehetzt! Aus der Marotte wurde dann Wirklichkeit. Bei dir fing es schon früh an, ich sah wie es in deiner Phantasie zu spuken begann, während Blut und Nerven ganz gesund waren. Wie es Menschen giebt, die aus bloßer Todesfurcht sterben, so kann man aus Furcht vor dem Wahnsinn um den Verstand kommen. Nein, Lieber, du mußt mir erst ausführlich berichten —

Hochstetten (leert das Glas). Meine Krankheitsgeschichte? Damit will ich dich verschonen. Aber du kannst dein Gewissen beruhigen. Dreien der ersten Specialisten in diesem Fach habe ich ausführlich gebeichtet und ihr Ehrenwort ihnen abgefordert, mir die volle Wahrheit zu sagen, und alle drei hochweisen Männer zuckten die Achseln und entließen mich mit

dem Trost: man dürfe trotz alledem nicht verzweifeln, es geschähen oft noch Wunder. Du wirst zugeben, daß dies in dem Munde deiner Herren Collegen so viel wie ein Todesurtheil ist.

Eckart. An wen hast du dich gewandt? Was hast du ihnen gesagt?

Hochstetten (heftig). Ich wiederhole dir, es waren gute Leute, denen auch du deinen Kopf anvertrauen würdest, wenn er dir aus den Fugen zu gehen drohte. Im Grunde konnten sie mir nichts Neues sagen. Ich bin ja selbst eine Art Specialist in dieser sublimen Wissenschaft geworden, habe alle Symptome gründlich studirt — bei meinem armen Papa. Ich sage dir, mein Junge, bei mir ist der Teufelsspuk schon herrlich weit gediehen — so ungefähr bis ins dritte Stadium. Ich könnt' ein Buch drüber schreiben. Aber du trinkst nicht?

Eckart. Das dritte Stadium?

Hochstetten (der wieder getrunken hat). Wo man Gesichte sieht, Stimmen hört, in furchtbarer Angst Jemand herankommen sieht, der seine Hand ausstreckt, einen in ein Thier zu verwandeln. Und bei allem Grauen fühlt man ein niederträchtiges Gelüst, sich zu entmenschen, ein Lechzen auf der Zunge, das nur Blut stillen könnte, — das man nur bändigen kann, wenn man die Zähne in die eigene Faust verbeißt — da sieh her! (Er streckt ihm die linke Hand hin.)

Eckart (für sich). Um Gotteswillen! Schon so weit!

Hochstetten. Juliane ahnt Nichts, sie glaubt, ich hätte mir das durch einen ungeschickten Schnitt zugefügt. So viel Verstand hab' ich mir doch noch bewahrt, um meine Qualen vor ihr zu verbergen. Da drüben, sieh! dort ist mein Reich, im dritten Zimmer. Die zwei Thüren dazwischen muß Martin jeden Abend von außen zuschließen, und die meinige ist gepolstert, damit kein Laut herausdringen kann, wenn meine Quälgeister es einmal gar zu arg treiben. Denn nie geh' ich zu Bett, ohne zu denken, ich möchte diese Mitternacht als ein completter Währwolf aufspringen und dann — Gott Gnade dem unschuldigen Lamm, das mir in den Wurf käme! (wirft sich in einen Sessel, stützt den Kopf in die Hände.)

(Pause)

Eckart (steht auf, geht zu ihm hin, legt ihm die Hand auf das Haupt). Mein armer, armer Freund! Laß uns ruhig darüber reden. Du bist jung, könntest glücklich sein, hast einen festen Willen —

Hochstetten (blickt auf, reicht ihm mit einem stillen Blick die Hand). Den hab' ich Gott sei Dank, hab' ihn noch. Und eh mir auch der gebrochen wird, soll er mir helfen, ein Ende zu machen als ein Mensch, eh ich als Bestie todtgeschlagen werden muß. Dazu aber brauch' ich deine Freundschaft, mein Alter.

Eckart (zusammenfahrend). Meine Freundschaft?

Hochstetten. Erinnere dich, was du mir gelobt hast — es sind jetzt zehn oder elf Jahre. Zum ersten Mal hatt' ich dir mein ganzes Innere

aufgeschlossen, die ganze Qual meiner geängsteten Seele in deinen Busen geschüttet. Und als ich zuletzt dich fragte: wenn es mit mir so weit kommt, Eduard, wenn ich dem Fluch meiner Väter nicht entrinnen kann und zu schwach oder zu feige wäre, die Pforte einzustoßen, durch die meine arme Seele sich in die ewige Nacht hinüberretten kann, wirst du mir dann beistehen? — Zähle auf mich, sagtest du damals — noch heut fühle ich den Druck deiner Hand bei diesem Wort, und wie mir's warm und leicht ums Herz wurde. Ich weiß, fügtest du hinzu, daß der Freund dem Freunde auch diese schwerste Pflicht schuldig ist. Ich werde sie erfüllen. Ist dir's noch so zu Muth — oder bist du mein Freund nicht mehr?

(Pause)

Eckart. Was forderst du von mir! Und du bedenkst nicht: der Freund dem Freunde — immerhin! Aber der Arzt, Ludwig, der Arzt, der sich feierlich verpflichtet hat, das Leben Derer, die sich ihm anvertrauen, zu verlängern, nicht es eigenmächtig auszulöschen!

Hochstetten. Auch wenn das Leben verlängern nichts Anderes heißt, als die Qualen verlängern? Vor elf Jahren dachtest du darüber anders, vielleicht gesetzwidriger, aber menschlicher.

Eckart. Vor elf Jahren war ich noch nicht Arzt, Ludwig, hatte jenen Eid noch nicht geleistet, der — nun ja, den zu halten mich jetzt oft genug einen schweren Kampf mit meinem menschlichen Erbarmen kostet. Und dennoch — sieh die Sache mit kälterer Ueberlegung an: möchtest du meiner ganzen Zunft einen Freibrief geben, jedes Leben mitleidig zu verkürzen, das ihrer oft so kurzsichtigen Weisheit verloren scheint?

Hochstetten. Sei's immerhin! So hätten wir wieder einen Fall, wo der Einzelne der Staatsmoral zu Liebe zu Grunde gehen muß. Ich wenigstens — unter diesem Zwange, der mich zu etwas Unmenschlichem verpflichtet, möcht' ich kein Arzt geworden sein. Aber hab' ich dich als Arzt gerufen, dich an meinem Leibe herumauscultiren zu lassen? Das haben deine Collegen hinlänglich besorgt und mir auch den schönen lateinischen Namen für den garstigen Wurm genannt, der mir im Gehirn nistet. Nein, Eduard, keine armseligen Ausflüchte! Willst du mir, der Freund dem Freunde, der Mensch dem bedrängten Bruder, aus meinem Kerker heraushelfen, eh ich die Stirne gegen seine Wände einrenne? Ja oder nein!

Eckart (dumpf). Wenn du denn unwiderruflich entschlossen bist: warum brauchst du Hülfe?

Hochstetten. Nun sprichst du vernünftig. Ja das muß ich dir freilich erklären. Unter uns gesagt (tritt dicht an ihn heran, leise ihm in's Ohr) — ich habe schon ein paar Mal angesetzt, bin aber nicht damit zu Stande gekommen. (zu Martin, der wieder hereintritt) Was willst du, Martin? Was hast du hier herumzuschnüffeln?

Martin. Ich wollte nur nach dem Feuer sehen, gnädiger Herr!

Hochstetten. Fort! Ich brauche dich nicht. 's ist ohnedies zum

Ersticken heiß. (überlaut) Fort, sag' ich —! (wirft dem Abgehenden das Glas nach, das er eben wieder hat füllen wollen.)

Eckart. Ich bitte dich um Alles in der Welt, lieber Theuerster — (führt ihn sanft zum Divan, zwingt ihn sich zu setzen.) Trinke nicht mehr, gieße nicht Oel ins Feuer!

Hochstetten. Du meinst, ich wolle mir Muth trinken? O daran fehlt es mir nicht. Aber an der Geschicklichkeit. Jeden Tag hab' ich mein Pferd bestiegen mit dem stillen Wunsch, es möchte stürzen und sich und mir den Hals brechen. Und im Kriege, weißt du — ich prahle nicht mit meiner Bravour, aber mein eisernes Kreuz hab' ich mir redlich verdient. Nur siehst du, so im stillen Zimmer — wenn ich schon die Hand ausstreckte nach dem Revolver oder irgend einem Trank, der eilig trunken machen sollte — gleich sah ich das bleiche Gesicht meines armen Papa's, der es zweimal ungeschickt anfing und noch beim dritten Mal — in welchen Höllenschmerzen sah ich ihn sich winden, bis das gequälte Herz seinen letzten Schlag gethan hatte. Das hat mir immer die Hand gelähmt, Eduard. Ja wenn wir noch Sklaven hätten, wie im alten Rom, da riefe ich den guten Martin und geböte ihm, mir das Schwert zu halten, in das ich mich hineinstürzen könnte, und wenn ich's nicht richtig zu Stande brächte, gäbe er mir den Gnadenstoß. Aber wir sind zahme, humane Menschen geworden; auch unsere Executionen richten wir manierlich ein. Und so hab' ich mir gedacht, es müsse ganz traulich sein, sein letztes Stündlein mit einem guten Freunde zu verplaudern — wie wir jetzt thun — sich in einem guten Glase Wein Valet zuzutrinken, noch einmal nach Jean Paul's Vorschrift sich an die schönsten Stunden des Lebens in der letzten zu erinnern, und dann griffe man ganz gemüthlich nach der Waffe und ließe sich von dem Freunde, der Anatomie studirt hätte, die Hand führen, genau nach der Stelle, wo der Sitz des Lebens wäre — sagte ihm noch eine gute Nacht und tausend Dank — — das Losdrücken würde man schon selbst besorgen! (springt auf, geht, die Hände in den Taschen, durchs Zimmer, bleibt vor Eckart stehen.) Was hättest du gegen diesen Vorschlag zur Güte einzuwenden?

Eckart (vor sich hinstarrend, nach einer Pause). Du weißt nicht — was du verlangst!

Hochstetten. Ich weiß es, Eduard. Ich weiß aber auch, daß du immer thust, was du für recht erkannt hast. Und wir waren doch stets darüber einverstanden, daß der Mensch Herr sei über das Eigenste, was er besitze, sein bischen Dasein, daß wir Alle der Natur einen Tod schuldig seien und die Schuld bezahlen dürften, wenn die Last, die wir damit auf uns genommen, unerträglich würde und uns keine anderen Verpflichtungen davon abhielten. Nun, was das Letztere betrifft: ich habe keine Kinder, die ich als Waisen zurückließe — so gnädig wenigstens hat mich der Himmel behütet, daß das Erbe meiner Väter nicht fortgepflanzt werden sollte bis

ins siebente Glied. Und Juliane — ist es nicht der letzte ritterliche Liebesdienst, den ich ihr leisten kann, wenn ich ihr Leben, das ich in schnöder Eigensucht an mich gerissen, ihr zurückgebe? Was also zaudern wir noch?

Eckart. Ludwig, es ist furchtbar!

Hochstetten. Freilich, mein Alter, es ist kein Kinderspiel. Wir haben einander schon Manches zu Gefallen gethan, was vergnüglicher war. Aber am Ende: wenn du dich zu einer schweren Operation rüstest, ist dir auch nicht lustig zu Muth, und doch thust du deine Pflicht. Und weißt nicht einmal sicher, ob der Kranke davonkommt. Ich dagegen — haha! ich komme ganz gewiß davon, das muß dir doch tröstlich sein. Den hab' ich durchgebracht, kannst du dir sagen; ohne mich litte der arme Teufel noch am Leben. Und die Operation war so leicht — ein Druck des Fingers, und Alles war geschehen.

Eckart (erhebt sich). Nein, Ludwig, du verlangst Uebermenschliches. Du wirst begreifen, daß ich mich erst besinnen, erst überlegen muß —

Hochstetten (auffahrend). Ueberlegen? Nur zu! Hat nicht ein großer Menschenkenner gesagt: wer überlegt, sucht Gründe, nicht zu wollen? So geh, edler Freund, suche, suche Gründe, ich wette, du findest sie. Mir aber verzeih, daß ich dich verkannt habe.

Eckart. Ludwig!

Hochstetten. Nein, nein, du hast Recht, ich muthe dir Unmögliches, Unmenschliches zu. Du bist ein humaner Mensch, du kannst keine Motte mit halbverbrannten Flügeln herumtaumeln sehen, ohne ihre Agonie mit einem Fingerdruck abzukürzen; aber wenn du deinen Freund in tödtlichen Aengsten sich winden und verzehren siehst, so hütest du dich weislich, ihm zu nahe zu kommen, um ja seinen Lebenshauch nicht um eine Secunde zu verkürzen. Geht, geht, ihr heuchlerischen Thoren, die ihr von Nächstenliebe trieft und an einem armen Tropf, den ihr vom Baum abgeschnitten habt, Wiederbelebungsversuche anstellt, damit er den grausamen Todeskampf womöglich zum zweiten Mal kämpfe. Verzeih, daß ich dich für etwas Besseres hielt, als für einen gewissenhaften Tränkchenverschreiber, dessen Ehrgeiz es ist, das verglimmendste Lebenslämpchen armseliger Sterblicher noch mit einem Tröpfchen Oel zu speisen. Man irrt sich ja wohl in seinen besten Freunden. Aber so hätten wir uns nichts mehr zu sagen. Lebewohl, und bleibe gesund — und sans rancune! (wendet sich nach rechts, als ob er gehen wollte.)

Eckart. Du folterst mich, Ludwig!

Hochstetten. Thu' ich das? Nun bei Gott, auch mit mir wird nicht säuftlich umgegangen. Was liegt am Ende an mir! Aber der Engel von einem Weibe, der mir bis heute zur Seite ging!

Eckart (dumpf vor sich hin). Juliane!

Hochstetten. Wenn die Verzweiflung mich in einer finsteren Stunde

beim Schopfe packt, mich kopfüber zum Fenster hinausdrängt, daß ich mit zerschelltem Schädel vom Pflaster drunten aufgelesen werde — oder ich sprenge in einem Wuthanfall Schlösser und Riegel, zerre das arme Weib, das sich in den Schlaf geweint hat, aus dem Bett empor und — die Wehrwolfsklauen um ihren Hals gekrallt —

Eckart. Halt ein! Nicht weiter! Was machst du aus mir! Ich bleibe — ich will es thun!

Hochstetten (schreit auf). Eduard! Du willst? (eilt auf ihn zu, umarmt ihn stürmisch.) Ich danke dir! O ich wußt' es, ich konnte auf dich rechnen. Aber nun keine finstere Miene mehr! Komm! (zieht ihn nach dem Tische.) Wir haben nur noch ein Glas. So gute, treue Freunde, wie wir, können sich wohl mit Einem behelfen. Der letzte Tropfen — wem soll er gelten? Der Tod soll leben, mein Alter, er, der letzte, zuverlässigste, bestverleumdete Menschenfreund! Moriturus te salutat! Trink! (nachdem Eckart halb widerstrebend an dem Glase genippt hat) Und nun mir die Neige! (leert das Glas rasch) — und in Scherben das Glas! (wirft es in den Kamin.) Nun ist mir wohl, ganz wohl! (nimmt ihn unter den Arm, geht mit ihm auf und ab, immer hastig sprechend.) Das Leben, siehst du, das Leben ist schön, aber tückisch, eine reizende Geliebte, aber während sie dich umarmt, stiehlt sie dir die Börse aus der Tasche und schleudert dich dann lachend weg, um sich an einen Reicheren zu hängen. Ich habe mich nicht lange von diesen spitzbübischen Caressen betrügen lassen, ich wußte, daß mir die Gaben fehlten, das wankelmüthige Weib zu fesseln. Sei's drum! Ich habe doch mein Theil genossen, Freundschaft und Liebe und das bischen Ehre, das man sich macht, wenn man ein honetter Mensch ist. Nun bin ich bankerott geworden an Hoffnungen und Illusionen und tauge nicht mehr in muntere Gesellschaft. Da ist es das Klügste, sich auf französisch zu empfehlen. Grüß mir die liebenswürdige Wirthin und entschuldige mich — ein Herzschlag habe mir's unmöglich gemacht, ihr noch einmal feierlich adieu zu sagen, ein Herzschlag, hörst du? Du kannst ja drauf schwören, daß das Herz wirklich auf einmal still gestanden, wie eine abgelaufene Uhr. Und dann steh der armen Frau ein wenig bei, über den ersten Schrecken hinüberzukommen. Hernach — ich hoffe und wünsche, sie findet noch einmal ein besseres Glück, als ich armer, mit der Erbsünde beladener Mensch ihr bieten konnte. Versprich mir das, Eduard! (Eckart überläßt ihm abgewandt die Hand.) So, und jetzt — ich habe noch einen kleinen Brief zu schreiben — in einer Viertelstunde — mein Koffer ist schon lange gepackt.

Eckart (zusammenfahrend). Jetzt, jetzt gleich?

Hochstetten. Worauf sollt' ich noch warten? Das Wetter ist zum Reisen nicht gerade einladend. Aber da es keine Vergnügungsreise ist — Martin!

Eckart (in wachsender Erregung). Lieber Ludwig —

Hochstetten (lauter). Martin! (Martin erscheint.) Die Lampe bei mir

anzünden! Frisches Wasser! (Martin ab nach rechts.) Nein, nein, kein erbärmliches Zaudern und Hinzerren! Ich lasse dich rufen, wenn's so weit ist. A tantôt, mein Junge! (wendet sich, geht nach der Thür rechts, bleibt stehen.) Sieh doch einmal — dort — siehst du nichts?

Eckart. Wo? Was?

Hochstetten (ihn anfassend, mit allen Zeichen des Entsetzens). Da hinten, neben der Thür, da wo das Licht der Straßenlaterne hereinfällt — alle guten Geister!

Eckart. Es ist nichts, Ludwig; deine Sinne täuschen dich — der Wein —

Hochstetten (halblaut). O ich bin ganz nüchtern. Das da — kenn' ich auch schon. Auch fürcht' ich es gar nicht. Es ist ja nur — mein guter Papa — er sieht sich nach seinem armen Sohn zuweilen um, es läßt ihn nicht schlafen, daß er dem so ein schlimmes Erbtheil hinterlassen hat. Da! Siehst du? Er nickt mit dem Kopf, er wendet sich, wie wenn er sagen wollte: Komm mir nach! Was hast du hier noch zu suchen? (macht sich plötzlich von Eckart los.) Ja, arme Seele, du sollst Ruhe haben! Ich komme, Vater, ich komme! (stürzt ab nach rechts.)

Fünfte Scene.

Eckart (allein).

Entsetzlich! — Grauenhaft! — Der arme, arme Mensch! O, es ist schlimmer als ich dachte. Und doch — jetzt zu ihm gehen, wie ein Operateur zu einem Patienten — bloß auf eine Diagnose hin, die ein Anderer gestellt hat — es ist denn doch ein starkes Stück, und man braucht kein Feigling zu sein, um sich Bedenkzeit auszubitten. Wenn er sich entschlösse, mit mir zu Schiff zu gehen, vielleicht würde es seinen Gespenstern zu kalt sein im ewigen Eise — vielleicht — aber nein, die sind abgehärtet, ganz wie das, was mir nachgeht. Nur könnte das, was ihm Noth thut, da oben geschehen ohne Lärm zu machen. Will's ihm doch einmal vorschlagen! Ich fürchte nur, es eilt ihm zu sehr! Warum bin ich auch gekommen! Es warnte mich was, aber die geheime Sehnsucht, sie wiederzusehen — O sie, sie! Wenn sie jetzt ahnte, wozu sie mich hergerufen hat! Und sie liebt ihn, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten hat, dies herrliche Weib hängt an dem Unglückseligen mit allen Fasern ihres Herzens. Wenn sie es je erfährt, welchen Antheil ich an diesem Ausgang gehabt, — und welche dunkle That kommt nicht einmal an die Sonne? — sie muß mich hassen, da ich ihr jetzt nur gleichgültig bin, sie wird am Ende glauben, es sei doch noch Rettung gewesen, und ich, der falsche Freund, weil ich mir eingebildet, wenn sie erst frei wäre, würde meine Leidenschaft doch endlich zum Ziele gelangen — — ich wäre auf ewig gebrandmarkt in ihren Augen! (steht in Gedanken verloren.) Nein, nein! Auch Nächstenliebe hat ihre Grenzen. Auch mir bin ich etwas schuldig.

Er suche sich einen Anderen! Für Geld und gute Worte wird doch wohl Jemand zu finden sein, der ihm auf die Stelle, wo es grade ins Herz geht, ein Kreuz zeichnet. Und jetzt fort von hier, wo er mich überrumpeln wollte. Was brauch' ich nur für einen Vorwand, daß wir's bis morgen aufschieben müssen? (zieht ein Taschenbuch heraus, schickt sich zum Schreiben an.) Vielleicht wenn ich sagte —

Sechste Scene.

Eckart. Juliane (ist leise durch die Mitte eingetreten).

Juliane. Ich störe Sie. Sie waren im Begriff, eine Verordnung für Ludwig aufzuschreiben?

Eckart (bestürzt, steckt das Buch rasch wieder ein). Nicht doch, Frau Juliane. Ich machte mir nur — ein paar Notizen.

Juliane. Was hat er Ihnen gesagt? Was ist Ihre Meinung?

Eckart (sucht nach Worten). Unser Freund — in der That — er leidet schwer, schwerer als ich gefürchtet.

Juliane (sinkt in einen Sessel). O Gott! Also doch! Und ich, die ihm im Stillen vorwarf, es sei nur Einbildung, und er könne sich nicht genug beherrschen! Aber sagen Sie, nicht wahr? er kann geheilt werden? Sie werden ihn heilen?

Eckart. Nur eine heroische Kur könnte ihn völlig von seinen Leiden befreien. Ich aber — Sie wissen, meines Bleibens ist hier nicht, ich reise schon morgen.

Juliane (erhebt sich). Sie werden nicht reisen, Eckart. Sie werden sich Ihrem Freunde nicht entziehen.

Eckart (ohne sie anzusehen). Sie wissen, was mich hinwegtreibt.

Juliane. Nein, Eckart, Sie dürfen nicht. Jene Schuld, die Ihrem zarten Ehrgefühl noch immer zu schaffen macht und Sie aus meiner Nähe verbannt — o mein Freund, wäre es nicht die schönste, edelste Sühne, wenn Sie nun dem Freunde, gegen den Sie gefehlt haben, Lebensmuth und Seelenfrieden zurückgäben?

Eckart. Sie vergessen, gnädige Frau, daß ich jene Schuld noch täglich erneuere, wenn auch nur in hoffnungslosen Gedanken.

Juliane (geht langsam an den Tisch, starrt auf die Lampe). Und darum zürnen Sie sich so schwer und wollen sich selbst verbannen bis ans Ende der Welt? Nein, mein Freund, ich kann das nicht mit ansehen, daß Sie mit sich selbst so unversöhnlich entzweit sind. Was können wir für unser Herz? Nur für unsere Handlungen sind wir verantwortlich, nicht für unsere Gefühle, so wenig wie für das Böse, das der Edelste von uns zuweilen im Traume thut. Wäre es anders — so wäre ich selbst eine große Sünderin.

Eckart. Sie, Juliane?

Juliane (tonlos). Auch ich! Denn Sie müssen wissen, Eckart, ich habe nur Ludwig's Bitten, nicht einem tiefen Wunsch meines eigenen Herzens nachgegeben, als ich seine Frau wurde. Er bestürmte mich mit leidenschaftlicher Werbung, er beschwor mich, durch das Glück meines Besitzes den Geist der Schwermuth zu bannen, der sein Leben überschatte — ich war jung und leicht zu rühren, und so überwand ich das heimliche Grauen, das mich manchmal in seiner Nähe überkam, und daß ich es nur gestehe: es schmeichelte meinem Ehrgeiz, mich als seine Erlöserin von den dunklen Mächten zu erweisen, die ihm seine Jugend verdüstert hatten.

Eckart. Sie waren eine Heldin, Juliane.

Juliane (schüttelt schmerzlich den Kopf.) O nein, nur ein schwaches Weib, das aber nicht feige war und Jahre lang redlich kämpfte, seine Pflicht zu thun. Dann kamen Sie. Da geschah mir's wie jener Heldin von Orleans, die von ihrem guten Geist verlassen wurde, als sie menschlich zu fühlen begann. Mein letzter Sieg war, daß ich Sie für immer von mir trieb und Sie nicht merken ließ, wie schwer mir's wurde!

Eckart. Juliane! O Gott, warum sagen Sie mir das!

Juliane. Damit Sie wissen, daß Sie nicht allein gelitten haben, daß ich die Schuld, wenn es eine war, mit Ihnen theile, daß ich aber uns Beide freispreche, wenn wir fortfahren unsere Schuldigkeit zu thun. Wir haben von nun an keine höhere Pflicht, als unser Herz, wenn es laut werden will, still zu machen und ihm, der uns Beide liebt, auf uns Beide vertraut, das Leben tragen zu helfen, wenn volle Genesung unmöglich ist. Und darum müssen Sie bleiben.

Eckart. Juliane — Sie wissen nicht — ich kann Ihnen nicht sagen —

Juliane. Von dem, was ich Ihnen soeben anvertraut, nie wieder ein Wort zwischen uns! Geloben Sie mir das! (Er legt die Hand aufs Herz.) Wir werden uns hinfort begegnen wie zwei Abgeschiedene, die in der letzten Stunde sich ihr innerstes Herz gezeigt haben. Auch in diesem Jenseits, mein Freund, ist es kühl, wie unter dem nordischen Himmel, zu dem Sie flüchten wollten. Fühlen Sie meine Hand. Sie bebt nicht mehr in der Ihrigen. Und nun bleiben Sie und helfen Ihrem Freunde! (Sie nickt ihm mit sanfter Freundlichkeit zu und geht nach links ab.)

Siebente Scene.

Eckart

(allein, schlägt die Hände vor's Gesicht, steht einen Augenblick wie betäubt).

Hab' ich denn recht gehört? War sie denn eben hier und sagte — und gestand mir — Aber das ist ja um selbst wahnsinnig zu werden! Himmel und Hölle in demselben Wort! Wenn ich jetzt mich fortschleiche und Alles gehen lasse wie es kann und muß, und der Aermste drüben verfällt über kurz oder lang seinem Schicksal — ohne mich, so ist sie frei,

und ich bin da, und wir dürfen uns angehören. Kann ich's denn fassen, das namenlose Glück: Juliane mein Weib — ohne Raub an ihm, ohne Verrath der Freundschaft, ohne Sünde — Ohne Sünde? Wirklich ohne Sünde? Und wie heißt das, wenn mein Bruder in Todesangst die Hand nach mir ausstreckt und ich gehe achselzuckend vorbei und sage: Hilf dir selbst. Ich darf meine Hand nicht beflecken. Ich muß einen Schatz heben, der verschwindet, wenn ein Tropfen deines Blutes mich anspritzt!? — Ihn noch eine Weile sich hinfristen lassen in seinen Qualen, bis Grauen und Verzweiflung ihn endlich dazu treibt, die Stirn an der Mauer einzurennen, oder mit zitternder Hand wie sein Vater — (steht in tiefer Verstörung, fährt zusammen, da Martin leise eintritt.)

Achte Scene.

Eckart. Martin.

Eckart. Wer ist da? Sie sind's, Martin? Ist der Herr schon zu Bett?

Martin. Nicht doch, Herr Doctor. Der gnädige Herr, geht nie vor Mitternacht zu Bett, manchmal erst gegen Morgen. Und immer schläft er schlecht. Ach, Herr Doctor —

Eckert (geht hin und her, zu Boden blickend). Was, guter Freund?

Martin. Ich wollt' Ihnen nur sagen, Herr Doctor — 's ist accurat wie bei dem seligen Herrn Vater — bei dem fing's auch so an — ich war ja elf und ein halbes Jahr in seinem Dienst. Ein guter gnädiger Herr, Herr Doctor, ganz so menschenfreundlich und cordial, wie der Herr Sohn, aber wenn die Anfälle kamen — einem treuen Dienstboten mußte das Haar zu Berge stehen, und das Herz hätte einem brechen mögen.

Eckart. Ich weiß, ich weiß.

Martin. Aber nicht wahr, Herr Doctor, so braucht's nicht zu endigen mit unserm jungen gnädigen Herrn. Der Herr Doctor wissen schon noch Rath. Du sollst sehen, Martin, sagte mein gnädiger Herr eben, während er am Schreibtisch saß, jetzt wird es besser mit mir werden, ganz gut. Du wirst nicht mehr deine Noth mit mir haben, treue Seele! — so sagte er, und dann gab er mir die Hand und sagte: wenn ich manchmal heftig zu dir war, Alter, verzeih es mir! Du weißt, ich konnte Nichts dafür. Aber von heut an werde ich ganz sanft sein, das sollst du sehen — und dann wollt' er mir seine Börse voll Gold schenken, aber ich nahm es nicht an, denn er war so sonderbar, als wüßte er nicht recht, was er that und redete, es wäre gewesen, als hätt' ich's ihm gestohlen. Und dann schickte er mich fort, ich sollte Sie fragen, ob Sie noch ein halb Stündchen Zeit für ihn hätten. (Es klingelt aus Hochstetten's Zimmer.) Da — das ist seine Klingel. Er will noch was von mir.

Eckart (aus seinem Brüten auffahrend). Nein, Martin, das gilt mir. Er wird ungeduldig — er fürchtet, ich möchte nicht kommen. Bleiben Sie!

Martin. Haben Sie's ihm denn versprochen, Herr Doctor?

Eckart (nickt, geht langsam nach der Thüre rechts, bleibt an der Schwelle stehen). Besorgen Sie mir eine Droschke, Martin. Ich — ich werde mich nicht lange aufhalten, ich muß dann gleich fort —

Martin. Der Herr Doctor sind so blaß, es hat Sie angegriffen. Wenn der Herr Doctor erst noch ein Glas Wein befehlen — ja so! (sieht sich um.) Auch das zweite Glas —

Eckart. Einen Gruß an die gnädige Frau, wenn ich sie nicht mehr sehen sollte. Bleiben Sie ihr treu, Martin. Sagen Sie ihr — nein, sagen Sie ihr Nichts. (Man hört wieder die Klingel.) Ist es dir denn so eilig, armer Freund? Du hast Recht: jede Minute steigert die Qual, deine — und meine! (geht hastig ab nach rechts.)

Neunte Scene.

Martin, (dann) Juliane.

Martin. Auch das zweite Glas — und die Flasche ist leer. Aber er wird drum nicht besser schlafen. Wie er mich eben ansah — solche Augen konnte auch sein Herr Vater machen; solche Augen sehen nicht lange die Sonne. (nimmt das Brett und die Flasche vom Tisch, bückt sich dann, das zerbrochene Glas vom Boden aufzuheben.)

Juliane (tritt ein). Was thun Sie da, Martin?

Martin. Ich, gnädige Frau — ich lese nur die paar Scherben auf, habe das Glas fallen lassen, wie ich's hinaustragen wollte — ich bin so ungeschickt, gnädige Frau, weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

Juliane. Es thut nichts, Martin. Glück und Glas — Sagen Sie, wo ist der Herr Doctor geblieben?

Martin. Er ging eben noch einmal zum gnädigen Herrn. Er kann aber nicht lange bleiben, ich soll ihm eine Droschke besorgen.

Juliane. Er will fort?

Martin. Ja, und er hat mir einen Gruß aufgetragen an die gnädige Frau, wenn er Sie nicht mehr sehen sollte. Er wollte der gnädigen Frau noch sonst etwas sagen lassen, aber dann hat er's doch für sich behalten. Glauben gnädige Frau, daß er unserm Herrn wird helfen können?

Juliane (zerstreut). Holen Sie den Wagen noch nicht, Martin, hören Sie? Ich will den Herrn Doctor hier erwarten. Vielleicht ändert er doch seinen Entschluß.

Martin. Zu Befehl, gnädige Frau. (ab durch die Mitte.)

Zehnte Scene.

Juliane (allein).

Hätt' ich es ihm doch nicht sagen sollen? Aber ich mußte, werde nun daraus, was wolle. Nur so lang es noch unausgesprochen war, hatte es Macht über mich. Jetzt ist es still in mir, und auch er — er meidet mich noch, weil er seiner selbst mir gegenüber nicht ganz sicher ist, — aber er ist einer von Denen, die immer Schwereres vollbringen, je mehr man ihnen zutraut. Wenn er in Ludwig's Nähe bleibt — es ist unmöglich, daß er nicht Einfluß auf ihn gewinnt — selbst ohne alle ärztliche Behandlung, nur von Mensch zu Mensch. Denn wenn es so fortginge, so von Tag zu Tag trauriger würde — O nur einen Tropfen Glück zur Stärkung in meiner harten Pflicht! (sinkt auf den Divan.) War das noch bloße Aufgeregtheit, Schwermuth und Nervenschwäche, — oder schon —! Diese stürmische Scene vorhin, wie er sich selbst vor einem fremden Auge nicht mehr beherrschen konnte — Ich will Eckart fragen. Er sagt mir wohl die Wahrheit! (steht wieder auf.) Wo er nur so lange bleibt? Und hier so todtenstill — ich halt' es nicht aus. Warum steh' ich auch hier und gehe nicht zu ihnen? Hab' ich nicht ein Recht darauf, zu erfahren, was meinem eignen Manne fehlt? Er will nicht, daß ich sein Zimmer betrete; das war auch anders in den ersten Jahren, da konnt' ich nie genug um ihn sein, und jetzt verschließt er sich vor mir, als ob meine Nähe ihn peinigte. O als er um mich warb, mir mit Thränen zu Füßen fiel und mir betheuerte, nur meine Stimme zu hören, sei ihm wie eine Botschaft der Erlösung von allem Erdenweh! (bitter lächelnd) Eine Heilige nannte er mich. Aber meine Gnadenmittel verschmäht er. — Noch immer nicht! Ich ertrag' es nicht länger, ich will endlich wissen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe.

(Sie wendet sich entschlossen nach der Thüre rechts. In diesem Augenblick wird sie rasch aufgestoßen.)

Elfte Scene.

Juliane. Eckart (steht todtenbleich an der Schwelle, streckt die Hand gegen sie aus, indem er sich in tiefer Erschöpfung an den Thürpfosten lehnt).

Eckart. Wo wollen Sie hin, Juliane? Zu ihm? Gehen Sie nicht zu ihm. Er schläft!

Juliane. Er schläft? Gott sei Dank! Er hat schon lange nicht mehr so früh einschlafen können. Sie haben ihm ein Schlafmittel gegeben?

(Eckart nickt, kommt mühsam sich aufrecht haltend nach vorn.)

Juliane. Wenn Sie ihm nur auch die Träume abwehren könnten, die Wahngestalten, die ihn so ängstigen.

Eckart. In seinem Schlaf — werden ihm keine Träume kommen.

Juliane. Was ist Ihnen? Sie sind todtenblaß — mein Gott, was

ist geschehen? Sprechen Sie — ich kann Alles hören — Ludwig — (schreit auf) ist todt?

(Eckart schweigt. Juliane sinkt auf das Sopha. — Pause. — Dann rafft sie sich gewaltsam auf, will mit wankenden Schritten nach rechts.)

Eckart. Juliane — bleiben Sie — Sie dürfen nicht — es ist aus! Er ist entschlafen, augenblicklich und ohne Schmerz — ihm ist wohl nach großen Qualen.

Juliane (sieht ihn mit einem entgeisterten Gesicht einen Augenblick fest an, sagt dann tonlos) Er hat — sich selbst —

Eckart (nach einer Pause). Seine letzte Bitte war, Ihnen zu sagen, ein Herzschlag habe ihn hingerafft. Aber ich kann keine Lüge über die Lippen bringen, wenn Ihre Augen auf mir ruhen. — Juliane, fassen Sie sich, preisen Sie ihn glücklich, daß er überwunden hat, sein Zustand war grauenhaft und hoffnungslos. Die ehernen Arme des Wahnsinns streckten sich nach ihm aus, das Schicksal seiner Väter grins'te ihn an, dürfen wir es ihm verdenken, daß er das wundgehetzte Leben wegwarf, ehe die Furien es ihm Stück für Stück zerfleischten? Und er hat Sie geliebt, Juliane; um Sie zu schonen —

(Juliane hat sich nach dem nächsten Sessel hingetastet, bricht jetzt auf ihm zusammen, die Augen starr ins Leere gerichtet, die Arme regungslos herabhängend.)

Eckart. Und so war's vollbracht, ohne Kampf, wie ein Weiser und Held vom Leben scheidet. Daß auch Fleisch und Blut nicht mehr zu kämpfen hatten, dazu — habe ich — ein wenig beigetragen.

Juliane (aufzuckend). Sie — Sie haben —

Eckart. Er bat mich darum, er forderte es als die letzte schwerste Pflicht unserer alten Freundschaft. Das blutige Gespenst seines Vaters, der zweimal den Sprung in das Nichts gewagt und zweimal den Anlauf zu kurz genommen hatte, stand schreckend vor seiner Seele. Hätte ich ihm meine Hülfe weigern dürfen? ihm die Hand nicht führen sollen, die unbehülflich nach dem Sitz des Lebens tastete? Wenn Sie ihn gesehen hätten, Juliane, den Blick des Dankes, mit dem er mir „Gute Nacht" zuflüsterte — (Juliane macht eine Bewegung.) Aber Sie haben Recht, der Henker, auch wenn er nur widerstrebend seine traurige Pflicht thut — der Henker ist unehrlich, und allen friedlichen Menschen graut vor ihm. Das muß nun getragen werden. Und so will ich gehen!

Juliane (erhebt sich). Gehen Sie noch nicht, Eckart. Haben Sie Nachsicht mit meiner Schwäche! — Das Furchtbare — ich muß es erst als Wahrheit fassen lernen. Nein, mir graut nicht vor Ihrer Nähe. Kommen Sie, begleiten Sie mich hin!

Eckart. Zu ihm? Verlangen Sie das wirklich? Es kostet mich — ein wenig Anstrengung — aber auch das noch! Auch hat er Sie ja meiner Freundschaft ausdrücklich empfohlen. Diese Nacht also bleib' ich an Ihrer Seite. Morgen früh —

Juliane. Morgen? Werden wir denn noch ein „morgen" haben?

Eckart. Sie haben Recht, Juliane. Wir haben kein morgen. Was ich gethan, scheidet uns für immer. Diese schwerste Pflicht durfte ich nur üben, wenn sie mir keinen andern Lohn eintrug, als mein reines Bewußtsein, dem Freunde Treue gehalten zu haben bis in den Tod. Wenn ich je daran denken könnte, ihn zu beerben, würde die Wohlthat sich in Mord verwandeln. Ist es nicht so, meine Freundin?

Juliane (nickt langsam dreimal). Sie haben Recht. Es ist so.

Eckart. Und keine Macht der Welt kann es ändern. Ich gehe von Ihnen, und wir werden bis zu unserm letzten Hauch an einander denken, mitten im Leben wie Abgeschiedene — so sagten Sie selbst. Sie sprachen von einer Sühne; ich hoffe, Sie halten sie für vollbracht und gestehen mir zu, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Juliane (nach einer Pause). Ich danke Ihnen, mein Freund, in seinem und meinem Namen. Nein, ziehen Sie Ihre Hand nicht zurück, sie ist keine Mörderhand: eine ehrliche, treue, tapfere Freundeshand, deren Druck auch mich in dieser bitterschweren Stunde stärkt. Aber nun geb' ich sie wieder frei. Nun müssen wir scheiden — für immer!

Eckart. Schon jetzt? Und all das Schwere, Traurige, das Ihrer drüben wartet — kann ich es Ihnen allein überlassen?

Juliane. Wir Beide dürfen nicht mehr Eine Luft zusammen athmen. Entweihen wir nicht den großen heiligen Schmerz durch kleinmüthiges Zaudern — leben Sie wohl, mein geliebter Freund! (Sie wendet sich nach rechts, zum Abgehen.)

Eckart (in tiefster Erschütterung, macht eine Bewegung, als ob er ihr folgen wolle.) Juliane!

Juliane (mit einem letzten Blick ihn an seine Stelle bannend). Lebwohl!

(Der Vorhang fällt.)





Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Moscheles und seine Frau.

Veröffentlicht von

Felix Moscheles.

— London. —

I. Briefe an Frau Moscheles.

Die Briefe Mendelssohns an meine Mutter ergänzen die zahlreichen an meinen Vater gerichteten, und auch dieser bei weitem kleinere Theil der lebhaften Correspondenz zwischen dem großen Componisten und meinen Eltern*) giebt uns in anmuthigster Weise ein getreues Bild von dem Freundschaftsbunde, in welchem die Dritte meine Mutter war. Obgleich nur fünf Jahre älter als Mendelssohn, mußte sie bei seinem Eintritte in die Londoner Welt gleichsam die Mentor-Stelle übernehmen: sie nannte sich oft scherzhaft seine Großmutter. Ein halbes Jahrhundert ist darüber vergangen. Sie ist Großmutter geworden, ja, Urgroßmutter vieler Urenkel, und jetzt, im dreiundachtzigsten Jahr, lebt sie noch in Geistes- wie in Herzensfrische, sich an der Vergangenheit erbauend und mit der Gegenwart weiterstrebend. Und wenn sie auf die lange Reihe verstorbener Freunde zurückblickt, so leuchtet ihr Mendelssohn doch als der hellste Stern, und wir horchen gern, Groß und Klein, wenn sie von ihm erzählt.

Auch ich kann allerlei erzählen, wenn wir unter uns sind. Freilich habe ich nur ganz jugendliche Erinnerungen, kindliche Eindrücke wiederzugeben. Aber was der Eltern bester Freund und mein geliebter Pathe sagte oder that, sein Aeußeres, seine Stimme — das Alles hat sich unauslöschlich in mein Gedächtniß eingeprägt. Solch einen Kameraden, mit

*) Die Correspondenz erscheint demnächst unter dem Titel Briefe Mendelssohns an Moscheles und seine Frau im Verlage von Duncker und Humblot, Leipzig.

dem man die furchtbarsten Schneeball-Schlachten geliefert hat, vergißt man auch so leicht nicht. Mit Dankbarkeit gedenke ich noch heute seiner Hülfe bei meiner Zeichnung eines Beils: die eine runde Linie wollte mir durchaus nicht glücken. Ueberhaupt, an meinen Arbeiten, meinen Fortschritten, welcher Art sie auch sein mochten, nahm er immer den lebendigsten Antheil. Auch manchen schweren Abschied von der Wohnstube, in der er den Mittelpunkt bildete, habe ich nicht vergessen, den unglücklichen Moment, wenn die tyrannische Stunde schlug, die mich zu Bette rief. Glücklich bin ich aber, daß ich es mir an dem einen Abend erbat oder erzwang, noch eine Weile aufbleiben zu dürfen. War ich doch schon in meinem fünfzehnten Jahr; konnte man es da verlangen, daß ich discret verschwinde, wenn gerade Mendelssohn und mein Vater sich in heiterster Laune an's Klavier setzen um zusammen zu phantasiren, wie es nur die Beiden konnten! Theils zusammen, theils abwechselnd spielend, überschütteten sie sich gegenseitig mit musikalischen Gedanken. Wie ein zugeworfener Ball wurde das Motiv aufgefangen, von dem Einen kühn in die Luft geschleudert oder zart in der Schwebe erhalten, von dem Andern zurückgefordert, kunstvoll zerlegt, schulgerecht secirt, um dann vielleicht in neuer Form triumphirend von vier Händen in andere Welten getragen zu werden. Vier Hände und eine Seele, so klang's manchmal. Wenn sie auch bisweilen stolperten, so kamen sie mit nie fehlender Geistesgegenwart schnell wieder in's Geleise. Sie griffen sich in und unter die Finger, oder besser, sie lagen sich in den Fingern, wenn der Eine dieses oder jenes Motiv aus den Werken des Andern zur Geltung bringen wollte, und Jener es ihm entriß, um es mit genialer Wendung wieder in eine Melodie aus der Feder des Freundes zu verwandeln. Ich sehe Mendelssohns geist- und freudestrahlendes Auge an jenem Abend, da es ihm gelungen war, meinen Vater melodisch zu überwinden. „Halt," sagte aber dieser schon in den nächsten Accorden, „diesmal bist Du in die Falle gegangen. Da hab ich Dich!" Und so ging der Wettkampf weiter bis zum Bravour-Schluß, der so klang, als sei er geschrieben und gestochen, und als werde er nun von zwei Meistern vorgetragen.

Von solchen heiteren Kunstleistungen darf ich aber nicht sprechen, ohne der ernsteren Erwähnung zu thun. Selbstverständlich herrschte ein reger musikalischer Verkehr zwischen den beiden Freunden, und dabei war wohl ihr Motto die bekannte Inschrift im Leipziger Gewandhaussaal: „Res severa verum gaudium". Ich horchte oft mit Andacht, sei es der Musik, sei es den Gesprächen; mitunter aber durfte ich dem Interessantesten nur ein halbes Ohr leihen, denn ich machte gerade lateinische Schularbeiten oder lernte griechische Verben, während im Nebenzimmer Mendelssohn eben Componirtes aus dem Elias meinem Vater vorspielte. Solche Umgebung und solche Vorkommnisse schienen mir damals ganz natürlich, und ich dachte wohl, das müsse nur so sein und immer so fortdauern.

Die Erwähnung meiner Schularbeiten erinnert mich an einen Scherz,

der echt Mendelssohnisch war. Den Abend des 8. October 1847 verbrachten wir in seinem Hause. Er, Rietz, David und mein Vater hatten abwechselnd und zusammen gespielt. Darnach entspann sich eine eifrige Debatte über, ich weiß nicht welche, Kunstfrage. Immer lebhafter vertrat Jeder seinen Standpunkt, und ein Schlußaccord schien fern, als Mendelssohn plötzlich abbrechend, sich zu mir mit der Frage wandte: „Wie heißt der aoristus primus von τυπτω, Felix?“ — Mich schnell von der ersten Ueberraschung erholend, gab ich die Antwort. „Gut,“ sagte er, und nun ging's zum Abendessen und die kitzliche Kunstfrage war somit gelöst.

Die ernsten, wie die heiteren Klänge, sollten bald verstummen. Am folgenden Tage, dem 9. October, erkrankte Mendelssohn. Am 4. November starb er. Kurz nach seinem Tode verbrachte ich manche Stunde im Trauerhause. Cecilie Mendelssohn, seine Gattin, trug ihre schwere Last mit Würde und Ergebung. Sein Studirzimmer hatte sie verschlossen. „Keine Feder, kein Papier,“ sagte sie in einem Brief an meinen Vater, „konnte ich bisher an einen anderen Fleck legen, und ich muß täglich die Ordnung bewundern, die Sie im Leben an ihm gekannt haben. Das Zimmer, diese Sachen, diese Noten sollen noch eine Weile mein Heiligthum, mein liebstes Geheimniß bleiben.“

Auch ich betrat das Zimmer mit einer heiligen Scheu, als sie es mir wenige Zeit darauf erschloß. Sie gestattete mir dort manche Stunde zeichnend zuzubringen. Ich führte damals in meinen freien Stunden mit Vorliebe den Bleistift oder Pinsel, und war glücklich, mir und den Meinigen ein Aquarell zum Andenken an das Zimmer machen zu können, in dem der Meister und Freund gearbeitet hatte: rechts das kleine altmodische Klavier, ein Silbermann auf Rabenfedern, auf dem er so viel componirte, am Fenster das Stehpult, an den Wänden Aquarelle von seiner eigenen Hand; links die Musikschränke, auf den die Büsten von Goethe und Bach standen. Auf dem Schreibtisch lagen noch all' die Dinge, die von ihm sprachen; die noch kaum getrocknete Feder und Dieses und Jenes, das ich noch vor Kurzem in seiner Hand gesehen hatte. Mir war's ganz unheimlich, in diesem mir geheiligten Zimmer zu sitzen, und mir schien, als sei mein Eindringen, mein kleines Bestreben, hier den Pinsel zu führen, eine Entweihung. Cecile Mendelssohn kam und ging; sie sprach wenig; kein Seufzer, keine Klage entschlüpfte ihr. — — —

* * *

Die ersten hier folgenden Briefe sind geschrieben, kurz nachdem Mendelssohn nach Berlin zurückgekehrt war.

Berlin, den 25. Juli 1832.

Liebe Madame Moscheles!

Wenn dies doch ein Billet wäre, und unten wartete der dienstbare Geist und trüge es in einer Minute zu Ihnen; aber Brief, und Post,

und Dampf und Meer, das klingt so ernsthaft und geschichtlich, und doch habe ich nichts Ernsthaftes zu sagen, sondern sehne mich gerade jetzt einmal darnach, ein wenig mit Ihnen zu sprechen, die Welt durchzuhecheln, Phrenologie anzugreifen, von unten eine matthändige Schülerin ein langsames Presto spielen zu hören und dazwischen, wenn sie es gar zu arg macht, ein Paar blitzende Töne von einer anderen Hand, kurz nach Chester Place*) gehen zu können. Denn wenn ich mit Ihnen sprechen möchte, so will ich mich gar nicht sprechen hören, sondern Sie, also mag ich eigentlich gar keinen Brief schreiben, sondern einen lesen; es hilft aber zu nichts. Warum haben Sie mir auch verboten, mich nur ein ganz klein wenig zu bedanken? Ich thäte es so gern und darf doch nicht, denn ich sehe Sie darüber lachen. Man kann aber für frohe Zeit gar nicht danken; sobald man sie übersieht, ist sie schon weg, und so lange man drin lebt, ist es Alles so natürlich; denn ich habe es natürlich gefunden, wenn Sie und Moscheles mir Alles zu Liebe und alles Freundliche thaten, was ich mir jemals wünschen kann; mir fiel gar nicht ein, daß es irgend anders sein könnte; jetzt aber sehe ich doch zuweilen, daß es zu alledem auch ein Glück war, und daß sich Alles gar nicht so von selbst versteht. Das klingt Alles dumm, aber wüßten Sie nur, wie sehr sonderbar mir nun in den letzten Wochen hier gewesen ist, ich kann zu keinem ruhigen Wort, zu keinem Gedanken kommen. Als ich den Freitag Abend von Ihnen ging und aufs Dampfboot nach Hamburg, da dachte ich mir meine Familie, das ganze Haus wer weiß wie verändert zu finden — 2 Jahre und verheirathete Schwestern und so fort. Nun komme ich an, und nach den ersten zwei Tagen leben wir Alle so gemüthlich und ruhig nebeneinander fort, als sei dazwischen keine Reise, keine Jahre, keine Veränderung getreten. Ich begreife nicht, daß ich einmal habe fort sein können, und wenn ich nicht an die lieben Freunde denke, die ich während dessen gefunden habe, so ist mir die ganze Zwischenzeit wie eine lebhafte Erzählung, die ich gehört habe. Das geht nun aber eben mit mir gar nicht, auf jedem Schritt fällt mir eine frische Reiseerinnerung ein, der folge ich, und träume so eine Zeitlang weiter und bin weit fort, dann komme ich wieder zu den Eltern und Schwestern, und mit jedem Wort, das sie sprechen und mit jedem Schritt, den wir im Garten thun, kommt wieder eine andere Erinnerung von vor der Reise, und steht plötzlich ganz neu da, als sei sie nie weggewesen, und so kreuzen sich die verschiedensten Erinnerungen, und durchschneiden sich und lassen mich zu keiner Ruhe kommen. Ob das sich ordnen wird, weiß ich nicht, aber bis jetzt bin ich dadurch wie auseinander gerissen und habe keinen Anhaltpunkt. Gegenwart und Vergangenheit hängen noch so sehr zusammen, und doch muß ich mich daran gewöhnen, daß die Vergangenheit vergangen sei. Es thut auch nichts, das Beste bleibt davon, drum schreibe ich Ihnen jetzt auch den Brief hier, und schicke ihn ab, so wenig daran ist. Sie haben es mir zuweilen nachgesehen, wenn ich sehr unausstehlich war, und behaupteten wohl gar, es sei genial; das ist es nun wohl nicht, aber das Herz ist schwarz, wie der Küster sagt (die betreffende Geschichte

*) Moscheles' Wohnung im Regents Park, Chester Place.

lassen Sie sich von Klingemann erzählen, wenn Sie sie nicht kennen)*). Denken Sie sich nebenbei, daß ich, seit ich hier bin, noch keine Note habe componiren können. Das ist eigentlich das Schlimmste, denn hätte ich zu arbeiten, so wäre auch alles Andere gleich vorüber. Haben Sie denn keinen deutschen oder sonstigen Liedertext, den ich componiren könnte? Für eine Singstimme bis f hinauf und c hinunter, versteht sich, und ich könnte es dann etwa 1833 auf dem Erard begleiten, und von unten hörte man wieder das langsame Presto. Aber auch ein Lied wüßte ich jetzt kaum zu schreiben; wie soll man denn den Frühling besingen, wenn man im Juli friert, wenn die Blätter im Sommer abfallen, und die Blumen verfaulen, und die Früchte verderben? So sieht es nämlich hier aus; die Leute heizen ein, der Regen kommt in Strömen herunter, kalte Fieber und Cholera, und Bundestagsbeschluß sind die Gespräche, und ich, der in Guildhall meine Rolle gespielt habe, muß nun hier behutsam und wohlwollend sprechen, um nicht zu radical zu erscheinen. Heut ist die Cholera wieder angekündigt, obwohl nicht auf Begehren; aber dies russische Geschenk wird nun wohl fürs erste vorhalten, und uns nicht wieder verlassen. Nur ist es gut, daß jetzt keine Hemmungen mehr dabei sind, sonst könnten sich Hamburg und Berlin wechselweise gegeneinander sperren, und mir wäre das aus Gründen sehr ungelegen. Als ich zwar in Hamburg ein Wort davon fallen ließ, daß Sie oder doch Moscheles vielleicht hierher kommen möchten, da hatte ich mit einem Male Alles verscherzt. Man sah mich sehr böse an, was denn in Berlin zu holen sei, wer sich denn da für Musik interessire? Ich citirte mich, aber das gefiel wenig, man fand mich nach und nach immer abscheulicher; ein rechter Berliner dachte man, dann wurde ich ein Fremder, dann gar ein fremder Musiker, dann wurde man ganz höflich, aber ich brach geschwind ab, und erinnerte mich an Ihre Lehren, daß ich mich hübsch einschmeicheln sollte. So sagte ich, Sie würden auch wahrscheinlich nicht kommen, und da war man wieder gut. Aber heimlich sage ich nun doch: O kommen Sie, kommen Sie, so gut es Einem in Berlin gemacht werden kann, so wollen wir es schon machen, und wenn mir Moscheles schriebe, daß er im October käme, so finge ich von heute an, mich bis auf den 1. October zu freuen. Im Schnellpostcoupé ist so schöner Platz für zwei Personen, und die Fahrt geht so gemächlich — Sie sollten es doch thun. Aber heut' quäle ich noch gar nicht, sondern ich bitte Sie nur, lassen Sie mich es wissen, wenn Sie nach Hamburg gehen, dann aber schreibe ich Ihnen einen 16stimmigen Brief, und alle Stimmen sollen rufen: Hierher.

Berlin 3. Sept. 1842.

Liebe Madame Moscheles!

Ich bin wohl ein Sünder, daß ich auf Ihre so große und erfreuende Freundlichkeit so ganz verstockt schweige; aber daß ich Ihnen Ihren Brief

*) Mendelssohn erzählte gern diese Geschichte. Ein Küster antwortete dem Prediger, der ihn bei einer Begräbnißfeier wegen seiner rothen Weste tadelte: „Ach, Herr Pastor, die Weste macht's nicht, wenn's Herz nur schwarz ist."

von Herzen danke, und daß es mir ein Fest gewesen ist, als er ankam, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, und alles Andere, was ich Ihnen von mir melden könnte, ist unerfreulich wie der Nebelwind. — — — — — —

Es giebt so Zeiten, wo ich am liebsten ein Tischler oder Drechsler geworden wäre, wo mich Alles so verdrießlich ansieht, als müßte ich mir Heiterkeit und frohe Zeit erst aus einer ganz fremden Sprache übersetzen lassen; das liegt mir Alles so weit ab. Solche Zeit nun habe ich nie ärger erlebt als in diesen letzten Wochen, mir ist's unsäglich dumm zu Muthe. Aber Sie fragen, warum ich mir einfallen lasse, Ihnen das zu schreiben? Weil Neukomm mir gestern Abend die schönste Rede hielt, die gar nichts half, und mir alle möglichen guten Mittel angab, die ich aber nicht brauchen mag, und mir in's Gewissen predigte, was ich aber selbst eben so gut kann, und mich endlich frug, warum ich Ihnen auf Ihren lieben Brief wohl nicht geantwortet hätte? Weil ich grimmig sei, sagte ich; er aber meinte, man müßte durchaus nur schreiben wie Einem zu Muthe sei, und Sie würden das gar nicht übelnehmen, sondern natürlich finden. Auf seine Verantwortung hin habe ich's nun gethan; sind Sie mir doch darum böse, so habe ich besser prophezeit als er, denn ich wollte bessere Zeit abwarten, um Ihnen einen lustigen Brief zu schreiben; er sagte aber, daraus machen Sie sich gar nichts. — — — — — — — —

Aber wie gern ich wollte, daß Sie mir einmal ein wenig Moral predigten, wie Sie es sonst wohl thaten! denn ich weiß nicht, wo ich mit meiner tiefen Verstimmung hin soll. Verzeihen Sie den dummen Brief; ist mir doch nicht anders zu Muthe, und grüßen Sie was Ihnen nahe steht, von Ihrem ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Im October 1832 machten meine Eltern einen zwölftägigen Aufenthalt in Berlin, und das Tagebuch meines Vaters berichtet auf jeder Seite über gesellschaftlichen Verkehr und musikalischen Austausch im Mendelssohnschen Hause.

Nach London zurückgekehrt, schreibt Frau Moscheles an Mendelssohn ihm mittheilend, daß von der philharmonischen Gesellschaft ihm der Antrag gemacht werden sollte, drei Compositionen für 100 Guineen zu schreiben. Dann folgt Ausführliches über die rege musikalische Thätigkeit ihres Mannes, namentlich auch über die gemüthlichen Stunden, die Beide in der lang entbehrten Häuslichkeit zubringen. „Moscheles" so schließt sie, „wacht eben von einer Siesta vor seinem comfortablen fireside auf — betrachten Sie dieses Blatt als seinen Traum, denn wachend denkt er oft genug an Sie."

Darauf seine Antwort:

Berlin, 17. Jan. 1833.

Liebe Madame Moscheles!

Auf einen so lieben Brief wie den Ihrigen so spät und auf einem ungenirten halben Bogen zu antworten, ist unverzeihlich und deshalb hoffe ich gewiß, Sie werden es mir verzeihen; kleine Diebe hängt man, und

die großen läßt man laufen. Prächtig ist es aber von Ihnen, daß Sie mir so schön ausführlich geschrieben haben; da wird Einem wieder wohl und bekannt zu Muthe, wenn man die fireside und Moscheles in seiner Siesta und das ganze comfortable Hauswesen vor sich sieht; ich freue mich wie ein Kind auf den Frühling, meine Gevatterwürde, das grüne England, und so mancherlei. Ueberhaupt fängt meine Melancholie an, ein wenig zu weichen, ich habe wieder lebhafte Freude an Musik und Musikern gehabt, habe auch wieder hie und da einige Kleinigkeiten componirt; obwohl sie schlecht sind, so geben sie mir doch die Hoffnung, einmal etwas Besseres zu machen: kurz ich sehe wieder Luft und Licht vor mir. Ob ich aber im Stande sein werde, etwas ordentlich Neues mit nach London zu bringen, das weiß Gott; doch hoffe ich es, denn ich möchte außer als Pathe gar zu gern auch als Musiker figuriren; das erste aber ist die Hauptsache, und ich will das ernsteste Gesicht machen, das ich vorräthig habe, und den besten Wunsch, den ich mir ersinnen kann; nur was am glücklichsten macht, das möchte ich Alles zusammen fassen können, um es als Angebinde hinzulegen. Moscheles ist schon wieder thätig, wie ich höre; Klingemann hat ein Wort von einem Septett fallen lassen, das mich sehr erfreut hat; für welche Instrumente wird es? Aus welchem Tone geht es? Ist's blond oder braun? Das muß er mir Alles genau schreiben. Und wird es noch ein anderer ehrlicher Mann spielen können, oder wird es wieder so zu seinem Privatgebrauche wie das letzte Stück des Es-dur Concerts, über das alle Dilettanten stolpern und seufzen, und es doch nicht rauskriegen. Bitte, lassen Sie mich von diesem Septett hören, denn ich bin neugierig und fast neidisch auf die, die es nun so nach und nach entstehen sehen können. Das Philharmonic hat sich wirklich meine lebhafteste Dankbarkeit erworben; daß dieser schöne Auftrag gerade in diese Zeit fiel, wo ich sonst so sehr verstimmt und grimmig lebte, ist mir viel werth; aber Sie schreiben mir gar nicht, daß Moscheles auch zu demselben Zweck componiren soll; wird er es annehmen? Und was wird er schreiben? Meine Symphonie will ich fertig mitbringen, vielleicht auch noch ein Stück, aber alle drei wohl schwerlich. Glauben Sie nur nicht, daß ich über die Cölner Geschichte böse bin; ich habe deren selbst lustige erlebt, und zwar Berliner, die erst ganz besonders bitter schmecken. Gebe ich doch übermorgen mein drittes Concert, also weiß ich, was es auf sich hat, ein großer Berliner Mann zu sein. Nachdem sie sich mit Mühe entschlossen hatten, sich die Einnahme von mir schenken zu lassen, war es im ersten Concert, wo ich meine Symphonie aus d, mein Concert, eine Claviersonate von Beethoven, den Sommernachtstraum ꝛc. gab, sehr voll und die Leute hatten Berliner Enthusiasmus, d. h. göttlich und himmlisch war so viel wie sonst passabel. Nun hätten Sie hören sollen, wie höflich dieselben Leute wurden, die sich früher gesperrt hatten, wie mein edles Herz und meine wohlthätigen Gesinnungen und meine einzige Belohnung — o weh, es hätte verdient, in einer hiesigen Zeitung zu stehen; es kam gerade vier Wochen zu spät; vorher hätte mich Entgegenkommen gefreut, nun war es mir fatal, wie überhaupt das ganze Nest mit seinem Strohfeuer. Im zweiten Concert hatte ich meine Meeresstille, spielte ein

Concert von Sebastian Bach, eine Sonate von Beethoven und mein h-moll Capriccio, die Milder sang einige Scenen von Gluck, und das Concert fing mit einer Symphonie von Berger an; ich hatte sie gegeben, um ihm Freude zu machen, und nach der Aufführung fand er den Applaus, den sie gehabt hatte, so unter seiner Erwartung und die Execution so schlecht, daß ich nur mit großer Mühe einer gänzlichen Brouillerie entgangen bin. Nun soll im dritten Concert die Isles of Fingal, die Walpurgisnacht, ein Concert von Beethoven und eine Sonate von Weber für Pianoforte und Clarinette, die ich mit Bärmann aus München spielen will, vorkommen; dann bin ich die Ehre und Freude los. Verzeihen Sie nur, daß ich dies so breit beschreibe, aber es giebt sonst wirklich von Musik fast nichts zu erzählen. Bärmann hat kürzlich ein Concert gegeben und uns alle (ich meine, uns Leipziger Straße und uns Berliner) gar sehr entzückt. Lafont erwartet man in den nächsten Tagen. Die Schneider ist aufgetreten und hat ziemlich gut gefallen; ihr Vater ist Capellmeister, ihr Bruder ist Sänger, ihr Onkel dort angestellt, ihre Tante die Frau von dem Vater von der Kammerfrau von irgend einer Prinzessin — das braucht man Alles hier in Berlin. Graf Redern hat mich plötzlich in Affection genommen, mir gesagt, es könne was aus mir werden, drum wolle er mich protegiren, und mir einen Operntext bei Scribe bestellen; Gott gebe, daß er gut werde, ich glaube nicht daran. Uebrigens sind wir hier gebildete Leute, wir kriegen Telegraphen so gut wie Sie; à propos, es gehen die beiden Elslers nach London, die man hier Telegraphinnen nennt; wenn die auch Briefe an Sie mitbringen, und wenn Sie die auch bei sich sehen müssen, so lache ich mich todt, aber dabei sein muß ich. Was wird dann John sagen, dem schon Madame Devrient nicht fein genug war? Was macht denn Dlle Blahetka? und ist Madame Belleville wieder da? Spontini will sein Instrument verkaufen und zwar für 1600 Thlr. Wenn Sie Erard sehen und wollen ihm auf viele Complimente eins erwidern, so sagen Sie ihm doch, mein Instrument sei trefflich und ich freute mich sehr darüber. Nun grüß ich das ganze Chester Place und sehr herzlich und wünsche Glück und Freude und Musik und alles Gute für's neue Jahr, worin wir uns wiedersehen wollen. Bis dahin stets

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Berlin d. 17. März 1833.

Liebe Madame Moscheles!

Hoffentlich sind Sie nicht zu Hause, wenn dieser Brief ankommt, und der Felix (der zukünftige) spielt mit einer Kinderklapper, oder schreit ganz entsetzlich auf Englisch, d. h. hoffentlich sind Sie und der neue Ankömmling ganz so wohl, wie ich es wünsche und hoffe. Klingemann gab in seinem letzten Brief gute Nachricht, und so wünsche ich denn nochmals von ganzem Herzen Glück und Freude dazu. Ich kann mir nicht helfen, ich denke jedesmal, solch ein wichtiges Ereigniß, solch eine Veränderung der ganzen Familie, der nächsten Umgebung, solch ein Zuwachs an Glück und Sorgen müsse die Leute ganz und gar verändern; ich werde nun bald kommen, um mich davon

u überzeugen; aber wenn ich nicht vorher noch das Gegentheil erfahre, twa durch schlimme Schelte wegen meiner Schreibfaulheit, oder vielmehr wegen meines schlechten letzten Briefs, oder durch eine kleine Satyre wegen des Genies, oder sonst wie, so bin ich den ersten Abend in Chester Place befangen und ängstige mich, wenn ich Ihnen mal vorspielen soll. Sind Sie aber für den 21. April nicht engagirt? Wenn Sie zu Hause sind, so möchte ich gern zu Ihnen kommen mit Klingemann, der mich abholt, denn ich habe stark vor, den 20. April in London zu sein; eben fährt eine Schnellpost vorüber, und ich denke, bald sitze ich wieder drin. Sonderbar ist es, seit ich hier ins Arbeiten gekommen bin und die Ueberzeugung erlangt habe, daß die Berliner Geselligkeit ein gräuliches Monstrum ist, seitdem bliebe ich gern länger hier, fühle mich wohl; es wird mir fast schwer, wieder auf die Reise zu gehen. Des Morgens klopft es fortwährend an meine Thüre, aber ich mache nicht auf, und bin glücklich, wenn ich bedenke, welcher Langeweile ich ohne Zweifel entgangen bin, ohne es zu wissen; aber wenn ich dann Abends hinüber zu den Eltern gehen kann, und wir tüchtig durcheinander streiten und lachen, das ist auch wohl prächtig, und es ist nicht leicht, es zu verlassen, ohne sich sagen zu können, wann man es wieder findet.

Auf Wiedersehen!
Stets Ihr Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf 31. May 1833.

Liebe Madame Moscheles!

Lauter Buße!

Aber ich bin dermaßen belagert gewesen, wie noch niemals, so daß ich Abends förmlich hinfiel aufs Bett und nicht schreiben und denken, kaum sprechen konnte. Das klingt zwar rührend, aber doch wahr. Drum seien Sie mir nicht zu böse. Es ist der erste freie Tag und ich schreibe:

Daß ich, so Gott will, Mittwoch den 5. abends wieder in town bin, bereit zu taufen, zu spielen, zu dirigiren, sogar genial zu sein.

Alles dann mündlich.

Nun leben Sie wohl, auf Wiedersehen.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, 15. Mai 1834.

Liebe Madame Moscheles. Denselben Tag, als ich Ihr liebes freundliches Briefchen, und das schöne Geschenk dabei erhielt, wollte ich Ihnen recht ausführlich schreiben und danken, da erhielt ich von Hause die Nachricht, daß meine Mutter gefährlich krank sei und obwohl gleich darauf bessere Berichte folgten, so können Sie doch wohl denken, daß die Unruhe und Besorgniß dieselbe blieb, und ich Ihnen nicht gern in so betrübter Stimmung schreiben wollte, und Sie vielleicht auf einen Augenblick mit verdrießlich machen, während mir Ihre Briefe immer den ganzen Tag vergnügt und heiter schaffen; und wie dankbar bin ich Dir, lieber Moscheles dafür, daß

Du meinem Rondo die Ehre anthust, es in Deinem Concerte zu spielen. Du kannst mir glauben, daß ich's wohl zu schätzen weiß, und wohl einsehe, wie schmeichelhaft und rühmlich es für mich ist; und jetzt mag mir Einer darauf schelten, so viel er will, so hab ich das Stück lieb, und es wird mir recht dadurch. Bitte aber schreibe mir dann auch, wie sich's mit der Orchesterbegleitung macht, und ob Du in diesem Punkte nicht Manches zu tadeln hast; ich werde vielleicht noch etwas der Art in diesem Jahre schreiben, und möchte dann dieselben Fehler vermeiden. Die Halsbinde aber, Madame Moscheles, that ich gleich um und ritt damit spazieren (Sie müssen nämlich wissen, daß ich mir ein nettes braunes Pferd gekauft habe und ungeheueres Plaisir davon habe); und als ich Abends zu Hübners ging, frug Madame Hübner, ob die Halsbinde auch englisch sei? Ich bestellte dann Ihre Grüße und sie ließ sie sehr vielmal erwiedern. Aber Sie haben mir nicht gesagt, was für eine Art Composition ich in der ersparten Zeit machen soll, und da ich sie Ihnen verdanke, so erwarte ich auch von Ihnen die Bestimmung, wie ich sie verwenden soll, zu Liedern oder Claviersachen, oder wie sonst? Haben die Leute im Philharmonic meine Melusina nicht gemocht? Ei was, ich sterbe davon nicht. Zwar that mir es doch leid, als Sie mir's schrieben, und ich spielte mir geschwind die ganze Ouvertüre einmal durch, um zu sehen, ob sie mir nun auch nicht gefiele — aber sie machte mir doch Vergnügen, und somit thut es mir nicht sehr viel zu Leide. Oder meinen Sie, daß Sie mich deßhalb weniger freundlich bei meinem nächsten Besuche aufnehmen würden? Das wäre schade, und sollte mir sehr leid thun, aber ich hoffe es doch nicht. Und vielleicht gefällt sie anderswo, oder wo nicht, so mache ich wieder etwas anderes und das gefällt besser. Ueberhaupt ist meine Hauptfreude bei alledem, wenn solch ein Ding geschrieben dasteht, und wird mir's nachher noch so gut, daß mir so freundliche Worte darüber zu Theil werden, wie von Ihnen und Moscheles, so ist es auch gut aufgenommen worden, und ich kann ruhig weiter arbeiten. Daß Sie mir aber dasselbe von Moscheles' neuem Concerte schreiben, ist mir unbegreiflich; ich dächte, daß müßte sonnenklar sein, daß ihnen das gefiele, und noch dazu, wenn er's ihnen spielt! Aber wann kommt es heraus? Von wegen Drüberherfallen. Ach Gott, entschuldigen Sie nur diesen confusen Stil und Brief: Ries (der Violinspieler) ist hier (Sie erinnern sich vielleicht, daß er in Berlin Moscheles sein Trio begleitete), und will morgen Concert geben, und da bin ich schon zehn Mal durch Listenträger, und Cassirer und Orchesterdiener ꝛc. unterbrochen worden, und muß täglich probiren, so daß mein Pferd schon seit drei Tagen im Stalle steht (Sie sehen, dies ist das Hauptthema). Pfingsten muß ich nach Aachen zum Musikfeste, wozu ich gar keine Lust habe, weil sie Sachen geben, die gegen mein musikalisches Gewissen sind; aber ich muß es, um des Friedens willen, weil die Leute hier Ries und mich als Gegenpäpste betrachten, und da nun Ries dirigirt, meinen sie, ich würde gelb vor Aerger, und ginge nicht hin. Ich aber trinke Maitrank (das ist ein gutes Getränke hier, weißer Wein mit vielen aromatischen Kräutern drin und Zucker), und gehe hin. Himmlisch Wetter ist die ganze Zeit her, man wird sehr versucht, gar nichts zu thun, den ganzen Tag spazieren

zu schlendern, und sich den Titel eines Nachtigalleninspectors zu erwerben, den sie hier einem alten faineant geben. Warme Tage, und sind so schön lang! Ich habe auch mein Oratorium schon angefangen. Drum kann ich aber auch zum festival in Westminster nicht kommen, muß mich nun den Sommer über dran halten. Ein paar Clavier-Capricen (oder Phantasien, oder —) habe ich gemacht, die gefallen mir gut, aber eine abscheulich schlechte Etude. — Wenn Ghys nicht in's Fis kommt, ist mir Dis angenehm. Ein schlechter Witz, ich sehe Sie drüber die Stirn in Falten ziehen. Heut früh ist mir nach langer Zeit wieder ein Liedchen beschert gewesen, da wird mir immer ganz gut zu Muthe. Ach, ich muß es Ihnen herschreiben, obwohl es leider gar nicht für ihre Stimme ist, sondern für einen Tenor; Sie brauchen's also gar nicht mal zu spielen, aber ich schreib's doch in den Brief, Moscheles brummt die Singstimme für sich: (hier folgt das bekannte Mailied „Leucht heller als die Sonne".)

Düsseldorf, den 10. Januar 1835.

Liebe Madame Moscheles! Wenn man auf Erbsen knieen und dabei schreiben könnte, so sollte ich diesen Brief so schreiben, ich großer Verbrecher; aber geistig knie' ich wirklich auf Erbsen, und bereue mein langes Stillschweigen auf Ihren letzten gar so lieben Brief (nach dem Birmingham festival) und möchte, Sie erlaubten mir bald wieder aufzustehen und vergeben mir meine Stummheit. Wenn nicht morgen der Courier ginge, der das längstversprochene Bildchen, das ich für Sie gemalt habe, mitnimmt, so glaube ich, daß ich auch heute noch nicht zum Schreiben käme, und statt daß dies meine Schuld schlimmer macht, meine ich, es sollte mich entschuldigen. Denn Sie wissen, daß ich Zeiten habe, wo ich an mir sehr wenig finden kann, und mich scheue, viel von mir selbst zu sprechen und zu denken, und solche Zeiten kommen mir hier denn auch manchmal über den Hals, schlimmer als anderswo, weil hier eigentlich gar Niemand ist, dem ich dergleichen anvertrauen möchte. Trifft nun gerade dann ein Brief ein, wie Ihr letzter war, der mich mitten in das lebendige und vielbewegte Leben, das Sie führen, mit hinübernimmt, so kommt mir das meinige doppelt einförmig vor, und ich weiß auch kein Wort davon zu sagen; müßte denn von mir und meinen Arbeiten erzählen; das verstimmt mich in solcher Zeit dann wieder; kurz, ich habe eine Vorliebe für den spleen wie für alles andere Englische, und er erwidert die Vorliebe. Da ist mir dann, als müßte ich Ihnen langweilig werden und ich kann keinen Brief anfangen. Wenigstens war das so. Heut ist's aber anders und ich muß mein Bild überreichen, welches ich denn hiermit zierlich thun will (eine Reverenz müssen Sie sich hinzu denken): es ist die Seufzerbrücke in Venedig, die ich im October 1830 dort auf diese Art gezeichnet habe; sollte die Perspective falsch sein, so bitte ich Sie anzunehmen, es sei nicht mein Fehler, sondern der Dogenpalast falle eben ein, und stehe deshalb schief. Das Wasser ist die partie honteuse, ich habe heut noch den ganzen Morgen daran gearbeitet, es ein wenig klarer zu machen, aber statt dessen wird es immer schmutziger. Also müssen Sie wieder annehmen, es sei Ebbe, wo in ganz Venedig das Wasser sehr trübe und sumpfig wird, und also vielleicht so häßlich aussehen

könnte. Ferner ist der Himmel ein wenig fleckig, aber ein gewisser Nicolai in Berlin hat jetzt ein dummes Buch herausgegeben, worin er beweisen will, an Italien sei gar nichts, das Land nicht schön, die Bilder zu dunkel, die Menschen nicht genial genug, kein Weißbier, auch keine Orangen, und der Himmel nicht hübscher, als bei uns. Im Falle er Recht hätte, könnte mein Himmel also ähnlich sein. Wenn Ihnen aber trotz alledem meine Malereien nicht zu kindisch vorkommen, so sagen Sie mir, daß ich Ihnen noch ein Bildchen malen darf; denn ich mache jetzt Fortschritte und das nächste wird gewiß besser werden, und ich machte dann eine Schweizerlandschaft mit Wiesen und Häusern, wobei ich mich selbst immer prächtig amüsire. — Und nun möchte ich nur gleich, ich brächte es selbst hin, und könnte bei der Gelegenheit es noch abändern und ausbessern nach Belieben. Aber ich will froh sein, wenn ich im Frühjahr kommen kann; denn so sehr ich es von Herzen wünsche, weiß ich doch noch nicht, ob's möglich sein wird. Meine Arbeiten werden wohl sämmtlich fertig bis dahin, wie ich sie mir vorgenommen, aber ich weiß nicht recht, ob ich nicht lieber wieder neue anfangen und ruhig arbeiten soll, statt mir wieder solch ein Vergnügen zu erlauben. Das weiß ich aber, wenn es mir doch so gut wird, wieder in diesem Jahre nach England zu kommen, so führe ich ein ander Leben in London, als bisher — setze meine hiesige Stille und Ruhe so viel ich kann, fort — gehe nicht in Gesellschaften, wenn ich nicht muß — und will Sie so belästigen, als es Ihre Geduld nur immer erlaubt. Bis dahin muß ich auch noch wieder tüchtig Clavier studiren, denn ich fürchte, ich habe viel verlernt; neulich aber erzählte ich mal einem Bekannten, wie Moscheles und ich zuweilen vierhändig phantasirt hätten, und spielte ihm Stellen daraus vor, und in dem Augenblicke wäre ich am liebsten gleich aufgestanden, fortgegangen, und nach London gefahren, um wieder einmal diese Freude zu haben; denn nicht einmal zum Spielen komme ich hier recht, geschweige denn zum Hören. Aber dafür sind die guten Tage hier auch doppelt hübsch, und wenn die Arbeit so recht vorwärts rückt, und ich den ganzen Morgen vor mir habe, und in meiner ruhigen Stube bleiben kann, das ist ein gutes Leben. Wie sieht es denn nun im Hause bei Ihnen aus? Macht irgend eine Miß schon wieder ihre Tonleitern unten, oder hat Moscheles noch Componir- und Musikzeit für sich? Schreit Felix sehr? und wie groß ist Emily geworden? Denn vor dem letzteren (Emilys Großwerden) habe ich, wie Sie wissen, besondere Furcht. Ich wollte Ihnen heute wieder ein Lied schicken, aber es ist nicht recht gerathen; das ärgert mich eigentlich, und Sie müssen mit diesem unmusikalischen trockenen Brief vorlieb nehmen. Nun leben Sie wohl, und seien Sie und alle Ihrigen froh und glücklich im neuen Jahre, das Ihnen alles Gute bringe, und mir auch das vergnügte Wiedersehen mit Moscheles und Ihnen. Die Meinigen tragen mir oft Grüße auf, die ich immer nicht bestelle; wie oft mein Vater es auch erwähnt und Ihrer Freundlichkeit gedenkt, wissen Sie . . .

Im October 1835 war Moscheles in Leipzig, diesmal ohne seine Frau. Der folgende Brief berichtet über sein öffentliches Auftreten im Gewandhaus.

Leipzig, den 11. October 1835.

Das Vergnügen kann ich mir nicht nehmen lassen, Ihnen, liebe Madame Moscheles, von dem gestrigen und vorgestrigen Tage zu erzählen, wenn ich auch von Visiten und Musikern gehetzt bin, so daß das Format und die Erzählung nur klein werden können. Aber allzu hübsch war es, und gar zu Schade, daß Sie nicht dabei waren, um die Freude mitzugenießen, die Moscheles uns Allen hier gemacht hat. Es waren einmal wirklich musikalische Tage und eine rechte Aufregung, ein rechter Enthusiasmus unter allen Leuten. Erst das Concert vorgestern; was gegeben wurde, wissen Sie, und wie Moscheles spielt, wissen Sie auch, also nach dem Concert fantastique brach der Jubel los und dauerte nun den ganzen Abend über, durch die gestrige Probe durch und verspricht uns heut noch zum Concert den lustigsten Abend. Denn die Leipziger waren wie toll; daß es nebenbei das überfüllteste Concert seit Jahren war, wissen Sie auch; aber das große Interesse und die Freude auf allen Gesichtern war das beste dabei. Als wir in unserm Duett*) (welches aber auch gut ging) gegen das Ende kamen, brach der Scandal etwa ein 8—10 Tacte vor dem Schluß los. Ob wir richtig aufgehört haben, weiß niemand, wir auch nicht, und der Publicus konnte gar nicht genug schreien und stampfen, bis wir zum zweiten Male vorkamen und schöne, zweistimmige Diener machten. Nun können sie sich denken, wie toll sie nach der freien Fantasie waren, wo Moscheles auch allerdings einige Hexenkünste vorbrachte, die ich bis auf den heutigen Tag nicht verstehe, obwohl er behauptet, es sei ja gar nichts. Wie gesagt, die Leute waren gehoben, in aufgeregter froher Stimmung; das machte die Sache so hübsch. Eine blaue Engländerin wollte introduced sein, und machte ihrem Enthusiasmus Luft, während eine Menge Leipzigerinnen von allen Farben warteten, bis die Engländerin ihnen Platz machen würde (hier ist der Ort, wo ich nicht verschweigen kann, daß Moscheles eine Leipzigerin zu wiederholen Malen auffallend schön gefunden, und mir dies auch zweimal leise gesagt hat, worauf ich ihm drohte, ich würde es Ihnen wiedererzählen, was hiermit geschieht); die Leipzigerinnen kamen also nach dem Concert an die Ballustrade des Orchesters und Moscheles bückte sich herunter; dann kamen Honoratioren, dann einer und der andere Redacteur, die lobten mit Gründen; endlich kam die Concert-Direction (d. h. nicht eine Dame, sondern 12 Herren) und baten sich die Ouvertüre zur Jungfrau**) für das heutige Concert noch einmal aus; so ein Stück ist dem Publicum, so wie dem Orchester das erste Mal immer zu neu und unerwartet, als daß sie ganz hineinkommen könnten, und darum ist es prächtig, daß wir es heute wiederhören, denn nun hat das Orchester es vier Tage nach einander gespielt und es wird schön gehen; schon gestern in der Probe klang es ganz neu und viel schöner. Auch das Duett müssen wir auf Begehren wiederholen, und da Moscheles schon früher zugesagt hatte, das G moll-Concert (blue devils***) zu spielen, so giebt es heut wieder einen

*) Moscheles Hommage à Händel op. 92.

**) Moscheles Ouverture zur Jungfrau von Orleans. op. 91.

***) So von Mendelssohn scherzweise benannt, weil es Malinconico überschrieben ist.

herrlichen Abend. Nun nur noch das, daß Moscheles dies Concert gestern in der Probe so vortrefflich gespielt hat, wie ich ihn vielleicht noch nicht gehört habe, und das will was sagen — ich glaube, der allgemeine Jubel machte ihm auch Spaß. Es war das letzte Stück der Probe, die Ouvertüre war schön gegangen, und nun bildeten wir alle zusammen (die Unbeschäftigten) einen großen Kreis um Moscheles, Demoiselle Grabau drehte um, die anderen Sängerinnen standen zunächst, ein Kammerherr, der weit vom Lande deswegen gekommen war und sich für einen guten Clavierspieler hielt, sah immer auf die Finger, das Orchester nahm sich aus allen Kräften zusammen, und so spielte Moscheles das Stück zu unser aller Entzücken ganz wunderherrlich. Ich wollte nur, er und auch Sie hätten das Lachen und Zunicken aller Leute und des Orchesters, die heimlichen Ausrufungszeichen, den panischen Schrecken des Kammerherrn so recht sehen können — wie gewohnt er auch dergleichen Dinge sein mag, ist es doch immer wieder ein Vergnügen. Was mir selbst aber nebenbei durch Moscheles Aufenthalt für eine Freude bereitet ist, das kann ich gar nicht sagen; leider geht sie nun bald zu Ende, da er übermorgen wieder zu Ihnen reisen will; aber es sind frohe Tage, an die man lange denken und sich an ihnen ergötzen kann. Ich werde wieder gestört und erwarte Moscheles in einer Stunde, um mit ihm zu seiner Mutter zu gehen, und ihr vorzuspielen: so muß ich jetzt schließen.

Wir überspringen die zunächst folgenden Briefe, und wählen zum Schluß nur den letzten, den Mendelssohn bald nach dem Tode seiner Schwester Fanny Hensel, und nur 5 Monate vor seinem eigenen Ende an Frau Moscheles schrieb.

Baden-Baden den 9. Juni 1847.

Meine liebe Mm. Moscheles!

Als ich Ihren freundlichen lieben Brief empfing, und ihn in den tollen, ganz vollgepfropften Londoner Tagen nicht gleich beantworten konnte, da hatte ich es mir gar zu hübsch ausgedacht, Ihnen von irgend einem Lieblingspunkt der Schweiz sehr lustig und wohlgemuth zu schreiben — etwa einen illustrirten Brief oder dergleichen. Das ist nun anders gekommen. Sie wissen, welches schwere Unglück uns betroffen, und wie unser inneres und äußeres Leben dadurch für lange lange, ja wohl für immer schmerzlich und in seinen innersten Tiefen erschüttert ist. Sie haben gewiß an unserem unersetzlichem Verlust Antheil genommen, obwohl Sie und Moscheles meine Schwester doch nur wenig gekannt haben; Sie können sich aber wohl denken, wie mir es ist, dem sie jede Stunde und bei jedem Musikstück und bei allem, was ich Gutes und Böses erleben konnte, so gegenwärtig war — und so ist es eigentlich uns allen. Das sagen die Worte nicht. Und doch weiß ich auch von nichts Anderem zu sagen. Drum verzeihen Sie, wenn in diesen Zeilen wenig mehr steht als der herzlichste Dank für Ihren damaligen Brief, der wieder eine neue Londoner Freundlichkeit von Ihnen war, zu den vielen vielen alten, deren ich damals auf jedem Schritt und Tritt zu gedenken hatte.

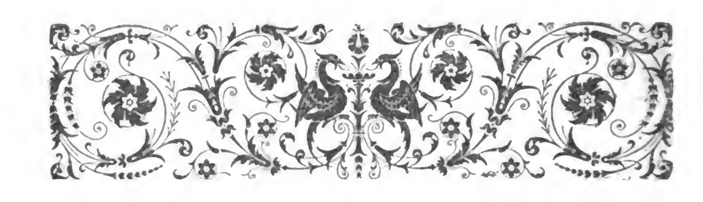
Wir werden nicht nach der Schweiz gehen, wo wir doch kein rechtes, wahres Vergnügen haben könnten, und wahrscheinlich komme ich eher nach dem Norden zurück, als ich dachte. Es treibt mich zuweilen gar zu sehr nach Berlin, wo meine jüngere Schwester nun allein ist. Mein Bruder ist seit acht Tagen auch hier, und allerdings thut Nichts uns Beiden so wohl, als in die Wälder spazieren zu gehen und recht einsam und still zu leben, und namentlich viel mit den Kindern zu sein. Er hat die seinigen auch mit bei sich, und sie sowohl wie meine Kinder sind sehr wohl und lustig und machen allen Leuten Freude, die sie sehen. Auch Cecilie ist Gottlob wohl und gesund, aber freilich tief betrübt, wie wir.

Hoffentlich höre ich bald gute Nachrichten über den Zweck Ihres jetzigen englischen Aufenthalts und hoffentlich verlängern Sie ihn nicht gar zu sehr, damit die Leipziger, und darunter namentlich die Bildungssehnsüchtigen Klavierspieler nicht gar zu kurz kommen. Freilich werden die Londoner dasselbe sagen, denke ich mir — aber dort haben Sie sich so lange Jahre eingewohnt, nun müssen Sie auch was für die deutschen Spießbürger, oder Kleinstädter, oder wie Sie sie nennen wollen, thun, deren Fehler ich wahrscheinlich so gut kenne wie einer, die aber auch ihr Gutes und Herrliches haben, wenn man nur erst über die Spießbürgerei, den Zopf und alle Dinge dieser Art hinweg ist. Und dazu gehört Zeit, und darum wollte ich, Sie blieben nicht zu lange fort! — „Um sich an den Zopf zu gewöhnen?“ sagen Sie. — „Um ihn mehr und mehr ausrotten zu helfen!“ sage ich aber.

Grüßen Sie alle die lieben dortigen Freunde — daß an Moscheles der Brief mit ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Himmel gebe Ihnen und den Ihrigen Allen Gesundheit und gedenken Sie freundlich Ihres ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.





Ein Blatt preußischer Politik vor hundert Jahren.

(Die Veranlassung zu der militärischen Intervention Preußens in Holland im Jahre 1787.)

Von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

Das niederländische Volk hatte sich unter blutigen Kämpfen von der drückenden Last spanischer Herrschaft befreit. Die ruhmreichen Thaten der Väter und das Bewußtsein, selbständig die Staatsform geschaffen zu haben, unter der das Vaterland eine bedeutsame Stellung fast zweihundert Jahre lang in Europa einnahm, hatten den republikanischen Geist der Niederländer begründet und entwickelt. Wenn daher aus zwingender Nothwendigkeit die Führung der unabhängigen sieben Provinzen den Händen eines Oberhauptes anvertraut wurde, so geschah es in dem Bewußtsein, daß die Macht dieses Oberhauptes abhängig von dem Willen des souveränen Volkes war und bleiben sollte. Die Prinzen von Oranien, denen die Stellung dieses Oberhauptes mit dem Titel eines Statthalters seit der Befreiung der Niederlande von der spanischen Herrschaft mit einigen Unterbrechungen bis zu dem Zeitpunkt der hier näher zu erörternden Verhältnisse verliehen war, gehörten einer Familie an, deren energischer Geist dem Lande bei gefahrvollen Lagen Rettung und Hülfe gebracht hatte, und der das niederländische Volk unzweifelhaft zu großem Danke verpflichtet war, die aber, um dieser Herrschertugenden willen, anderseits das Bestreben nicht verleugnen konnte, auf Kosten der republikanischen Freiheit des Landes ihre eigene Machtsphäre zu vergrößern. Die Oranier, deren politische Stellung den absoluten Fürsten der vornehmsten Länder Europas gleich kam, ja dieselbe an Be-

deutung vielfach überragte, haben stets jene Abhängigkeit von dem souveränen Volkswillen in einer Zeit, wo sich die meisten Fürstenhäuser Europas uneingeschränkter Selbständigkeit erfreuten, als Zwang empfunden, und diese Empfindung hat, so lange das Statthalteramt mit dem Hause Oranien verbunden war, Gegensätze hervorgerufen, die sich je schärfer markirten, je bedeutender die Bestrebungen des Oranischen Hauses hervortraten, auf Kosten der freiheitlichen Institutionen des Landes ihre Prärogative zu erweitern.

Es ist möglich, daß diese Gegensätze, die schon zu verschiedenen Zeiten und schließlich in den hier zu erörternden Verwickelungen zu ernstlichen Unruhen führten, nicht in jener schroffen, bedenklichen Weise hervorgetreten wären, wenn eine klare und bis in die äußersten Details ausgeführte Verfassung die Stellung der Verwaltungsbehörden des Landes dem Statthalter gegenüber festgestellt hätte.

Dies war jedoch keineswegs der Fall.

Als die Republik der vereinigten Provinzen, bedroht durch den Angriff Ludwig XV., Wilhelm IV. von Oranien 1747 zum Statthalter wählte, bestätigten die Generalstaaten dem neuen Oberhaupte die Rechte und Privilegien seiner Vorfahren, die sie ihm sogar als erbliche für seine männliche und weibliche Descendenz verliehen. Es wurde jedoch die neue Regierungsform eilig und ohne die erforderliche Gründlichkeit und Sorgsamkeit abgefaßt.

Allerdings erschwerte die historische Entwickelung der Verfassung der einzelnen sieben Provinzen ungemein eine präcise Form für die allgemeine Verfassung des Staatenbundes. Denn nach und nach hatten sich die Provinzen von der spanischen Herrschaft losgetrennt. Jede hatte sich unter Wahrung ihrer eigenthümlichen Regierungsform den übrigen angeschlossen, und so hatten schließlich sieben Provinzen ihre gesonderten Provinzialrechte und Vertretungen!

In jeder dieser Provinzen hatte sich eine Conföderation vieler einzelnen Gemeinwesen gebildet, die wiederum unabhängig von einander durch Magistrate regiert wurden, welche entweder von den Bürgern gewählt waren oder sich selbst ergänzten.

Der Adel, als Repräsentant aller freien Leute, die auf dem Lande wohnten, war jener Conföderation der Gemeinden beigetreten, die nunmehr unter dem Namen der „Provinzial-Staaten“ die Zügel der Regierung einer Provinz führten. Die Vereinigung der Deputirten aller sieben Provinzen hatte sich den Namen der Generalstaaten*) beigelegt.

Die Generalstaaten, denen die Besorgung der allgemeinen Angelegen-

*) Das eigenthümliche Verhältniß der Provinzialstaaten zu den Generalstaaten trotz dieses gemeinsamen Actors geht zur Genüge aus dem Umstande hervor, daß einzelne der Provinzen für eigene Rechnung besondere, selbst befehligte Truppen halten und Verträge mit fremden Mächten abschließen konnten, ohne den Generalstaaten Mittheilung davon zu machen.

heiten der vereinigten Niederlande oblagen und deren erstes Mitglied der Statthalter war, beschlossen nach Stimmenmehrheit, und zwar hatte der Vertreter jeder Provinz, unabhängig von Größe und Bedeutung derselben, je eine Stimme.

In gleicher Weise aber, wie in den Provinzialstaaten der Provinz Holland die Stadt Amsterdam durch ihre Bedeutung ein factisches Uebergewicht hatte, machte sich das Uebergewicht der Provinz Holland (deren Beitrag zu den Staatslasten 56 zu 100 Gulden betrug) in den Generalstaaten geltend und wurde factisch — freilich unter steter Mißgunst der übrigen Provinzen — dadurch anerkannt, daß der Vertreter dieser Provinz, der sogenannte Großpensionär, einen ständigen Sitz in den Generalstaaten hatte, während die übrigen Deputirten wechselten.

Es lag daher der Schwerpunkt der inneren politischen Verhältnisse Hollands in der Stellung der Provinzialstaaten zu der Macht des Statthalters, die durch die Regierungsform von 1748 an Möglichkeit der Ausdehnung gewonnen hatte.

Diese Möglichkeit war durch die Bestimmung der neuen Regierungsform hervorgerufen, daß dem Statthalter eine Aufsicht über die Provinzen aufgetragen war. Damit waren thatsächlich die Municipalrechte oder die Rechte der Magistrate, welche die Grundlage der Republik bildeten, eingeschränkt; doch machte es die unklare Fassung dieser Bestimmung möglich, daß die Provinzen, auf denselben Bestimmungen fußend, ihrerseits ihre Befugnisse zu erweitern suchten.

Eine andere Unklarheit, die wesentlich dazu beitrug, die Mißstimmung zwischen der Partei des Statthalters und den Provinzialstaaten zu vermehren, war die schwankende Begrenzung der Souveränitätsrechte der vereinigten Provinzen.

Wie weit dieselben den Generalstaaten, wie weit den Provinzialstaaten, wie weit endlich den Magistraten der einzelnen Städte, von denen nicht weniger als 55 ihre selbständige und freie Verfassung hatten, zugerechnet werden mußten, war dem ehrgeizigen Ermessen einzelner Deputirter überlassen und förderte Mißtrauen und Zwietracht in bedenklicher Weise. Ebensowenig aber präcisirte die neue Regierungsform die Stellung des Statthalters gegenüber diesen Souveränitätsrechten der vereinigten Provinzen.

Die Stände betonten, und wohl mit Recht, bei dem sich schärfer und schärfer markirenden Streite der achtziger Jahre die Souveränität der Generalstaaten und sahen in dem Statthalter einen Beamten derselben, während die Partei des Statthalters die Ansicht vertrat, es sei ein Theil dieser Souveränität auf denselben übertragen und mit seiner Würde verbunden worden.

Wilhelm IV. von Oranien war im Jahre 1751 gestorben.

Seine Gemahlin, die Tochter König Georg I. von England, folgte demselben als Gouvernante der vereinigten Provinzen und als Vormünderin

seiner unmündigen Kinder, indem sie den Herzog Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel als Rath oder Mitregenten zur Seite hatte.

Bald nach dem Tode Wilhelm IV. der in der versöhnlichsten Weise und ausgleichend zwischen den Parteien gestanden hatte, wuchsen die Gegensätze zu bedenklicher Schärfe. Das Bestreben der Gouvernante und ihrer Anhänger, die Macht des Statthalters zu vergrößern, trat deutlicher hervor und die Parteigänger der republikanischen Freiheit, die sich den Namen „Patrioten“ zulegten, setzten diesem Bestreben lebhaften Widerstand entgegen. Dieser Widerstand war um so nachdrücklicher, als der verstorbene Statthalter viele der eifrigsten Gegner des Statthalterats, bei Wiedereinführung desselben im Jahre 1748, in einflußreiche Stellungen, als Regenten von Provinzen, als Deputirte in den Staatsversammlungen gesetzt hatte, wohl in der Voraussetzung, daß die Dankbarkeit einerseits und der befriedigte Ehrgeiz andererseits dieselben der Regierung des Statthalters günstig stimmen würden. Es hatten sich diese Hoffnungen jedoch nicht bewährt. Vielmehr traten diese Leute mit ihren einflußreich gewordenen Familien offen dem Hause Oranien entgegen.

Als daher im Jahre 1766 Wilhelm V. mündig erklärt wurde und seine hohen Aemter und Würden selbständig übernahm, trat er in die inneren Kämpfe des Landes nicht als vermittelndes Element, sondern als das Haupt einer Partei, die rücksichtslos wie die Gegner ihre Zwecke verfolgte. Wilhelm V. war ohne sonderliche Begabung in den Vorurtheilen seines Standes aufgewachsen und das Verständniß für die exceptionelle Stellung des Statthalters gegenüber der freien Republik fehlte ihm.

Es wäre die Aufgabe dieses Fürsten gewesen, die drohende Gefahr inneren Zusammenfalls abzuwenden. Er aber klammerte sich an die ihm gewordenen Rechte und Privilegien und schalt das Benehmen der Patrioten Aufruhr und Revolution!

Und zu derartiger Schärfe hatten sich die Gegensätze gesteigert, daß die Parteien ein Spielball der Politik der sich bekämpfenden Mächte Frankreich und England werden konnten.

Das Land täuschte sich durch die Meinung, England und Frankreich stritten sich um den Vortheil, Holland als Bundesgenossen zu haben, während jede der beiden Mächte darin zu herrschen suchte.

Frankreich strebte den Besitz der Häfen und des Territoriums an; England konnte eine solche Machterweiterung seines Feindes nicht zugeben und sah andererseits in der holländischen Flotte einen Nebenbuhler, den es schwächen wollte.

Die Angriffe Ludwig XIV. und Ludwig XV. auf die Selbständigkeit des Landes waren in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon vollständig vergessen. Von England nur, dessen emporblühende Flotte und dessen Erfolge auf dem Gebiete des überseeischen Handels den Neid der Holländer, vorzüglich der einflußreichen Amsterdamer Handelsherren, erregte,

schien Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes zu drohen und der Statthalter, der in enger Zugehörigkeit zu der Herrscherfamilie dieses Landes stand, wurde von seinen Gegnern ganz unumwunden für einen Vaterlandsverräther erklärt.

Das Benehmen seiner Mutter, Anna von England, während ihrer Vormundschaft hatte jenes alte Mißtrauen gegen das Inselreich, das schon zu Zeiten des großen Oraniers in den Herzen der wahren Patrioten aufgestiegen war, zu hellen Flammen angefacht.

Diese, für England freundschaftlichen Gesinnungen der Mutter waren nicht vergessen, als der Sohn die Leitung der Geschäfte übernahm und der in diesen Gesinnungen aufgewachsene Fürst in unverhohlener Weise denselben Ausdruck verlieh.

Dies war die Stimmung der bei Weitem überwiegenden Masse des niederländischen Volkes, als die Nachrichten von den in Nordamerika entstandenen Irrungen wie siedendes Oel in die große Flamme des Hasses und der Unzufriedenheit strömte.

Der Kampf wurde als der erlaubte Widerstand eines gedrückten Volkes gegen seine Zwingherren angesehen, und man verglich den Aufstand der Niederlande gegen Spanien mit den Kämpfen in Amerika. Man verglich die Unionsacte in Nordamerika mit der Utrechter Union, man fand, daß die untergeordnete Stellung des ersten Beamten der neuen Staaten einer republikanischen Staatsform angemessener sei, als diejenige des Fürsten-Statthalters und der Wunsch, die Macht desselben auf die des Präsidenten der neuen amerikanischen Staaten zurückzuführen, machte sich nicht nur in der Provinz Holland und Amsterdam, sondern auch in den meisten anderen Provinzen geltend.

Als sich schließlich nach der Schlacht von Saratoga 1778 die Franzosen öffentlich gegen die Engländer erklärten, waren die „Patrioten" des Jubels voll.

Die Provinz Holland und speciell die Stadt Amsterdam, die bereits von St. Eustaz in Westindien aus die Amerikaner mit Kriegsmunition versorgt hatte, begannen jetzt von Haus und von der Ostsee aus die Franzosen mit Schiffsmunition zu versehen. Schließlich sogar schloß der Rathspensionär von Berkel im Namen der Stadt Amsterdam einen vorläufigen Vertrag mit den Amerikanern ab.

Herr von Ségur, der trotz seiner häufigen Betheuerungen großer Unparteilichkeit in seiner „Geschichte der wichtigsten Begebenheit unter der Regierung Friedrich Wilhelms II." in ebenso entschiedenster Weise Partei für die Patrioten ergreift, als es Graf Görz in seinen „Denkwürdigkeiten" für die oranische Partei thut, spricht von der Mißachtung aller Völkerrechte seitens der Engländer, die, sich auf die Unthätigkeit des Statthalters verlassend, holländische Schiffe wegnahmen, wo sie dieselben antrafen. Die Neutralität der Republik der vereinigten Niederlande war nach dem eben

Angeführten allerdings eine sehr verdächtige und England schaffte sich durch sein Vorgehen nur sein Recht — freilich in gewaltthätiger und Holland mißachtender Weise.

Als daher zum Schluß des Jahres 1780 zufällig der geheime Tractat Berkels entdeckt wurde, forderte England Genugthuung. Die Generalstaaten fanden die Forderung gerecht — doch machte sich in denselben auch hier wieder der Einfluß der übermächtigen Amsterdamer Partei geltend.

Die Generalstaaten beschlossen in ihrer peinlichen Lage sich an die Kaiserin Katharina II. zu wenden, die an der Spitze des Bündnisses stand, das die nordischen Seemächte mit einander abgeschlossen hatten, um die neutralen Flaggen gegen die kriegführenden Mächte zu schützen.

Die Politik Englands war jedoch zu schlagfertig, um sich durch die Winkelzüge der Holländer hinhalten zu lassen.

Sobald die Regierung Kenntniß von dem wirklichen Zutritt der Republik zu der bewaffneten Neutralität erhalten hatte, erklärte sie derselben den Krieg (19. December 1780).

Ob der Vorwurf Ségurs ein gerechtfertigter ist, daß der Statthalter, um die Negotiation mit Rußland zu hintertreiben, einen vollständig unfähigen Gesandten zu Katharina geschickt habe, müssen wir dahin gestellt sein lassen, jedenfalls war die Lage des Prinzen von Oranien bei Ausbruch eines Krieges mit England eine höchst mißliche.

England hatte stets aus nahe liegenden Gründen den Statthalter in seiner Ansicht unterstützt, die Landmacht mehr als die Flotte zu vergrößern und zu befestigen. Es lag in der Natur des Prinzen Gefallen an einer starken militärischen Landmacht zu finden, die den Schein seiner Autorität vergrößern mußte und ihm bei den schroffen Gegensätzen der Parteien als Schutz in dem kritischen Falle einer Revolution dienen konnte. Die Seemacht hatte für den Fürsten nicht so handgreifliche Vortheile, und weitere Gesichtspunkte lagen außerhalb des Bereiches seiner Fassungsgabe.

So war die Marine vernachlässigt, als England seine Kriegserklärung sandte. Es wäre allerdings ungerecht, den Prinzen von Oranien für diese traurigen Verhältnisse der Flotte allein verantwortlich zu machen. Die Generalstaaten und vor Allen die mächtige Amsterdamer Partei, trugen ihren Theil der Schuld durch das hartnäckige Verweigern von Geldmitteln zur Unterstützung der Kriegsmacht, in der sie eine Stärkung des statthalterischen Ansehens sahen.

Gegen alles Erwarten schien der Krieg eine für die Republik günstige Wendung zu nehmen.

Bei Doggerbank erfocht die Flotte einen Sieg, der das niederländische Volk mit unbeschreiblichem Jubel erfüllte. Die Seehelden Zoutmann und Kinsberg wurden mit Ryter und Tromp verglichen und die glorreiche Vergangenheit Hollands schien von Neuem aufleben zu wollen.

Der Prinz von Oranien, der während der Dauer des Krieges seine

Beziehung zu England nicht aufgegeben hatte, legte einen zum Mindesten tactlosen Mißmuth an den Tag.

Als er gar die grobe Ungeschicklichkeit beging, die Sieger mit Kälte und Unzufriedenheit zu empfangen, erreichte die Erbitterung gegen ihn den Höhepunkt. Es wurde ihm der wohl ungerechtfertigte Vorwurf gemacht, daß er absichtlich Befehle zweideutigen Inhalts erlassen habe, um die Bewegungen der Flotte zu hemmen; und allerdings sollten die Lorbeern von Doggerbank sich zu keinem Kranze flechten.

Erst im Jahre 1783 wurde der Friede mit England geschlossen, nachdem bereits in den ersten Wochen des Krieges mehr als zwei Drittel der holländischen Handelsflotte eine wohlerworbene Beute Englands geworden war.

Nach Beendigung dieses Krieges lebten die innern Zwistigkeiten in verstärktem Grade wieder auf. Die Amsterdamer Partei, die in ihrem unüberwindlichen Haß gegen den Prinzen von Oranien die Aufhebung des Statthalterats bezweckte, war durch die unglückliche Wendung des durch sie verschuldeten Krieges, durch die großen Verluste, die die Zerstörung der Handelsflotte und die Wegnahme der Colonien bewirkt hatte, und durch die besorgliche Gährung im niederen Volke, das durch die Verluste der Kaufhäuser brotlos geworden war, in so erbitterter Stimmung, daß sie mit ihren Plänen entschiedener und klarer hervortrat.

Diese Stimmung fand ihr nächstes Ziel in dem Streben, den Rathgeber des Prinzen und seinen ehemaligen Vormund, den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu beseitigen.

Derselbe hatte als Feldmarschall des Heeres die statthalterische Würde repräsentirt und sich durch seine England freundlich gesonnene Politik den Haß der antioranischen Partei zugezogen. Jetzt wurde ihm der Vorwurf gemacht, als von England bezahlter Verräther die Militärmacht vernachlässigt und das Land dem Verderben preisgegeben zu haben.

Eine Fluth von Pamphleten überschwemmte das Land und wendete die vergifteten Pfeile dreister und dreister zuerst gegen den Herzog und indirect gegen den Statthalter, schließlich direct gegen den Letzteren in unerhörter, gehässiger und niedriger Weise. Von Amsterdam gingen diese schmutzigen Aeußerungen gemeiner Parteileidenschaft aus.

Der Erbstatthalter erwiderte fast nichts darauf, sich in vornehmer Weise über das Gebahren einer aufgeregten Partei hinwegsetzend; aber er blieb nicht unempfindlich gegen die Kränkungen, die man seinem väterlichen Freunde und Rathgeber zufügte. Er verlangte, nachdem eine Deputation der Provinz Holland den Herzog bei ihm verdächtigt und sogar auf seine Entfernung aus dem Haag gedrungen hatte, eine genaue Untersuchung, der zufolge die Generalstaaten genöthigt waren, dem Herzoge eine Ehrenerklärung zu geben.

Nichtsdestoweniger gelang es der antioranischen Partei, durch Anwendung

und Erweiterung der Indemnitätsacte von 1663 der Preß- und Redefreiheit größere Ausdehnung zu geben und die Verdächtigungen des Herzogs und Statthalters nahmen in gesteigerter Heftigkeit ihren Fortgang. Es waren die Staaten von Friesland, die den zweiten Schritt zum Sturz des Herzogs unternahmen, indem sie seine Entfernung aus der Republik verlangten. Der Erbstatthalter glaubte die erregten Gemüther zu besänftigen, wenn er den Herzog veranlaßte, in sein Gouvernement nach Herzogenbusch zu gehen. Kaum hatte sich derselbe jedoch aus dem Haag entfernt, so begannen die Angriffe auf den Statthalter und den Herzog heftiger als zuvor zu werden. Ja, die Schamlosigkeit ging so weit, den Statthalter anzuklagen, die Republik an England verkauft zu haben.

Die Staaten einiger Provinzen, unter denen immer Holland die erste Stelle einnahm, benutzten nun die unter dem Namen „Consulentschaftsacte" in den Streitigkeiten jener Zeit bekannte und vielbesprochene geheime Urkunde, nach welcher sich der Statthalter verpflichtet haben sollte, „in allen Dingen dem Rathe des Herzogs von Braunschweig zu folgen" — um den Statthalter zu bewegen, dem Herzog seine Demission zu geben.

Wenn auch die Unrichtigkeit der in Bezug auf diese Acte aufgestellten Behauptungen klar wurde, trat die Macht der antioranischen Partei doch so gewichtig mit ihrer Absicht, den Herzog aus dem Lande zu entfernen, hervor, daß es kaum der äußeren Veranlassung der mit dem Kaiser Joseph II. eingetretenen Irrungen bedurfte, um den Herzog zu bewegen, das Land zu verlassen.

Jener Streit um die Oeffnung der Schelde für die Schifffahrt, der seitens des Kaisers, als Gebieter der österreichischen Niederlande, gegen Holland ausgefochten wurde, war die äußere Veranlassung, die den Herzog als Feldmarschall des Deutschen Reiches veranlaßte, seinen Abschied zu fordern und das Land zu verlassen. In Wahrheit muß seine Demission als ein Sieg der patriotischen Partei verzeichnet werden.

Die Schilderung jenes Streites gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Die Wirkung desselben in Bezug auf die Stimmung der Parteien kann jedoch nicht übergangen werden.

Zu der drohenden Gefahr eines Krieges mit Oesterreich war die Unzulänglichkeit der Landtruppen und der schlechte Vertheidigungszustand der Festungen zu allen Sorgen um den Krieg mit England getreten und hatte den Lieblingsgedanken der patriotischen Partei, einer Bewaffnung des Volkes, einer Bildung von Freicorps, zur Reife gebracht. Der Gedanke, diese Freicorps bei einem etwaigen nachdrücklichen Auftreten des Statthalters gegen denselben verwenden zu können, war hierbei nicht zu verkennen.

Die antioranische Partei hatte ihr Programm in dem Sendschreiben an das niederländische Volk (An det Volk van Nederland) klar entwickelt. Dieses heftigste aller gegen den Prinzen verfaßten Schriftstücke enthielt die

Aenderungen, die mit der Verfassung vorgenommen werden sollten. Dem Statthalter wurden darnach die wichtigsten seiner Aemter und Würden genommen und seine Rechte durchaus denen der Staaten untergeordnet. Die Mittel zur Erreichung dieses Planes bestanden darin, nur Gegner des Hauses Oranien in allen zu errichtenden Freicorps aufzunehmen, und die Bürger und Kaufleute unter dem Drucke dieser Macht zu bewegen, die Entfernung jener Regenten zu verlangen, die Freunde des Statthalters waren.

Es fand dieser Entwurf unter den zahlreichen Anhängern der antioranischen Partei, die bei Weitem die überwiegende war, den lebhaftesten Anklang, und in allen größeren Städten zuerst, später fast im ganzen Lande bildeten sich freie Corps, die unter den Augen des Erbstatthalters die feindseligste Gesinnung gegen denselben zur Schau trugen. Die erwähnten Forderungen des Kaisers und die drohende Gefahr eines Krieges verliehen dem ganzen Unternehmen den Charakter einer Volksbewaffnung zur Vertheidigung des Vaterlandes.

Dieser Umstand mag das Benehmen zahlreicher Landgeistlicher, besonders in Friesland, erklären, die die Kanzel verließen, um Exerciermeister ihrer Gemeinden zu werden.

Der Prinz von Oranien schien in dem gefährlichen Benehmen der Mitglieder jener Corps nicht die Gefahr zu sehen, die ihm und seiner Partei erwuchs, denn in einem Aufruf an das Volk forderte er selbst zu einer Bewaffnung auf. Zu gleicher Zeit aber suchte er den Einfluß, den er in den Magistraten der Städte und Provinzen hatte, geltend zu machen und durch Schreiben und Empfehlungen die ihm günstig Gesonnenen zu unterstützen. Dem entgegengesetzt begannen die Städte Dortrecht und Alkmaar die vom Statthalter ernannten Magistrate abzusetzen und antioranisch gesonnene Bürger an ihre Stelle zu bringen.

Wie bei allen Parteistreitigkeiten war auch hier im Gefolge des eigentlichen engeren Kampfes zwischen dem Statthalter und der patriotischen Partei die Leidenschaft aller Unzufriedenen erwacht und vermehrte die Unordnung im Lande. Es bildete sich eine demokratische Partei, die in dem Umsturz alles Bestehenden Früchte für sich erhoffte. Auf dem Lande trat dieselbe gegen die Prärogative des Ritterstandes, in den Städten gegen die Obrigkeit auf. Diese Partei drohte Zwiespalt in die Reihen der Patrioten zu säen und trug nicht wenig dazu bei, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen.

Ein Vorfall der unbedeutendsten Art wurde die Veranlassung zum offenen Ausbruch des Kampfes. Der Statthalter hatte das Vorrecht, allein durch das nördliche Thor des Schlosses zu gehen. Es sollte dies Vorrecht abgeschafft werden, und als ein Deputirter zuerst von dem neuen Rechte Gebrauch machen wollte, verursachte die oranische Partei einen Auflauf, der die Gegenpartei zum energischen Handeln trieb.

Der Statthalter wurde (8. Septbr. 1785) von den Staaten von Holland des Oberbefehls über die Garnison im Haag entsetzt. Die Protestation der Ritterschaft blieb vergeblich, und der Statthalter begab sich mit seiner Familie nach Breda.

Ségur in seiner sehr parteiischen Schilderung dieses Verhältnisses ist der Meinung, daß die Patrioten, ihres Erfolges ungewiß, in jenem Augenblick des ausbrechenden Kampfes geneigt gewesen wären, sich mit dem Statthalter zu verständigen, wenn derselbe ein billiges Uebereinkommen vorgeschlagen hätte. Es lagen aber die Verhältnisse anders. Die Gemüther eines eigensinnigen und zähen Volkes waren in zwei Lager getheilt. Nur Waffengewalt oder der Machtspruch mächtiger Nachbarn konnte eine Verständigung der Parteien wohl oder übel erzielen.

Mit Interesse und wachsender Unruhe waren die Cabinete der europäischen Staaten den Wirren in der Republik gefolgt.

Nicht mit Unrecht sahen die zunächst betheiligten Mächte England, Frankreich, Oesterreich und Preußen in den sich in der Republik abspielenden Ereignissen den Herd eines Feuers, das Europa in Flammen zu setzen vermochte. Frankreich hatte die Patrioten für sich gewonnen und unterstützte durch Geldmittel und Versprechungen die nunmehr den Oraniern bedeutend überlegene Partei. England sah sich daher genöthigt, in jeder Weise die Oranier zu kräftigen, wenn es nicht das durch sein Bündniß mit Spanien und Oesterreich, durch seine guten Beziehungen zu Preußen und seinen Einfluß im Orient starke Frankreich durch die Erfolge in Holland zu einer Machtentfaltung gelangen lassen wollte, die mit den Wegen der englischen Politik unverträglich schien.

Durch die verwandtschaftlichen Beziehungen des statthalterischen Hofes zu der Königsfamilie Preußens — die Gemahlin des Prinzen war eine Nichte des großen Friedrich, die Schwester des Thronfolgers Friedrich Wilhelm — war auch Preußen bis zu einem gewissen Grade in Mitleidenschaft gezogen.

Der preußische Gesandte, Herr von Thulemeyer, dem oranischen Hofe ergeben, schloß sich unwillkürlich der Politik Englands an und trat damit der Absicht Friedrichs II., unter allen Umständen das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht zu erhalten in gewisser Beziehung entgegen.

Friedrich der Große ruhte am Abend seines Lebens auf den Lorbeeren seiner Thaten. Seine Gedanken waren allein darauf gerichtet, das Werk, das er aufgerichtet hatte, durch die Segnungen des Friedens zu stärken und zu kräftigen. Es war die Politik der Mäßigung, die seine Entschließungen bestimmte, und, als ihn daher der Prinz von Oranien bei dem drohenden Kriege mit Oesterreich bei Veranlassung der Oeffnung der Schelde um seine Unterstützung bat, wies er dieselbe, seinem Prinzipe treu bleibend, an Frankreich, das in der That ein besonderes Interesse haben mußte, den Streit

vermieden zu sehen. Dasselbe befand sich zwischen Oesterreich, seinem engen Verbündeten, und Holland, dessen Bündniß es anstrebte, in einer schwierigen Lage, und der Vertrag, der jenen Streit beendigte, kennzeichnet zur Genüge die Bedeutung, die jenes Reich einer Schlichtung der Irrungen beilegte. Frankreich übernahm die Verpflichtung, 4 1/2 Millionen Gulden, fast die Hälfte der von der Republik an Oesterreich zu zahlenden Entschädigung, dem Kaiser zu entrichten. Auch die Eile, mit welcher es das neue Bündniß mit Holland abschloß, — dasselbe wurde einige Tage nach dem erstgenannten Vertrage perfect, (10. November 1785) — bewies zur Genüge, welchen Werth Frankreich auf die Verbindung mit Holland und Oesterreich legte. Dieser mit großer Gewandtheit durch den Gesandten Herrn von Raineval abgeschlossene Vertrag war ohne Zweifel ein Triumph der französischen Politik, der den neidischen Gegner auf das Tiefste verletzen mußte.

Die Isolirung Englands war thatsächlich gelungen, sein Einfluß in der Republik gebrochen und das Ansehen des Statthalters erschüttert.

Der englische Gesandte im Haag, Harris (Lord Malmesbury), durchschaute den Plan Frankreichs, durch die Seemacht Hollands auf Ostindien zu wirken, um mit frischer Kraft den großen maritimen Krieg gegen England zu erneuern. Er kämpfte gegen Frankreich, als er es unternahm, dem Statthalter eine Partei zu gründen, die fähig wäre, den Einfluß der Patrioten zu brechen. Harris, der eine entscheidende Rolle in der weiteren Entwickelung der Republik spielen sollte, war eine Persönlichkeit, deren Energie und Verstand dem unklaren Prinzen den Halt gab, dessen er bedurfte. In der energischen, klaren und klugen Fürstin fand er einen verwandten Geist, der seine Pläne mit Festigkeit erfaßte und durchzuführen versuchte.

So war es wohl dem Einfluß Harris' zuzuschreiben, daß der Statthalter aus einer gewissen reservirten Haltung, die er sich bei allen Differenzen bewahrt hatte, heraus trat und in energischer Weise von seinen Rechten und der Macht, die ihm die Truppen der ihm zugethanen Provinzen gewährten, Gebrauch machte.

Diese veränderte Haltung zeigte sich zuerst bei den Ereignissen, die sich in den beiden geldrischen Städten Hattem und Elburg abspielten. Hattem wollte ein von dem Statthalter eingesetztes Mitglied des Magistrats, weil es im Dienste des Statthalters stehe, nicht anerkennen, während Elburg die Publication eines Edictes der Generalstaaten verweigerte.

Die dem Statthalter ergebenen Staaten von Geldern verhängten Execution über die aufrührerischen Städte, in welche antioranisch gesinntes Volk von allen Seiten zum Schutze geeilt war, und ernannten den Prinzen zum Vollstrecker dieser Execution.

Die Truppen stellten die Ruhe wieder her; aber die Staaten von Holland entsetzten den Statthalter seiner Stellung als Generalcapitän, warben Truppen und machten Miene, die Sachen der Patrioten mit den Waffen in der Hand zu entscheiden.

In dieser, den Statthalter so ernst bedrohenden Lage hatte die Prinzessin von Oranien die Versuche, ihren Bruder Friedrich Wilhelm, der inzwischen den Thron Preußens bestiegen hatte, zu einer Intervention zu ihren Gunsten zu bewegen, erneuert. Bisher war der König dem System seines großen Vorgängers treu geblieben, der, abgesehen davon, daß er Zerwürfnissen mit Frankreich und Oesterreich ausweichen wollte, den Grundsatz des Völkerrechts betonte, daß Niemand befugt sei, sich in die inneren Verhältnisse des Nachbarstaates zu mischen. Friedrich II. hatte sich auf die Bitten seiner Nichte nur bewogen gefunden, in wohlwollender Weise an die dem Statthalter zumeist feindlich gesonnenen Staaten Schreiben mit dem Rathe zu senden, sich auf gütlichem Wege mit dem Statthalter zu vergleichen.

Noch widerstrebte es Friedrich Wilhelm, den Einflüsterungen Herzbergs nachzugeben, der jene bewährte Politik Friedrichs II. aufzugeben im Begriff stand, dem der Gedanke einer Annäherung an England durch die Intervention zu Gunsten der oranischen Partei als der richtige erschien. Friedrich II. hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode Lord Cornwallis die Gründe entwickelt, die ihn von der von England erstrebten Allianz abhielten: das Erforderniß, unter keinen Umständen mit dem Cabinete von Versailles in Collision zu kommen.

Herzberg folgte anderen Gesichtspunkten, wenn er bei einer eventuellen Verbindung mit England, Rußland und Holland keine Gefahr von Frankreich und Oesterreich befürchtete. Er hatte nicht Unrecht, wenn er trotz der freundschaftlichen Versicherungen Frankreichs in dem engen, durch Familienverbindung befestigten Bündniß dieser Macht mit Oesterreich eine Gefahr sah und vielmehr die Trennung Rußlands von Oesterreich für das erreichbarere Ziel anerkannte. Die Interessen Kaiser Josephs und Katharinens mußten über kurz oder lang auseinander gehen, wenn auch die Politik beide Großmächte momentan im Orient vereinigte. Die Allianz mit England hielt Herzberg für eine Garantie des Fürstenbundes; dazu wünschte er Holland in die große deutsche Association einzureihen, und die Ereignisse in der Republik mit der Stellung Englands zu derselben schien ihm zur Verwirklichung seiner Pläne günstig. Eine militärische Action Preußens konnte ihm wegen der wahrscheinlichen Verwickelung mit Frankreich nicht wünschenswerth sein, doch mußte er sie, wenn er die Durchführung seiner Gedanken beabsichtigte, als eine eventuell nothwendige Folgerung in's Auge fassen.

Der König, schwankend in seinen Entschlüssen, ließ sich vorläufig nicht in die Ansichten seines Ministers hineindrängen.

Die französische Politik des Prinzen Heinrich zeigte ihm überdies einen anderen Weg — denjenigen, den sein großer Oheim zum Segen des Landes bisher verfolgt hatte.

In alle diese Pläne und Entwürfe, in die sich am Hofe bekämpfenden Parteien streuten die Briefe der Schwester ernste Besorgniß und der König

empfand das Bedürfniß, die Zugehörigkeit zu seiner Schwester in irgend einer Weise zu documentiren. Herzberg schlug dem König die Entsendung des Grafen Görz, eines bewährten Diplomaten, vor, von dem Mirabeau, der zu jener Zeit in Berlin als diplomatischer Agent anwesend war, in seinen „geheimen Briefen über den Berliner Hof" äußert: er sei „scharf, trocken und ausdauernd".

Der Graf zweifelte an der Wirksamkeit seines Unternehmens, da es ihm nicht entgangen war, daß die Erbitterung der Parteien in der Republik einen zu hohen Grad erreicht hatte, um durch diplomatische Unterhandlungen beigelegt werden zu können, während der König an diese Mission die größten Hoffnungen knüpfte.

Die Wahl des bewährten Diplomaten war unzweifelhaft eine gute; doch lag in der Entsendung seiner Persönlichkeit — er war ein Feind der freiheitlichen Gesinnungen der patriotischen Partei und Frankreichs — nahezu eine Demonstration, die gerade der König vermieden haben wollte.

Der König sprach dem Grafen in bestimmter Form aus, daß er die Drohung mit militärischer Macht vermieden haben wollte, während Görz, der durchaus auf dem Standpunkte Herzbergs stand, wünschte, eventuell seiner Mission einen Nachdruck damit zu verleihen. Friedrich Wilhelm verlangte unbedingt, das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht zu erhalten und hoffte mit dieser Macht gemeinschaftlich eine Verständigung zwischen den Parteien herbeizuführen

Der Gedanke eines Krieges, der lediglich zu Gunsten der Prinzessin geführt würde, war dem König unsympathisch, wohl hauptsächlich, weil er sich durch eine solche Action in den Augen des Volkes zu schaden fürchtete.

Als der Graf in Holland ankam, hatten sich die Verhältnisse durch die Ereignisse in Hattem und Elburg derart zugespitzt, daß jede Möglichkeit einer Verständigung ausgeschlossen war.

Der Marquis de Verac, französischer Gesandter im Haag, auf dessen Mitwirkung hauptsächlich bei Negotiationen des Grafen gerechnet war, hatte jedes Zusammentreffen mit dem Grafen, den er als Anhänger der englisch-oranischen Interessen kannte, entschieden abgelehnt.

Der Graf, hierdurch des nothwendigen Stützpunktes zu seinen Verhandlungen beraubt, versuchte nunmehr den oranischen Hof zu Maßregeln zu veranlassen, die einen friedlichen Ausgleich herbeiführen konnten. Es waren die Versuche, entweder den Statthalter zur Abdankung zu Gunsten seiner Söhne zu vermögen, oder denselben zu bewegen, sich der demokratischen Partei anzuschließen, die mehr und mehr das Uebergewicht in der Provinz gewonnen hatte. Diese Vorschläge scheiterten jedoch an dem festen Willen der Prinzessin, die in diesen Maßregeln eine Erschütterung der statthalterischen Würde sah.

Inzwischen hatte sich die statthalterische Familie auf den Rath des

Grafen nach Nymwegen begeben, da bei der drohenden Haltung der feindlichen Provinzen der Bürgerkrieg unvermeidlich schien. Denn Holland, Overyssel und Gröningen hatten sich öffentlich gegen den Statthalter erklärt, Seeland und Friesland standen im Begriff, dem Beispiel zu folgen.

Die Prinzessin war ungern dem Rathe gefolgt und hatte ihren königlichen Bruder dringend um die Entsendung eines Truppencorps an die Grenzen gebeten, doch hielt auch jetzt noch, trotz der Zustimmung Herzbergs zu diesem Verschlage, der König die Verhältnisse nicht für ernst genug.

So gingen die Ereignisse ungehindert ihren Weg. Die Provinzen standen sich feindlich, in der Absicht den Krieg zu beginnen, gegenüber, aber ohne die ausreichenden Mittel, denselben in's Werk zu setzen.

Zu alle dem wuchs die demokratische Partei in so bedenklicher Weise, daß die Patrioten in der Besorgniß, dieselbe werde anarchische Zustände herbeiführen, Frankreich um Hülfe bat, um durch Beendigung der Wirren der Autorität des Gesetzes und der Regierung Anerkennung zu verschaffen.

Die französische Politik folgte jedoch keineswegs den Plänen der Patrioten bis zu dem Gedanken einer vollkommenen Abschaffung des Statthalterats.

Mirabeau betont in seinen Briefen die Nothwendigkeit einer Unterordnung des Statthalters unter die zu organisirende Verfassung, räumt ihm also die Stellung des ersten Dieners der Republik ein. Die französische Regierung wollte nicht einmal so weit gehen.

Jedenfalls ist die Absicht, eine Verständigung zu erzielen, niemals Seitens Frankreichs aufgegeben werden, und wenn trotz dieses aufrichtigen Wunsches, der mit den Interessen des Königs Friedrich Wilhelm identisch war, keine Verständigung zu Stande kam, so lag dies an der Leidenschaftlichkeit der Gegensätze und an dem Einflusse Englands.

Die französische Regierung hatte nach dem ersten Scheitern der Verhandlungen des Grafen Görz Herrn von Raineval nach dem Haag gesandt, um trotz allen bisherigen Mißerfolgen dennoch schließlich eine Verständigung herbeizuführen. Aber auch dieses schlug fehl, und die beiden Diplomaten kehrten unverrichteter Sache in ihre Heimat zurück.

Graf Görz behauptet in seinen Aufzeichnungen, daß Herr von Raineval zu sehr ein Werkzeug der patriotischen Partei gewesen sei, um zu einem günstigen Abschluß der Verhandlungen gelangen zu können. Er übersieht den Einfluß Englands, der sich nach den neusten Ereignissen mit intensivem Nachdruck unter der überaus gewandten Leitung Harris' geltend machte.

Letzterer hatte eine Verbindung zu Wege gebracht, die er „Association" nannte und die unter gegenseitiger Garantie bei eventuellem Verluste sich zur Aufgabe gestellt hatte, die alte Constitution der Republik aufrecht zu erhalten und die Macht der Patrioten zu brechen. Die Absicht aber, den Anhänger des Statthalters auf den Deputationen bei der Ständeversamm-

lung im Haag größeren Einfluß zu verschaffen, wurde durch das Einschreiten der patriotischen „Freicorporisten" vereitelt.

Am 21. April 1787 drangen dieselben in das Amsterdamer Stadthaus und zwangen die zum Magistrate gehörenden neun Anhänger der oranischen Partei ihr Amt niederzulegen. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich zwei Tage darauf in Rotterdam und sieben Oranier waren gezwungen, aus dem Magistrate der Stadt zu scheiden.

Wenn nun auch nach diesem gewaltsamen Einschreiten zur Wahrung des Rechtsstandpunktes eine neue Deputation gewählt wurde, so fielen doch, wie zu erwarten stand, die Wahlen durchaus patriotisch aus und der letzte Einfluß der oranischen Partei schien verloren.

Die Stände der Provinz Holland traten jetzt mit den Waffen in der Hand den Truppen des Statthalters entgegen.

Sie verstärkten die militärischen Anstalten an der Grenze und setzten der Absicht des Statthalters, sich eines befestigten Punktes an der Grenze der Provinz Holland zu bemächtigen, bewaffneten Widerstand entgegen.

Diese Ereignisse bestimmten Harris, sich nach England zu begeben, um mit dem Leiter der Politik, William Pitt, die erforderlichen Schritte zu berathen, während der Statthalter neue vergebliche Versuche machte, seinen Schwager Friedrich Wilhelm zu einem bewaffneten Einschreiten zu vermögen.

Man hielt in Berlin die Ereignisse immer noch nicht für weit genug vorgeschritten.

Dem gewandten Harris gelang es, die entscheidende Stimme Pitts im Ministerrathe für seine Absichten zu gewinnen. Er behauptete, daß Frankreich trotz seiner zerrütteten Finanzen die patriotische Partei in Stand gesetzt habe, den oranischen Truppen zu widerstehn, und daß England die Kriegsrüstungen Frankreichs durch energischen Widerstand in Holland hinhalten müsse.

In der That wurde Harris ermächtigt, die dem Prinzen von Oranien noch ergebenen Provinzen durch Geldmittel zu unterstützen.

England bewies hiermit, daß die oranische Partei auf seine Hülfe zu zählen habe, und die Folgen dieses Schrittes machten sich bald nach der Rückkehr Harris' bemerkbar.

Der Einfluß der oranischen Partei in den Generalstaaten, der bisher vollständig den Patrioten weichen mußte, begann sich zu beleben.

Allein im Lande selbst hatten die Verhältnisse keine Aenderung erfahren.

Da gewann die Lage durch den Entschluß der Prinzessin, sich nach dem Haag zu begeben, um durch ihr persönliches Erscheinen einen entscheidenden Einfluß auf die Stimmung im Lande auszuüben, ein unvorhergesehenes und vollständig verändertes Aussehen.

Es ist dieser Schritt der Fürstin, der von so entscheidenden Folgen

für die nächste Zukunft des Landes sein sollte, in der mannigfaltigsten Weise commentirt worden.

Die Verfasser von Arbeiten, die sich eingehender mit den Verhältnissen Hollands in jener Zeit beschäftigen, widersprechen sich in Bezug auf die Motive jenes Entschlusses. Die Vertreter der oranischen Partei halten den Schritt der Fürstin für einen selbständig erdachten und ausgeführten Plan, und diese Ansicht kann nicht als unwahrscheinlich zurückgewiesen werden, denn die Prinzessin vereinigte mit staatsmännischer Klugheit eine seltene Energie.

Jedenfalls gehörte ein hoher Grad von Entschlossenheit dazu, um ohne militärische Begleitung den Weg zu der feindlichen Provinz anzutreten und den Herd der Empörung aufzusuchen.

Gelang es der Fürstin, den Haag und Amsterdam zu erreichen, so war bei der leicht entzündbaren großen Masse des niederen Volkes und durch die thatkräftige Unterstützung der oranischen Partei ein Umschwung zu Gunsten des Statthalters fast unausbleiblich, und der moralische Eindruck mußte durch die Unterstützung der geordneten oranischen Truppen ein nachhaltiger sein.

Mißlang hingegen das Unternehmen, wurde die Prinzessin in ihrer Reise gewaltsam aufgehalten, so konnte sie bei dem ritterlichen Geiste ihres Bruders sicher auf dessen Unterstützung zählen, und dieses umsomehr, als der leitende Minister Herzberg eine Intervention Preußens begünstigte. Die vielfach vertretene Ansicht, den Grafen Görz und den Einfluß Herzbergs in der meisterhaft erdachten Entschließung der Prinzessin zu erkennen, erscheint jedoch durchaus unwahrscheinlich. Einmal lagen derartige gewaltsame Mittel dem Charakter Görzens durchaus fern — dann auch verließ er bereits Ende Januar den Haag, während die Prinzessin erst am 28. Juni ihre Reise nach dem Haag antrat.

Anders verhält es sich mit der Ansicht, daß Harris der Urheber dieses Planes gewesen sei. Er war Anfang Juni nach Holland zurückgekehrt und stand dem gehobenen Einfluß Frankreichs gegenüber. Seine Anstrengungen, die oranische Partei zu stärken, hatten bei den täglich zu erwartenden Feindseligkeiten nicht den schnellen, erwünschten Erfolg, und der Gedanke, durch ein persönliches Eingreifen des Statthalters oder seiner Gemahlin der Partei neues Leben zu geben, lag nicht allzufern. Es ist möglich, daß eine Aeußerung des englischen Gesandten in diesem Sinn jenen Entschluß in der Fürstin reifen ließ, der als ein Act vollendeter Staatsklugheit angesehen werden muß.

Die Kühnheit ihres Gedankens erschreckte den Hof und erfüllte den Statthalter mit Sorge. Es wurde der Vertraute der Familie, Carl von Hogendorp, nach dem Haag geschickt, um die Ansicht der dortigen oranischen Parteiführer zu hören, und mit fieberhafter Spannung erwartete die Prinzessin seine Rückkehr.

Sie kam aus der Kirche, als ihr Hogendorp begegnete.

„Ja oder nein“ fragte sie ihn und mit funkelnden Augen vernahm sie die Antwort, daß die Partei in Begeisterung ihren Entschluß erfahren habe.

Die Prinzessin ließ ihre baldige Ankunft im Haag den Freunden melden und trat in Begleitung einer Hofdame und dreier Cavaliere die Fahrt nach dem Haag an.

Im Anfang verlief die Reise ohne Störung. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig und begrüßte die Fürstin mit Achtung. Der erste Posten der Freicorporisten ließ die Reisenden passiren und sogar die militärischen Honneurs machen. Da nahmen an der Barrière von Schonhoven die Verhältnisse ein verändertes Aussehen an. Die Besatzung erklärte, die Fürstin nicht ohne Erlaubniß der in Mörden befindlichen Commission der Generalstaaten passiren lassen zu können, und der befehlende Offizier, wahrscheinlich ein kleiner Bürger, dem die Würde seiner ungewohnten Stellung zu Kopf gestiegen war, lud die Fürstin in zwingender Weise ein, den Wagen zu verlassen und in einem Hause des Oertchens Gewerfe-Sluys die Bestimmungen der genannten Commission abzuwarten.

Die Fürstin wurde in einer allerdings lächerlichen Art bewacht.

Posten mit geladenem Gewehr standen vor der Thür, der Offizier hielt sich mit gezogenem Säbel in dem Zimmer auf und beging die Ungeschicklichkeit, der Prinzessin Schnaps und eine Pfeife Tabak anzubieten.

Da die erwartete Antwort nicht anlangte, beschloß die Fürstin am dreißigsten die Rückreise anzutreten und traf ohne weitere Unannehmlichkeiten in Nymwegen wieder ein.

Diese Episode erregte in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen. Man faßte dieselbe als eine Beleidigung, nicht nur der Fürstin und ihres Hauses, sondern des Königs von Preußen auf.

Die Prinzessin hatte ihrem Bruder kurz vor ihrer Abreise Mittheilung von dem Vorhaben gemacht, und der König erwartete mit Spannung den Erfolg. Im ersten Augenblick der Mittheilung war der König nur entschlossen, Genugthuung von den Generalstaaten zu verlangen, ohne derselben militärischen Nachdruck zu verleihen. Noch war er dem Gedanken eines durch Frankreich und Preußen zu vermittelnden Ausgleichs zugethan.

Die öffentliche Meinung aber, und die Ansichten Herzbergs über die Nothwendigkeit, den französischen Einfluß in Holland zu brechen, endlich das Drängen Englands, das mehr und mehr mit der Absicht zu Tage trat, Preußen bei einer Intervention zu unterstützen, bestimmte den König eines Andern, der überdies befürchtete, durch eine fortdauernd reservirte Haltung den Vorwurf der Schwäche in den Augen der Welt auf sich zu laden.

Die Entscheidung war eine überaus schwierige, da eine kriegerische

Verwickelung mit Frankreich fast unvermeidlich schien, das in der Nähe der holländischen Grenze bereits eine Truppencorps zusammengezogen hatte.

Der Einfluß Herzbergs und des Herzogs von Braunschweig (Generals in preußischen Diensten), der begierig nach Kriegslorbeeren den König in seinem Vertrauen auf die Armee zu stärken bemüht war, ließ die energischen Bemühungen des Prinzen Heinrich von Preußen unbeachtet, der an der bewährten Politik seines großen Bruders festhalten wollte.

Ehe noch die letzte Komödie mit der Republik gespielt war, war der Würfel gefallen, der Preußen zum bewaffneten Einschreiten bestimmte.

Der preußische Gesandte von Thulemeyer hatte den Auftrag erhalten, von der Republik eine Genugthuung zu verlangen. Eine Note vom 6. August 1787 wiederholte diese Forderungen, während unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig ein Corps von 24 000 Mann in Cleve zusammengezogen wurde. Die Generalstaaten, im festen Vertrauen auf Frankreichs Hülfe, erwiderten in maßvoller Weise, erklärten jedoch, nicht auf die Forderung Preußens eingehen zu können.

Es erfolgte nunmehr am 9. September eine letzte Note, die mit Bestimmtheit an den Forderungen Preußens festhielt.

Doch die Generalstaaten waren zur Aenderung ihres Entschlusses nicht zu bewegen, obgleich Frankreichs Zögern zu thatsächlicher Hülfeleistung das lebhafteste Mißtrauen erwecken mußte.

So erhielten denn am 13. September die preußischen Truppen den Befehl, die Grenze zu überschreiten.

Es war ein gefahrvoller Schritt, den die Politik Preußens machte; denn man mußte befürchten, daß zugleich mit dem Ueberschreiten der Grenze die Feindseligkeiten mit Frankreich beginnen würden und man athmete auf, als dieses Land, das bis zum letzten Augenblick thätigen Antheil an der Entwickelung der patriotischen Partei genommen hatte, seinen unterstützenden Einfluß plötzlich fallen ließ.

Die Ueberzeugung des Versailler Cabinets, unmittelbar durch eine militärische Unterstützung der patriotischen Partei in einen Krieg mit England verwickelt zu werden, die finanziell bedrohte Lage des Landes und auch das geringe Vertrauen in die Leitung der Armee, ließ den Cardinal de Brienne, den derzeitigen Leiter der französischen Politik, einen Gedanken aufgeben, der seit Jahren und darüber hinaus bestimmend auf Frankreichs politische Entschlüsse eingewirkt hatte.

Die von dem Könige von Preußen für den holländischen Feldzug bestimmten Truppen bestanden aus 23 Bataillonen Infanterie — außer den Kanonieren und Fußjägern — und 25 Schwadronen Cavallerie. Dem regierenden Herzog von Braunschweig, königlich preußischen Generalfeldmarschall, war das Generalcommando über diese Truppen übertragen.

An der Spitze der Patrioten stand der Rheingraf von Salm, ein ganz in französischen Interessen aufgegangener deutscher Reichsfürst.

Am 13. September begann der Einmarsch der preußischen Truppen in Geldern, ohne daß die Seitens der Patrioten bewerkstelligten Durchstiche der Dämme die befürchteten Ueberschwemmungen bewirkt hätten. Denn wegen des außerordentlich trockenen Monats August befand sich in den Kanälen nicht genügend Wasser.

Das erste nennenswerthe Ereigniß des an überraschend schnellen Erfolgen so reichen Feldzugs war die kampflose Uebergabe Utrechts. Denn der Rheingraf hatte sich bei der Nachricht von dem Aufbruch der feindlichen Truppen von hier auf Amsterdam zurückgezogen, wurde jedoch, wie es heißt wegen seiner zügellosen Truppen, nicht in der Festung aufgenommen. Er verschwand hierauf vollständig von dem Kriegsschauplatze, das Leben in seinem Pariser Palais den Unbequemlichkeiten eines Feldzugs vorziehend. Es ist wahrscheinlich, daß das feste Vertrauen der Patrioten in die Hülfe Frankreichs, durch das plötzliche Aufgeben jedweder Unterstützung dieses Landes getäuscht, einer allgemeinen Demoralisation, die auch den Feldherrn ergriff, Platz machte.

Einige Tage nach der Einnahme Utrechts übergab sich die Festung Gorkum, nachdem zwei Mühlen von den Preußen in Brand geschossen waren.

Die darauf folgende Affaire bei der Arkel'schen Schleuse, die Einnahme der besetzten Städte Nieuwport, Schoonhoven, Vianen und der Vaart, die Wegnahme einer bei Vianen auf den Sand gerathenen holländischen Fregatte, sind so leichte kriegerische Lorbeeren wie die darauf folgende Einnahme der Festung Nieuwersluis, die Entwaffnung der Patrioten im Gooyland und in Overyßel, die Besetzung von Dortrecht und die Vorfälle bei den Festungen Naarden, Muyden und Wesep. Erst vor Amsterdam bietet die militärische Action größeres Interesse. Es bedurfte der Aufbietung altbewährter preußischer Kühnheit und Gewandtheit, um die starke Position zur Uebergabe zu zwingen. Amsterdam war durch Inundation auf der Südseite und den Zuydersee geschützt und die Einnahme des Dammes bei Amstelveen durch den Angriff in der Front und zugleich durch Umgehung des Haarlemer Meeres im Rücken bildet mit der unmittelbar darauf folgenden Uebergabe Amsterdams am 1. October den ruhmvollen Abschluß dieses nur vierzehn Tage währenden Feldzugs.

Kurz darauf fand der feierliche Einzug des Statthalters in Haag statt und die Neubesetzung aller bedeutenden Stellen durch Mitglieder der oranischen Partei. Auch die Bestrafung der Hauptschuldigen wurde vorgenommen und die Fürstin Erbstatthalterin bezeichnete deren siebzehn, die ihrer Aemter verlustig gingen und auswandern mußten. Der Patriot, der ihr an der Gewerfe Sluys Schnaps und Taback angeboten hatte, ertränkte sich aus Furcht vor der drohenden Strafe.

Die preußischen Truppen traten unmittelbar nach Wiederherstellung

der Ordnung den Rückzug an, ohne daß König Friedrich Wilhelm eine Kosten-Entschädigung noch Vortheile für den Handel und Verkehr Preußens von den Generalstaaten gefordert hätte, die ihm unter dem Eindruck der militärischen Action ohne Weiteres im reichsten Maße zugestanden worden wären.

Nur die hohe Meinung von ihrer eigenen Leistungsfähigkeit war durch diese in ganz Europa grenzenlose Bewunderung erregende Waffenthat in unheilvoller Weise gekräftigt worden. Das politische Journal vom Jahre 1787 giebt diesem Empfinden, das in Sorglosigkeit und Ueberschätzung eigener Kraft so viel zu den Katastrophen der nächsten Jahrzehnte beitrug, einen beredten Ausdruck, wenn es in einem Artikel aus Berlin (pag. 1008) ausspricht: „Wir fürchten uns gar nicht für einem Kriege mit Frankreich. Unser Ministerium hat Maßregeln genommen, die Operation in Holland gegen auswärtige Gegner zu sichern. Aber die unglaublichen Heldenthaten unserer Husaren übertreffen noch die unseres Ministeriums. Sie nehmen bewaffnete Schiffe weg, ein Feldmarschall flieht vor ihnen, feste Städte ergeben sich ihnen!"

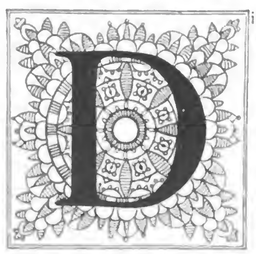
Solches war die leichtfertige Beurtheilung eines Feldzugs, dessen Früchte nicht Preußen, sondern lediglich England zugefallen waren.





Illustrirte Bibliographie.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, P. Halm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Wörnle u. A. und zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.



ieses Prachtwerk, das bereits bei seinem ersten Erscheinen in unserer Zeitschrift ausführlich besprochen worden ist, wird nun in einer billigeren Ausgabe auf den Markt gebracht, obwohl es hinsichtlich des Formats und der Güte der Ausstattung, hinsichtlich des Textes und der künstlerischen Beigaben jener ersten Ausgabe ganz gleich ist. Wir halten das für ein großes Verdienst des Herausgebers und des Verlegers, denn das Buch zählt zu den vornehmsten Prachtwerken unserer Literatur.

Der Text von Lützow, dem als Forscher wie als Schriftsteller um die Kunstgeschichte so hochverdienten Gelehrten, wie die Radirungen und Holzschnitte, die in so reicher Zahl vertreten sind, ergänzen einander; man kann von diesem Buche nicht wie von so vielen Prachtwerken sagen, daß ihr Werth lediglich in der Ausstattung liege, und daß der Text nur als nothwendiges Uebel neben dem Bilderschmuck geduldet sei. In den „Kunstschätzen Italiens" handelt es sich um eine aus eigener Auffassung und in origineller Eintheilung gegebene Darstellung der gesammten italienischen Kunst.

Die geographisch-historische Uebersicht hat ihre volle Berechtigung; es ergeben sich aus dieser Art der Betrachtung gewisse Vortheile, denen allerdings auch Nachtheile gegenüberstehen, die uns aber Manches in einem anderen, klareren Lichte sehen lassen.

Bei dem raschen und lebhaften Verkehr unserer Tage verwischen sich landsmannschaftliche Eigenthümlichkeiten immer mehr. Wie die große Politik nach der Bildung von Einheitsstaaten strebt, thut es auch halb unbewußt der naive Volksgeist. Dadurch, daß der Raum zusammenschrumpft, daß Eisenbahnen und Telegraphen uns mit unsren entfernteren Landsleuten verbinden, ebnen sich die Verschiedenheiten unserer

großem Werthe. Lützow gewinnt von diesem neuen Standpunkt der Betrachtung so manches, was bisher unbemerkt geblieben war. Was der venetianischen, der lombardischen, der sicilianischen Kunst gemeinsam war, was die einzelnen italienischen Stämme von einander schied — so weit in der Kunst diese Verschiedenheiten einen Ausdruck gefunden — wird



Fresco der Incoronata von Correggio. — Bibliothek zu Parma.
Aus: Lützow. Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. J. Engelhorn. Stuttgart.

auf's Schärfste von ihm fixirt. Es macht Freude, von einem neuen Sehpunkt einen Blick auf Dinge zu werfen, die man bisher von einer ganz anderen Seite zu sehen gewohnt war — denn gesehen muß man sie schon einmal haben, um Lützow's Darstellungen folgen zu können. Die „Kunstschätze Italiens“ sind kein Buch für Neulinge. Wem die italienische Kunst ganz fremd ist, der wird nicht mit solchem Vergnügen in dem Buche lesen, wie der, der sich schon ein wenig darin umgethan hat. Für diesen aber bietet

das Buch reichlichen Gewinn. Denn es legt besonderen Werth gerade auf das weniger Bekannte, und das sowohl im Text wie in den bildlichen Darstellungen.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Illustrationen ein nothwendiger Bestandtheil des Werkes seien, in dem offenbar nichts lediglich des Schmuckes wegen ist: denn es werden, wie schon gesagt, mit Vorliebe solche Dinge zur Darstellung gebracht, die man in anderen Werken wenig findet. Ueber die Ausführung selbst könnten wir das Urtheil wiederholen, das vor Jahren in dieser Zeitschrift gefällt worden ist: es sind nicht zusammengelesene Illustrationen, sondern einer jeden sieht man an, daß sie eigens für dieses Werk hergestellt ist, und jede fügt sich passend in den Rahmen. Zeichner wie Holzschneider haben hier miteinander gewetteifert und das Beste geleistet. Ganz eigenthümlich machen sich einige Stadtbilder nach Gemälden von Francesco Guardis, einem Schüler von Canaletto, der die Welt in dessen sonniger, offenäugiger Weise auffaßt. Die Hauptzierde des Werkes besteht indeß in den Radirungen. Fast sämmtliche deutsche Meister dieser edlen Kunst sind, wie aus dem Titel hervorgeht, zur Mitwirkung herangezogen worden. Die vornehme Kunst der Radirung hat bei uns darum weniger Verbreitung, weil sie ein größeres Opfer an Geld nothwendig macht — und Bücher kaufen ist unsere Sache nicht! Wenn aber eine Anzahl von einem halben Hundert Radirungen und darüber in so prächtiger Zusammenstellung und zu so billigem Preise geboten werden wie hier, dürfte man annehmen, daß sich für das Werk auch ein noch größeres Publikum finden werde, als sich bereits dafür gefunden hat. Erwähnen wollen wir noch die geschmackvolle bunte Wiedergabe von Röthelzeichnungen.

Die Illustrationsproben, die wir unseren Lesern vorführen können, geben nur eine schwache Vorstellung von dem, was das Werk bietet, denn wir sind an das Format und an die Druckerpresse gebunden. A. V.



Thürklopfer von einem Palast in der Via S. Clemente zu Brescia.
Aus: Lützow. Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. J. Engelhorn. Stuttgart



Bibliographische Notizen.

Erdprofil der Zone von 31° bis 65° nördlicher Breite im Maßverhältniß 1 : 1 Million. Von Ferdinand Lingg. München, K. B. priv. Kunstanstalt von Piloty u. Loehle.

Wie oft ist nicht schon über die Wichtigkeit von Anschauungsmitteln für das Verständniß naturhistorischer, also auch geographischer Verhältnisse geredet und geschrieben worden! Sollte man wohl glauben, daß trotzdem bisher noch nichts Ordentliches geschehen war, Mittel zu schaffen, welche uns befähigten, richtige Vorstellungen über die Gestaltungsverhältnisse unserer Erde auch in vertikaler Erstreckung zu gewinnen? Freilich sind ja Relief-Globen mit fabelhaft übertrieben hohen Bergen schon längst in Gebrauch, aber sie geben eine durchaus falsche Vorstellung, erzielen also nicht den beabsichtigten, sondern den von diesem entgegengesetzten Erfolg. Solche „Anschauungsmittel" sollten daher gänzlich gemieden werden. Diese Forderung ist wohlbedacht, wenn sie auch zunächst etwas zu weitgehend erscheinen dürfte. Es ist nämlich keineswegs ganz leicht, sich einen richtigen Begriff über die wahren Verhältnisse unserer Erde zu machen, wie dem Referenten am deutlichsten das aufrichtige Erstaunen erfahrener Geologen bewies, denen er das vorliegende Profil zeigte. Die für die bildliche Darstellung desselben zu Grunde gelegten Messungen und Berechnungen hat ja jeder gewiegte Geologe und Geograph im Kopf; aber diese allein genügen eben nicht, unsere Vorstellungen zu berichtigen.

Das mit äußerster Sorgfalt bearbeitete Profil erstreckt sich von Nord-Afrika über Tripolis, den Aetna und Vesuv, dann weiter — das adriatische Meer durchschneidend — über Salzburg, Karlsbad, Berlin, Kopenhagen, Christiania nach Drontheim und noch ein Stück über diese norwegische Stadt hinaus bis in den nördlichen atlantischen Ocean, so daß der Schnitt im Ganzen einem Meridian parallel geht. Die in der Profillinie liegenden Meere sind in tiefblauer Farbe und die Höhen, sowie das Land überhaupt durch einfache Schraffur angedeutet. Alle graphisch darstellbaren meteorologischen, geographischen und geologischen Verhältnisse finden sich eingetragen, und ferner wurden — um nicht zu verwirren in einfachen Conturen — alle bemerkenswertheren in der gleichen Breitenzone liegenden Höhen und Meerestiefen anderer Meridiane in das Profil hineinprojicirt. Es ist somit eine unmittelbare Vergleichung der relativen Größen möglich. Das ganze Profil hat eine Länge von 375 und eine Höhe von 51 cm; ein Millimeter desselben entspricht einem Kilometer. hp.

Die Heilung der durch Morphiumgenuß verursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Von Constantin Schmidt. Berlin und Neuwied, Louis Heuser.

Wir haben über die Popularisirung medicinischer Kenntnisse unsere eigenen Ansichten; jedenfalls aber sollte sie auf Förderung der Gesundheitspflege im Wesentlichen beschränkt bleiben. Arbeiten, die sich mit der Pathologie und Therapie einzelner Krankheiten befassen, gehören deshalb durchaus nicht vor das große Publikum, sondern nur vor das Forum der Sachverständigen. Insofern die obige Schrift sich an den größeren Kreis wendet, halten wir sie für verfehlt, für den engeren konnte sie kürzer gefaßt sein. Im Uebrigen muß zugestanden werden, daß der Standpunkt des Verfassers, die Morphium-Entwöhnung nicht plötzlich, sondern allmählich vorzunehmen, neuerdings auch in der fachmännischen Discussion eine größere Zustimmung findet. Dem Laien gegenüber reicht es aus, auf den Fluch selbständiger Morphium-Verwendung hinzuweisen und die Ungesetzlichkeit und Strafbarkeit der Verabfolgung des Medikaments ohne ärztliche Vorschrift zu betonen. jl.

Die Diätetik des Geistes. Von Friedr. Scholz. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer.

Wie lange mag es noch dauern, bis ein Werk solchen Titel mit vollem Recht führen kann? Wie lange, ehe die naturwissenschaftliche Erforschung des Gehirns und der Sinnesorgane und die pädagogische

Beobachtung der Geistesentwickelung eine solche Vollendung erreicht haben werden, daß eine richtige Diätetik für alle Geister und für jeden besonders wird bestimmt werden können? Da ein solches Unternehmen bei dem heutigen Stande der Wissenschaft völlig verfrüht ist, verspricht der Titel obigen Werkchens zu viel, und in der That beschäftigt sich dasselbe nur in seinen letzten Capiteln mit der eigentlichen „Gesundheitspflege" des Geistes, und im Wesentlichen vielmehr mit einer culturgeschichtlichen Uebersicht der Geistesentwickelung und ihrer Schäden. Ist die Darstellung auch etwas schleppend, so bleibt das Gebotene doch immer interessant. Der Kenner stößt auf allerlei originelle Anschauungen, die zwar nicht durchweg acceptirt werden dürften. Es sei nur auf die vom Verfasser urgirte „nahe Beziehung des Geruchssinns zu Erinnerungsbildern" hingewiesen, die — wenn überhaupt vorhanden — gewiß nicht auf die größere Nähe der Geruchsnerven zu den Vorderhirnganglien zurückzuführen ist. Aerzten und Schulmännern sei das Werkchen empfohlen.

jl.

Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Seit dem Erscheinen der verdienstvollen Arbeit Levin Schückings über Annette von Droste ist gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, bis ein neuer Autor sich der Aufgabe unterzog, das Leben und Wirken der Dichterin in umfangreicher und eingehender Weise zur Darstellung zu bringen. Levin Schücking war viele Jahre hindurch ein treuer Freund und Verehrer der Dichterin und seine persönlichen Beziehungen zu ihr befähigten ihn ganz besonders, uns Aufschlüsse über das Wesen und Schaffen eines der interessantesten und zugleich räthselhaftesten Charaktere unserer Literatur zu geben. Sein Buch ist aber gerade deshalb mehr ein Memoirenwerk geworden, das hauptsächlich die Beziehungen des Verfassers zu Annette im Auge hatte, als eine objective Schilderung des poetischen Entwickelungsganges der Dichterin. Dem jüngeren Biographen, Hermann Hüffer, haben die ausgedehntesten Brief- und Tagebuchmaterialien, sowie der gesammte Nachlaß der Dichterin zur Verfügung gestanden, sodaß er im Stande war, ein ungleich klareres und anschaulicheres Lebens- und Charakterbild von ihr zu entwerfen.

Wir finden, daß Annette in verhältnißmäßig jungen Jahren mit kleineren religiösen Dichtungen beginnt und in ihnen frühzeitig zu hoher Meisterschaft gelangt, um dann nach langjähriger Pause zu größeren profanen Dichtungen überzugehen Sie hat bereits ihr vierzigstes Lebensjahr überschritten, als sie ihre erste Gedichtsammlung zum Druck befördert. Dem großen Publikum bleibt sie aber so gut wie unbekannt und auch ihre nächsten Freunde und Verwandten haben, fast ohne Ausnahme, für diesen Schritt in die Oeffentlichkeit nur ein bedenkliches und mitleidiges Kopfschütteln. Annette, auf's tiefste entmuthigt über diese Aufnahme ihrer poetischen Erstlinge, stellt die Production eine Zeit lang gänzlich ein, um bald darauf jedoch, in wenigen Jahren, mit beispielloser Fruchtbarkeit die reifsten und schönsten Früchte ihrer Muse hervorzubringen.

„Nur als ich, entmuthigt ganz
Gedanken flattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz."

So singt sie selbst.

Auf die Dichtungen Annettens, die zu den unvergänglichen Schätzen unserer Literatur gehören, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sie sind auch in dieser Zeitschrift schon ausführlich gewürdigt und besprochen worden. (Juniheft 1885.) Sie verlangen ein liebevolles Studium, um sie in ihrer ganzen Originalität zu erfassen. Das vorliegende Buch aber ist durchaus geeignet, dem nicht immer leichten Verständniß der Dichterin und ihrer poetischen Absichten vorzuarbeiten und zugleich den innigsten Antheil zu erwecken an ihrer eigenen großen und edlen Persönlichkeit.

kj.

Der Komödianten-Roman von Scarron. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Saar. Drei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Für die französische Cultur- und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts spielt Paul Scarrons „Roman comique" eine ähnliche Rolle wie etwa der „Simplicissimus" für die unsrige in eben jener Zeit. Obgleich dies längst bekannt war und neuerdings von Ferdinand Lotheißen wieder betont wurde, blieb das Werk nur einem kleinen Kreise von Forschern vertraut, die sich an Fournels commentirte

Ausgabe (Paris, 1857) hielten. Es ist daher ein großes Verdienst Saars, daß er durch seine, sagen wir sofort, klassische Uebersetzung dem Roman einen neuen weiteren Leserkreis verschafft hat, denn er hat Recht mit seiner Bemerkung (Einleit. S. 7): „Scarrons Buch ist ein Quellenwerk für die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts geworden, für die Theatergeschichte speciell, ein Buch von unschätzbarer Bedeutung," und wie wenig man davon wußte, beweist wohl am meisten der Umstand, daß selbst in Gelehrten-Kreisen der Titel des Werkes nicht immer angemessen übersetzt wurde. Saars Aufgabe war eine sehr schwierige, weil es neben einer dem Stil des Originals angepaßten Uebertragung vor Allem auf eine Deutung der zahlreichen literarischen und theatergeschichtlichen Anspielungen ankam, die freilich den Reiz des Buches erhöhen, aber das Verständniß desselben erschwerten. Wie gut ihm das erstere, die Wiedergabe der schriftstellerischen Eigenart Scarrons, gelungen ist, beweist ein Vergleich der ersten beiden Theile mit dem nicht von Scarron herrührenden dritten, dessen schriftstellerische Mängel, besonders eine nichtssagende Weitschweifigkeit, auch im deutschen Texte empfunden wurden. Für die schwierigere Aufgabe der Erklärung hat Saar einen Vorzug vor den Philologen voraus: die praktische Bühnenerfahrung; er ist als Fachmann hier auf seinem eigentlichen Gebiet. Zugleich hat er mit großem Fleiße die bändereichen, schwer zugänglichen Werke über altfranzösisches Theaterwesen unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen von Chardon ausgenutzt. Die Einleitung der Uebersetzung ist so zu einem selbständigen kritischen Versuch über Scarron und seine Zeit geworden, ohne die engen Grenzen einer Vorrede zu überschreiten; die am Schluß des dritten Bandes beigegebenen Anmerkungen bilden besondere kleine Abhandlungen, die die werthvollsten Bemerkungen über die französischen Bühnendichtungen und besonders deren „mise en scène" erschöpfen, so daß sie im Verlauf des Werkes immer spärlicher verwandt werden können. Saar behauptet nicht zu viel, wenn er (I, 22) sagt: „Zusammengenommen bieten diese Randglossen dem Leser eine Uebersicht der Entwickelung des französischen Theaterwesens von dessen ersten Anfängen bis in's 18. und 19. Jahrhundert." Versichern wir schließlich noch dem Nichtkenner, daß Scarrons Roman an und für sich durch den darin hervortretenden derben Humor eine höchst ergötzliche Lectüre ist, so ist wohl zu erwarten, daß ein zahlreicher Leserkreis den treuen Fleiß des Uebersetzers belohnen wird. fr.

Aus deutschem Süden. Schilderungen aus Meran von Anton Edlinger. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Toni Grubhofer. Meran, Verlag von S. Pötzelberger (F. W. Ellmenreich).

Ein Prachtwerk ersten Ranges wird hier allen Denen geboten, die den berühmten Curort Tirols aus eigener Anschauung kennen, und sie werden gewiß dem Herausgeber dafür dankbar sein. Bei der hohen Bedeutung, die Meran gegenwärtig hat, ist eine ausführliche Schilderung des Ortes und seiner wunderherrlichen Umgebung mit genauer Angabe der einzuschlagenden Wege außerordentlich zeitgemäß; aber Edlingers Darstellung erhebt sich weit über den gewöhnlichen Bädeker-Ton, sie umfaßt alles Wissenswerthe über die ganze Landschaft, von den ältesten geschichtlichen Daten anhebend bis auf das moderne Gesellschaftstreiben zur Zeit der „haute saison". Dabei ist er zwar ein warmer Bewunderer der Schönheiten Merans, aber kein blinder Lobhudler; im Gegentheil, mit feinem Spotte sind die Mängel und Schattenseiten mancher dortigen Einrichtung ausdrücklich hervorgehoben. Toni Grubhofer hat mit künstlerischem Blick die merkwürdigsten Punkte skizzirt, namentlich die zahlreichen Burgen und Schlösser des Vinstgaues, bald mit wenigen Strichen, bald als ausgeführte Landschaftsbilder im Rahmen der großartigen Alpennatur. Die technische Herstellung der Holzschnitte ist vorzüglich, ebenso der klare Antiquadruck und das schwere gelbgetönte Papier; rechnen wir dazu noch den kostbaren Einband von weißer Leinwand mit reichem Roth- und Golddruck — auf der Außenseite prangt das Meraner Stadtwappen: der wachsende rothe Adler im weißen Felde mit gold-blauer Umrahmung — so ist das Werk als Zierde des Salons genügend charakterisirt. fr.

Düsseldorfer Musikantengeschichten vom Jahre des Heils 966 bis auf den heutigen Tag. Festgabe zum Niederrheinischen Musikfeste 1887 von Johanna Baltz. Düsseldorf, Felix Bagel.

Gegenüber dem gewöhnlich rein ört-

lichen Interesse und ziemlich dürftigen Inhalt, welchen derartige Gelegenheitsschriften zu haben pflegen, haben wir es hier mit einer echt poetischen Gabe zu thun, die man im Sinne der Verfasserin wohl als einen künstlerisch fein zusammengestellten Blumenstrauß bezeichnen darf. Die kleinen Skizzen, die bisher ganz unbekannte Vorgänge aus dem reichen Leben der musikalischen Kunst in Düsseldorf bieten, sind durchweg allerliebste Novellen, die bald durch launigen Humor, noch häufiger durch ihren ernsten Stoff fesseln. Wahrhaft ergreifend ist die Geschichte von den unglücklich Liebenden, der Prinzessin Amalia von Berg und des Componisten Andrea Gabrieli (S. 33 ff.). Aber auch die Sage vom „Pfeiferkönig", vom „Spielkässer" und andere sind sehr anmuthig. Werthvoll ist die Mittheilung über das erste Düsseldorfer Musikfest, die die Verfasserin noch aus dem Munde Ferdinand Hillers vernahm. Die beigegebenen Anmerkungen legen ein rühmliches Zeugniß für die sorgfältige Arbeit von Johanna Baltz ab, wodurch sie sich vortheilhaft von anderen Schriftstellerinnen unterscheidet, und bieten dem Forscher manchen wünschenswerthen Anhaltspunkt. Die Ausstattung und der Druck des Büchleins ist seinem Zwecke angemessen, d. h. vornehm.

fr.

Comteß Clémence. Novelle von Konrad Telman. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Comteß Clémence ist eine anmuthige Liebesgeschichte, welche sich an einem der lieblichsten Orte des Schwarzwaldes abspielt, dessen landschaftliche Schönheiten der Verfasser mit warm empfundener Begeisterung schildert. Die Menschen, die wir kennen lernen, sind so ungemein liebenswürdig, daß wir sofort Theilnahme für ihr Geschick empfinden, und was Telman an eigenen Anschauungen und Reflexionen einflicht, zeugt von einer so hochstehenden und idealen Lebensanschauung, daß wir dem Buche einige recht genußreiche Stunden verdanken.

mz.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Von Robert Hamerling. Mit einer Original-Titelzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin. Hamburg, J. F. Richter.

Die vorliegende geschmackvolle Octavausgabe wird der reizenden Schöpfung unseres ersten erotischen Dichters sicherlich neue Freunde gewinnen, zeigt sich doch gerade in „Amor und Psyche" die tiefe Gluth der Leidenschaft, die den „Ahasver" Vielen abschreckend erscheinen läßt, zur zartesten, duftigsten Liebespoesie abgeklärt, so daß das sinnliche Element dem Leser gar nicht zum Bewußtsein kommt. Die fünffüßigen Trochäen klingen beim Vorlesen melodisch im Ohre, nur bei zufälligem Zusammentreffen lauter zweisilbiger Wörter werden sie klapprig, wie einige, wenn auch verhältnißmäßig wenige, Verse deutlich zeigen. Den Druckfehler auf S. 11: „Störrig meinen Dienste sich entzogen hat sie" sähen wir gern gebessert. fr.

Die blaue Grotte von Busi von M. A. Becker. Wien, Eduard Hölzel.

Auf der Insel Busi, einer der kleinsten unter den dalmatischen Inseln, südwestlich von Lissa gelegen, entdeckte der Baron Ransonnet im Jahre 1884 eine wunderbar schöne blaue Grotte, welche eine Rivalin der bekannten Grotte auf Capri zu werden bestimmt ist. Der Bericht, welchen Becker nach einem Besuch der Insel in der Wiener Geographischen Gesellschaft erstattet hat, ist zuerst in den Mittheilungen der Gesellschaft und alsdann in einem Separatabdruck erschienen: er umfaßt nur neun Seiten, ist aber sehr eingehend und enthält über die Insel und die Grotte alles Wissenswerthe. vj.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Asboth, Joh. von, Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien. Zweite Abtheilung. Wien, Alfred Hölder.

Bähr, Dr. O., Die Prozess-Enquete des Prof. Dr. Wach. Kassel, Karl Gosewisch.

Bahr, Hermann, Henrik Ibsen. Sonderabdruck aus dem 8. und 9. (August-September-) Heft der „Deutschen Warte". Wien, Engelbert Pernerstorfer.

Balzac, Honoré de, La cousine Bette. Dix compositions par G. Caïn. Gravée à l'eau-forte par Gaujean et Géry-Bichard. Collection Calmann Lévy. Paris, Maison Quantin.

Beck, Friedrich, Ernste Weisen. Ein Bändchen Lyrik. Wien, Carl Konegen.

Binzer, Ina von (Ulla von Eck), Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien. Berlin, Rich. Ecksteins Nachfolger.

Bode, Wilhelm, Italienische Bildhauer der Renaissance. Studien zur Geschichte der

italienischen Plastik und Malerei auf Grund der Bildwerke und Gemälde in den Königlichen Museen zu Berlin. Mit 43 Abbildungen. Berlin, W. Spemann.

Böhlau, Helene, Reines Herzens schuldig. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Rathsmädelgeschichten. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Herzenswahn. Roman. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Bölsche, Wilhelm, Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung. Erste selbstständige Abtheilung. Leipzig, Hermann Dürselen.

Boetticher, Adolf. Die Akropolis von Athen. Nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen. Mit 142 Textfiguren und 36 Tafeln. Berlin, Julius Springer.

Bonnetain, Paul. L'extrême Orient. Ouvrage illustré de nombreux dessins d'aprés nature et accompagné de trois cartes, dressées d'après les documents les plus récents. Paris, Maison Quantin.

Bruno, C. G., Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Conrad, Hermann, William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter. Berlin, G. Reimer.

Dietsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Eerste jaargang, No. I. November 1887. 'sGravenhage, W. Gremer.

Donnadieu, Frédéric, Les précurseurs des Félibres. 1800–1855. Illustrations de Paul Mauron. Paris, Maison Quantin.

Ebers, Georg, Elifên. Ein Wüstentraum. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Ehrlich, Heinrich, Aus allen Tonarten. Studien über Musik. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Esperanto, Internationale Sprache. Vorrede und vollständiges Lehrbuch. Warschau, Gebethner und Wolff.

Feiertag, Andr., Blätter eines Waldkirschbaumes. Erzählungen. Wien, Carl Konegen.

Festenberg-Packisch, Herm. v., Hie Brandenburg! oder Aus der Jugendzeit des grossen Kurfürsten. Ein Gedenkblatt an den 9. Mai 1688, den Todestag des grossen Kurfürsten, in dramatische Form gekleidet. Breslau, Max Woywod.

Feuillet, Octave, Le roman d'un jeune homme pauvre. Dessin de Mouchot, gravés par Méaulle. Paris, Maison Quantin.

Freudenthal, August, Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, C. Schünemann.

Frimmel, Theodor, Neue Beethoveniana. Mit drei Heliogravuren und drei Phototypien. Wien, Carl Gerods Sohn.

Geschichte der Deutschen Kunst. Lieferung 18. 19. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Grasberger, Hans, Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Graul, Richard, Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte. Schulausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen. Leipzig, E. A. Seemann.

— Einführung in die Kunstgeschichte. Textbuch zur Schulausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen. Leipzig, E. A. Seemann.

Haberlandt, Michael. Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Häbler, C. G., Lieder der Huldigung. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hanstein, Marie, Die Alfinge. Altdeutsches cultur-historisches Zeitbild. 1. Band. Eisenach, J. Bacmeister.

Heinrich Heines Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Heyse, Paul, Villa Falconieri und andere Novellen. (Villa Falconieri. Doris Sengeberg. Emerenz. Die Märtyrerin der Phantasie. Neunzehnte Sammlung der Novellen. Berlin Wilhelm Herz (Bessersche Buchandlung).

Kalender für Hunde-, Kaninchen-, Geflügel- und Singvögel-Liebhaber und Züchter auf das Jahr 1888. Redigirt und herausgegeben von Iwan Bungartz. I. Jahrg. Augsburg, Gebr. Reichel.

Kapff-Essenther, F. v., Blumengeschichten. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Karpeles, G., Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Berlin, F. & P. Lehmann.

Kerner, Anton, von Marilaun. Pflanzenleben. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 553 Abbildungen im Text und 20 Aquarelltafeln von E. Heyn, H. v. Königsbrunn, E. v. Ransonnet, J. Seelos, Teuchmann, O. Winkler u. a. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Knauer, V., Die Lieder des Anakreon in sinngetreuer Nachdichtung. Wien, Carl Konegen.

Kruse, Heinrich, Fastnachtsspiele. Leipzig, S. Hirzel.

Kunsthistorische Bilderbogen. Drittes Supplement Siebente und achte Lieferung. 18 Tafeln mit Holzschnitten und zwei Farbendrucken. Leipzig, F. A. Seemann.

— Handausgabe. IV. Abtheilung: Neuzeit B. Die Kunst diesseits der Alpen bis zum 18. Jahrhundert. Italienische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. 50 Tafeln mit Holzschnitten. Leipzig, E. A. Seemann.

Kupferschmid, Dr. Adalbert, Linguistisch-culturhistorische Skizzen und Bilder aus der deutschen Steiermark. Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.

Lange, Fr. Albr., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Wohlfeile Ausgabe, Zweites Tausend. Besorgt und mit biogr. Vorwort versehen von Hermann Cohen. Iserlohn und Leipzig, J. Baedeker.

Länderkunde des Erdtheils Europa, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lfrg. 31–45. Leipzig & Prag, G. Freytag und F. Tempsky.

Lessing. K. G., Die Maitresse. Lustspiel. Heilbronn, Geb. Henninger.

Lie, Jonas, Die Töchter des Commandeurs. (Engelhorns allgem. Romanbibliothek. IV. Jahrg. Band 8). Stuttgart, J. Engelhorn.

Lingg, Ferdinand, Erdprofil der Zone von 31⁰ bis 65⁰ n. Br. Im Maassverhältniss 1: 1 Million. München, K. B. priv. Kunstanstalt von Piloty & Loehle.

Lippert, Julius, Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Zwei Bände. 2. Band. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Loti, Pierre, Islandfischer. Uebers. von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauss.

Mackenzie, Morell, Singen und Sprechen. Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane. Durch ein Vorwort des Verfassers eingeleitete deutsche Ausgabe von J. Michael. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss.

Meyer, Conrad Ferdinand, Die Versuchung des Pescara. Novelle. Leipzig, H. Haessel.

Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit ge-

graphischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Neunter Band. Irideen-Königsgrün. Mit 29 Illustrationsbeilagen und 163 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Monceau, Mme. Julie de, Petites bonnes gens. Illustrations par Adrien Marie. Paris, Maison Quantin.

Mühry, G., Gedankenlese aus Shakespeares dramatischen Werken nach der deutschen Uebersetzung von A. W. v. Schlegel und Ludwig Tieck. Ausgewählt und systematisch geordnet. Hameln, Th. Fuendeling.

Oedheim, Heinrich von, Ein Strauss französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Parnasse de la jeune Belgique. Paris, Léon Varnier.

Parzival. Das Lied vom Parzival und vom Gral. Nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann. Mit drei Facsimiles der St. Galler Handschrift, sechs Lichtdruckbildern und siebenundsechzig Illustrationen im Text von Th. Hoffmann, E. v. Wörndle u. A. Stuttgart, Paul Neff.

Ploss, H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach d. Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. med. Max Bartels. Zehnte (Schluss-) Lieferung. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Plümpser, Theophilus, Der Schnellcomponist. Untrügliche Anleitung für Jedermann, in kurzer Zeit ein bedeutender Componist zu werden. Zweite Auflage. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Preuschen, Hermine von, Gedichte. Berlin, F. & P. Lehmann.

Ramann, L., Franz Liszt. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Jahre 1841 bis 1847.

Rechenberg, C. Freiherr von. Hausherr und Hausfrau. Lieferung 1. Kassel, Th. Fischer.

Reissmann, Aug., Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke. Mit Portrait. Leipzig, Breitkopf u. Haertel.

Renz, Paul, Skatbuch in Versen. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlagsconto.

Richter, Hermann, Gottfried von Hohenhoewen. Ein Ritterleben in Liedern. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlagsconto.

Richter, Dr. W., Die Spiele der Griechen und Römer. Mit Illustrationen. Leipzig, E. A. Seemann.

Roberts, Alexander Baron von, Götzendienst. Eine Roman-Reihe. 1. Um den Namen. Roman. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Rosenberg, Ad., Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. 10.—12 Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann.

Saar, Ferdinand von, Gedichte. Zweite, durchgesehen und vermehrte Auflage. Heidelberg, Georg Weiss.

Sellis, Joh. G. Ueber hypnotische Suggestionen, deren Wesen, deren klinische und strafrechtliche Bedeutung. Berlin und Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser).

— Der thierische Magnetismus (Hypnotismus) und seine Genese. Ein Beitrag zur Aufklärung und eine Mahnung an die Sanitätsbehörden. Leipzig, Ernst Günther.

Schack, Graf Friedrich Adolf von, Gedichte. Sechste vermehrte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schönbach, E. Anton, Ueber Lesen und Bildung. Graz, Leuschner & Lubensky.

Schwebel Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Zweite Lieferung. Berlin. Brachvogel & Ranft.

Schwizer-Dütsch. Aus dem Kanton Aargau. Zweites Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füssli & Co.

Shelley, Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Acten. Deutsch in den Versmaassen des Originals von H. Richter. Stuttgart, Max Waag.

Steinbach, Josef, Eigenes und Fremdes. Lyrische und epische Dichtungen. Wien, M. Breitenstein.

Steiner, P., Zwei Weltsprachsysteme: Der Volapük — Die Pasilingua. Neuwied, Heusers Verlag.

Stille Stunden. Aphorismen aus Richard Rothes handschriftlichem Nachlass. Zweite, durch eine „Neue Folge" vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius.

Sturm, Julius, Palme und Krone. Lieder zur Erbauung. Bremen, M. Heinsius.

Trojan, J., Von Strand und Heide und andere Skizzen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Von Drinnen und Draussen. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Vallery-Radot, R., Le voyage de Mlle. Rosalie. Illustrations par Adrien Marie. Paris, Maison Quantin.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV. No. 9. Berlin, Dietrich Reimer.

Villamaria, Verscholl'ne Mär. Ein Novellencyclus von König Artus Tafelrunde. Berlin, A. Haack.

Villinger, H., Aus meiner Heimat. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Volz, Berth., Die Anfänge des Christenthums im Rahmen ihrer Zeit. Leipzig, Otto Spamer.

Wasielewski, W. J. v. Ludwig van Beethoven. Mit einem Portrait in Stahlstich. 2 Bände. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Westermanns illustrirte deutsche Monats-Hefte. 32. Jahrg. December 1887. Braunschweig, George Westermann.

Wickenburg, Albrecht Graf, Gedichte. Zweite veränderte Auflage. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Winter, Georg, Unbeflügelte Worte, zugleich Ergänzungen zu Büchmann, von Loeper, Strehlke etc. Augsburg, Adelbert Votsch.

Wolzogen, Ernst von, Bassilla. Ein thüringischer Roman. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Zelse, Heinrich, Kleine Bilder aus dem Naturleben. Mit einem Vorwort von S. Wörishöffer. Mit 31 Abbildungen und einem Titelbild. Altona, A. C. Reher.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausg. von D. A. von Danckelmann. 25. Band, fünftes Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Zobeltitz, Fedor von, Das Nessusgewand. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

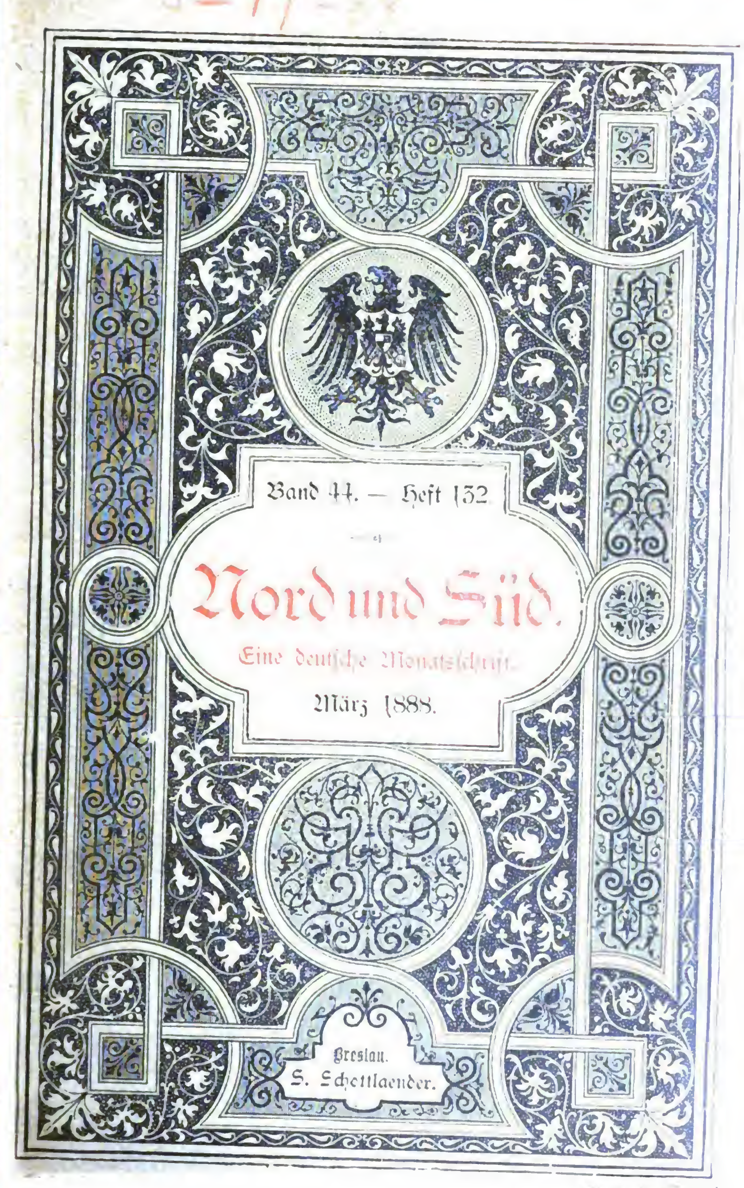
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

3 — 17 —


Band 44. — Heft 132.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
März 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

März 1888.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait von Franz von Lenbach.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



An unsere Abonnenten!

ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLIV (Januar bis März 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)



F. Lenbach.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIV. Band. — März 1888. — Heft 132.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Lenbach.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Die rothe Tasche.

Von

Carl Hecker.

— Ludwigsburg. —

„Damals gab es noch keine Casinos" — —

„Hu!" machen einige junge Lieutenants bei der Erwähnung jener schrecklichen Zeit, die sie glücklicherweise nicht miterlebt hatten.

„Ja wohl," fuhr der alte Hauptmann Horn fort, indem er sich, unwirsch ob der Unterbrechung, mit der flachen Hand über den schon ergrauenden Bart strich und den Spöttern einen grimmigen Blick zuwarf. „Ja wohl und auch noch keine so hohen Rockkrägen, so engen Beinkleider und so spitzen Schnabelschuhe, wie Sie tragen, meine Herren."

Ohorufe und Gelächter unterbrachen ihn auf's Neue.

„Aber etwas mehr Poesie," vollendete der gereizte Hauptmann den Satz, „etwas weniger Geld, aber mehr urwüchsige Lebensfreude, weniger Blasirtheit und mehr Respect vor dem Alter."

Hier wurden Gelächter und Zwischenrufe so stark, daß man nichts mehr verstehen konnte.

„Nun so gebt doch einmal Frieden, Ihr Dächse!" brach sich endlich die Stimme eines älteren Premiers Bahn durch den Lärm. „Wie kann man Euch denn sonst eine Geschichte erzählen?"

„Ruhe!" donnerte ein Anderer. „Es ist nicht mehr als billig, daß die jungen Seekrebse schweigen, wenn ein alter Hummer seine Geschichte erzählt."

„Zu Befehl!" klang's nun von allen Seiten.

„Das Donnerwetter auch!" brauste der Hauptmann auf, dem dieser

Vergleich aus dem Reich des Neptun nicht recht zu behagen schien. „Wenn Sie mich nicht anhören wollen — —“ und er machte Miene, sich zu erheben.

Aber ein halbes Dutzend zierlicher Kinderhände drückte ihn sanft auf den Stuhl zurück.

„Nein doch, wir wollen Sie hören. Bitte, bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch!“ flehte die doppelte Anzahl sanft verschleierter Lieutenantsstimmen und nun ward's in der That auch ganz still.

Man feierte im Casino den Jahrestag irgend einer großen, siegreichen Schlacht; das Mahl hatte sich von Mittag bis gegen Abend ausgedehnt, dann war man eine Zeit lang herumgestanden, hatte dem altersschwachen Pianino aus Champagnerkelchen vergebens neue Lebenskraft einzuflößen gesucht, getanzt und gesungen.

Der Commandeur und die hohen Gäste hatten sich längst entfernt, die ärgsten Schreihälse waren zu Bett gebracht, die Ordonnanzen lasen im Speisesaal das zerbrochene Geschirr zusammen und der noch nüchterne oder wieder ernüchterte Theil der Gesellschaft hatte sich in die altdeutsche Stube zurückgezogen, einen behaglichen Raum mit Butzenscheiben, Kachelofen und holzgetäfelter Wand, welcher ein mit alten Kannen und Krügen bestelltes Gesims entlang lief. Tische, Bänke und Stühle von solidem Eichenholz hatten schon manchem Sturm getrotzt.

Hauptmann Horn dachte seit geraumer Zeit an's Nachhausegehen, er wußte, daß dort eine liebende, von seinem Ausbleiben wenig erbaute Gattin seiner harrte.

So lange die hohen Herren dablieben, mußte er wohl oder übel ausharren; da aber diese aufbrachen, dachte er sich ihnen anzuschließen. Die jüngeren Kameraden baten ihn, doch noch zu bleiben, und in der That hätte es auch ein bischen gar zu devot ausgesehen, so im Gefolge der Höchsten das Feld zu räumen. Er war kein Streber und kein Augendiener. Um auch den Schein eines solchen zu vermeiden, blieb er.

Zu besserer Gewissensberuhigung sah er von Zeit zu Zeit nach der Uhr und erhob sich vom Stuhl, um sich gleich wieder niederzusetzen.

Zweimal schon war sein Knäblein, ein hübscher aufgeweckter Junge von sechs Jahren, dagewesen, nach Papa zu sehen. Mit Stolz präsentirte ihn der Alte als künftigen Regimentskameraden. Man fütterte den Kleinen mit allerlei Naschwerk, ließ ihn von dem süßen Wein nippen, ein paar Züge aus einer Cigarre thun und schickte ihn, die Taschen mit Bonbons vollgepfropft, wieder heim zur Mama, deren geheimen Auftrag er über all' den beseligenden Erlebnissen vergessen hatte.

Nun blickte der Alte in immer kürzeren Pausen nach der Uhr und als er zuletzt darauf geblickt hatte, merkte er, daß durch's Heimgehen nichts mehr zu verbessern und durch's Dableiben nichts mehr zu verschlimmern sei. So fügte er sich in's Unabänderliche und blieb, und jetzt, nachdem die letzten Skrupel überwunden waren, fühlte er sich erst recht wohl.

Es war, wie's ihm beim Wein meistens zu gehen pflegte, erst eine wehmüthige Stimmung über ihn gekommen, er hatte sich seiner Jugend erinnert. Da die Jugend rings um ihn eine Menge mehr oder weniger toller Geschichten auskramte, so wollte er auch aus der seinigen ein Stückchen zum Besten geben, aus einer Zeit, da die, welche jetzt so stolz mit ihren Heldenthaten prahlten, fast noch in der Windel gelegen. Gesprächigkeit war in solchem Fall stets das nächste Stadium, das bei ihm auf die Wehmuth folgte. Aber er wußte noch nicht recht, wie und was.

Das Letzte war eine Gespenstergeschichte gewesen.

„Ja Lebezan," rief einer scherzend dem Kameraden zu, „nimm Dich nur in Acht, auf Deiner Bude hat sich auch schon einer in's Jenseits befördert, aus unglücklicher Liebe sagen die Einen, aus Ueberfluß an Gläubigern die Andern."

„Was! Das ist das erste Wort, das ich höre. Das hat mir mein Hauswirth wohlweislich verschwiegen. Wer war's denn? Kennst Du die Geschichte?"

„Einer vom Regiment, aber das Nähere weiß ich nicht. 's muß lange her sein."

„Ich kenne die Geschichte," platzte da der Hauptmann heraus, der sein Thema gefunden hatte, „und, wenn's Ihnen recht ist, will ich sie erzählen."

Darauf großer Applaus, dann die erwähnten Zwischenrufe und dann endlich Todtenstille.

Da saß er, der alte Hauptmann, umgeben von den jüngeren blond- und braungelockten Genossen, denen kaum ein Flaum über der Lippe sproß, er der Graue, Vollbärtige, und mischte den qualmenden Dampf seiner silberbeschlagenen Meerschaumpfeife in den bläulichen Dunst ihrer Cigarren und Cigarrettchen und sah schier aus, wie ein indischer Märchenerzähler oder wie Großpapa in der Kinderstube, als er nun anhub:

„Also Casinos gab es damals noch nicht, daß wir aber deshalb viel theurer gelebt hätten, als jetzt im eigenen Haus, möcht' ich auch nicht behaupten.

Wir speisten im Gasthof zum Kronprinzen, dem alten Rumpelkasten unten an der Ecke, den Ihr ja kennt. War schon damals ein morsches Gerüst. Die Speisen schmeckten vortrefflich, die Weine sauer; man trank sie aber doch und hielt den Kopfschmerz am anderen Morgen so geduldig aus, wie heute. Der Sect aber war prima, echtes, erbfeindliches Gewächs, von Euren heutigen Schmiermarken wußte man damals noch nichts. Wir hatten unser eigenes Zimmer, mit unseren eigenen Porträts. 's war nicht ganz so stilvoll, wie das hier, aber flott und lustig, das kann ich Euch sagen, gings bei unseren Mahlzeiten auch her."

„Gab's denn auch schon Liebesmahle zu jener Zeit?" wagte hier ein blutjunger, schmächtiger Lieutenant, dem das blonde Haupthaar wirr über

die Stirn in das glatte todtblasse Gesicht hing, den Redner zu unterbrechen. Das Bürschchen mochte des Guten wohl etwas zu viel gethan haben, die Zunge versagte ihm den Dienst und die dünnen Kehllaute seiner Frage kamen nicht mehr ganz scharf articulirt zu Gehör.

„Liebesmahle? Nein, den schönen Namen kannten wir noch nicht, aber die Sache kam so ziemlich auf's Gleiche heraus. Dünne Suppen, je weiter vom Höchsten weg, desto dünner, hartes Fleisch, schöne Reden und viel Getränke. Der deutschen Grammatik und den Lieutenantsmägen wurde immer am schlimmsten dabei mitgespielt. Aber trinken, trinken und das Getrunkene vertragen, einen Brand, was man so sagt, ordentlich führen, das konnte die damalige Generation besser, als die heutige."

„Bravo!" riefen einige Stimmen, der blasse Lieutenant drückte sich beschämt in den Hintergrund und der Hauptmann fuhr fort:

„Mit den Wirthsleuten lebten wir so zu sagen en famille. Die Alte war damals noch eine wohlconservirte Wittib, die in ihrer Ehe wenig Glück genossen hatte. Denn ihr Gatte, der einstige Oberkellner des Hauses, ein schöner Mann, wie sie ihm trotz seiner sonstigen Schwächen noch im Tod nachrühmte, hatte seine besten Weine selbst getrunken, bis er schließlich im delirium verschied, gerade da sie anfingen sauer zu werden. Das hatte ihr die Lust am Ehestand gründlich verdorben, aber für schöne Männer behielt sie immer ein faible und nahm auch von Unsereinem gern ein verständliches Compliment entgegen.

Na und die beiden Mädels, das sind heutzutag noch zwei stattliche Personen und doch mögen's fünfzehn bis zwanzig Jahre her sein seit der Zeit, von der ich spreche. Ledig sind sie auch heute noch, das hätte damals kein Mensch geglaubt. So geht's den Wirthstöchtern, die sich von ihren Gästen verwöhnen lassen. Eine Partie aus ihrem Stand war ihnen zu schlecht und zu Offiziersfrauen taugten sie doch auch wieder nicht, obwohl sich mancher so fest dort verbissen hatte, daß man das Schlimmste hoffen konnte.

Die ältere, die Rosalie, besorgte die Wirthschaft, und nicht nur die Dienstboten zitterten vor ihr, sie tyrannisirte das ganze Haus, zugegeben allerdings, daß ohne solch scharfes Regime das alte Gerümpel längst zusammengefallen wäre; denn die Mutter und die jüngere Schwester verstanden wenig vom Geschäft, die waren zu gutmüthig. Vor der Rosalie aber, da hatte Alles Respect. Eine Juno war das Mädel, hoch- und schlankgewachsen, zierlich und doch kräftig gebaut. Die kleinen Kellner wußten's, was für eine Kraft in ihren schmalen Handflächen steckte und wie rasch sich die in Wärme umsetzen ließ. Und ein Paar schwarzer Augen im Kopf, na, die hat sie noch. Etwas Herbes, Gesalzenes war in ihrem Wesen, das war ja bei dem Umtrieb nicht anders möglich und ist seitdem natürlich nicht besser geworden. Es war nicht gut Kirschen mit ihr essen. Ihre Stimme klang scharf und stets

ein bischen heiser, immerhin blieb noch genug des ewig Weiblichen übrig, um einem Mann, wenn's auch kein Lieutenant gewesen wäre, den Kopf zu verdrehen.

Ihre Schwester, die Fanny, war das gerade Gegentheil, blond und zart, auch immer ein bischen leidend. Bei ihr machten die Allerjüngsten ihre Anfangsstudien in der Liebe. Das war ein Schmachten und Seufzen. Man nannte sie ihres bescheidenen Wesens halber das Gretchen.

Während die Rosalie in Küche und Keller hantirte oder am Bureau sitzend aus dicken Büchern lange Rechnungen auszog, eine Arbeit die das ganze Jahr durch nicht aufhörte und fast so fruchtlos war, wie die des Sisyphus und der Danaiden, besorgte das Gretchen die stets gar sauber aufgeräumte Wohnstube und den Alkov, der, als Schlafgemach dienend, mit ihr die ganze Familienwohnung bildete. Sie fütterte und pflegte die zahlreichen Hausthiere, als da waren: zwei weiße Mäuse, drei gelbe Kanarienvögel, ein kleines zottiges Bologneserhündchen und noch verschiedene. mehr oder weniger altersschwache Köter, die, von ihren Herren im Stich gelassen, hier ein ruhiges Gnadenbrot genossen.

Die Liebe zum Thierreich war überhaupt ein charakteristischer Zug der Familie, dem Rechnung zu tragen die Pflicht jedes Stammgasts war.

Wenn dies Geschäft besorgt war, so saß das Gretchen vor ihrem Nähtisch, am blumenumrankten Fenster, der Schips — so hieß das Bologneservieh — auf ihrem Schoß und einer der Kanarienvögel, der ganz zahm und ein guter Schläger war, auf ihrer Schulter; ein allerliebstes Bild.

Die Damen wurden, wie gesagt, sehr fetirt. Wir Alle machten ihnen mehr oder weniger die Cour, wenn auch stets nur je einer für den erklärten Günstling galt; versteht sich, Alles in Ehren.

Wir gingen im Wohngemach aus und ein, als wär's das unsrige, genossen einer Extrabescheerung um Weihnachten, einer Menge kleiner Aufmerksamkeiten bei sonstigen festlichen Gelegenheiten und jahraus jahrein eines unbeschränkten Credits. Dafür sparten wir aber auch nicht mit Blumensträußen an den Geburtstagen, und wenn je einmal, was freilich nicht so oft vorkam, wie heute, eine Pulle Sect bei Tisch getrunken wurde, so verstand sich's von selbst, daß man die ersten Gläser den Damen zum Kosten hinüberschickte. Jeder neue Ankömmling mußte sich ihnen vorstellen lassen und weh ihm, wenn er das unterließ. Er bekam's bald genug zu fühlen, wie streng sie auf Etikette hielten.

Zu den Annehmlichkeiten solch' patriarchalischen Zusammenlebens gehörte auch eine kleine Reisetasche, eine hübsche Tasche von rothem Juchten mit blankem Stahlbeschlag, elegant, handlich und bequem. Es ging gerade das Nöthigste hinein, was man für ein paar Tage brauchte; man konnte sie als Handgepäck mit in den Waggon nehmen, ohne gerade für einen Musterreisenden zu gelten, und fast jeder von uns hatte sie auch schon einmal mitgehabt. Weitaus am häufigsten aber benützte sie der Lieutenant

von Schmettau, der es sein Lebtag aus purer Faulheit zu keiner eigenen brachte. Ein reizender Kerl, der kleine Schmettau! Klein, zierlich, aber den Teufel im Leib, voll Geist und Humor, eine fidele Haut, wenn er bei Laune war. Dabei grundgescheidt, wie geschaffen für den Generalstab, wenn er nur die verfluchte satyrische Ader nicht an sich und die Zunge ein bischen besser im Zaum gehabt hätte. Allein er fand an Menschen und Dingen immer gleich die schwachen, die lächerlichen Seiten heraus und hatte ein merkwürdiges Talent, sie mit dem treffenden Ausdruck zu geißeln. Es war zum Todtlachen, wenn man ihm zuhörte, freilich für manche auch zum Todtärgern, denn es war ihm nichts heilig, zwanzig Freunde gingen ihm leicht auf einen guten Witz und seine Witze waren von der Sorte, die rasch Gemeingut wird und dem Betroffenen auf Lebenszeit anhaftet. So gab's denn oft blutige Händel. Er war nur ein mittelmäßiger Fechter und trug meistens die Schmarren davon, allein er stellte doch seinen Mann. Na, das wär' das Schlimmste nicht gewesen, jedem Streit folgte die Versöhnung auf dem Fuß. Aber es gab mancherlei Lächerliches, das in unserer Garnison unter dem Begriff des Ehrwürdigen, Unantastbaren passirte und das er mit seiner spitzen Zunge auch nicht verschonte. Die höheren Vorgesetzten waren ihm darum und zumal sein Lebenswandel auch sonst kein geordneter war, nicht besonders grün und die alten Weiber gar, die hatten ihm unversöhnlichen Haß geschworen.

Die Jungen, die thaten nur so, wie man sie's geheißen, aber in Wirklichkeit übte das ironische Wesen des Bürschchens doch einen bestechenden Reiz auf sie aus und in ihre Scheu mischte sich ein gut Theil Neugier.

Um die Alten kümmerte er sich nicht und für die Jungen hatte er selbst eine große Schwäche. Das mochten sie wohl fühlen und darum konnten sie ihm auch nicht ernstlich gram sein.

Nein, die waren ihm nicht gram und der Teufel weiß, wie viel das Kerlchen gleichzeitig in Athem zu halten wußte. Es war etwas Dämonisches in dem Menschen, etwas Zerissenes, Unverstandenes, Geniales, das wie Gift auf die Weiber wirkte. Er wußte sich eben immer selbst so in die Stimmung hineinzulügen, die er bei ihnen erwecken wollte, daß er gewöhnlich überzeugte.

Na und wem das gelingt, der hat's gewonnen. Ob's ihm gerade immer gelang, das will ich nicht behaupten, aber oft genug. Denn obwohl seine Unbeständigkeit stadtbekannt und sein Ruf mit der Zeit nicht besser geworden war, fehlte es ihm doch nie an neuen Opfern und er hätte sich ein Register davon anlegen können, schier so groß, wenn auch nicht so international, wie das des seligen Don Juan. Etwas wählerischer war er, wie der; mit schlechter Gesellschaft gab er sich nicht ab. Nein, es war als ob er sich eben an der sogenannten guten rächen wollte für den Haß und die Verachtung, womit sie ihn insgeheim belud.

Oeffentlich wagte das Niemand, sie fürchteten ihn zu sehr. Aber

heimlich da war er ihnen ein Paria, vor dessen Berührung man anständige Leute, die etwas auf sich hielten, und in Sonderheit das zarte Geschlecht nicht genug warnen konnte. Er wußte das und es verbitterte ihn noch mehr. Wohl mochte er es wie eine Genugthuung empfinden, wenn die wohlgemeinte Warnung einmal fehlschlug und das Gegentheil von dem herbeiführte, was sie bezweckt hatte, wie's auch manchmal geschah. Denn „blinder Eifer schadet nur", das Sprüchwort hätten sich die tugendhaften Philister und frommen Betschwestern wohl besser hinter's Ohr schreiben dürfen. Wer so schlecht ist, daß man Alle vor ihm warnt, der hat meist auch einen ungewöhnlichen, einen interessanten Zug, und Weiber sind neugierig. Wohl mocht' es einen besonderen Reiz auf ihn ausüben, ein und das andere Mal den kühlen Haß in feurige Liebe zu bekehren.

Glücklich und zufrieden kann einer bei solchem Leben nicht sein und er war's auch nicht. „Wer Andern die Ruhe raubt, dem kann man sie auch rauben," sagt sein Lieblingsphilosoph, den er mit Begeisterung las, leider ohne seine weisen Lehren zu befolgen. Er war nicht glücklich. Man fühlt' es ihm an, ohne daß er davon sprach. Das war ein ewiger Wechsel von heiß und kalt, von Ebbe und Fluth, nur nicht ganz so regelmäßig. Wenn die Fluth sich zurückzog, da traten neben viel Schlamm und Unkraut auch die guten Vorsätze wie Perlen zu Tag. Aber sie kehrte bald wieder und deckte Alles zu, den Schlamm und die Perlen. Launisch und empfindsam wurde er dabei, es war oft kaum mehr mit ihm auszukommen und obwohl man ihm manches zu gut hielt, denn er genoß eine Art Narrenfreiheit, so gab's doch Händel genug.

Einen Widerspruchsgeist hatte der Mensch. Der konnte gegen seine bessere Ueberzeugung eine Sache mit Aufgebot seines ganzen, nicht wegzuleugnenden Verstands vertreten oder angreifen rein des lieben Streites wegen. Und wie stritt er! Alles zitterte an ihm und die Sarkasmen und die Grobheiten flogen nur so durcheinander. Aber interessant war's, ich hörte ihm gern zu, so oft ich mich auch über ihn ärgerte.

Dabei that er seinen Dienst, wie jeder von uns — der Compagniechef schenkte ihm nichts, im Gegentheil — saß in der freien Zeit Stunden lang zu Haus, las und schrieb bis in die Nacht hinein, Dinge, um die sich unsereiner wenig bekümmerte, und ging spät aus. Seine schriftlichen Ausarbeitungen waren die besten, sie gingen regelmäßig an's Generalcommando. Und was er nur Liebesbriefe schrieb! Denen sagte man eine ganz erstaunliche Wirkung nach. Ich hab' mich oft gewundert, wie der Kerl das Alles zusammen aushielt.

Aber es war ihm ein Lebensbedürfniß, eine Gewohnheit, er trieb's wie einen Beruf und daß er den richtigen verfehlt hatte, war vielleicht der Grund davon. Der einförmige Dienst, die steife Geselligkeit in der Garnison konnten seinem lebhaften Temperament nicht genügen, er bedurfte stärkerer Reizmittel und so gerieth er auf Abwege. Die Langeweile war

schuldig daran, wie an so vielem Guten und Bösen auf der Welt. Die Eitelkeit mag auch eine Rolle dabei mitgespielt haben, denn eitel war er bis dort hinaus, wenn auch zu klug, um's allzudeutlich hervorzukehren.

Na, was eigentlich daran schuldig war, das mögen die Philosophen austüfteln. Schade um ihn. Es hätt' etwas aus ihm werden können, das steht fest, und so — — Ich hab's ihm oft genug gesagt. „Schmettau," sagt ich, „passen Sie auf, Sie fallen noch einmal ganz gehörig herein." Na, und so ist's auch gekommen und schlimmer, viel schlimmer, als ich mir's damals gedacht hatte.

Ich hatte den Menschen lieb gleich von Anfang an, da er als ganz kleiner Fähnrich gerade aus dem Cadettenhaus zur Compagnie kam und die Damen nichts weiter als ein harmloses Spielzeug in ihm sahen. Daß er so ganz anders einschlagen werde, bildete ich mir damals so wenig ein, wie sie, und doch blieb ihm meine Freundschaft gewahrt trotz all' seiner Fehler, die ich als banger Augenzeuge keimen und wachsen und blühen sah. Er hatte mir's eben auch angethan, und daß er auch etwas auf mich hielt, mehr als auf Andere, das weiß ich gewiß. Aber ändern konnt' ich ihn eben auch nicht.

Ich hab' von Jugend auf ein bischen auf dem Piano getrommelt und er hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik, obwohl er selbst kein Instrument spielte. Da kam er nun oft des Abends — wir waren Nachbarn — zu mir herüber und ließ sich was vorspielen. Aber etwas Sentimentales, Melancholisches mußte es sein, Beethoven'sche Sonaten und Chopin'sche Notturnos waren ihm die liebsten Stücke. Da saß er denn, mit einer Cigarre im Mund, auf dem Sopha, oft mit geschlossenen Augen und lauschte, rauchte und träumte.

So ein Notturno, eines der schwermüthigsten aus Es-dur mußt' ich ihm sogar einpauken. Er meinte, es müßte auch dem Laien mit Fleiß und Willenskraft möglich sein, so ein einzelnes Stück rein auf mechanischem Weg zu erlernen. Der Wille kann Alles, sagte er. Das hatten ihm seine Philosophen weiß gemacht. Na, mit der rechten Hand bracht' er's auch fertig; wie aber die linke dazu kommen sollte, gab er's auf. Sein Wille war eben einseitig.

Wenn ich ihn aufforderte, das Willenswunder doch einmal an sich selbst auszuführen, die Liebeleien aufzugeben, die Zunge zu zügeln und die Grenzpfähle der Moral und Ordnung etwas mehr zu respectiren, so lachte er mich aus, oder antwortete mit einem schlechten Witz oder er sah mich auch stumm und hülflos mit großen, wehmüthig zerstreuten Augen an.

Es war, als sprächen diese Augen: „Du hast gut reden, Lieber, Du bist das stille Wasser gewöhnt, Du befindest Dich wohl darin, aber ich gehöre auf die hohe See, mich hat ein unglücklicher Zufall in den Sumpf verschlagen, in dem ich nicht leben, mich nicht rühren kann, wie

ich will und muß. Wenn ich's aushalten soll, so muß ich mich selbst belügen, thun, als wär' ich in meinem Element. Nun und dann giebt's eben Sturm im Sumpf."

Darauf wußt ich gewöhnlich nichts zu erwidern.

Wie er aber nun seine schlimmen Seiten immer mehr hervorkehrte, sich mit Gott und der Welt überwarf, heute toll ausgelassen, morgen todestraurig und menschenscheu, übermorgen verbissen und streitsüchtig war, wie er zu spielen anfing und so toll darauf losspielte, daß er Alles verlor und nächstens keinen Partner mehr fand, immer auf die Herzen haltend, als ob die seine Domäne wären, da ward mir's doch ernstlich bang um ihn und ich zerbrach mir den Kopf, wie ihm zu helfen wäre.

Ein Krieg — da hätt' er sich sicher ausgezeichnet, denn er sah manchmal so aus, als ob er seinem Nächsten für eine anständige Kugel ordentlich dankbar wäre, ja als ob er nicht übel Lust hätte, sich diese Wohlthat, wenn's sonst an Gelegenheit fehlte, selbst zu leisten — oder die Ehe!

Na der Krieg kam zu spät für ihn und die Ehe — — Er hatte einmal im Uebermuth das freche Wort gebraucht: „Ich bin nicht für die Ehe geschaffen, die Ehen sind für mich geschaffen!" und wenn ich, der Sprößling ehrbarer Pfarrersleute, in der Furcht des Herrn erzogen, daran dachte, daß ihm alle Missethat, die er an Andern verübt, einmal an sich selbst vergolten würde, so konnte ich ihm als guter Freund doch nicht wohl dazu rathen. Und doch ist's heute noch meine feste Ueberzeugung: Ein braves, tüchtiges Weib, das hätt' ihn gerettet."

Hier schien sich der Erzähler seiner eigenen Gattin zu erinnern, denn er machte eine Pause, musterte sein Auditorium, das er mit Ausnahme des blassen Lieutenants, welcher auf der Ofenbank eingeschlafen war, wach und aufmerksam fand, und zog die Uhr.

„Donnerwetter, es geht auf Mitternacht. Nun haben wir uns nächstens volle zwölf Stunden die Ehre unserer Gesellschaft gegönnt. Das ist mir seit meiner frühen Jugend nimmer passirt und morgen ist auch ein Tag. Ich muß nach Haus, die Geschichte erzähl' ich Euch ein andermal zu Ende."

Damit erhob er sich, auch die Pfeife war ausgeraucht.

„Aber wir haben ja bis jetzt von der eigentlichen Geschichte noch gar nichts gehört, wir sind ja noch nicht über die Person des Helden hinaus, jetzt wird's eben interessant. Bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch weiter. Es ist so gemüthlich hier, so jung kommen wir nicht mehr zusammen. Ordonnanz, Sect!"

Die Ordonnanz steckte neue Flaschen in die silbernen Kühleimer, eine Stiftung der Reserveoffiziere des Regiments, die Kelche, welche der letztverflossene Major gestiftet, wurden vollgegossen.

„Auf Ihr Wohl, Herr Hauptmann!"

„Profit!" rief der blasse Lieutenant von der Ofenbank, der bei dem Klang erwacht war und, etwas verstört in die Welt blickend, nach dem

nächsten Kelch griff. Aber sein Nachbar zog ihn ihm weg. „Nein, mein Kind, Du hast genug für heute. Leg' Dich mal ruhig wieder schlafen.“ Und das Kind lehnte sich gehorsam wieder in seine Ecke zurück und schlief weiter.

Der Hauptmann hatte sich indessen seine Pfeife frisch gestopft. Nun that er Bescheid, nun zündete er sie an und von der ersten Wolke, die er hinausblies, ließ er sich wieder in die alte Zeit zurückleiten.

„Na, wenn Sie's durchaus wollen: Beim Herbstavancement war Schmettau Premier geworden, er war in eine andere Compagnie versetzt und gleichzeitig hatte das Regiment einen neuen Commandeur bekommen. Wenn je ein Augenblick zur Umkehr günstig war, so war's der. Ich redete ihm auch tüchtig in's Gewissen und diesmal mit Erfolg, wie's schien. Es war gerade Ebbe bei ihm und die guten Vorsätze lagen offen zu Tag; auch der Stern auf dem Achselstück that seine Wirkung. Er wollte vernünftig werden. Die rothe Tasche, die er in der letzten Zeit stark benützt, sollte nun Ruhe haben.

Herrgott, was hatte die nicht Alles erlebt! Wie war der Kerl mit ihr in der Welt herumgefahren mit und ohne Urlaub. Wenn er einmal nicht bei Tisch erschien, fragte man nur immer: „Wo ist die Tasche?“ „Herr von Schmettau hat danach geschickt“. Na und da wußte man, wo man dran war.

Was mochte die Alles in ihrem Schoß getragen haben außer des Lieutenants Waschzeug! Zarte Billets, Damenhandschuhe, Bänder, Blumen, einen ganzen Romanapparat. Etwas welkes Liebesheu kollerte immer noch drin herum, wenn er sie zurückbrachte, und sie duftete nach den feinsten Parfums, jedesmal nach einem andern.

Nun sollte sie Ruhe haben, er versprach mir's in die Hand und er selbst sehnte sich auch danach, denn er war völlig liebesatt. Auch eine Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern hatte er gehabt, er war rangirt, wenn auch der Rest seines kleinen Vermögens dabei draufgegangen war. Wieder dachte ich daran, ob es, um die guten Entschlüsse zu fixiren, nicht das beste für ihn wäre, sich zu verheirathen. Damit allein konnte auch das allgemeine Mißtrauen besiegt, konnten auch die Andern veranlaßt werden, ernstlich an seine Besserung zu glauben.

Aber davon wollte er nichts hören, so gefügig er sonst war.

Ich drang auch nicht weiter in ihn, allzuviel auf einmal wollt' ich ihm nicht zumuthen. Warten wir's ab, dacht ich. Aber daß ich selbst schließlich durch ihn zu einer Frau kommen sollte, das hätt' ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen. Und doch kam's so.

Ich verkehrte zu jener Zeit freundschaftlich im Hause des Sanitätsraths Wilpart; angesehene liebenswürdige Leute, die ihr Vergnügen nicht in der großen Gesellschaft, sondern im engeren häuslichen Kreis suchten und fanden.

Die ganze Familie, aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, war musikalisch veranlagt. Von den Töchtern spielte die eine recht hübsch Violine, die andere, welche zugleich eine frische Singstimme hatte, das Piano. Die Mutter begleitete vorzüglich und der Alte strich den Contrabaß. So hatten wir, wenn sich, wie allwöchentlich geschah, noch einige Freunde einfanden, ein kleines Orchester beisammen und spielten klassische sowohl, als profane Musik.

Dort dacht' ich Schmettau, den gebesserten Schmettau einzuführen, von solch friedlicher Unterhaltung versprach ich mir einen heilsamen Einfluß auf sein unstätes Gemüth. Die Damen, so verschieden von denen, die er bisher kennen gelernt, sollten das einst vergötterte, nunmehr gehaßte Geschlecht, wenn auch in anderem Sinn, wieder bei ihm zu Ehren bringen und sein eigenes Ansehen konnte durch den Umgang mit dieser ehrenwerthen Familie nur gewinnen.

Freilich fehlte es auch in diesem Kreis nicht an solchen, die beim Klang des Namens Schmettau ein gelindes Gruseln überlief. Der weiblichen Jugend las ich aber doch gleich die Neugierde aus den Augen, den interessanten Mann persönlich kennen zu lernen. Die Alten waren wenigstens vorurtheilsfreie Leute, die nicht soviel auf das Geschwätz der Anderen, als auf ihr eigenes Urtheil gaben. So ward Schmettau, den ich, nicht ohne Mühe, zu einem Anstandsbesuch vermocht hatte, zum nächsten Musikkranz geladen.

Ich muß sagen, er benahm sich tadellos, das erstemal vielleicht etwas zu tadellos, er war's noch nicht recht gewöhnt und that des Guten schier zu viel. Mit der Zeit aber fand er Gelegenheit, seine vielen guten Seiten unbefangen in's richtige Licht zu stellen und die schlechten im Schatten zu halten, so daß man sich mit Recht fragen durfte: Ist das wirklich derselbe Mensch, dem die Welt soviel Böses nachsagt?

Den alten Sanitätsrath bestach er durch sein vielseitiges Wissen und die leichte Art, über mancherlei aus dem Gedächtniß zu reden, was man sonst nicht im Kopf eines Lieutenants sucht, die Räthin durch zuvorkommende Artigkeit.

Von den beiden Schwestern gewann er die jüngere, die lustige Emmy rasch durch seinen Humor, während sich die ältere, ernstere Frida noch etwas scheu und zurückhaltend gegen ihn benahm. Auch die übrigen Gäste des Hauses gewannen ihn lieb.

Ein ganz anderes Leben kam in die Gesellschaft. Er war ein dankbarer Zuhörer bei den musikalischen Productionen, fand aber doch bald heraus, daß des Guten hierin etwas zu viel geschah. Nun machte er den Vorschlag, zur Abwechslung auch etwas Lecture auf's Programm zu setzen, womit er bei den Anderen, die das Bedürfniß im Stillen längst empfunden haben mochten, freudigen Anklang fand. Er sorgte für passende Bücher, zeigte viel Geschmack in der Auswahl und las selbst vorzüglich vor. Durch ihn

hab' ich eigentlich wieder lesen gelernt, damit ich mich seit der Schulzeit, soweit mich nicht die Parolebefehle und Reglements dazu nöthigten, nicht weiter abgegeben hatte.

Kurzum ich hatte allen Grund, auf mein Experiment stolz zu sein, Schmettaus Bekehrung schien mir eine vollendete Thatsache. Mein Schmerz war's nur, daß nicht alle Welt dachte wie ich.

So zeigte es sich bald, daß er sich mit dem neuen Regiments-Commandeur nicht recht zu stellen wußte.

Der Mann kam von der Garde, war ein sehr vornehmer Herr, immer à quatre épingles; stramm im Dienst, aber gerecht und stilvoll selbst wenn er fluchte. Er lebte in zweiter kinderloser Ehe mit seiner viel jüngeren, äußerst zart gebauten Frau, die ihm, wenn sie an seiner Seite ging, kaum bis an die Achselhöhlen reichte, und bald — ohne daß Jemand hätte sagen können, woher — verbreitete sich ein dunkles Gerücht, als ob in dieser zweiten Ehe auch sonst nicht Alles stimmte. Die Versetzung des Obersten zur Linie wurde damit in einen nie aufgeklärten Zusammenhang gebracht. Ein Duell, ein erschossener Liebhaber — das war's so, was man munkelte. Sehr insgeheim, versteht sich, den öffentlich drängte sich Alles um den neuen Stern.

Ich hab' nie an das Geschwätz geglaubt. Aeußerlich ward es auch nicht durch das geringste Anzeichen bestätigt, man hätte denn ein solches in der schier übergroßen Zärtlichkeit erblicken wollen, mit der sich die junge Frau bei ihren Ausgängen lianengleich an den stämmigen Gatten schmiegte, ohne den man sie nie sah.

Zunächst ließ sich Alles vortrefflich an. Der Oberst schien im Gegensatz zu seinem Vorgänger den Mann von Talent in Schmettau zu erkennen, dessen glänzende Eigenschaften einer gewissen Freiheit bedurften, um die rechten Früchte zu tragen, dessen Individualität sich nicht, wie die manches Anderen, in jede Schablone zwängen ließ. Was in dieser Richtung früher gesündigt worden, schien der neue Commandeur wieder gut machen zu wollen.

Er zeichnete den Lieutenant bei jeder Gelegenheit aus. Schmettau war unter den Ersten, die auch im kleineren Kreis in's Haus des Obersten geladen wurden. Dieser wie seine Gattin verkehrten mit ihm auf einem freundschaftlich-vertraulichen Fuß, so daß es schien, als ob sie dem Verkannten, Verfehmten eine öffentliche Genugthuung geben wollten.

Im Regiment galt Schmettau bereits für den Günstling des Commandeurs und auch sonst fing das Beispiel schon zu wirken an, als langsam aber deutlich ein Umschwung eintrat, der Alle stutzig machte.

Zunächst war's nicht völlige Ungnade, aber doch so ein Zwischenstadium. Heute war das Verhältniß das frühere und plötzlich über Nacht schien ein Frost darüber gekommen zu sein, der morgen wieder der Sonne wich. Die geübtesten Wetterpropheten wußten sich das Räthsel nicht zu

deuten. Bei einer Reihe mehr oder weniger officieller Festlichkeiten, die der Oberst in seinem Haus gab, blieb Schmettaus Namen in auffallender, verletzender Weise von der Liste der Geladenen weg. Seine Feinde triumphirten, bis man erfuhr, daß er inzwischen wiederholt in zwangloser Weise dort verkehrt habe. Und so war's auf den wöchentlichen Casinobällen, die der Lieutenant lang gemieden hatte, nun aber auf seines Vorgesetzten Wunsch wieder regelmäßig besuchte. Heut tanzte er mit der Commandeuse den ersten Walzer oder soupirte mit ihr, der Gatte schüttelte ihm freundlich die Hand und das nächste Mal wurde er von Beiden kaum eines Blickes gewürdigt.

Die anderen Damen des Regiments, die das Beispiel ihrer Vorgesetzten auf's Peinlichste nachzuahmen gewöhnt waren, wußten bald nicht mehr, wie sie sich Schmettau gegenüber zu verhalten hatten, ohne gegen die Disciplin zu verstoßen.

Das Merkwürdigste bei der Sache aber war, daß sich Schmettau, der empfindliche, leicht gereizte Schmettau, auch nicht eine Spur von Verstimmung anmerken ließ. Was mir auffiel, war nur, daß er an den Festabenden mehr tanzte und trank als gewöhnlich und seine Unterhaltungskünste schier etwas zu demonstrativ spielen ließ.

An einem Abend, da wieder bei Obersts eine Gesellschaft stattfand, zu der das halbe Offiziercorps mit Ausnahme Schmettaus, der indeß nicht zu der früher erledigten Hälfte gehörte, eingeladen war, sah ich, im Begriff, meine Wohnung zu verlassen, Licht in der seinigen. Es ist dieselbe, wo Lebezan jetzt seinen Penaten opfert.

Er dauerte mich, der arme Kerl, ich wollt' ihm ein tröstliches Wort sagen und so macht' ich den Umweg trotz meiner Lackstiefeln.

Im Augenblick, da ich seine Hausthüre öffne, huscht eine weibliche Gestalt an mir vorbei hinaus in's Freie. Es war etwas Scheues, Hastiges in ihrem Gang, das mich ihr nachblicken ließ und da, wie sie unter der Laterne vorbei muß, erkannt' ich oder glaubt' ich wenigstens die Kammerjungfer unserer Commandeuse zu erkennen. Sie war ein leidlich hübsches Ding, immer ein bischen auffällig und über ihren Stand, vermuthlich von den Abfällen der herrschaftlichen Garderobe gekleidet. Heut trug sie ein kleines Körbchen in der Hand.

„Sollte das des Räthsels Lösung sein?“ fragte ich mich, indem ich, ohne lang zu klopfen, bei Schmettau eintrat.

Er saß über einen mehrere Bogen starken Brief gebeugt am Schreibtisch und schien eifrig zu lesen. Auf dem Tisch vor dem Canapee brannte eine zweite Lampe und daneben stand eine Vase mit einem Strauß blutrother Nelken, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit.

„Ah, Du bist's — so spät?“ rief Schmettau, ohne sich zu erheben, „Entschuldige mich nur einen Augenblick und nimm Platz dort, bitte.“

„Laß Dich nicht stören," erwiderte ich, setzte mich auf's Canapee und griff zum nächsten Buch, das auf dem Tisch lag. Es war Heines Buch der Lieder. Ich ließ zerstreut die Blätter durch meine Finger gleiten, bis mir eins, das wohl schon gelockert im Einband saß, in der Hand blieb. Wie ich's mir unwillkürlich näher ansehe, find ich, daß ein Gedicht leicht angestrichen ist, und lese:

„Dort droben auf jenem Berge
Da steht ein feines Schloß ꝛc. ꝛc."

bis zum letzten Vers, der lautet:

„Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen
Die merkten's und haben gelacht."

Den muß ich wohl halblaut vor mich hingesprochen haben, denn Schmettau sprang auf und trat zu mir.

„Na nu," lacht er. „Willst Du unter die Lyriker gehen, alter Freund? Oder bist Du verliebt und machst ein Anlehen bei Heinrich Heine. Der ist schon zu bekannt, Bester; vertrau' Dich mir an, ich kann Dir vielleicht besser helfen."

„Ich glaub's," gab ich zurück, „hab's aber, Gott sei Dank, noch nicht nöthig."

„Tant mieux pour toi! Und was führt Dich so spät zu mir? Kommst Du mich abholen? Ich dachte den Abend zu Haus zu verbringen."

„Nein, nein, ich wollte nur, ich wollte —" seine Unbefangenheit machte mich verlegen. „Nun ist's denn nicht empörend, daß Du heute wieder nicht geladen bist?" platzt' ich schließlich heraus.

„Ach so, Du gehst zu Obersts! Das hätt' ich Dir am Wichs ansehen sollen. Empörend? Wie so? Der Commandeur weiß, daß ich mir nichts daraus mache, daß es geradezu ein Opfer für mich ist. Anderen gegenüber bring ich ihm das Opfer. Wo sich's um ihn selbst handelt, dispensirt er mich davon. Ist das nicht sehr hübsch von ihm? Ich bin ihm dankbar."

Und das sagte er mit einer verblüffenden Ruhe. Die Auffassung hatte auch etwas für sich, ich kann's nicht leugnen. Nur um etwas zu sagen, wiederholt' ich die Strophe des Liedes:

„Die zischelnden Muhmen und Basen."

„Geh, laß sie zischeln," rief er. „Uebrigens," setzte er etwas ernster hinzu, „was haben sie denn schon wieder zu zischeln?"

„O nichts, gar nichts." Ich sagte die Wahrheit, denn mir war nichts zu Ohren gekommen. Sie haßten ihn viel zu sehr, um sich die Vorgänge in anderem als für ihn demüthigendem Sinne zu deuten.

„Na also," er sah nach der Uhr, „Du, aber es ist höchste Zeit, wenn Dir's nicht vornehmer dünkt, zu spät zu kommen. Ich dank' Dir für Deine Theilnahme, aber verdient hab' ich sie wahrhaftig nicht."

Der Wink war deutlich, ich erhob mich.

„Wie schön Du bist, wie fein!“ rief er ironisch, da er mich im Waffenrock sah, den nur die einzige Kriegsdenkmünze schmückte. „Komm, ganz unbelohnt sollst Du doch nicht von mir gehen. Ich decorire Dich mit dem Band der Ehrenlegion. Sieh, wie stolz sich das ausnimmt!“ Und er steckte mir eine der rothen Nelken in's Knopfloch. „Brennende Liebe! Nun, viel Vergnügen! Gute Nacht!“

Nun wußt ich soviel, wie vorher. Aber mit den Ueberraschungen war's noch nicht vorbei für den Abend.

Es war in der That höchste Zeit und die Gesellschaft schier vollzählig, da ich im Haus des Obersten eintraf.

Die Zofe, die mir den Mantel abnahm, blickte mich etwas mißtrauisch an. Der Wirth und die Hausfrau begrüßten mich auf der Schwelle. Mir schien's, der Oberst machte ein finsteres Gesicht heute. Wie ich mich aber von der tiefen Verbeugung, die ich der Dame gemacht, erhebe, seh' ich sie die Farbe wechseln, die Hand, die sie mir darreicht, zittert, ihr Auge ruht auf meiner Brust. Und nun erschreck' ich fast selbst, denn von dem weißen Gewand, das sie mit Vorliebe trug, hob sich gerade an der Stelle des Herzens ein blutrother Nelkenstrauß ab. Es waren dieselben Blumen, wie ich eine im Knopfloch trug, brennende Liebe. Glücklicherweise erlöste mich ein noch später kommender Gast aus der peinlichen Situation, in welche mich die Entdeckung versetzt hatte. Ich mischte mich in's Gewühl, aber ich konnte nicht aufhören, die Dame heimlich zu beobachten.

Sie war keine Schönheit, unsere Commandeuse, aber eine überaus zarte, geschmeidige, duftige Erscheinung; hellblond mit Augen, die jetzt fast apathisch blickten, plötzlich aber, wie von innen heraus beleuchtet, in feuchtem blaugrünem Glanz schimmerten, Nixenaugen in einem bleichen feingeschnittenen Gesicht. Der schmächtige, auf den ersten Blick schier gebrechliche Körper verrieth eine Muskulatur vom feinsten Stahl, wenn man ihn im Tanz oder zu Pferd sah. Ich beobachtete das Alles eigentlich erst heute. Sie machte die Honneurs des Hauses mit jener vornehmen Nachlässigkeit, die ihr sogar schon den Vorwurf des Hochmuthes zugezogen hatte, und doch schien mir's, als ob sie sich dabei Gewalt anthue. Ich sah, wie sie manchmal plötzlich ihres Amtes vergaß und geistesabwesend, träumerisch in anderen Regionen zu weilen schien. Auch sah ich in solchen Momenten die Augen ihres Gatten seelenlos, stier, unheimlich, drohend auf ihr ruhen, sah, wie sie sich unter diesem Blick zusammenraffte. Mir selbst war die Ehre einer Française mit ihr zu Theil geworden.

„Woher haben Sie die Nelke?“ fragte sie, kaum daß wir zum Tanz angetreten waren. „Es sieht genau aus, als ob sie von meinem Strauß geraubt wäre.“

„Mein Freund Schmettau hat mich damit decorirt, gnädige Frau,“

erwiderte ich, „er fand, daß der Staat zu wenig für meine Verdienste gethan."

„Schmettau? Ist das Ihr Freund?"

„Ein alter Freund, meine Gnädige. Ich hab' ihn gewissermaßen erzogen, ohne alle Verantwortung natürlich."

Sie sah mich einen Augenblick bös an, dann, wie uns die Schlingungen des Tanzes trennten und zusammenführten, fuhr sie fort:

„Er ist nicht hier, Herr von Schmettau, und Sie waren jetzt eben bei ihm in seiner Wohnung oder sind Sie ihm auf der Straße begegnet?"

„Jetzt eben war ich bei ihm, er ist mit schuldig, wenn ich mich hier verspätet habe."

„So — er ist wohl viel zu Hause, sehr arbeitsam —"

Hier trennte uns der Tact der Musik und da er uns wieder vereinigte und ich eine, für Schmettau schier zu schmeichelhafte Antwort studirt hatte, fand ich bei meiner Tänzerin kein Interesse mehr für das Thema. Wir beendeten die Tour schweigend. Als ich mich mit einer Verbeugung verabschiedet hatte, trat der Oberst auf seine Gattin zu. Er hatte seinen unheimlichen Blick, ich sah noch, wie sie zusammenzuckte, dann entfernten sich beide aus dem Gewühl, sie stumm, resignirt, er in flüsterndem Gespräch zu ihr herabgebeugt. Solches Gebahren, das einer heimlichen Scene nicht unähnlich sah, mochte auch schon Anderen aufgefallen sein und jenes schon erwähnte Gerücht genährt haben. Nun, ich tanzte mein Pensum ab und ging mit den Ersten. Ich konnt' lang nicht einschlafen; ohne daß ich was Bestimmtes wußte, war mir's doch, als ob sich eine Wolke über dem Haupt meines Freundes zusammenzöge.

Der nächste Tag schon zerstreute jedoch meine Besorgnisse. Schmettau erschien des Abends bei Sanitätsraths heiter und unbefangen. Dort war sein Ansehen keinen Schwankungen unterworfen, im Gegentheil, man gewann ihn dort von Woche zu Woche lieber. Nur Fräulein Frida verhielt sich noch immer etwas scheu zu ihm. Es war eine Scheu, die mir mit der Zeit verdächtig vorkam, sah ich doch ihre großen, dunkeln, langbewimperten Augen, wenn er's nicht sah und Niemand es sehen sollte, mit einer Art schwärmerischer Andacht auf ihm ruhen, sah ich doch, wie ihr, wenn er zufällig einmal das Wort an sie richtete, gleich das Blut in die Wangen stieg.

Oder täuscht' ich mich? — Sie war immer ein ernstes, schüchternes Geschöpf gewesen und Schmettau unterhielt sich lieber mit der lustigen Emmy. Daß er aber auch eine etwa aufkeimende tiefere Neigung im Herzen der einen oder anderen Tochter seines väterlichen Freundes und Wohlthäters nicht in seiner alten Manier ausbeuten würde, dessen glaubt' ich mich sicher.

Und noch etwas beruhigte mich in dieser wie in anderer Hinsicht.

Mit den Damen im Kronprinzen war Schmettau zwar jeder Zeit auf bestem Fuß gestanden, er hatte ihnen abwechselnd die Cour gemacht, wie

wir Alle, und es war ihm ein vertraulicher Scherz eher gestattet, als einem Anderen. Ernsthaft nahm man seine Scherze dort nie.

Aber in neuerer Zeit schien sich das Verhältniß doch geändert zu haben. Ich bemerkte, daß er sich mehr wie früher mit Rosalien abgab, stundenlang bei ihr am Buffet stand, sich dort nicht mehr in der früheren, allgemein verständlichen Weise, sondern im Flüsterton unterhielt, auch sonst im Verkehr mit ihr die üblichen Narrenspossen unterließ und einen gewissen feierlichen Ton anschlug. Er liebte es schon seit längerer Zeit nicht, wenn im Freundeskreis scherzend auf die Vergangenheit und seine leichtsinnigen Streiche angespielt wurde. Wenn dies aber nun, wie ja nicht zu vermeiden, hin und wieder doch geschah, so fiel mir auf, daß auch die sonst mitscherzende Rosalie bös wurde und mit gekränkter Miene das Gemach verließ.

Solche Symptome waren um so bedenklicher, als Rosaliens langjähriger officieller Verehrer, ein Rittmeister von den Dragonern, eben um diese Zeit seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse wegen in eine entfernte Garnison versetzt worden und die Stelle, soweit wir's beurtheilen konnten, vacant war. Sollte sich Schmettau um diese Stelle bewerben, sollte Rosalie, die den lockeren Fant doch so gut kannte, seine Bewerbung angenommen haben? — Wir schwankten Alle lang darüber, bis uns eines Tages Gewißheit wurde, da Rosalie, wie sie in solchem Fall als praktisches Mädchen stets zu thun pflegte, die Monatsgage meines Freundes in einer, zu diesem Zweck neubeschafften Sparbüchse verschloß und ihm von nun an in mehr oder weniger regelmäßigen Raten die zur Bestreitung seines Lebensunterhalts nothwendigen Summen baar auszahlte.

Nun war weder für mich, noch für Andere ein Zweifel mehr. Die schlechten Witze hörten von selber auf, das Verhältniß war stillschweigend anerkannt. Am wenigsten fiel mir's ein, ein Wort darüber zu verlieren. An seine Urfehde hatt' ich von Anfang an nicht recht geglaubt, eine kleine Zerstreuung mußte er ja wohl haben; nun dann lieber die, als eine andere. Daß das Verhältniß keine allzu ernste Wendung nahm, dafür bürgte mir Schmettaus, und daß keine Dummheiten dabei passirten, Rosaliens Charakter. Die Vermögensverwaltung konnte für meinen Freund nur wohlthätige Folgen haben und ich wünschte ihm im Stillen mehr Glück, als sein Vorgänger gehabt.

Kurzum ich war wieder ganz beruhigt. Die rothe Tasche, die einst eine so hervorragende Rolle in Schmettaus Leben gespielt, daß ich sie darum haßte und fürchtete, die lag auf dem Grund eines verschlossenen Kastens, zu dem die Rosalie den Schlüssel bei sich trug. Nun wußt' ich sie sicher dort.

Aber mit dem Commandeur ward die Sache immer schlimmer. Das Zwischenstadium war lang vorbei, nun gab's keine Schwankungen mehr. Der haßte ihn förmlich, das ward Allen klar. Er ließ ihn's in und außer

Dienst fühlen. Der sonst so gerechte Mann zeigte sich Schmettau gegenüber parteiisch, nichts war ihm recht. Und Schmettau war, wie schon gesagt, ein tüchtiger Offizier. Das mußte ihn verbittern. Ich sah's ihm oft an, wie ihm die Lippen zuckten zu einer Entgegnung, wenn der Commandeur seine böse Laune vor Dritten über ihn ausgoß, und wie er sich mühsam zusammennahm, damit es nicht zu dem Ausbruch käme, den jener förmlich zu provociren schien. Solche Behandlung verleidete ihm den Dienst vollends und er ließ sich nun manche Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen, die des Obersten hartes Urtheil leider rechtfertigte. O er haßte ihn wieder, Schmettau war kein Lamm, er war ein Mensch, der schwer vergaß und sich für erlittenes Unrecht zu rächen wußte. Mir war immer bang, wenn ich die beiden beisammen sah, denn wenn's, wie bei Schmettaus Temperament jeden Augenblick zu fürchten, zum offenen Kampf kam, dann mußt' es der Lieutenant verlieren. Das ist von jeher so gewesen.

Aber Schmettau nahm sich, wie gesagt, zusammen, nur seine Stimmung litt begreiflicherweise darunter. Sie wurde wieder unstät, wie früher, heut so, morgen anders.

Ich bemerkt' es zuerst in unserem Musikkranz und ich sah, daß es Fräulein Frida auch bemerkte. Ihre Augen hingen oft mit zärtlicher Besorgniß an dem Lieutenant und das zumeist, wenn er seiner tollen Laune die Zügel schießen ließ, daß die Anderen nicht aus dem Lachen herauskamen. Denen fiel das Gewaltsame seiner Lustigkeit nicht auf, aber Liebe und Freundschaft, die merkten's gleich.

Sie wußte auch, daß ich's merkte, es war wie ein stilles Geheimniß zwischen uns beiden, ich fühlte mich insgeheim verbündet mit ihr. Ein schönes Mädchen, die Frida! Hochgewachsen, bleich mit dicken braunen Haarflechten und großen schwermüthigen Augen, ein Räthsel —"

Die letzten Worte hatte der Erzähler mit gedämpfter Stimme, mehr nur für sich gesprochen. Nun schwieg er ganz.

Eine mächtige Rauchwolke wirbelte aus seinem Munde zur Decke empor, verschlungene Ringe bildend. Er sah ihr wehmüthig nach und strich sich mit der flachen Hand über den Bart, wie das seine Gewohnheit war.

Aber Niemand unterbrach sein Schweigen, die Ringe zerflossen in nichts, er blickte fast erschrocken in lauter aufmerksame Gesichter und nahm mit einer ungewohnten Hast die unterbrochene Erzählung wieder auf:

„Es ward schlimmer. Dem Schmettau gefiel's nicht mehr bei uns, er war des Stilllebens satt, er sehnte sich nach Sturm. Seine Ausgelassenheit war nur eine Maske, bald genug warf er auch die weg, ward mürrisch, schweigsam, zerstreut, wie's ihm paßte, sagte den Kranz das eine und andere Mal ab und blieb schließlich ganz weg.

Da stellt ich ihn denn zur Rede, denn das ging mich an, der ich ihn

dort eingeführt. Mit launischer Unhöflichkeit durfte er den guten Menschen ihre Freundschaft nicht lohnen.

Er sah's ein. Nun ja, man war nicht immer gleich aufgelegt, er besonders, auch litt er an nervösem Kopfschmerz, der sich gegen Frühjahr immer bei ihm einstellte, hatte viel zu thun und was der leeren Ausreden mehr sind.

Ich ließ das nicht gelten, äußerte unumwunden meinen Verdacht, daß da wieder etwas Anderes mit im Spiel sei, und gemahnte ihn seiner guten Vorsätze.

„Unsinn!" schrie er, schier bös werdend. „Schwatz' doch dergleichen nicht vor den Leuten. Du bringst mich um meinen sauer verdienten guten Ruf."

„Das wirst Du wohl selbst besser besorgen," gab ich ihm zurück und wenig fehlte, daß wir ernstlich in Streit gerathen wären.

Na schließlich versprach er mir denn alles Mögliche und hielt nichts. Heißt das, er kam am nächsten Abend wieder in den Kranz, entschuldigte sich, wie er's bei mir gethan, und spielte den geistreichen Witzbold. Aber mit Ausnahme von Fräulein Emmy, die ihm nach Kräften dabei secundirte, überzeugte er Niemand. Auch war's das letzte Mal, daß er in diesem Kreis erschien.

Die wenigen Abende, an denen die Gesellschaft noch beisammen war — denn mit dem Frühling hörte die Sache von selber auf — verliefen ohne seine Assistenz, ziemlich trübselig, wie ich zugeben muß. Fräulein Emmy selbst war nicht mehr so lustig wie sonst und in Fridas dunklen Augen schwamm's oft feucht, wie von Thränen.

O wie wüthend war ich damals auf den Undankbaren, auf Emmy und die Anderen, die ihn so über Gebühr verwöhnt, auf die Frida, die gar ihr Herz an ihn gehängt hatte, und nicht am wenigsten auf mich selbst, der ich doch schließlich an Allem schuldig war.

Ich ließ den Schmettau, ohne ihm ferner zuzureden, nicht aus den Augen; die bedenklichen Anzeichen mehrten sich und doch wurd' ich nicht klug darüber, woher der sturmkündende Wind eigentlich wehte.

Er hatte ein Mißtrauen gegen mich gefaßt und mied mich, wie er nur konnte.

Mit der Rosalie stand Alles beim Alten, sie verwaltete sein Geld, er machte ihr schöne Redensarten und kleine Geschenke. Selbst sein selteneres Kommen schien sie nicht mehr zu verdrießen, obwohl das im Anfang zu mancher Auseinandersetzung geführt haben mochte.

Die Rosalie war nicht die Person, ihre Gefühle zu verbergen. Die ganze Gesellschaft, ja das ganze Haus wußte es, wenn Regen oder Sonnenschein bei ihr war, und wer das Wetter machte, war auch kein Geheimniß.

Aber, wie gesagt, es war mehr Sonnenschein als Regen.

Sie schien ihm zu trauen. Vielleicht als praktische Wirthschafterin beurtheilte sie sein Verhalten nach seinen Ausgaben, die sie ja controlirte. Da stimmte Alles auf's Beste, ja es blieb sogar meist noch ein Ueberschuß am Ende des Monats, was früher nie dagewesen war. Nun und dann hatte sie ja die rothe Tasche unter sicherem Verschluß. Das war auch mein letzter Trost.

Immer näher rückte der Frühling und der Winter wehrte sich wie ein Verzweifelter, obwohl er fühlen mochte, daß seine Stellung nicht mehr lang zu halten war, oder eben deshalb.

Nichts Abscheulicheres, als so ein Rückzugsgefecht.

Das blies und stürmte, regnete, schneite, blitzte und donnerte durcheinander und dazwischen flog wieder ein Hauch von Mailuft, wie Siegesahnung. Ueberschwemmungen im Thal, Lawinenstürze im Gebirg, Stürme und Schiffbrüche auf der See, vulkanische Ausbrüche, schlagende Wetter und Erdbeben. Innen und außen, oben und unten schien Alles aus Rand und Band. Wenn man das miterlebte oder auch nur aus den Zeitungen las und sah, was die alte und doch so spröde Jungfer Erde, das holde Kampfobject, für ein Gesicht machte, da konnte man wohl mit Shakespeares Richard fragen: „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?“

Ja, es war ein ominöser Frühlingsanfang.

Seit jenem Ball, von dem ich vorhin sprach, hatte sich die Commandeuse nicht mehr öffentlich gezeigt. Es hieß, sie sei leidend. Manche legten ihr's als Laune und Hochmuth aus, Andere schoben die Schuld auf die Eifersucht ihres Gemahls, von der jetzt mehr denn je die Rede war.

Lächerlich! Auf wen hätte unser Oberst eifersüchtig sein sollen? —

Was an dem Geschwätz war, das stellte sich nun heraus, da die hohe Frau ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, die das Klima bei uns nicht vertrug, einen längeren Aufenthalt im Süden zu nehmen gezwungen war. Der Commandeur gab ihr das Geleit bis zur ersten Nachtstation, von wo am anderen Morgen für weitere Reisebegleitung gesorgt war. Er selbst mußte zurück in die Garnison, denn die Compagniebesichtigungen standen vor der Thür — auch so ein Frühlingszauber.

Wir hatten uns natürlich in corpore am Bahnhof eingefunden, der älteste Major überreichte Namens des Offiziercorps ein riesiges Bouquet mit Schleifen in den Regimentsfarben.

Sie war wirklich angegriffen. Wir hatten sie Alle lang nicht gesehen und nun im Dämmerlicht des reservirten Wartesalons fiel mir's besonders auf. Viel Farbe hatte sie ja nie gehabt. Aber so bleich, so leidend, so zart und gebrechlich, wie sie in dem hellen Reisekleid aussah — — Nur die blaugrünen, dunkelumränderten Augen schienen noch größer, als gewöhnlich, Nixenaugen von wahrhaft transparentem Glanz, und ich überzeugte mich heut erst, daß sie ein berückendes Weib war. Auch der Mund mit den brennendrothen Lippen trug zu dieser Erkenntniß bei, obwohl das Lächeln,

zu dem sie ihn zwang, etwas Wehmüthiges hatte. Wieder hatte sie einen Busch bluthrother Nelken vor die Brust geheftet. Als der Zug angekündigt war, verabschiedeten wir uns, die Einen mit einer Verbeugung, die Anderen mit einem Händedruck, Einige auch mit einem Kuß auf die kleine, weiße Hand, je nach dem Verhältniß, in dem sie zu der Familie gestanden, oder auch nach eigenem Höflichkeitsbedürfniß.

Ich sah während dieses Ceremoniels zufällig auf den Obersten, der vornehm, gleichgültig bei Seite stand und auch im eleganten Civilanzug, dem langen Kaisermantel mit übergehängter Reisetasche, den strammen Militär nicht verleugnete.

Plötzlich schien ein Fieberschauer die hohe Gestalt zu durchzucken, die eine Hand fuhr nach der Schnurrbartspitze, welche sie krampfhaft zu drehen begann, das Gesicht wurde erdfahl, die Augen, aus denen jeder seelische Ausdruck gewichen schien, hefteten sich mit unheimlich drohender Starrheit auf eine Stelle. Unwillkürlich folgten die meinigen ihrer Richtung.

Schmettau war eben an der Reihe des Abschiednehmens, er hielt die Hand der Dame in der seinigen, einen Augenblick zögernd, ob er die Lippen darauf drücken durfte, wie sein Vorgänger, als der Zug pfiff, der Commandeur auf seine Gattin zuschritt, ihren Arm nahm und sie zum Perron führte. Schmettau taumelte zurück und verfärbte sich. Hatte er freiwillig auf den Handkuß verzichtet oder war er ihm abgeschnitten worden? Bei der Schnelligkeit, mit der sich Alles abspielte, war's schwer zu entscheiden. Kaum weiß ich, ob's außer mir Jemand so bemerkt hatte. Gleich darauf fuhr der Zug an, die Herrschaften stiegen ein und wir gingen wieder unserm Dienst nach. Aber es war ein böses, ein rachsüchtiges Lächeln gewesen, mit dem Schmettau dem abfahrenden Zug nachblickte.

Die Geschichte passirte an einem Freitag, ich weiß es wie heute. Wir hatten noch über den Muth der Reisenden gescherzt, die der üblen Vorbedeutung dieses Tages zu trotzen wagten. Ich war voll trüber Ahnungen.

Samstag Abend schon kehrte der Commandeur zurück und Samstag Mittag fehlte Schmettau bei Tisch im Kronprinzen.

Schon in der vorhergegangenen Frühmesse war uns Allen das wortkarge Wesen der Rosalie aufgefallen; sie hatte sich auch nicht, wie das bei guter Laune geschah, an dem hier üblichen Würfelspiel betheiligt. Die übrige Familie zeigte sich gar nicht und die Verbindungsthür zum Wohngemach blieb hermetisch verschlossen, was stets für ein böses Zeichen galt. Nicht für ihren zärtlichsten Anbeter war das Gretchen sichbar. Die Kellner schlichen scheu und ängstlich umher und drückten sich so schnell sie konnten. Selbst die Vierfüßler waren verschnupft und machten mißmuthige Gesichter.

Nur einen Augenblick erschien die Rosalie im Speisesaal.

„Wo bleibt denn Schmettau heut?“ scholl es ihr von allen Seiten entgegen.

Sie überhörte die Frage erst und erwiderte dann in einem Ton, der viel zu barsch war, um gleichmüthig zu klingen:

„Was weiß ich, wo der sich herumtreibt!“

„Und die Tasche? Ist denn die rothe Tasche noch an ihrem Platz?“ frugen mehrere Stimmen zugleich.

„Nein.“ Damit verließ Rosalie das Gemach und warf die Thüre mit Wucht hinter sich in's Schloß.

„Donnerwetter! Das kündet Sturm!“ scherzten und lachten die Anderen, mir war's nicht mehr darum, ich sprang auf und ging ihr nach.

Drüben fand ich sie schon wieder am Bureau sitzend und Rechnungen ausziehend.

„Fräulein Rosalie,“ sagt' ich. „Wissen Sie wirklich nicht, wo Herr von Schmettau ist?“

„Nein, wie soll ich das wissen?“ antwortete sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Hat er wirklich die rothe Tasche?“ frug ich weiter.

„Ja.“

„Und Sie selbst haben sie ihm gegeben?“

„Die Fanny hat sie ihm gegeben, da ich fort war,“ erwiderte sie zornig, machte einen dicken Federstrich unter den letzten Posten, klappte das Buch zu und ließ mich stehen.

Nun, ich wußte vorerst genug, auch warum die Thür drüben geschlossen blieb und das Gretchen sich nicht sehen ließ, wußt' ich jetzt. Sie mochte ihre Gutmüthigkeit theuer bezahlt haben, denn so böse hatt' ich die Rosalie nie gesehen.

Nach Tisch begab ich mich in Schmettaus Wohnung, stark war meine Hoffnung nicht, ihn dort zu treffen, und die Aussagen seines Dieners bestätigten meinen Verdacht.

Er war kurz vor Mittag mit dem Courirzug abgereist; wohin, unbekannt. Eine Depesche seines Bruders hatte ihn gerufen. Würde er heute noch zurückkehren oder wann? Er hatte nichts hinterlassen.

Der Bursche war offenbar mißtrauisch und instruirt darüber, was er auf solche Fragen zu antworten habe.

Also Schmettau war fort. Urlaub hatte er keinen, das wußt' ich. Aber der nächste Tag war ein Sonntag und am Montag bezog seine Compagnie den Garnisonsdienst; da war er auch frei, wenn nichts Besonderes befohlen wurde. Er war der Mann, das stillschweigend vorauszusetzen und die beiden Tage fortzubleiben.

So that er auch, wie er früher oft gethan. Es war ein leichtsinniger Streich, der ihm hundert Mal so hingegangen. Warum nicht diesmal auch? Warum war ich gerade diesmal so ängstlich? —

Richtig, am Montag bestellt der Commandeur die Offiziere in bequemem

Anzug auf's Regimentsbureau, seine Directiven für die Besichtigung mit ihnen zu besprechen.

Schmettau erscheint nicht. Wo ist er? Niemand weiß. Man schickt nach ihm, vergebens. Sein Diener wird gerufen. Der stammelt etwas von einer Depesche, die heut früh erst eingetroffen sein soll, und macht aus dem Bruder zur Abwechslung eine kranke Tante.

Der Commandeur weiß genug, er macht ein sehr ernstes Gesicht, fast so ernst wie neulich im Wartesalon, dann fährt er in seinen Directiven fort.

Montag Nacht kehrt Schmettau zurück, Dienstag früh ist er beim Rapport. Zwei Tage Stubenarrest sind das Ergebniß einer längeren Besprechung, von der Niemand Näheres vernommen.

Uebrigens schon am nächsten Morgen schenkt ihm der Commandeur die Hälfte der Strafe.

Ich eile zu ihm, sobald mir das zu Ohren kommt, finde ihn wüthend über die Gnade, die er nicht begehrt hat, dabei bleich und verstört, wie ich ihn lang nicht gesehen. Na und so kommt er auch des Abends in den Kronprinzen.

Den Abend will ich mein Lebtag nicht vergessen. Wir saßen schon Alle beisammen, da er spät eintrat und die Rosalie, die am Bureau saß, mit einem frostigen „Guten Abend, Fräulein," begrüßte. Da kein Gegengruß erfolgte, sondern die Feder nur heftiger kratzend über's Papier hinflog, zauderte er einen Augenblick und wiederholte seinen Gruß. Auch jetzt sah die Rosalie nicht von ihrem Geschäft auf und blieb stumm. Achselzuckend und mit einem bösen Lächeln, das wir Alle kannten, schritt er vorbei, etwas über die Pflichten der Höflichkeit in den Bart murmelnd.

Er bot uns einen guten Abend, den wir ihm zurückgaben, ohne daß Einer auf seine Reiseabenteuer anzuspielen gewagt hätte. Dann griff er nach einem Stuhl, darauf Schips, mit einer himmelblauen Schleife im Schopf, kurz zuvor Platz genommen hatte.

„Fort von hier, Bestie!" rief Schmettau gereizt. Das Hündchen sah ihn erstaunt an und gähnte.

„Fort! sag ich." Nun ging das Gähnen in ein leises Knurren über, womit das Thier andeuten wollte, daß ihm die Sache, die es erst verwundert, dann gelangweilt hatte, nunmehr lästig zu werden beginne. Aber im nächsten Augenblick schon ward aus dem Knurren ein Wehgeheul.

Schmettau hatte die Andeutung nicht verstanden. „Wart', Du Köter, ich will Dich Anstand lehren, wenn's Andere nicht thun," schrie er, faßte den blonden Knirps im Genick und schleuderte ihn unsanft zu Boden, wo er mit hochaufgezogenem Bein ein Miserere anstimmte, davon einem die Ohren gellten.

Mit einem Ruf der Mißbilligung sprang Gretchens jüngster Verehrer, der schon längst den Gekränkten gespielt hatte, von seinem Stuhl auf, nahm das keifende Thier unter zärtlichen Koseworten in seine Arme und trug

es in's Nebenzimmer, auf dessen Schwelle beim ersten Schmerzenslaut ihres Lieblings Mutter und Tochter händeringend erschienen waren.

Aber auch die Rosalie hielt nicht länger an sich. Todbleich war auch sie und ihre Augen schossen Blitze, als sie vor Schmettau hintrat, der inzwischen mit erzwungener Ruhe die Speisekarte gemustert hatte und dem Kellner sein Mißfallen über den Mangel an Abwechselung darin aussprach.

„Herr Lieutenant," begann Rosalie, es war mehr gekreischt als gesprochen. „Wenn Sie Ihre üble Laune an unschuldigen Thieren auslassen wollen, so wählen Sie sich andere Objecte und ein anderes Local dazu aus, als die unsrigen."

„Ich bin hier im Wirthshaus, nicht in der Menagerie oder im Thierschutzverein. Ziehen Sie Ihre Köter besser oder sperren Sie dieselben in den Stall, wo sie hingehören. Hier belästigen sie die Gäste," gab ihr Schmettau gelassen zurück und zum Kellner sagte er: „Bringen Sie mir in Gottes Namen die unvermeidliche Cotelette, es giebt ja doch sonst nicht viel, und ein Glas Wein von der Sorte, die am wenigsten sauer schmeckt."

„Wenn Ihnen unsere Speisen nicht schmackhaft genug und unsere Weine zu sauer sind, so steht es Ihnen frei, beides an einem anderen Ort zu genießen," fiel ihm Rosalie, immer gereizter werdend, in's Wort.

„Das weiß ich," erwiderte er mit höhnischem Gleichmuth, „aber es ist nun einmal eine schlechte Gewohnheit von mir, meine Abende, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun weiß, hier zu verbringen."

„Niemand wird Sie vermissen, wenn Sie dieser schlechten Gewohnheit entsagen wollen."

„Darüber steht Ihnen kein Urtheil zu; ich komme der Gesellschaft und nicht der Wirthschaft wegen, die allein ich in Ihnen vertreten sehe."

Das war zu viel, das hatte ihr noch Keiner zu sagen gewagt. Zorn, verletzte Eitelkeit, Eifersucht raubten Rosalien den letzten Rest von Fassung und machten eine Furie aus ihr.

„So bitte ich auch meine Tasche zurück," schrie sie, „die Sie ohne mein Wissen mit fortgenommen haben. Die gehört nicht zur Wirthschaft, sie ist mein Privateigenthum."

„Sie sollen sie haben gleich morgen früh, heute werden Sie ja wohl nicht mehr verreisen. Uebrigens war's Ihre Schwester, die sie mir gab."

„Meine Schwester hat kein Recht, über Dinge zu verfügen, die mir gehören. Die Tasche ist mein Eigenthum, ich gebrauche sie und es kann mir nicht gleichgültig sein, in wessen Händen sie sonst herumgeht und fährt und welchen unsauberen Zwecken sie sonst dient. Ich will sie sofort wieder haben."

„Wie Sie wünschen," erwiderte Schmettau, dem die letzte Anspielung das Blut aus den Wangen trieb. „Rufen Sie mir die Ordonnanz, Kellner!"

Der Mann, welcher zu unserer speciellen Bedienung commandirt war,

erschien. Schmettau gab ihm den Auftrag, seinen Diener aufzusuchen, sich von diesem die Tasche übergeben zu lassen und sie der Eigenthümerin auszuliefern. Dann erhob er sich. „Meine Herren," sagte er, „ich bedaure, Sie so bald verlassen zu müssen, aber ich bin heut etwas ermüdet und nicht für den Genuß so gebildeter Damengesellschaft geschaffen. Gute Nacht." Damit nahm er Mantel und Mütze und ging.

Die Rosalie keifte ihm etwas nach, das sich auf den Bildungsgrad seiner sonstigen Damenbekanntschaften bezog, davon er aber keine Notiz mehr nahm. Dann vergrub sie sich wieder in ihr Hauptbuch. Eine halbe Stunde später brachte die Ordonnanz die rothe Tasche. Sie nahm sie dem Mann mit verächtlicher Vorsicht aus der Hand und warf sie in den Kasten.

Wir, die wir stumme Zeugen dieser widerwärtigen Scene gewesen, suchten jetzt vergebens nach anderen Gesprächsstoffen, fanden nur die allergleichgültigsten und zogen uns verstimmt früher als gewöhnlich zurück.

Schmettau mied von nun an die an's Wohngemach grenzenden Wirthschaftsräume, die Rosalie dagegen unser reservirtes Local, das Gretchen nähte hinter verschlossener Thüre, kurz das ganze patriarchalische Verhältniß war gestört und blieb's.

Anfangs hatte ich an eine Versöhnung der beiden Hitzköpfe geglaubt, obwohl ich selbst noch am gleichen Abend die Auslieferung der Kassenbestände vermittelt hatte, die stets einem Bruch gleichkam. Allein so, wie ich die Rosalie in den nächsten Tagen herumgehen sah, gab ich bald alle Hoffnung auf und behielt nur ein leises Bangen, sie möchte dem treulosen, undankbaren Verehrer noch einen schlimmen Streich spielen. Offenbar war sie bis in's Herz beleidigt; ich hatte sie bisher wohl als eine jähzornige Person gekannt, nun aber sah ich etwas wie Haß und Rachsucht aus ihren Augen leuchten. Eine gute Seite aber hatte der Vorfall auch für mich. Die rothe Tasche, dacht' ich, gegen die ich ein abergläubisches Mißtrauen hegte, wird nun wenigstens kein weiteres Unglück mehr stiften. Doch darin sollt' ich mich täuschen.

Zwei Tage später kam Schmettau sehr erregt in meine Wohnung.

„Du, Du mußt mir einen Freundschaftsdienst leisten," hub er an, „einen großen, von dem viel abhängt."

„Gern," erwiderte ich, „wenn's in meiner Macht steht."

„Du mußt mit der Rosalie reden. Die Tasche war noch nicht völlig ausgepackt, da sie mein Diener zurückgab; ich vermisse einige Gegenstände. Seit vorgestern durchsuch' ich alle Kasten und Schubladen danach, ich kann sie nicht finden, sie können nur in der Tasche zurückgeblieben sein."

„Aber Unglücklicher!" rief ich, „was für Gegenstände sind es denn? Solche die — — —"

„Kleinigkeiten," unterbrach er mich, „ein Handschuh, ein Bild, aber es liegt mir daran."

„Kleinigkeiten, an denen Deine Ehre, vielleicht Dein Leben hängt?!"

Er gab keine Antwort darauf, aber er ließ den Kopf hängen und ich merkt's an seinem Händedruck, an dem flehenden Ton seiner Stimme, daß ich mich nicht getäuscht. Es mußte eine ernste Sache sein, die selbst der leichtsinnige Schmettau nicht auf die leichte Achsel nehmen konnte.

„Thu' mir den Dienst," bat er, „wenn Du je mein Freund warst, aber schnell, jetzt gleich. Sprich mit der Rosalie, überrede sie, bitte sie, zwinge sie, entreiß' ihr mein Eigenthum mit Gewalt."

„Ja," sagt' ich, „wär's denn nicht besser, Du gingest selbst hin und erprobtest Deine oft bewährte Beredtsamkeit an ihrem spröden Herzen? Eine kleine Satisfaction bist Du ihr so wie so schuldig."

„Ich kann nicht," protestirte er mit einem Ton und einer Miene, die mir zeigten, daß er sie nie ernstlich gern gehabt, „ich kann sie nicht sehen, geschweige denn mit ihr sprechen, auch bin ich jetzt viel zu erregt. Ich bitte Dich, geh' Du."

„Nun denn," schloß ich, „ich will mein Möglichstes thun."

Er drückte mir die Hand, daß die Knochen knackten, und ich lief sogleich in den Kronprinzen.

Es war noch früh am Tag und ich mußte Fräulein Rosalie, die stets spät zu Bett kam, von der Toilette rufen lassen. Darüber verstimmt erschien sie in einem Aufzug, der ihrer Schönheit nicht eben zum Vortheil gereichte.

„Sehen Sie selbst nach," rief sie, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, und warf die leere Tasche auf den Tisch. Ich durchsuchte sie bis in die geheimsten Falten, nichts war darin, als wieder etwas Liebesheu, aber ein Parfüm drang mir in die Nase, das mir seltsam bekannt vorkam. Ein ganz ungewöhnlicher Geruch, Heliotrop mit irgend einer Mischung. Wo mocht' ich nur dergleichen in den letzten Tagen gerochen haben? Am Bahnhof? — Ja da war's, als wir die Commandeuse verabschiedeten, und wieder fiel mir der starre Blick unseres Obersten ein. Unsinn! —

Rosalie sah meinen vergeblichen Bemühungen mit höhnischem Blick zu.

„Und Sie wissen wirklich nicht, daß etwas in der Tasche zurückgeblieben wäre? Könnte es nicht einer der Dienstboten an sich genommen haben?" fragte ich sie.

„Fragen Sie die Dienstboten, ich pflege mich nicht mit fremdem Eigenthum zu bereichern. Uebrigens ist die Tasche unberührt, so wie sie zurückkam, wie ich selbst sie der Ordonnanz aus der Hand genommen."

„Es liegt Herrn von Schmettau sehr, sehr viel daran," bemerkte ich noch, indem ich sie fest ansah und meinem Blick einen richterlichen Ausdruck zu geben suchte.

Sie hielt ihm triumphirend Stand und ich sah wohl ein, daß ich nichts bei ihr ausrichten würde, selbst wenn sie sich schuldig fühlte.

„Wenn Herr von Schmettau," erwiderte sie spitz, „Geheimnisse hat,

an deren Bewahrung ihm so sehr viel liegt, so sollt' er sie, mein' ich, nicht in fremde Taschen stecken. Und nun ist mein Verhör ja wohl zu Ende. Guten Morgen, Herr Lieutenant." Damit entschwebte sie stolz nach den inneren Räumen.

Ich frug noch die Kellner und Dienstboten aus, Alles vergebens. Nochmals durchsucht' ich die verfluchte Tasche, umsonst. Wenn die Rosalie im Besitz der verrätherischen Gegenstände war, so war Schmettau verloren, die feste Ueberzeugung nahm ich mit und machte ihm auch kein Geheimniß daraus. Er begann eine neue Haussuchung.

Wir hatten an dem Abend gerade das letzte Musikkränzchen bei Sanitätsraths. Fast Alle hatten auf Schmettaus Besuch gehofft und da ich allein kam, grüßten mich einigermaßen enttäuschte Gesichter. Das meinige selbst hatte die Sorge um des Freundes Geschick nicht freudiger gemacht. Unwillkürlich machte sich Jeder seine eigenen Gedanken, die er für sich behielt. Große Komödianten waren wir Alle nicht und so schwebte ein zerstreuter, unbehaglicher Zug über der Unterhaltung. Auch die Instrumente wollten nicht recht zusammenstimmen, jeden Augenblick vergriff sich eines der Mitwirkenden und der letzte Abend schloß mit einer allgemeinen Disharmonie.

Wie ich am anderen Morgen in die Kaserne komme, hör' ich von den Kameraden: Der Schmettau ist zum Oberst berufen worden.

„Da haben wir's!" rief ich unwillkürlich, denn daß ein Unglück in der Luft schwebte, fühlte ich bestimmt. Die ganze Nacht hatt' ich von nichts Anderem geträumt.

„Auf's Regimentsbureau?" fragte ich.

„Nein, in die Wohnung," hieß es.

„Nun," zwang ich mich möglichst gleichgültig hinzuwerfen, „dann wird's ja wohl nicht gefährlich sein." Allein die Anderen glaubten mir das so wenig, wie ich selbst.

Ueber eine Stunde hatte Schmettau beim Obersten verbracht, dann hatte er sich nach Haus begeben. Er kam nicht zu Tisch, sondern ließ sich das Essen durch seinen Diener holen.

Gleich nach der Mahlzeit eilt' ich zu ihm. Ich fand ihn am Schreibtisch sitzen, der Ofen qualmte von verbrannten Papieren.

„Wieder einmal Stubenarrest?" fragt' ich auf der Schwelle.

„Nein, komm nur. Wie könnt' ich Dich sonst empfangen?"

„Aber warum warst Du nicht bei Tisch?"

„Ich habe eine Menge Correspondenzen zu besorgen, ein Geschäft, das ich in letzter Zeit sträflich vernachlässigt habe. Nun soll's in einem Zug erledigt werden."

„Und was hast Du mit dem Obersten gehabt?"

„Nichts, eine Privatangelegenheit. Sei unbesorgt, es ist Alles in bester Ordnung, auch die vermißten Gegenstände haben sich gefunden.

Wir haben der Rosalie Unrecht gethan. Willst Du eine Tasse Kaffee mit mir trinken?"

„Wenn ich Dich nicht störe."

„Nicht im Geringsten. Was fällt Dir ein, lieber Freund?" Er zündete sofort die Spiritusflamme an und goß, als das Getränk bereitet war, die Tassen voll. Wir rauchten eine Cigarre und unterhielten uns über alles Mögliche. Auch nach Sanitätsraths erkundigte er sich, bedauerte sein gestriges Wegbleiben und trug mir Grüße und Entschuldigungen auf.

Er war etwas bleich, aber sonst wie umgewandelt, wieder ganz der alte, liebenswürdige Kamerad von einst, ehe die Weibermanie über ihn gekommen war. Der nervöse, überreizte Zug war aus seinem Wesen gewichen; was uns in der letzten Zeit gegenseitig entfremdet hatte, schien ausgeglichen, vergessen. Der Ton seiner Stimme klang ungemein herzlich, er schien beruhigt und ich wurd's auch.

Es schlug drei Uhr, ich mußte in den Dienst.

„Hast Du denn keinen Dienst heute Nachmittag?" frug ich ihn, den Degen anschnallend.

„Ich hab' mir Urlaub genommen für heute eben wegen der Geschäfte," erwiderte er.

„Und sieht man Dich den Abend?"

„Schwerlich. Leb wohl, lieber Freund." Und er drückte mir die Hand so fest, wie neulich.

So wird sich's wohl bei der geheimen Unterredung um ein Schulden-arrangement gehandelt haben, dacht' ich mir, während ich zur Compagnie ging, und das scheint sich Allem nach ohne Schwierigkeit zu vollziehen. Es war mir wirklich viel leichter um's Herz, und ich schämte mich heimlich meines Schwarzsehens.

O, welch ein Thor war ich!

Am gleichen Abend ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: der Schmettau hat sich erschossen.

Und so war's auch, ich bewahre heut noch den Revolver, mit dem er's gethan. Fünf Kugeln stecken noch in der Trommel, die sechste ging ihm mitten durch's Herz, vor seinem Schreibtisch, just nachdem der letzte Brief versiegelt und die Correspondenz erledigt war.

Unter den Briefen, die noch dalagen, war auch einer an unsern Obersten adressirt. Darin gab er seine zerrüttete Vermögenslage als Grund seines Selbstmords an, wie uns officiell mitgetheilt wurde.

Trotzdem, daß der Grund hinreichend war, gingen doch die unheimlichsten Gerüchte in der Stadt um. Man sprach, wie immer in solchen Fällen, von einem amerikanischen Duell, brachte die Person des Obersten und die seiner Gattin in gehässigster Weise mit in's Spiel, auch die Rosalie und die rothe Tasche. Gott weiß, wie die Leute von der Geschichte erfahren hatten, aber so etwas spricht sich rasch weiter.

Was daran richtig war, weiß ich nicht. Wir mußten uns an die officielle Mittheilung unseres Vorgesetzten halten.

Nur dem Obersten verleidete das Geschwätz bald seine Stellung, er ließ sich versetzen und kurz darauf pensioniren. Auch seine Frau kehrte nicht mehr in unsere Garnison zurück, ich hab nie wieder von ihr gehört. Und jetzt ist auch über Schmettau und die Geschichte lang Gras gewachsen.

Damals wurde er allgemein betrauert, sein Loos hatte Alle versöhnt, auch im Kronprinzen beklagte man ihn aufrichtig. Aber unser gemüthlicher Verkehr dort blieb gestört. Das alte Verhältniß ließ sich nicht mehr herstellen und damals tauchte zum erstenmal der Gedanke, ein Casino zu gründen, in uns auf, der freilich erst viele Jahre später und durch die Zeitläufe begünstigt, zur Ausführung kam.

Aber noch andere Folgen hatte Schmettaus Tod. Die gehen mich freilich nur persönlich an, doch da wir einmal dran sind, will ich Euch die Geschichte auch bis zum Schluß erzählen.

Wie ich an jenem Abend zu Sanitätsraths stürze, kommt mir Fräulein Frida schon im Gang todbleich entgegen mit der Frage: „Ist's denn wahr?"

Was sollt' ich ihr sagen? Ich nickte nur stumm mit dem Kopf und faßte ihre Hand gerade noch rechtzeitig, um sie, die mit einem Schrei in Ohnmacht fällt, vor dem Sturz auf die Steinfließen zu bewahren. Die Eltern eilten herbei, wir brachten die Ohnmächtige auf ihr Zimmer, wo sie auch bald wieder zur Besinnung kam. Aber von Stund an war sie krank, schwerkrank und sie ist auch im nächsten Frühjahr in einem Kurort hoch in den Alpen droben gestorben, an der Schwindsucht, wie die Aerzte sagten. Ich glaub's nicht. Wenn Eine an gebrochenem Herzen gestorben ist, so war sie's.

Damals aber glaubt' ich, die Krankheit sei zu kuriren, es gebe ein Mittel dagegen, nämlich die treue Liebe eines braven, ehrlichen Mannes, und ich bildete mir ein, der brave, ehrliche Mann sei ich selbst und es sei nach allem Vorgefallenen geradezu meine Pflicht, das Herzeleid, das dem armen Ding indirect doch nur durch meine Schuld wiederfahren, gut zu machen und — — nun, ein paar Monate später hatt' ich auch richtig den schönsten Korb.

Es war kein verletzender Korb, ich lernte bei der Gelegenheit erst recht die ganze Seelengröße des stillen Mädchens kennen und schätzte sie darum nur um so höher. Der Familie gegenüber aber fühlt' ich mich meiner Schuld noch nicht quitt. Ein gestandener Mann war ich auch und des Junggesellenlebens aufrichtig satt. Da warb ich um die Emmy, deren munteres Naturell mir von Anfang an zugesagt hatte, und die sagte lachend: Ja.

Die Eltern gaben ihren Segen und drei Monate später war Hochzeit. Seht, so bin ich zu meiner Frau gekommen."

Der alte Hauptmann schwieg, die Pfeife war ihm wieder ausgegangen.

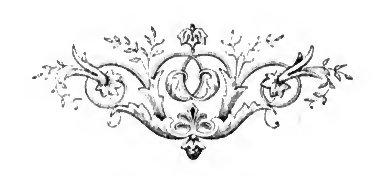
Auch die Anderen hielten sich still, nur der blasse Lieutenant schnarchte auf der Ofenbank.

Durch die Butzenscheiben aber drang ein verdächtiger Lichtschimmer, und als jetzt Einer plötzlich „Ordonnanz, Sect!“ rief, und die Ordonnanz mit verschlafenem Gesicht die Thüre aufriß, um zu melden, daß die letzte Flasche geleert sei, da sah man, daß es im Gang draußen schier heller Tag war. Ein Lärm von Trommeln und Trompeten ließ sich in der Ferne vernehmen.

„Donnerwetter!“ rief der Hauptmann Horn, zur Bestätigung seines Verdachts die Uhr ziehend, „schon Tagwache? Wahrhaftig! Na nun aber gute Nacht, meine Herren oder vielmehr guten Morgen. Diesmal hab' ich mich ordentlich verplaudert.“

Damit stand er auf und ging unbekümmert um die verschiedenen Stimmen, die einen Knickebein oder eine Tasse Kaffee vorschlugen, da der Tag nun doch einmal angebrochen sei.

Schleunigst eilte er die Treppe hinunter und seiner Wohnung zu. Aber je näher er dieser kam, desto langsamer ward sein Schritt, desto nachdenklicher seine Haltung. War er mit seinen Gedanken noch in der alten Zeit, bereute er's, zu viel aus der Schule geschwatzt zu haben oder quälte ihn die Besorgniß, ob ihn die muntere Emmy heute so lustig empfangen werde, wie damals?





Arthur Schopenhauer.

Zu seiner hundertjährigen Geburtsfeier.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Et quando ab hominibus sui temporis parum intellegebatur, posterorum se judiciis reservavit.

roßer Männer Grabstätte ist die ganze Welt." So sagte Perikles in seiner berühmten Leichenrede auf die im peloponnesischen Kriege Gefallenen. Und als Schopenhauer von seinen Freunden gefragt wurde, wo er bestattet sein wolle, antwortete er: „Wo ihr wollt. Die Nachwelt wird mich finden."

Es giebt Männer, deren geistige Wirksamkeit nur nach Jahrhunderten gerechnet werden kann. Gewölk und Nebel der Tagesmeinungen und Tagesvorurtheile verhüllen das Sonnenlicht, das von ihnen ausgeht, und erst wenn jene Schleier durch die siegreiche Kraft des ruhig emporsteigenden Gestirns verscheucht sind, vermag dieses sein Licht und seine Wärme überall hin zu verbreiten.

Solche Geistesheroen, deren Wirken durch keine Grenzen in Zeit und Raum beschränkt wird, die ihre Festtage nach ablaufenden Jahrhunderten zählen, haben meist während ihrer Lebenstage Spott und Verachtung, Verunglimpfung und Lästerung im vollsten Maße erfahren und ruhig ertragen, da ihnen ein hehres Ideal vorschwebte, dem sie alle ihre Kräfte freudig widmeten, und in dessen Dienste kein Opfer ihnen zu schwer wurde — die Wahrheit. Der heisere Schrei „Crucifige!" den die blöde, verständnißlose Menge, will sagen Majorität, ihnen entgegen rief, schreckte sie so wenig, als sie der voltus instantis tyranni eingeschüchtert hätte. Waren

sie doch selber durchdrungen von der Wahrheit, die Krischna dem Arjuna enthüllt in jenem Juwel der indischen Literatur, die in englischer Uebertragung*) lautet:

Of many thousand mortals, one perchance,
Striveth for Truth; and those few that strive —
Nay and rise high — one only — here and there —
Knoweth Me, as I am, the very Truth.

Wenige unter jenen Auserwählten sind, auf die dieser Spruch so wohl anwendbar ist, von dessen Wahrheit auch kaum Einer so tief durchdrungen war, als er, dessen hundertjährigen Geburtstag heute Deutschland und die ganze gebildete Welt zu feiern Veranlassung hätte, Arthur Schopenhauer, der Geistesverwandte der Brahmanen, der Wiederentdecker jener tiefen Wahrheiten, die schon vor fast dreitausend Jahren der Mund indischer Weisen und Seher an den Ufern der heiligen Ganga aussprach und lehrte.

Es giebt merkwürdige Zusammentreffen in der geschichtlichen Entwickelung des menschlichen Geistes. Dahin gehört auch, daß in der nämlichen Zeit, da der größte Denker des Abendlandes, Kant, das Geheimniß der menschlichen Vernunft entschleierte und der erstaunten Welt verkündigte, daß dieselbe nur auf Erscheinungen in Zeit und Raum angewiesen und beschränkt sei, daß in dieser Periode auch der Schlüssel zu der tiefsinnigen Lehre der indischen Philosophie in den Sanskritstudien dem Abendlande zugänglich wurde, und daß dadurch eine großartige Synthese sich anbahnte, die auf der vollkommenen Uebereinstimmung der Resultate der beiden von einander unabhängigen Gedankenströmungen beruhend, Ost und West in ihren tiefsten Anschauungen zu vereinigen berufen ist und eine geistige Krisis verursachen wird, deren Folgen heute noch kaum geahnt, geschweige denn vorausgesagt werden können.

Mit seinem Adlerblicke durchschaute Schopenhauer, der das erste Bindeglied dieser Vereinigung sein sollte, die unermeßliche Bedeutung derselben, obschon ihm der Geist der Upanischaden nur aus der kaum zu enträthselnden Uebersetzung des Anquetil du Perron (nach der persischen Uebertragung des Oupnek'hat) sich erschloß. In dem Vorwort zur ersten Auflage seines Hauptwerkes (Die Welt als Wille und Vorstellung), geschrieben Dresden 1818, sagte er, nachdem er die Bekanntschaft mit der Kant'schen Philosophie als die einzige Voraussetzung zum richtigen Verständnisse seines Werkes von dem Leser verlangt hatte: „Ist er (der Leser) aber gar noch der Wohlthat der Vedas theilhaft geworden, deren uns durch die Upanischaden eröffneter Zugang in meinen Augen der größte Vorzug ist, den dieses noch junge Jahrhundert vor den früheren aufzuweisen hat, indem ich vermuthe, daß der Einfluß der Sanskrit-Literatur nicht weniger tief eingreifen wird,

*) Edwin Arnold, The Song Celestial or Bhagavad-Gîtâ. Chapt. VII, p. 60.

als im 15. Jahrhundert die Wiederbelebung der griechischen: hat also, sage ich, der Leser auch schon die Weihe uralter indischer Weisheit empfangen und empfänglich aufgenommen; dann ist er auf das allerbeste bereitet, zu hören, was ich ihm vorzutragen habe. Ihn wird es dann nicht, wie manchen Anderen, fremd, ja feindlich ansprechen; da ich wenn es nicht zu stolz klänge behaupten möchte, daß jeder von den einzelnen und abgerissenen Aussprüchen, welche die Upanischaden ausmachen, sich als Folgesatz aus dem von mir mitzutheilenden Gedanken ableiten ließe." Wer die Entwickelung und den wachsenden Einfluß der Sanskritstudien im Laufe dieses Jahrhunderts einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, der wird den prophetischen Geist, dem diese Zeilen entstammen, bewundern.

Schopenhauer bildet aber auch ein Glied jener Reihe von erhabenen Geistern, die von Platon und Aristoteles herabführt bis auf ihn selbst. Einen einzigen Gedanken, sagte er in dem erwähnten Vorworte, habe er mitzutheilen. Diesen Gedanken konnte er aber nicht kürzer fassen, als indem er ein ganzes Buch schrieb. Und den nämlichen Gedanken beleuchtete er auch in allen seinen späteren Schriften, in denen er gleichwohl sich niemals wiederholte, sondern, ein Meister des Stils, in jedem Satze neu, originell, treffend, prägnant, — was das höchste Lob der sprachlichen Darstellung ist — τὰ καινὰ κοινῶς und τὰ κοινὰ καινῶς aussprach.

Schopenhauers Aeußerung darf uns nicht verwundern, wenn wir das Wesen der philosophischen Wahrheiten und der philosophischen Denker in Betracht ziehen. Jene sind nämlich orphische Urworte, die in einem Momente genialer Inspiration gedacht und ausgesprochen, gleichwohl berufen sind, das ganze menschliche Denken chemisch aufzulösen und neu zu krystallisiren. Darum können auch meist die philosophischen Denker durch einen oder zwei Sätze, welche die Basis ihrer ganzen Lehre und ihre eigenthümliche Stellung in der Entwickelung der Philosophie bezeichnen, charakterisirt werden. Dahin gehört das πάντα ῥεῖ des Herakleitos, das νεῖκος καὶ φιλία des Empedokles. Den Philosophen verstehen aber heißt, die fundamentale Bedeutung eines solchen Satzes einsehen. Darum kann, wie Kant sehr richtig sagte, Philosophie nicht gelehrt werden, wenigstens nicht von den Kathedern und in Handbüchern.

Der Satz des Schopenhauer lautete: Es giebt wirklich so etwas, was man Wille nennt. Das wäre nun der trivialste, inhaltleerste, scheinbar nichtssagendste Satz, den man aussprechen könnte, wenn man nicht seine scharfe Gegensätzlichkeit gegen das wissenschaftliche Denken, wie es als Product der geistigen Entwickelung der Menschheit sich uns darbietet, beachtete. Auf den ersten Blick scheint es nämlich, daß in der Prüfung der Vernunft-Erkenntniß, wie dieselbe den Charakter der modernen Philosophie von Cartesius bis auf Kant ausmacht, die Anerkennung eines selbständigen, individuellen, freien Willens mehr und mehr eliminirt worden sei, so zwar, daß das Vernunftdenken vielmehr ganz und gar auf das Ideal eines aus-

nahmslosen, nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit verlaufenden Naturmechanismus angewiesen erscheint, innerhalb dessen auch nicht die geringste Spur einer freien Handlung, eines selbstthätigen Wollens mehr möglich gedacht werden kann. Darum hat sich auch die Lehre des Materialismus, namentlich unter der Einwirkung des gewaltigen Aufschwungs der ganz auf ihr beruhenden Naturwissenschaften, fast aller denkenden Köpfe bemächtigt und bildet gleichsam die Signatur unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts, das mit so hohen idealen Bestrebungen begonnen hatte.

Gegen diese trostlose, alle Berechtigung des Idealen leugnende und darum Herz und Seele entnervende Weltanschauung empört sich aber innerlich das bessere Selbst aller Edelgesinnten, deren Gedanken vergeblich einen Ausgang aus der sie mit einem festen Stahlnetze umgebenden materialistischen Logik suchen, um auch vor dem Forum der Vernunft die ihnen theuersten und höchsten Güter vertheidigen und behaupten zu können. Der Versuch, der menschlichen Freiheit und dem menschlichen Geiste eine Ausnahmestellung im Weltganzen zu vindiciren, kann jedoch vor dem Vernunftdenken keine Gnade finden, das alle derartigen Versuche als Mysticismus und Dogmatismus zu verwerfen und sofort gegen dieselben das Gesetz der Erhaltung der Kraft, die Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze, die Undenkbarkeit eines ursachlosen Geschehens als unwiderlegliche Argumente in's Feld zu führen bereit ist. Also überall Nothwendigkeit, nirgends Freiheit. Der Wille ist nur Schein, Illusion, das causale, also nothwendige Geschehen Realität, Wahrheit.

Die Wenigsten ahnen, daß das erlösende Wort, das aus diesem scheinbar unzerreißbaren Netze heraus zur Klarheit einer höheren, beruhigenden Erkenntniß führt, schon vor hundert Jahren ausgesprochen worden ist und zwar von dem nämlichen Manne, der die Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze als den alleinigen festen Grund aller Naturerkenntniß aufgestellt und erwiesen hatte, von Kant.

Denn er hatte zugleich erwiesen, daß jene sogenannten Naturgesetze im Grunde nichts anderes seien, als unsere Vernunftgesetze, daß deren Inhalt nur ideale Formen seien, die nur Sinn und Bedeutung hätten, indem sie auf unsere sinnlichen Empfindungen angewandt würden, daß unsere Vernunfterkenntniß darum niemals zu dem wahren Wesen der Dinge gelangen könne, sondern nur auf sinnliche Erscheinungen Anwendung finde, bei denen sie sich beschränken und bescheiden müsse, indem alle Flüge der Phantasie, die nach dem Transscendenten, Absoluten, dem wahren Sein und seinen Gründen versucht würden, die unserer Erkenntniß ewig gesteckten Grenzen überflögen und dem Ikarusfluge glichen, dessen Schicksal sie nothwendig theilen müßten.

Diesen Ikarusflug wagten bekanntlich bald nach Kant: Hegel, Schelling und tutti quanti, während Herbart sich bemühte, die Erscheinungen zu wahren Realitäten zu erhöhen.

Einen Weg hatte Kant offen gelassen, der aus der Welt der bloßen Erscheinung und ihrer strengen Necessitirung hinüberführe in ein Jenseits der Freiheit, der Selbstbestimmung, des wahren Wesens — es war das Sittengebot, die moralische Stimme in der Brust des Menschen. Hier offenbart sich uns eine Causalität aus Freiheit, während in der Natur selbst nur eine Causalität aus strenger Nothwendigkeit vorhanden ist, wie denn ja diese beiden Begriffe eigentlich Wechselbegriffe sind, denn Nothwendigkeit heißt für unsere Vernunft nichts anderes als: Folgen aus einem Grunde. Da nun aber das Letztere die einzige Grundlage aller menschlichen Erkenntniß ist, so folgt, daß ein theoretisches Wissen nur auf dem letzteren Gebiete möglich ist, während das Princip der Freiheit uns wohl in unserem Handeln leitet, niemals aber zum Gegenstande einer theoretischen Erkenntniß tauglich sein kann.

Diese Unterscheidung war von unermeßlicher Wichtigkeit, denn sie bot die einzige Möglichkeit, die materialistische Ansicht auch durch das Vernunftdenken zu widerlegen und für immer zu vernichten. Denn während es früher hieß: die materiellen Dinge sind das einzige Reale, darum geschieht alles in der Welt nach strenger Nothwendigkeit, waren nun diese sogenannten realen Dinge zu bloßen Erscheinungen in Raum, Zeit und Causalität, den Formen unserer Vernunft degradirt und es war dadurch die Möglichkeit gegeben, das wahre Wesen mit dem Begriff der Freiheit in Verbindung zu setzen. Während es also früher hieß: Der Wille, die Freiheit sind Illusion, Schein, Phantasmagorie, nur die materialen Dinge sind **wirklich**, konnte nun der Satz umgekehrt und mit den alten Indern gesagt werden: diese ganze Sinnenwelt ist nur Erscheinung, Schöpfung der Phantasie, Schleier der Maja; das wahre Wesen liegt im Willen, im Selbst, in der Freiheit.

Darum bezeichnet auch Kant*) mit voller Ueberzeugung und in gewohntem Tiefsinn, gleichsam seine ganze Lehre resumirend, die **Idealität** (d. h. das bloße Vorgestelltsein) des Raumes und der Zeit, sowie die **Realität** der Freiheit, d. h. des Willens als die beiden Angelpunkte aller Metaphysik, „davon das erste Princip auf das Uebersinnliche nur hinweist, aber zugleich theoretisch-dogmatisch ist, während die Lehre vom Freiheitsbegriff, als die Lehre von einem erkennbaren Uebersinnlichen nur praktisch-dogmatisch ist."

Kant vindicirte die Freiheit, das wahre Wesen nur dem moralischen Willen des Menschen, insofern derselbe durch Vernunft erleuchtet ist, wie er denn auch Sittlichkeit und Vernunft beinahe identificirte. Alle übrigen Manifestationen der Welt ließ er unbeachtet, indem er die Willensäußerungen der Thierwelt dem blinden Naturtriebe, die unorganische Natur dagegen einem seelenlosen Mechanismus anheimgab. „Was hinter diesen Er-

*) Werke I, pag. 554, Rosenkranz.

scheinungen steckt, das können wir eben niemals erfahren.“ Von den drei Grundeigenschaften des Geistes war ihm das Begehrungsvermögen das höchste und wichtigste, es war das Vermögen, sich nach vernünftigen Maximen und Erwägungen zu entscheiden, setzte also die Vernunfterkenntniß längst voraus.

Nach dieser Auffassung Kants war uns also das wahre Wesen, das Ansich der Welt gänzlich verschlossen und nur durch einen engen Spalt, unser eigenes moralisches Bewußtsein, drang ein Lichtstrahl aus der übersinnlichen Welt in unsere unmittelbare Erkenntniß. So war demnach die Philosophie Kants, so vollständige Aufklärung sie auch über das Werkzeug der menschlichen Erkenntniß, das Augenglas, mit dem wir die Welt betrachten — unsere Vernunft — uns brachte, doch auch wieder unvollständig, indem nur ein Ausnahmefall, der mit allem Uebrigen in gar keinem Zusammenhang stand, das moralische Bewußtsein, einen ganz kleinen Theil der Welt mit höherem Lichte beleuchtete.

An diesem Punkte aber, wo Kant die intelligible Causalität der sensiblen entgegenstellte und die Möglichkeit des Zusammenbestehens beider, der Freiheit und Nothwendigkeit nachwies — eine Leistung höchster menschlicher Besonnenheit und von unsagbarer Wichtigkeit — setzte Schopenhauer den Hebel an, mit welchem er die ganze unseren Sinnen zugängliche Welt bewegte und in einen Gesichtswinkel brachte, von welchem aus sie gleichfalls von den aus unserem eigenen, tiefsten Inneren strömenden Lichtquell beleuchtet und durchstrahlt werden konnte.

„Das was uns in unserem eigensten Inneren als Wille unmittelbar bekannt und bewußt ist, das ist zugleich das wahre Wesen der Welt, die uns außerdem nur als Erscheinung gegeben ist.“ Welch eine gewaltige Umkehrung bisher allgemein gültiger und als selbstverständlich angenommener Gedankenkreise!

Während in aller früheren Philosophie Aufklärung über den Menschen nur von der äußeren, objectiven Welt zu fließen schien, so daß derselbe als ein Naturwesen, das alle Mannigfaltigkeit der Natur in sich vereinigte, also als ein Mikrokosmos aufgefaßt wurde, hat Schopenhauer zuerst die Welt als einen Makranthropos angesprochen, indem er die durch keine äußere sinnliche Erfahrung, sondern nur durch unmittelbare, innere Gewißheit uns bekannte Grundeigenschaft des Willens zugleich als das Grundwesen der Welt verkündigte.

Während alle frühere Philosophie die Erkenntniß — weil sie nothwendig von dieser ausgehen mußte, und Alles ja nur für und durch die Erkenntniß überhaupt vorhanden war — für das Ursprüngliche und Primäre, das Wollen dagegen, welcher Begriff eben meistens auf den vernünftigen Willen der Menschen beschränkt blieb, für eine Folge der Erkenntniß ansah, kehrte zuerst Schopenhauer dieses Verhältniß um, indem er sagte: Das Wollen ist das Ursprüngliche, das Grundwesen des Menschen, wie der

ganzen übrigen Welt. Der Intellect dagegen ist das Secundäre, denn der Wille ist ursprünglich blind, bewußtlos und hat sich erst auf höheren Stufen der Objectivation, beginnend mit dem Thierleben, die Leuchte der Erkenntniß angezündet, einzig in der Absicht, seine Zwecke zu erreichen.

Welch unermeßliche Wichtigkeit diese gänzliche Umkehrung des bisherigen Standpunktes für alle Gebiete des menschlichen Wissens und Wollens haben mußte, läßt sich viel leichter sagen als ausdenken.

Zunächst für die Erkenntnißlehre. Fragen, die früher ganz unmöglich, ja absurd erschienen, wurden möglich, konnten beantwortet werden. Ist die Erkenntniß ein secundäres Product des Willens, so konnte ja wohl der Philosoph die Aufgabe sich stellen: Welcher ist der Ursprung der menschlichen Vernunft? Und welchen Antheil hat der Wille daran gehabt? Was für Wichtigkeit die Beantwortung dieser Frage haben muß, kann keinem Denkenden entgehen.

Doch es wäre ein vermessenes Unterfangen, die tiefe Bedeutung und den unübersehbaren Wirkungskreis der Lehre dieses größten philosophischen Denkers des neunzehnten Jahrhunderts auch nur in den oberflächlichsten Umrissen charakterisiren zu wollen. Bereits beginnt sich auch seine Geisteswirkung so mächtig zu verbreiten, daß die Times neulich mit vollem Rechte sagen durfte: „Es vergeht kein Tag, an dem nicht irgend ein Ausspruch des deutschen Philosophen in englischen Journalen citirt würde."

Nur in einem Bilde, das sich an die antiken Fabelwesen anschließt, möchte ich, nach Art des Lord Bacon, die Stellung Schopenhauers zu den übrigen Auffassungen der Welt, sofern sie ihre Berechtigung in der ursprünglichen Natur des Menschen haben, und auf diesem Grunde eine höchste philosophische Einheit erreicht haben, erläutern.

Drei mythologische Wesen kennt das griechische Alterthum, von denen es heißt, daß sie Kunde von Allem haben, was auf Erden, was in der Tiefe und was am Himmel geschieht. Der Erste ist Proteus, der weissagende Meergreis, dessen Tochter Eidothea (die wissende Göttin, Odyss. IV, 365) heißt, ferner Atlas, der die Säulen, welche Erde und Himmel auseinanderhalten, im Besitze hat, als dessen Tochter Kalypso (die verhüllende Göttin) genannt wird, und endlich Teiresias, der blinde Seher in der Unterwelt.

Von Proteus, dem Vater des Wissens, heißt es, daß er alle Gestalten annehmen konnte und in tausendfältigen Verkleidungen die ihm Nachstellenden zu täuschen und ihnen zu entkommen versuchte. Bald war er Bär, bald Schlange, bald sprühte er im Feuer, bald strömte er als Wasser, bald wehte er im Winde. Fest und fester mußten die, welche ihn zum Reden bringen wollten, denen er die Wahrheit, die ihm allein bekannt war, offenbaren sollte, die Stricke und Fesseln anziehen und keinen Augenblick nachlassen.

In Proteus stellt sich uns aufs ungezwungenste die Einheit der Na-

turkraft dar, die in tausend und abertausend verschiedenen Formen sich verkleidend, stets sich selbst gleichbleibt, das was die Naturforscher heute die „Erhaltung der Kraft“ nennen, was bald Wärme, bald Elektricität, bald Magnetismus, bald pflanzliches, bald thierisches Leben in ewigem Wechsel und Wandel gleichwohl niemals eine Vermehrung oder Verminderung zuläßt, sondern „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ ausmacht. Dies ist heute zum Fundamentalgesetz aller Naturerklärung geworden und zuerst von dem trefflichen Denker, J. Robert Mayer, philosophisch begründet und ausgesprochen worden, d. h. in seiner Anwendung auf concrete Naturerscheinungen, denen das Zeitalter noch immer abstracte, d. h. mythologische Erklärungen zu geben versuchte. Im Grunde hat Mayer nur das eminente Verdienst, das längst von Kant in den „Metaphysischen Anfangsgründen“ Ausgesprochene: „Materie ist das, was sich im Raume bewegt“ klar erkannt und diesen Satz auf die flüchtigsten, ungreifbarsten Dinge, die sogenannten Imponderabilien angewandt, den Proteus, die Eine Naturkraft, in allen ihren Metamorphosen mit der mathematischen Formel gefesselt zu haben, daher er auch seiner epochemachenden Schrift das Motto vorsetzte:

Quo teneam vultus mutantem Protea nodo? (Horat.)

Ist nun Proteus die Verkörperung der Einen Naturkraft und somit der Vater des eigentlichen, abstracten Wissens, der sich nur auf äußere, sinnliche Erscheinungen beziehenden Naturerkenntniß, so ist Atlas, der Vater der Verhüllung, der mythologische Ausdruck dessen, was sich in allen Erscheinungen Inneres oder Uebersinnliches ausspricht und offenbart, was ohne die sinnliche Hülle für unsere Erkenntniß niemals vorhanden sein könnte, was aber nicht das allgemeine, abstracte Naturgesetz selber ist, vor welchem Alles gleich und nur Unterschiede der Erscheinungen zugelassen werden, sondern was sich innerhalb der einzelnen Gesetze als Idee der Wesen offenbart. Es ist hochinteressant, daß der große Denker, der zuerst die eigentlichen, menschlichen Gesetze — welche erst in der christlichen und modernen Zeit durch Uebertragung auf die Natur die in derselben herrschende Ordnung unter dem Namen Naturgesetze metaphorisch zu bezeichnen dienten — nun auch wieder als aus der Natur hervorgehend zu erklären wagte, daß Montesquieu, der geniale Verfasser des Esprit des lois, für eine seiner Schriften, die Considérations sur la grandeur des Romains, das von Friedrich dem Großen so hochgeschätzte Meisterwerk, das Motto wählte: Docuit quae maximus Atlas. Atlas aber lehrte nicht nur die Himmelserscheinungen und ihre Gründe und Gesetze, er lehrte auch unde hominum genus et pecudes und so inspirirte er auch den französischen Weisen, nach den letzten Gründen der politischen Entwickelungen, des Aufgangs und Niedergangs der Völker zu forschen. Hier sind denn die Säulen, die Himmel und Erde verbinden, denn alles dieses Natur-

gesetzliche ist nicht verständlich ohne Voraussetzung des Ethischen, des Inneren, der Idee.

Die Erscheinungswelt und das, was sie innerlich bewegt, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und die Vielheit der Ideen, das ist in der That das Mittelgebiet, wo Inneres und Aeußeres, Himmel und Erde zusammentreffen, das Gebiet des Atlas. Es ist das Gebiet der menschlichen Kunst, die das Innere durch äußere, sinnliche Hülle ausspricht; daher ist Kalypso die Tochter und Hermes, der Gott der Künste und Sprache und Erkenntniß, der Enkel des Atlas — denn all' unsere Erkenntniß beruht auf dem künstlerischen Anschauungsvermögen, welches das innere Wesen in der äußern Erscheinung auffaßt, wodurch die letztere Einheit und Totalität erhält.

Aber wenn wir die unendliche Vielheit der Erscheinungen, wie sie sich unseren Sinnen darbietet, unter der Einheit von Zeit und Raum, als eine einzige Natureinheit — die Kraft — in der abstracten Erkenntniß aufgefaßt haben und dadurch den Proteus fesselten, so die ganze objective Welt in ein einziges Ganzes verwandelnd: — giebt es, so fragen wir, nicht auch einen göttlichen Wahrsager, der uns in Betreff des Inneren, des wahren Wesens, der Vielheit der Ideen jene Einheit zu verkünden vermag, die ja stets das Ziel unserer Vernunft ist, ohne welche die letztere keine Befriedigung findet? Wenn Proteus uns die physische Einheit enthüllt hat, welcher Seher wird uns die metaphysische, die wahre Einheit offenbaren?

Es ist Teiresias. Er ist blind. Die äußere, sinnliche Erscheinung hält seinen Geist nicht gefangen, nur aus seinem Innern schöpft er seine Offenbarungen. Er wohnt im Hades. Er allein hat, nachdem er in den Hades hinabgestiegen, das Bewußtsein, die Erinnerung seiner früheren Zustände, nicht verloren.

Er verkündet die Schicksale der Menschen nach ihrem tiefsten, dunkelsten, ihnen selbst unergründlichen Wesen. Es ist das ihr moralisches Wesen, ihr Selbst, denn ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων. Dieses Selbst ist jenseits des empirischen, bewußten Ich, es manifestirt sich aber für die Erkenntniß als Selbstbewußtsein nur in dem letzteren. Es ist der Urgrund unseres Wesens, darum unergründlich, durch keine Worte zu erfassen und zu erklären. Es ist unveränderlich, dauernd, durch den Tod nicht zu vernichten. Wir geben ihm, sobald wir sein Wirken erklären wollen und desselben bewußt werden, den Namen Willen. Diesen Namen zu verstehen, kann keine Erfahrung, keine äußere Erscheinung, beitragen. Wir verstehen ihn aber von selbst, durch uns selbst, denn er ist unser Selbst

So redete der greise, blinde Seher im Hades und Schopenhauer vernahm seine Offenbarung. Er tauchte in jene Tiefe hinab, die bisher unerforschlich, in ewiges Dunkel gehüllt, gleichwohl in dem Worte: „moralischer Charakter" als die Macht aller Mächte geahnt worden war.

Er that aber mehr als das. Er erkannte, daß dieses geheimnißvolle Grundwesen, das wir mit den Worten Selbst und Wille bezeichnen, das weitentfernt durch äußeres Licht zu entspringen, vielmehr allem Aeußeren erst Licht und Verständlichkeit verleiht, dieses nur jedem Einzelnen subjectiv Bekannte zugleich das Grund- und Urwesen der ganzen Welt sei, die zunächst für die menschliche Erkenntniß nur als Aeußeres, Objectives, Raumerfüllendes vorhanden sei, aber auch Einen Zugang zu ihrem innern wahren Wesen verstattete.

Damit hatte er jene Einheit gefunden, von der wir sprachen, das Metaphysische, das dem Physischen entspricht, das Wesen, dessen Spiegelbild uns in der Erscheinung entgegentritt, die Einheit, die in der räumlich-zeitlichen Zersplitterung die Phantasmagorie, das prismatische Farbenspiel der Maja als Vielheit uns vortäuscht und vorgaukelt.

Und er sprach es aus, das einfache, aber doch so tiefsinnige Wort: „Alle Kraft ist Wille.“ Alles, was der Physiker mit dem Zauberworte Bewegung und Kraft auflöst, welche Worte nichts anderes bedeuten als einen zeitlich-räumlich-causalen Vorgang, das ist für den Metaphysiker, der es von Innen, als wahres Wesen auffaßt: Wille.

Während Kant das Wesen der Erkenntniß, soweit es der menschlichen Geisteskraft möglich ist, ergründet und offen dargelegt hatte, war sein großer Schüler noch tiefer gedrungen und hatte das Wesen der Welt und des eigenen Selbst, soweit es überhaupt der immanenten menschlichen Vernunft möglich ist, entsiegelt und enträthselt.

Darum sagte er auch nach Vollendung seines Werkes, das er den theilnahms- und verständnißlosen Zeitgenossen überreichte, ohne Selbstüberhebung, aber mit gerechtem Stolze: „Ich halte diesen Gedanken für Dasjenige, was man unter dem Namen der Philosophie sehr lange gesucht hat, und dessen Auffindung, eben daher, von den historisch Gebildeten für so unmöglich gehalten wird, wie die des Steines der Weisen.“

II.

An die Nachwelt hatte Schopenhauer appellirt und die Nachwelt, zu der wir heute gehören, hat seine Prophezeihung schon bewahrheitet. Viele von den Götzen, die ehemals als unfehlbare Orakel gepriesen wurden und deren Aussprüche von Mund zu Mund colportirt, für höchste Weisheit ausgegeben wurden, schlafen jetzt in den Bibliotheken den verdienten ewigen Schlaf, ein Fraß der Würmer und Motten. Dagegen steigt das Ansehen Schopenhauers von Tag zu Tag, je mehr die Gebildeten fähig werden, in die Tiefe seiner Gedanken einzudringen, seine gewaltige Geistesarbeit aufzufassen und zu verstehen.

Zu diesen scheinen nun aber mit wenigen löblichen Ausnahmen die Philosophieprofessoren nicht gerechnet werden zu können, an denen sich denn auch der große Denker für ihr von ihm vorausgesehenes Ignoriren

und Sekretiren anticipando weidlich gerächt hat, wie sie wähnen, „mit verbissenem Ingrimm," in Wirklichkeit aber, wie jeder Leser Schopenhauers weiß, mit dem urkräftigen Behagen eines gesunden Humors und mit dem treffendsten Sarkasmus. Daß Schopenhauer sein Schicksal vorausgesehen und sich ruhig in dasselbe ergeben habe, beweisen die Schlußworte der mehrerwähnten Vorrede, in welchen der dreißigjährige, junge Mann sagte: „Und so gebe ich mit innigem Ernst das Buch hin, in der Zuversicht, daß es früh oder spät diejenigen erreichen wird, an welche es allein gerichtet sein kann und übrigens gelassen darein ergeben, daß auch ihm in vollem Maße das Schicksal werde, welches in jeder Erkenntniß, also um so mehr in der wichtigsten, allezeit der Wahrheit zu Theil ward, der nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als parador verdammt und als trivial geringgeschätzt wird. Auch pflegt das erstere Schicksal ihren Urheber mitzutreffen. Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit."

Natürlich waren es ein oder ein paar Schlagworte, die von jenen Kreisen ausgegeben, und dann von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend, dazu bestimmt sein sollten, den großen Denker kurzerhand abzuthun, die denn auch von der meist denkfaulen, jedes eigenen Urtheils baren Menge aufgeschnappt und mechanisch nachgeplappert wurden. Man kennt derartige Beispiele ja manche, wie ein ganzes Geschlecht hinters Licht geführt wurde und die verkehrtesten Urtheile den bedeutendsten Leistungen hartnäckig den Weg versperrten. Grillparzer Schicksalstragödie! — Lazar Geiger paradore Ansicht! — Goethes Farbenlehre dichterische Grillen! versteht sich auch seine Entwickelung und Metamorphose der Pflanze und des Thierorganismus! Jetzt freilich pfeift der ganze Chorus die letztere Melodie, seitdem sie ihm von Darwin vorgesungen worden ist. So konnte es auch nicht fehlen, daß an den Namen Schopenhauer ein paar Scheulappen angeheftet wurden, die schon von Ferne den blöden Schuljungen, genannt Publikum, abschrecken sollten vom eigenen Studium. Foenum habet in cornu, procul fugite! Zu diesen Scheulappen gehörte denn vor allem das Wort Pessimismus, ohne daß jedoch Warner und Gewarnte sich im Mindesten eine klare Idee davon machen konnten, was denn mit diesem Worte eigentlich gemeint sei, alle vielmehr sich eine confuse Masse, eine Art von Herenbrei, der aus den Ingredienzien von Materialismus, Nihilismus, Sensualismus und allen möglichen staats- und gemeingefährlichen —musen und —ismen zusammengerührt war, dabei vorstellten. Es ist wirklich schwer, bei dergleichen Leistungen die Geduld nicht zu verlieren. Schopenhauer der große Idealist, der Kants Idealismus erst vollkommen verständlich machte, mit dem Materialismus, dem geraden Gegentheil, zusammengeworfen! Schopenhauer, dessen Ethik die höchsten Anforderungen an den menschlichen Willen stellt, der die schwerste Aufgabe, die Selbstverleugnung, zum Mittelpunkt seiner Lehre macht — Sensualist und Nihilist! Fürwahr, das erinnert an den edlen

Römer bei Shakespeare, der durch die Rede des Brutus gegen Cäsar begeistert, laut ausruft: Let him be Caesar!

Da es jedoch keinen Unsinn giebt — wenigstens nicht auf philosophischem Gebiete — der nicht Methode hätte, und der nicht mit einem gewissen Schein von Berechtigung vorgetragen würde, so verlohnt es sich wohl, auf die Idee des Schopenhauerschen Pessimismus näher einzugehen, sein Verhältniß zu den allgemeinen Anschauungen und ganz besonders zu den entgegenstehenden, philosophischen Ansichten zu beleuchten, um das Gruseln einigermaßen zu verstehen, das die gedankenlose Menge bei diesem Worte ergreift.

Zunächst könnte man das Letztere ja wohl aus einem instinctiven Gefühl, daß der Pessimismus eigentlich Teufelswerk sei, eine Erfindung des Geistes, der stets verneint, erklären, und sich dabei auf die bekannten Worte aus Goethes Faust berufen:

Der Herr: Kommst Du, nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?
Mephist: Nein Herr, ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen.

Und es steht wohl außer Zweifel, daß eine Nachwirkung der mosaischen Urkunde mit ihrem πάντα καλὰ λίαν (von Leibniz übersetzt: Tout est pour le mieux en ce meilleur des mondes) jener Abneigung gegen Schopenhauer beigemischt ist. Dabei findet eben nur eine leicht verzeihliche Confusion des Denkens statt, daß man den Mann, der mit glühender Beredsamkeit das Leiden und Elend der Welt zugleich mit der moralischen Perversität, die in ihr zu Tage tritt, aufdeckt und brandmarkt, unvermerkt für das, was er wahrheitsgemäß schildert, verantwortlich macht. Warum auch nicht? Was hat er nöthig, uns in unserer behaglichen Ruhe zu stören? Es ist Alles sehr gut, denn nur unter dieser Bedingung sind auch wir sehr gut, und an Letzterem ist doch gewiß nicht zu zweifeln. Wer uns mit Wallensteins Worten will glauben machen:

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten,

der predigt offenbar den Teufel, und wenn er uns zugleich vor seinen Schlingen warnt und uns den Weg zeigt, ihm zu entrinnen, nun, so will er den Teufel mit Beelzebub austreiben!

Es mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß das Jahrhundert der Aufklärung in seinem erbitterten Kampfe gegen die christliche Lehre seinen rationalistischen Glauben gleichfalls durch Wunder, durch Offenbarungen, durch göttliche Belehrungen zu begründen und zu stützen wähnte. Es dünkte sich dabei sehr groß und erhaben. Nicht in dumpfen Kirchenmauern, so hieß es, suchen wir unseren Gott, in dem aufgeschlagenen Buche der Natur, in den Wundern der Sternenwelt wie im Baue des kleinsten Grashälmchens finden wir seine Spur. Mit Flammenschrift verkündet er

seine Allmacht, offenbart er sein ewiges, unendliches Wirken. Demuth und christliche Ergebung sind knechtischer Dienst, des freien Menschen unwürdig. Hoch aufgerichtet ist des Menschen Haupt, er ist bestimmt, die Wunder der Natur zu schauen, freudig das Schaffen der Gottheit darin zu erkennen und Lehren der Weisheit und Tugend daraus zu schöpfen. Da galt denn das Christenthum bei den Gebildeten für einen veralteten Aberglauben; eine neue Lehre, ein neues Evangelium sollte einziehen, einzig und allein auf der Vernunft, auf den neuen, großartigen Entdeckungen der Naturwissenschaften begründet.

Das Evangelium der Natur! Es ist wahrlich traurig zu sehen, wie dieser hybride Begriff, dieser schreiende Widerspruch, der noch sporadisch sich bis auf unsere Tage fortschleppt, einst die Seelen der Besten irregeleitet hat, so daß selbst ein Beethoven in seinem gewaltigen Drange zum Göttlichen emporzusteigen, dem Unendlichen nahe zu kommen und ihm Ausdruck zu verleihen, seine Inspirationen in rationalistischen Andachtsbüchern suchte. Nur Kants großartige Besonnenheit blieb unberührt vom Zuge der Zeit. „Habe ich das Recht, den Begriff eines Uhrmachers oder sonstigen Künstlers auf die Natur anzuwenden und dann der Gottheit beizulegen?" Nur aus dem moralischen Gefühl stammt nach ihm alle Religion, die den Gottesbegriff als das Ideal des Guten in sich schließt. In der Natur selbst und der ganzen Erfahrung von ihr, ist von den höchsten sittlichen Begriffen keine Spur anzutreffen. In ihr herrscht nur die Kraft oder, ethisch ausgedrückt, die Gewalt.

Mit einer Art von wehmüthigem, aber seiner Zeit weit überlegenem Humor urtheilt er über den Rousseau'schen Optimismus, der die ursprüngliche Güte der Menschennatur, die Vergötterung der Natur und ihres Waltens in schwärmerischer Begeisterung predigte. „Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: Seitdem daß man auf dem Grundsatz des Rousseau, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut hat, fängt es an besser zu gehen. Ah, sagte der König, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite, à laquelle nous appartenons." (Kant, Anthropologie, p. 331.)

Wer die heutige philosophische Grundidee der Naturwissenschaften einigermaßen aufmerksam beachtet, dem kann unmöglich entgehen, wie jene optimistische Tendenz, die eigentlich zwei Grunddogmen hatte, nämlich die Göttlichkeit der Natur und die Allmacht der menschlichen Vernunft, einer geradezu entgegengesetzten Tendenz, die man eine pessimistische zu nennen berechtigt ist, Platz gemacht hat. Der Jubel über die Schönheit der Welt, die Vortrefflichkeit des Kunstwerkes ist verstummt, die unendlich höhere Anforderung des Ethischen findet ihre Anwendung auf die Natur, aber die

in diesem Sinne an sie gerichteten Fragen finden eine düstere, nichts weniger als befriedigende oder erhebende Antwort.

Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt,

so etwa lautet das Dogma, auf welches nach dem Vorgange Darwins **alle** heutigen Naturforscher schwören. Das Ueberleben des Stärkeren, der Kampf um's Dasein, das bellum omnium contra omnes werden als die einzigen treibenden und wirkenden Factoren angesehen, durch deren äußeren Zwang alle höhere Vervollkommnung sich vollzieht. Da scheint nicht einmal der Liebe ein Plätzchen gegönnt zu sein, es sei denn, daß man sie als den blinden Geschlechtstrieb auffaßt, der gleichfalls zum Vernichtungskampf antreibend die natural selection befördert. Also, wie Schiller einst sagte, „Hunger und Liebe" oder, darwinisch ausgedrückt, allgemeiner Mitbewerb und geschlechtliche Zuchtwahl erhalten und entwickeln das Getriebe.

Diese pessimistische Weltanschauung, die auch nicht von einem einzigen Lichtstrahl des Höheren, Edleren, d. h. des Idealen durchleuchtet und verklärt wird, ist das Resultat der heutigen Naturbetrachtung. Ihre ethischen Conclusionen, die Wirkung derselben auf das Gemüth und das Handeln des Menschen geben sich in unzweideutigen, höchst bedenklichen Aeußerungen kund. Das Jagen und Rennen nach Reichthum und Genuß, das Haschen nach dem Erfolg um jeden Preis, die schamlose Verleugnung aller höheren Aspirationen, die Bezeichnung der socialen Idee als einer Magenfrage, deren Erledigung nur von der brutalen Gewalt zu erwarten sei — alles dieses hat einen tiefen inneren Zusammenhang mit der materialistischen Naturbetrachtung, die gleichsam eine trostlose Ernüchterung und Reaction gegen die frühere Naturvergötterung und Vergötterung der menschlichen Vernunft bildet.

Rührend und tief melancholisch klingen die Aeußerungen des redlichen, treuherzigen Darwin, wenn er z. B. Anfragen junger Leute, die von ihm Auskunft über ihre Zweifel in den allerwichtigsten Dingen erwarteten und verlangten, beantwortete: „Ich bin ein alter, kranker Mann und verstehe nicht viel. Wollen Sie meine persönliche Meinung wissen, so glaube ich nicht an die Ordnung und Erhaltung der Welt durch ein höheres, göttliches Wesen." Diese seine Meinung hatte er sich früh gebildet und zwar durch eine ethische Betrachtung. Kein Geist der Liebe offenbarte sich ihm in der Natur, in der die Ichneumonlarve nur dadurch bestehen kann, daß sie die fremde Puppe aufzehrt, in der ihr Ei sich entwickelte; in der die Katze mit der Todesangst der Mäuse spielt und sich daran ergötzt.

In tausendfältigen Variationen klingt diese Weise aus den Schriften der heutigen Naturforscher. Von den wundervollen Offenbarungen, die ehedem die Gemüther entzückten, da Auge und Ohr die Harmonie der Sphären schaute und vernahm, da aus allen Stimmen der Natur der Eine gewaltige Hymnus erklang: Gott ist die Liebe! ist keine Rede mehr. Eine

grausame, unerbittliche Nothwendigkeit herrscht überall, Myriaden von Lebewesen gehen an jeder Stelle in jedem Augenblicke zu Grunde.

So che natura è sorda
Che miserar non sa,
Che non del ben sollecita
Fu, ma dell' esser solo.

Diese Worte Leopardis erhalten ihren wissenschaftlichen Commentar durch das Princip, das der heutigen Naturbetrachtung ebenso zu Grunde liegt, wie es aus allen beobachteten Thatsachen seine Bestätigung erhält. Partout dans l'air, dans l'océan, dans les forêts, dans les montagnes, dans les plaines, tous les êtres terrestres et marins, végétaux ou animaux, nous donnent le spectacle d'une lutte mutuelle qui s'exerce incessamment sans trêve ni merci. Les forts anéantissent les faibles, les gros mangent les petits. Ce n'est pas un cri de joie qui des flots azurés ou des profondes forêts s'élève vers le ciel, c'est un cri de détresse et de douleur, c'est le cri des vaincus. Luttes fratricides, combats acharnés, proies dévorées vivantes, carnages, massacres, douleurs, maladies, famines, morts sauvages, voilà ce qu'on verrait, si le regard pouvait pénétrer ce que cachent dans leur sein l'impassible océan ou la tranquille forêt. (Charles Richet.) Und auf das menschliche Getriebe überträgt den gleichen Gedanken Prosper Mérimée in seinen wohlbekannten Lettres à une inconnue: „Legen Sie endlich Ihre optimistischen Ideen ab und lernen Sie, daß in der Welt nichts gewöhnlicher ist, als daß das Böse aus Lust am Bösen gethan wird. Lernen Sie, daß wir auf dieser Welt sind, um uns gegen Alle und Jeden zu schlagen. Einer meiner gelehrten Freunde, der die Hieroglyphen liest, sagt mir, daß auf den ägyptischen Särgen sehr oft die beiden Worte „Leben, Krieg“ verbunden sind, ein Beweis, daß ich den Grundsatz, den ich Ihnen soeben mitgetheilt, nicht erfunden habe.“

Das ist nun der Schopenhauer'sche Pessimismus, mit den nämlichen Worten ausgesprochen, wie er es that, ebenso auf die Thatsachen, wie Natur und Menschenwelt sie darbieten, in ruhiger objectiver Würdigung begründet. Aber weder Darwin, auf den jetzt Alle schwören, noch Leopardi, noch die beiden französischen Autoren haben wohl etwas von Schopenhauer noch von seinen Ideen gewußt. Ein Zeichen also, daß diese Ideen in der Luft liegen, und daß die Geister wohl vorbereitet sind, die tiefsinnige Lehre des großen Denkers aufzunehmen und zu verstehen. Es ist also die tiefgewurzelte Abneigung gegen den Großen und die leichtfertige Ablehnung, die nicht nur die gedankenlose Masse, sondern auch jeder ephemere Romanschreiber und literarische Kritikaster zu bekunden sich bemüßigt fühlen, doch etwas näher zu begründen.

Da ist zuerst zu bemerken, daß eine solche tiefe und ernste Auffassung des Räthsels des Daseins, die zur beängstigenden Frage führen

muß, wo denn eine Erlösung von dem ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens, des heißhungrigen Wollens und der ebenso quälenden Enttäuschung zu finden sei, der großen Schaar gelehrter und ungelehrter Vernunftwesen nicht zusagen kann, daß sie vielmehr, sobald derartige Schrullen sich ihnen aufdrängen, eifrigst bemüht sind, sich dieselben schleunigst aus dem Kopfe zu schlagen. Insbesondere die satte Moral und solvente respectability findet Alles optime eingerichtet und verdammt alle entgegengesetzten Anschauungen als disloyal und disrespectful, will sagen als gottlos und staatsgefährlich.

Auf solche optimistische Aeußerungen wird nun Schopenhauer antworten: „Ich kann nicht umhin, den Optimismus, falls er nicht ein leeres Geschwätz, sondern eine wirkliche durch Gründe und Gedanken erworbene Ansicht sein sollte, angesichts des unermeßlichen Leidens und Elends der Welt, als Erzeugniß einer ruchlosen Gesinnung zu brandmarken."

Und hier ist die positive Seite seines Pessimismus, mit welcher er sich zur Sonnenhöhe der reinen Idealität, zur höchsten Tugend der Selbstverleugnung und des Mitleids mit allem Lebenden und Leidenden erhebt. Nicht düstere Resignation, wie die Tragödien Aeschylos' und Sophokles', nicht blos ästhetische Betrachtung der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, wie die modernen Tragödien Shakespeares und Schillers, nicht bloß beißenden Spott und blendenden Witz, wie Voltaires Romane — zeitigt der Schopenhauer'sche Pessimismus, er schwingt sich hoch empor über alles dieses, über den verwirrenden und verblendenden Dunstkreis der sinnlichen Welt und findet in der reinen Aetherhöhe der Erkenntniß den Weg, der zum Frieden führt, der höher ist als alle Vernunft, indem er so das Erhabenste was die Welt kennt, die sittliche Lehre des Christenthums, zugleich mit den verwandten Anschauungen der buddhistischen Lehre auf dem Pfade der Vernunft und der philosophischen Reflexion als das wahre Ideal der menschlichen Bestrebungen erweist, und das tiefe Goethe'sche Wort — das hohe Lied von der menschlichen Freiheit — durch Uebertragung auf das menschliche Handeln vollkommen klar macht und zugleich metaphysisch begründet:

In diesem innern Drang und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wenn es heißt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," so muß eine solche Ethik, die das Resultat tiefsinnigster philosophischer Betrachtung ist, zugleich Zeugniß ablegen für die Wahrheit einer metaphysischen Lehre, deren sogenannter Pessimismus im Grunde nichts anderes sagt, als was von jeher der Kern des Christenthums gewesen ist, die Nichtigkeit und Sündhaftigkeit der sinnlichen Erscheinungswelt und die Möglichkeit sich über sie zu erheben durch Ueberwindung des eigenen

Willens: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen des Herrn thut, der bleibt in Ewigkeit." Und das Mittel, das hohe Ziel zu erreichen, ist das gleiche bei Schopenhauer, wie bei dem christlichen Lehrer: spernere mundum, spernere se ipsum, spernere se sperni.

Nie ist das innerste Wesen des Christenthums von einem Philosophen tiefer aufgefaßt und begeisterter gepriesen worden, als Schopenhauer es thut in dem vierten Buch seines Hauptwerkes, wo er die tiefernste Seite der Welt und des Lebens schildert und von der Umkehr (δεύτερος πλοῦς) und der Verneinung des natürlichen Willens redet, der nur durch innere Erleuchtung und durch Wirkung der Gnade gänzlich aufgehoben werden kann. Zugleich charakterisirt er vollkommen treffend den Unterschied zwischen der abstracten Erkenntniß, die es nur mit Begriffen zu thun hat, daher die Aufgabe des Philosophen ist, und der intuitiven Erkenntniß, aus welcher das unmittelbare Thun hervorgeht. „Es ist so wenig nöthig, daß der Heilige ein Philosoph als daß der Philosoph ein Heiliger sei, sowie es nicht nöthig ist, daß ein vollkommen schöner Mensch ein großer Bildhauer oder daß ein großer Bildhauer auch selbst ein schöner Mensch sei." „Wie die Erkenntniß, aus welcher die Verneinung des Willens hervorgeht, eine intuitive ist und keine abstracte, so findet sie ihren vollkommenen Ausdruck auch nicht in abstracten Begriffen, sondern allein in der That und dem Wandel. Darum, um völlig zu verstehen, was wir philosophisch als Verneinung des Willens zum Leben ausdrücken, hat man die Beispiele aus der Erfahrung und Wirklichkeit kennen zu lernen." Die empirischen Beweise der Wahrheit seiner Lehre wie der Lehre des Christenthums mangeln nicht, es sind die frommen Seelen, die lauteren Gefäße der Gnade, die freudig und ohne sich zu bedenken der Welt und ihren Verlockungen entsagten, die heiligen Frauen, die, während ihnen der Rosenpfad der weltlichen Freuden, des irdischen Glückes und des Reichthums offen standen, es vorzogen, in Werken der Barmherzigkeit, des Krankendienstes, der zarten, aufopfernden Pflege oft entsetzlicher Gebresten und abschreckenden Siechthums jenes hohe Kleinod sich zu erringen, von dem die Welt nichts weiß, das Bewußtsein der Selbstverleugnung und des inneren Friedens. Daß das gleiche Ideal in den Tugendubungen der indischen Büßer vorwaltet, wie es auch in der Lehre der Upanischaden gepriesen und dringend empfohlen wird — nämlich Liebe des Nächsten mit völliger Verleugnung unseres Selbst, Wohlthätigkeit und Weggeben des täglich sauer Erworbenen, grenzenlose Geduld gegen alle Beleidiger, Vergeltung alles Bösen, so arg es auch sein mag mit Gutem und Liebe — wer ist darum zu tadeln, die indische Weisheit oder die ihr anhangen oder Schopenhauer, der die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen dem Leben des christlichen und indischen Büßers „bei so grundverschiedenen Dogmen, Sitten und Umgebungen" hervorhebt?

„Der Zustand aber dessen, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen ist, so arm, freudelos und voll Entbehrungen sein

Zustand von Außen gesehen auch ist, ist voll innerer Freudigkeit und Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel der lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist ein unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir, wenn er uns vor die Augen oder die Einbildungskraft gebracht wird, nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können, indem wir ihn sogleich als das allein Rechte, alles Andere unendlich Ueberragende erkennen . . . Statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Ueberganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, zeigt sich uns bei ihnen jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden." Freilich schreckt Viele das Wort, mit welchem die Hindus die Verneinung des Willens, als des Charakters der sinnlichen Welt, und jenen seligen Zustand, der für unsere Sprache und unser Denken unaussprechlich und unfaßbar ist, auszudrücken versucht haben, das so vielfach mißverstandene Nirwana oder Nichts der Buddhisten. „Wir bekennen es frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts."

Ich darf diesen schönen Worten Schopenhauers nichts hinzufügen, um die Reinheit und Lauterkeit seiner philosophischen Lehre, wie sie in seiner Ethik gipfelt, dem Bewußtsein des unbefangenen Lesers näher zu bringen. Er mag dann urtheilen, welch ein fratzenhaftes Zerrbild derselben in dem albernen Gerede von der „Philosophie der Verzweiflung, dem düsteren, finsteren Pessimismus und seiner thatlosen Resignation" und wie die anderen leeren Phrasen heißen mögen, zu Markte gebracht werden. Gottlob, die Zeit ist nahe, wo alle diese Nebelgebilde sich durch einen kräftigen Windzug in das verwandeln werden, woraus sie bestehen — in Dunst.

Daß die Schopenhauer'sche Ethik die höchsten Anforderungen an den Menschen stellt, daß sie ein Ideal aufstellt, dessen Palme unendlich höher ist als alle Lorbeern des Welteroberes, nämlich die Weltüberwindung, jenes Ideal, vor dem der ganze farbenreiche Zauber der griechischen Götterwelt erblaßt und in Nichts zerfällt, wie es denn auch unser Schiller in einer seiner herrlichsten Dichtungen als das Größte und Höchste gepriesen hat, das Gebot, zu bändigen den eignen Willen, es ist kaum glaublich, daß Jemand der mit seinen Schriften vertraut ist, es heute noch verkennen sollte.

Das Ziel, das er vor Augen stellt, ist der Einblick in das tiefe Leid

und die verblendete Selbstzerfleischung aller lebender Wesen — ingemiscit omnis creatura — wodurch die schönste und edelste aller menschlichen Eigenschaften, tiefes Mitleid erweckt und der Weg der Erlösung betreten werden kann. Das ist der Gehalt seines Pessimismus. Was ist dem gegenüber der Optimismus? Genau das, was man der Schopenhauer'schen Lehre ohne sie zu kennen, hat andichten wollen: vernunftwidrig, denn er steht im Widerspruch mit allem Thatsächlichen und den innersten Ueberzeugungen jedes Denkenden; ohne Antrieb zum Streben, das ja doch stets nur darauf gerichtet sein kann, daß es besser werde; vor allem aber herzlos und seelenlos, was keines Beweises bedarf.

Wenn wir nun zum Schlusse außer den obenerwähnten Gründen des Mißverständnisses, der Unfähigkeit und des bornirten Dünkels noch einen, wichtigen Grund der Verketzerung und des Verrufs der Schopenhauer'schen Lehre aufsuchen, so müssen wir leider ihn da aufsuchen, wo sich seine scheinbaren Anhänger befinden und ihn in die kurzen Taciteischen Worte einkleiden: Corruptio optimi pessima. Hierin theilt Schopenhauer das Schicksal alles wahrhaft Großen, daß es in sein Gegentheil verkehrt, unsägliches Unheil angerichtet hat. Corruptio optimi pessima. Hat nicht das Christenthum, die Religion der Liebe und des Friedens, grimmigen Haß und lodernde Zwietracht unter den Menschen angefacht, hat es nicht mit Strömen von Blut oft seinen Weg bezeichnet? Wer aber hätte den Muth, die erhabene Christuslehre für diese Gräuel verantwortlich zu machen?

Giebt es tiefere Offenbarungen über die menschlichen Seelenanlagen als die beiden unvergleichlichen, dramatischen Meisterwerke Hamlet und Faust? Sollten wir etwa wünschen, daß Shakespeare seinen Dänenprinzen nicht zum Repräsentanten eines ewigen, unlöslichen Widerspruchs in der Menschenseele gemacht, weil so viele Tausende in seinen Mantel sich drapirten und mit affectirter Schwermuth declamirten, daß ihnen „das ganze Treiben dieser Welt ekel, schal und unersprießlich erscheine". Oder wollen wir die deutsche Literatur ihres kostbarsten Kleinods, des Faust berauben, weil so viele unreife Jungen das Ungenügende der ewig durch bloße Erscheinung begrenzten menschlichen Erkenntniß zum Vorwande nahmen, um neben die Schule zu laufen und nichts Ordentliches zu lernen?

So ist es auch geschehen, daß Viele den Schopenhauer'schen Pessimismus sich aneigneten und daraus das Mittel „einer bequemen Art zu verzweifeln" machten. Namentlich in Oesterreich, wie man hört, soll die Zahl solch sonderbarer Heiligen sehr groß sein und tagtäglich zunehmen. Wer nun so die Lehre des eminenten Denkers mißverstehen und in ihr Gegentheil verkehren kann, der ist weder einer ernsthaften Beachtung noch einer Widerlegung werth, man könnte höchstens auf ihn den indischen Spruch anwenden:

Den Schlangen dienet Milchtrinken einzig zur Mehrung nur des Gifts,
Thoren werden durch Unterweisung nur lächerlich, gebessert nicht.

Sicher aber ist, daß das Zerrbild, das sich durch das Gebahren und

Reden solcher scheinbaren Verehrer und Anhänger Schopenhauers den Augen der Unbefangenen darbietet, der richtigen Erkenntniß und gerechten Beurtheilung seiner Lehre unendlich mehr geschadet hat, als alles Gezeter und Gegeifer seiner ärgsten Gegner.

III.

Bekanntlich bestand die Absicht, Schopenhauer zu seiner Säcularfeier in Frankfurt a. M., als in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verbracht, ein Denkmal zu errichten. Die zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen haben noch nicht die für ein würdiges Monument erforderliche Summe ergeben und es wird daher ein solches erst in späterer Zeit geschaffen werden können. Da die Anregung dazu von dem Verfasser dieser Zeilen ausgegangen ist, so möge ihm verstattet sein, über die Gründe, die Idee und den Erfolg dieser Angelegenheit hier kurz zu berichten.

Man hat nicht mit Unrecht die Sucht, Denkmäler zu errichten, eine Krankheit der Zeit genannt. Solche Auszeichnungen verlieren ihren hohen Werth, sobald sie zu häufig werden. Man mag es ja, als ein Zeichen inniger Verehrung und allgemeiner Begeisterung für den Nationaldichter, hinnehmen und verzeihen, wenn im Jahre 1859 jede deutsche Stadt „ihren" Schiller haben wollte. Aber daß unmittelbar nach dem Hinscheiden eines Dichters von dem Range eines Scheffel zwei Städte sich stritten, welche ihm ein Denkmal setzen solle, und sich endlich dahin entzweiten (denn einigten kann man nicht sagen), ihm zwei Denkmäler zu errichten, damit das hie Carlsruhe! und hie Heidelberg! nicht zu heftiger Fehde führte, das erinnert an die ehedem so blühende, deutsche Krähwinkelei und den scharfen Ausspruch Goethes:

Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte,
Euch, nicht ihm setzt ihr Monumente.

Zugleich hat eine solche übereifrige Hast im Denkmalsetzen einen üblen Beigeschmack, indem der Verdacht erweckt wird, als fürchte man, der Eifer oder die Verehrung möchte erkalten, oder ein Denkmal (monumentum) sei dringend nothwendig, um das Andenken zu erhalten, das ohne jene Beihülfe sich bald verlieren würde.

Im Gegensatze hierzu könnte man gar wohl den paradoxen Satz aufstellen: ein Denkmal verdiene eigentlich nur der Mann, der keines bedürfe, dessen Namen auch ohnedies durch dauernde Wirkung seines Geistes und stets wachsende Verehrung der nachfolgenden Geschlechter sich verewige. „Non mi bisogna e non mi basta." Was Königin Christine von der Königskrone sagte, das werden alle wahrhaft großen Männer von jener Ehrenbezeugung gedacht haben. Da würde denn in vollstem Maße für Schopenhauer gelten, was Herbart einst von Kant gesagt hat: „Fortdauernde Beschäftigung mit den Werken eines großen Mannes ist die Art der Ehrenbezeugung, die ihm gebührt. Jede andere kann er entbehren."

Gewiß kann er sie entbehren, denn er hat sich selber ein Denkmal gestiftet aere perennius. So lange ein forschendes Auge zum Sternenhimmel hinauf schaut, werden die Namen Newton, Kepler und Robert Mayer mit dem Glanz der Gestirne sich verbinden, so lange der Dichtung heilige Magie des Menschen Herz bezaubert und begeistert, werden Homer, Dante, Shakespeare und Goethe in unvergänglichem Lichte strahlen. So lange das große Räthsel des Daseins und der Erkenntniß das höchste Interesse des denkenden Geistes erwecken und zu unermüdlichem Forschen antreiben wird, so lange werden Spinoza, Kant und Schopenhauer die großen Leuchten sein, die auf dem einsamen dunkeln Ocean die Richtung bezeichnen.

Aber es giebt berechtigte Gründe, die ein Geschlecht veranlassen können, ein solches sichtbares Zeichen zu stiften, um gleichsam eine heilige Schuld abzutragen. Dahin gehört vor allem das Gefühl der Pietät und der Dankbarkeit, der es einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu verleihen begehrt, sowie auch das Bedürfniß, für das, was Gleichgültigkeit und Unverstand der früheren Zeit verbrochen haben, eine Sühne darzubringen, damit der zürnende Schatten des Verkannten und schwer Gekränkten versöhnt werde, damit nicht ewig, wenn z. B. der Name Kepler genannt wird, nur der bittere Vorwurf:

> So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
> Als Kepler stieg, und starb den Hungertod u. s. w.

der Erinnerung des Hörenden sich darbiete.

Eine nationale Ehrenschuld ist es gewesen, durch welche das deutsche Volk sich verpflichtet fühlte, da es seinen großen Dichtern Lessing, Schiller und Goethe, sowie auch seinem Herder und Jean Paul und in neuerer Zeit seinem Uhland, seinen Gebrüdern Grimm, seinem Rückert und Ludwig Richter Denkmäler errichtete oder deren Ausführung vorbereitet. Mit Freude und Stolz begrüßt jeder Deutsche die ehernen Standbilder solcher Männer, die das nationale Geistesleben unendlich bereichert haben und die es bewirkten, daß der deutsche Namen überall im Auslande mit hoher Achtung genannt wurde, lange bevor Deutschland sich zu seiner heutigen politischen Größe emporgeschwungen hatte.

Wo dagegen das Nationale zurücktritt und die höheren, allgemein menschlichen Interessen der Humanität, des geistigen Fortschrittes, der Wissenschaft und namentlich der alles dieses zur höchsten Einheit verbindenden Philosophie in Betracht kommen, wo also der Dank der Menschheit, deren Bannerträger und Vorkämpfer der Gefeierte ist, ausgesprochen werden soll, da handelt das Volk, der hohen Ehre eingedenk, einen solchen Mann wie Galilei, Gutenberg, Columbus, Kant, Lavoisier den seinen nennen zu dürfen, gleichsam nur als Committirter der ganzen Menschheit, deren Solidarität und Gemeinsamkeit durch solche äußere Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung den schönsten Ausdruck erhält.

Darum hat in unseren Zeiten des ungemein gesteigerten Contacts der Völker der schöne Gedanke, den großen Männern der Menschheit durch Beiträge aus allen Theilen Europas und der ganzen gebildeten Welt ein Gedenkbild zu schaffen, das dann auch als ein Symbol des alle Edlen begeisternden Ideals der Verbrüderung der Völker sich erhebt, schon mehr als einmal seine Verwirklichung gefunden. Thorwaldsens Gutenberg in Mainz verdankt sein Dasein einem Appell an die Gebildeten von ganz Europa, vor allem aber der edlen Uneigennützigkeit des großen Meisters selbst, der sich durch den Auftrag geehrt und begeistert fühlte. In gleicher Weise wurden die Denkmäler Spinozas, Giordano Brunos, Rousseaus durch internationale Sammlungen errichtet.

Der Gedanke lag nahe, der Errichtung eines Standbildes für Schopenhauer gleichfalls jene höhere Weihe zu geben, um so mehr als gerade seine Werke, mehr als irgend etwas anderes, ein gegenseitiges Verständniß bisher ganz unabhängiger Gedankenströmungen vermittelten und dadurch eine Verständigung weit entlegener Welten und Völkerkreise anbahnten. Es bildete sich deshalb ein internationalles Comité, das außer hochgeachteten deutschen Namen, wie Brahms, Graf von Schack, Rudolf von Ihering, Karl Hillebrand, Bennigsen u. A. auch die volltönendsten Namen des Auslandes vereinigte, wie Renan in Paris, E. de Laveleye und Gevaert in Belgien, Paul von Lilienfeld in Rußland, Max Müller in Oxford, der in einer Person der würdigste Repräsentant Deutschlands, Englands und des Orients war, Elpis Melena, die begeisterte Vertheidigerin des Rechtes der Thiere, ja sogar, was bis jetzt wohl einzig in seiner Art war, der Name eines indischen Brahmanen Rájah Rámpál Sing schmückte die Reihe der Unterzeichner der Aufrufs. Die Times begleitete die Veröffentlichung dieses Aufrufs mit einer sehr sympathischen Einleitung, worin sie die Bedeutung Schopenhauers besprach, und die mit den Worten schloß: „Es ist gewiß, daß, wenn überhaupt Denkmäler gesetzt werden sollen, Schopenhauer vor Allen ein solches gebührt."

Der Erfolg des Aufrufs bewies, daß das Interesse für den großen Denker und Schriftsteller in weitesten Kreisen sich regt und immer mehr Verbreitung findet. Mehr als zehntausend Mark flossen zusammen, darunter Beiträge aus Ostindien, aus Rußland, aus der Türkei. Die Summe ist bedeutend genug, daß die Ausführung der Idee dadurch sicher gestellt ist, sie ist aber nicht genügend, um, wie geplant war, ein würdiges Denkmal schon jetzt auszuführen. Der Betrag aber und die Namen der Zeichner haben eine gewisse innere Beredsamkeit. Man kann wohl kühn behaupten, daß diese letzteren alle in vollster Unabhängigkeit von äußeren Rücksichten und nur aus innerster Ueberzeugung ihre Beiträge gezeichnet haben. Denn es giebt wohl keine geschlossenen Kreise, weder politische, noch wissenschaftliche, noch confessionelle, nicht einmal sociale, die gegen Schopenhauer nicht entweder innere Abneigung oder offene Erbitterung documentiren.

Die Philosophieprofessoren hat er in allen seinen Schriften, wo immer sich eine Gelegenheit bot, mit Sarkasmen überschüttet, das leere Phrasenthum, das den Massen imponirt, bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt und verjagt, dadurch die Liberalen beleidigt, den religiösen Zelotismus und Obscurantismus, ebenso wie den politischen Absolutismus gebrandmarkt, die unnatürliche Verquickung politischer Rücksichten mit der hoch über allen zeitlichen Interessen stehenden Sache der Wahrheit schonungslos aufgedeckt, das Zeitalter Friedrichs des Großen die einzige Zeit genannt, in der ein wahrer Philosoph, wie Kant, frei und ungehindert reden konnte. Andererseits hat er nicht minder die Flachheit und Absurdität des Materialismus, der sich in der Mitte unseres Jahrhunderts so breit machte und den längst von Kant widerlegten alten Kohl als neue Weisheit wieder aufwärmte, gebührend abgefertigt. Daß das schöne Geschlecht ihm die ungalante Kritik in seinem Capitel „über die Weiber" niemals verzeihen kann, darf uns nicht Wunder nehmen, man kann doch von ihm die Seelenruhe und Objectivität eines Richard Wagner nicht verlangen, der trotz der geringschätzigen Ablehnung seiner Werke und Bestrebungen durch Schopenhauer nicht müde ward, ihn als den großen Philosophen zu preisen, der auch über das Wesen der Musik das Tiefsinnigste ausgesprochen habe, was je gesagt wurde, und in dessen Lehre alle Ideen geborgen lägen, die der wahre Künstler in Zukunft zu entfalten habe. Nicht minder hat Schopenhauer durch die Streiche, die er dem jüdischen Optimismus versetzte, und die bekannten beißenden Ausfälle vom „foetor judaicus" „Judaeis deest verecundia" u. A. eine sehr einfluß- und zahlreiche Klasse arg verstimmt, so daß diese, bei ihrer heute schon ohnehin sehr gereizten Empfindlichkeit, ihn gar für einen Kämpen des albernen und höchst verdammenswerthen Antisemitismus ausschrieen. Man sagt, die Juden seien sehr empfindlich, sie theilen diese Eigenthümlichkeit mit dem ganzen Genus homo sapiens, und da Schopenhauer nicht nur die obenerwähnten Species, sondern das ganze Genus sehr unglimpflich behandelte, indem er ihm den Spiegel vorhielt, der dessen Züge getreu wiedergab ohne Retouche und Schönfärberei, so gesellte sich zu den private griefs und besonderen Klagen der einzelnen Klassen noch eine allgemeine Anklage auf high-treason und Majestätsbeleidigung an der ganzen Menschheit verübt, als deren würdigen Repräsentanten und höchst vortrefflichen Theil eines vortrefflichen Ganzen jedes einzelne Menschenkind sich doch fühlt und höchst würdevoll gerirt. Die harmonisch zusammenklingenden Einzelstimmen, vom näselnden Tone der frommen und gelehrten Herren bis zum schrillen Discant der Frauen, erhielten so durch den zornigen Brummbaß des ganzen Chorus eine höchst effectvolle Unterstützung und so entstand denn ein gewaltiges Tutti, dem der Philosoph mit kahler Stirne und ruhigem Auge gegenüberstand.

Non admirari, non indignari, verum intelligere, hatte Spinoza gesagt. Der Philosoph ist kein Strafprediger, kein Schönredner, sondern

er hat die Dinge so zu schildern, wie sie wirklich sind; sein höchstes Ideal ist die Wahrheit, so dachte Schopenhauer. Aehnlich hatte Montaigne gedacht: Ich kann den Menschen nicht als das Wesen höchster Vollkommenheit darstellen, was er allein hören möchte, sondern ich schildere ihn tel que je le trouve, un être ondoyant et divers. Dafür strahlen aber auch Montaignes Werke in unvergänglichem Zauber, während ganze Sündfluthen ehemals hochgepriesener Moralisten vom Meere der Vergessenheit verschlungen sind.

Was für die Musik die reine Harmonie, das ist für die Philosophie die lautere Wahrheit. Volle, rückhaltlose Aufrichtigkeit, unumwundenes, durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenktes Aussprechen der Wahrheit oder zum wenigsten der innersten Ueberzeugung, das allein unterscheidet den wahren Philosophen von den Götzendienern des Erfolges und der im Augenblick zur Geltung gelangten Meinungen.

Ein echter Philosoph, weil ein begeisterter Anhänger und furchtloser Verkünder dessen, was ihm als die Wahrheit erschien, war Schopenhauer. Wer bei der Nachwelt gelten will, der muß der Mitwelt mißfallen, das hatte er früh bei sich erwogen und darnach seinen Entschluß gefaßt. Denn es ist ja schon in Fabeln, Parabeln und Sprüchen oft genug gesagt worden, daß es kein gefährlicheres und bedenklicheres Unternehmen giebt, als ein freimüthiges Aussprechen der Wahrheit, daß zu jedem Opfer bereit, auf jede Mißachtung, jede Anfeindung vorbereitet sein muß, wer wie Abba Glosk Leczeka von innerem Drange zum Reden getrieben wird und nicht wie der kluge Mendelssohn ein vorsichtiges, zurückhaltendes Schweigen zu beobachten vermag.

Jene Nachwelt, an die Schopenhauer appellirt hat, für die er gelebt und geschrieben hat, wird kommen und ihm gerechte Würdigung angedeihen lassen, darüber kann kein Zweifel obwalten. Einstweilen befindet sich seine Gemeinde, die seine Gedanken zu verstehen und zu beurtheilen im Stande ist, noch in der Diaspora, während seine Gegner geschlossenen Kreisen angehören, die, wie bemerkt, persönlicher Unmuth und beleidigtes Gemeingefuhl zu der oberflächlichsten, vom Willen, aber nicht von der Einsicht dictirten Aburtheilung veranlassen. Tröstlich ist, daß von den Anhängern jeder seinem eigenen Urtheil, seiner vollsten Ueberzeugung, die durch Kenntniß der Sache gewonnen ist, folgt, während die Anderen meist nur der Spur nach urtheilen und verdammen.

Das mögen die Gründe sein, die als ausreichende Erklärung der ungenügenden Betheiligung bei den Sammlungen gelten können, die aber auch jedem einzelnen Beitrag einen höheren Werth verleihen, als bei sonstigen Gelegenheiten vielen Hunderten zukommt. Denn sicher war in diesem Falle das Motiv durchaus rein, auch über jede mögliche Anzweifelung erhaben, da die Spende Niemanden zu Dank, der großen Menge aber zum Verdruß und Aergerniß, dargebracht wurde.

Noch einen Gesichtspunkt hätte ich zu berühren, den nationalen. Es scheint unglaublich, daß in einer Nation, welche einen so eminenten Denker, der zugleich als ein klassischer Schriftsteller überall anerkannt wird, dessen geistige Wirksamkeit schon in den entlegensten Theilen der Welt ihre Spuren zeigt, mit Stolz den ihren nennen darf, dieses Gefühl sich nicht schon längst ausgebildet haben sollte, daß man vielmehr erst auf äußeren Anstoß und den Vorgang fremder Volksgenossen habe warten müssen, um sich zu besinnen, welcher Genius aus dem Volksgeiste entsprungen, dann aber verkannt, geschmäht und ignorirt worden sei. Und das sollte in dem Vaterlande Kants, bei der Nation, die sich mit Vorliebe „das Volk der Denker" nannte und nennen hörte, geschehen sein?

Gleichwohl ist es so. Das bigotte, von religiösen und politischen Vorurtheilen umstrickte England hat ja wohl seinem Darwin gleichfalls Schwierigkeiten aller Art bereitet, und nicht minder als bei Schopenhauer empörte sich der menschliche Hochmuth gegen seine Anschauungen. Aber als die Kunde von seinem Tode erscholl, da waren alle Bedenken, selbst die religiösen, verschwunden, da ging nur Eine Stimme durch das Land: „Er ist eine Größe unserer Nation und darum gebührt ihm eine Grabstätte bei unseren Großen, in unserem Nationalheiligthum, der Westminsterkirche!" Geziemt es uns Deutschen wohl noch über „das vom Nutzen allein beherrschte, der Freiheit des Denkens durch seine bischöfliche Kirche beraubte Albion" pharisäisch die Nase zu rümpfen? War es doch dieses nämliche „bigotte, von Vorurtheilen umnebelte" England, von dem die erste eingehende Besprechung und Würdigung Schopenhauers, der erste Hahnenruf, der den kommenden Tag verkündete, ausging, was, wie wir wissen, den vereinsamten Denker sehr freudig berührte.

Und dies ist nicht das einzige beschämende Beispiel. Ein anderer großer Denker, der bereits erwähnte Robert Mayer, wurde von seinen Landsleuten — trotz aller später versuchten Beschönigungen — einfach ignorirt und harrt auch heute noch der gerechten Anerkennung, nachdem der Engländer Tyndall zuerst laut der Welt seinen Ruhm verkündigt, seinen tiefsinnigen philosophischen Geist, der in die letzten Fundamente des naturwissenschaftlichen Denkens hinabgedrungen, gerühmt und in Folge des sehr timiden Aufrufes, der zu Beiträgen zu einer bescheidenen Büste aufforderte, tausend Mark als Ausdruck seiner Verehrung und Bewunderung gezeichnet hat! Ehre sei diesem Tyndall! Was er wohl denken mag, wenn er hört, daß *deutsche* gelehrte Genossenschaften Preisfragen ausschreiben über die geschichtliche Entwickelung des Princips der Erhaltung der Kraft, in denen der Name Robert Mayer nicht einmal genannt ist?

Es ist eine alte Klage, sie ist nicht von heute. Vor Kurzem las ich in der Allgemeinen Zeitung die bittere Aeußerung eines genialen Denkers des sechzehnten Jahrhunderts, des vielgeschmähten und verketzerten Theophrastus von Hohenheim. Dieser große und unerschrockene Geist, der vor

mehr als 350 Jahren zuerst es wagte, mitten im Zeitalter lateinischer Gelehrsamkeit der deutschen Sprache an einer deutschen Hochschule sich zu bedienen, so die folgenreiche That des Thomasius um hundert Jahre anticipirend, der ein Jahrhundert vor Descartes und Bacon schon von der trockenen Bücherweisheit der Schule auf die ewigen Quellen Natur und Erfahrung hinwies, wurde dafür von dem Fanatismus der bornirten, aus der Sicherheit ihrer chinesischen Mauer aufgescheuchten Gelehrsamkeit auf's Unwürdigste mit Schmach, Verleumdung und Hohn überschüttet, so daß sein Bild Jahrhunderte lang eine Fratze, sein Name (Bombast) als das Symbol des Aberwitzes galt und erst unsere Zeit anfängt, seinem Andenken gerecht zu werden. Rührend ist die Klage, die er erhebt, da er des Scheiterns seiner großen und umfassenden Reformideen bewußt wird. „Ich unterliege, weil ich allein bin, weil ich neu bin, weil ich deutsch bin."

Auch Schopenhauer wußte, daß er allein sei und lange Zeit allein bleiben werde, weil er neu war, weil das Alte, das Herkömmliche bei den Menschen eine Geltung habe, die anzutasten bald für Frevel, bald für eitles Beginnen gehalten werde.

Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.

Aber dieses Schicksal nahm er mit Ergebung hin, er wählte es mit vollem Bewußtsein, wissend, was ihm bevorstehe. Große neue Wahrheiten willig und verständig aufzufassen, dazu ist die Menschheit, dieser langsame und widerspenstige Zögling, nicht geschaffen. Dazu bedarf es der Zeit, in der alles Große erst wirken und wachsen und sich entfalten muß. Dagegen mit Bitterkeit und innerm Unmuth sprach er offen aus und klagte darüber, daß er allein sei, weil er deutsch sei.

In einem Berliner Friedhofe ruht vom schweren Lebenskampfe ein bescheidener Tondichter, der aber viele Tausende durch den Zauber seiner lieblichen Melodien entzückt hat und noch fortwährend erfreut. Seine Grabschrift lautet:

Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Der Neid flieht diesen Ruheort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort.

Tief wehmüthig lautet diese Klage der heiteren Liederseele, ernst, zürnend und tragisch erschütternd erklingt sie, wenn ein Genius wie der Maler Anselm Feuerbach oder ein Richard Wagner sie anstimmt. Wie beschämend für jeden Deutschen ist der Lebensgang des ersteren, wenn er sieht, wie die genialsten Inspirationen ohne die treue Hülfe der in ihrem Glauben niemals wankenden Mutter in dem aufreibenden Kampfe mit „Noth und Neid" hätten verkümmern müssen! Und Richard Wagner zum gemeinsten Frohndienste verdammt, um nur sein Leben zu fristen, wenn nicht ein Einziger seine Bedeutung und sein Streben erkannt, durch den

Strahl königlicher Huld das Dunkel verscheucht und Deutschland die reichen Gaben seiner Muse gerettet hätte!

Was Schopenhauer gegen Deutschland auf dem Herzen hatte, das hat er an vielen Stellen überdeutlich ausgesprochen.

Wer ihm seine bitteren Ausfälle verübeln wollte, der erwäge, wie es damals in unserem Vaterlande aussah. Bald nach dem Tode Kants, des klarsten und tiefsten philosophischen Geistes, den je die Welt gesehen, trat eine Zahl von falschen Propheten auf, die kecke Anmaßung für geniale Inspiration, verworrenes und dunkeles Phrasengeflecht für Tiefsinn ausgebend, das große folgenschwere Werk Kants einfach ad acta legen zu können sich vermaßen, ja den unerhörtesten Unsinn, wie z. B. daß der Begriff, das späteste und abstracteste Product des denkenden Vermögens, das wahre Wesen der Welt sei, für die tiefste und letzte Weisheit, bei der nun also der Verstand stille zu stehen habe, ex cathedra zu proclamiren sich nicht entblödeten. Staunend hörte die Menge die neuen und wichtigen Offenbarungen, die durch sehr zeitgemäße Argumente, wie daß nur auf unserem Planeten die Weltvernunft ihren Sitz haben könne, daß Preußen der Staat der reinen Vernunft sei und daß, wer nicht an die „dialektische Bewegung des Begriffes" glaube, eigentlich des Materialismus verdächtig, also ein schlechter Christ und gefährlicher Unterthan sei, auch bei der Staatsgewalt sich insinuirten und von dieser protegirt wurden. Eine Unzahl von geistlosen Scribenten drängte sich um die so patentirten Götzen, suchte ihren Jargon nachzuahmen und sie selbst als Heroen der Philosophie auszuposaunen, um von ihnen wieder ein Loblein zu erhaschen, bis endlich die Orgie der tollgewordenen Vernunft durch den allgemeinen Katzenjammer und das Hohngelächter des Auslandes ein ebenso prosaisches als klägliches Ende nahm. Wie viel gesunde Kraft, wie viel jugendliche Begeisterung in dem unsinnigen Treiben elend gescheitert, auf Irrwege geführt und nutzlos vergeudet worden ist, davon erzählt keine „Geschichte der Philosophie".

Inmitten dieses tollen Fastnachtspieles, das man mit Bewußtsein erlebt haben muß, um den ganzen Abgrund von Aberwitz und leerem Phrasenthum zu ermessen, die sich damals überall — in Salon, Hörsaal, Schrift und Rede — breit machten, erklang die helle Stimme Schopenhauers, des echten Philosophen und wahren Nachfolgers Kants. Wie er selber in treffendem Bilde sagt, machten die Korybanten einen furchtbaren Lärm, damit nicht die Stimme des neugeborenen Jupiter vernommen würde. Und das gelang ihnen denn auch so vortrefflich, daß der große Denker und klarste Schriftsteller, der ganz abgesehen von dem überreichen Gehalt seiner Schriften, durch die bloße Lectüre schon hohen Genuß gewährt, beinahe seine ganze Lebenszeit unbeachtet blieb und erst am späten Abend den Stern erblickte, der ihm ankündigte, daß sein Tag bald anbrechen werde.

Daß das Cliquenwesen, die gegenseitige Lobes-Assecuranz des deutschen Gelehrten- und Professorenthums mit ihrer Devise:

Nul n'aura de l'esprit que nous et nos amis

dabei eine große Rolle gespielt hat, kann wohl von keinem Unbefangenen, der einmal hinter den Vorhang geschaut und die Motive, die ziemlich unverhüllt als Drähte die Figuren in Bewegung setzen, erkannt hat, in Abrede gestellt werden. Das war wohl zu allen Zeiten so, ist aber sicher in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts viel schlimmer geworden, als in der ersten. Denn damals galten doch noch echte Größen, der Geist Kants, Schillers, Lessings, Goethes war noch überall lebendig und gegenwärtig, das Schaffen und die Kritik inspirirte sich durch sie. Wer aber die Unbekanntschaft der heutigen Jugend mit jenen Geistesheroen und die Gründung literarischer Größen in unserer Zeit erwägt, den muß einerseits tiefes Mitleid, andererseits gründlicher Ekel erfassen. Zunft, Gründerthum und Reclame scheinen die drei Sterne am literarischen Himmel, die allein den Erfolg sichern: In hoc signo vinces.

Haben sich aber die Zeiten nicht geändert oder nur zum Schlimmern geändert, so hat sich doch das Verhältniß des Mannes zu den Zeitgenossen geändert. Schopenhauer, der lebende, durfte seinem Unmuth über die Misère der Geistlosigkeit und engherzigen Beurtheilung, die ihn überall anstarrte, einen derben Ausdruck verleihen, Schopenhauer, der Verklärte, dessen Geist überall zu wirken und zu schaffen beginnt, steht hoch über jener conspiration des valets contre leurs maitres, wie Chamfort sagt. Der Genius triumphirt, er wandelt in den Gefilden der Unsterblichen und sendet von dort seine Strahlen bereits kommenden, glücklicheren Geschlechtern zu. Von ihm gilt jetzt was Horaz in stolzem Bewußtsein einst von sich rühmte:

neque in terris morabor
Longius, invidiaque major
Urbes relinquam.

Daß aber das deutsche Volk, sich selber zu ehren und schweres Verschulden gut zu machen, damit auch vielleicht künftigem Verschulden vorzubeugen, den Manen seines großen Sohnes eine sühnende Anerkennung darzubringen habe, und erst dadurch vor sich selbst und dem Auslande wird gerechtfertigt dastehen können, daran zu erinnern und zu mahnen, sind diese Zeilen geschrieben worden.

Dir aber, großer Genius, geschehe, wie Du gehofft und geglaubt hast. Du hast an den endgültigen Sieg der ehrwürdigen und erhabenen Wahrheit geglaubt, Du hast diesen Glauben unerschütterlich festgehalten und bewährt in einem Leben voll Arbeit, Entsagung und Verkennung. Möge Deine Lehre und Dein Beispiel auch Andere erwecken und begeistern, und mögen alle edlen Seelen, die den Beruf in sich fühlen, der Wahrheit zu dienen, sie zum Heile der Menschheit mit allen Kräften ihres Geistes

und Herzens zu fördern, Trost, Ermuthigung und ausharrende Geduld schöpfen aus Deinen herrlichen Worten:

„Und. zum Troste derer, welche dem edlen und so schweren Kampf gegen den Irrthum, in irgend einer Art und Angelegenheit, Kraft und Leben widmen, kann ich mich nicht entbrechen, hier zu sagen, daß zwar so lange als die Wahrheit noch nicht dasteht, der Irrthum sein Spiel treiben kann, wie Eulen und Fledermäuse in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, der alte Irrthum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Das ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und mühsam, aber dafür, wenn einmal errungen, ihr nicht mehr zu entreißen ist.“





Preußen und die Konstitution.

Ein Aufsatz von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von

Heinrich Meißner.*)

— Berlin. —

Ueberblicken wir die neuere Geschichte, so erfaßt uns unwillkürlich ein ernstes Gefühl, wehmüthig und erhebend zugleich. Zerfallene Burgen liegen einsam in der Abendstille, aus den Thälern schallt verworrenes Geräusch herauf, in dem noch keine Stimme zu unterscheiden, und fernher Glockenklänge dazwischen, wie die Abschiedslaute einer untergegangenen Zeit. — Aber auf den Trümmern der Burgen spielen fröhlich rothwangige Knaben, und aus allen Mauerritzen, das morsche Gestein sprengend, treibt und ranket frisches Grün, niemand weiß, wohin es sich breite; die

---

*) Der bevorstehende hundertjährige Geburtstag Eichendorffs bietet den Anlaß zur Veröffentlichung des hinterlassenen Aufsatzes, welchen ich in den Papieren des Dichters gefunden habe, als ich dieselben behufs einer neuen Auswahl seiner Gedichte einer Durchsicht unterzog. Der Dichter hatte auch diese Arbeit zum Druck bestimmt, wie aus einer Notiz in der Lebensskizze vor den Werken Eichendorffs hervorgeht, und zwar bildet sie mit dem in seinem „literarischen Nachlaß“ herausgegebenen Aufsatze „Ueber Verfassungsgarantien“ in dem vorliegenden Manuscript ursprünglich ein Ganzes. Die Zeit der Abfassung fällt in das Ende der dreißiger Jahre. Wird die Mittheilung den Freunden des Dichters schon um des Namens des Verfassers willen willkommen sein, so dürfte diese politische Skizze auch ihrem Inhalte nach die hervorragendste Achtung verdienen, da sie eine gewichtige Urkunde dafür ist, welche Stimmung in den ministeriellen Kreisen jener Zeit, zu denen Eichendorff als vortragender Rath im Kultusministerium zählte, über den Konstitutionalismus geherrscht hat. Der Herausgeber.

Ströme und Wälder rauschen noch immer fort wie damals, durch alle Wipfel fliegt ein scharfes Leuchten, und mit freudigem Schauer gewahren wir, daß es Morgenroth ist, was wir für versinkende Abendröthe gehalten.

Was die Welt verwandelt hat, ist schon vielfach, eben so gründlich als geistreich gesagt worden. Fassen wir aber die Gegenwart schärfer in's Auge, so können wir es uns nicht länger verhehlen, daß dieser neugestaltende, fast dreihundertjährige Kampf noch keineswegs beendigt oder geschlichtet sei. Es ist noch immer ein und derselbe Grundtrieb, welcher, in seinem ersten Jünglingsfeuer die Bande des kirchlichen Absolutismus durchbrechend, durch wechselseitige Opposition neues Leben in die Kirche gebracht, dann, gleichsam müde von solchem Riesenkampf, als Aufklärung aus den Studirstuben der Gelehrten die Welt mit aufdringlicher Nützlichkeit langweilte, und, nachdem er sich dort erholt und wissenschaftlich begründet, nunmehr erst praktisch in das äußere Leben hinaustritt und die politischen Elemente des gesellschaftlichen Verbandes zur Rechtfertigung vor seinen Richterstuhl fordert. Diese ideale Bewegung geht indeß begreiflicherweise nicht unmittelbar vom Volke aus. Ueberrascht vielmehr, planlos, blöde, zaudernd und ungeschickt vertheidigt fast überall die zähe Masse Schritt vor Schritt die Erbschaft mächtiger Gewohnheit und den angestammten Boden historischer Heimat und nationaler Erinnerungen, den ihnen, ehe sie sich dessen versehen, die gewandteren Gegner unter den Füßen hinweg disputiren. Denn der Kampf wird mit ungleichen Waffen geführt. Während die vom Rost der Zeit angefressene Pietät der Altgläubigen eher die Luft als jene Eroberer verwundet, schießen diese hageldicht mit scharf geschliffenen Zweifeln. Der Zweifel aber ist der Talisman, der, wo er auch nicht trifft, jeglichen Zauber löst.

Die Verständigen haben das Dach von der Weltbühne geschäftig abgebrochen, daß das Tageslicht plötzlich zwischen die Koulissen einfiel; die verblüffte Menge bemerkte nun mit Erstaunen, daß die Heldengestalten, die dort agirt, eigentlich doch auch nur Menschen waren, wie sie; es wollte ihnen nach und nach gemuthen, als seien manche Prachtgewänder da oben schon ein wenig abgetragen und farblos geworden, ja die Keckſten meinten am Ende, es hänge unter solchen Umständen doch nur von ihnen ab, sich da mit hineinzumischen und auch ein Stück Historie aus dem Stegreif zu improvisiren — und das arme, ausgenüchterte Volk lacht, mehr oder minder roh, über seinen bisherigen Aberglauben, der noch vor Kurzem alle Seelen entzückt, gereinigt und erschüttert hatte. Wo, frage ich, liegt nun die Täuschung: in jener gläubig sittlichen, begreifenden Anschauung, die die bretterne oder die Weltbühne erst bedeutend macht, oder in jener prosaischen schelen Wahrheit?

In eine leidliche Illusion wieder hereinzukommen, wenn man einmal in's Lachen gerathen, gehört unter die unmöglichsten Dinge, wie ein jeder

schon vor der bretternen Bühne, welche die Welt bedeuten soll, sattsam erfahren mag. Auch ist es ganz gut, daß in den romantischen Mondschein, der die früheren Jahrhunderte wunderbar beglänzte, das morgenkühle, scharfe Tageslicht noch zeitig genug hereinbrach, um die Klüfte und Spalten der längst unterwaschenen und verwitterten Felsen zu beleuchten, die sonst unerwartet über den Häuptern der Sorglosen zusammengestürzt wären. Nicht darin liegt das Uebel, daß der Verstand, im Mittelalter durch gewaltigere Kräfte der menschlichen Natur überboten, sein natürliches Recht wieder genommen, sondern darin, daß er nun als Alleinherrscher sich keck auf den Thron der Welt gesetzt, von dort herab alles, was er nicht begreift, und was dennoch zu existiren sich herausnimmt, vornehm ignorirend. Denn jede maßlose Ausbildung einer einzelnen Kraft, weil sie nur auf Kosten der anderen möglich, ist Krankheit, und so geht oft eine geistige Verstimmung durch ganze Generationen und giebt der Geschichte unerwartet eine abnorme Richtung.

So geschah es denn auch, daß wir in der That alle alten Institutionen, an denen zahllose frühere Geschlechter andächtig gebaut, von der deutschen Reichsverfassung bis zu den Handwerkszünften herab, in unglaublich kurzer Zeit von der Erde verschwinden sahen. Zwischen dem geworfenen Gestein in der ungeheueren Staubwolke laufen nun Bauverständige und Projektenmacher vergnügt mit dem Richtmaß umher, und kalkuliren über Anschläge, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt das Volk ohne sonderliche Wehmuth oder Erwartung, in der Einsamkeit von einem epidemischen Unbehagen beschlichen, das sich vor langer Weile von Zeit zu Zeit durch unruhige Neuerungssucht Luft macht. Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Uebergangsperioden, wo das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben oder zu hassen haben, es will vor allen eine Heimat haben in vollem Sinne, d. i. seine eigenthümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen. Es möchten hier die schönen Worte Fichtes wohl passen: „Wir philosophirten anfangs aus Uebermuth und verloren darüber die Unschuld; da schämten wir uns unserer Nacktheit und philosophiren nun aus Noth, um der Erlösung willen."

Daß es bei solchem nihilistischen Interimisticum nicht verbleiben kann, wird ohne Zweifel von allen zugestanden. Woher aber die Erlösung kommen, wie ein neuer, realer Zustand herbeigeführt und begründet werden soll, darüber spaltet sich die Meinung. Die Hilfe kommt freilich immer von oben. Aber nach dem Wahrspruch: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott," müssen wir doch wohl schon selber rüstig Hand an's Werk legen,

denn der Himmel liegt überall nicht wie ein Wirthshaus bequem an der Heerstraße, sondern will erobert sein.

Ueber der Lösung jener Frage nun haben sich zwei Hauptparteien geschieden, die einen rechts, die anderen links hin, welche, wie wir gern annehmen, beide das Beste, wenngleich auf entgegengesetzten Wegen, redlich wollen, in der Hitze des Streites aber nach und nach so weit auseinander gekommen sind, daß die wechselseitigen Stimmen kaum mehr vernehmbar herüber und hinüber klingen. Die einen finden die Rettung nur in der Restauration des Alten, und betrachten alles Vorstreben der persönlichen Freiheit als rebellische Auflösung. Ihre Doctrin läuft wesentlich auf das Haupt-Dogma hinaus, daß alle Gewalt im Staate von Gott, und daher, wie dieser, nothwendig absolute Einheit sei, welche von oben herab, gleichsam als göttliche Offenbarung, allem Besonderen erst Recht, Bedeutung und Richtung, aller Persönlichkeit, im Wege der Delegation, erst Geltung verleihe. Dagegen ist einzuwenden:

1. daß — da die ganze Geschichte eigentlich eine fortgehende Offenbarung ist — jene ursprüngliche Göttlichkeit auch von jeder bloß factischen Gewalt, z. B. in Republiken, für sich in Anspruch genommen werden könnte,

2. daß an sich todte Theile niemals ein lebendiges Ganze geben, und mithin auch die wahrhafte Einheit nur in der eigenthümlichen Freiheit der Einzelnen ihre eigene Freiheit, Bedeutung und Kraft haben kann, und

3. endlich, daß das Leben des Einzelnen wie der Völker nichts Stillstehendes, sondern, eben weil es lebt, eine ewig wandelnde fortschreitende Regeneration sei, und daß es demnach ein, wo nicht frevelhaftes, doch jedenfalls vergebliches Beginnen wäre, irgend einen historischen Zustand, der nur als einzelnes Glied der großen Kette relative Bedeutung hat, als Norm für ewige Zeiten festhalten zu wollen. —

Wie in Tieck's Zerbino sieht man daher diese Parthei die große Welt-Komödie Scene für Scene mühselig zurückdrängen, während hinter ihrem Rücken das Stück sich unbekümmert weiter fortspielt.

Die Anderen, welche sich links gewandt, dagegen stürmen athemlos vorwärts, den angeblich jungen Tag anzubrechen. Ohne Vorzeit und Ueberlieferung, als gelte es, ganz von neuem die Welt zu erschaffen, summiren sie schlechthin alle Persönlichkeiten als eine souveraine Macht, welche wiederum, gleichviel wen, als Obmacht zur Handhabung der nöthigen Ordnung bevollmächtigt, und von diesem Verwalter klüglich Schwarz auf Weiß eine Kaution sogenannter Garantien sich ausstellen läßt.

Diese Ansicht leidet an dem Grundirrthum, daß die Vielheit, die Summa aller freien Persönlichkeiten, welche nothwendig eben das Wandelbare und den Wellenschlag der Zeit darstellt, schon an sich Einheit und eine feste Grundlage sei. Von der Entzweiung daher ausgehend, setzt sie

in ihrer sogenannten Obmacht — ihre Kreatur und Herrschaft zugleich — von Haus aus zwei unorganische feindliche Gewalten im Staate, statt eines lebendigen Mittelpunktes, das trennende Mißtrauen als Lebens-prinzip statt der bindenden Liebe. Beide Systeme aber in ihren End-punkten sind bloß negativ, jenes will im Namen des natürlichen Rechts alles Positive niederreißen, dieses über dem, einmal nicht wieder zu be-lebenden Schutte, nichts Neues wieder aufbauen. — Lebendiges Heil, wie es scheint, wird daher nur in der Mitte dieser streitenden Meinungen gefunden werden. Wir meinen nicht jene mechanische Mitte, welche in allgemeiner Mittelmäßigkeit eine Kraft durch die andere aufzuheben und somit die Schaukel der Zeit nothdürftig in gleichgültiger Schwebe zu er-halten versucht, sondern jene Höhe über dem Streit, auf welche die Re-genten von Gottes Gnaden berufen. Außerhalb des wüsten Gedränges ungehindert vor- und rückwärts sehend, sollen die Freigestellten die ewigen Gebirgs-Züge, wie den wandelbaren Gang der Ströme, überschauen, gleich einer Völker-Karte, auf der das Chaotische allmälig in Massen sich sondert und färbt. Sie sollen erkennen, daß dem Streite da unten zwei mächtige Elemente zum Grunde liegen: der lebendige Freiheitstrieb einerseits, auf dem die Bewegung, die Ehre und die Individualität der Nation beruht, und andrerseits das tiefe Natur-Gefühl der heimatlichen Anhänglichkeit, der Treue und des Gehorsams, jene stille fromme Genüge in der Menschenbrust, welche wie der Glockenklang einer unsichtbaren, gemeinsamen Kirche durch alle Zeiten und Völker geht. Beide Grundkräfte bedingen einander wie Recht und Pflicht, man könnte sie die Zentrifugal- und die Zentripetal-Kraft des politischen Universums nennen, die eine unablässig nach dem Umkreis, nach Vereinzelung, die andere nach einem allgemeinen Mittelpunkte ringend, beide, selbst mitten im Kampf, die Aufgabe einer höheren Weltordnung andeutend.

Wie aber, frägt man nun, vermag eine Regierung in diesem gähren-den Kampfe wiedersprechender Elemente jene Höhe zu halten und dieser sich zu bemeistern? — Sie übe vor allem Gerechtigkeit, in dem sie ohne Haß oder Vorliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hört, das Verkehrte entschieden abweist und dem Billigen und Rechten redlich sein Recht verschafft. Sie halte ferner Maaß, in dem sie vor jedem Extrem, diesem Mißbrauche der Wahrheit, sich hütet, das Richtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlägt, und weder eigensinnig an das Alte sich hängt, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig vorgreift. Sie walte endlich mit Liebe, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüg sich gebärden, nicht unterdrückt, sondern sie zu veredeln, und so mit zu einer höheren Versöhnung zu befähigen trachtet.

Das ist ja eben die Aufgabe der Staatskunst, die Räthsel der Zeit zu lösen, und den blöden Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker

zur klaren Erscheinung zu bringen. Sie ist kein abstractes Spiel mit feststehenden algebraischen Formeln, sondern eben eine lebendige Kunst, welche das frische wechselnde Leben, nach seinen, unter allen Wechsel erhabenen höchsten Beziehungen, in jeden Moment lebendig aufzufassen und schön und tüchtig zu gestalten hat. Ja selbst ihre, durch alle Jahrhunderte gefuhlte Unzulänglichkeit, das Beste vollkommen darzustellen, ist nur eine Bürgschaft mehr, daß sie, wie alles Große, vom irdischen Boden vermittelnd in ein höheres Gottesreich hinüber langt, und daß mithin, in solchem höherem Sinne, alle Gesetzgebung nur provisorisch ist.

Es dürfte interessant und lehrreich sein, näher zu prüfen, in wiefern die jetzigen Staaten die Zeit erkannt und jene Aufgabe praktisch zu lösen unternommen haben. Es ist daher der Zweck gegenwärtiger Blätter, eine solche Prüfung zunächst insbesondere in Beziehung auf Preußen zu versuchen, theils weil das Letztere, nach seinem ganzen Verhältniß, mit allen anderen Staaten Deutschlands in steter Wechselwirkung steht, theils weil dazu durch mannichfache, in neuester Zeit laut gewordene Zweifel, Mahnungen und Tadel gegen Preußen besondere Veranlassung gegeben ist.

Um jedoch hierbei sogleich in die Mitte der Sache zu kommen, sei es erlaubt, die Untersuchung an diese Stimme einer weit verbreiteten Meinung unmittelbar anzuknüpfen.

Schon seit geraumer Zeit nemlich äußern sich öffentliche Blätter, namentlich in Süd-Deutschland, mehr oder minder bitter darüber, daß Preußen, das durch Intelligenz, politische Stellung und geographische Lage vorzüglich berufen sei, die zeitgemäßen Interessen Deutschlands zu umfassen und zu entwickeln, diesen sich mehr und mehr entfremde, und in dem allgemeinen Anlauf der neuesten Zeit nach dem angeblich alleinigen Ziele der Völkerwohlfahrt sich, wo nicht hemmend, doch gleichgiltig und ohne lebendige Theilnahme verhalte.

Auf diese Reden wäre an sich, so lange sie als die Meinungen Einzelner erscheinen, wie sie die Woge der Zeit jetzt zahllos emporhebt und wieder verschlingt, kein sonderliches Gewicht zu legen. Seitdem aber sind diese Stimmen nicht nur in die Tageblätter auch des nördlichen Deutschlands eingedrungen, sondern sie haben selbst in den Stände-Versammlungen der konstitutionellen deutschen Staaten einen bedeutenden Wiederhall gefunden, welcher auf die Regierungen dieser Staaten — gleichviel ob in grundsätzlicher Uebereinstimmung oder nur durch den Drang der Umstände — einen unverkennbaren Einfluß auszuüben anfängt.

Es erscheint daher auch schon in dieser Beziehung an der Zeit, in dieser Angelegenheit eine allgemeine Verständigung eintreten zu lassen und ein störendes Mißverhältniß zu lösen, dem zum Theil unklare Ansicht der politischen Verhältnisse überhaupt, größtentheils aber eine auffallende

Unkenntniß von dem, was in der letzteren Zeit in Preußen geschehen ist, zum Grunde liegt.

Zuvörderst wird der unbestimmte Vorwurf, als wolle Preußen im deutschen Staaten-Verbande sich isoliren, durch die offenkundige Erfahrung leicht zu beseitigen sein, daß eben Preußen in der letzten Zeit fortwährend die Politik beobachtet hat, eine innigere Vereinigung der deutschen Staaten, selbst mit eigener Aufopferung, herbeizuführen. Denn in diesem Sinne sind die Handels-Verträge mit Mecklenburg-Schwerin, den freien Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck, mit Baiern, Württemberg, der Zollverband mit Hessen-Darmstadt, den Anhaltinischen Ländern und anderen kleinen deutschen Staaten, zum nicht geringern Vortheil der Letzteren, abgeschlossen worden.

Außer dem soeben erwähnten Vorwurf aber laufen die oben gedachten Deklamationen wesentlich darauf hinaus: daß Preußen, die Anforderungen der Gegenwart an politische Freiheit verkennend oder übersehend, in seinen Institutionen hinter dem allgemeinem Aufschwunge der Zeit zurückgeblieben, und inmitten allgemeiner Verjüngung politisch veralte.

Zur Würdigung dieser Behauptung dürfte es, bei der vorhandenen Verwirrung der verschiedenartigsten Stimmen, nöthig sein, vor allem sich darüber specieller zu verständigen was denn die Stimmführer der Gegenwart eigentlich wollen, d. h. was die Vernünftigen und Wohlgesinnten — denn nur von diesen kann überall die Rede sein — unter dem Titel politischer Freiheit eigentlich in Anspruch nehmen? Es wird, nach Beseitigung alles Unmöglichen, also an sich Verwerflichen, allgemein in der Forderung bestehen, daß die Mittel materieller und intellectueller Erhaltung und Vervollkommnung allen Mitgliedern des Staates ohne Unterschied gleichmäßig gewährt, und diesen beiden Hauptinteressen durch die Interessenten selbst, also durch Stände, im Staate vertreten werden, da eben diese Interessen in ihren verschiedenen Modifikationen sich historisch als Stände gestalten.

Die Aufgabe aber, einen solchen erwünschten Zustand zu begründen, kann der Staat natürlicherweise nur durch seine innere Gesetzgebung genügend lösen, von deren Beleuchtung daher die obengedachte Prüfung überall auszugehen haben wird.

Betrachten wir nun die innere Gesetzgebung Preußens vom Jahre 1807 ab — also in einer Zeit, wo die Verfassungssucht sich noch keinesweges laut machte — so bemerken wir in derselben leicht den durchgehenden, organischen Zusammenhang zweier politischer Haupt-Tendenzen, nach denen sämmtliche bedeutende Gesetze sich in zwei Hauptklassen unterscheiden lassen, in solche, deren vorzüglicher Zweck Hinwegräumung aller Hindernisse persönlicher und gewerblicher Freiheit ist, und in solche, wo das Bestreben vorwaltet, die hiernach Emancipirten für den würdigeren

Zustand heranzubilden, sie auf dem neu gewonnenen Boden der Freiheit wirklich heimisch zu machen.

Wir wenden uns, wie billig, zunächst zu den Ersteren. — Sogleich das Edikt vom 9. October 1807, die Verhältnisse der Landbewohner betreffend, geht von der allgemeinen Ansicht aus, daß es eben so wohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirthschaft gemäß sei, Alles zu entfernen, was den Einzelnen hindert, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maaß seiner Kräfte zu erreichen fähig ist.

Dasselbe beginnt daher mit Aufhebung der, jener wohlwollenden Ansicht vorzüglich entgegenwirkenden Beschränkungen, indem es alle Einwohner des Staates in einer ihrer wesentlichsten Beziehungen, nemlich auf Besitz und Genuß von Grundstücken, möglichst ganz gleichstellt. Jeder Einwohner ist zum Besitz von Grundstücken aller Art, der Adliche also zum Erwerb auch bürgerlicher und bäuerlicher Besitzungen, der Bürger und Bauer zum Besitz adelicher Güter, ohne besondere Erlaubniß, berechtigt. Alle Vorzüge, welche bei Güter-Erbschaften der adliche vor dem bürgerlichen Erben hatte, so wie die, bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlicher Rechte, sind aufgehoben. Ein gesetzliches Vorkaufs- und Näher-Recht soll fernerhin nur bei Lehns-Obereigenthümern, Erbzinsherren, Erbverpächtern, Miteigenthümern und da eintreten, wo eine mit anderen Grundstücken vermischte oder von ihr umschlossene Besitzung veräußert wird. Die Besitzer an sich veräußerlicher Grundstücke aller Art sind, unter Vorbehalt der Rechte der Real-Gläubiger und der Vorkaufsberechtigten, zur theilweisen Veräußerung und also auch die Miteigenthümer zur Theilung derselben unter sich berechtigt. Die Vererbpachtung von Privatgütern im Ganzen oder in einzelnen Theilen, insofern dadurch die Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, so wie die Aenderung oder Aufhebung der Lehne, Fideikommisse und Familienstiftungen durch Familienbeschluß ist freigegeben. In Betreff der persönlichen Verhältnisse aber ist dem Edelmann, ohne Nachtheil für seinen Stand, bürgerliche Gewerbe zu treiben, und jedem Bürger oder Bauer aus dem Bauer- in den Bürger-, und aus dem Bürger- in den Bauer-Stand zu treten erlaubt. Insbesondere darf vom 9. October 1807 an kein Unterthänigkeitsverhältniß weder durch Geburt, noch Heirath, Uebernahme einer sonst unterthänigen Stelle oder Vertrag mehr entstehn. Mit der Publikation dieses Gesetzes hört das Unterthänigkeits-Verhältniß derjenigen Unterthanen und ihrer Frauen und Kinder auf, die ihre Bauergüter erblich oder eigenthümlich, erbzinsfrei oder erbpachtlich besitzen.

Mit dem Martini-Tage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit — welche übrigens auf den Domainen mittelst Cabinets-Ordre vom 28. October 1807 schon vom 1. Juni 1808 an abgestellt war — im ganzen Staate auf. Nach jenem Tage giebt es nur freie Leute, wobei jedoch alle Verbindlich-

keiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzers eines Grundstückes oder besonderen Vertrags obliegen, in Kraft bleiben.

Sollte indeß die, in diesem Gesetz enthaltene Freisprechung des Bauerstandes nicht ein ideales Luftgebild bleiben, so müßte ihr nothwendig auch eine bleibende Bürgschaft durch Grundeigenthum verschafft werden. Einem solchen Unternehmen standen aber im Preußischen Staate in den bisherigen Einrichtungen eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Sämmtliche bäuerliche Besitzungen waren nemlich, mit wenigen Ausnahmen, ohne Eigenthum entweder erblich oder nicht erblich. Die Erstern wurden von den Besitzern auf ihre Descendenz oder Seitenverwandte vererbt, und der Grundherr hatte die Verpflichtung, den erledigten Hof mit einem der Erben des letzten Besitzers wieder zu besetzen. Von diesem unterschieden sich die nicht erblichen Bauergüter, welche von dem Grundherrn an Bauern auf unbestimmte Zeit, oder auf gewisse Jahre, oder auch auf Lebenszeit gegen Abgaben, Pächte und Dienste in Benutzung überlassen waren, durch die willkürliche Wiederbesetzung beim Abgange des Nutznießers und durch die gewöhnliche Befugniß, dabei die Abgaben und Leistungen erhöhen zu dürfen. Das Eigenthum des Gutsherrn unterlag aber bei diesen, wie bei den erblichen Bauergütern, der Beschränkung, daß er die Höfe nicht zu eigener Benutzung einziehen durfte, daß er sie vielmehr mit Personen des Bauerstandes jedesmal wieder besetzen, sie in kontributionsfähigem Zustande erhalten und die Steuern und andere öffentliche Leistungen davon vertreten mußte. Ein durch Jahrhunderte verknöchertes Verhältniß, das einerseits einen durchaus patriarchalischen Zustand voraussetzte und andererseits durch die mannigfach sich kreuzenden wechselseitigen Ansprüche jede Ausgleichung höchst verwickelt machte. Demungeachtet wurde diese mit durchgreifendem Erfolge versucht. Durch das Edikt, die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, vom 14. September 1811 wurden nemlich sämmtliche bäuerliche Besitzungen, sie mochten zu geistlichen Domainen, Kämmerei- oder Privat-Gütern gehören, in Eigenthum verwandelt und die darauf ruhenden Naturaldienste aufgehoben. Dafür mußten die erblichen Besitzer als Entschädigung entweder den dritten Theil ihrer sämmtlichen Grundländereien an den Gutsherrn abtreten, oder sich auf eine, nach demselben Verhältniß auszumittelnde Kapitalvergütigung oder Rentversicherung im Gelde oder Körnern einigen, so wie auch in beiden Fällen auf Abgaben-Vertretung oder sonstige Unterstützung von Seiten des Gutsherrn Verzicht leisten und demselben die Hofwehr zurückgeben oder taxmäßig vergüten. Zur besonderen Vergütung des Hofes und dazu gehörigen Gartens, welche nicht mit zur Theilung kommen, sondern demselben Bauer ausschließlich verbleiben, ist außerdem der Vorbehalt einiger Hilfsdienste zu dringenden Bedürfnissen bis zum Betrage von höchstens zehn dreispännigen Spanntagen und zehn Manns-Handtagen, sowie im Wege freiwilliger Einigung auch eine größere Zahl der Diensttage nachgelassen; die Letztern

dürfen jedoch nicht auf ewige Zeiten, sondern immer nur von zwölf zu zwölf Jahren stipulirt werden. Provocation auf geringere Entschädigung findet statt, wenn durch das motivirte Gutachten zweier Kreisverordneten begründet wird, daß die allgemeine Entschädigung durch 1/3 der Gutsnutzung der Verpflichteten offenbar verletze. — Bei den nicht erblichen bäuerlichen Besitzungen waren die Gutsherren, wenn keine gütliche Einigung auf andere Weise erfolgte, berechtigt, die Hälfte jener Besitzungen an Aeckern, Miethen, Wiesen, Holzung und Hutung zu ihren Gütern einzuziehen oder selbst willkürlich darüber zu disponiren, und zwar in der Art, daß die Auseinandersetzung entweder durch wirkliche Landtheilung oder durch Vergütung des Nutzungswerthes jener Landeshälfte mit einer Körnerabgabe, oder durch Verbindung beider Arten der Ausgleichung bewerkstelliget wurde.

Nachdem nun durch diese Gesetzgebung erst die persönliche Unabhängigkeit des Landmannes festgestellt, dann diese durch Grundeigenthum garantirt worden, so bezweckte nun das Edikt zur Beförderung der Land-Kultur vom 14. September 1811, den freien Gebrauch dieses gewonnenen Eigenthums zu sichern und möglichst zu verbreiten. Dasselbe hebt daher im Allgemeinen alle bisherigen Beschränkungen des Grundeigenthums auf, indem es festsetzt, daß jeder Grundbesitzer ohne Ausnahme befugt sein soll, über seine Grundstücke insofern frei zu verfügen, als nicht Rechte eines Dritten dadurch verletzt werden, um auf diese Weise durch möglichste Vereinzelung der Güter auch ärmeren Leuten zur Erwerbung und Vermehrung von Eigenthum Gelegenheit zu geben und somit eine neue Klasse tüchtiger Grundeigenthümer zu schaffen. Zur Förderung solcher Vereinzelung wird die Umwandlung des erbpachtlichen Verhältnisses durch Ablösbarkeit des Canons und des Laudemiums begünstigt, sowie auch, bei vorkommenden Vereinzelungen, die verhältnißmäßige Repartition der Grundsteuer auf die abzutrennenden Theile angeordnet, und alle bisherigen Einschränkungen der Benutzung von Privatwaldungen aufgehoben. Erbliche Ueberlassungen aber von Land an Arbeitsfamilien dürfen niemals unter Verpflichtung zu fortwährenden Diensten, sondern nur im Wege des Verkaufs oder mit Auflegung einer bestimmten Abgabe an Geld oder Körnern geschehen, damit sich hierdurch nicht neue Abhängigkeitsverhältnisse bilden. Demnächst beschäftigt sich das Gesetz noch mit möglicher Entfernung derjenigen Kultur-Hindernisse, welche aus besonderen Servituten entstehen, sowie mit Errichtung von praktischen landwirthschaftlichen Gesellschaften und Anlegung größerer und kleinerer Muster-Wirthschaften.

Während jene Vermittelung gegenseitiger Rechte und Verpflichtungen in einer Declaration vom 29. Mai 1816, sowie in der Gemeinheits-Theilungsordnung vom 7. Juni 1821, durch Anordnung rechtlicher und billiger Grundsätze noch im Einzelnen näher bestimmt wird, da hat endlich ein Gesetz vom 7. Juni 1821 die Dienst-Aufhebung auch auf Dienste Natural- und Geldleistungen von solchen Stellen aus, die eigenthümlich

zu Erbzins- oder Erbpachtsrecht besessen werden. Die Aufhebung findet jedoch nur auf Antrag der Betheiligten, sowohl der Berechtigten als Verpflichteten, statt. Spann- und Handdienste, welche zusammen jährlich den Betrag von 50 Manns-Handtagen nicht übersteigen, werden nach den üblichen Arbeitspreisen zu Gelde angeschlagen und in Rente vergütet, größere Dienste aber nach dem Kostenbetrage abgeschätzt, den der Berechtigte zur Beschaffung der bisher damit bestrittenen Arbeiten anwenden muß. Bei den Letzteren hat der Provocat, hinsichtlich der Entschädigung, jedesmal zwischen Land und Rente die Wahl, der Dienstpflichtige ist aber zu jeder Zeit befugt, die Rente, nach vorheriger sechsmonatlicher Kündigung, gegen Erlegung des 25fachen Betrages, auch theilweise abzulösen. Nach denselben Bestimmungen können auch andere jährliche Naturalabgaben, Zehnten und Ländereien, gleichviel ob der Verpflichtete zur Klasse der bäuerlichen Wirthe gehört, ob er dienstpflichtig, oder ob beides nicht der Fall ist, in Rente verwandelt werden.

Aber auch noch in anderer Richtung hin hatte die Verwandlung der Zeit sich kund gegeben. Als nemlich im Mittelalter, bei wachsender Kultur und Begehrlichkeit, die Gewerbe und der Handel nach und nach von ihrem gemeinsamen Mutterboden, dem Landbau, sich abgelöst und selbständig gegliedert hatten, erschienen sie ursprünglich gleichsam als neue Erfindungen, welche die Unbeholfenheit der Masse patentirte. Dazu das Verhältniß der jungen Städte zu dem alten, eifersüchtigen Adel, die Unsicherheit und Kostbarkeit des Verkehrs, die ganze Sinnesart der Zeit endlich; alles drängte zu geschlossenem Zusammenhalten zu Schutz und Trutz, und so entstand jene bürgerliche Aristokratie von Korporationen, Zünften und Innungen, deren moralische Kraft, da sie wirklich noch lebten, kein Kundiger verleugnen wird. Nachdem aber der Staat den Schutz übernommen, nachdem die Entdeckung der neuen Welt nicht nur plötzlich einen unendlichen Markt eröffnet, sondern ihn auch zugleich mit einer Masse edler Metalle überreich dotirt hatte, zog der allgemeine Umschwung der Güter in steter Beschleunigung immer weitere Kreise, welche die engen städtischen verschlangen und die Spießbürger zu Weltbürgern machten. Jene Einrichtungen mußten daher, wie ausgewaschene Kleider, Farbe und Haltung verlieren, und allmälig nur noch als verknöcherte Monopole erscheinen, die mit ihren übertriebenen Scheidungen und Hemmungen jede lebendige Bewegung lähmten.

Das war ein allgemein gefühltes Uebel. Aber Preußen gebührt offenbar das Verdienst, auch diese Fessel natürlicher Freiheit schon frühe mit ebenso viel Entschlossenheit als besonnener Mäßigung gelöst zu haben. Durch das Edikt über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer vom 2. November 1810, in Verbindung mit dem Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. September 1811, und dessen Declaration vom 11. Juli 1822, ist zwar die Auflösung der Zünfte und Innungen nicht ausdrücklich anbefohlen, aber durch

völlige Gleichstellung des Unzünftigen mit dem Zünftigen vorbereitet und auf naturgemäße Weise herbeigeführt worden. Denn im Allgemeinen darf hier Niemandem der Gewerbeschein versagt werden. Der Gewerbeschein aber giebt dem Inhaber die Befugniß, das darin benannte Gewerbe auf bestimmte Zeit im ganzen Umfange des Staats, in Städten und auf dem platten Lande, unter dem Schutze der Behörden zu treiben, mit dem auf den Grund desselben verfertigten Waaren zu handeln, und Lehrlinge und Gehilfen anzunehmen, wobei die Bestimmung über Lehrzeit, Lehrgeld u. s. w. lediglich Gegenstand des freien Vertrages bleibt. Jedermann kann so vielerlei Gewerbescheine lösen und so vielerlei Gewerbe gleichzeitig nebeneinander treiben, als er selbst will, er darf nicht nur die Materialien und Werkzeuge, deren er zu seinem Gewerbe bedarf, selbst verfertigen, sondern, wenn er zu Werken gewisser Art befugt ist, auch alle zur Vollendung dieser Werke erforderlichen Arbeiten besorgen, so wie auch alle zu einer Gattung gehörigen Gewerbe betreiben, wenn sie auch sonst durch verschiedene Zünfte getrennt waren. — Keiner Korporation, Zunft oder Innung, und keinem Einzelnen steht ein Widerspruchsrecht, welcher Grund dafür auch angeführt werden mag, zu. Dagegen sollen die bisherigen ausschließlichen, vererblichen und veräußerlichen Gewerbsberechtigungen in den Städten abgelöst und, bis dieses geschehen, mit 4½ Procent verzinset werden, indem alle Diejenigen, welche im Polizei-Bezirk der Stadt das Gewerbe fortan betreiben, nach dem Umfange desselben verhältnißmäßige jährliche Beisteuern zu dem Ablösungsfond zu leisten, und was hiernach zur Ablösung noch fehlt, die Stadtgemeinen zuzuschießen haben.

Uebrigens darf jeder Zünftige dem Innftverbande zu jeder Zeit entsagen, jeder zünftige Geselle, ohne Nachtheile an seinen Zunftrechten, auch bei Unzünftigen arbeiten, jedes Gewerk aber durch Stimmenmehrheit der Meister sich selbst auflösen. Außerdem behält die Landes-Polizei-Behörde sich das Recht vor, jedes Gewerk zu jeder Zeit für aufgelöst zu erklären.

In Beziehung auf den Handel endlich galt bekanntlich früherhin allgemein jene engherzige Politik, welche das bloße Zeichen und Mittel, nemlich das Geld, als den alleinigen Zweck nahm, und — um einen durch Mehrbetrag der Ausfuhr gegen die Einfuhr zu erzielenden Geldüberschuß im Lande zu bewirken — mit der Krämer-Waage eine sogenannte Bilanz ängstlich abwog, ohne großes Bedenken manche höhere Interessen, Ehre und innere Wohlfart in die Geldschale werfend. Aber das Zünglein dieser Waage steht niemals still. Der Handel ist ein mächtiger Weltstrom geworden, der durch aller Herren Grenzen geht, und dessen Steigen und Sinken, wie das Meer, nur noch von den Konstellationen am gemeinsamen politischen Himmel regiert wird, die allein in Gottes Hand stehen. Er läßt sich daher nicht mehr mit schlauer Willkür dort ablenken, um vielleicht gelegentlich eine vertrocknete Sandscholle zu bewässern, dort eindeichen, um dem Nachbar gegenüber ein schön Stück Land abzureißen. Preußen demnach begab sich fortan

solcher Kunststücke und wollte lieber alles, was im eigenen Lande Handel und Wandel noch hemmte, ruhig hinwegräumen, damit dort der Verkehr vorerst, nach dem Maaß seiner natürlichen Kräfte, sich von Innen vollständig herausbilde und somit, wie alles Gesunde und Tüchtige, sich seine rechte Stelle in der Handelswelt selbst verschaffe. Und in solchem Sinne verfährt das Zollgesetz vom 26. März 1818, wenn es den Verkehr im Innern freimacht und daher alle Beschränkungen desselben zwischen den verschiedenen Provinzen oder Landestheilen des Staats, so wie alle Binnenzölle, Kommunal- und Privat-Abgaben vom Handel und Verzehr aufhebt und die Zolllinie überall auf die Grenzen der Monarchie vorrückt. Alle fremde Erzeugnisse der Natur und Kunst können im ganzen Umfange des Staats eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden; allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst wird die Ausfuhr verstattet, und diese allgemeine Handelsfreiheit mit Vorbehalt der Reziprozität gegen anders verfahrende Länder, als Grundlage der Verhandlungen mit fremden Staaten angenommen.

Bei der Ausfuhr gilt die Zollfreiheit als Regel. Dagegen wird — um die inländische Gewerbsamkeit zu schützen, um dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Luxus, ohne Erschwerung des Verkehrs, gewähren können — von fremden Waaren bei der Einfuhr nach Gewicht, Maaß oder Stückzahl ein mäßiger Zoll, und wenn sie im Lande verbleiben, gleichzeitig eine, durch einen alle drei Jahr zu revidirenden Tarif geregelte Verbrauchssteuer erhoben. Gegenstände, welche blos durchgeführt werden, unterliegen nur einem einfachen, tarifmäßigen Ein- und Ausfuhrzoll, und können, ohne deshalb eine Verbrauchssteuer zu zahlen, innerhalb des Landes unter der geordneten Aufsicht umgeladen, auch, der Spedition oder des Zwischenhandels wegen, gelagert werden. Befreiung von Ein- oder Durchgangs-Zoll, sowie Schadloshaltung wegen etwa behaupteter Exemtionen, findet nicht mehr statt.

Durch alle diese, man möchte sagen, bloß negativen Anordnungen, durch die Befreiung der Persönlichkeit, des Grundbesitzes und des Gewerbes von den verrotteten Fesseln, die nur noch drückten, ohne mehr zu halten, war indeß nur erst der Schutt der alten Zeit zur Seite geschafft, gleichsam nur der Boden der neuen gesetzmäßigen Freiheit gewonnen. War es redlicher Ernst mit allem dem, so mußte nun auch ein inneres, tüchtiges Leben geweckt werden, das den errungenen Boden zu behaupten und in der Ungebundenheit sich selbst zu beschränken im Stande wäre, indem es einer höheren Einheit im Staate, der alleinigen Garantie aller Freiheit, sich unterwirft. Eine wahrhafte Unterordnung aber ist immer nur Sache des selbständigen freien Entschlusses, der wieder nur aus der allgemeinen Gesinnung hervorgehen kann. Jenes höhere Staatsleben kann daher, wie alles Innerliche, nicht so ebenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philosophische Zauberformeln besprochen werden! Ja, wo

dies gelänge — eine solche Aristokratie der Gelehrten oder Gebildeten wäre vielleicht die verderblichste, wenn sie, in ihrer verwegen experimentirenden Allgemeinheit, von der eigentlichen Natur und Geschichte der Nation keine Notiz nehmend, ein einiges Volk nach und nach in zwei verschiedene Völker entfremdet, gleichwie in China die Vornehmen eine andere Religion für sich haben, als das gemeine Volk. Wie im Drama vielmehr — das ja sein Gesetz auch nur in der allgemeinen menschlichen Natur hat — nicht die Charaktere von der Begebenheit, sondern die Begebenheiten von den Charakteren gemacht werden, so wird auch in der größeren Staats-Action nur die fortschreitende Entwickelung der nationalen Eigenthümlichkeit, und nicht von oben herab, die Regel von den drei Einheiten, Regel, Handlung und Leben gestalten. Man wende dagegen nicht ein, daß die unruhige Gegenwart der ungünstigste Zeitpunkt für solche Entwickelungsversuche sei. Die Völker sind jetzt allerdings so ziemlich in ihre politischen Flegeljahre gekommen, eine unbequeme Durchgangsperiode voll Jünglingsdrang und Ueberschwenglichkeit, bald täppisch zufahrend zur Unzeit, bald maulend ohne erklecklichen Grund, immer übertreibend und zum Aeußersten bereit. Aber wir fragen jeden ehrlichen Schulmann, welche ihm lieber seien, jene ungefügen Gesellen, die ausgähren wollen, oder die zahme, geschlechtslose, altgeborne Brut, die niemals jährt, sondern ewig ein trübes, farbloses, unschmackhaftes Gemisch bleibt? Und so wird auch die hohe Volksschule einer tiefer gehenden Gesetzgebung jene treibende Kraft, das was wahrhaft edel und stark in dem verworrenen Ungestüm, unerschrocken, als erfrischendes Element, an das Ganze knüpfen und das Volk, nachdem es aus allen früheren Genossenschaften herausgetrieben, von unten herauf zu der höheren Geselligkeit eines lebendigen Gemeingeistes zu erziehen streben, damit der Einzelne sich als Glied einer größeren Familie betrachten lerne, wo er sich innerlich zu Hause fühle, der er auf Tod und Leben, in Lust und Leid verbunden bleibe.

Die Schule des Lebens ist nur das Leben selbst, jene erziehende Gesetzgebung kann daher nicht durch Lehre, sondern muß durch lebendige Institutionen wirken. In Preußen aber sind es hiernach vorzüglich dreierlei Institutionen, die in dieser Beziehung in Anschlag kommen. Die Städteordnung, die Provinzialstände und die Militair-Verfassung.

Wir lassen füglich die Gesetze für sich selbst sprechen, indem wir durch kurze Umrisse der Hauptmomente derselben Geist und Absicht klar zu machen versuchen.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 will, wie sie im Eingange selbst sagt, den Städten eine selbständige Verfassung sichern, in den Bürgergemeinen einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich bilden, ihnen eine tüchtige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beilegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn erregen und erhalten.

Die Städte, welche nach der Volkszahl in große, mittlere und kleine

eingetheilt sind, und selbst wieder in Bezirke zerfallen, werden von ihren Magistraten regiert. Die Einwohner theilen sich in Bürger, d. i. solche, die städtische Gewerbe betreiben oder in der Stadt Grundstücke besitzen, und in Schutzverwandte, bei denen Beides nicht der Fall ist; jene müssen, diese können das Bürgerrecht erwerben, welches überhaupt keinem Unbescholtenen versagt werden darf. Das Bürgerrecht, bei dessen Gewinnung Stand, Geburt, Religion oder sonstige persönliche Verhältnisse keinen Unterschied begründen, wird vom Magistrat ertheilt und geht durch lange Abwesenheit ohne Besorgung eines Stellvertreters, durch entehrende Verbrechen, sowie durch dreimal erlittene Criminalstrafe wieder verloren. Der Inbegriff sämmtlicher Bürger der Stadt macht die Stadtgemeinde oder die Bürgerschaft aus. Die Bürgerschaft erwählt aus ihrer Mitte ihre Repräsentanten, Stadtverordnete, deren Zahl in kleinen Städten auf 34—36, in mittleren auf 36—60, und in großen auf 60—100 festgesetzt ist. Stimmfähig und wählbar ist, mit Ausnahme der Magistratsmitglieder während der Dauer ihres Amts sowie der Bürger weiblichen Geschlechts, jeder Bürger, dessen reines Einkommen in den kleinen und mittleren Städten 150, in den großen 200 Thaler beträgt. Jeder stimmfähige Bürger muß in der Wahlversammlung persönlich erscheinen, der Ausbleibende wird durch die Beschlüsse der Anwesenden verbunden; wer ohne gesetzliche Entschuldigung wiederholentlich nicht erscheint, kann seines Stimmrechts und der Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung für verlustig erklärt werden. Wenigstens zwei Drittheile der erwählten Stadtverordneten sollen mit Häusern in der Stadt angesessen sein. Die Wahl der Stadtverordneten und ihrer Stellvertreter geschieht jährlich auf drei Jahre und zwar jedesmal mit einem Drittheil der gesetzmäßigen Zahl, wogegen jährlich ein Drittheil derselben durch das Loos wieder ausscheidet. Jedem stimmfähigen Bürger steht es frei, Einen Kandidaten laut vorzuschlagen; über die hiernach verzeichneten Wahl-Kandidaten werden sodann die Stimmen gesammelt, wobei die Stimmenmehrheit entscheidet.

Die Wahl wird, nach vorheriger Prüfung durch die Stadtverordneten-Versammlung, vom Magistrat bestätigt, insofern sich dagegen nichts wesentliches zu erinnern findet. — Die Stadtverordneten sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, und nicht etwa einer einzelnen Korporation oder dgl., zu der sie zufällig gehören. Sie haben sämmtliche Angelegenheiten des Gemeinwesens für die Bürgergemeinde zu besorgen, in Betreff des gemeinschaftlichen Vermögens, der Rechte und Verbindlichkeiten der Stadt Namens derselben verbindende Erklärungen abzugeben, insbesondere die zu den öffentlichen Bedürfnissen nöthigen Leistungen auf die Bürgerschaft zu vertheilen, und, mit Rücksicht auf das allgemeine System des Staats, die Steuern zu bewilligen. Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruction, ihr Gewissen die Behörde, der sie deshalb

Rechenschaft zu geben haben. Nicht einzeln aber, sondern nur in der Gesammtheit, durch gemeinschaftliche Beschlüsse, können sie von jener gesetzlichen Vollmacht Gebrauch machen. Sie wählen jährlich aus ihrer Mitte einen Vorsteher und Protokollführer, wobei nur wirkliche Staatsdiener und praktizirende Justizkommissarien nicht wahlfähig sind, auch sind sie, zur Prüfung der ihnen anvertrauten Angelegenheiten, Deputationen zu ernennen befugt. Alle Stadtverordneten-Stellen müssen unentgeltlich verwaltet werden. Jedem Bürger steht frei, über alle das Gemeinwesen der Stadt betreffende Gegenstände seine Meinung, Vorschläge oder Rügen schriftlich der Stadtverordneten-Versammlung einzureichen. Die Beschlüsse der Letztern werden durch absolute Stimmenmehrheit gefaßt, dürfen aber nur vom Magistrat zur Ausführung gebracht werden.

Der Magistrat besteht in einem Bürgermeister (in großen Städten Ober-Bürgermeister) und mehreren theils unbesoldeten, theils besoldeten Mitgliedern, von denen der Syndicus und die gelehrten Stadträthe, nebst dem Stadtrath für das Baufach, auf 12 Jahre, die übrigen aber nur auf 6 Jahre bestellt werden. Sämmtliche Magistrats-Mitglieder, mit Ausschluß des Oberbürgermeisters, werden, Namens der Stadtgemeinen, von den Stadtverordneten aus der Mitte der Bürgerschaft erwählt, und von der Provinzial-Polizei-Behörde bestätigt; zu der Stelle des Oberbürgermeisters dagegen präsentirt die Stadtverordneten-Versamelung drei Kandidaten zur landesherrlichen Auswahl. Der Magistrat ist die ausführende Behörde, in welcher sich die ganze Geschäftsführung konzentriren soll. Alle Angelegenheiten aber, womit Administration verbunden, oder die anhaltende Aufsicht und Kontrolle, oder Mitwirkung an Ort und Stelle bedürfen, als: die kirchlichen Angelegenheiten, Schulsachen, das Armenwesen, Sicherungs-Anstalten, Sanitäts-Polizei u. s. w., werden durch Deputationen besorgt, welche aus einzelnen oder wenigen Magistrats-Mitgliedern, dagegen größtentheils aus Stadtverordneten und Bürgern bestehn, die von der Stadtverordneten-Versammlung gewählt und vom Magistrat bestätigt werden. Die Stadtverordneten in ihrer Gesammtheit kontrolliren die ganze Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in allen Zweigen, sie prüfen alle Rechnungen und Etats und setzen die Bedarfssumme fest. Sowohl der Magistrat als die Stadtverordneten können auf Einführung neuer und auf Abänderung bestehender, vom Staat gegebner oder genehmigter Einrichtungen antragen, welche Anträge jedoch der Zustimmung der Landespolizei-Behörde, und, wenn sie vom Magistrat ausgehen, der vorherigen gutachtlichen Vernehmung der Stadtverordneten-Versammlung bedürfen. Wo nicht höhere Rücksichten entgegenstehen, ist dem, die städtische Polizei ausübenden Magistrat auch die Verwaltung der allgemeinen Polizei anvertraut. — Die oberste Aufsicht übt der Staat dadurch aus, daß er die Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögens einsieht, die Beschwerden einzelner Bürger oder ganzer Abtheilungen über das Gemeinwesen entscheidet, neue

Statuten bestätigt und zu den Wahlen der Magistrats-Mitglieder die Genehmigung ertheilt.

Was bei diesem Gesetze auch die einen zu tadeln, die anderen noch zu wünschen finden mögen, darüber dürften alle einverstanden sein, daß dasselbe einerseits das, nach Klassen und Zünften geschiedene, sowie das isolirte örtliche Interesse der Bürger aufhebt und die Städte, als eine sittliche Gemeinschaft, in ihren Verbande zum Staate darstellt. Andrerseits aber ist dasselbe, indem es dem demokratischen Element der Stadtverordneten die Wahl des Magistrats, die Steuerbewilligung, sowie Antheil an der gesetzgebenden Gewalt giebt, unverkennbar selbst schon Mikrokosmus und mithin die lebendigste, praktische Vorschule einer repräsentativen Staatsverfassung.

Eine gleiche Schule der Entwickelung gesetzmäßiger Freiheit eröffnet, in immer weiteren und umfassenderen Kreisen allmälig hinansteigernd, das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823. Hiernach sollen den Provinzialständen, als dem gesetzmäßigen Organ der verschiedenen Stände jeder Provinz, die Entwürfe nicht nur provinzieller, sondern auch aller allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen und Eigenthumsrechten und in Steuern betreffen, zur Berathung vorgelegt, ihren Beschlüssen die Kommunal-Angelegenheiten, unter Vorbehalt der Genehmigung des Staats, und Beschwerden im Interesse der Provinz entgegen genommen werden.

Jeder Provinzialverband besteht aus drei Ständen, aus der Ritterschaft, den Städten und den übrigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern, mit Ausnahme von Schlesien, Sachsen, Westphalen und den Rheinprovinzen welche in 4 Stände getheilt sind, deren ersten die ehemaligen unmittelbaren Reichsstände, Fürsten und Besitzer freier Standesherrschaften, jene mit Viril-, diese mit Curiat-Stimmen, bilden. Alle übrigen Stände erscheinen durch Abgeordnete, welche von ihnen, in der für jede Provinz und jeden Stand bestimmten Anzahl, auf sechs Jahre dergestalt gewählt werden, daß alle drei Jahre die Hälfte der Abgeordneten eines jeden Standes ausscheidet. Allgemeine Bedingungen der Wählbarkeit, sowie der Befugniß zur Wahl sind: zehnjähriger ununterbrochener Grundbesitz, Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen, Vollendung des dreißigsten Lebensjahres und unbescholtener Ruf; für die Wählenden genügt jedoch die Vollendung des 24. Lebensjahres und eigenthümlicher Besitz, ohne Rücksicht auf seine Dauer. Der Vorsitzende auf dem Landtage, Landtags-Marschall, wird für die Dauer eines jeden Landtages vom Könige ernannt. Ebenso der Königl. Landtags-Kommissarius, welcher, als die Mittelsperson aller Verhandlungen, den Ständen die Propositionen des Staats, so wie alle demselben nöthige Auskunft und Materialien mittheilt, die von ihnen abzugebenden Erklärungen, Gutachten und Vorstellungen zur weiteren Veranlassung empfängt und den Landtag eröffnet und schließt, ohne jedoch

den Berathungen desselben beizuwohnen. Zu einem gültigen Beschlusse der Stände über solche Gegenstände, die vom Staat zur Berathung an sie gewiesen, oder ihrem Beschlusse mit Vorbehalt landesherrlicher Sanction überlassen, oder sonst zur Kenntniß des Landesherrn zu bringen sind, wird eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen, bei allen anderen ständischen Beschlüssen nur die einfache Mehrheit erfordert. Bei Gegenständen, bei denen das Interesse der Stände gegen einander geschieden ist, findet Sonderung in Theile statt, so bald zwei Drittheile der Stimmen eines Standes, welcher sich durch einen Beschluß der Mehrheit verletzt glaubt, darauf dringen. Das Resultat der Landtagsverhandlungen wird durch den Druck bekannt gemacht.

Wir reden hier von der Militair-Verfassung Preußens zuletzt, weil sie in ihrem innersten Wesen recht eigentlich auf jener vorbereitenden, den Gemeinsinn in den einzelnen Ständen belebenden Gesetzgebung, als eines ihrer organischen Resultate, beruht. Sie ist die erste Institution, welche die Gesammtheit des Volkes in seinem wichtigsten Interesse, als eine große moralische Einheit, umfaßt, indem sie durch Ausschließung aller Exemtion und Stellvertretung, die eben die sittliche Bedeutung des Gesetzes nothwendig wieder vernichten würde, den Grundgedanken einer allgemeinen, gesetzlich geordneten National-Bewaffnung praktisch durchführt. Nachstehende Grundzüge derselben, wie sie theils aus dem Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September 1814, theils aus der Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815 hervorgehen, mögen das Gesagte rechtfertigen.

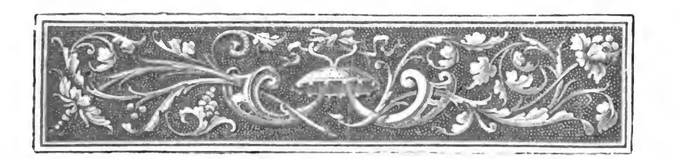
Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Lebensjahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um aber Wissenschaft und Gewerbe im Frieden nicht zu stören, ist die bewaffnete Macht in Hinsicht auf Dienstleistung und Dienstzeit abgetheilt: in das stehende Heer, in die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und in den Landsturm. Zu dem stehenden Heer, das jederzeit in's Feld zu rücken bereit und die Bildungsschule der Nation für den Krieg ist, gehören, außer den zum Dienst sich freiwillig meldenden, alle jungen Männer vom 20. bis zum 25. Lebensjahre, von denen, da ihre Gesammtzahl zur Ergänzung der Armee nicht erforderlich ist, jährlich ein Theil durchs Loos zum Dienst bestimmt wird. Die ersten Jahre befindet sich diese Mannschaft durchgängig bei ihren Fahnen, dann wird sie in ihre Heimat entlassen, wo sie zur Kriegs-Reserve übergeht, und während der beiden letzten Jahre zum Dienst im stehenden Heer im Fall eines Krieges verpflichtet bleibt. Jungen Männern, welche sich den Wissenschaften oder wissenschaftlichen Gewerben widmen und entweder die höheren Klassen des Gymnasiums besuchen, oder eine wissenschaftliche Prüfung bestehen, ist es nachgegeben, auch noch vor dem 20. Lebensjahre, als Freiwillige einzutreten und sich die Waffengattung und das Regiment selbst zu wählen. Diese gehen schon nach Verlauf des ersten Dienstjahres zur

Kriegs-Reserve über, in welcher sie in den folgenden 4 Jahren ungestört in ihrer Heimat, nur für den Fall des Krieges zum Dienst in der Linie verpflichtet bleiben.

Die Landwehr des ersten Aufgebots, welche jederzeit vollständig bekleidet und bewaffnet erhalten wird, ist bei entstehendem Kriege, als Unterstützung des stehenden Heeres, gleich diesem im In- und Auslande zu dienen bestimmt, im Frieden dagegen in ihre Heimat entlassen, wo sie nur jährlich einen Monat zusammengezogen und für sich und mit der Linie exerzirt, sowie an Sonntagen in ihren Aufenthaltsorten im Schießen geübt wird. Sie besteht theils aus denjenigen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen, theils aus der nach fünfjährigem Dienst aus dem stehenden Heere gesetzlich ausscheidenden Mannschaft vom 26. bis zum zurückgelegten 32. Lebensjahre. — Zu der Landwehr des zweiten Aufgebots, die im Frieden nur an einzelnen Tagen und in kleinen Abtheilungen in ihrer Heimat zusammengezogen wird, im Kriege aber zur Verstärkung der Garnisonen, zu Besatzungen und, wenn es nöthig, zur Ergänzung des Heeres bestimmt ist, gehören alle Waffenfähigen bis zum vollendeten 39. Lebensjahre. — Der Landsturm endlich tritt nur bei feindlichem Einfall in die Provinz, auf Befehl des Königs zusammen. Im Frieden kann er von der Regierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden, und besteht aus allen Männern bis zum 50. Jahre, die entweder in das stehende Heer und die Landwehr nicht eingetheilt, oder aus der Letzteren herausgetreten sind. — Die Offizierstellen der Linie werden ohne Rücksicht auf den Stand, nur nach einer vorherigen Prüfung der wissenschaftlichen und sittlichen Qualification besetzt. Bei der Landwehr ergänzen sich dieselben in den höheren Graden durch Versetzung und gesetzmäßiges Ausscheiden aus der Linie, in den unteren Graden durch Wahl des Offizier-Corps der Landwehr, unter Bestätigung des Königs.

Wir sind keineswegs gesonnen, die soeben beleuchtete Gesetzgebung als das absolute Heil anzupreisen, zu dem nichts mehr zuzufügen oder von anderen hinzuzulernen wäre. So viel aber dürften die vorstehenden Betrachtungen jedem Unbefangenen ergeben, daß Preußen, während andere sprachen, sich ohne Geräusch innerlich gesammelt und es ernstlich gemeint hat, ein politisches Leben im Lande, als die sicherste Grundlage vernünftiger Freiheit, allmälich zu entwickeln und zu begründen.





Franz von Lenbach.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Die Säle in der permanenten Gemäldeausstellung von E. Schulte in Berlin Unter den Linden waren während der zweiten Hälfte des vorjährigen December und der ersten des Januar der Schauplatz eines ganz ungewöhnlichen und denkwürdigen künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignisses. Im Allgemeinen steht das gebildete Berliner Publikum den Erscheinungen der bildenden Künste sehr viel fremder und gleichgültiger gegenüber als denen der Musik und des Theaters. Die verschiedenen permanenten Ausstellungen in der Reichshauptstadt werden meist nur ziemlich spärlich besucht. Um so überraschender war die wahrhaft beispiellose Theilnahme, welche dasselbe Berliner Publikum jener in diesem Salon letzthin veranstalteten Sonderausstellung zuwendete. Sie umfaßte etwa fünfzig Gemälde und Zeichnungen von eines einzigen Künstlers Hand und zwar ausschließlich Bildnisse zeitgenössischer Persönlichkeiten. Der Maler derselben war Franz von Lenbach. Es gab Tage, an denen die Besucher so zahlreich erschienen waren, daß sie sich während mancher Stunden Schulter an Schulter in den Räumen dieses Ausstellungslokals drängen mußten und es Mühe hielt, von einem Bilde zu dem nächstfolgenden der Reihe zu gelangen. Einen nicht zu unterschätzenden Antheil an diesem überraschenden außerordentlichen Eindruck und Erfolg mag unzweifelhaft die Bedeutung wenigstens einzelner der hier dargestellten Persönlichkeiten im öffentlichen und im geistigen Leben der Gegenwart gehabt haben. Aber auch hier, wie bei jedem Kunstwerk, war es doch an erster Stelle nicht das Was, nicht der Gegenstand der Darstellung, sondern

das Wie, die künstlerische Kraft und Art derselben, wodurch der Menschen Seelen in so ungewöhnlichem Grade gepackt, erregt und gefesselt wurden. Lenbachs Kunstweise, die so vielfache und scharfe Angriffe aus den Kreisen der Maler selbst, wie des kunstfreundlichen Publikums, jederzeit zu erfahren gehabt hat, errang hier auf dieser Ausstellung einen glänzenden und vollständigen Triumph trotz alles Widerspruchs, der sich auch bei diesem Anlaß von verschiedenen Seiten dagegen erhob. Die Wirkungen, welche dieser Meister nun auch hier in Berlin mit seinen Bildnissen hervorbrachte, ist um so überraschender und um so bezeichnender für ihre innere zwingende und überzeugende Macht, als dieselben durch ihre ganze Auffassung und malerische Behandlung dem Geschmack und den Neigungen der Menge ebenso wie dem jener höchsten und allerhöchsten Gesellschaftskreise, in denen Lenbach als Mann wie als Maler sich einer gleich außerordentlichen und auszeichnenden Schätzung erfreut, nicht die geringsten Concessionen machen. Zahlreich sind und waren zu allen Zeiten diejenigen Existenzen, welche zu der beneideten Höhe der Stellung im Leben und in der Kunst dadurch gelangten, daß sie das Talent bewiesen, sich anzubequemen und mit dem Strom zu schwimmen, sich den Wünschen, sei es der Großen, Mächtigen, Einflußreichen dieser Erde, sei es der herrschenden Anschauungen der großen, „Publikum" genannten, Masse zu beugen und gefällig zu erweisen. Lenbachs ganzer Lebensgang wie sein künstlerisches Schaffen bildet eins von den seltenen Beispielen des durchaus entgegengesetzten Weges, um jene Ziele zu erreichen, auf welche das Verlangen der ungeheuren Mehrheit meist doch nur vergebens gerichtet ist. Er hat nie und in keinem Moment seines Lebens und seiner künstlerischen Entwickelung sein eigenstes Wesen verleugnet und maskirt, ist dem Schicksal und den Menschen stets mit dem ganzen trotzigen Stolz seiner Persönlichkeit entgegen getreten, hat die letzteren jederzeit lieber brüskirt, als umschmeichelt und ist dennoch zu den Höhen der Menschheit gelangt, auf denen wir ihn heute bewundert und beneidet von Unzähligen verharren sehen. Jene Demuth, jene vielgerühmte Tugend der Bescheidenheit, welche sonst, auch ohne daß sie uns von Jugend an schon durch Kirche, Schule und Erziehung mehr als nöthig eingeprägt und anempfohlen würde, dem aus dem arbeitenden und bäuerlichen Volk hervorgegangenen deutschen Menschen gewöhnlich unaustilgbar für das ganze Leben anzuhaften pflegt, hat Lenbach zum Glück für ihn nie gekannt. Und doch ist er aus einem Marktflecken (Schrobenhausen in Bayern) und aus der Familie eines Handwerkers, eines Maurers, hervorgegangen. Dort wurde er am 15. Dez. 1836 geboren. Nach dem Wunsch seines Vaters sollte der Sohn nicht nur dessen eigenes Handwerk weiter fortführen, sondern sich zum wirklichen Baumeister ausbilden. Zu dem Zweck that er den jungen Franz nach Landshut auf die Gewerbeschule, wo er die ersten Grundlagen, das architektonische und geometrische Zeichnen erlernte. In seinem Heimatsort aber sah er wieder=

holt einem geschickten Thiermaler Namens Hofner zu, welcher dorthin gekommen war, um Studien nach der Natur zu malen. Dessen Beispiel erweckte in dem Knaben die Lust an der gleichen Thätigkeit. Er begann nach dem Leben zu zeichnen, Thiere, die Mitglieder seiner Familie, seine Bekannten. Schon in diesen ersten Bildnissen soll er im Treffen der lebendigsten Aehnlichkeit außerordentlich glücklich gewesen sein. Den Vater aber vermochte er mit diesen Beweisen eines entschiedenen Berufs zur Malerei nicht zum Abweichen von seiner ursprünglichen Bestimmung zu bewegen. Franz wurde angehalten, bei ihm praktisch als Maurerlehrling zu arbeiten und dann nach Augsburg auf die polytechnische Schule geschickt, um sich weiter in der Architektur auszubilden. Im dortigen Museum lernte Lenbach zum ersten Mal Werke der alten Kunst und darunter noch manches gute Bildniß kennen und seine Lust zur Malerei wurde dadurch immer leidenschaftlicher erregt; mehr noch durch einen Ausflug nach München und den Besuch der alten Pinakothek. Er nahm in Augsburg Unterricht in der Oelmalerei, in der er sich als der gelehrigste Schüler erwies. Damals starb sein Vater. Herr seines Willens geworden, widmete sich der Sohn fortan ganz und gar der geliebten Kunst. Er malte in seinem heimatlichen Marktflecken, was ihm vorkam, erwarb sich mit Heiligenbildern, Portraits und Ladenschildern eine bescheidene Summe, die ihn in den Stand setzte, sich nach München zu begeben und dort an der Akademie und in Pilotys Werkstatt sich systematisch unter dieses trefflichen Meisters Leitung zum Maler auszubilden. In seinem ersten dortigen Studienjahr bereits war er seinem Lehrer so nahe gerückt und hatte so glänzende Beweise seines Talents gegeben, daß dieser Lenbach (1856) einlud, ihn nach Italien zu begleiten. Dort ist sein erstes Gemälde entstanden, welches in München und in ganz Deutschland gerechtes Aufsehen erregte und den Namen seines Autors als den einer ganz eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit überall bekannt machte. Dies Bild sieht man heute in der Schack'schen Gallerie zu München. Ich entsinne mich noch sehr wohl des großen Eindrucks, den es auf uns in Berlin bei seiner Ausstellung in dem Salon des Kunstvereins Unter d. Linden machte. Einen Ciocciaren-Knaben, einen Hirtenbuben stellte es dar, der auf dem Rücken ausgestreckt im blüthenreichen hohen Grase liegt, und in die von Schmetterlingen und Libellen durchschwirrte, blaue, heiße, sonnenlichtgetränkte Luft des römischen Sommertages hinaufblickt. Ein so unbefangener, muthiger, rücksichtsloser, mit allem Herkömmlichen brechender, nackter Realismus in der Darstellung der Wirklichkeit erschien uns damals als etwas völlig Befremdliches und Neues. In solcher unbedingten Wahrheit glaubten wir ein Stück Natur noch nie zuvor geschildert gesehen zu haben. Das blumige Feld war trotz der Größe und Breite der Behandlung so gemalt, daß man jeden Halm und jede seiner bunten und weißen Blüthen zu schauen meinte. Der braune Bube schien leibhaftig dazuliegen, von der glühenden Mittagssonne mit hell flimmernden Lichtmassen und scharf begrenzten tiefdunkeln

Schatten plastisch modellirt, die nackten sonnverbrannten Unterschenkel und Füße mit einer theils grauen theils dunkeln Patina vom Staub der Straßen und vom Schmutz oder Morast des feuchten Bodens bedeckt.

Von einer ähnlich mächtigen, ungewohnten, realistischen Kraft der Anschauung und der malerischen Wiedergabe der Natur zeugte das zweite Bild, welches Lenbach von seinem damaligen Aufenthalt in Rom mitbrachte, und auch nach Berlin zur Ausstellung von 1858 sendete: Der Triumphbogen des Titus. Er hatte das prächtige Denkmal der antiken Baukunst und plastischen Decoration im vollen Sonnenlicht unmittelbar vor dem wirklichen Monument gemalt. An frappanter Wahrheit der Erscheinung wetteiferte das Bild mit der besten Photographie. Aber es wirkte nicht wie eine pedantische, peinlich gewissenhafte Copie der Wirklichkeit, sondern wie eine groß aufgefaßte echt künstlerische Reproduction derselben. Erstaunlich dünkte uns auch hier die Energie des durch das ganze Bild verbreiteten Sonnenlichts, welches fast blendend auf den alten gelbgrauen Quadern und Bildwerken lag, mit den tiefdunkeln aber goldig durchglühten Schattenmassen im Innern des Bogens auf's schärfste contrastirend. Ein drittes, damals viel angefeindetes, aber von andrer Seite auch lebhaft bewundertes Bild aus der Zeit jenes italienischen Aufenthalts „Gebet während des Gewitters" habe ich nie gesehen; nicht einmal eine Nachbildung desselben. — Es gelang Lenbach nach seiner Rückkehr anfangs schlecht genug, sich in München zur verdienten Geltung zu bringen. Das daselbst gemalte und ausgestellte Bildniß eines Arztes erweckte ihm durch jene, nun auch auf die Portraitmalerei übertragene rückhaltlose Wahrhaftigkeit, nur neue Gegner und Feinde in der Kritik, wie unter den Kunstgenossen. Seine Kunstweise wurde auf's heftigste angegriffen, er gleichsam in Bann und Acht gethan von denen, die damals in München über Werth und Unwerth von Gemälden entschieden. Eine Befreiung aus wirklicher Bedrängniß und einer sorgenvollen Existenz brachte ihm damals die an ihn ergangene Berufung nach Weimar an die vom Großherzog gegründete Kunstschule. Der von hoher, begeisterter Kunstliebe erfüllte Fürst, versuchte besonders solche Meister für Weimar zu gewinnen, welche sich durch eine eigenartige, von den herkömmlichen ausgetretenen Wegen abweichende, Richtung und originelle Begabung von der Menge, auch von den Bekannteren und Berühmteren, unterschieden. So wurden mit Teutwart, Schmitson, dem genialen, damals noch ziemlich unverstandenen Thier- und Landschaftsmaler, Verhandlungen angeknüpft, die indeß nicht zu dem gewünschten Resultat führten. So wurden Arnold Böcklin und Reinhold Begas an die Kunstschule als Professoren gerufen; so noch vor ihnen auch Lenbach. Aber er, so gut wie diese Beiden, war seiner ganzen Natur nach nicht dazu geeignet, in einer solchen Stellung als lehrender Meister an der Kunstschule einer kleinen Residenz lange auszuhalten. Früher als jene befreundeten Collegen war Lenbach wieder von Weimar

geschieden, um nach München zurückzukehren (1862). Damals in den ersten sechsziger Jahren machte er dort die Bekanntschaft des gelehrten Dichters und vornehmen Kunstfreundes, Grafen Schack. Dieser, dessen Gallerie, die berühmte Zierde des neuen München, in jener Zeit noch nicht vorhanden war, trug sich mit dem Plan, eine Auswahl solcher alter Meisterwerke, welche er zu den vorzüglichsten Blüthen der Kunst zählte, in guten Nachbildungen zu seiner und Andrer Freude um sich zu sammeln. Dieser Gedanke schien ihm ein ebenso verlockender als fruchtbringender. „Ein glücklicher Zufall ermöglichte es ihm," wie er selbst erzählt, „bald die ersten Schritte zur Ausführung seines Vorhabens zu thun. Er sah in der Pinakothek zu München eine eben vollendete Copie jenes reizenden Bildes von Rubens, auf dem die zweite Frau dieses Meisters, ihr nacktes, mit einem Federhut geschmücktes, Söhnchen auf dem Schooß hält. Man konnte hier kaum noch von einer Copie reden: Das Original war in allen seinen Feinheiten so wundervoll reproducirt, daß man es ein Facsimile nennen durfte. Beim ersten Anblick gewann ich die Ueberzeugung. Derjenige, welchem diese Arbeit so unübertrefflich gelungen, sei für den von mir in Aussicht genommenen Zweck wie schwerlich ein andrer geeignet. Der damals im Jahr 1863 noch sehr junge Franz Lenbach, — denn ihm verdankte jene Neuschöpfung eines der schönsten Rubens'schen Bilder ihre Entstehung, ging mit Freuden auf meinen Vorschlag, sich zunächst in der angedeuteten Absicht nach Italien zu begeben, ein . . . Lenbach, dessen Seele von früher Jugend an mit hoher Begeisterung für die alten Meister glühte, zog es mit Gewalt dorthin. Vor seiner Abreise hielt ich vielfache Rücksprache über die zu unternehmenden Arbeiten mit ihm. Er hatte schon einmal, wenn auch nur flüchtig, die italienischen Städte bereist, und es traf sich günstig, daß mehrentheils seine höchste Bewunderung denselben Werken zugewendet war, die auch ich vor Allem liebte. Am meisten war unser Augenmerk auf die großen Venezianer gerichtet, denen nach langer Vernachlässigung in unsrer Zeit mit Recht wieder die allgemeine Beachtung zu Theil wird. Mein nächster und lebhaftester Wunsch war, das Wunderbild des Tizian, das mit dem Namen „die irdische und himmlische Liebe" bezeichnet wird, womöglich in so treuer Wiedergabe, wie der Künstler sie von der „Frau des Rubens" geliefert hat, zu besitzen und Lenbach begann dann alsbald nach seiner Ankunft in Rom die Arbeit in der Gallerie Borghese. Wenige Monate später, als ich selbst nach Rom kam, fand ich die Copie vollendet und zwar in so überraschender Trefflichkeit, daß ich oft, während ich sie vor dem Original stehen sah und mit letzterem verglich, meinte, man könne sie mit diesen vertauschen, ohne daß es irgend jemand merken würde."

Dies rühmende Urtheil des Grafen kann man mit gleich vollem Recht auch auf alle anderen Copien Lenbachs beziehen, welche derselbe damals für seinen kunstsinnigen Gönner ausführte. Es sind das: die des angeblich

von Pordenone gemalten Bildes „Herodias mit dem Haupte des Täufers Johannes" im Pallazzo Doria zu Rom; die von Murillos „Mutter mit dem Kinde", in der Gallerie Corsini daselbst, die des Bildnisses eines jungen blonden Mannes in schwarzer Tracht mit goldner Kette von Tizian in der Pitti-Gallerie zu Florenz; die des Selbstportraits des Andrea del Sarto; des Tizianischen Bildnisses des Pietro Aretino; der dem Georgione zugeschriebenen unter dem Titel „das Concert" berühmten Gruppe musicirender Halbfiguren in derselben Gallerie; die des kleinen Mädchens mit dem Hunde von Tizian, damals in Palazzo Strozzi, heute im Berliner Museum; die des Rubensschen Portraits seiner ersten Frau und die des eignen Bildnisses des großen vlämischen Meisters in der Gallerie der Uffizien. Eine der erstaunlichsten Leistungen dieser unerreichten Kunst Lenbachs aber, das Werk eines großen Malers völlig in dessen Sinn, dessen eingenster Technik und mit der täuschend erreichten Wirkung des Originals nachzuschaffen, bleibt für mich immer die damals ausgeführte Copie des Bildes der auf weißem Lager ruhenden, herrlichen nackten, Frauengestalt, der fälschlich sogenannten Venus von Tizian in der Tribuna der Uffizien-Galerie.

1867 war Lenbach nach Ausführung dieser Arbeiten für den Grafen Schack nach München zurückgekehrt. Seines Gönners Begierde aber, seine Lieblinge unter den Werken der alten Meister von einem so verständnißvollen berufenen und auserwählten Jünger derselben nachgebildet zu sehen und in solchen wahren Facsimile-Copieen zu besitzen, war noch lange nicht durch diese für den Besteller aus Italien mitgebrachten Schätze befriedigt. Zunächst hatte Lenbach in der Heimat die Copie nach dem damals in der Gallerie zu Schleißheim befindlichen Portrait der das Violoncell spielenden Gattin des Van Dyck von diesem Meister auszuführen. Dann aber forderte der Graf den Künstler auf, diese copirende Thätigkeit für ihn auch noch in Spanien fortzusetzen. In der unvergleichlichen Gemäldegallerie zu Madrid, welche eine so unabsehbare Menge des Herrlichsten enthält, was die Malerei aller Kunstschulen in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe geschaffen hat, befanden sich manche dem Grafen mindestens eben so werthe Lieblingswerke wie die, welche Lenbach für ihn in Italien copirt hatte. Letzterer übernahm den Auftrag, auch diese zu copiren und reiste zu diesem Zweck im Spätsommer jenes Jahres in Begleitung eines jungen Kunstgenossen, Ernst von Liphart, des Sohnes des bekannten Sammlers und Kunstkenners zu Florenz, eines Freundes des Grafen, nach Madrid ab. Dort im Museum des Prado copirte er eins der großartigsten Meisterwerke der Bildnißmalerei aller Zeiten und Schulen, das Reiterbildniß Karls V. in der Rüstung, von Tizian; ferner desselben Meisters Herodias, die Schüssel mit dem Johannishaupt in den erhobenen Händen; ein weibliches Bildniß von Tintoretto und das große Bildniß Philipps IV. im Jagdanzuge mit dem Hunde zur Seite von Velasquez. Im April 1868 traf Graf Schack selbst in Madrid

ein und holte dort die beiden Künstler zu einer Reise durch das südliche Spanien ab, an die sich noch ein Ausflug von Gibraltar nach Tanger hinüber anschloß.

Auf dem Rückwege von dort besuchten sie Granada und die Alhambra. Von der Schönheit der Landschaft, wie jener Schöpfung der arabischen Kunst wahrhaft berauscht, versuchte Lenbach dort zum ersten Mal, ob es ihm gelingen wolle, auch die charakteristische Erscheinung einer Gegend im Bilde festzuhalten. Er malte ein kleines Bild der Aussicht auf die Vega, nach der Richtung hin, wo sie von der Sierra Elvira begrenzt wird, von dem Thurm der Infantinnen aus. Auf einem zweiten kleinen Bilde stellte er die Mauern, Zinnen und Thürme der Alhambra mit der davorliegenden Landschaft von der Terrasse, vor San Nicolas aus gesehen, dar. Auf einem dritten, den Tocador de la Reina, den Pavillon nahe dem Comaresthurm auf der Alhambra. Das kleine Bild ist staffirt mit den Gestalten des zeichnenden jungen Liphart und des Grafen selbst, der unter den Arkaden des Tempelchens stehend, nach dem Generalife auf dem jenseitigen Abhange hinüberschaut. Diese Versuche Lenbachs in der Landschaftsmalerei lassen wohl erkennen, daß sie nicht Arbeiten eines Landschaftsmalers von Fach sind, aber für seine Fähigkeit, die Natur unbefangen anzuschauen und in ihren eigenthümlichen Stimmungen zu schildern, geben sie ein beredtes Zeugniß. Ich weiß nicht genau, ob Lenbach auf dieser spanischen Reise das lebendige Original jenes Bildes der Halbfigur eines Mönches gefunden hat, welches wir ebenfalls in der Schack'schen Galerie sehen. Dieser Urtypus eines glühenden, religiösen Fanatikers erscheint freilich völlig so, als wenn das Land des finstersten Glaubenshasses und der grausamsten Ketzerverfolgungen seine Heimat sein müßte. Dieselbe Sammlung enthält außer den genannten Arbeiten mehrere Bildnisse Lenbachs, die meist während der sechsziger Jahre entstanden sind. Ebenso wie jenes Bild des „Mönches" lassen auch sie den Maler des „Hirtenknaben" kaum noch als ihren Autor erkennen. Bei der Ausführung der Copien nach den Werken der alten großen Venetianer und Niederländer war Lenbach tiefer als die meisten Modernen, in die Geheimnisse ihrer Technik, ihrer ganzen Malerweise eingedrungen, mittelst derer sie die wunderbare, in den Bildern der Neueren so selten erreichte, farbige Erscheinung ihrer Gemälde hervorbrachten. Was er so erkundet hatte, verwendete er fortan in der Malerei seiner selbständigen Bilder. Das läßt sich schon hier in dem schönen Portrait der zweiten Gattin Paul Heyses und in Lenbachs Selbstportrait, das ihn, Stirn und Augen vom breitkrämpigen Hut beschattet, darstellt, leicht erkennen. Von der völlig unreflectirten, einfachen, derben Wiedergabe der Wirklichkeit in dem Bilde des Hirtenknaben ist er hier weit entfernt. Die Natur erscheint nun wie mit den Augen eines jener alten Meister angeschaut und in deren Sinne gemalt. Die Farbe hat jenen Schmelz und jene Tiefe, welche die alten Bilder zum Theil erst unter der

Einwirkung der Zeit, durch ihr Alter empfangen haben, dem „Edelrost“ vergleichbar, welchen die Jahrhunderte den alten Bronzen verleihen. Das Bildniß der jungen Gattin Paul Heyses, mit dem aufgelöst am Rücken und über die Schulter herabwallenden dunklen Haar, in der Schack'schen Gallerie ist eine Wiederholung des Portraits der schönen Dame, welches er gleichzeitig mit dem des Dichters selbst, des Malers von Hagn, des Kupferstechers Geyer und der Schwester desselben bereits vor der spanischen Reise gemalt und 1867 zur Weltausstellung nach Paris gesendet hatte. Hier wie in München erregten diese eigenartigen Bildnisse lebhaftes Interesse und lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihren Maler.

Im Jahre 1870 ließ er sich in München nieder. Seine Werkstatt, mitten in einem Garten gelegen, richtete er sich mit jenem vornehmen malerischen Geschmack ein, der ihm vor Vielen gegeben ist. Portraits geistig hervorragender Männer, reizender und geistvoller Frauen, die er für seinen eigenen Besitz malte, wenn er dem Auftrag, sie zu portraitiren, genügt hatte; einige erlesene Bildnisse alter Meister, die er so glücklich gewesen war, als Eigenthum zu erwerben, gaben diesem weiten Atelier den köstlichsten Schmuck. — Von allen Gaben, welche ein zum Maler berufener Günstling des Geschicks zertheilt bekommen kann, ist Lenbach eine versagt geblieben: die der erfindungsreichen, gestaltenden Phantasie. Keiner jener alten Meister, die er zu seinen Mustern und Leuchten auf dem Wege der Kunst gewählt hat, ist ausschließlich Bildnißmaler gewesen. Lenbach aber ist es geblieben, hat sich gänzlich auf diesen Kunstzweig beschränkt und concentrirt, für welchen ihm allerdings eine ganz außerordentliche Begabung zu Theil geworden ist. Er besitzt den durchdringenden Blick für das innerste Wesen der Persönlichkeit, das sich für Anderer Augen in den Gesichtszügen der Menschen fast ebenso häufig verbirgt, als offenbart. Dieses Wesen, das eigenste Naturell derer, die er malt, im Bilde zur Anschauung zu bringen, diesem Bilde aber zugleich das volle Gepräge eines frei geschaffenen malerischen Kunstwerks zu geben, — darauf vor Allem war Lenbachs Bestreben in seinen Bildnissen jederzeit gerichtet. Auf die ausführliche Darstellung des im Vergleich zu diesem Hauptzweck Nebensächlichen, auf die Concurrenz mit der photographischen Wiedergabe desselben im Bilde, hat er verzichtet, wie gern und oft er auch die photographische Aufnahme seiner Modelle in den Dienst seiner Malerei gestellt hat.

In der Verfolgung dieses Princips ist er consequenter gewesen und weiter gegangen, als jeder der großen Bildnißmaler in alter und neuer Zeit; in mancher Beziehung entschieden zu weit. Gewiß werden wir, wenn uns ein bedeutender Mensch gegenübertritt, zunächst durch seinen Kopf, sein Gesicht, seinen Blick gefesselt werden, und von dem Uebrigen seiner Erscheinung nur eine allgemeinere Vorstellung empfangen. Aber das gilt

doch nur für die ersten Momente. Gerade je mehr uns die Persönlichkeit interessirt, um so wichtiger und beachtenswerther wird uns der Bau der Gestalt, die Form und Farbe der Hände, ja die Art und der Sitz der Tracht, selbst auch wohl die Umgebung dünken, in welcher diese Persönlichkeit sich heimisch fühlt und die sie sich nach eignem Geschmack und Bedürfniß gestaltet hat. Die großen altflandrischen, viele der späteren niederländischen und die altdeutschen Meister, vor Allem Hans Holbein, haben wiederholt den glänzenden Beweis geführt, daß es sehr wohl möglich sei, allen diesen angeblich so „nebensächlichen" Dingen, welche doch oft so bezeichnend für das eigenthümliche Wesen der Menschen sind, auf's gewissenhafteste gerecht zu werden und darum doch nicht weniger auch das intimste Seelenleben in dem Gesicht zum Ausdruck zu bringen. Hans Holbeins Bildniß des Kaufmanns Gisze im Berliner Museum ist eins der staunenswerthesten Meister- und Musterwerke dieser, der Lenbach'schen entgegengesetztesten, Gattung der Bildnißmalerei. Die großen italienischen Portraitisten der Renaissance, die spanischen, und von den späteren nordischen Meistern besonders Rembrandt, sind zu ihren Zielen auf sehr abweichenden Wegen gelangt. Die lokale Umgebung des Darzustellenden haben sie meist gleichgültig behandelt und durch den passend gestimmten Hintergrundton oder die Andeutung einer Landschaft, einer Wandarchitektur und eines Vorhangs ersetzt. Die Hände aber, diese beredten, für die Charakteristik der Persönlichkeit so wichtigen, zur lebendigen künstlerischen Darstellung so unwiderstehlich reizenden, die Sprache des Mundes und des Blickes ergänzenden, Hülfsinterpreten des Seelenlebens und keineswegs nur die thätigen Werkzeuge unseres Willens, waren sie ohne Ausnahme beeifert, in der gleichen Lebenswahrheit und Vollendung herauszuarbeiten wie die Köpfe. Es ist keiner unter diesen Meistern, der nicht gerade in ihrer möglichst vollkommenen Darstellung seinen Ruhm und Ehrgeiz gesucht hätte. In diesem Punkt ist seltsamer Weise Lenbach seinen großen Mustern nicht gefolgt. Auch die Freude am schönen Schein der gewebten, gewirkten, gestickten, farbenprächtigen und feingetönten Stoffe, an Schmuck und Glanz des Zierraths, bekundet er, wenn er sie auch empfinden mag, in der Malerei seiner Bildnisse nicht. Glänzende Toiletten spielten zu allen Zeiten auf den Portraits schöner Damen, reiche Ceremonientrachten, reiche Rüstungen und prächtige Uniformen auf denen der Männer in hohen Aemtern und Würden eine wichtige Rolle. Weder die Besteller noch die Maler mochten freiwillig auf die Beihülfe des Costüms zur Steigerung des Eindrucks ihrer natürlichen Erscheinung in ihren Bildnissen verzichten. Manche der am höchsten geschätzten, am meisten beschäftigten Bildnißmaler unsrer Zeit zumal, dankten ihre großen Erfolge fast in gleichem Maaß ihrem Geschmack und ihrer Virtuosität im Toilettenmalen, als ihrer Meisterschaft in der Wiedergabe der Gesichter und der von den Kleidern unverdeckt gelassenen Theile der Gestalt. Lenbach hat die Hüllen der von ihm gemalten Persönlichkeiten nie in ähnlicher Weise

als gleichberechtigte Gegenstände der Malerei betrachtet, und nie in deren „naturgetreuer“ oder effectvoller Ausführung zu glänzen gesucht. Noch weniger mochte er sich entschließen, seine Bildnißgestalten mit einer bestimmt charakterisirten architektonischen oder landschaftlichen Umgebung darzustellen. Ueber einen wohlgestimmten Hintergrundston, welcher besonders den Kopf plastisch heraustreten läßt, ist er meines Wissens nie hinausgegangen. Für das, was er aufgab, hat die große Auffassung, die auf's höchste gesteigerte, überzeugende und zwingende Gewalt des seelischen Lebens und Wesensausdrucks in den von ihm gemalten Gesichtern, im Verein mit dem Adel und der Wucht ihres Colorits entschädigen müssen. Mit diesen Eigenschaften haben sich seine Bildnisse ihren Rang unter den meistbewunderten unserer Zeit erobert. In München ansäßig, bald aber auch in Wien und Berlin, in den letzten Jahren wieder in Rom lebend, wo er sein Atelier und seine Wohnung in einem berühmten Palazzo aufschlug, ist er berufen gewesen, viele der durch Geburt, Amt, Genie und Ruhm höchstgestellten Männer unserer Zeit, die schönsten Frauen und Mädchen, aus den Kreisen der oberen Zehntausend wie aus dem Volk, zu malen. Eine Reise nach Aegypten, die er in den siebziger Jahren unternahm, hat keinen irgend merkbaren Einfluß auf seine Kunstrichtung gehabt. Den „Orientmalern“ hat er sich nach dem und trotz dem mehrmonatlichen Aufenthalt im Nillande niemals angeschlossen. In Wien hatte er sich wie überall, wo er auftritt, rasch eine glänzende Stellung als Künstler wie in der Gesellschaft errungen. Seine außerordentliche, eigenartige Persönlichkeit, welche ohne alles gemachte theatralische Gebahren, sich durch ihr bloßes Dasein und Auftreten unwiderstehlich zur Geltung zu bringen weiß und ihrer Wirkung auf die Männer wie auf die Frauen gewiß sein darf, hat daran einen nicht zu unterschätzenden Antheil. Er malte in Wien den Kaiser Franz Joseph, Prinzessin Gisela, den Grafen und die Gräfin Andrassy, die Fürstin Obrenowitsch, den Grafen Wilczeck, die Gräfin Clam-Gallas, Frau von Muchanow, Fräulein von Werthheimstein. Ich entsinne mich noch des großen Eindrucks, welchen einige dieser Bildnisse dort im Jahr 1873 bei ihrer Ausstellung im Künstlerhause in demselben Raum mit Makarts Catharina Cornaro machten. Durch eine tiefe Kluft von Allem getrennt, was die moderne Bildnißmalerei hervorbringt und das große Publikum zu lieben und zu bewundern gewöhnt ist, schienen diese Bildnisse Lenbachs einzig unter allen den großen alten Meisterwerken dieser Kunst vergleichbar, innig verwandt und fähig, deren Nachbarschaft zu ertragen, ohne von ihnen durch Wucht des Tons und ihre Lebensfülle gleichsam zermalmt und zu blassen Schatten degradirt zu werden. Ganz enorm ist die Zahl der in München und Berlin von Lenbach in Oelfarben und Pastellstiften ausgeführten Bildnisse während dieser letzten achtzehn Jahre geworden. Durch die nahen Beziehungen, in welche er in München zu den Kreisen der glühendsten Bekenner und Apostel Richard Wagners trat, mit denen ihn die Begeisterung für deren künstlerischen

Herrn und Meister, den Messias des musikalischen Dramas, verband, wurde für Lenbach die Brücke nach Berlin herübergeschlagen. An der Gräfin Marie von Schleinitz in der deutschen Kaiserstadt fand er eine thätig wirksame Freundin, eine warme Verehrerin seiner Kunst. Wie für jenen „Messias" hat sie hier auch für Lenbach „die Stege richtig machen" geholfen, welche ihn dann zu den erwünschtesten Zielen geführt haben. Das von ihm gemalte Bildniß der genannten Dame, damals Gattin des Königl. Hausministers (gegenwärtig in zweiter Ehe Gräfin von Wolkenstein in St. Petersburg), bleibt immer eins der schönsten unter allen seinen Portraits von Berliner Damen. Unter diesen aber bilden die weiblichen nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil. Von desto größerer Bedeutung nach Quantität und Qualität sind die männlichen. Ihm saßen zu Bildnissen die größten geschichtlichen Gestalten des neuen Deutschland: der Kaiser, der Kronprinz, Graf Moltke, Fürst Bismarck und einer der größten Eroberer und Herrscher im Reiche der modernen Wissenschaft: von Helmholtz. Des gewaltigen Reichskanzlers Gunst wurde dem bayrischen Künstler in überraschendem Maße zu Theil. In Fürst Bismarcks Hause zu Berlin, wie in Friedrichsruhe und Varzin, wohin Lenbach sich wiederholt eingeladen sah, ist ihm das Glück geworden, des Reichskanzlers Erscheinung in aller Ruhe beobachten und studiren und fast alljährlich immer neue Portraits-Zeichnungen und -Gemälde desselben in mannigfachen Situationen und Ansichten nach der Natur ausführen zu dürfen. Das eine derselben hat bekanntlich in der Berliner Nationalgalerie seinen dauernden Platz gefunden. Eine ganz gleiche Gunst ist Lenbach von seiten des Feldmarschalls Grafen Moltke zu Theil geworden. Zwei glänzende Beweise von dieser Gunst und hohen Werthschätzung seitens des großen, schweigsamen Heerführers und „Schlachtendenkers" hat er empfangen. Lenbach durfte dessen kahles Cäsarenhaupt mehrere Male in seiner wahren, nackten Gestalt ohne die bedeckende und verbergende Perrücke malen; und der Feldmarschall hat darin gewilligt, daß der einundfünfzigjährige Künstler dessen Nichte, die zwanzigjährige, lichtblonde, schöne und zarte Comtesse Moltke, im vorigen Jahre als Gattin heimführte.

In München, das Lenbach doch immer als seine eigentliche wahre Heimat betrachtete, baute er sich nach der Vermählung sein Haus, in welchem er seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen gedenkt. Die Münchener Künstlerschaft betrachtete ihn mit gutem Recht stets als den ihrigen; und er, welcher von den Größten der Erde als geehrter und vertrauter Gast empfangen wird, fühlte sich zu allen Zeiten doch anscheinend nirgends wohler und heimischer, als im Kreise seiner münchener Genossen in den zwanglosen Sitzungen der „Allotria", beim vollen Kruge, beim Tarock- oder Kegelspiel und in der von ihm mit Ernst und ehrlicher Leidenschaft, tiefer Einsicht und glänzender Discussionsgabe geführten Kunstdebatte.

Die Wiege der Neigung, welche im vorigen Jahr zu jener Künstler-

ehe geführt hat, soll übrigens nicht Berlin, sondern Rom gewesen sein. Wie in Wien und Berlin die Kaiser von Oesterreich und von Deutschland, so hat Lenbach in der ewigen Stadt auch den Papst Leo XIII. gemalt und manches andere eminente Werk seiner Kunst der Menschendarstellung ist während seines längeren letzten, dortigen Aufenthalts entstanden.

In der deutschen Kunstabtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878, und den internationalen Kunstausstellungen von 1879 und 1883 zu München haben wir manche erlesene Perlen aus dem reichen Schatz der von Lenbach gemalten Männer-, Frauen- und Kinderbildnisse gesehen. Aber auch dort — und viel mehr gilt das noch von unsern Berliner Ausstellungen — konnte den Reglements gemäß doch immer nur eine sehr beschränkte Zahl solcher Arbeiten zur Schau gebracht werden. Nie zuvor hatte daher das große kunstliebende Publikum einer Stadt Deutschlands oder des Auslandes rechte Gelegenheit erhalten, von Lenbachs künstlerischem Wesen und der Art seines Schaffens sich eine zutreffende, möglichst vollständige Vorstellung zu erwerben. Diese Ausstellung hatte zu dem noch einige besondre Vorzüge: sämmtliche zu der Sammlung gehörige Bildniße waren nicht im Auftrage und für Andre, sondern für des Künstlers eigenen Besitz und daher vollständig unabhängig von deren Wünschen, Anforderungen und Geschmacksrichtungen gemalt. Und diese Portraits waren nicht in buntem Durcheinander mit modernen Genre und Geschichtsbildern, Bildnissen, Landschaften und Stillleben, von denen eins die Wirkung des anderen aufhebt oder zerreißt, placirt, sondern von Lenbach selbst nach eigenem Ermessen in wohlabgewogener Zusammenstellung an den Wänden gruppirt. Daß ihr Eindruck dadurch und durch die Ausschließung fremder störender Elemente aus ihrem geschlossenen Kreise in hohem Grade gewinnen mußten, erscheint selbstverständlich.

Vielfach wurde gegenüber den in dieser Sammlung befindlichen Bildnissen des Kaisers, des Kronprinzen, des Reichskanzlers, des Grafen Moltke, des alten Gladstone, die Frage laut, wie man sich es erklären solle, daß auch deren Porträts sich in ihres Malers eignem Besitz befänden. Man könne doch unmöglich annehmen, diese Männer könnten ihre Vorliebe für die Person des Künstlers so weit getrieben haben, daß sie ihm ihre Zeit geopfert und Sitzungen gewährt hätten, nur um ihm das Vergnügen zu bereiten, auch ihre Bildnisse seiner Sammlung einzuverleiben. Ich glaube die richtige Antwort auf diese Fragen ist die, daß Lenbach für die Ausführung der von den Betreffenden bei ihm bestellten Porträts verschiedene Studien nach dem Leben gezeichnet und gemalt, auch wohl Photographien ihrer Köpfe aufgenommen und nach solchen Vorarbeiten dann so wohl die ihnen abgelieferten als die für sich zurückbehaltenen Gemälde ausgeführt habe.

Wer auch nur einigermaßen mit der Malerei der großen Venetianer, Flamländer und Niederländer vertraut war, mußte bei der Betrachtung dieser Lenbach'schen Bildnisse sich sofort bewußt werden, daß dieselben,

wenigstens in der großen Mehrzahl, im Sinne dieser alten Meister, bald mehr des Tizian, bald des Velasquez, des Rembrandt oder Rubens angeschaut, aufgefaßt, in ihrem Ton, ihrer Technik, die Lenbach sich völlig zu eigen gemacht, gemalt seien. In ihnen allen aber ist gleichmäßig die Hauptkraft des Künstlers und damit auch das Interesse der Beschauer auf die Köpfe concentrirt. Diesen ist ein Leben, eine Macht und Wahrheit des individuellen Seelenausdrucks, ein undefinirbares geistiges Etwas noch außer der körperhaften Plastik der Formen gegeben, wie wir es kaum in eines andern heutigen Bildnißmalers Portraitköpfen 'erreicht finden. Augen und Seele des Beschauers werden völlig fascinirt durch den Blick und Blitz jener gemalten Augen, besonders da, wo dieselben auf die unseren gerichtet sind. Wir bemerken und beachten darüber kaum die Unfertigkeit oder skizzenhafte Behandlung der übrigen Erscheinung des Dargestellten in diesen Bildnissen. Zwei der merkwürdigsten und in solcher Art eindruckvollsten dieser Sammlung sind das im vorigen Jahre gemalte Portrait Kaiser Wilhelms und das eine, größere, der beiden Bilder Gladstones. Der Kaiser sitzt zurückgelehnt in dem Sessel. Die Hände sind im Schooß ineinander gelegt. Das Haupt ist etwas auf die Brust gesenkt und gegen die linke Schulter hin, in der Dreiviertelsansicht, dem Beschauer zugewendet. Die ernsten blauen Augen richten sich mit einem nicht zu schildernden Blick auf die unsren. Es ist, als dränge derselbe durch diese bis tief auf den Grund unsrer Seele. Das faltige, graubärtige Antlitz ist wirklich das des neunzigjährigen Greises. Die Malerei hat sich hier nicht zur höfischen Schmeichlerin gemacht, die uns über die Thatsache dieses legendarischen Alters zu täuschen versuchte, indem sie die tief gegrabnen Spuren desselben um Nase, Augen, Mund und Kinn, in Stirn und Wangen verwischte oder ausglättend milderte. Aber unberührt davon blieb das Leben des Geistes, die durchdringende Schärfe und Kraft des Verstandes und Willens. Sie leuchten aus diesen blauen Augensternen mit einer ergreifenden, Ehrfurcht erweckenden Gewalt, wie man sie selten von denen eines gemalten Bildnisses ausgeübt werden sah, während der Anblick der ganzen Erscheinung dieser Ehrfurcht innige Rührung gesellt. Eine ähnlich mächtige, lebendige Wirkung übt jenes Portrait Gladstones durch die uns anblitzenden, durchbohrenden, großen, grauen Augen. Das ist gar nicht mehr Malerei, sondern das Leben und die Natur selbst. Der britische „große alte Mann“ sitzt zurückgelehnt, aber in strack aufgerichteter Haltung des Halses und des etwas nach rechts zum Beschauer hin gewendeten Hauptes. Die Finger der ausgespreizten rechten Hand sind fest auf den rechten Schenkel gepreßt. Die großen und energischen Formen des viel gefurchten Gesichtes mit dem Ausdruck ruhiger zäh festhaltender Hartnäckigkeit sind scharf bis zur Härte herausgearbeitet. Die Züge tief eingegraben wie die einer altflorentinischen Portraitbüste. — Ein interessantes Gegenstück zu diesem fest in sich geschlossenen Charakterbilde des britischen Staatsmannes

bildet das, ihm in der Berliner Ausstellung der Sammlung in seiner nächsten Nachbarschaft als „Pendant“ placirte, große Bildniß des italienischen Diplomaten und Ministers Minghetti. Es ist zugleich dasjenige unter allen diesen Gemälden Lenbachs, das am unbefangensten, am wenigsten mit den Augen eines bestimmten alten Meisters gesehen und in der wohlstudirten Weise eines solchen gemalt ist; das mithin auch als das modernste Portrait von allen hier vereinigten seines Autors wirkt, und in allen Theilen auch an liebevoller Durchführung und künstlerischer Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt. In dieser Erscheinung ist Alles schlank, fein geschliffen, abgeglättet. Vortrefflich stimmt dazu die lässige Haltung, die hagre, weit zurückgelehnte Gestalt, der etwas gehobene, etwas zur vorderen linken Schulter gewendete Kopf, aus dessen Antlitz die Augen, von den Lidern halb bedeckt, mit eigenthümlich müdem, aber klugem und überlegenem Ausdruck in die des Beschauers blicken. In der Farbe dieses Gesichts ist eine Zartheit der Nüancen, in der Behandlung eine Weichheit erreicht, welche mit der Härte und Schärfe des Gladstoneschen auf's Stärkste contrastirt. — Ein Bildniß des deutschen Kronprinzen zeigt dessen Gestalt bis zum Gürtel, im Küraß und weißen Koller in der Rechten den Marschallstab; in Kopf und Haltung der ideale Typus germanischer, stolzer, freudiger, heldenhafter Männlichkeit, im Ton freilich so gehalten, als hätte er bereits zwei Jahrhunderte die Zierde einer öffentlichen Gallerie gebildet. — Drei lebensgroße Bildnisse des Fürsten Bismarck enthält die Sammlung. Jedes zeigt ihn in andrer Auffassung und Ansicht. Auf dem Einen erscheint er ungewöhnlich schlank geworden. Mit offenem, locker hängendem, schwarzem Rock bekleidet, um den Hals ein schwarzes Tuch ohne Hemdkragen, Kopf und Gestalt fast im Profil gesehen, mit ruhig herabhängenden Armen steht er da, mit den blitzenden, grauen Augen unter den grauen, buschigen Brauen hervor geradeaus blickend. Auf dem zweiten Portrait sieht man den Kanzler ganz in der Vorderansicht, lesend, mit etwas gesenktem Haupt, die von den breiten Lidern ganz bedeckten Augen auf das Schriftstück vor ihm gerichtet. Beide werden noch übertroffen durch das dritte, das den Fürsten im Sessel sitzend zeigt, die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt, das Antlitz gegen die rechte Schulter hin dem Beschauer zugewendet und ihn anblickend mit den von feurigem Leben und Geist wahrhaft sprühenden Augen. Sehr viel besser und richtiger als auf manchen andren Bismarck-Bildnissen Lenbachs, z. B. dem in der Nationalgallerie befindlichen, ist auf diesem hier auch die wahre Gesichtsfarbe des Originals wiedergegeben.

Drei Bildnisse auch des Grafen Moltke enthält diese Sammlung. Das eine (lebensgroße Kniefigur) ist ziemlich skizzenhaft behandelt. Es zeigt ihn stehend im offnen Interimsuniformrock mit aufgeschlagenen, breiten roth gefütterten Klappen, in etwas gebückter Haltung, den Kopf etwas vorgeschoben, mit gespanntem Blick vor sich hin schauend. Auf den beiden andern in Pelzrock, (das eine in Pastell gezeichnet) ist der Kopf im Profil

und ohne die, das Ober- und Hinterhaupt sonst bedeckende Perrücke dargestellt. Der Eindruck ist höchst seltsam. Der Schädel ist vollkommen kahl und glatt, seine Form ein vollendetes Rund ohne alle jene Buckeln und Ausbuchtungen, aus denen die Phrenologen charakteristische Geistes- und Gemüthseigenschaften heraus deuten könnten und seine straff gespannte rosig weiße Haut, schimmert wie die Oberfläche einer Elfenbeinkugel. In der Durcharbeitung des Gesichtes und des ganzen Hauptes in Bezug auf Formen und Töne ging der Meister hier noch über die sonst von ihm innegehaltene Grenze hinaus, ohne der Ruhe und Größe der Wirkung dadurch im geringsten Eintrag zu thun. In dem Portrait des Lenbach befreundeten Kunstsammlers und Kenners Liphardt in Florenz (stehende lebensgroße Kniefigur), im offnen, hängenden, schwarzen Rock, ein Käppchen auf dem Haupt, die Hände auf dem Rücken übereinandergelegt, schuf er ein Charakterbild von größter Energie der Auffassung und der Malerei, in einem tiefen, goldig leuchtenden, echt Tizianischen Ton von herrlicher Wirkung. Ein Bildniß König Ludwigs I. von Bayern im Alter, in schlichter, bürgerlicher Tracht, giebt den wunderlich geformten Kopf mit dem buckelreichen Schädel in rücksichtsloser Wahrhaftigkeit wieder. So wenig wie einst in dem Antlitz des lebendigen Originals, verräth sich der auf so hohe künstlerische Ideale gerichtete, dem Schönheitscultus hingegebne dichterische Geist dieses gekrönten Poeten in diesem Abbilde. Es ist eine freundliche, dichterische Ueberschätzung der Kraft des armen Menschengeistes, welche Schiller die Behauptung eingab, „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Ach leider nein! — Noch schlimmer als dem „Künstler-König“ hat die bildende Natur (sie allein ist die wirkliche Baumeisterin) dem hochwürdigen Bischof Stroßmayr mitgespielt. Das Bild seines Antlitzes von Lenbach ist von wahrhaft erschreckender Aufrichtigkeit und überzeugender Wahrhaftigkeit in der Wiedergabe dieser scharf geschnittnen Gesichtsformen, dieser angespannten Züge, dieses lauernden und durchdringenden Blicks der kleinen, funkelnden Augen. Ein kleines Profilportrait des Propstes Döllinger in dieser Sammlung kommt dem älteren, vielbewunderten, großen Bildniß des berühmten katholischen münchner Theologen, welches Lenbach 1878 in Paris ausgestellt hatte, nicht gleich, wenn es auch die in sich versunkene zusammengebückte Haltung und den Schnitt und Charakter des Kopfes nicht minder treu, als jenes zur Darstellung bringt. Von andern Bildnissen bekannter Männer unsrer Tage sahen wir in dieser Sammlung ein Brustbild (im Profil) Franz Liszts, eins Paul Heyses vor 20 Jahren, von großer Schönheit und Feinheit des Tons und edeln Schmelz der Malerei; ein andres Bildniß dieses „Lieblings der Grazien“, welches ihn als Kniefigur in sitzender Stellung zeigt, aber nicht völlig so charakteristisch als ersteres erscheint; ein großes Bildniß (ebenfalls Kniestück) von Richard Wagner; die Brustbilder eines Fürsten Lichtenstein; des älteren Seitz — ein prächtiges Gesicht voll strotzender Lebenskraft und Freudigkeit, das

wie eine stürmisch hingeworfne Farbenskizze von Rubens wirkt; den Kopf Wilhelm Buschs, des unschätzbaren Zeichners und Dichters des heiligen Antonius, der frommen Helene und so vieler andrer ebenbürtiger Geschwister dieser unsterblichen, humoristischen Geisteskinder, in leuchtendem Ton und lebendigstem Ausdruck mit schönster Wirkung gemalt; ein aus weit zurückliegender Zeit datirendes Brustbild Böcklins; und das des erfindungsreichen übermüthigen, humoristischen Zeichners der „Fliegenden Blätter", Oberländer, den man schwerlich in diesem Manne mit dem eigenthümlich verschüchtert blickenden, runden Antlitz vermuthen würde.

Auch von Lenbachs Kunst und Art der Darstellung von weiblichen und Kinderportraits enthielt diese Ausstellung einige charakteristische Proben. Ich erwähne vor Allem die lebensgroße Bildnißgestalt (bis zum Knie) eines jungen, prangend erblühten Mädchens von bachantischem Ausdruck in den braunen Augen und dem rundwangigen, lächelnden Gesicht. In eine phantastische, zigeunerische Tracht gekleidet, die linke Hand auf die Hüfte gesetzt das reizende Haupt gegen die linke Schulter geneigt, steht sie da. Eine hochbegabte, junge Künstlerin aus Ungarn, Lenbachs Schülerin, hat ihn durch ihre Erscheinung wohl mehr dazu angeregt, als daß sie als das treu proträtirte Modell zu diesem Bilde gestanden hätte. — Ein vor mehr als zwanzig Jahren gemaltes Bildniß von Helene Dönniges zeigt dies zartfarbige, vom rothen Haar umwallte Antlitz noch in seinem ganzen feinen dämonischen Jugendreiz. — Die lebensgroße Kniefigur einer schönen Frau von blühender, gesunder Anmuthfülle, ihr kleines Kind auf den Armen, ist wieder mit der Flüssigkeit und Breite des Vortrags und der leuchtenden Farbenglut einer Rubensschen Skizze hingemalt. — Dagegen wieder ganz im Stil, im Ton und in der Behandlung eines Rembrandt'schen Werks aus seinen mittleren Zeiten ist das liebliche, bräunliche Mädchenantlitz durchgeführt, in dem wir das der Schwester des Meisters zu sehen haben. Ein großes weibliches Bildniß, dessen Original eine junge römische Fürstin sein soll, zeigt ein ideal schönes Antlitz von klassischen Formen mit ernsten, großen, mächtigen, braunen Augen unter schön geschweiften, feinen schwarzen Brauen. Die hohe, stehende Gestalt in purpurrother Tracht mit den im Schooß übereinander gelegten Händen ist im Gegensatz zu dem sehr sorglich behandelten Antlitz, nur mit keken Pinselstrichen skizzirt.

Auch einige in Pastellstiften und einige in Schwarz und Weiß gezeichnete Bildnisse waren der Sammlung eingereiht; das der berühmten italienischen Bühnenkünstlerin Sgra. Duse; das mit prächtiger Frische und Lebendigkeit wiedergegebene Bild eines lachenden, kleinen Baby mit seiner alten Wärterin; das eines schönen, großäugigen, jugendlichen Frauenkopfes, dessen Stirn von der breiten Krämpe des Gartenhutes beschattet wird; zwei mit scharfen Conturumrissen mit wenigen, zarten Pastelltönen auf graue Pappe hingemalte, blonde Frauenköpfe, die großen Augen im Niederblicken halb von den Lidern bedeckt, so daß die bräunliche Iris nur unbestimmt

zwischen den dunkeln Wimpern hindurchschimmert — Bildnisse der jungen anmuthigen Gattin des Meisters. —

Das ist der Hauptinhalt der Sammlung von Bildnissen, mit deren Ausstellung Lenbach nun auch in Berlin, und zwar nicht nur in den exclusiven Kreisen der vornehmen Gesellschaft und der Kunstgenossen, sondern bei der breiten Masse des „gebildeten Publikums“ zu dem Ansehen gelangt ist, dessen er sich in München und Wien längst schon erfreute. — Er, dem das Glück so hold und treu während seines ganzen Lebensganges gewesen ist, mag es auch als einen wahrlich nicht geringen Beweis dieser Gunst der Götter preisen, daß er gerade zur rechten Zeit geboren wurde, so daß seine Entwickelung zur Reife des künstlerischen Vermögens in die größte Epoche unsers Jahrhunderts fiel. An schönen Frauen und Fräulein als Modellen für seine Kunst hätte es dem Bildnißmaler auch in einem andern Zeitalter nicht gefehlt. Aber er, der vor Allem veranlagt ist zur Erfassung und Schilderung bedeutender, männlicher Naturen, würde z. B. in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren solche „geistigen Flügelmänner der Menschheit“, welche einer ganzen Epoche den Stempel ihres Wesens aufprägen, den Völkern Weg und Richtung geben, die Geschichte mit einem gewaltigen Ruck in Bewegung und vorwärts bringen, vergebens gesucht haben, wie er sie nun „vor der erstaunten Welt“ sich erheben und sie zu malen sich berufen sah. An seinen großen Zeitgenossen ist seine Künstlerschaft zu ihrer jetzigen Höhe emporgewachsen. Nicht nur dem Studium der Werke der todten alten Meister, sondern auch dem der mächtigsten, lebendigen, geschichtlichen Gestalten unsrer Zeit, und der steten menschlich nahen Berührung mit denselben dankt er es, daß er der geworden, der er heute ist.





Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Moscheles und seine Frau.

Veröffentlicht von

Felix Moscheles.

— London. —

II. Briefe an Moscheles.

Die von Felix Mendelssohn an meinen Vater gerichteten Briefe*) gelangten nach dem Tode des Letzteren in meinen Besitz. Ich glaubte in seinem und in Mendelssohns Sinne zu handeln, indem ich lange mit der Herausgabe derselben zögerte. So manche intime Mittheilungen über Collegen und Künstler hätte ich mich eben so wenig zu unterdrücken berechtigt geglaubt, wie sie bei Lebzeiten der Betreffenden zu veröffentlichen. Ich meine, sie werden jetzt, wo die Zeit zwischen dem Kritiker und dem Kritisirten ausgeglichen hat, nicht minder interessant sein. Auch diejenigen Stellen durften, so schien mir, nicht fehlen, die, wenn auch von weniger allgemeinem Interesse, doch gerade ein so getreues Bild von dem Freundschafts-Verhältniß geben, das Mendelssohn mit Moscheles verknüpfte, und weil sie für Mendelssohns Herzlichkeit und Wärme des Ausdrucks ungemein charakteristisch sind.

Die Correspondenz beginnt im Jahre 1824, als Moscheles eine Kunstreise durch Deutschland machte, die ihn nach Berlin führte. Während seines kurzen Aufenthalts daselbst veranlaßte ihn die Mutter Mendelssohns, dem fünfzehnjährigen Felix einigen Unterricht zu geben, in Folge dessen Moscheles damals schon die in seinem Tagebuch verzeichnete Bemerkung machte, er verkenne es keinen Augenblick, daß er neben einem Meister, nicht neben einem Schüler sitze.

*) Die Briefe erscheinen demnächst unter dem Titel „Briefe Mendelssohns an Moscheles und seine Frau" im Verlage von Duncker und Humblot. Leipzig.

Berlin, 18. November 1824.

Wir haben recht sehr bedauert, Sie diesen Mittag nicht bei uns zu sehen; möchten Sie uns, wenn es Ihnen früher nicht möglich sein sollte, **spätestens** Sonntag Mittag dafür entschädigen. Haben Sie auch gütigst unserer Bitte um Lehrstunden gedacht? Sie würden uns höchlich dadurch verbinden, wenn es anders geschehen kann, ohne Ihren Plan für den hiesigen Aufenthalt dadurch zu stören. Halten Sie diese wiederholten Anfragen nicht für unbescheiden, und schreiben Sie sie lediglich dem Wunsche zu, meine Kinder die Anwesenheit des „prince des pianistes“ benutzen zu lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

L. Mendelssohn-Bartholdy.

Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler verwandelte sich allmählich in ein dauerndes Freundschaftsbündniß, welches bei Ersterem auf Bewunderung für das aufkeimende Genie, bei Letzterem auf Verehrung für die schon entwickelte Reife des Künstlers beruhte. Im Herbst des Jahres 1826 führte eine Concertreise Moscheles wiederum nach Berlin und zu den Freunden. Er verlebte genußreiche Tage bei Mendelssohns im Hause. Felix spielte ihm seine eben beendete Ouvertüre zum Sommernachtstraum mit seiner Schwester Fanny vierhändig vor, auch seine Sonate in E-dur, eine Ouvertüre in C und manche andere seiner jugendlichen und doch so bedeutenden Compositionen. Moscheles drückt darüber in seinem Tagebuch seine Freude aus und zugleich seine Verwunderung, daß dieser junge Genius außer von seinen Lehrern und von einigen Auserwählten noch wenig anerkannt werde. „Auch dieser Prophet muß erst durch das Ausland seinen Ruhm gründen,“ schreibt er.

Als nun Mendelssohn die Wanderjahre anzutreten gedachte, schrieb er darüber an Moscheles:

Berlin, 10. Januar 1829.

Hochgeehrter Herr!

Vor allem muß ich Sie bitten, mir zu verzeihen, daß ich mich geradezu mit meinem Schreiben an Sie wende, und Sie dadurch belästige; aber Ihre mir so oft bewiesene Güte und Freundlichkeit ist es, welche mir dafür bürgt, daß Sie es mir nicht übel deuten werden, zumal da ich Ihres Rathes in einer Sache bedarf, wo ich Niemand kenne, der sie besser zu beurtheilen wüßte, als Sie. Folgendes ist nun die Angelegenheit, über die ich Ihre geehrte Meinung zu wissen wünsche und hoffe.

Ich habe vor, in diesem Jahre vom Anfang Aprils an eine große Reise zu unternehmen, welche mehrere Jahre dauern soll, und deren Hauptzweck ein längerer Aufenthalt in Italien und Frankreich ist. Da es mir aber aus verschiedenen Gründen sehr wünschenswerth ist, in der Mitte des Decembers dieses Jahres auf einige Tage wieder in Berlin zu sein, und erst von da aus nach Rom zu gehen: so habe ich die $8^1/_2$ Monate meiner diesjährigen Entfernung von Berlin bestimmt, die Städte von Deutschland,

die mir noch unbekannt sind, nämlich Wien und München, und zuletzt wo möglich, auch London zu besuchen. Da ich die ganze Reise nicht machen will, um mich zu produciren, sondern um mich in musikalischer Hinsicht mehr auszubilden, und um durch die Vergleichung der verschiedenen Urtheile und Meinungen die eigne mir fester zu stellen, da es mir also nur daran liegt, das Merkwürdige dieser beiden Städte und ihre ausgezeichneten Künstler kennen zu lernen, nicht aber mich selbst hören zu lassen, oder öffentlich aufzutreten: so hoffe ich, daß die bestimmte Zeit nicht zu kurz dazu sein wird. Es entsteht aber nun die Frage, ob es besser sei, bei dieser Reise zuerst oder zuletzt nach London zu gehen, und dies ist es, worüber ich Sie um Ihre Entscheidung bitten wollte. Denn ich würde dann entweder zu Anfang des April in Wien sein, daselbst etwa bis Mitte Juli bleiben, durch Tyrol nach München gehen, und im October den Rhein herunter nach London, wo ich bis in den December verweilen könnte, um dann über Hamburg hierher zurückzukehren; oder ich müßte mit London im April den Anfang machen, bis Juli dableiben, den Rhein herauf nach München, durch Tyrol nach Wien, und von da nach Berlin zurückgehen. Offenbar ist bei dem ersteren dieser Pläne die Reise selbst viel angenehmer, als bei dem zweiten, und es wäre mir in dieser Hinsicht sehr lieb, ihn zu befolgen; doch fragt es sich, ob ich nicht beim letzteren die beiden Hauptstädte mehr im Glanze sehen würde, da man mir sagte, daß die Saison in Wien schon im Mai aufhöre, in London aber bis zum Juni und noch länger dauere.

Sie, der Sie so lange Zeit in beiden Städten verweilt haben und deren Musiker und musikalische Einrichtungen gewiß am genauesten kennen, werden mir am leichtesten diesen Zweifel auflösen und die mir so wichtige Frage beantworten können. Sie haben mich stets so viele Beweise Ihrer Güte und Gefälligkeit sehen lassen, daß ich hoffen darf, Sie werden auch diesesmal mir nicht Ihre Freundlichkeit entziehen, sondern mir mein Anliegen erfüllen.

Noch habe ich Ihnen für das zweite Heft Ihrer herrlichen Etüden zu danken. Es sind die schönsten Musikstücke, die mir seit langer Zeit bekannt geworden, gleich lehrreich und fördernd für den Spieler, als erfreulich für die Hörer. Sollten Sie nicht vielleicht gesonnen sein, noch ein drittes Heft erscheinen zu lassen? Sie wissen, welchen Dienst Sie allen Freunden der Musik dadurch leisten.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin ergebenst zu empfehlen, habe ich die Ehre zu sein mit vollkommenster Hochachtung

Ihr Ergebenster

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mendelssohns Vater schrieb in demselben Sinne an Moscheles, und dieser erklärte sich entschieden dahin, daß es rathsam sei, mit einem Aufenthalt in England zu beginnen. Seinem Rathe folgend, kam Mendelssohn am 21. April 1829 nach London, und nun folgen einige Monate vertrauten Umganges im Moscheles'schen Hause. In einem Billet bietet er Moscheles seine Copistendienste an, und verspricht, durch große Noten-

köpfe und durch Correctheit nach Kräften zu excelliren"; in einem anderen sagt er: „Ich schleppe nächstens einen Cab voll Manuscripte herbei und spiele Sie sämmtlich in den Schlaf." Unter den so mitgebrachten Sachen waren eine geistliche Cantate über einen Choral in A-moll, ein sechszehnstimmiger Chor „Hora est", und ein Violinquartett in A-moll und Moscheles erfreut sich „an den Werken, die von dem gründlichen Studium und den seltenen und vielversprechenden Naturgaben des jungen Componisten zeugen."

Moscheles machte im Sommer dieses Jahres eine Kunstreise nach Dänemark; Mendelssohn durchwanderte mit Klingemann Schottland. Dort schöpfte er geistige und physische Erholung nach dem Thun und Treiben seiner ersten Londoner Saison; dort legte er auch den Keim für die später gereiften Werke, die schottische Symphonie und die Hebriden-Ouvertüre. Ende November kehrte er nach Berlin zurück. Zur Feier der silbernen Hochzeit seiner Eltern (am 22. December) hatte er das von Klingemann gedichtete Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde" componirt.

Berlin, 9. Januar 1830.

Lieber Herr Moscheles!

Ich habe Ihrer Frau Gemahlin geschrieben und sie wegen meines langen Stillschweigens um Verzeihung gebeten; erlauben Sie mir, mich auf diesen Brief zu beziehen und zu hoffen, daß Sie mich entschuldigen werden, wegen der dort angeführten Gründe. Doch kann ich nicht unterlassen, auch Ihnen noch zu sagen, wie lebhaft ich fühle, welche Verpflichtung ich Ihnen gegenüber habe, und wie dankbar ich Ihnen für alle mir erzeigte Freundschaft bin. Sie haben mich in London aufgenommen, wie ich selbst es nie erwartet haben könnte, haben mir ein Vertrauen und eine Freundlichkeit gezeigt, auf die ich nie aufhören werde stolz zu sein, und je mehr ich Sie schon früher immer bewundert hatte, desto wohlthuender mußte es mir sein, nun bei näherer Bekanntschaft zu sehen, wie Sie in jeder Hinsicht jedem Künstler als Vorbild aufzustellen seien. Sie wissen selbst am besten, wie viel eine freundliche Aufnahme in fremdem Lande werth ist, und wie namentlich in England mir die Einführung durch Sie von dem unschätzbarsten Werth sein mußte. Wenn mir nun das Land den allererfreulichsten und dauerndsten Eindruck gemacht hat, und wenn ich die erste Zeit der Entfernung von meiner Familie so angenehm zugebracht habe, als es nur irgend in der Fremde möglich war, so sind Sie es, dem ich dafür danken muß, und dem ich immer erkenntlich sein werde. Fände sich je nur Gelegenheit, daß ich Ihnen irgend wie beweisen könnte, wie lebhaft ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin.

Hoffentlich sehe ich Sie bald einmal an irgend einem Orte in der Welt wieder, und finde wieder so herrliche, neue Musikstücke bei Ihnen, wie diesmal: die Sinfonie*) ist mir ganz gegenwärtig, und ich kann mir auch mehreres daraus, namentlich den ersten und dritten Satz, auswendig spielen; doch

*) Op. 81.

ist dies nicht recht zureichend, und ich sehe mit großem Verlangen dem Erscheinen dieses Meisterwerks entgegen. Werden Sie es denn nicht bald dem Publikum übergeben? Sie wissen ja selbst wohl am besten, wie sicher Sie auf den glänzenden Erfolg und auf die Bewunderung und lebhafteste Theilnahme aller Musiker rechnen können. Es würde mir die herzlichste Freude sein, die Partitur bald erscheinen zu sehen, und ich bin überzeugt, daß jeder, der es mit der Musik gut meint, denselben Wunsch haben muß. — Wird denn nicht bald eine zweite erfolgen, oder ist dieselbe gar vielleicht schon in der Arbeit? Es wäre prächtig, wenn Sie uns mehrere Stücke in diesem Geist und von solchem Ernst und solcher Tiefe schenken wollten; Sie würden alle wahren Musikfreunde hier sehr glücklich machen.

Ich denke nun von hier nach Italien zu gehen, sobald es mein schlimmer Fuß mir nur gestattet, und ich bitte Sie mir zu erlauben, Ihnen dann und wann von da aus Nachrichten über Musik und die Musiker zukommen zu lassen; sollte Ihnen aber Ihre Zeit einmal zulassen, mir ein paar Worte zu schreiben, so wissen Sie, wie sehr Sie mich verbinden würden.

Leben Sie wohl und seien Sie glücklich wie ich es Ihnen wünsche; und denken Sie stets freundlich

Ihres treu ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Im April 1832 ist Mendelssohn wieder in London. Mit charakteristischer Wärme schreibt er kurz nach seiner Ankunft an die Seinigen*).

„Ich wollte, ich könnte beschreiben, wie froh ich bin hier zu sein, wie mir Alles so lieb ist, wie ich über die Freundlichkeit der alten Freunde vergnügt bin — mit Klingemann, Rosen und Moscheles habe ich mich schon wieder so zusammen eingelebt, als seien wir nie auseinander gewesen. Die bilden den Kern meines hiesigen Aufenthalts. Wir sehen uns alle Tage; es ist mir wieder gar zu wohl unter guten, ernsthaften Menschen und unter wahren Freunden zu sein, vor denen ich mich weder in Acht zu nehmen, noch sie zu beobachten brauche. Moscheles und seine Frau sind wirklich von einer rührenden Freundlichkeit gegen mich, die mir um so werther ist, je lieber ich sie habe.“

Während dieses Aufenthalts spielte er zum ersten Mal sein G-moll-Concert im Philharmonic. In Moscheles' Concert dirigirte er seine Sommernachts-Ouvertüre und seine neue in Rom geschriebene Ouvertüre zu den Hebriden. Das Manuscript der Partitur schenkte er Moscheles.

Im April 1833 besuchte Mendelssohn zum dritten Mal London. Kaum angelangt, machte er sich mit Moscheles daran, ein Stück für das wenige Tage darauf stattfindende Concert des letzteren zu componiren. Der Zigeuner-Marsch aus Webers Preziosa wurde zum Thema einer Reihe von Variationen gewählt, und von Beiden zusammen bearbeitet. Ueber diese Composition schrieb Moscheles in einem späteren Brief: „Es ist spaßig, wie die Leute gern aus dieser Doppel-Composition herausfinden

*) Reisebriefe aus den Jahren 1830—1832.

möchten, wer Dieses, wer Jenes, wer den Diskant, wer den Baß, wer jene Variation, wer diese Modulation gemacht hat. Mir gefällt die innige Mischung zweier musikalischer Geister, und ich sage ihnen, man müßte ein Eis à la tutti frutti nicht anders zersetzen, als während des Genusses, und sich den Nachgeschmack behagen lassen." Im Philharmonic führte Mendelssohn zum ersten Mal seine A-dur-Symphonie auf. Zu dem Kunst- und Freundeskreise dieser Saison gehörten Hummel, die Malibran, Paganini, Rubini, die Schröder-Devrient und Cramer. Im Herbst desselben Jahres ging Mendelssohn nach Düsseldorf, wohin er als städtischer Musikdirector berufen war. Von dort schreibt er:

Düsseldorf, 7. Februar 1834.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dich wohl vielmals um Verzeihung zu bitten, wegen meines so langen Schweigens! denn obwohl ich weiß, daß Du mir nicht ganz und gar drum zürnst, so weiß ich doch auch, daß es nicht recht von mir ist; aber auch jetzt würde ich noch nicht zum Schreiben an Dich gelangt sein, weil ich hier gar zu fest an meinem Arbeitstisch eingepuppt bin, wenn ich nicht eine äußerliche Veranlassung hätte, die mich dazu zwingt; und so springe ich über vier Monate Zeit und über meine Entschuldigung weg, und denke eben, Du wirst drum doch der Alte geblieben sein, und mir das verzeihen und nachsehen, wie Du es wohl mit manchem Andern mir zu Liebe gethan hast. Das wird gewiß so sein. Und nun sage ich guten Abend, bekomme wieder Muth, und versetze mich nach Chester place. Was ich Dir heut zu sagen habe ist folgendes: Ich habe mir herausgenommen, ohne Dich um Erlaubniß zu fragen, Dir ein Stück zu dediciren, welches bei Simrock herauskommt, und das mir gerade lieb ist. — Das wollte ich Dir eigentlich nicht sagen, und dachte mir's hübsch, daß Du das einmal bei einer Reise nach Deutschland finden könntest; aber nun ist mein Rondo brillant fertig geworden, und ich habe den allergrößten Wunsch, Dir es auch zuzueignen. Das wage ich aber nicht ohne eine specielle Anfrage zu thun, denn ich weiß wohl, daß es eigentlich nicht styli ist, Einen gleich um Erlaubniß zu zwei Dedicationen zu fragen, und Du findest es am Ende gar curios — aber ich kann nun einmal nicht helfen, ich möchte es gern. Ich halte sonst nichts auf Dedicationen, und habe selten welche gemacht; aber hier sollte es was bedeuten; denn weil ich so lange keinen Brief an Dich schicken konnte, so will ich gern das eben schicken, was ich gearbeitet habe. Laß mich darüber eine Zeile Antwort wissen, weil das Rondo auch in Leipzig erscheinen soll; und wenn Du erst einmal die eine Zeile geschrieben hast, so kommt auch wohl noch eine andere oder ein Paar dazu, wie in Deinem lieben letzten Brief, für den ich Dir nun auch noch nicht gedankt habe. Klingemann ist auch wortkarg, so daß ich wenig von London gehört habe, namentlich sehr wenig von Chester place; wie seht Ihr Alle aus? Was kann Felix schon sprechen? Denkt Serena noch an ihren Nelkenopferer? Und was macht die vierhändige Sonate? Das möchte ich sehr gern wissen, was Du zeither gearbeitet hast. Madame Moscheles schriebe mir das wohl; aber ich weiß noch gar nicht, ob ich courage

bekommen werde, an sie noch zu schreiben; denn ich denke, sie wird gar zu böse auf mich sein. Gewiß sind wieder prächtige Sachen entstanden; das Impromptu für Mary Alexander ist nun das letzte, von dem ich gehört habe.

Der Aufenthalt hier ist mir ganz ungemein angenehm; ich habe eben gerade so viel äußerliche Beschäftigung, als ich brauche und mag; und Zeit für mich vollauf; habe ich mal keine Lust zum Componiren, so habe ich zu dirigiren und einzustudiren, und das geht Alles recht hübsch und lebendig. Dabei ist das Nest so prächtig klein, daß man sich fortwährend wie in der Stube vorkommt, und doch fehlt nichts: — eine Oper, ein Singverein, ein Orchester, eine Kirchenmusik, ein Publikum, sogar eine kleine Opposition — Alles ist da, und amüsirt mich Alles prächtig. Als Mitglied eines Kunstvereins, der sich auf Verbesserung des Theaters legt, studire ich jetzt den Wasserträger ein. Es ist ordentlich rührend, mit welchem Eifer und welcher Hungrigkeit die Sänger alle darüber herfallen, wenn sie Einer was lehren will, wie sie sich alle erdenkliche Mühe geben deren sie fähig sind, und wie somit wirkliche Aufführungen entstehen, die so vollkommen sind, wie nur denkbar bei den gegebenen Mitteln. So gab ich im December den Don Juan (bei welcher Gelegenheit ich zum ersten Male eine Oper öffentlich dirigirte), und ich kann Dich versichern, daß Vieles besser ging und klappte, als ich es auf großen, berühmten Theatern gesehen habe, weil durchgängig Liebe zur Sache vorleuchtete. Wir hatten aber auch 20 Proben gemacht. Nun bekommt der hiesige Schauspieldirector den Einfall, die Preise zu erhöhen der vielen Unkosten wegen, und wie bei unsrer ersten Don Juan-Vorstellung der Vorhang aufgeht, schreit der unartige Theil des Publikums nach Herrn Derossi wie toll, tobt und lärmt, und so dauerts 5 Minuten, bis Ruhe wurde. Nun ging der erste Act prächtig, wurde fortwährend mit Applaus begleitet, und sieh da! beim Aufgehn des Vorhanges im zweiten Act ist derselbe Scandal, nur länger und toller. Jetzt wünschte ich das ganze Nest zum Teufel, langweilte und ärgerte mich beim Dirigiren wie noch nie, sagte die Oper für den folgenden Abend ab, wollte überhaupt mit dem Theater nichts mehr zu thun haben, ließ mich doch vier Tage darauf bereden, und gab Don Juan zum zweiten Male, wurde mit einem Vivat und dreifachem Tusch empfangen, und muß nun wieder an den Wasserträger; die Opposition besteht namentlich aus Kellnern und Schankwirthen; überhaupt ist halb Düsseldorf um 4 Uhr betrunken, weshalb ich auch nur Morgens zwischen 8 und 9 Uhr zu treffen bin, Nachmittags ist mit ihnen nichts durchzusetzen. Wie kommt Dir nun solche Nestwirthschaft vor? Und willst Du denn überhaupt gar mit solchen Kleinstädtern zu thun haben? Blagrove war hier; ich führte ihn in den Verein, wo wir gerade Chöre aus dem Alexanderfest sangen, und es machte die beste Wirkung auf ihn. — Er schlief ein. — Mir schreibt meine Mutter, der gipsies march oder vielmehr die april variations seien heraus. Ist das wahr? und könnte ich denn ein Exemplar davon bekommen? Ich hoffe, Du hast noch viel an meinem Antheile ausgebessert, von wegen besagter Wendungen und Unruhe; das ganze letzte Stück müßte wohl geflickt, oder mit einer warmen Melodie gefuttert werden, es war zu dünn; auch die erste Variation hast Du gewendet, hoff ich, und wattirt. Sprech

ich nicht, als sei ich Musikdirector Schneider? Ich kriege doch noch Muth und nehme ein kleines Blatt, und schreibe an Deine Frau, denn ich bin noch lange nicht fertig. Lebe wohl, auf Wiedersehen, auf der anderen Seite.

Dein
Felix M.

Interessant sind die in den nächsten zwei Briefen enthaltenen Aeußerungen über Berlioz' Ouvertüre zu Les Francs Juges.

Moscheles schreibt am 12. Februar 1834:

. . . Ich hatte Deine Ouvertüre (zur Melusine) mit wiederholtem Genusse gelesen, und sage Dir ohne Umschweife, daß es eine köstliche Arbeit ist.

Geist, Plan, Einheit, Kunst und Eigenthümlichkeit gehen darin Hand in Hand. So durchdrungen schritt ich an die erste Probe, nachdem ich sie mit Mori, der sie aufführte, privatim probirt hatte. Es war aber ein großer Kampf, das Orchester zur Mäßigung in den sanften Stellen zu bewegen; besonders Anfangs wollten sie gleich hineinplumpen und die Trompeten waren auch etwas überrascht, daß sie mit ihrem C als Septime eintreten sollten. Ich stöhnte Laute des Unbehagens, und ließ sie dreimal wieder anfangen; die contrastirenden Stürme gingen, als führte Neptun das Scepter; aber wenn die Syrenen-Laute den groben Patron verdrängen sollten, mußte ich mit lauter Stimme Piano! piano! piano! rufen, wollte à la Beethoven mich bis in den Staub bückend, erniedrigen, aber es wollte nicht gelingen, die reißenden (Thiere) Violinen und Bässe zur Zartheit zu stimmen. Mit Liebe und Eifer wurde sie wiederholt, ging besser, und wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Ich hoffe bei der Aufführung die Nuancen noch besser hervortreten zu lassen. Du hast den Hörnern und Trommeln abwechselnd das gegeben, welches sie herrlich durch Stopfen und Verschieben herausbrachten.

Berlioz' Ouvertüre zu Les Francs Juges hatte ich auch zu dirigiren (nach Deiner). Wir waren Alle gespannt zu hören, was französisches Genie schaffen kann; ich sage französisches, weil noch kein anderes Land diesen B. als Genie anerkannt hat. Aber, welches Porte St. Martin'sches Toben der Blechinstrumente! Welcher grausame, ja boshafte Contrapunkt, der beweisen zu wollen scheint, daß unsere Vorfahren nur Pedanten waren! Endlich der Contrast des Mittelgedankens, der tröstend eine Vaudeville-Melodie auftischt, wie man sie nicht zarter im „L'Ours et le Pacha", oder den Wienern in Berlin hören kann. Das Mystische kommt dann auch dazwischen: kreischende Harmoniegänge, die nur den Märzkatzen verständlich sind. Zum Zeichen, daß etwas Gräßliches im Hirnkasten des Componisten vorgegangen sei, erschüttert ein apoplectischer Schlag des Tamtams das ganze Orchester und auch die Ohren und das Zwerchfell der Zuhörer. . . .

Unser Gipsies March ist heraus, in London bei Cramer, in Paris bei Schlesinger und in Leipzig bei Kistner, welch Letzterer ein Exemplar an Frau von Goethe (der wir ihn dedicirt haben) in unserem Namen

geschickt hat. Meinen Einfall mit der Dedication billigst Du doch? Dein halb Antheil an dem Honorar ist 8 Napoléons von Schlesinger, 8 Louisd'or von Kistner und 15—20 Louisd'or von Cramer.

Darauf antwortete Mendelssohn:

Düsseldorf Ende April 1834.

Lieber Moscheles!

Wie mich der Brief von Dir und Deiner Frau erfreut hat, kann ich Dir gar nicht sagen, ich glaube mich hat noch niemals ein Brief so für mehrere Tage heiter und froh und glücklich gemacht wie dieser. Du weißt ja, wie ich so oft an bösen Zweifeln laborire, und mir nichts recht machen kann, und wenn mir dann so bange wird, so meine ich, die ganze Welt müßte es noch viel deutlicher sehen als ich, und gar über meine Sachen wegsehen. Wenn ich nun so liebe Worte darüber höre, wie Ihr mir über meine Ouvertüre sagt, dann ist mir dies die größte Freude, die mir durch eine Composition, wenn sie einmal fertig ist, zu Theil werden kann, und ich weiß wohl, daß Ihr mir drei der schönsten russischen Orden, oder Titel für die Ouvertüre hättet schicken können, ohne daß sie mich auf eine Stunde so vergnügt gemacht hätten, wie Euer lieber Brief all die Tage her. Was Du von Berlioz' Ouvertüre schreibst, ist mir auch recht aus der Seele gesprochen; es ist ein wüstes, prosaisches Stück, und doch noch eins seiner menschlicheren. Mir kommt es immer vor, als müßte ich aus dem Faust dabei singen: sie kam vor Angst am lichten Tag der Küche zu gelaufen, zernagt, zerkratzt das ganze Haus, wollt nichts ihr Wüthen nützen, sie fuhr herum, sie fuhr heraus und soff aus allen Pfützen. — Denn seine Instrumentirung ist so entsetzlich schmutzig und durcheinander geschmiert, daß man sich die Finger waschen muß, wenn man mal eine Partitur von ihm in der Hand gehabt hat. Zudem ist es doch auch schändlich, seine Musik aus lauter Mord und Noth und Jammer zusammenzusetzen; denn selbst, wenn's gut wäre, käme nichts anderes darin vor, als dergleichen atrocités. Er hat mich eigentlich zu allererst recht melancholisch gemacht, weil er so klug und kalt und passend über alle Anderen urtheilt, so gänzlich vernünftig ist, und so grenzenlos unvernünftiges Zeug bei sich gar nicht bemerkt. . . .

Düsseldorf, den 18. Mai 1834.

Ich weiß nicht, ob ich schon geschrieben habe, daß meine drei Ouverturen Sommernachtstraum, Meeresstille und Hebriden in einigen Wochen in Partitur erscheinen (bei Breitkopf & Härtel), worauf ich ganz unsäglich stolz bin. So bald sie da sind, lege ich sie zu Füßen, und wünschte nur, ich hätte sie Dir wieder zueignen können. Da das nicht ging, so wollten die Meinigen zu Haus, ich sollte sie dem Kronprinzen dediciren, der sich diesen Herbst entsetzlich gnädig gegen mich bewiesen hat; ich meinestheils wollte das Philharmonic, und so weiß ich's noch nicht. S' ist eine wichtige Frage. Wissen Sie denn schon, liebe Madame Moscheles, daß Varnhagen wieder heirathet, sechs Monate nach seinem trostlosen Buch und zwar meine Cousine Marianne Saaling? Wenn das Goldschmidts noch nicht wissen, amüsirt sie es gewiß. Eben geht ein junger Musiker fort, der mir eine schänd-

liche Fuge zur Durchsicht gebracht hat und ein anderes hiesiges Genie, das Choräle machen muß, daß man gelb werden möchte vor Ungeduld und macht Choräle seit ich hier bin, und einen immer schlechter als den anderen. Wie wir uns nun gegenseitig über einander ärgern, giebt es zuweilen schöne Scenen, indem er nicht begreift, daß ich's immer noch schlecht finde, und daß er's immer noch schlecht macht. Ich eigene mich aber gut zum Cantor, und predige so erbaulich, daß es zuweilen eine Lust ist. Hier stehen Maiblumen, wenn ich Serena eine davon schicken könnte, so thäte ich's gern, sie soll aber wohl leben und Emily und Felix und was macht Emilys tune?*) — Nun ist kein Papier mehr da, hab' auch genug dummes Zeug geschwatzt. Leben Sie wohl. Stets Ihr

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, den 25. December 1834.

... Du wirst denken, mir sei ganz rasend grimmig heut zu Muthe, aber ich begreife gar nicht, wie ich in den Ton verfallen bin, denn mir ist eigentlich sehr behaglich und vergnügt; es ist erster Feiertag, in der Stube riecht's stark nach schwarzem Pfefferkuchen, den ich gestern bei Schadows aufgebaut bekam, nebst Hausrock von Hause und Schreibsachen und Süßigkeiten, Tasse u. s. w. Inmitten dieser Herrlichkeiten habe ich einen sehr lustigen Tag zugebracht und Abends läuft mir die Feder mit Bosheit davon. Auch Düsseldorf ist garnicht so arg, wie ich's Anfangs mache; Du solltest es schon loben, wenn Du den Singverein seinen Seb. Bach singen hörtest, wie einen Ritter; nächstens geben wir die Jahreszeiten öffentlich, und in den Fasten den Messias. Im letzten Concert wurde Webers Leier und Schwert gesungen und der erste Theil des Maccabäus und die Sinfonia eroica, und ich stehe hier in fürchterlichem Respect. Aber ich glaube, mein Mißmuth kommt daher, daß mein Pferd Nachmittags mit mir durchgegangen ist, und zwar mitten über die Promenade durch die Stadt wie toll bis an den Stall; und ich saß darauf und blieb zwar sitzen, aber ich ärgerte mich doch abscheulich und die Leute freuten sich, wie der Herr Musikdirector so jage. Und dann giebt es auch wirklich gar zu wenig hübsche Mädchen hier; man will doch nicht den ganzen Tag Fugen und Choräle componiren; aber meiner Treu, ich werde hier so philisterhaft und altmodisch, daß ich sehr ungern einen Frack anziehe, und wie es gar im Frühjahr werden soll, im Fall ich nach England käme und Schuh tragen müßte, das weiß ich gar nicht. Frag' nur Klingemann, der wird's bestätigen. Wenn ich aber wirklich im Frühjahr mit meinen Arbeiten so weit bin, daß ich hinüberkommen kann, so soll sich das Alles schon wieder geben, und ob ich mich dann auf Chester Place No. 3 freue, das weißt Du wohl. Mit meinem Oratorium geht es jetzt rasch vorwärts, ich arbeite im 2. Theil und habe dieser Tage einen Chor in fis-moll, einen lustigen Chor der Heiden, gemacht, der mir selbst ungeheuer viel Plaisir gemacht hat, und den ich Dir gar zu gern zeigte. Wie ich denn überhaupt gar

---

*) Emily, die älteste Tochter von Moscheles, jetzt Frau Roche in London. Serena, die zweite Tochter, Frau General-Consul Rosen in Detmold. — Felix, der Sohn, Pathenkind von Mendelssohn.

zu sehr gespannt bin, ob Du mit meinen neuen Arbeiten zufrieden sein wirst. Einige Fugen, Lieder ohne Worte, mit Worten, ein paar Etüden, habe ich seit kurzem gemacht, und brächte gar zu gern ein neues Clavierconcert mit nach London; aber davon weiß ich bis jetzt nichts. Du hast mir mal gesagt, ich müsse nun ein ruhiges, gehaltenes Clavierstück schreiben, nach alle den unruhigen und das will mir nicht aus dem Kopf, und das läßt mich gar nicht näher kommen; denn sowie ich an ein Clavierconcert denke, so geh ich durch, und sowie ich durch gehe, so sage ich, Moscheles hat gesagt etc. und da wird's nichts. Aber ich will's schon noch rauskriegen; wenn's wieder unruhig wird, liegt es an meinem Willen wahrhaftig nicht. Nun aber lebe wohl, lieber Moscheles, und wenn es Deine Muße erlaubt, laß mich wieder und viel von Dir hören, und bleibe mir gut.

Dein Freund

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, den 7. Februar 1835.

Lieber Moscheles und liebe Madame Moscheles! Ich habe neulich mit dem Courier ein Paar so dumme Briefe abgeschickt, daß ich heut versuchen muß, ob ich nicht einen klügern zusammenkriege. Hier kommen so Zeiten, wo mir sämmtliche Philister über den Kopf wachsen, sämmtliche Philister, die es in der Welt giebt und mein eigener immer dazu, da kann ich dann nicht schreiben (wie neulich); und sind die wieder mal vorüber, so möcht' ich alle die Briefe zurückrufen oder niemals geschrieben haben. Heute habe ich einen Chor am Oratorium componirt, den ich wunderhübsch finde. Was soll ich da Abends besseres thun, als nach Chester Place schreiben und grüßen, da mir eben wohl zu Muthe ist? Dazu kam heute Morgen ein Brief von Klingemann, der auch immer Festtag macht, und dann ist es so verzweifelt neblig, daß ich meinte, ich ritte in England spazieren; und dann hab ich seit ein paar Wochen ein Paar Philister weniger auf dem Halse; und dann kommt bald wieder Frühling und fein Wetter ist schon da — so ist's angenehm zu leben. Giebt es denn auf Englisch ein Wort für einen Philister? Ich glaube nicht. Es ist doch ein glückliches Land! Wenn auch Mr. Fleming wieder im Parlamente sitzt, und wenn sie auch zu meinem „Ave“ „Lord of God Israel“ gesungen haben, was mir vorkommt, als sänge man zu Lützows Jagd „the old English gentleman“ — das ist alles noch lang nicht philiströs. Aber hier können wir's! Wenn ich Madame Moscheles auf dem Balle gesehen hätte, auf dem ich gestern war, wo so viele Talglichter brannten, und zum Abendbrot gab's Schinken und Kartoffeln, und nach dem ersten Tanz mußte gleich gesprengt werden, und nachher nicht, denn es half doch nichts, man konnte die Leute in den Wolken wenig erkennen, dann tanzten sie einen Ofen ein; werthe Mitglieder meiner hiesigen Kapelle spielten gut zum Tanz auf; die ganze Fête war in der Kaufmannsgesellschaft, die man gewöhnlich das „Parlament“ nennt. Damentoiletten gab's — hier hört meine Beschreibung auf, aber hätte ich Madame Moscheles da gesehen, und sie mich (noch dazu in der englischen schwarzen Halsbinde), so wäre ich gewiß in Ohnmacht gefallen vor Beschämung, denn an einem solchen Abende glaube

ich schlechterdings nicht, daß es einen gentleman giebt. Nun machte ich gar zu gern einmal eine Kirmes mit, ordinärer kanns doch nicht sein, nur lustiger, aber das erlaubt mein Rang als Musikdirektor durchaus nicht — der Bürgermeister selbst hat mir streng abgerathen. Dann giebt es eine so schöne Rivalität mit Elberfeld, das 4 Meilen von hier liegt, weil sich Düsseldorf Athen nennt, und Elberfeld Rio de Janeiro oder Augsburg; und alle Mädchen sind häßlich — ein wahres malheur — oder doch sehr dumm. So gehe ich hier eigentlich nur mit Malern um, die nette Leute sind; Immermann, mit dem ich sonst gut Freund war, ist ins Theater versenkt, Uechtritz in die Aesthetik und Grabbe in den Schnaps; aus allen drei Dingen mach' ich mir wenig, am wenigsten freilich aus der Aesthetik. . . .

Aber nun mal ernsthaft zu reden, lieber Moscheles, wenn Du mir schreibst, so sage mir doch was Näheres über die neue Ouvertüre zur Jungfrau, von der ich nur im Allgemeinen bis jetzt hören konnte. Ich bin gar zu hungrig nach guter, neuer Musik. Hast Du sonst Neues componirt? Und was? Und kommt kein 3tes Heft Etüden? Ich glaube, in Deutschland ist kein halbwegs mittelmäßiger Clavierspieler, der nicht die beiden ersten kennt, und spielt, Gott weiß freilich wie — aber Du machtest allen musikalischen Leuten ein wahres Geschenk mit einem neuen Heft. Bitte, sage mir doch recht ausführlich von Allem, was Du seither gemacht hast. Du siehst ja gewöhnlich alle neue Musik, die herauskommt; ist Dir darunter was Gutes zu Gesicht gekommen? Mir nichts, was mir recht gefallen hätte; ein Heft neue Mazurkas von Chopin, und einige andere seiner neueren Sachen sind denn doch so manierirt, daß es schwer auszuhalten ist; auch Hiller hat 2 Hefte Lieder gemacht, die er lieber hätte ungemacht lassen sollen. Ich möcht' es Alles gar zu gern schön finden, aber es schmeckt mir gar zu wenig. Dann habe ich ein paar Sachen von anderen Berlinern und Leipzigern, die gern da anfangen möchten, wo Beethoven aufhörte, und räuspern und spucken wie er und weiter ist gar nichts; mir kommt's vor, als wenn ich zu Pferde nach dem Regen durch die Feldwege reite, das geht prächtig wenn's auch spritzt; aber zu Fuße bleiben die Leute in den Pfützen stecken." . . .

Von den Leistungen ihrer Kunstbrüder und von neu erschienenen Musikstücken, ist zwischen Mendelsohn und Moscheles oft die Rede. So schreibt Mendelsohn am 11. Juli 1838 aus Berlin:

Daß Döhler ein Löwe war, wundert mich; sein Spiel hat mich eigentlich nur das erste Mal interessirt, nachher war alles sehr kalt und berechnet und fast langweilig; da lobe ich mir Liszt und Chopin; kommt denn der letztere gar nicht einmal nach England? er hat doch mehr Geist im kleinen Finger, als der ganze Döhler vom Kopf zu Fuß — so schien mir's wenigstens. Und Spontini! O ich bitte Dich, schreib mir über den, ich möchte ihn gar zu gern mal in London sehen, wie er sich da ausnimmt. Hört er denn ordentlich bei Musik zu? Macht er gar selbst welche? Oder spielt er auch da den großen Götzen, der höchstens mal einen Musiker frißt, weiter aber keine Miene verzieht? Und hat er sich mit allen seinen Orden behängt? Wie war denn Bennetts neues Concert im Philharmonic, von dem er mir schreibt? . . .

Moscheles antwortet:

Bennetts F-Moll Concert ist vortrefflich gearbeitet. Es wurde im letzten Philharmonischen Concert mit Wärme aufgenommen. Daß Du sein Vorbild bist, läßt jeder Tact erkennen. — Ich habe auch Bekanntschaft mit Henselts Studien gemacht. Ich finde sie sehr interessant, auch nützlich zur Uebung, obschon seine Manier beschränkt und seine Formen nicht mannigfaltig sind. Ich habe so einen romantisch klagenden, verliebten Componisten lieber, als die übermüthigen, frechen Welterstürmer und Harmoniepeiniger. Chopins neue Studien haben auch vielen Reiz für mich, obschon manches darin ist, was mir von einer flüchtig gemachten Schule zu zeugen scheint. Diese neuen Studien gefallen mir besser, als seine früheren. Spielen hörte ich jedoch Chopin nie.

Am 30. November 1839 schreibt Mendelssohn:

Daß Du Dich mit Chopin mehr befreundet hast, als sonst, ist mir sehr lieb; ist er doch der geistreichste von allen Denen, und hat wirklichen Reiz in seinem Spiel. Man sagt, Liszt werde herkommen; das sollte mich freuen; denn trotz seiner fatalen Journalistik habe ich sein Spiel und den ganzen Kerl immer noch in einem schönen Andenken. Der Zettel von Berlioz, den Du mir schickst, ist recht abgeschmackt. Könnte ich's nur wenigstens apart finden, oder gewagt, oder keck das ganze Wesen; ich finde es blos langweilig und gedankenlos.

Das hätte nur noch gefehlt, daß Ihr gar auch David in London behalten hättet! Dann stäke ich ja ganz und gar im Sumpf und käme nicht wieder auf ordentliche Orchesterbeine; seine Violine allein ist zehn andere gute werth, und dabei ist er solch ein Musiker, und am Ende lebt er doch ganz angenehm hier, und ist auf Händen getragen und geliebt vom Publikum — nein, den können wir ganz und gar nicht ablassen.

Am 21. März 1840.

Liszt ist seit sechs Tagen hier, hat ein Concert gegeben und giebt nächsten Dienstag das zweite; reist dann auf einige Tage nach Dresden, um dann direct nach Paris ohne Aufenthalt zurückzugehen. Dort will er mehrere Concerte geben und zur Saison nach London gehen, in England einige Monate bleiben, und zum nächsten Winter nach Rußland. Er hat mir durch sein wirklich meisterhaftes Spiel und durch das innerliche, musikalische Wesen, das ihm bis in die Fingerspitzen läuft, eine sehr große Freude gemacht; seine Schnelligkeit und Gelenkigkeit, vor allen Dingen aber sein von Blattspielen, sein Gedächtniß und die gänzliche Durchdringung von Musik sind ganz einzig in ihrer Art, und ich habe sie niemals übertroffen gesehen. Dabei ist er, wenn man über die neufranzösische Oberfläche hinwegkommt, ein guter, echt künstlerischer Kerl, den man lieb haben muß, selbst wenn man nicht mit ihm übereinstimmt. Was ihm fehlt, scheint mir einzig und allein das rechte Compositionstalent, rechte eigene, musikalische Gedanken, zu sein; die Sachen, die er mir vorgespielt hat, scheinen mir gar zu mangelhaft, selbst von dem Standpunkte aus, den er selbst dazu einnimmt, und der mir an und für sich schon nicht der rechte scheint. Und daher glaube ich mir's zu erklären, daß an vielen Orten (und wenn ich

nicht irre auch in England) ein Mann wie Thalberg den Leuten mehr gefallen wird; der ist in seiner Art so vollkommen und abgeschlossen, spielt die Stücke, die er einmal kann und damit gut; Liszt aber ist in seiner ganzen Leistung so wild, so wenig überlegt und so unordentlich, wie ein Genie nur sein kann — aber eben dazu gehören für mich vor allen Dingen die eigenen, musikalischen Gedanken, die ich bei ihm vermisse. Ein bloßer Clavierspieler ist er nicht und will er auch nicht sein, und das macht ihn, nach meiner Meinung, weniger vollkommen, als andere, deren Talent sich mit dem seinigen nicht messen kann. Wir sind fast den ganzen Tag zusammen und scheinen gegenseitiges Behagen an einander zu haben; von Dir spricht er mit Anerkennung und in einem Tone, der mir sehr wohlgefällt und mich noch mehr für ihn eingenommen. . . ."

* * *

Mehrfach ist in den letzten Jahren der Correspondenz von dem beiderseitigen Wünsche die Rede, daß Moscheles England verlassen und mit Mendelssohn zusammen in Deutschland leben und wirken solle. Als nun Mendelssohn das Leipziger Conservatorium in's Leben gerufen hatte, reifte allmählich dieser Plan der Uebersiedlung, und als schließlich Moscheles den ehrenvollen Antrag, an der genannten Schule eine Stellung zu bekleiden, angenommen hatte, schrieb Mendelssohn:

Leipzig, den 11. Februar 1846.

Lieber Freund!

Diese Zeilen sollen nichts thun als jubeln, über den Brief der uns den Entschluß Deines Kommens brachte. Das war eine wichtige Nachricht für uns alle, wie wir noch keine bekommen hatten, so lange ich hier bin, und aus der ich viele vergnügte, segensreiche Folgen für uns alle hoffe! So freudig bewegt habe ich aber auch noch keine Conferenz gesehen, wie die der Directoren als ich Deinen Brief brachte — ich hatte es nicht über mich gewinnen können, es vorher auszuplaudern, sondern, da zufällig gerade bald darauf Zusammenkunft der Herren war, so ging ich hin und sagte, da wäre Antwort von Dir, und ließ sie es selbst lesen, schwarz auf weiß. Sie wollten gleich antworten, doch hat es sich, weil es mehrere sind, ein Paar Tage verschoben und Du erhältst nun ihren und meinen Brief gleichzeitig. Daß der dreimonatliche Urlaub keine Schwierigkeit sei, und daß überhaupt von Seiten dieser Herren Alles geschehen wird, was Dir nur irgend angenehm und behaglich sein kann, das glaube ich ganz gewiß. Es liegt auch zu sehr in ihrem und dem allgemeinen Interesse — aber eben deshalb glaube ich auch wieder, daß Du hier zufrieden sein wirst, und daß auch Dir der Abstand zwischen dem großen Weltleben und den kleinstädtischen Bürgerthum nicht gar zu sehr auffallen und unangenehm sein wird. Wenigstens findest Du nirgends einen so guten Willen und den so herzlichen Wunsch, es Dir recht zu machen, wie er Dir hier von allen Seiten entgegenkommen wird, und da Du doch einmal nach Deutschland zurückkehren mußtest, und da Du in dem herrlichen (aber sehr curiosen) Lande überall etwas Klätscherei, etwas Kleinstädterei, etwas Geträtsch mit in den Kauf nehmen mußt, Du mögest nun eine Stadt oder die andere wählen —

so bin ich überzeugt, auch Du werdest keinen Grund haben diesen Entschluß später zu bereuen, sondern er wird Dir mit jedem Jahre lieber werden!

Und von meiner persönlichen Freude sage ich gar nichts!

Ich kann sie auch gar nicht genügend aussprechen! Es ist mir ganz eigen zu Muthe, wenn ich denke, daß Du wirklich kommen, wirklich hier wohnen willst, und daß das Luftschloß mit Dir und den Deinigen zusammenzuleben und zu bleiben, nicht blos eine Saison zu verjubeln, sondern so recht von Grund aus mit einander umzugehen, nun wirklich in Erfüllung gehen soll!

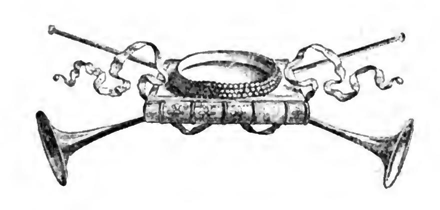
Ich werde einige Häuser rosenfarben anstreichen lassen, wenn Ihr wirklich erst da seid. Aber auch ohne das kriegt das ganze Nest durch Euch einen anderen Anstrich! — — — — — — — — —

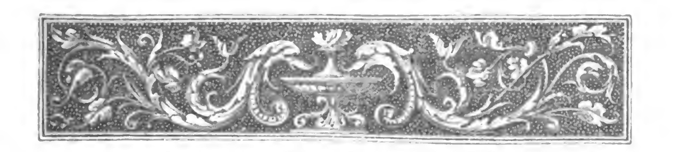
Heut nur noch einmal Dank und Freude und Jubel vollauf! Immer Dein Felix.

Das Luftschloß wurde zur Wirklichkeit. Ende October 1846 zog Moscheles nach Leipzig, und nun folgten die geträumten, rosenfarbenen Tage. Doch kaum mehr als ein Jahr sollte vergehen, ehe die Trennungsstunde unerbittlich schlug. Der verhängnißvolle 5. November rückte heran.

Am 9. October gingen die Freunde noch im Rosenthal zusammen spazieren; auch Schreiber dieser Zeilen war dabei, und horchte den interessanten Erzählungen des Pathen über seinen Aufenthalt in London, den Besuch bei der Königin Victoria, und den Aufführungen des Elias in Exeter Hall. — Wenige Stunden später wurde Mendelssohn von der Krankheit ergriffen, die seine letzte sein sollte.

Moscheles überlebte ihn vierundzwanzig Jahre; er blieb in Leipzig, denn das Conservatorium fesselte ihn nun doppelt, da er es als eine Hinterlassenschaft des Dahingeschiedenen betrachten mußte. Mit rastlosem Eifer suchte er in dem Geiste weiter zu wirken, der den unersetzlichen Freund beseelt hatte, und bestrebte sich treulichst, in seinen Lehren jene Kunstprincipien zur Geltung zu bringen, welche der Gründer des Instituts bei Lebzeiten vertrat und welche auch Moscheles' jederzeit zur Richtschnur gedient hatten.





Eine Mondnacht.

Von

Ch. Borgeaud.

— Genf.*) —

Ich habe als Freund — rathet wen? — Einen altersgrauen Thurm.**) Als ich allein und fremd in Deutschland ankam, diesem weiten Lande, wo der Horizont dem Blick entschwindet, schien mir's als wiege er sein rundes Haupt zum Zeichen des Willkommens. Ich liebte ihn gleich: unter seinem steinernen Gewand fühlte ich ein Herz schlagen und ich verstand seinen sanften traurigen Blick, der über meinem Haupte sich in die Vergangenheit verlor.

Bald nahm er seinen Platz in meinem täglichen Leben ein. Jeden Morgen, wenn ich mein Fenster öffne, gilt ihm mein erster Blick, jeden Abend empfängt er mein Lebewohl.

Es ist ein alter Thurm aus der Zeit Friedrich des Weisen. Er hat die Feuersbrunst überlebt, die 1774 das alte herzogliche Schloß des Hauses Sachsen verzehrte, und Karl August hat ihn pietätvoll an der Ecke seines neuen Schlosses erhalten. Seine hohe Gestalt überragt es und seine geschwärzte Kuppel scheint den Schutzgeist der Ernestinischen Linie zu bergen.

Ich sehe ihn von meinem Schreibtisch aus mit seiner großen schwarzgelben, im Winde knarrenden Wetterfahne, seinen Fenstern mit steinernen Schutzdächern, seinen verwischten Wappenschilden und seinen Gesimsen, wo im Sonnenschein Schaaren von Turtel- und Pfauentauben girren. Abends

*) In's Deutsche übertragen von Ottilie Weber-Thudichum.

**) Die feine Beziehung, die im französischen Feminin la tour, l'amie liegt, ist im Deutschen nicht wiederzugeben.

aber im Mondschein wird er ganz geheimnißvoll. Seine Umrisse zeichnen sich düster auf dem lichten Himmel ab, die Tauben schlafen in dem Glockenthurm, große Fledermäuse huschen hervor und umflattern ihn; wie eine Klage zittern die Glockenschläge der Uhr durch die Luft — mir war's als ob er weine, einsam, in der Nacht . . .

Zu seinen Füßen liegt der Park, das Juwel von Weimar. Habt ihr euch je in die Pracht von Versailles oder Wilhelmshöhe mit ihren griechischen Tempeln, Pavillons, Springbrunnen, Terrassen, Wasserkünsten verloren, und habt ihr, wie ich, geträumt von einem kleinen ländlichen Park ohne Marmorbilder und Bronzestatuen, mit großen, frei die mächtigen Aeste ausbreitenden Bäumen, mit lebendigen Hecken und freien Plätzen für spielende Kinder, mit Bänken für die Spaziergänger und heimlichen Laubgängen für liebende Paare?

Diesen Traum hat bis auf einige gothische Bogen ein Anderer ganz so wie wir geträumt, aber dieser Andere hatte den Vorzug Goethe zu heißen und einen Karl August zum Freunde zu haben, dem er ihn erzählte und der ihm die waldigen Ufer der Ilm vor seinem großen Schlosse gab, damit er den Traum verwirklichen könne.

Goethe ging an's Werk und sein Ideal gewann Gestalt.

Dreißig Mal sah er diese schönen Buchen grün werden, sah die Kinder auf den Lichtungen spielen, die Bürger sich gravitätisch begrüßen unter den Bäumen der großen Allee, die Liebenden sich auf den einsamen Pfaden verlieren . . .

Noch heute schwebt sein Genius über diesem vielgeliebten Park. Man ahnt ihn überall, in den Liedern des Frühlings, in den Klagen des Herbstes, im Murmeln der Quelle und im Rauschen des Windes . . . und man glaubt ihn reden zu hören in der Stimme des Waldes. — Der Weimar'sche Park, er ist der Park Goethes. —

Eines Abends — es war ein Fest in Weimar — läuteten alle Glocken. Vor der Menge, die die Straßen sperrte, flüchtend, kam ich bis zum Park und bog in eine Allee ein, die mich ohne großen Umweg nach Hause führte.

Unter den Wipfeln kein Laut! Die Glockentöne, die einander in der Ferne antworteten, zogen über meinem Haupte dahin; sie zogen durch die Bäume und klangen wie Aeolsharfen zu mir herüber. Der ernsthallende Orgelton der großen Glocke meines Thurmes rollte über die Buchenwipfel und zitternd beugten sich vor ihm die Zweige. Jetzt schweigt er, und das Laub entschlummert, eingewiegt von den verklingenden Harmonieen der ferneren Stadtglocken: dann plötzlich erhebt sich wieder seine mächtigere Stimme, und die alten Stämme scheinen unter einem Sturmwind zu erbeben.

Als ich aus dem Park heraustrat, verlor sich der letzte Accord in der Ferne. Wie ich am Fuß des Schloßthurmes vorüberging, sah ich die

kleine Pforte des Glöckners offen. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in's Innere. „Der Weg ist frei! Hinauf zum Freunde!“ Und ohne mich zu besinnen, schlüpfe ich hinein.

Ich mußte lange im Finstern klettern, mich an dem Seile haltend, das als Geländer diente; mir war als ginge die schwarze Treppe bis zum Himmel empor.

Zuweilen hören die Stufen auf und ich finde mich auf einer Mauerplatte, wo einige Lichtstrahlen durch Schießscharten eindringen, dann beginnt das Steigen wieder in immer größerer Finsterniß. Ich stolpere gegen die Stufen . . . . . Endlich bin ich oben! Niemand zu sehen! Die größte Glocke vibrirt noch unmerklich. Der ganze Thurm ist vom Monde erleuchtet.

Ich näherte mich einem Fenster und beugte mich hinaus:

Weimar schlief zu meinen Füßen, ermüdet, von seinem Tagewerk. Die letzten Flammen eines Fackelzugs erloschen vor dem Rathhaus und warfen ihren rothen Wiederschein auf den dichten Rauch, der sich noch über den Platz hinzog. Die Lichter in den Häusern erstarben eins ums andere. Es ward immer stiller und bald störten nur noch einige aus einer halboffenen Kneipe tönenden Gesänge die Ruhe der Bürger.

Plötzlich höre ich eine Thüre schließen und das Geräusch von klirrenden Riegeln.

Ich stürze, vier Stufen auf einmal nehmend, die Hand am Seile, die finstere Treppe hinab. Ich komme unten an wie eine Bombe . . .

Zu spät! Die Thüre ist verschlossen, der Eisenriegel fest in die Mauer eingefügt . . .

Rufen, Schreien, Schläge gegen das Eichenholz, Alles war vergeblich. Der Glöckner war schon weit fort, und meine Stimme verhallte ohne Echo im Thurm.

Soll ich die Thüre erbrechen? Sie ist von festem Steineichenholz und mit Eisen beschlagen. Soll ich mich außen durch irgend eine Schießscharte herunterlassen? Es ist keine Oeffnung vorhanden, die nicht fünfzig Fuß über der Erde wäre . . .

Ich stieg langsam die Treppe empor. Als ich mich wieder auf dem vom Mondlicht umflossenen Glockenthurm befand, kehrte mein Muth zurück. War ich doch bei meinem Freunde und eine Nacht mit ihm zu verleben, war so übel nicht. Bald sah ich nur das Reizende meiner Situation und über meinen unerwarteten Glücksfall entzückt, beschloß ich ihn bestmöglichst zu benutzen.

Ich wickelte mich in meinen Mantel, zündete eine Cigarre an und lehnte mich, auf einem niedrigen Balken sitzend, an das nach dem Park gehende Fenster.

Der Mond stand im Zenith. Von einem opalfarbenen Kreis umgeben hüllte er das Firmament in das blau und goldene Gewand der

Sommernächte. Der Horizont verlor sich in einem durchsichtigen Nebel. Der Park mit seinen runden Wipfeln glich einem welligen Meere, hie und da von einer Lichtung wie von einer weißen Brandung unterbrochen. Vor mir lag das „Templerhaus“ mit seinem viereckigen Thurm im englisch-gothischen Stil, mit seinen hohen Fenstern in den von Epheu gesprengten Gewölben, mit seinen Standbildern der Großmeister, die im Schatten der Mauer stehen. Goethe hat das Haus auf den Hintergrund des Rasens gestellt, der an die Wohnung Charlottens von Stein grenzt, jener Charlotte, die er so sehr geliebt . . . Der Pfad, der sich unter den Bäumen an der Wiese hinschlängelt — es ist derselbe, der zu dem Dichter führte!

Ihr alten Buchen, die ihr eure grauen Häupter über diesen Pfad der Liebe neigt, sagt mir, saht ihr zu den Zeiten Werthers und Lottens ihre Schatten unter euren grünen Zweigen wandeln? Vernahmt ihr ihre Schritte auf dem Sande der Wege? . . .

Es war im September. Ein leichter Wind, sanft wie ein Wehen im Mai, durchduftet von den auf der Schloß-Terrasse blühenden Heliotropen, kam mir entgegen. Durch das regelmäßige Tick-Tack der Uhr eingewiegt, ergriff mich der vollkommene Frieden der Natur. Meine Gedanken verschwammen im Nebel, schwebten von den Bäumen zu den Sternen, von der Erde zum Aether — das Bewußtsein schwand. Ich lebte nur noch in der Empfindung. Mir war's, als sei ich eins mit meiner Umgebung — eine zitternde Saite, die, vom Winde gestreift, miterklinge in der großen, klaren und majestätischen Harmonie der Nacht.

Plötzlich kam es über mich wie Flügelschlag. Ich fühlte einen Athem auf meiner Stirne, eine Hand, weicher als Sammet, legte sich auf meinen Nacken, und wie Geisterhauch ertönte eine Stimme:

„Ich bin der Genius des Thurmes, ich bin die Seele der schönen Tage von Weimar. Ich irre noch mit dem Nachtwind durch den Park, die alten Eichen kennen mich und öffnen mir ihr Blätterversteck . . . Komm, ich liebe Deine Jugend! Der König der Elfen gestattet mir, diesen Abend meine Erinnerungen zu beschwören . . .“

Dann schien es mir, als wenn ich sanft vom Winde getragen bis in die Aeste der Eichen glitte.

Unwillkürlich hatte ich die Augen geschlossen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich die Bäume ihrer Blätter beraubt und mit Reif bedeckt. Durch die Zweige blitzten die Strahlen des Mondes und ließen sie wie mit Diamanten übersäet erscheinen. Am Ende des Parks, da wo die Ilm in einen Sumpf sich ausbreitet, sah man feenhaften Schimmer, Raketen zischten hinter den Bäumen, man hörte die Musik eines Contretanzes, dann schallendes Gelächter, lebhafte Stimmen, die fröhlich vorüberzogen und sich in der Ferne verloren. Ich fühlte, wie eine Hand mich nach diesem verzauberten Orte hinzog.

Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr meinen Lippen.

Ich war am Hofe Karl Augusts, ein unsichtbarer Zeuge eines jener Eisfeste, wie nur Goethe allein sie anzuordnen verstand.

Da ist er! Ja, es ist sein hoher Wuchs, es sind die langen braunen Locken, die ungepudert niederwallen; sein Antlitz ist von dem rothen Schein der Pechfackel beleuchtet, die Freude strahlt von seiner Stirne — die großen schwarzen Augen blitzen in bezauberndem Glanz . . . der Mantel fliegt um seine Schultern; er trägt noch die Stulpstiefel, die gelbe Weste und den kornblumenblauen Frack Werthers. Geschmeidig und stark wiegt er sich auf den Schlittschuhen mit einer majestätischen Anmuth, die Aller Blicke bannt. Die in ihre Pelze gehüllten Damen lassen sich in leichten Schlitten über das Eis schieben. Da ist Amalie, Frau von Stein, Corona Schröter, „die schönste der Musen"; Goethe hat die Lehne ihres gleitenden Stuhles ergriffen und führt ihn pfeilschnell dahin durch die belebten Gruppen. Von Zeit zu Zeit beugt er sich zu ihr nieder, ein silbernes Lachen erklingt aus dem Pelzwerk, und der Stuhl verschwindet wieder in der Menge. Der Herzog ist galanter als ein Page in seiner verschnürten, mit Otterpelz besetzten Pekesche; wie ein Nachtfalter flattert er von der hübschen Christel von Laßberg zu der schönen Gräfin Werthern . . .

Die würdigen Herren Wieland, Knebel, Musäus, Einsiedel stehen am Ufer vor der Grotte, wo man Punsch und warmen Wein servirt. Musäus erzählt gestikulirend ein Geschichtchen. Indem nähern sich zwei Schlittschuhläufer: es ist der Herzog und sein Freund Wolfgang.

„Gläser herbei . . . es gilt Klopstock, meine Herren," ruft Karl August, der Goethe in einer Gruppe von Damen aufgegriffen hat und zur Grotte heranführt, „dem Hohenpriester des beschwingten Kothurns! Wenn nur auch unser Freund Wolf einwilligt? . . . Sie stehen nicht gut mit einander seit einer gewissen Epistel."

„Ohne Groll," erwidert Goethe, sein Glas erhebend, „es gilt Klopstock, daß er lange seines Friedens genieße und uns den unseren lasse!" . . .

Die Thurmuhr schlug zehn. Der Herzog sagte mit lauter Stimme: „Wir vergessen, daß wir diesen Abend Maskenball im Schlosse haben! . . . Meine Herren, rasch in die Masken!"

Alle verschwanden vor meinen Augen, die Fackeln erloschen, der Reif fiel von den Bäumen, der Wald entfaltete seinen Blättermantel, und ich wurde weitergeführt.

Die Einsiedelei am Ufer der Ilm ist eine kleine Borkenhütte, die Goethe an den Uferfelsen zu einem Namenstag der Herzogin Luise errichten ließ. Gehüllt in eine weiße Kutte und Kapuze empfing er dort die Fürstin an der Spitze eines Trupps von Camaldulensermönchen. Der Hof war zu einem asketischen Mahle geladen und machte klägliche Miene zu den irdenen Tellern und zinnernen Löffeln. Plötzlich ließ sich ein unsichtbares Orchester hören, mit weiten Flügeln öffnet sich die Thüre im Hintergrund,

und unter einem Dome von Laubwerk erblickt man eine fürstliche Tafel, deren Honneurs zu machen Niemand besser versteht als der Prior der Camaldulenser.

Das Borkenhäuschen mit seinen beiden niederen Fenstern und dem kleinen Vorplatz mit einfachem Geländer überlebte das Fest.

Karl August nannte es seine Einsiedelei. Er flüchtete ganze Wochen lang dorthin.

Hier fand er Ruhe, um zu arbeiten und ohne Zwang mit seinen Getreuen zu plaudern. Man speiste am Rand der Quelle, die zwischen den Felsen hervorsprudelt, und dann unterhielt man sich bei einer Pfeife im Mondschein.

Man fühlte sich so wohl in dem kleinen am Ufer versteckten Hüttchen; dort vergaß sich so leicht, daß man Herzog, Landgraf von Thüringen, Markgraf und Herr verschiedener anderer Gebiete war. Und dann war man so nahe bei seinem Wolf! Er kam fast jeden Abend. Keine Diener, kein Vorzimmer, nur ein kleiner Steg zu überschreiten, einige Holzstufen zu ersteigen, und Goethe war da. Die beiden großen Lieblingshunde des Fürsten sprangen ihm fröhlich entgegen und geleiteten ihn artiger zu ihrem Herrn als alle Lakaien der Residenz.

Wenn sein Freund nicht da war, öffnete Karl August das Fenster. Durch eine Lücke im Laub sah er wenige Schritte entfernt am anderen Ufer der Ilm das kleine Gartenhaus, das er ihm geschenkt hatte. Er sah seine Lampe in die Nacht hineinleuchten und er verlor sich in Betrachtung des Schattens, der hinter den Vorhängen auf- und abwandelte. Dann war es ihm, als sei er auch in dem kleinen grünen Zimmer und sehe um den Dichter die Zauberschatten schweben, die seinem Ruf so gerne folgten.

Zu dieser Einsiedelei hin trug mich der Wind auf den Spuren meines geflügelten Führers.

Unter der Brücke hervor drang das gedämpfte Murmeln des Flusses. Die Umrisse der Hütte wurden deutlicher zwischen den Bäumen. Die Thüre stand halb offen. Zwei Männer unterhielten sich auf der Schwelle miteinander. Bald trennten sie sich. Der Größere stieg die Stufen, welche zum Flußufer führten, hinunter, während der andere in das Haus zurückkehrte nach einem letzten Freundschaftsgruße und einem „Adieu, Wolf", das ich deutlich verstand.

Wolf wandelte langsam dahin, mit vollen Zügen die Nachtluft einathmend. Als er den Steg überschritten hatte, hielt er inne und ließ seine Blicke umherschweifen. Strahlend zog der Mond über dem schlummernden Park am Himmel empor. Von ferne hörte man die Jagdhörner, die Wedell, der Forstmeister, auf den Höhen von Oberweimar für Karl August erklingen ließ. Wie friedlich, wie schön!

Goethe schien erhobenen Hauptes die Natur einathmen zu wollen, als

wäre seine Brust weit genug, sie ganz zu fassen. Er ging einige Schritte am Ufer hin und verschwand in den Weiden.

Ich suchte ihn noch mit den Augen, als eine weiße Gestalt sich im Strome nahte. Er ist es! Es ist Goethe-Apollo in seiner ganzen Jugendschöne!

Ein wundervoller Leib leuchtet über den Wassern auf einem Hintergrund von Pappeln, deren Blätter, sobald ein Windhauch sich regt, gleich Silberflittern im Mondlicht glänzen. Die großen Bäume beugen ihre Wipfel über seinem Haupte, und zu seinen Füßen neigen sich die Halme des Schilfrohres — im Nachtwind wogt sein langes Haar. Mir war's, als sähe ich ein antikes Götterbild inmitten eines heiligen Haines.

Sanft gleitet der Fluß dahin. Wie ein venetianischer Spiegel glänzt seine Oberfläche, und wo der Mond sein strahlendes Licht hingießt, da spiegelt sich das Bild in seiner ganzen göttlichen Schönheit. Rings umher treten die zierlichen Schatten der Schilfhalme und der Weidenzweige hervor, abwechselnd mit Gruppen von dichtem Gebüsch, hie und da ein Baumgipfel, und zwischendurch die Sterne mit ihrem zitternden Licht. Auf Augenblicke zieht über die getrübte Oberfläche eine Welle ihre weiten Kreise; doch sie verrinnt und das Bild erscheint auf's Neue in zauberischer Schöne.

Nach dem Bade wandelte Goethe lange nachdenklich in den Alleen. Endlich wandte er sich wieder zum Steg und ging zurück. Seine Stirne war umdüstert, sein Haupt gesenkt.

Vor einem bemoosten Felsen, der den Fluß beherrscht, hielt er inne. Ich sah ihn niederknieen. . . . . Das war die Stelle, wo in einer kalten Januarnacht Christiane von Laßberg sich in die Fluthen gestürzt hatte.

Unglückliches Mädchen! Jedermann am Hofe wußte, daß sie den schönen Hauptmann Wrangel liebte, und daß dieser sie verlassen hatte. Eines Abends vermißte man sie in der Umgebung der Herzogin. Es war Maskenball im Schlosse. Charlotte von Stein war entzückend in ihrem rosa Domino. Goethe tanzte mit Leidenschaft. Dann braute man mit Wieland, Lenz, Klinger und den anderen „Genies“ einen Punsch. Mancher leerte sein Glas auf den berühmten Dichter des Werther und am am anderen Morgen sah Goethe den armen Körper der Ertrunkenen aus dem Wasser ziehen. Die starre Hand umschloß ein kleines, von Schlamm beschmutztes Buch. Er nahm es, schlug es auf und las unter dem Schlamme: „Werther“. Das war seine erste Trauer in Weimar. Den ganzen Tag arbeitete er mit dem Schloßgärtner, Schaufel und Hacke in der Hand, den Felsen aushöhlend, Gebüsch ausreißend, um an dem letzten Pfad des jungen Mädchens einen Platz zu schaffen, „wo man lieben und knieend beten könne“. Als am Abend sein Gefährte sich entfernt hatte, führte er in der eisigen Nacht sein Werk ganz allein weiter bis zu der Stunde, wo Christiane gestorben war.

Goethe hatte sich erhoben. Ich sah ihn die Hand zu den Augen

führen, als wollte er eine Thräne wegwischen, und leise hörte ich ihn flüstern „Arme Christiane! O Wrangel, Wrangel! Dein Glück war Dir so nahe und Du, Unglücklicher, hast es verschmäht! Man wird nicht zweimal geliebt!“

Leise wie ein Seufzer zitterte ein in den Wind gehauchter Name durch das Laub: „Friederike, Friederike!“ Auch er hatte einst treue Liebe verschmäht! Auch an seiner feurigen Brust schlug einst ein Herz in gleicher Wärme, glühend in gleicher Begeisterung, ein keusches, reines Mädchenherz! —

Sie gehörte ihm an mit Leib und Seele, sie lebte nur durch ihn, nur für ihn, er war ihr Gott und liebte sie. Und eines Tages war er gegangen, um nicht wiederzukehren, . . . gegangen, um dem Ruhme zu folgen, dessen Zauberglanz ihn verlockte.

Aus seinem zerrissenen Herzen aber sproßte die Blume des Genius auf, in den Schmerzen des Erdenlebens fand er die Kraft der Dichtung.

Jetzt stand er auf der Höhe des Lebens; der Hof lag zu seinen Füßen und reichte ihm den Lorbeer. Aber die selbstlose Liebe Friederikens suchte er vergebens bei den Baroninnen und Gräfinnen, in den Augen der Blonden, in den Herzen der Braunen. Er hatte sein Glück mit Füßen getreten, weil es ihm den Weg versperrte.

Die Augen zum Himmel gekehrt, wandelte Goethe langsam seinem Hause zu, das weiß durch die Bäume schimmerte, ich hörte Verse:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breitest über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandelt zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.
Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.
Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüst're meinem Sang
Melodien zu!
Wenn Du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.
Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.*)

*) Die Erklärer des Dichters verknüpfen diese Strophen mit dem Tode des Fräulein von Laßberg. Sie wurden an Frau von Stein geschickt, doch nicht, wie sie die Sammlungen enthalten. Goethe hat sie, wie es scheint, umgearbeitet und einige Strophen für die Oeffentlichkeit zugefügt; jedenfalls mußte er sich in die Stimmung versetzen, welche ihm die erste Fassung derselben eingegeben hatte.

Daß diese Verse unter dem Eindruck verfaßt worden sind, wie uns die Commen-

Goethe war vor seinem Hause angekommen — ich fühlte mich über die Bäume hinweggetragen. Wir flogen gen Osten. Als wir am äußersten Ende des Parks bei der an der Jenaer Straße gelegenen Brücke ankamen, sah ich beim Rauschen der unter den Brückenbogen schäumenden Wellen die mit Mauern umgürtete Stadt mit Thoren und eisernen Gattern wie vor dem Jahre 1790. Mein Führer erhob die rechte Hand, und die Brücke, die Stadt, die Gefilde belebten sich zauberhaft.

Siehst du die Postkutsche, die an einem schönen Sommerabend die Höhe herabführt? Sie bewegt sich langsam zur Ilmbrücke vor dem Kegelthor. Der Reisende hat sich zum Schlag herausgebeugt. Durch die leichten Nebel, die sich über dem Fluß erheben, erblickt er Weimar zu Füßen des herzoglichen Schlosses. Der Burgthurm hat ihn zuerst begrüßt — er hat ihn von weitem auf seiner staubigen Straße kommen sehen — weiter zurück streckt die Stadtkirche ihre zwei spitzigen Pfeile gen Himmel. Kinder spielen auf der Brücke und verfolgen sich schreiend die Brustwehr entlang. Bürger unterhalten sich vor ihren Thüren, die Mädels ziehen singend zu

---

tatoren berichten, ist durch den Briefwechsel des Dichters erwiesen. Aber wie diese Erinnerung an das Unglück Anderer Goethes Gedicht an den Mond hervorbringen konnte, das erklärt kein Commentator. Ich habe die Lösung dieser Frage versucht und sie zu finden geglaubt, indem ich mir die Entstehung dieses Gedichtes so vorstellte, wie oben.

Die feinsinnige und melodische Uebersetzung von Goethes herrlichem Gedicht an den Mond durch Mr. Ch. Borgeaud muß ebenfalls hier ihre Stelle finden. Anm. d. Uebersetzers.

Remplis de nouveau la vallée
De ton éclat calme et serein,
Apaise encore, lune voilée
  Mon noir chagrin.

Jette sur ma verte prairie
Ton doux regard consolateur
Tendre, comme l'oeil d'une amie
  Sur mon malheur.

Echos lointains, qui vous envoie
Fouiller la cendre de mon coeur?
Je marche seul, entre la joie
  Et la douleur.

Coule, coule, onde fugitive,
Mon bonheur a fui pour toujours;
Ainsi s'en vont à la dérive
  Nos plus beaux jours . . .

Pourtant, j'ai goûté, dans ma vie,
Ce bonheur qui nous vient des cieux
Instants que jamais on n'oublie,
  Qu'on passe à deux!

Roulez au fond de la vallée
Et murmurez, flots blanchissants,
Mêlez votre voix désolée
  A mes accents!

Chante avec moi, vague légère,
Mugissante aux nuits de Janvier,
Baignant en Mai, la primevère
  Et l'églantier.

Heureux qui peut suivre sa voie
Pressant un coeur contre son coeur,
Et partageant tristesses, joie;
  Heur et malheur!

Les chagrins que le monde ignore
Que le bruit du jour assoupit,
Dans ma poitrine errent encore
  Pendant la nuit.

ihrem Stelldichein am Brunnen, dort ihre Krüge zu füllen. Der Fremde betrachtet das Bild mit seinen großen blauen Augen.

Dieser Fremde — es ist Friedrich Schiller. Er hat Dresden und das gastliche Haus Körners verlassen, einer unglücklichen Liebe zu entfliehen, und wie Torquato Tasso einst zu der ewigen Stadt wanderte, so kommt er, um an dem Musenhof den Glanz seines Sternes zu erproben.

Er ist am Ziel. Wie ist die Stadt so klein, fast nur ein Dorf! Und doch ist es Weimar, das Rom seiner Träume! Hier thronen die deutschen Musen, hier grünt der Lorbeer! Hier gilt es zu kämpfen, hier gilt es zu siegen!

Das Auge des Dichters leuchtet. Doch plötzlich erlischt sein Glanz in einer Thräne ... Wer weiß, was die Zukunft birgt? Vielleicht Täuschungen, Demüthigungen?

Traurig kommt er, fast ungekannt, in eine fröhliche Welt; Niemand hat ihn gerufen ...

Ein Dichter, ein glücklicher Nebenbuhler verfügt über die Gunst des Fürsten. Wird er auch dem neuen Gaste Antheil an seinem Glücke gönnen.

Nur eine Einzige weiß von seiner Ankunft, nur eine Einzige erwartet ihn. Sie allein wird ihm die Hand reichen. Wie wird er sie küssen, diese kleine weiße Hand Charlottens von Kalb! Welche Qualen, welche Täuschungen wird er ihr anvertrauen!

Und sie? Mit einem Lächeln heilt sie seinen Schmerz ... Und dennoch hat sie, die einzige Freundin, die ihm geblieben, zuerst an seinem Don Carlos gezweifelt! An Don Carlos, den er ihr so glücklich, so begeistert vorgelesen! .. An Don Carlos, dem Schmerzenskind seiner schlaflosen Nächte, in den er Alles niedergelegt, was in seiner Seele lebte von großen Idealen.

Wird er an der Bühne Erfolge haben? Wird der Name Schiller keinen anderen Widerhall erwecken, als den von Fiesko und den Räubern?

Zukunft, Zukunft! Du Schicksal, das meine Schritte lenkt! Gehe ich neuen Leiden entgegen? Muß ich noch einmal fliehen gleich einem Ausgestoßenen?

Da stieg mein Führer auf den Fittigen des Nebels über dem Flusse auf. Mit der Abenddämmerung über dem Wagen hinschwebend, beugte er sich zu dem Reisenden nieder und im Rauschen der Wellen flüsterte er ihm leise zu: „Willkommen, müder Dichter! Du bist im Hafen!"

Schiller erhob das Antlitz zum letzten Schimmer der Abendröthe, seine Stirne strahlte in neuer Hoffnung, sein röthliches Haar umgab ihn wie eine Aureole ...

Der schwere Wagen fuhr geräuschvoll durch das Kegelthor ein —

Die ganze Nacht schweiften wir durch den Park. Jede Lichtung belebte sich für uns und magisch folgten sich die Bilder. Bald fand ich mich in eine der Sommerresidenzen versetzt — ich wohnte ungesehen einer

Vorstellung der Iphigenie bei, die im Schatten der Bäume vom Hofe aufgeführt wurde — ich sah Goethe und Karl August als Lucas und Valère den Sganarelle auf dem Rasen von Ettersburg durchprügeln — ich sah Amalie und ihre Tafelrunde im Park von Tiefurt — bald fand ich mich in Weimar und folgte Frau von Staël, die ihr Exil vergaß am Arme von Benjamin Constant . . .

Der Genius, vor dem sich die Einsamkeit belebte, verlor sich in die Betrachtung dieser Scenen. Er schien neues Leben daraus zu schöpfen; ich fühlte ihn erbeben, Flügelschläge rauschten, und der Nachtwind trug uns weiter . . .

Goethes Gartenhaus steht an der Ecke des Parkes jenseits der Ilm, am Fuße der Hügel, die sich rechts bis nach Oberweimar erstrecken. Es ist ein kleines Landhaus. Bescheiden in seinem grünen Neste gebettet, hat es nur ein Stockwerk und drei Fenster Front. Die Terrasse, der Garten, die Obstpflanzungen sind ausschließlich das Werk des Dichters. Kein Rosenstock, den er nicht selbst gepflanzt, kein Apfelbaum, den er nicht selbst veredelt hätte.

Eine Hecke trennt das Gehege von dem Weg, der aus dem Park nach Oberweimar führt, einem alten malerischen Dorfe, mit Gänsen auf den Gassen, hübschen Mädchen am Brunnen und Schaaren von Kindern, die sich im Staube wälzen.

In diesem Winkel fühlt man sich fern von den Menschen, wie an einem Waldesrand. Jenseits der Ilm auf der Weimarer Seite erhebt sich eine Anhöhe und die großen Eichen, die sie bekrönen, verdecken die Stadt vollständig. Sie halten den Lärm der Vorstadt auf und scheinen sich weit in die Ferne zu verlieren. Im Vordergrund breitet sich eine schöne Wiese bis zum Flusse aus. Ehe sie in den Park eintritt, hat die Ilm da, wo sie sich einige hundert Schritte vor dem Häuschen von der Straße trennt, einen Bogen gebildet, gerade als ob sie für Goethe eine regelrechte Perspective habe schaffen wollen.

Als wir an diese Stelle kamen, hörte ich die Stimme meines Führers:

„Der Morgen bricht an . . . lebt wohl, geliebte Schatten . . . lebe wohl, mein Dichter, lebe wohl!“

Die Nacht erhellte sich noch einmal und ich sah durch die Bäume am Abhang das weiße Haus mit dem grauen Dache.

Die Sonne versinkt hinter den Eichen. Die Scheiben leuchten, die scheidenden Strahlen der Abendröthe übergießen mit ihrem wärmeren Glanze die herbstlich gefärbten Bäume des Gartens: die Buche wird purpurn, die Steineiche dunkelroth, die Kastanienbäume goldbraun. Man hört am Ufer das Rascheln dürrer Blätter unter dem Rechen der streusammelnden Bäuerinnen. Aufgescheucht im Gebüsch fliegt eine Amsel mit grellem Angst-

schrei davon. In der Höhe treiben sich Schaaren krächzender Krähen umher.

Ueber den Weg wandelt langsamen Schrittes ein hoher Greis. Er ist in braunem Ueberrock mit Sammetkragen und stützt sich leicht auf einen Stock mit Elfenbeinknopf, aber trotz der Last seiner Jahre trägt er das Haupt aufrecht wie ein Jüngling . . . Es ist Goethe! . . .

Seit vielen Jahren bewohnt er sein Gartenhaus nicht mehr. Aber zur schönen Jahreszeit kommt er für einige Tage in seine grüne Stube, wo er so viel geträumt, so viel geschrieben. Er kehrt zurück, um die Alleen zu durchwandeln, die sonst so viele Freunde belebten; er kehrt zurück, sich unter die Laube auf Charlottens Bank zu setzen, die Bank, wo sie so viele weihevolle Stunden verbrachten, wo er ihr alle seine Zukunftspläne, alle seine Kümmernisse, alle seine Freuden vertraut . . . Dort ist der Pfad, den er so oft mit Schiller gegangen, den Arm des Freundes in dem seinen; dort ist das graue Thor, vor dem der Wagen Karl Augusts hielt . . . Alle dahin! . . . Alle! . . . Herder ging zuerst — inmitten der Gesänge und Feste . . . Das war der erste Stern, den er an dem glänzenden Himmel Weimars versinken sah. Dann plötzlich an einem Frühlingsmorgen — er hatte die Nachricht errathen, die Niemand ihm mitzutheilen wagte — Schiller, der sanfte Schiller war nicht mehr! Er hatte gefühlt, wie es sein Herz zerrissen — „die Hälfte seiner Seele war mit der des vielgeliebten Freundes entflohen“. Dann erlosch der Stern Anna Amalie. Das war 1807. Die Nichte Friedrichs des Großen konnte die Schlacht von Jena nicht überleben, nicht die Plünderung Weimars, das ihr seinen Ruhm verdankte. Dann „hatte die Nacht begonnen“. Wieland war gefolgt, dann Charlotte von Stein, . . . Karl August, . . . die Herzogin Luise, . . . sein eigener Sohn, sein einziger!

Warum sich auch noch auf den Weg zur Einsiedelei verlieren? Die Hütte ist geschlossen, der Freund erwartet nicht mehr seinen geliebten Wolf . . . Aus der Ferne erklingt ein Horn. — Das war Wedells Weise, — die Lieblingsweise Karl Augusts.

Goethe blieb stehen und versenkte seine Blicke in die Tiefe des Parks. Ihm war, als sehe er durch die Büsche eine fröhliche Jagd dahinbrausen: der unermüdliche Karl August an der Spitze, sein schwarzes Vollblut spornend, und sich selbst ihm zur Seite im kühnen Ritt.

Die Jagd stürmte wie ein Wirbelwind unter den Bäumen dahin. Dann wieder sah er sich im Salon der Herzogin, jung, bewundert, in seiner goldgestickten Hoftracht: in seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, gepudertem Zopf, Dreimaster und Degen. Er sah sich nochmals inmitten der „Genies“ thronen, die Herzogin Mutter bezaubernd, die Göchhausen neckend, mit der schönen Corona walzend . . . Puder, Degen, Freunde — der Strom der Zeit hat Alles hinweggerissen.

Warum bleibt er allein aufrecht wie eine alte Eiche, die der Sturm

verschonte, in einer Welt, die nicht mehr die seine ist? Seine Brust hob ein Seufzer; doch seine heitere Ruhe wiederfindend, flüsterte er: „Warte nur, balde ruhest Du auch.“ Dann kehrte er sich wieder seinem Garten zu, der schon im Abendschatten lag, vereinigte in einen Abschiedsblick Alles, was er von Erinnerungen und stummen Schmerzen in der Seele trug, und ging festen Schrittes nach der Stadt in das Haus, das er nicht mehr verlassen sollte . . .

Ich stand geblendet: der ganze Park erschien in flammendem Lichte, — dann versank Alles in Nacht . . .

Jetzt zog am Horizont ein weißer Schimmer herauf und ließ zu meinen Füßen unter einem Nebelschleier ein grünes, welliges Meer erkennen — es war der Park.

Ich stand am Fenster des Schloßthurmes. Als ich mich umwendete, unterschied ich die Umrisse des Glockenthurmes, die sich aus den Schatten heraushoben. Zugleich traten die Gesimse, die Schießscharten hervor und die großen Glocken warfen den ersten Morgenstrahl zurück. Ich hörte das dumpfe Geräusch einer sich in den Angeln drehenden Thüre, kurz darauf den gleichmäßigen Schritt des Glöckners, der zu den Glocken hinaufstieg.

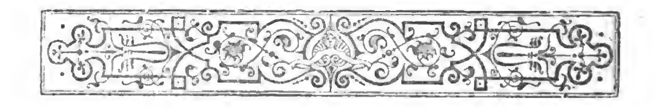
. . . .

„Träume, Illusionen, thörichte Hirngespinnste!“ So hörte ich schon die grämliche Vernunft meine Bezauberung in der Mondnacht zerstören und ich zürnte ihr deshalb.

Wem zürnte ich überhaupt nicht? Ich hatte ein anderes Leben gelebt; die Vergangenheit hatte mir ihren Schleier gelüftet; ich hatte einen Augenblick geglaubt, den Hauch einer großen Zeit einzuathmen; ich hatte mit Goethe empfunden, mit Schiller geweint; mein Inneres erbebte noch davon . . . . da kommt ein Sonnenstrahl, bricht den Zauber und zerstört grausam mein Glück wie einen Nebel am Morgen.

Und ein verwünschter Glöckner hatte mich aus meinem Zauberthurme vertrieben. — — — Seit jenem Tage stehe ich erst um neun Uhr auf aus lauter Haß gegen den Sonnenaufgang, gegen vernünftige Leute, Glöckner und andere Störenfriede.





Der 8. Theil von Rankes Weltgeschichte.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Für alle Freunde der ernsten Muse unseres Altmeisters der Geschichtschreibung, Leopold von Rankes, wird es ohne Zweifel eine freudige Ueberraschung gewesen sein, daß in diesem Jahre, mehr als ein Jahr nach seinem Tode, wie in den früheren Jahren, da er noch unter uns weilte, zum Weihnachtsfeste ein Band des großen Werkes, in dem er die Summe seines arbeitsreichen Forscherlebens zu ziehen gedachte, der Weltgeschichte, erschienen ist. Den Lesern der früheren Bände wird es aus der Vorrede zu dem im vorigen Jahre erschienenen siebenten Bande bekannt sein, daß dieser Band das Letzte enthielt, was noch von Ranke selbst ausgearbeitet und für den Druck vorbereitet worden war. Zugleich aber hatte jene Vorrede eine Andeutung darüber enthalten, ob in den der Ranke'schen Familie nahestehenden Kreisen der Gedanke erwogen wurde, ob es nicht auf Grund der von Ranke hinterlassenen, aus früheren Jahren seines Lebens stammenden Papiere möglich sein sollte, die Weltgeschichte wenigstens bis zu dem Zeitpunkte fortzuführen, von wo an wir über die wesentlichen Momente von Rankes universaler Auffassung aus seinen früheren Werken unterrichtet sind, bis zum Beginn der Reformationszeit. Denn weiter hatte er auch selbst nicht beabsichtigt, das Werk in derselben ausführlichen Weise weiter zu führen, wie er es begonnen hatte; er hätte sonst doch nur in großen Zügen den Inhalt seiner früheren Werke wiederholen müssen. In vertrauten Kreisen hatte er daher schon vor längerer Zeit geäußert, daß er die neuere Geschichte nur in einem zusammenfassenden, übersichtlichen Schlußcapitel zu behandeln gedenke. Dagegen hatte er zugleich geäußert, daß ihm besonders daran liege, seine Auffassung über das spätere Mittelalter, über welches er sich noch nie im Zusammenhang öffentlich geäußert hatte dem Publikum mitzutheilen. Die Frage war also, ob diese seine Auffassung über die Periode vom Beginn der Kreuzzüge bis zum Ausgang des Mittelalters sich aus seinen hinterlassenen Papieren wenigstens in den Hauptzügen werde reconstruiren lassen. Denn an eine Fortsetzung der „Weltgeschichte" in derselben Weise, wie sie Ranke begonnen hatte, mit erneuter Durcharbeitung des gesammten Quellenmaterials und der neueren

historiographischen Literatur, hätte nicht gedacht werden können. Ein solches Werk wäre eben nicht eine Fortführung der Ranke'schen Weltgeschichte, eine Darlegung der ihm specifisch eigenthümlichen Auffassungsweise, sondern ein geistiges Product derer geworden, denen die Herausgabe anvertraut worden wäre. Da nun Aufzeichnungen oder Dictate Rankes in ausgeführter Form aus den letzten Lebensjahren nicht mehr vorlagen, so konnte die Aufgabe der Herausgeber nur darin bestehen, aus den ausführlichen Heften, die Ranke in früheren Jahren für die akademischen Vorlesungen über die fragliche Epoche sich angelegt hatte, die Grundzüge seiner Auffassung zu gewinnen und sie so wiederzugeben, wie sie damals entstanden war. Damit konnte freilich nicht eine gleichwerthige Fortsetzung erreicht werden, wohl aber konnte so eine Ergänzung des Werkes ermöglicht werden, die durchaus von Ranke selbst, wenn auch nicht von dem 90 jährigen, so doch von dem 40-, 50- oder 60 jährigen Ranke, herstammte. In dieser Begrenzung aber durfte man hoffen, daß die Lösung der Aufgabe gelingen werde, zumal neben den Original-Aufzeichnungen Rankes auch noch genaue Hefte von mehreren seiner Zuhörer aus den verschiedenen Perioden, in denen er über die zweite Hälfte des Mittelalters gelesen hatte, erreichbar waren. Mit der Lösung der Aufgabe in dieser Begrenzung wurden Professor Alfred Dove in Bonn und der Verfasser dieser Zeilen betraut, die Herausgabe einiger, noch aus den letzten Lebensjahren stammender kritischen Analecten übernahm der langjährige wissenschaftliche Assistent Rankes, Dr. Theodor Wiedemann. Die Herausgeber, in deren Namen und Auftrage dann Alfred Dove in einer überaus unterrichtenden Vorrede über die Art der gemeinsamen Arbeit berichtet, haben es dann ermöglicht, daß ein großer Theil dieser Ergänzung zur Ranke'schen Weltgeschichte, der achte Theil des ganzen Werkes, welcher die Periode der Kreuzzüge und der päpstlichen Weltherrschaft (12. und 13. Jahrhundert) umfaßt, in althergebrachter Weise zum Weihnachtsfeste dem deutschen Volke dargebracht werden konnte. In wenigen Monaten soll dann noch ein bereits im Druck begriffener neunter Theil, der Abschluß des ganzen Werkes, erscheinen, der die ausführliche Darstellung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, d. h. genau bis zu dem Zeitpunkte fortführen wird, in welchem Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" einsetzt. Damit wird dann das Werk im Wesentlichen so weit fortgesetzt sein, als Ranke selbst es in ausführlicher Form fortzusetzen gedachte. Um für das geplante Schlußcapitel über die neuere Geschichte ebenfalls einen Ersatz zu schaffen, wird mit dem neunten Bande zugleich noch ein kleiner Ergänzungsband erscheinen, der eine überaus interessante Gabe bringen wird. Ranke hat nämlich in früheren Jahren einmal dem mit ihm befreundeten kunstsinnigen Könige Max von Bayern in Tegernsee eine Reihe von Vorlesungen über die Epochen der neueren Geschichte gehalten, in welchen er in gedrungener und dem Zwecke angepaßter Form einen scharf umrissenen Ueberblick über die Hauptmomente der neueren Universalgeschichte entworfen hat. Diese Vorlesungen sind seiner Zeit stenographisch fixirt worden und fanden sich in dieser authentischen Form in einer sauberen Niederschrift in Rankes Nachlaß vor. Sie sind es, welche den erwähnten Ergänzungsband bilden sollen.

Wir haben es also in diesen gesammten Ergänzungsbänden der Weltgeschichte durchaus mit echten Erzeugnissen des Ranke'schen Genius zu thun. Die Arbeit der Herausgeber, so schwierig sie in Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit des hinterlassenen Materials war, wird als um so verdienstlicher bezeichnet werden müssen, je weniger sie hervortritt, je mehr die Ergänzungsbände durchweg denselben Geist athmen, wie die von Ranke selbst herausgegebenen. Nur so konnte es gelingen, von dem Nachlasse des großen Meisters zu retten, was noch zu retten war.

In der That tritt uns dann die ganze Eigenart der Ranke'schen Geschichtsauffassung aus dem bis jetzt vorliegenden achten Theile mit derselben Klarheit entgegen, wie aus den vorhergehenden. Unzweifelhaft würde Ranke, wenn er selbst noch die Fortsetzung bearbeitet hätte, manches von dem, was er dereinst vor Jahrzehnten nieder-

geschrieben, ebenso erheblich nach den Resultaten der neueren Forschung abgeändert haben, wie er das in den früheren Bänden gegenüber jenen älteren Manuscripten, die eben den damaligen Stand der Forschung wiederspiegeln, gethan hat. Aber die wirklich wesentlichen Momente seiner weltgeschichtlichen Anschauung lassen sich auch in dem vorliegenden Bande, wie er sich nun gestaltet hat, mit voller Klarheit erkennen.

Da ist es nun vor Allem der gewaltige Kampf zwischen occidentalischer und orientalischer Cultur, wie er sich in den Kreuzzügen abgespielt hat, der von Ranke zu dem Alles beherrschenden Hintergrunde des großartigen Historienbildes, das er vor unseren Augen entrollt, gewählt worden ist, von dem sich dann die großen Persönlichkeiten und Ereignisse, die in beiden Culturcentren sich entwickelten, lebensvoll abheben. Mit jener intuitiven Begabung für die Erfassung universaler Zusammenhänge, für die Erkenntniß des Parallelismus und der Wechselwirkungen scheinbar unabhängig von einander sich vollziehender Bewegungen und Vorgänge hat er die Wirkungen jenes welthistorischen Conflictes auf jede der beiden mit einander ringenden Potenzen zur Anschauung gebracht. Noch nie ist mit solcher evidenten Klarheit nachgewiesen worden, wie selbst der die gesammte occidentale Welt beherrschende Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, wie er sich namentlich im Zeitalter der Hohenstaufen vollzogen hat, fast in jeder einzelnen Phase durch den Gang jenes Conflictes mit der orientalischen Welt bedingt war, ja wie der Ausgang jenes Kampfes zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Abendlande zu Gunsten der ersteren schon in den ersten Stadien desselben eben dadurch gewissermaßen prädestinirt war, daß die Führung in dem dem gesammten Abendlande gemeinsamen Kampfe gegen den Orient nicht von dem Kaiserthum, sondern von dem Papstthum übernommen wurde.

Dieser universale Zusammenhang bildet, wenn wir so sagen dürfen, das Leitmotiv der Rankeschen Darstellung. Aber wie lebensvoll und plastisch kommen doch neben dieser Alles beherrschenden Idee des Allgemeinen die individuellen Gestalten beider Culturkreise zur Geltung! Wie wirkungsvoll und durchaus charakteristisch werden die großen Persönlichkeiten der Hohenstaufen und der großen Hierarchen, eines Innocenz III. und IV., auf der einen, die weltgeschichtlichen Führer der morgenländischen Welt, namentlich die gewaltige Gestalt Saladins, auf der anderen Seite geschildert! Wie offenbart sich hier die staunenswerthe universale Gelehrsamkeit, die unvergleichliche Vertrautheit Rankes mit den Culturschöpfungen fast aller Nationen im glänzendstem Lichte, wie weiß er oft die scheinbar völlig isolirten und fremdartigen Erscheinungen des Orients durch schlagende, das Wesen der Sache im Kern erfassende Analogieen mit verwandten Bildungen der occidentalen Welt verständlich zu machen! Und gerade hier, wo der weltgeschichtliche Kampf, in dessen Bekämpfung er die Bestimmung des Menschengeschlechtes sieht, den vornehmsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit bildet, hat er doch zum ersten Male Veranlassung genommen, eine umfassende Schilderung der beiderseitigen Culturen, ohne die ihm ein Verständniß ihres Kampfes unmöglich erscheint, in großen Zügen zu entwerfen. Wenn man den früheren Bänden seiner Weltgeschichte nicht ganz mit Unrecht hie und da zum Vorwurf gemacht hat, daß er gegenüber jenen großen, weltgeschichtlichen, freundlichen und feindlichen Berührungen der Völker unter einander allzu wenig Gewicht auf die Schilderung der eigenthümlichen nationalen Culturen der einzelnen Völker gelegt habe, so wird man gerade in diesem Bande, in welchem jener welthistorische Kampf sich zur höchsten Höhe entfaltet, für jenen Mangel früherer Bände reichlich entschädigt; gerade indem er das Ringen der beiden Culturen mit einander in seiner höchsten Intension und Extension veranschaulicht, fühlt er sich gedrungen, hier wie da eingehende Bilder von den Culturen selbst zu zeichnen, die, sowohl was die arabisch-mohammedanische, als was die abendländisch-christliche Cultur angeht, zu dem Formvollendetsten und inhaltlich Durchdachtesten gehören, was Ranke überhaupt geschrieben hat. Sie athmen eine Frische und Ursprünglichkeit, die vielleicht gerade in dem

Zweck der Niederschrift mit ihren Grund hat, jedenfalls aber der Darstellung einen unvergleichlichen Reiz verleiht.

Daneben aber kommt er in einigen, fast rein philosophisch gehaltenen Einleitungen und Uebersichten, die genau in der Form, wie sie jetzt vor der Oeffentlichkeit erscheinen, vor Jahrzehnten von ihm niedergeschrieben worden sind, noch einmal auf seinen grundlegneden, gleichsam erkenntnißtheoretischen Gedanken über Wesen und Aufgabe der Universal-Geschichtschreibung überhaupt zurück. Wohl hat er die hier geäußerten Gedanken in ähnlicher Form an verschiedenen Stellen seiner Werke, die ja alle ein universalhistorisches Gepräge an sich haben, ausgesprochen, aber fast möchte es uns scheinen, als wenn er sie niemals so systematisch und in klarem Zusammenhange vorgetragen hätte, wie in diesen nachgelassenen, aus einer der fruchtbarsten Perioden seines Lebens stammenden Papieren, die also auch nach dieser philosophisch-grundlegenden Richtung ein im höchsten Maße werthvolles Vermächtniß des großen Meisters an die deutsche Geschichtsforschung und an sein Volk, welches seinen Schöpfungen ein so begeistertes Verständniß entgegengebracht hat, darstellen. Wir zweifeln nicht, daß diese allgemeine Theilnahme, welche unser dem Idealen, Gott Lob, noch immer nachhängendes Volk den früheren Bänden der Weltgeschichte Rankes entgegengebracht hat, auch dieser ganz und voll seinem Genius entstammenden Fortsetzung nicht versagt werden wird.





Illustrirte Bibliographie.

Die Akropolis von Athen nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen, von Adolf Boetticher. Mit 132 Textfiguren und 36 Tafeln. Berlin, Julius Springer.

Je mehr die Alterthumswissenschaft heutzutage Gefahr läuft, ihr Ansehen zu verlieren und von dem modischen Sinne auf das Praktische und Reale, von den staunenswerthen Fortschritten der Naturwissenschaften in den Hintergrund gedrängt zu werden, desto eifriger strebt sie, ihren alten Ruhm zu behaupten und, wenn irgend möglich, auch Tageserfolge aufzuweisen. So erklärt sich die rege Theilnahme der Oeffentlichkeit an den neueren Ausgrabungen auf griechischem Boden. Wenn man Schliemanns Thätigkeit hierbei ganz außer Acht läßt, so sind es besonders zwei Gegenden der alten Hellas, deren oft durchwühlter Boden jedem neuen Forscher neue Ausbeute gewährt, ihm, man möchte fast sagen, in dem Reiz unvergänglicher Jungfräulichkeit erscheint: Olympia und die Akropolis von Athen! Wie ein Zaubermärchen ist uns das Leben und Treiben althellenischen Volksgeistes in Olympia vor Augen getreten, als Bötticher es vor einigen Jahren in einem herrlichen Prachtwerke beschrieb. Der Wunsch, daß er der Burg von Athen eine ähnliche Darstellung widmen möge, hat sich jetzt erfüllt, und wir wollen nicht verfehlen, die Leser unserer Zeitschrift darauf hinzuweisen.

Bötticher wendet sich nicht ausschließlich an die „Gelehrtenrepublik Deutschlands", obgleich seine Darstellung auf gesicherter wissenschaftlicher Grundlage ruht, sondern er will in einer auch dem Laien verständlichen Fassung alles das mittheilen, was an der Akropolis von Athen geschichtlich und künstlerisch merkwürdig und werthvoll ist; er will aus den Einzeluntersuchungen von K. Boetticher, E. Curtius, A. Michaelis, U. Koehler, C. Wachsmuth, R. Bohn, L. Julius, W. Doerpfeld, A. Trendelenburg, L. v. Sybel, A. Milchhöfer und anderen ein Gesammtbild herstellen, an dem sich weitere Kreise unseres Volks erfreuen sollen. Mit Recht hebt er in der Vorrede hervor, daß außer dem veralteten Buche von Beulé: „l'Acropole d'Athènes" nur Wachsmuths Werk: „Die Stadt Athen im Alterthum" einen ähnlichen Gedanken verfolge, aber dieses reicht nur bis zum Jahre 1873, und welche Fülle von Fundstücken ist seitdem hinzugekommen! Mögen auch die nächsten Jahre noch weitere Aufschlüsse bringen, mag auch die Ansicht der Fachgelehrten sich über manche Punkte noch anders gestalten in künftiger Zeit, der Augenblick für die Veröffentlichung eines derartigen Werkes ist jedenfalls gut gewählt.

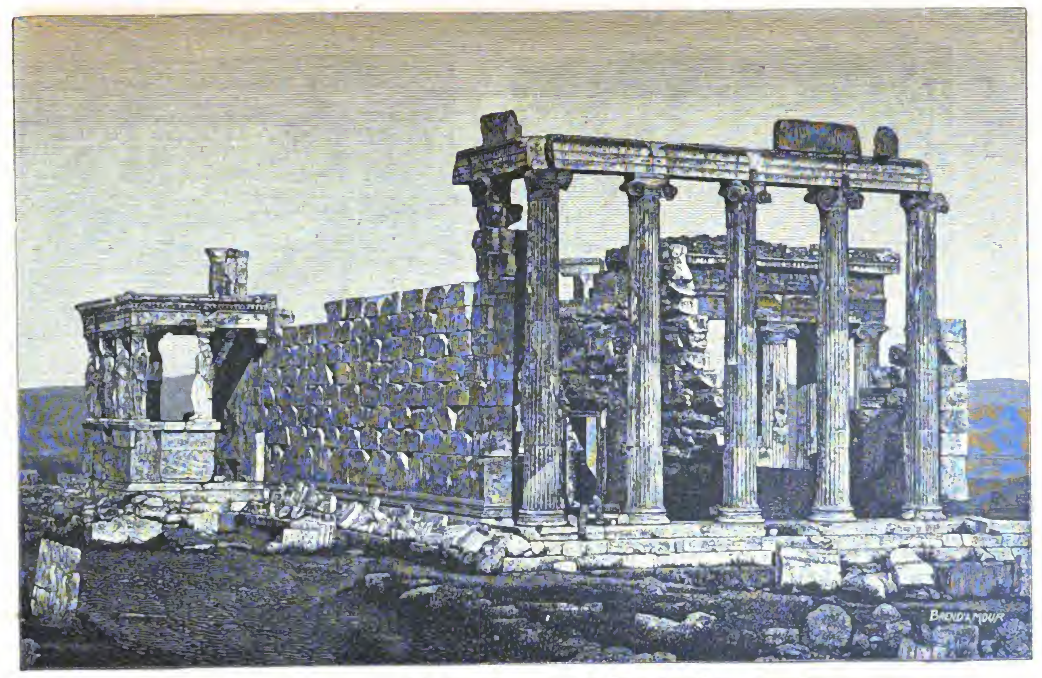


Zug der Opferthiere von der Südseite des Parthenonfrieses.

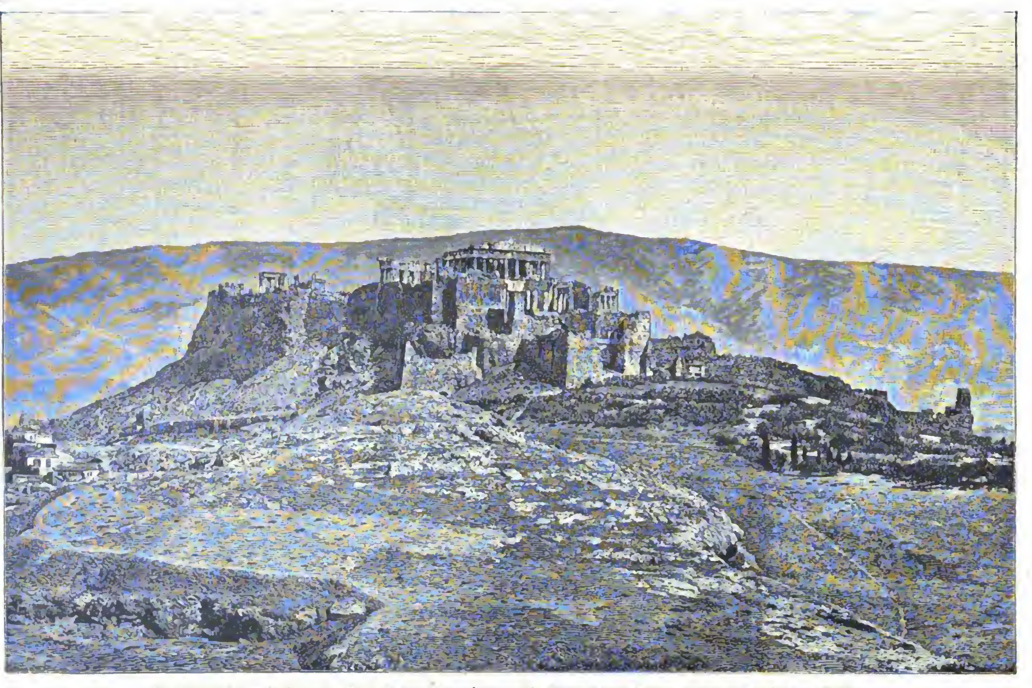
Der Verfasser behandelt seinen umfangreichen Stoff in 4 Abschnitten. Der erste schildert die Schicksale der Akropolis, von dem Bau des Athenatempels durch Peisistratos anhebend, ihre Glanzzeit unter Perikles, ihren Verfall, die Verwandlung des alten Heiligthums in eine christliche Kirche, die wilden Kriegsstürme, die darüber im Mittelalter hinbrausten, bis zur grausamen Zerstörung des Parthenon am 26. September



Göttergruppe vom Parthenonfries. (Nike, Hera, Zeus).
Aus: Adolf Boetticher, Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.



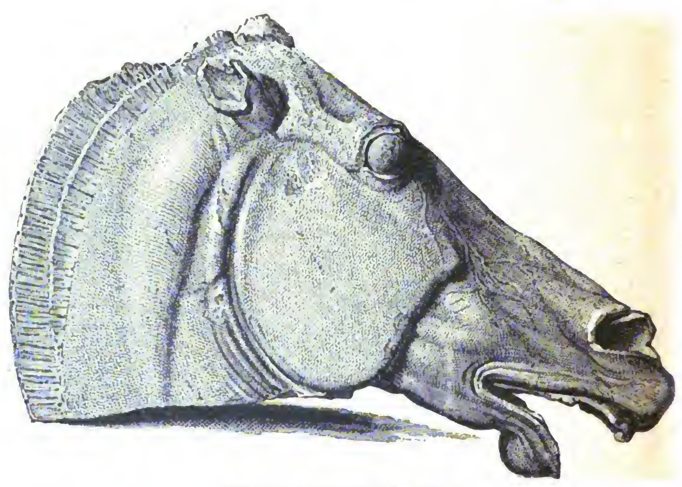
Das Erechtheion in seinem heutigen Zustande. Aus: Adolf Boetticher Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.



Die Akropolis vom Areiopagos. Aus: Adolf Boetticher, Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.

1687, und endlich die zweihundertjährige, mühevolle Zeit der Wiederauffindung der kostbaren Trümmer. Zahlreiche Bildertafeln veranschaulichen den Text; wir sind in der glücklichen Lage, einige davon unsern Lesern mittheilen zu können; namentlich geben die beiden Bilder auf S. 414 u. 415 eine deutliche Vorstellung von den übriggebliebenen Bauwerken. Dieser erste Abschnitt bildet eigentlich nur den Rahmen der folgenden Ausführung. Der zweite behandelt die älteren Bauten auf der Akropolis bis zu Kimons Tode; der Verfasser untersucht hier mit großer Schärfe die einzelnen Ansichten, bringt auch aus eigener Forschung lichtvolle Gedanken vor, so z. B über die schwierige Curventheorie an den horizontalen Grundlinien des Parthenons.

Am ausführlichsten ist das 3. Capitel: „Die Akropolis zur Zeit des Perikles“.



Pferdekopf vom Ostgiebel des Parthenon.
Aus: Adolf Boetticher. Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.

Hier sind in den letzten Jahren ja unermeßliche Schätze gehoben worden; deshalb ist auch der bildliche Schmuck des Buches hier am reichsten. Die Ausführung der Kupferstiche von den Metopentafeln ist vorzüglich; auch des schönen Lichtdrucks: „Die Reconstruction des Parthenon“ sei noch gedacht. Des Raumes wegen müssen wir uns auf die Wiedergabe einiger Gruppen vom Friese (S. 413) sowie des berühmten Pferdekopfes vom Ostgiebel beschränken (S. 416). Die Einzelheiten in der Ausführung des Kopfes der Athene Parthenos werden am besten sichtbar an dem danach hergestellten Goldmedaillon, das deshalb von uns mitaufgenommen wurde (S. 417). Endlich im letzten Theile seines Werks geht der Verfasser auf die Bauwerke aus späterer, besonders aus römischer Zeit ein und berücksichtigt auch die in der Nähe der Burgebene liegenden Reste aus dem Alterthum. Lesenswerth ist hievon namentlich die Erörterung über das Dionysostheater und die Aufführung von Aischylos' „Persern“ daselbst. —

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird schon ersichtlich sein, wie anregend Böttichers Buch ist; ein nicht geringer Theil seines Werthes beruht aber auch in dem reichen bildlichen Schmuck, und dafür verdient die Verlagsbuchhandlung besonderes Lob. Abgesehen von den 27 Figuren, welche aus dem bekannten maßgebenden Werke des Oberbauraths Durm: „Die Baukunst der Griechen“ II. Theil entnommen sind, war die Beschaffung des vielfach zerstreuten Bildermaterials ziemlich schwierig und mühevoll; das Werk ist demnach auch ein ehrendes Zeugniß deutschen, buchhändlerischen Fleißes, das sich durch seine ganze vornehme Ausstattung weit über die sogenannte „Wort- und Bildliteratur“ erhebt.

F. V.



Goldmedaillon mit dem Kopf der Athena Parthenos aus Koul-Oba in der Krim.
Aus: Adolf Boetticher. Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.

Die Memoiren des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.

Selten wird ein historisches Memoirenwerk, das die Geschichte der letzten Jahrzehnte behandelt, eine solche Umwälzung zahlreicher, geschichtlicher Auffassungsmomente hervorrufen, wie der erste Band der Lebenserinnerungen Sr. Hoheit, des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, die unter dem Titel: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit.“ I. Band. soeben ans Licht getreteten sind. (Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. 1887). Es kann dabei ganz aus dem Spiele bleiben, daß die hohe Lebensstellung des Verfassers und die Möglichkeit seiner persönlichen Mitwirkung bei politischen Vorfällen dem Buche schon allein ein berechtigtes Aufsehen verschaffen würde, zumal die Memoirenschriftstellerei fürstlicher Personen, die zur Zeit des ersten Napoleon so blühte, heutzutage fast in Verruf gekommen zu sein scheint. Vielmehr Interesse erregt die ganze Art der Darstellung, der unverkennbare Freimuth, mit dem politische

Fehler der Zeitgenossen aufgedeckt werden, das peinliche Streben nach möglichster Objectivität, die Sorgfalt im Kleinsten trotz steter Wahrung des großen staatsmännischen Gesichtspunkts und endlich die Fülle des neu erschlossenen Quellenmaterials. Wenn der Verfasser in Bezug auf den zuletzt berührten Umstand allerdings besonders vom Geschick begünstigt war, so sind die übrigen aufgezählten Vorzüge sein ureigenstes Verdienst, und es ist nur eine Ehrenpflicht der Kritik, dies öffentlich festzustellen, indem sie darauf hinweist, wie hinfort keine geschichtliche Darstellung des 4. und 5. Jahrzehnts unseres Jahrhunderts dieser Aufzeichnungen entrathen kann. Es ist keine Ueberhebung, wenn der Autor in seinem Vorworte ausdrücklich bemerkt (S. VIII): „das Werk, welches hiermit der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, habe ich mit einer Sorgfalt, Ueberlegung und, ich möchte sagen, kritischen Pedanterie verfaßt, deren sich nicht allzuviele ähnliche Schriften zu rühmen haben dürften;" in einem Alter von nahezu siebzig Jahren denkt man zu ernst von der Wahrheit, um eine solche Aeußerung als Phrase zu gebrauchen. Welche Riesenarbeit in dem stattlichen Bande — er zählt 616 Seiten — steckt, vermag freilich nur derjenige zu würdigen, der das umfangreiche Actenmaterial über eine einzelne Frage, z. B. über die schleswig-holsteinsche, eingesehen hat, soweit dasselbe öffentlich vorliegt, für den Herzog kam fast regelmäßig noch eine umfangreiche, ihm allein zugängliche Privatcorrespondenz hinzu.

Dieser erste Band schildert in 5 Büchern die Jahre 1830—50. Zwei Gesichtspunkte sind es von vorn herein, die die Stellung des Verfassers gegenüber den Zeitverhältnissen kennzeichnen: er betrachtet sich stets als Glied des Hauses Coburg und er fühlt sich bereits nationaldeutsch in einer Zeit, wo dies unter seinen Standesgenossen fast als ein Verbrechen angesehen wurde. Der erstgenannte Umstand beeinträchtigt vielleicht gelegentlich sein Urtheil, aber er ist doch gewiß natürlich, denn kein Historiker vermag das rein menschliche Gepräge, welches ihm Heimat, Eltern und Erziehung geben, abzulegen. Dem Hause Coburg ist es geglückt, mehrere Throne Europas zu erobern, aber der Herzog verwahrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf einer derartigen absichtlichen Familienpolitik; besonders werthvoll sind in dieser Hinsicht seine Eröffnungen über die Verlobung seines Bruders Albert mit der Königin Victoria von England. Im Allgemeinen überwiegen in den beiden ersten Büchern die persönlichen Eindrücke und Erlebnisse; die Reise nach Portugal, die Betheiligung an der Vermählung Isabellas von Spanien, der Briefwechsel mit König Leopold von Belgien nehmen das Interesse des Lesers hauptsächlich in Anspruch. Vorahnend gedenkt der Verfasser der deutschen Verhältnisse und schließt mit einer glänzenden Charakteristik Louis Philippe's.

Das 3. Buch beginnt mit einer vorzüglichen Kritik des stürmischen Jahres 1848, dann werden die heimatlichen Verhältnisse geschildert. Hier will es uns scheinen, als ob die Stellung des Herzogs in seinem Lande damals doch nicht eine so populäre gewesen wäre, als er es nachher zu glauben Grund hatte. An die Berichte über das Wirken des Frankfurter Parlaments schließt sich eine durchaus treffende Beurtheilung des Reichsverwesers, Erzherzogs Johann; auch die Auffassung der lauen und halben Politik Friedrich Wilhelms IV. ist gerecht. Werthvoll sind die neuen Mittheilungen über den Tod Lichnowskys und Auerswalds aus Briefen von Zeitgenossen.

Die „Erinnerungen aus Schleswig-Holstein" enthält das 4. Buch. Der Herzog erörtert die Entstehung der ganzen Bewegung, kennzeichnet die Absichten Friedrichs VII. von Dänemark und gedenkt dann mit besonderer Liebe seiner eigenen militärischen Erfolge. Er ist dabei frei von Selbstberäucherung, und seine Polemik gegen die Entstellung der Thatsachen in den Erinnerungen des Prinzen Friedrich von Noer ist sachgemäß. Die Betonung des Factums, daß Schleswig-Holstein für den Juden Don Pacifico bluten mußte (S. 460), verdient besondere Anerkennung, so traurig eine derartige Verbindung politischer Fragen auch jetzt erscheinen mag.

„Hoffnungen und Enttäuschungen" lautet die vielsagende Ueberschrift des letzten Buches, zweifellos des interessantesten. Der Herzog steht hier als treibende Kraft mitten in den Ereignissen. Bei Erwähnung der Maiaufstände vertheidigt er Beusts damaligen Standpunkt gegen die Friesenschen Anklagen, wie uns scheint, mit Recht. In Deutschland waren die Verhältnisse damals trostlos; der allmächtige Einfluß des Kaisers Nikolaus, die Störungen, welche die bairischen Schwestern auf den Thronen von Preußen, Sachsen und Oesterreich in den Unionsbestrebungen Deutschlands 1849 veranlaßten, der Berliner Fürstencongreß, den der Herzog leitete (1850), die Aufschlüsse über das gleichzeitige Wühlen der socialrepublikanischen Clubs in Europa bilden die

wichtigsten Abschnitte dieses Buches. Naturgemäß knüpft der Verfasser an den jähen Sturz Preußens zu Olmütz eine ebenso eingehende, wie in Bezug auf den Menschen milde, rücksichtlich der Politik äußerst herbe Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. — Wir können bei diesem Schluß den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem hohen Verfasser vergönnt sein möge, seinen Lebenserinnerungen recht bald einen zweiten Band folgen zu lassen, der den Aufschwung Deutschlands noch mit darstellt. Bei seinem erhabenen Standpunkt im Hinblick auf historische Wahrheit wird er gewiß auch hier den richtigen Ton zu treffen wissen und an der Meisterschaft schriftstellerischen Könnens die rechte Freude empfinden.

Bibliographische Notizen.

Journal d'un philosophe par Lucien Arréat. Paris, Felix Alcan.

Herr Arréat, über dessen letztes Werk „La morale dans le drame" Nord und Süd berichtet hat, beweist in diesem neuen geistvollen Buche wieder, wie gründlich er die philosophische Literatur Deutschlands kennt. In 47 Capiteln behandelt der Verfasser in leichter Form der Erzählung, die einen kleinen Roman bildet, brennende Fragen der Psychologie, der Erziehung, der Gesellschaftsmoral und der literarischen Kritik. Ein Grundgedanke zieht sich durch das Werk, der der Verherrlichung des Familienlebens gilt. Obgleich Herr Arréat von allem schwerfälligen Apparat der Gelehrsamkeit absieht, von der er in seinen höchst beachtenswürdigen Werken Zeugniß abgelegt hat, zeigt doch jedes Capitel in seiner anmuthigen Abrundung den tiefen Denker, der nur die Frucht eindringender philosophischer Arbeit darbietet. Im Tone belebter Unterhaltung nennt der Verfasser eine stattliche Reihe bedeutender deutscher und französischer moderner Schriftsteller, über die er geistvoll, oft überraschend original, jedenfalls unabhängig von aller Modeauffassung urtheilt. Ueberall tritt die stets vornehme Natur des in gleicher Weise künstlerisch wie wissenschaftlich hochbegabten Mannes hervor, der sein Leben im höchsten Sinne dem Berufe der Philosophie widmet, ohne sie äußerlich an einer Lehranstalt zu vertreten. Auch diesem neuen Werke sieht man wieder an, daß es ihm Gewissenssache ist, auf das Denken der Gebildeten klärend und veredelnd einzuwirken. Darum ist er auch unermüdlich in der Erfindung neuer Gesichtspunkte, von denen aus seine Bekämpfung herrschender Vorurtheile und verhängnißvoller Irrthümer fesselnd und oft überraschend pikant erscheint. Unter der reizvollen Form geistvoller Plauderei und spannender Erzählung verbirgt er seine Methode, den Leser zu eigenem Denken anzuregen, ihn zu selbständigem Urtheil zu befähigen und zu edler Handlung zu erziehen. Lucien Arréat ist ein feinsinniger Psychologe, der aus Leben und Wissenschaft die Lehre gewonnen hat, daß sich die Menschen weit eher durch Gefühle und Gemüthsbewegungen als durch Einwirkung auf den Verstand und durch Ideen beherrschen und erziehen lassen: und aus dieser Erfahrung macht er in seinem Buche einen wirksamen Grundsatz für die Durchführung der Darstellung. Deutsche Leser werden dieses in echt französischem Geiste verfaßte Buch vielleicht noch höher schätzen als seine Landsleute, weil der Verfasser in seinem Gemüth, seinem Dichten und Denken uns nahe verwandt ist, aber uns durch den künstlerischen Vorzug seiner gewinnenden Formen übertrifft. hg.

Ein Strauß französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen von Heinrich von Oedheim. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer

Das vornehm ausgestattete Bändchen ist wegen seines vortrefflichen Inhalts ein wahres Musterbüchlein, das außerdem in seiner ersten Hälfte nicht seinesgleichen bisher in Deutschland hatte. Der Verfasser hat seine äußerst schwierige Aufgabe mit feinem Takt und poetischem Sinn gelöst so daß seine Verse sich leicht lesen und doch die eigenthümliche Farbe des Originals wahren; wie schwierig dies bei den französischen Lyrikern der früheren Jahrhunderte war, dürfte nicht unbekannt sein. Manches poetische Genie ist deswegen heutzutage in Deutschland völlig vergessen. Uebersehen wir den Inhalt von Oedheims Anthologie, so bekommen wir Respect vor der reichen Zahl früherer Talente. Bei den älteren hat der Uebersetzer sich meist mit einem, d. h. jedesmal

dem anmuthigsten und verständlichsten Gedicht begnügt. Die Reihe eröffnet Eustache Deschamps (1340—1410) mit dem satirischen Poëm: „O seid vor den Barbieren auf der Hut!" Es folgen dann u. a. Charles d'Orléans († 1465) mit drei reizenden Rondeaux, François Villon, Mellin de Saint-Gelais; ferner Stanzen von Corneille, Maucroix († 1708) mit einem launigen Epigramm über das Heirathen. Von Voltaire verdient Beachtung das kleine Gedicht an die Prinzessin Ulrike von Preußen; Beranger ist durch „der alte Spielmann" am besten vertreten. Von den neueren Dichtern erwähnen wir noch Emile Deschamps (S. 72: „Seestück"), Delavigne (S. 74: „Die Brigantine"), sechs Lieder von Victor Hugo, Sainte-Beuve's tief empfundenes: „Das wahre Glück". Besonders reichlich ist Alfred de Musset vertreten, ohne Zweifel mit Recht; das Stimmungsbild „Lucia", die schwermüthigen Lieder „Lebewohl" (S. 111) und „Gedenke mein" (S. 121) gereichen dem Uebersetzer zur höchsten Ehre. Freunde körnigen Humors seien endlich noch auf die drei Gedichte Pierre Duponts aufmerksam gemacht (S. 133 ff.). Wie sehr Oedheim am sprachlichen Ausdruck gefeilt hat, beweist der Umstand, daß mit einer einzigen Ausnahme (S. 67: „Dich hab' ich oft am Weg begegnet"), die leicht zu ändern ist, sich kein Verstoß gegen die Regeln der Metrik und Sprache findet. fv.

Liebeskämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Den Lesern von „Nord und Süd" wird die eine der Novellen, „Das Kreuz der Liebe", bekannt sein; diese, sowie „Das Mädchen von Antiochia" sind zwei sehr werthvolle Gaben des novellistischen Genres. In keuschestem Gewande geben sie ein Stück Leben, ein plastisches Gesammtbild voll Leidenschaftlichkeit und gesunder Sinnlichkeit. Auch auf die Novelle „Chryssoula", in welcher ein heikeles Sujet mit vieler Delicatesse behandelt wird trifft dies Urtheil zu: anders ist es mit der letzten Erzählung, „Die schöne Unnahbare"; hier wird die Sinnlichkeit zum Cynismus und wirkt mit geradezu brutaler Rücksichtslosigkeit abschreckend selbst auf solche Leser, die durchaus nicht zu den Verehrern der Clauren-Marlitt'schen Muse gehören, gegen welche der Verfasser in einem offenen Briefe an den Verleger, welcher der Erzählung vorangedruckt ist, Front macht und in der er sich im Voraus gegen die aus „sittlicher Entrüstung" erfolgten Angriffe der Kritik vertheidigt. Nicht nur aus moralischer Bedenklichkeit erklären wir uns zu Gegnern dieser Novelle, sie ist auch verfehlt in der Composition und beweist, daß auch auf naturalistischem Gebiete diejenigen Fehler recht merkbar hervortreten können, gegen welche Friedrichs bei Clauren-Marlitt ankämpft: Unwahrheit und Unnatur.

Ich. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Ichsucht in ihrer widerwärtigsten und abschreckendsten Gestalt, verbunden mit maßloser Genußsucht führen den finanziellen Ruin einer Familie herbei und da die, nur für Aeußerlichkeiten lebende Hausfrau diesen nicht zu ertragen vermag, endet sie in egoistischer Rücksichtslosigkeit gegen Mann und Kind durch Selbstvernichtung. In trefflich wirkendem Contrast läßt die Verfasserin auf den Trümmern dieses Familienglücks ein anderes, edleres sich entwickeln, welches bessere Garantien für seine Dauer hat. Ein junges, schönes Mädchen, das in der herzlosen, hohlen und eitlen Umgebung ihre edlere Natur zu verlieren auf dem besten Wege ist, findet durch das Unglück derjenigen, in deren Mitte sie lebt, ihr besseres Selbst wieder und wird dadurch der Liebe eines vortrefflichen Mannes würdig. — Alle diese Vorgänge werden in spannender Form und richtiger Kenntniß des großstädtischen Lebens und Treibens dem Leser vor Augen geführt Die Verfasserin versteht es, Seelenzustände zu entwerfen, welche überzeugen und ergreifen. Daß aber eine so geschickte Stylistin unschöne Berliner Sprachwendungen sich entschlüpfen läßt, hat uns befremdet. Bei strengerer Selbstkritik dürfte dieser Fehler leicht zu vermeiden sein. mz.

Der eiserne Siegfried Eine neuzeitliche Nibelungenmär von Hermann Hoffmeister. Zweite verbesserte Auflage. Berlin. R. v. Deckers Verlag. (G. Schenck, Kgl. Hofbuchhändler).

Mit wahrer Freude begrüßen wir das Erscheinen einer neuen Auflage dieser patriotischen Dichtung, über der bei ihrer Veröffentlichung im Jahre 1885 ein Unstern gewaltet hat. Der Verleger verdient besonderen Dank deswegen, daß er durch eine vornehme und geschmackvolle Ausstattung seinerseits sich bemüht hat, dem Buche den Platz zu verschaffen, den es verdient, denn dasselbe wird nunmehr ein

Festgeschenk werden, das eigentlich in keinem deutschen Hause fehlen darf. Besonders dürfte es sich auch als Schulprämie verwenden lassen. Die Umarbeitung ist eine sehr sorgfältige, so daß sich störende Druckfehler nicht mehr finden. Der Gedanke, das Leben des deutschen Kanzlers in der Form eines modernen Epos zu behandeln, in flüssigen Trochäen nach dem Vorbilde Scheffels im „Trompeter", war ein sehr glücklicher. Die Verknüpfung des neuzeitlichen Stoffes mit den einzelnen Momenten der Siegfriedsage ist dem Verfasser gut gelungen und nirgends aufdringlich; die entscheidenden Augenblicke aus dem Leben des Reichskanzlers sind gut ausgewählt. Als besonderen Vorzug der Dichtung möchten die eingestreuten, zahlreichen Lieder anzusehen sein, die mit ihren lebhafteren Rhythmen den epischen Ton angemessen unterbrechen, oft sogar wie sangbare Weisen klingen. Wir führen als Probe eine Strophe aus dem Schlußliede an:

„So lang' im deutschen Volke sein Eisenwille lebt,
So lang' um deutsche Ehre sein Siegfriedbanner schwebt;
So lang' die deutsche Liebe den Mann im Herzen ehrt,
Der in der Glaubensstärke gezückt sein Siegesschwert!
Den neuen, eisern' Siegfried, mit Doppelmark und Kraft,
Der deutsche Treue mächtig vom Schlafe aufgerafft,
Der lebt für alle Zeiten, ob auch sein Leib versinkt,
Dem Dankbarkeit auf ewig des Ruhmes Lieder bringt!"

fv.

Die Leutringens. Roman von A. v. Klinkowström. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Roman behandelt die Geschichte einer Ehe zwischen Vetter und Cousine, welche nicht aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen, sondern aus freundschaftlicher Zuneigung nach einem mehrwöchentlichen Zusammensein auf dem Lande. Daß eine solche Ehe, da beide jung, schön und lebenslustig sind, Fährnisse zu bestehen hat, ist selbstverständlich, und schon auf der Hochzeitsreise stellen sich solche ein, aber während sie von der energischen und charaktervollen jungen Frau überwunden werden, droht dem jungen Ehemann die Gefahr, ihnen zu erliegen. Und nur weil sich ihm Hindernisse und Zwischenfälle aller Art in den Weg stellen, wird der Bruch aufgehalten, der unvermeidlich scheint. Daß aber die klügste und thatkräftigste Frau aus diesem haltlosen, hin- und herschwankenden und geistig recht unbedeutenden Manne einen ehrgeizigen Streber zu machen im Stande ist, der fortan nur seinem Ehrgeiz lebt, erscheint ebenso unwahrscheinlich, wie das von der Verfasserin geschilderte Liebesverhältniß zwischen einer erzcoquetten, russischen Wittwe und dem weltfremden, nur für seine Wissenschaft lebenden deutschen Gelehrten. Trotz dieser kleinen Mängel ist der Roman unterhaltend und liest sich sehr gut. Die Verfasserin ist heimisch auf dem Salonparquet, sie weiß, wie man sich auf diesem bewegt, spricht und intriguirt. Auch in stilistischer Beziehung erhebt er sich über recht viele Erzeugnisse auf diesem so überreich cultivirten Gebiet, nur in der Anwendung gewisser Lieblingsausdrücke müßte die Verfasserin mehr Controle obwalten lassen. Das Wort „impulsiv" ist uns so oft aufgestoßen, daß wir nicht umhin können, sie darauf aufmerksam zu machen.

Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karls des Großen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

„Bis zum Tode getreu" ist des sächsischen Volksstammes Wahrspruch, ihn setzt Felix Dahn seiner Erzählung aus der Zeit Karls des Großen als Motto voran. Die Erzählung selbst könnte man das hohe Lied von der deutschen Treue nennen. Erfüllt von Poesie, oft bis zu solchem Schwunge der Begeisterung sich steigernd, daß man vermeint, ein Epos in gebundener Rede zu lesen, wird diese Erzählung selbst solchen Lesern Genuß bereiten, denen die historische Treue des Zeitbilds Nebensache ist, weil in derselben mit Meisterschaft geschildert sind menschliche Leidenschaften, Wünsche und Verirrungen, die so alt sind wie das Menschengeschlecht selbst und wie sie das Weltgetriebe beherrscht haben zur Zeit Karls des Großen, so vor dem und nachdem, bis auf unsere Tage.

Es würde zur Werthschätzung des Buches nichts beitragen, wenn wir einen kurzen Auszug der Handlung folgen ließen; nicht diese selbst, sondern die Art und Weise der Darstellung verleiht ihm seine Bedeutung; die Schilderung Kaiser Karls ist dem Dichter besonders gelungen, wir lernen ihn kennen, während er es seinem Zeitgenossen Harun al Raschid gleichthut und unerkannt durch seine Lande reist, um das Herz seines Volkes besser erforschen zu können. Auch der Sachse Volkfried und die schöne Muthgard, seine Gattin, sind Heldengestalten wie aus einem Guß, kraftvoll und markig. Wir stellen die Erzählung „bis zum Tode getreu" dem besten an die Seite, was Dahn je geschrieben hat.

mz.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amyntor, Gerhard von (Dagobert von Gerhardt), Eine heilige Familie. Roman. Dritte Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Anzengruber, L., Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Baehr, Paul, Die Oertlichkeit der Schlacht auf Idistavio. Abhandlung. Halle, Otto Hendel.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 162—169. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Brückner, A., Die Aerzte in Russland bis zum Jahre 1800. Ein Beitrag zur Geschichte der Europäisirung Russlands. St. Petersburg, H. Schmitzdorf.

Die Frau im gemeinnützigen Leben. Archiv für die Gesammtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande. Herausgegeben von Amélie Spohr und Marie Loeper-Housselle. II. Jahrgang 1887. III. Vierteljahrsheft. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Duncker, Dora, Reelles Heirathsgesuch etc. Inserat-Studien. Mit 45 Illustrationen von Friedr. Stahl. Stuttgart, Carl Krabbe.

Ebeling-Fichié, Das Kaiserfenster. Berlin, Walther & Apolant.

Eissler, Hermann, Edelweiss. Lieder eines Bergfexen. Wien, M. Breitenstein.

Engel, Moritz von, Hassan. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Fels, Chr. Dr., Die deutsche Tanzkarte. Düsseldorf, Felix Bagel.

Gansen, Bilder aus der Geschichte und Culturgeschichte. Zweite, stark verbesserte Auflage. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagshandlung.

Goethes Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Zweite, durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Greville, Henry, Die Erbschaft Xenias. Stuttgart, I. Engelhorn.

Hanstein, Adalbert von, Von Kains Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern. Zweite Auflage. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung.

Hermann, Ernst, Sokrates. Ein Trauerspiel. Mannheim, I. Bensheimer.

Hoffmeister, Hermann, Der eiserne Siegfried. Eine neuzeitliche Nibelungenmär. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, R. von Deckers Verlag G. Schenck.

Hüttmann, Wilhelm, Wilde Rosen. Vorträge und lyrische Gedichte. Leipzig, Reinhold Werther.

Janitschek, Maria, Im Kampf um die Zukunft. Dichtung. Stuttgart, W. Spemann.

Klein, Dr. Hermann J., Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. Neunte und zehnte (Schluss-) Lieferung. Leipzig, Ed. Heinrich Mayer.

Kohut, Adolph, Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Original-Beiträgen, Briefen u. s. w. Mit 142 Portraits. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

La Revue de Paris et de Saint-Petersbourg. 1re Année No. 2. Paris, Bureaux de la Revue.

Liliencron, Detlev Freiherr von, Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ludwig, August, Für Alle, nicht für Jedermann. Kleine Historien und Sonstiges in gebundener und ungebundener Redeweise. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Macaulay, Thomas Babington, Altrömische Heldenlieder. Deutsch von Harry von Pilgrim. Berlin, Walter und Apolant.

Marriot, Emil, Der geistliche Tod. Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. u. P. Lehmann.

Mädoch, Emerich von, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor von Sponer. Als Manuscript gedruckt. Kesmark, Paul Sauter.

Mitzenius, Adolf, Die Kunst der öffentlichen Rede. Praktische Winke. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. Freund.

Moleschott, Jac., Zur Feier der Wissenschaft. Rede gehalten bei Wiedereröffnung der Universität zu Rom am 3. November 1887. Giessen, Emil Roth.

Mühry, G., Gedankenlese aus Shakespeares dramatischen Werken nach der deutschen Uebersetzung von A. W. von Schlegel & Ludwig Tieck. Ausgewählt und systematisch geordnet. Hameln, Th. Fuendeling.

Oechelhaeuser, Wilhelm, Ueber die Durchführung der socialen Aufgaben im Verein der Anhaltischen Arbeitgeber. Berlin, Julius Springer.

Rivista contemporanea rassegna mensile di litteratura italiana e straniera diretta da Angelo de Gubernatis Anno I. Fasc. I. Firenze, Luigi Niccolai.

Schärf, Hermann, Heinrich Heine und sein Vaterland. Zweite umgearbeitete Auflage. Czernowitz, H. Pardinis Universitäts-Buchhandlg.

Schwebel, Oscar, Geschichte der Stadt Berlin. Dritte Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Schwizer-Dütsch. Heft 40—42. Zürich, Orell Füssli & Co.

Schulpe, Georg von, Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergiltiger metrischer Uebersetzungen von modernen Autoren. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Stegemann, Hermann, Stratonike. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Karlsruhe, Gebr. Pollmann.

Strantz, Ferdinand von, Ein Theaterconflict. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Strecker, Gabriele, Rügen. Eine Reiseerinnerung im Sommer 1886. Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.

Treumann, Johannes, König Laurin. Ein Gedicht. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Vieweger, C., Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt, zugleich eine Lösung der Ueberbürdungsfrage auf psychologischer Grundlage. Danzig, L. Sauniers Commissions-Verlag.

Witte, I. H., Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien. Historisch-kritisch dargestellt. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Dr. A. von Danckelmann. 23. Band. Erstes und zweites Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1888er. Frische Füllung. 1888er.

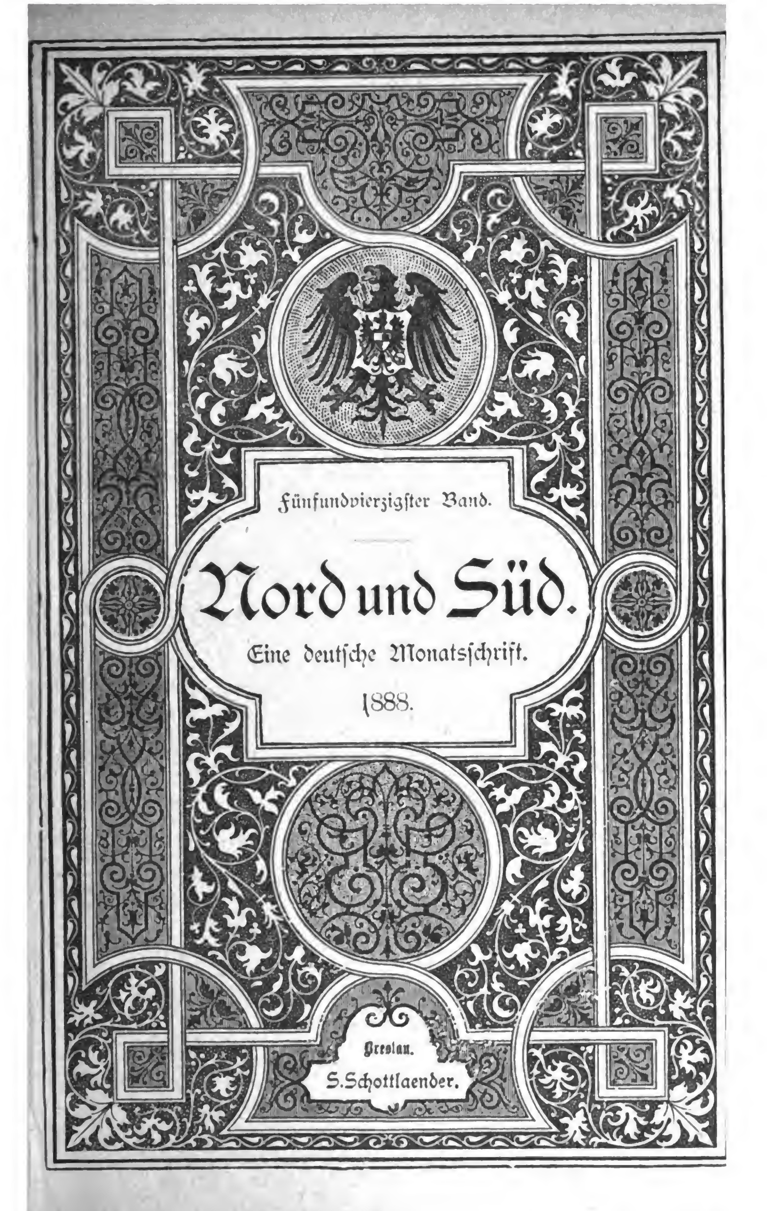




Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



Fünfundvierzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Hans von Bülow, Daniel Sanders, Ernest Renan



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 45. Bandes.

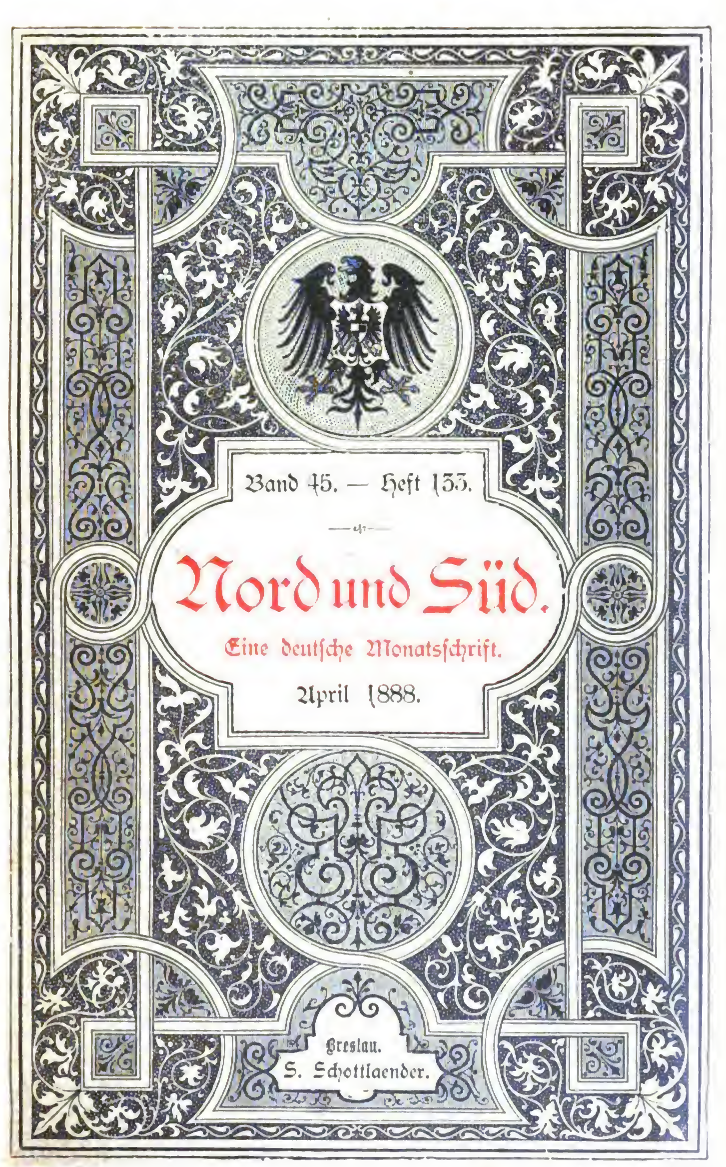
April. — Mai. — Juni.

1888.

Mit den Portraits von:

Hans von Bülow, Daniel Sanders und Ernest Renan, radirt von L. Kühn in München.





Band 45. — Heft 133.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
April 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

April 1888.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Hans von Bülow.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



Hans v. Bülow

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Hans v. Bülow

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

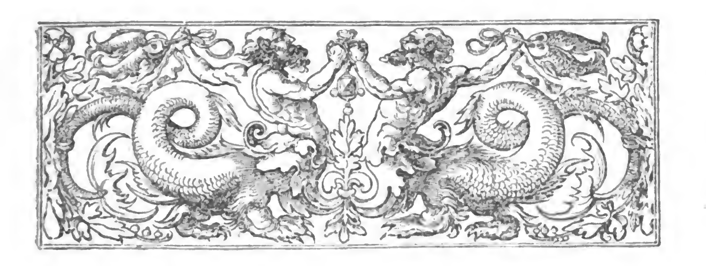
Paul Lindau.

XLV. Band. — April 1888. — Heft 133.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hans von Bülow.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Doctor Lomnitz.

Novelle

von

M. Corvus.

— Leipzig. —

uf der Terrasse seines Schlosses Bergheim am Neckar ging Graf Wartenegg unruhig auf und nieder. Eine breitschultrige Hünengestalt, macht er den Eindruck, als ob er jedes Leid des Lebens von sich abzuwehren, imstande sei, und dennoch liegt auf seinem Gesicht ein kummervoller, gebrochener Ausdruck.

Ein junges, schlankes Mädchen von etwa siebzehn Jahren hängt an seinem Arme und begleitet ihn auf seiner unruhigen Wanderung. Eine Fülle goldblonden Haares ist in starke Zöpfe geflochten, welche über ihre Schultern lang herabhängen, einige Löckchen aber haben sich herausgedrängt und umspielen lieblich ihr Stirn und Nacken.

So oft die beiden Hinundhergehenden an einer der auf die Terrasse herausführenden Glasthüren vorüberkommen, bleibt der Graf jedesmal ängstlich horchend stehen, um dann seufzend wieder weiterzugehen.

„Lieber Papa, sei doch nicht so kummervoll und muthlos,“ sagte das junge Mädchen, ihre großen, dunkelblauen Augen tiefbesorgt zu dem Vater erhebend. „Du darfst doch noch nicht verzweifeln; laß uns im Gegentheil hoffen, daß der Geheimrath der armen Mama helfen werde.“ Und dabei war ihre Stimme so liebevoll beschwichtigend, als hätten sie die Rollen vertauscht, und sie sei die Mutter, welche beruhigend ihrem Kind zuspreche.

„Ach, Elisabeth, er sah nicht so aus, als ob er helfen könne! Der

Blick, welchen er mir zuwarf, bevor ich hinausging, war nichts Gutes versprechend," rief der Graf voll des leidenschaftlichsten Schmerzes.

„Dann müßten wir ergeben zu tragen suchen, was Gott uns auferlegt," entgegnete Elisabeth mit erzwungener Fassung, während es doch um den süßen kindlichen Mund von verhaltenen Thränen zuckte. „Jedoch Menschen können sich irren, Gottes Gnade aber kann uns helfen, und so lange noch Leben da ist, dürfen wir nicht verzagen."

In diesem Augenblick wurde die Glasthüre geöffnet und ein alter Herr trat heraus.

„Da ist der Geheimrath," flüsterte Elisabeth dem Vater zu und es war, als stocke ihr der Athem in banger Erwartung. „Sprich mit ihm, Papa. Ich will zur Mama eilen, die gewiß nach mir verlangt."

Der Graf trat auf den alten Herrn zu und blickte ihn bange prüfend an.

„Nun, Herr Geheimrath?" fragte er mit angstbeklommner Stimme.

Der Befragte zuckte die Achseln. „Beruhigen Sie sich, nahe Lebensgefahr steht nicht zu befürchten," antwortete er ausweichend.

„Aber Herstellung?"

Der Arzt schüttelte den Kopf und schwieg.

„Auch nicht durch eine Operation?" drängte Wartenegg angstvoll.

„Nein, Herr Graf," entgegnete der Arzt. „Bei einer Operation würde ein sofortiger Tod das wahrscheinliche Ergebniß sein, und ich kann daher das nicht auf mich nehmen; während die Patientin mit diesem Leiden voraussichtlich noch ein Jahr, ja vielleicht noch länger leben kann."

Der Graf rang nach Fassung; die Entscheidung war zu fürchterlich. Er hatte diesen Arzt, eine anerkannte chirurgische Autorität, aus Heidelberg hergerufen, alle Hoffnung seines Herzens auf dessen Hülfe für die Rettung der geliebten Frau gesetzt, und nun diese entsetzliche Enttäuschung! Er mußte sich erst zu fassen suchen, ehe er wieder ein Wort hervorzubringen vermochte.

„Ueberlegen Sie es noch einmal, Herr Geheimrath," bat er endlich. „Meine Frau verlangt selbst nach einer Operation, in der Hoffnung, dadurch von ihrem elenden Zustand befreit und vielleicht hergestellt zu werden. Sie setzt das lebhafteste Vertrauen in Ihre Geschicklichkeit — wollen Sie da nicht versuchen —"

„Nochmals nein, Herr Graf; ich nehme nichts auf mich, dessen Erfolglosigkeit und unbedingte Lebensgefahr ich einsehe," lehnte der Arzt entschieden ab.

„Und Sie wüßten uns an keinen anderen Arzt zu weisen? Verstehen Sie mich recht, Herr Geheimrath; ich mißtraue Ihrem Urtheil nicht; aber vielleicht wagte ein Anderer mit mehr Vertrauen auf Erfolg, was Sie für unmöglich erachten.

Der Geheimrath überlegte einen Augenblick.

„Ja, wenn Professor Lomnitz noch in Würzburg wäre! Aber er ist fort, schon seit mehr denn einem Jahr auf Reisen in fernen Ländern —"

„Lomnitz!" Wartenegg horchte bei Nennung dieses Namens lebhaft auf. Das war ja sein Jugendfreund, mit dem er in Göttingen studirte, er selbst Cameralia und jener Medicin. Sie hatten damals einen treuen Freundschaftsbund für das Leben geschlossen, er, Lomnitz und noch ein dritter: Norden. Aber wie das so oft geht, die Lebensverhältnisse hatten sie auseinander gebracht; er war in späteren Jahren weder mit Lomnitz noch mit Norden mehr zusammengekommen, auch geschrieben hatte er sich mit ihnen nicht mehr. Er wußte nur aus öffentlichen Blättern, daß Norden gestorben sei und daß Lomnitz als Professor in Würzburg habilitirt war, wo er schnell durch glücklich vollendete Kuren eine große Berühmtheit erlangt hatte. Daß er an diesen nicht schon längst gedacht! Aber das Leiden seiner Frau war langsam und anfangs wenig störend aufgetreten, so daß es nicht sehr beachtet worden war, bis es in letzter Zeit furchtbar schnell zugenommen, besorgnißerregend und für die Kranke unerträglich geworden war. Und was hätte es ihm auch genützt, an Lomnitz zu denken, da dieser doch nicht zu erreichen war!

„Und sonst wüßten Sie keinen anderen Ihrer Herren Collegen zu empfehlen?" wagte er noch einmal zu fragen, da der Geheimrath nachzusinnen schien.

„Versuchen Sie es bei Professor Holm in Jena; vielleicht ist er anderer Ansicht als ich. Aber reisen Sie bald mit Ihrer Frau Gemahlin dorthin; jetzt wird sie die Reise noch unternehmen können, in einiger Zeit dürfte das vielleicht nicht mehr möglich sein."

Mit diesem Bescheid verließ er den Grafen.

Auf einem der vielen, verschlungenen Wege, welche von der Wartburg herab durch den Wald in das Marienthal hinunterführen, schritt ein Mann einsam dahin. Er hielt die Arme auf dem Rücken verschränkt und den Kopf ein wenig vorwärts gebogen, was ihm das Aussehen eines tief in Gedanken Verlorenen gab und doch blickten seine Augen spähend umher, und es entging ihnen gewiß nichts von dem, was sich auf seinem Wege befand. Sein dunkler Bart war schon stark mit grau gemischt, obgleich der Mann nur einige vierzig Jahre zählen konnte; sein Gesicht war tief gebräunt und ernsten, fast schwermüthigen Ausdruckes.

Es herrschte eine drückende Schwüle in der Luft, und als der Weg jetzt etwas aus dem Walddickicht hervortrat, sah der Dahinschreitende, daß sich der Himmel über ihm mit schwarzem Gewölk bedeckt habe und der baldige Ausbruch eines Gewitters zu befürchten sei. Er beschleunigte darum seine Schritte, und die letzte Senkung des Berges in das Thal hinabeilend, erblickte er vor sich eine Frau, die langsam den Berg hinabging. Auf dem

Rücken trug sie ein großes Bündel trockener Reiser, während sie an der Hand ein Mädchen von etwa sechs Jahren führte. Das Kind hinkte.

Den Näherkommenden mußte das interessiren; denn er vergaß plötzlich das drohende Gewitter und hemmte seine Schritte, indem er angelegentlich das Kind beobachtete.

„Wovon kommt es, daß die arme Kleine hinkt?“ fragte er die Frau, sobald er sie erreicht hatte. In seiner Stimme lag viel Theilnahme und Wohlwollen, und wunderbar schön und fesselnd waren seine dunkeln Augen, die voll Ernst und Güte auf die Kleine blickten.

„Sie war voriges Jahr lange krank und davon ist das Hinken geblieben,“ antwortete die Frau mit der Unempfindlichkeit der Armuth gegen äußere Gebrechen.

„Haben Sie denn deßhalb keinen Arzt zu Rathe gezogen?“

„Freilich, den alten Schäfer Meier, der hat ihr auch von seiner Wundersalbe gegeben, mit welcher er schon Viele gesund gemacht hat; nur der Rieke hat sie nichts geholfen, obgleich sie viele Büchsen davon verbraucht hat.“

„Das glaube ich gern!“ rief der Mann unmuthig aus. „Zu solchen Quacksalbern lauft Ihr, warum nicht zu einem ordentlichen Arzt?“

„Ja, lieber Herr, das kostet viel Geld, und wo soll das unsereins hernehmen?“

Wieder betrachtete er aufmerksam das Kind und eine lebhafte Erregung zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Es ist entsetzlich,“ sagte er zu sich selbst; „dem Kind wäre noch durch eine Operation zu helfen. Wie gern möchte ich sie vornehmen! Aber nein, wozu den Kampf erneuern und das wieder anfangen, was doch für immer abgethan sein muß. „Gute Frau,“ sagte er jetzt laut, „Sie müssen das Kind von seinem Leiden befreien lassen. Sie verkümmern ja sein Leben, wenn das nicht geschieht. Gehen Sie in Eisenach zu dem Doctor Hartmann, das ist ein geschickter Arzt, der wird helfen können, und die Kurkosten will ich bezahlen. Ich wohne hier im Marienthal, rechts in der letzten Villa am Berge, der Villa Maria.“

„Ich weiß schon, Sie sind doch der Käferdoctor,“ fiel die Frau voll Eifer ihm in das Wort. „Und wenn Sie dann so gut sein wollen, für die Rieke zu bezahlen, und auch denken, daß Ihr geholfen werden kann, so will ich gleich morgen mit ihr zu dem Doctor Hartmann gehen.“

Sie waren in das Thal hinabgekommen. Der Doctor blieb stehen und sah der Frau und dem hinkenden Kinde nach, wie diese nach der Stadt zu gingen. Ueber den Berg herüber grollte das erste Rollen des Donners, gleichzeitig erhob sich auch ein heftiger Wind, der in Wirbelwolken den Staub vor sich herfegte. Alles das störte den Dastehenden nicht. „Der Käferdoctor!“ Er wußte wol, daß hier die Leute ihn so nannten, seitdem er im vorigen Herbst hierherkam, die unbewohnte, einsam gelegene Villa am

Ende des Marienthales miethete und mit seinem alten Diener bezog, und seitdem viel in der Umgegend umher gewandert war, um Käfer und Pflanzen zu sammeln.

„Der Käferdoctor, das ist alles, was man noch von mir weiß," sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst und fuhr mit der Hand über die Stirn, als möchte er da eine tief eingegrabne Furche verwischen.

Da fielen die ersten, starken Regentropfen herab, dabei zuckte ein greller Blitz hernieder, dem ein heftiger Donnerschlag folgte. Das mahnte auch ihn, sich nun doch mit der Heimkehr zu beeilen. Nach einigen Schritten vorwärts goß aber schon in Strömen der Regen hernieder, welchen der entgegenfegende Wind ihm in das Gesicht peitschte, so daß er nichts vor sich zu sehen vermochte. Da erhielt er plötzlich einen heftigen Stoß, daß ihm der Hut von dem Kopf fiel, und vor ihm rief eine tiefe Männerstimme: „Entschuldigen Sie!" Er war blindlings mit einem Herrn zusammengerannt, der unter dem breiten Dach eines Schirmes eilig daher kam.

Sobald der Doctor seinen Hut wieder aufgehoben hatte und empor sah, erblickte er vor sich eine blonde Hünengestalt. Betroffen musterten Beide einander, ein erstauntes Erkennen blitzte in ihren Augen auf und freudig überrascht rief jeder dem andern seinen Namen zu gleicher Zeit zu.

„Lomnitz!"

„Wartenegg!"

„Hier treffen wir uns wieder! Aber wie ist das möglich! Ich hörte doch, Du seist in Egypten."

„Ich war dort. Aber Du, wie kommst Du hierher?"

„Ich halte mich, von Jena kommend, seit einigen Tagen mit meiner kranken Frau und meiner Tochter hier auf, da die Leidende zu erschöpft war, um ohne Rast weiter reisen zu können. Heute Nachmittag ging ich mir die vielgerühmte Drachenschlucht anzusehen und bin dabei von dem Gewitter überrascht worden."

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall, der uns hier in Sturm und Regen auf einander rennen ließ, sonst hätten wir, so nahe wir uns waren, doch einer vom anderen nichts bemerkt," rief der Doctor in herzlicher Freude.

„Zufall!" Der Graf holte tief Athem und die Stimme des starken Mannes bebte, als er fortfuhr: „Nichts da von Zufall, Freund, wo so sichtbar eine gnädige, göttliche Fügung Dich mir in den Weg führt. Lomnitz, werde Du mein Retter aus großer Noth!"

„Mein alter, guter Freund, sage mir, was ist es, das ich für Dich thun kann? Doch erst laß uns in das Trockne eilen; komm, ich wohne hier ganz in der Nähe."

Noch einige hundert Schritt in dem Thale entlang und ein Fußpfad führte sie zu der Villa „Maria" empor, die auf halber Höhe des Berges stand. Lomnitz ließ hier den Freund in sein Studirzimmer eintreten, und

während er selbst die nassen Kleider abzulegen ging, sah sich der Graf in dem Raum um. Ueberall auf dem Schreibtisch wie auf allen übrigen Tischen und Stühlen lagen und standen Schriftstücke und Bücher umher, selbst auf dem Sopha lag ein Stoß ungebundener Druckhefte.

„Verzeihe das Chaos, in welches ich Dich hinein gesteckt habe, Wartenegg," sagte der Doctor, als er wieder eintrat, und suchte schnell Raum für den Freund und sich zum Sitzen zu schaffen, sowie für Flaschen und Gläser, welche ein alter Diener hereinbrachte. „Du siehst, ich lebe nur der Wissenschaft, ein vereinsamter Junggeselle, dem keine weibliche Hand ordnend und verschönend in das Leben greift."

„Aber wie ist das möglich? Du mit Deinem warmen Herzen, Lomnitz — ich begreife nicht, daß Du einsam im Leben geblieben bist," rief der Graf und betrachtete erstaunt den Freund.

„Ich begreife es selbst nicht. Vielleicht drängten sich zu viele Menschen in die Theilnahme meines Herzens, daß ich für Eine nicht Zeit und Raum übrig hatte," meinte Lomnitz mit dem Schimmer eines Lächelns auf dem ernsten Gesicht. „Aber nun laß uns auf dieses Sturzbad ein Glas Wein trinken und das unverhoffte Wiedersehen fröhlich feiern."

„Fröhlich!" rief der Graf mit ausbrechendem Schmerz und setzte das erhobene Glas wieder nieder. „Erst hilf mir, Freund, daß ich es wieder werde."

„So sage mir nur, was Dich so sehr bedrückt, Wartenegg; ich weiß ja gar nicht, womit Dir geholfen werden muß."

Und da erzählte ihm der Graf von seiner Frau, seinen Kindern, seinem erst so glücklichen Familienleben, bis sich bei seiner Frau das furchtbare Leiden eingestellt, gegen welches er umsonst ärztliche Hülfe gesucht; wie der Heidelberger Professor sich geweigert, eine Operation vorzunehmen, indem er sie für unausführbar gehalten, aber gemeint, ein Einziger, Doctor Lomnitz, würde sie vielleicht wagen, nur sei dieser gerade abwesend.

„Um aber nichts unversucht zu lassen, entschloß ich mich, mit meiner Frau noch zu Professor Holm nach Jena zu reisen, und dabei berührten wir Würzburg, um nach Deinem Aufenthalt zu forschen; aber dort hieß es, Du seist noch in Egypten. Professor Holm dagegen lehnte, wie sein Heidelberger College, es entschieden ab, eine Operation zu wagen, weil dabei ein sofortiger Tod zu erwarten stehe. Auch er nannte Dich als den Einzigen, der sich vielleicht dazu verstehen dürfte. So waren wir denn hoffnungsloser denn je, und nur Elisabeth, unsere Tochter, wußte immer noch unsern sinkenden Muth neuzubeleben. Es schlägt ein starkes Herz in ihr; bei allem schweren Leid war sie bisher unser Trost, unsere Stütze, sie, das Kind! Und sie hat auch nicht umsonst gehofft; denn nun bist Du ja gefunden, und Du wirst wagen und helfen, wo kein Anderer wagen und helfen will," schloß der Graf zuversichtlich.

Der Doctor sah still in des Freundes erregtes Gesicht, beantwortete aber mit keinem Laut dessen Anruf an seine Hülfe.

„Nun Lomnitz, Du schweigst? So sprich doch, sage, daß Du uns Deine Hülfe bringen wirst.“

„Ich kann nicht!“ rang es sich endlich leise, gepreßt von des Doctors Lippen.

„Du? O Du wirst können! Komm, sieh nur erst die Kranke, dann wirst Du nicht nein sagen.“

„Bitte, dringe nicht in mich, es ist umsonst,“ wehrte sich der Doctor dagegen, und aufstehend, begann er unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. „Sieh, ich habe seit länger denn einem Jahre alle Praxis aufgegeben und lebe nur noch schriftstellernd meiner Wissenschaft.“

„Aber warum das? Du, ein so berühmter, vielgesuchter Arzt — warum Dich einem Felde entziehen, wo Du so segensreich gewirkt hast?“

„Es muß doch wohl für mich eine zwingende Nothwendigkeit dazu gegeben haben.“

„Die aber jetzt nicht gelten kann. Aus Menschlichkeit wirst Du mir nicht Deine Hülfe versagen, um mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter zu erhalten. Laß Dich doch an unsre alte Freundschaft erinnern —.“

„Menschlichkeit — Freundschaft!“ fiel ihm der Doctor, vor ihm stehen bleibend, mit bitterem Lächeln in das Wort. „Du spielst hohe Trümpfe aus, um mich zu bewegen, und ahnst nicht, wohin mich gerade diese beiden schon geführt haben.“

„Zu was immer es auch sei, zu etwas Schlimmen sicher nicht.“

„Vor meinem Gewissen als Mensch: nein, — vor dem Urtheilsspruch der Gesetze: ja! Denn Deine beiden großen Trümpfe des Herzens haben mich zum — Mord getrieben.“

Der Graf sprang entsetzt von seinem Platze auf.

„Mord? Das ist ja fürchterlich!“ rief er in höchster Bestürzung.

„So nenne es Todtschlag, wenn Dir das milder klingt,“ entgegnete Lomnitz mit gepreßter Stimme.

Der Graf starrte den Freund an, als müsse er etwas Ungeheuerliches auf dessen Gesicht entdecken. Wie er aber in dieses ernste, gütige Antlitz, in diese tief traurigen und doch so warm leuchtenden Augen sah, schüttelte er ungläubig den Kopf.

„Glaube es wer mag — ich nicht,“ sagte er. „Du wirst einen Kranken falsch behandelt haben, eine Operation wird Dir mißglückt sein — ja, so wird es zusammenhängen, und in übertriebener Gewissenhaftigkeit wirst Du Dich nun mit diesen gräßlichen Vorwürfen quälen.“

„Nein, Wartenegg. Ein jeder Mensch ist dem Irrthum unterworfen, selbst dort, wo er sein bestes Wissen und Können einsetzt, und was er da unabsichtlich fehlt, das kann ihm weder von Anderen noch von sich selbst zum Vorwurf gemacht werden. Was ich aber gethan, geschah absichtlich,

mit überlegtem Wollen, und deshalb — nun deshalb bin ich für mein heilig Amt als Arzt verfehmt."

„Du sprichst in Räthseln, — spanne mich damit nicht länger auf die Folter," rief der Graf in großer Erregung. „Hast Du mir so viel gesagt, so sage mir nun auch alles."

Lomnitz ging langsam an das Fenster und starrte in den niedersinkenden Abend hinaus. Das Gewitter hatte aufgehört zu toben, nur der Regen fiel noch leise rinnend herab. Am jenseitigen Berghang ragten die schwarzen Tannen empor und zwischen ihnen und der Villa hingen die grauen Regenschleier in das stille Thal herab — ein schwermüthig trübseliger Anblick.

Als sich der Doctor wieder umwendete, lag eine fahle Blässe auf seinem Gesicht. Langsam näherte er sich dem Freunde und einen Stuhl an den Tisch vor dem Sopha ziehend, setzte er sich dem Grafen gegenüber, — es war, als ob er eine Scheidewand zwischen ihn und sich stellen wollte.

„Wenn Du wüßtest, welchen Kampf es mich kostet, das kaum erst Ueberwundene wieder wachzurufen, vielleicht ersparteſt Du mir ihn!" sagte er leise mit heiserer, bewegter Stimme. „Es ist nicht gut, ein zu empfindsam reges Herz zu haben, besonders für den Arzt; mir ist es ein Hinderniß in meinem Beruf geworden. Einer sagte mir es einst voraus, daß ich nicht dazu passe, als Arzt immer dem Elend und den Leiden des Lebens in das Auge sehen zu müssen — ich meine Norden — erinnerst Du Dich seiner noch?"

„Freund Norden, den guten, lustigen Kerl, übermüthig und exaltirt, der ausgelassenste von uns dreien, ich werde ihn doch nicht vergessen haben! Wie schmerzlich hat mich sein früher Tod berührt."

„Und unsere heitere Pfingstwanderung durch den Harz, welche wir drei als Studenten damals von Göttingen aus zusammen unternahmen, denkst Du auch daran noch?"

„Als sei es gestern erst gewesen, so lebhaft steht noch Alles vor mir: die heitere, schöne Frühlingswelt, welche so voll Jubel und frischem Leben war, wie wir selbst jung und frisch und voll Lebensübermuth waren! Es wird mir warm um das Herz, wenn ich daran zurückdenke und an unser vergnügtes Wandern und Singen durch Wald und Thal. Du hattest Deinen weißen Pudel mitgenommen, den wackern Caro, und sammeltest Pflanzen und Käfer und Steine und warst wunderlich mit allem diesem Zeuge bepackt. Und auf der Roßtrappe, wo uns das Großartige der sich uns darbietenden Umsicht feierlich wie in einer Kirche stimmte, da schwuren wir uns, angesichts der schönen Gotteswelt, ewige, treue Freundschaft. Alles dessen erinnre ich mich nur zu deutlich noch, auch wie wir zum Hexentanzplatz emporkletterten und sich dort das Unglück mit Deinem Caro ereignete, der von den Felsen herunterstürzte und den wir mit jämmerlich

zerbrochenen Gliedern, unten liegend, wiederfanden. Da endetest Du die Qualen des armen Thieres, indem Du ihm von dem Gift zu lecken gabst, das Du zum Tödten der Käfer bei Dir führtest."

Lomnitz neigte zustimmend den Kopf.

„Siehst Du," sagte er dumpfen Tones, „alles das ist zur Kette von damals zu heute geworden, und ich empfand es auch damals schon, als ich erwägend zauderte, den Schwur zu leisten, daß mich etwas riesenhaft gewaltig mit eisernen Fesseln umschlinge und festhalte, indem ich Euch die Freundschaft bis zum Tode gelobte."

Er holte tief Athem, als suche er damit Kraft zu schöpfen; dann begann er zu erzählen, die traurigen Augen auf den Freund gerichtet.

„Ich war schon eine Reihe von Jahren in Würzburg habilitirt und hatte eine ausgebreitete Praxis erlangt, wie Norden als Justizrath ebenfalls dorthin versetzt wurde und wir dadurch wieder in einen regen Verkehr zu einander traten. Verheirathet war auch er nicht und wir beiden Junggesellen waren daher so viel es unsre Berufsthätigkeit erlaubte, immer beisammen. Er war noch ganz der lebhafte, lustige, etwas unbändige Mensch von ehedem, bis er plötzlich zu kränkeln begann, und ich nur zu bald erkannte, daß er ein entsetzliches, inneres Leiden habe, dem keine Heilung zu bringen, mit keiner Operation beizukommen war. Ich behandelte ihn, aber ich konnte nichts für ihn thun, als seine Schmerzen zu erleichtern und seinen Zustand so erträglich wie möglich zu machen. Als es sich mit ihm verschlimmerte, so daß er zum Liegen kam, nahm ich ihn zu mir in meine Klinik. Er wußte, daß es keine Rettung für ihn gebe, aber auch, daß der erlösende Tod noch nicht so bald seine Qualen enden werde. Leider hatten auch alle betäubenden Mittel durch zu viele Anwendung die wirkende Kraft auf ihn verloren, und mein Herz litt unsäglich mit ihm, da ich ihm so gar nicht helfen, ihm keine Erleichterung mehr bringen konnte.

Es war eine heiße Julinacht. Wir hatten das Fenster geöffnet und ich saß an seinem Bett, um bis nach Mitternacht bei ihm zu bleiben, da seine Nächte meist schlaflos waren. So viel ich konnte, hatte ich ihm Erheiterndes erzählt; theilnahmlos hatte er zugehört. Plötzlich legte er seine fieberheiße Hand auf die meinige. „Lomnitz," sagte er, „denkst Du noch an unsere Wanderung durch den Harz, wir Drei: Wartenegg, Du und ich?" Erfreut nickte ich ihm zu, denn ich bildete mir ein, das betäubende Mittel, welches ich ihm vor einer Stunde gegeben, wirke endlich einmal und sein Geist wandere, von Körperschmerz befreit, froh in die Tage seiner Jugend zurück. Aber ich wurde sehr bald enttäuscht, als er fortfuhr: „Dort stürzte Dein Caro von den Felsen herab, und als das Thier mit gebrochenen Gliedern dalag und ihm zu keiner Heilung mehr geholfen werden konnte, da halfst Du ihm mitleidsvoll zu einem leichten, schnellen Tod, damit seine Martern endeten. Ich sehe noch, wie Deine treue Hand,

welche ihm so manchen guten Bissen gereicht hatte, ihm das beste Labsal mit dem Gift darreichte, sehe noch den Blick seiner Augen, wie sie dankbar auf Dich gerichtet waren und wie schnell und leicht und süß der Tod von Deiner Hand ihm kam. Der harte Proceß Sterben, wie leicht war er mit dieser Hülfe vollbracht! So halfest Du einem armen, gequälten Thier; ist ein armer, gequälter Mensch weniger werth?"

Er hielt inne, als erwarte er eine Antwort von mir. Es kroch mir eiseskalt nach dem Herzen! Ich wußte sofort, worauf er ziele, und was ich auch als Mensch und Freund bei seinen Qualen mit ihm litt, durfte ich doch nichts thun, sie abzukürzen. Ich brachte kein Wort der Entgegnung hervor, die Zunge versagte mir den Dienst.

Da ich schwieg, seufzte er schwer auf und flüsterte mir zu:

„Verstehst Du mich nicht, oder willst Du mich nicht verstehen? Ende doch meine Qualen, — gieb mir einen schnellen Tod."

Er hatte meine Hand an sich gezogen und bittend, zitternd, mir das Herz zerreißend, drückten sich seine fiebernden Lippen darauf. Da raffte ich alle meine Kraft zusammen und sagte zu ihm: „Du vergißt Eines, Norden: der Mensch ist kein unvernünftiges Geschöpf wie das Thier. Er weiß, was ihm an Leid zu Theil wird, ist ihm von seinem Schöpfer auferlegt worden und daß er als Christ suchen muß, es ergeben zu ertragen. Und ich, der Arzt, dürfte nie thun, was Du von mir begehrst."

„Aber der Freund, der darf es thun und diesen flehe ich an. Lomnitz, droben auf der Felsenhöhe, im leuchtenden Glanz der schönen Erde, da schwuren wir drei uns Freundestreue bis zum Tod. Ja, bis zum Tod! Du weißt, mein Leben ist nichts mehr als ein furchtbar langsames, qualvolles Sterben; komm, kürze es liebevoll ab, thue für den Freund, was Du für das Thier gethan, laß' Deine treue Hand mir den schnellen, leichten, süßen Tod reichen."

Ich kämpfte mit aller Macht der Ueberredung, die mir zu Gebote stand, gegen sein Verlangen; vergebens, er drang immer verzweifelter mit Bitten in mich und da — — ach Wartenegg, da siegte der Freund über den Arzt in mir. Ich mischte die betäubenden Tropfen so stark, daß sie ihn erlösen mußten und reichte sie ihm dar. Und als er sie getrunken, sah er dankerfüllt zu mir auf — dann ein sanftes Einschlummern — und aus diesem kein Erwachen mehr."

Der Doctor seufzte schwer auf und hielt, tief erschöpft, einen Augenblick inne. Der Graf hätte gern etwas Tröstliches ihm gesagt, aber er war so bewegt, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war und er keinen Laut über die Lippen zu bringen vermochte. Endlich begann der Doctor wieder:

„Und während Norden so schmerzlos hinüberschlummerte in den Tod, saß ich an seinem Bett und übersann mein bisheriges Wirken, überdachte meinen herrlichen Beruf, die göttlich schöne Freude, die hohe Befriedigung,

welche ich darin gefunden, wie reich das mein Sinnen und Denken, mein ganzes Sein und Leben ausgefüllt und — daß ich mich nun davon trennen müsse. Als Mensch wurde ich fertig mit dem, was ich für den Freund gethan, — als Arzt hatte ich damit das Recht verwirkt, meinem Beruf ferner zu dienen. Denn ich soll Leben erhalten, so lange noch Athem in der Brust des Kranken ist, nicht aber Leben zerstören, und aus eigner Machtvollkommenheit darf ich da nicht befreiend eingreifen.

So hielt ich kummervoll bei ihm noch immer die Wacht, als schon längst der letzte Athemzug ausgehaucht war. Stunde auf Stunde saß ich bei ihm und hörte jeden einzelnen Schlag der Glocken draußen ertönen, ein trauriges Mahnen an die Zeit, über welche nun seine Seele für immer entflohen war. Und als nun die fahle Dämmerung des frühen Morgens farblos, kalt und unheimlich zu den Fenstern hereinkroch, erhob ich mich von dem Todtenbett — ein gebrochener Mann! Auch ich mußte nun todt sein für das, wofür ich bisher gewirkt, was mein höchstes Glück, meine reinsten Freuden ausmachte, — ich hatte mit meinem bisherigen Leben abgeschlossen, weil ich dem Freund die Treue bis zum Tod gehalten!"

Lomnitz schwieg; an die Lehne seines Stuhles zurücksinkend, hielt er die Hand über die Augen gedrückt.

In dem Zimmer war es düster geworden, und da nun die erschütternde Erzählung beendet war und Stille eintrat, lag diese unheimlich beängstigend auf dem Raum. Der Graf wagte kaum zu athmen, so bedrückt fühlte er sich. Endlich raffte er sich auf und zu dem Freund hintretend, legte er seine Hand liebevoll auf dessen Schulter.

„Ich bin von dem, was Du erzählt hast, so ergriffen, wie Du selbst es bist, und beklage Dich unendlich, Lomnitz, daß Du das Geschehene so schwer nimmst. Ich mag heute Abend nicht weiter mit Bitten in Dich dringen — —"

„Nein, thue es nicht," fiel ihm der Doctor hastig in das Wort. „Jetzt nicht und auch später nicht. Nun ich den harten Kampf ausgekämpft habe, führe mich nicht in die traurige Lage, denselben von Neuem beginnen zu müssen."

„Ich kann Dich aber jetzt nicht so allein hier in Deiner traurigen Einsamkeit lassen. Komm mit mir, damit Du unter Menschen bist."

„Heute nicht, Wartenegg; vielleicht besuche ich Dich morgen früh. Aber ein Stück Weges will ich Dich jetzt noch begleiten."

So gingen sie denn zusammen, aber schweigend neben einander her. Keiner wußte ein Wort zu sagen, das sich der Tragik des eben Erzählten hätte anpassen können und von den Kämpfen der Seele sich an die nüchterne Alltäglichkeit der Außenwelt anknüpfen ließ.

Es hatte aufgehört zu regnen. In dem Thal lagen schon tiefe Schatten der Dämmerung, aber als sie sich der Stadt näherten, durchbrach die untergehende Sonne noch einmal die im Westen hängende, schwarze

Wolkenwand und ließ die Wartburg im feurigen Glanz des Abendscheines über den dunklen Tannen ihres Berges aufleuchten. Wunderbar erglühten alle die Zinnen, Thürme und Mauern der großen, alterthümlichen Veste, als leuchte in dieser Strahlenglorie alles, was sie mit Ruhm umgab: die fromme Legende der heiligen Elisabeth, der Glanz der alten Sängerkriege und der große Kampf des ernsten Mannes gegen die finsteren Fesseln des Geistes wieder auf.

Die beiden Freunde blieben unwillkürlich stehen, das magisch schöne Bild zu bewundern.

Vor ihnen führte die breite Fahrstraße zu der Burg empor und dort stand, einige hundert Schritt über dem Thale, eine weibliche Gestalt regungslos da, als sei sie ebenfalls von dem Anblick festgebannt worden. Der Widerschein des Abendglanzes drang von oben gerade noch bis zu ihr und hob ihr helles Kleid und das Goldblond ihrer Haare, da sie den Hut am Arme hängend trug, wie eine Lichterscheinung gegen das unten im Thal herrschende Düster hervor.

„Elisabeth!“ rief da laut der Graf, und die tiefe Abendstille trug den Ruf zu ihr hinauf. Die Angerufene wendete sich sogleich um und eine weiche Stimme antwortete „Papa!“ Und nun bekam der Doctor den Eindruck, als trage die Luft plötzlich die leichte Gestalt hernieder aus dem Licht des Himmels in das Düster der Erde, so schwebend war ihr Gang. Ihren Kopf umfluthete am längsten noch die Helle wie ein überirdischer Glanz, und da mußte Lomnitz an die Legende der heiligen Elisabeth denken, wie diese von der Burg da oben in das Thal hinabging, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu pflegen, die Sterbenden und Leidtragenden zu trösten.

„Kind, was machst Du denn hier?“ fragte der Graf, der Tochter entgegen gehend.

„Ich erwartete Dich, Papa,“ antwortete sie. „Als das Gewitter vorüber war, bestand Mama darauf, obgleich ich mich dessen weigerte, daß ich noch etwas in die frische Luft hinaus gehe, und so wanderte ich Dir entgegen.“

„Wie geht es Mama?“

„Leidlich, sie hat ein wenig geschlafen.“

„Denke, Elisabeth, welche Freude mir unterdessen zu Theil geworden ist: ich habe meinen alten Freund, Doctor Lomnitz, hier wiedergefunden.“

„Doctor Lomnitz? Der, welcher vielleicht allein noch Mama helfen kann?“ rief sie lebhaft erregt. „O Papa, welches Glück ist das! Aber wo ist er? Weshalb zauderst Du, ihn zur Mama zu führen?“

„Dort steht er, aber —“ er dämpfte seine Stimme, „er weigert sich entschieden zu helfen.“

„Er weigert sich?“ Sie ließ es außer Acht, daß der Vater Letzteres nur leise gesagt hatte, und eilte auf den Alleindastehenden zu. Er war ihr

der ersehnte Erretter, kein Fremder, mit dem sie erst förmlich bekannt gemacht werden mußte.

„Nicht wahr, Papa hat nicht recht verstanden?“ redete sie ihn an. „Es ist doch nicht anders möglich! Warum sollten Sie sich auch weigern, uns zu helfen?“ drang sie mit ihrer sanften Stimme in ihn, aus großen, unschuldigen Kinderaugen bittend, zu ihm aufsehend. Auch die schlanke Gestalt sah noch so kindlich aus, ihrem Gesicht aber war der Stempel tiefen Ernstes aufgedrückt, als habe die Sorge um die kranke Mutter sie früh gereift.

„Wenn Sie wüßten — ich kann nicht anders,“ versuchte der Doctor tief verlegen, ihr Drängen von sich abzuwenden. „Bitte, lassen Sie sich von Ihrem Vater Alles sagen, was ich ihm mitgetheilt habe, und dann werden Sie meine Weigerung verstehen. Gute Nacht!“

Dabei zog er schnell seine Hand aus der ihrigen los, grüßte und ging eilenden Schrittes seinen Weg zurück.

Der Doctor hatte die Nacht schlaflos verbracht. Das Leid des Freundes, dessen drängende Bitten lagen ihm schwer auf der Seele und das um so mehr, weil er auf seiner gegebenen Ablehnung beharren mußte. Es war ja auch überhaupt zweifelhaft, da alle anderen Aerzte eine Operation für unmöglich erklärten, daß er im Stande sein würde, eine solche zu unternehmen. Damit könnte er sich eigentlich von allem Drängen des Grafen frei machen, wenn er sich entschloß, die Kranke zu sehen und dann die Unmöglichkeit einer Operation erklärte. Doch wenn dieselbe das nicht wäre? Er hatte schon einmal eine ähnliche und mit glänzendem Gelingen vorgenommen. Als er daran dachte, regte sich plötzlich wieder der kühne Operateur in ihm, welcher selbst unmöglich scheinende Curen mit Glück zu vollführen verstanden hatte. Sein Herz schlug höher, indem er sich dessen erinnerte der Freude gedachte, welche er bei jedesmaligem Erfolg, ebenso wohl der Wissenschaft wegen, wie um des Leidenden willen, empfunden, und indem das wieder lebendig vor seiner Seele stand, fühlte er nur zu gut: wenn er eine Möglichkeit für das Gelingen der Operation erkennen sollte, würde er sich nicht mit einer Lüge von des Freundes Bitten losmachen können. Wozu also erst die Kranke sehen und damit nutzlos einen Kampf heraufbeschwören, da er doch nicht wieder beginnen durfte, was nun einmal abgeschlossen hinter ihm lag? Nein, es war besser, er entzog sich allen diesen, ihn bedrängenden Schwierigkeiten, indem er den Grafen gar nicht erst wiedersah, sondern am frühen Morgen auf einige Zeit von hier verschwinde. Ja, das war entschieden das Beste, und um ganz sicher jeder nochmaligen Begegnung zu entgehen, beschloß er, gar nicht die Stadt zu berühren, um zu dem Bahnhof zu gelangen, sondern zu Fuß den Weg

über Wilhelmsthal einzuschlagen, um irgend eine Eisenbahnstation zu erreichen, von wo er, sei es, wohin es wolle, auf einige Wochen verreise.

Einmal diesen Entschluß gefaßt, schrieb er auch gleich ein paar erklärende Worte an den Grafen, welche sein Diener diesen Morgen nach dem Hotel in der Stadt tragen sollte.

Als er seine Zeilen schloß und den Namen Warteneggs darauf schrieb, stand plötzlich die Lichtgestalt des jungen Mädchens wieder vor seiner Seele. Wieder sah er sie den Berg herabkommen, wie getragen von der Luft, und unwillkürlich sprach er laut die Worte aus, an welche er bei ihrem Anblick gedacht: „Die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu heilen, die Sterbenden und Leidtragenden zu trösten.“ Ja, sie wird die sterbende Mutter trösten und dem Vater sein Leid tragen helfen, und es war ihm wie eine Erleichterung der Seele, das denken zu können und den jungen Schultern schon soviel der Stärke zuzutrauen, daß sie solche Last zu tragen vermöchten.

Immer mit diesem, ihn beruhigenden Gedanken erfüllt, übergab er seinem Diener den Brief, hing eine Tasche mit den nöthigsten Bedürfnissen für die Reise um und ergriff nun seinen Hut, um zu gehen. Es war zwar erst sieben Uhr am Morgen, aber eine innere Unruhe, eine Angst vor Ueberraschung, trieb ihn schon fort.

Ein frischer, lieblicher Morgen war nach dem gestrigen Gewitter angebrochen; Lonnitz bemerkte jedoch nichts von dessen Herrlichkeit, nichts von allem dem glitzernden Glanz auf Baum und Strauch und auf dem Rasengrund des Thales. Eilig stieg er den Weg von der Villa hinab, um so schnell als möglich in der, der Stadt entgegengesetzten Richtung zu verschwinden.

Doch wie er jetzt in die breite Straße des Thales einbiegen wollte, sah er auf einem Steinblock am Wege eine schlanke Mädchengestalt sitzen: lange Zöpfe goldigen Haares hingen unter ihrem Hut herab, und bei dem Schall seiner eiligen Schritte kehrte sich ihm ein Gesicht entgegen, an das er noch eben voll erleichternden Trostes gedacht, das ihn aber jetzt mit Schreck erfüllte, da er diese Augen mit dem großen, ernsten Kindesblick auf sich gerichtet sah. Peinlich überrascht blieb er stehen, tief erröthend unter diesem Blick, der ihn wie eine Anklage traf.

„Guten Morgen, Herr Doctor. Ich warte schon seit einer Stunde hier auf Sie,“ sagte Elisabeth so ruhig, als sei nichts Ungewöhnliches damit verbunden, und erhob sich. „Papa hat mir gestern Abend Alles erzählt, und da fühlte ich mit Gewißheit, Sie würden sobald als möglich von hier fortgehen, um allen unseren ferneren Bitten zu entrinnen.“

Obschon Lonnitz es sich als richtig und allein zweckdienlich eingeredet hatte, durch ein schnelles Verschwinden jedes weitere Drängen im Voraus abzuschneiden, verdroß es ihn doch, sich von diesem noch halben Kinde so scharf und klar durchschaut zu sehen.

„Sie haben allerdings richtig gefolgert," sagte er ärgerlich. „Freilich war das nicht schwer, da Sie selbst einsehen werden, daß ich doch alle weiteren Bitten Ihres Vaters ablehnen müßte."

„Das denn doch nicht, Herr Doctor," antwortete sie gelassen. „Sie selbst würden ja auch nicht zur Flucht Ihre Hülfe genommen haben, wenn Sie sich mit Ihrer Weigerung im Recht fühlten."

Er starrte sie betroffen an und wußte nicht gleich, was er ihr erwidern solle; sie verwirrte ihn mit ihren schlichten Worten, erweckte aber auch zugleich den Wunsch in ihm, sich vor ihr zu rechtfertigen.

„Sie sind noch zu jung, als daß Sie verstehen könnten, wie sehr ich als Arzt gefehlt, und mir nachzuempfinden vermöchten, wie tief ich unter diesem begangenen Unrecht leide," sagte er endlich.

„O doch, ich kann das verstehen und fühlen, und es erbarmt mich in tiefster Seele, Sie so schwer unter diesem Drucke leiden zu sehen," rief sie lebhaft und legte treuherzig ihre Hand auf seinen Arm, als könne diese sanfte Berührung etwas von der Qual seines Innern sänftigen. „Aber warum nur wollen Sie deshalb auch Andre leiden lassen, indem Sie ihnen Ihre Hülfe entziehen? Haben Sie als Arzt so sehr gefehlt, weil Sie ein dem langsam qualvollen Tod verfallenes Leben mitleidig abkürzten, so können Sie doch das in Ihrem Beruf wieder sühnen, indem Sie so viel Leben als möglich zu retten und zu erhalten suchen. In Ihrer Hand liegt es, das Geschehene tausendfach wieder gut zu machen."

„Aber, Kind, begreifen Sie denn nicht, wie ich der Weichmüthigkeit meines Herzens mißtraue, die mich immer wieder in dieselbe schreckliche Lage zwischen Menschlichkeit und Arztespflicht bringen kann?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte sie zuversichtlich, „dagegen wird Sie nun die bestandene Selbstqual gefestigt haben. Und wenn doch jemals wieder die Menschlichkeit von Ihnen fordern sollte, das Nämliche zu thun, giebt es denn kein Schiedsgericht, das Sie zu Ihrer Berechtigung anrufen können? Ach, ich bin so unwissend und verstehe nicht, ob das möglich ist," fügte sie schüchtern hinzu und richtete die großen Augen, wie um Nachsicht bittend, zu ihm auf. „Aber Eines weiß ich: daß Sie helfen müssen, wo Sie helfen können, und daß Sie Muth fassen sollten im Vertrauen auf Gott, der Sie den rechten Weg wird finden lassen, welchen Gewissen und Pflicht Ihnen vorschreiben zu gehen."

Sie schwieg und sah ihn erwartungsvoll an, daß er ihr nun eine Zusage gebe.

Ihre Worte hatten ihn auch tief ergriffen; es war hauptsächlich deren treuherzige Einfalt, welche ihn mächtig bewegte.

„Ist es denn möglich," rief er unwillkürlich, „ein Kind kann mir, dem Manne, Muth zusprechen, eine junge Seele einer alten lehren, was ihr frommt!"

Und als beunruhige ihn dieser merkwürdige Eindruck, den sie auf ihn

übte, und als wolle er sich demselben entziehen, wendete er sich schnell von Elisabeth ab und schritt eilig vorwärts. Dabei dachte er: „Ein Schiedsgericht! Wie sie sich das wohl vorstellen mag?“ und ein mitleidiges Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber nach einigen Schritten, die er vorwärts gethan, blieb er plötzlich stehen und wiederholte: „Ein Schiedsgericht! Und sollte es doch nicht in solchen Fällen ein Schiedsgericht von Aerzten geben, das uns befugen könnte, zu thun, was die Menschlichkeit von uns fordert?“

Der Gedanke traf ihn wie ein elektrischer Schlag, wie eine Erleuchtung in dem Dunkel seiner Seele, und er begriff nicht, daß er nicht selbst darauf gekommen war.

Er warf den Kopf herum, nach Elisabeth zu sehen. Sie stand noch immer an derselben Stelle, wo er sie verlassen, als harre sie zuversichtlich seiner Umkehr. Es lag etwas ungemein Bezwingendes in dieser Zuversicht und dem Vertrauen, womit ihre Augen seiner harrend ihm entgegen sahen. Da überkam ihn ein Gefühl tiefster Scham, daß er in Gedanken die ganze Last seines Kampfes und Leides von sich ab und auf diese jungen Schultern wälzen wollte und sich damit zu beruhigen suchte: sie werde die Mutter im Sterben, den Vater im Schmerz zu trösten wissen. Und da konnte er auch nicht länger widerstehen, er kehrte zu ihr zurück.

„O Mädchen,“ rief er und seine Lippen zuckten wie unter emporquellenden Thränen, „was hat doch Gott für eine Gewalt in Ihre unschuldige Seele gelegt, daß Sie mich also zu überwinden vermögen! Kommen Sie, — was auch daraus für mich entstehe, wir wollen zu Ihrer Mutter gehen und ich will sehen, ob ich sie zu erretten vermag.“

Er erfaßte ihre Hand, wie die eines Kindes, und zog sie vorwärts. Elisabeth wollte sprechen, ihm danken, aber sie brachte kein Wort hervor und ihre Augen standen voll heißer Thränen. Da beugte sie sich schnell auf seine Hand nieder und küßte sie dankerfüllt.

„Was thun Sie?“ rief er erschrocken und ließ ihre Hand wieder los. Es war ihm, als sei plötzlich aus dem Kind, für das er sie noch eben angesehen, eine junge Dame geworden, und befangen vermied er, sie wieder anzublicken.

Doctor Lomnitz hatte die Gräfin gesehen und ihr Leiden geprüft; die Folge davon war, daß er nun doch nach Würzburg zurückkehrte, um dort seine Klinik wieder zu eröffnen. Dann, nach einigen Wochen, war Gräfin Wartenegg in Begleitung Elisabeths zu ihm gekommen und er hatte die schwierige Operation an ihr vorgenommen. Dieselbe war über alles Erwarten geglückt und ihm wurde die hohe Freude zu Theil, seinem Freunde die Gattin, dessen Kindern die Mutter erhalten zu haben. Und dabei war die nun folgende Zeit, welche die Gräfin ihrer Heilung wegen bei ihm verbringen mußte, zu einer Zeit unendlichen Glückes für ihn geworden.

Eine wunderbare gehobene Stimmung war mit der Rückkehr zu seinem eigentlichen Beruf über ihn gekommen, eine Befriedigung erfüllte ihn, wie er sie vordem in solchem Maße nie empfunden. Nicht nur, daß er an sich die Wiedergeburt seiner ganzen Kraft, seines Wissens und Könnens feierte, er wurde auch von dem stolzen Bewußtsein der eignen Leistungsfähigkeit in dem Triumph dieser Operation getragen, da er glücklich vollbracht hatte, was außer ihm Keiner zu unternehmen wagte. In allen akademischen Hörsälen, in allen Zeitungen und Fachblättern der medicinischen Wissenschaft, wurde über diese wunderbare, von so glücklichem Erfolg begleitete Operation verhandelt und der Ruhm seines Namens drang überall hin.

Und Alles das hatte er dem jungen Mädchen zu danken, deren sanfte Gewalt ihn zwang das wieder aufzunehmen, was er glaubte unwiderstehlich meiden zu müssen. Ein warmes Gefühl tiefer Erkenntlichkeit zog ihn zu Elisabeth hin und ließ ihn freudig seine Schritte beeilen, so oft ihn am Morgen und am Abend die täglichen Krankenbesuche zu der Gräfin führten. Immer, wenn er deren Zimmer betrat, fand er Elisabeth an dem Bett der Mutter sitzend und ihre Augen strahlten ihm wie ein paar Sonnen entgegen, die zu ihm, dem Helfer in der höchsten Noth, wie zu einer Gottheit aufsahen. Das war die schönste Zeit seines Tages, welche er dort verbringen konnte, und er dehnte sie länger und länger aus, so weit es seine, nun immer mehr sich häufende Berufsthätigkeit, erlaubte. „Mein bester Assistent," nannte er Elisabeth, da sie so treulich und vorsorglich um die Pflege und Aufheiterung der Mutter bemüht war, und das Trostreiche, fröhlich Ermuthigende ihres Wesens, wirkte nicht allein auf die Kranke wohlthätig ein, sondern erwärmte auch ihn in tiefster Seele, und stets, wenn er von ihr ging, nahm er das Gefühl höheren Muthes für manche schwere, vor ihm liegende Aufgabe mit hinweg.

So waren die ersten, schweren Wochen nach der Operation für ihn zu einer Zeit unendlichen Glückes geworden. Nun ging es mit dem Besserbefinden der Gräfin stetig in gleichmäßigem Wachsen vorwärts; sie durfte zwar den Körper noch nicht bewegen, um die beginnende Heilung der Wunde nicht zu stören, aber ihre tief gesunkenen Kräfte begannen sich wieder zu heben und Wartenegg war es endlich gestattet worden, seine Frau wiederzusehen. Der starke Mann konnte erst kaum die übermächtige Bewegung beherrschen, welche die Glückseligkeit dieses Wiedersehens in ihm hervorrief; jetzt war er gefaßter, und neben dem Bett der ihm Neugeschenkten sitzend, versuchte er, sich in ruhiger Weise seines Glückes zu freuen.

Währenddem war Elisabeth, das erste Beisammensein der Eltern nicht zu stören, in das Nebenzimmer gegangen, durch welches man zu der Gräfin gelangte. Die Hände gefaltet, lehnte sie an dem Fenster und sah in den Abendhimmel hinaus. Ihre ganze Seele erzitterte in tiefer Andacht zu Gott und in einem heißen, vergötternden Empfinden für den Mann, welcher den Eltern und ihr die Seligkeit dieser Stunde geschaffen. Kein Dank

war genügend, dem einen, wie dem andern, für die Größe dessen, was ihnen geworden. Von Gott getröstete sie sich, daß er in ihrer Seele lese, was sie nicht in Worte zu fassen wußte; wie armselig gering war aber Alles, was sie Lonnitz bis jetzt zu sagen versuchte, und er konnte doch nicht ahnen, was sie nicht auszusprechen vermochte.

So versunken war sie in diesen Gedanken, daß sie nicht bemerkte, wie nach kurzem Anklopfen sich die Thür öffnete, welche nach der Vorhalle führte, und Lonnitz zu seinem gewöhnlichen Abendbesuche eintrat. Als er Elisabeth erblickte, blieb er zaudernd stehen. Die Abendsonne übergoß mit ihrer Gluth die zarte Gestalt, das goldige Haar und das süße Antlitz mit den ernsten, liebevollen Augen, so ganz das Bild der wunderthätigen Elisabeth, wie Lonnitz dasselbe bei dem ersten Anblick des Mädchens empfangen, nur liebe-, trost- und freudenspendender noch war es für ihn geworden, als das erste ihm damals sein konnte, und wie es sich nun tiefer und tiefer in seine Seele gegraben hatte.

Da er nach einigem Zaudern endlich die Thüre hinter sich zudrückte, hob sie die Augen zu ihm auf und er sah, daß sie voll Thränen standen. Sogleich eilte er auf sie zu und ergriff besorgt ihre Hand.

„Sie weinen, Fräulein Elisabeth?“ rief er erschrocken. — „Kind“ hatte er sie nie wieder genannt. „Mein Gott, ist Ihnen, ist Ihrer Mutter etwas widerfahren?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf, vergeblich sich bemühend, die heißen Thränen der Rührung zu bekämpfen, welche sich dennoch bei seinen herzlichen Worten nur um so unaufhaltsamer hervordrängten. „Es ist ja nur Freude, die mich erfüllt, — das Glück ist so groß, daß Sie uns gegeben haben. Ach, wenn ich Ihnen nur dafür danken könnte, so recht von Herzen — aber ich vermag es nicht,“ stammelte sie endlich hervor.

Ihre tiefe Bewegung theilte sich auch ihm mit und erfaßte ihn so gewaltig, daß er plötzlich ihre Hand an seine Lippen zog und leidenschaftlich küßte.

Sie war darüber so erschrocken, wie er es damals war, als sie seine Hand dankerfüllt küßte, und auch sie rief, wie er damals: „Was thun Sie?“

„Diese Hand küssen, welche mich zu meinem rechten Leben zurückgeführt hat,“ antwortete er feurig. „Ach Elisabeth, was wäre ich ohne Sie? Noch der traurige, aus seinen Bahnen gerissene Mensch. Nicht Sie haben mir zu danken, sondern ich Ihnen.“

„Nein, nein, Lonnitz, theuerster Freund,“ sagte da Wartenegg, welcher aus dem Zimmer seiner Frau hereinkam; „nie können wir Dir genug für das danken, was Du für uns gethan hast. O, daß ich Dir das jemals zu vergelten vermöchte!“

„Mir vergelten?“

Mit heißen Blicken betrachtete Lonnitz das junge Mädchen, deren

Hand er noch immer in der seinigen hielt, als wolle er sie nie wieder loslassen. Wie oft schon hatte er sich gefragt, ob es nur Dankbarkeit oder ein wärmeres Empfinden für ihn sei, das er in ihren Augen zu lesen meinte, und beklommen fragte er sich auch jetzt, was es sei, das aus ihren Thränen zu ihm sprach. Und wie er nicht auszudenken vermochte, daß er jemals wieder die Gegenwart des Mädchens missen solle, drängte ihn jetzt das leidenschaftliche Verlangen seines Herzens, sich schnell das Glück zu erringen, wenn es erreichbar für ihn sein könne. Entschlossen wendete er sich dem Freunde zu.

„Mir vergelten und viel mehr noch als mir gebührt, Du könntest es mit der Hand, welche ich halte. Würdest Du mir sie geben, wenn ich Dich darum bitten sollte?“ fragte er.

„Mit tausend Freuden, Lomnitz. Wenn Elisabeth will, Keinem lieber als Dir,“ rief der Graf freudig erregt.

„Aber Sie, Elisabeth, werden Sie wollen?“ fragte Lomnitz das Mädchen, und seine Augen suchten bange in den ihrigen zu lesen. „Haben Sie es denn erkannt, wie heiß und über Alles ich Sie liebe, und könnten Sie mich ein wenig wieder lieben, um die Meine zu werden — das Glück und der Sonnenschein, die Ermuthigung und der Trost meines Lebens?“

Er fühlte in seiner Hand, wie die des Mädchens in heftiger Erregung zitterte, ihre Augen aber blickten vertrauensvoll und glückstrahlend zu ihm auf, als sie ihm antwortete:

„Ja, ich will, denn ich liebe Sie von ganzem Herzen.“

Dann aber sank ihr Kopf, wie überwältigt von der Größe ihrer Empfindung, an seine Schulter, und seine Arme umschlangen leidenschaftlich seine wunderthätige Elisabeth. —

Das eben Vorgefallene war für alle Theile so schnell, so überwältigend gekommen, daß sie sich überrascht erst sammeln mußten, um ihre Erregung zu beherrschen, ehe eines von ihnen wagen konnte, wieder zu der Gräfin zu gehen. Lomnitz bat dringend, dieser heute noch nichts von alle Dem zu sagen, da das Wiedersehen mit dem Gatten schon der Aufregung genug für sie gewesen war, als daß noch mehr auf sie einstürmen dürfe. Er gestattete daher auch nicht, daß Wartenegg diesen Abend nochmals seine Frau sehe; er selbst machte ihr den üblichen Krankenbesuch noch, dann zog er sich mit dem Freunde zurück, und Elisabeth ging zu der Mutter.

Nun trat die gewöhnliche, abendliche Stille und Ruhe in den verschiedenen Krankenzimmern ein, nur in des Doctors Gemach saßen die beiden Freunde noch lange in lebhaftem Gespräch beisammen, beider Herzen überströmend voll des innigsten Glückes und jeder für den andern die alte Freundschaft wärmer denn jemals empfindend. Mitternacht war längst vorüber, als sie sich endlich trennten, um nun auch ihre Schlafzimmer aufzusuchen, nur Lomnitz wollte zuvor noch einen schwer Leidenden aufsuchen.

Als er leise in der Vorhalle dahin ging, wurde plötzlich eine der

Thüren aufgerissen und eine Wärterin stürzte mit dem entsetzten Ruf: „Es brennt!“ aus einem der Zimmer heraus. Sie hatte einer Kranken Medicin reichen wollen, dabei das Nachtlicht umgestoßen und dadurch die Bettvorhänge entzündet.

Lomnitz sprang in das Zimmer, wo das Feuer schon beträchtlich um sich griff; mit Mühe und Noth konnte die Kranke herausgebracht werden. Während er selbst den herbeieilenden Hausdienern half, die weitere Verbreitung des Feuers möglichst zu verhindern, bis Hülfe aus der Stadt kam, beorderte er den Assistenzarzt, zur Sicherung der verschiedenen Kranken, deren Transport in den unteren Operationssaal vorsichtig zu leiten.

Wartenegg war nicht sobald durch den entstandenen Lärm auf das Unglück aufmerksam gemacht worden, als er auch sogleich voll Angst zu den Seinen eilte. Man hatte schon ein Tragbett in das Zimmer gestellt und zwei Wärterinnen harrten nur noch auf den Assistenzarzt, um nach dessen Anordnung die Kranke hinüberzuheben, als Wartenegg herbeigestürzt kam.

„Schnell, daß wir meine Frau fortschaffen, — ich will helfen, sie hinwegzutragen,“ drängte er auf's höchste erregt. „Was zaudern Sie denn noch? So beeilen Sie sich doch und heben Sie die Kranke in das Bett hinüber; es wächst ja die Gefahr!“

So getrieben und fortgerissen von des Grafen Angst, hoben sie die Gräfin an Armen und Füßen in das Tragbett hinüber. In diesem Augenblick trat der Assistenzarzt ein, tief erschreckend bei dem Anblick dieses Vorganges.

„Wie können Sie die Kranke so herausheben,“ flüsterte er bestürzt den Wärterinnen zu. „Sie wissen doch, daß es nur mit dem Bettlaken geschehen darf.“

Doch es war jetzt nicht Zeit zu weiteren Erörterungen; Wartenegg hob ungeduldig das Tragbett mit auf und half die Gräfin fortbringen.

Unterdeß war man mit äußerster Anstrengung bemüht, des Feuers Herr zu werden, und es glückte auch, es nur auf das eine Zimmer zu beschränken. Lomnitz war unausgesetzt mit thätig gewesen, bis alle weitere Gefahr beseitigt war und die Kranken wieder zurück in ihre Räume geschafft werden konnten.

Sein erster Besuch galt der Gräfin, da er voll Sorge war, die Beunruhigung dieser Nacht möchte sie angegriffen haben. Als er an ihr Bett trat, sah sie ihn mit schmerzverstörtem Antlitz an.

„Ich habe furchtbare Schmerzen, Herr Doctor,“ klagte sie, „so heftig, wie noch nie in diesen Wochen.“

Lomnitz löste den Verband der Wunde ab, und zu Tode erbleichend, wäre er fast vor Schreck zurückgetaumelt; denn die Wunde war aufgerissen und klaffte ihm fürchterlich entgegen.

„Was ist denn mit mir geschehen?“ fragte die Gräfin angstvoll, da sie sein bleiches Gesicht sah.

„Beruhigen Sie sich, nichts, dem nicht abgeholfen werden könnte. Seien Sie nur standhaft, die Wunde hat sich etwas geöffnet und wir müssen sie gleich wieder schließen.“

Aber im Herzen fürchtete Lomnitz, daß nun Alles verloren sei. Und leider täuschte er sich nicht, es zeigte sich sehr bald an dem verschlechterten Zustand, daß eine Rettung nun unmöglich war. Der Rückschlag war zu entsetzlich, nachdem sie eben noch das wiedergewonnene Glück fest zu besitzen geglaubt, und Lomnitz konnte es nicht über sich gewinnen, den Freund und die Geliebte von dem Fehlschlagen ihrer Hoffnungen in Kenntniß zu setzen. Es war ihm daher eine Erleichterung, daß Wartenegg dringender Geschäfte wegen wieder abreisen mußte, und er den besorgten Fragen desselben vor der Hand entgehen konnte. Elisabeth suchte er noch so viel als möglich zu trösten, wenn sie die qualvollen Schmerzen der unglücklichen Mutter mit ansehen mußte, ohne das eine Möglichkeit war, ihr helfen zu können.

Eines Tages, als Lomnitz gerade allein bei der Kranken war, ergriff diese seine Hand und sah ihn forschend an.

„Lieber Ernst,“ begann sie leise zu sprechen, — sie wußte natürlich, in welchem Verhältniß er nun zu ihr stand, — „nicht wahr, jetzt ist keine Rettung mehr für mich?“

Er hatte eine quälende Angst, ihr die Wahrheit zu sagen; der Gedanke an Norden stand immer schreckhaft vor ihm da.

„Fassen Sie Muth, es sind schlimmere Kranke geheilt worden,“ antwortete er so zuversichtlich als möglich, obgleich er wußte, wie er log.

„Sollte aber keine Rettung mehr für mich sein, dann bitte, sagen Sie es mir. Werden Sie es thun?“

„Ja,“ sagte er und vermied, ihr in die Augen zu sehen.

„Ich leide so unsagbar,“ fuhr sie seufzend fort, „daß, wäre keine Hoffnung mehr, ein schneller Tod eine große Gnade für mich sein würde.“ Sie sah ihn flehend an, als wolle sie mehr sagen; aber, wie sehr ihn auch der Blick schmerzte, that er doch, als sähe er ihn nicht, sprach ihr noch ermuthigend zu und eilte, wie ein Schuldbewußter, sie so schnell wie möglich zu verlassen.

Im Nebenzimmer traf er auf Elisabeth, welche zu der Mutter gehen wollte. Er umarmte sie heftig und zog sie an das Fenster.

„Mein Lieb,“ sagte er mit eigenthümlicher Hast, „ich habe Dich schon immer fragen wollen, ob Dein Vater die traurige Erzählung über den Tod unsres Freundes Norden Dir allein mitgetheilt hat oder auch Deiner Mutter?“

„Mir allein, Ernst,“ antwortete sie. „Er verbot mir sogar, Mama davon zu sagen, weil wir sie doch damals fur verloren hielten und sie mit so Traurigem nicht aufgeregt werden solle.“

„Das war weise, meine Elisabeth, halte fest daran; denn vor Kranken soll man nicht solche Nachtbilder des Leidens aufdecken," sagte Lomnitz und athmete erleichtert auf.

Um vieles zuversichtlicher ging er am andern Morgen zu der Gräfin; es war ihm, als sei er selbst einer großen Gefahr entronnen. Aber er hatte sich getäuscht, denn als er sich nach einiger Zeit erhob, um wieder zu gehen, rief sie ihn leise bei seinem Namen. Er beugte sich zu ihr nieder, da legte sie den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf zu ihrem Mund herab.

„Ernst, darf der Arzt helfen, daß der Tod schnell einen furchtbar und unrettbar Leidenden erlöse?" flüsterte sie ihm zu, die brennenden Augen in Todesqual auf ihn gerichtet.

„Nein," entgegnete er, so fest als möglich.

„Auch nicht, wenn der Kranke es wünscht, darum bittet, als um das letzte Labsal, nach dem er lechzt?"

„Auch dann nicht," sagte er fast rauh in der Angst seines Innern.

„Ach!" seufzte sie schwer auf, „wie grausam doch oft der Mensch in rauher Pflichterfüllung ist. Wem dient er damit? Nicht Gott, nicht der Menschheit."

Sie hatte nur zu sehr Recht; er kam sich hart, grausam, unmenschlich vor, aber er zwang sich ihr gegenüber dazu. Als er jedoch in seinem Zimmer war, drückte er verzweiflungsvoll die Hände vor das Gesicht und stöhnte in tiefstem Jammer auf. So sollte denn dieser fürchterliche Kampf zwischen Pflicht und Menschlichkeit abermals beginnen, fürchterlicher noch wie damals, als Norden in ihn drang, und er dem erlag. Die Mutter seiner Elisabeth! Er wußte, wie sie litt, wie entsetzlich, wie rettungslos und doch vielleicht wie lange noch. Sein Herz blutete, das mit ansehen zu müssen, wie viel mehr aber noch, wenn sie nun von ihm die Erlösung anflehte, welche er nicht bringen durfte.

Da, als er verzweiflungsvoll nach Festigkeit für seine harte Aufgabe rang, fiel ihm ein, worauf ihn Elisabeth brachte, um ihn zu ermuthigen, seinen alten Beruf wieder aufzunehmen. Ein Schiedsgericht! Konnte er das nicht bei seinen Collegen finden, eine Zustimmung für solchen Fall von ihnen erhalten?

Sofort eilte er zu dem ersten Professor der Medicin an der Universität, einem alten Herrn, der schon die siebzig überschritten hatte. Ihm trug er in bewegten Worten den hoffnungslos gewordnen Fall, das qualvolle Leiden und Flehen der Unglücklichen vor.

Der alte Herr blickte ihn theilnehmend an, da er sah, wie tief Lomnitz als Mensch unter dieser Härte seines Berufes litt.

„Lieber College," sagte er mitleidsvoll, „denken Sie denn nicht, daß ich alter Mann in meiner beinah fünfzigjährigen Praxis nicht auch schon oft, wie Sie jetzt, vor diesem großen Conflict gestanden habe, wo ich

wünschen mußte, Erlösung zu bringen und das doch nicht durfte? Und so wenig wie Sie selbst das Recht haben, die befreiende Hülfe zu bringen, können auch Ihre Collegen nicht, trotz ihrem zustimmenden Urtheil, Ihnen das Recht dazu geben, so lange uns nicht der Staat als Richter darüber einsetzt und uns die Entscheidung verleiht, wo in verzweifelten Fällen aus Menschlichkeit die nutzlosen Qualen des Leidenden beendet werden dürfen. So aber, wie es jetzt steht, müssen Sie, wie wir alle, treu der Pflicht Ihres Berufes warten, und wie hart es Ihnen auch ankommen mag, die natürliche Anschauung des Menschen dem gegenüber zu unterdrücken suchen."

So mußte denn Lomnitz den schweren Kampf wieder auf sich nehmen, dem er schon einmal unterlegen war und nimmermehr ein zweites Mal unterliegen durfte, obgleich er schwerer noch als der war, den Norden ihm bereitet hatte: eine schwache Frau, mit den süßesten Banden des Herzens an ihn geknüpft, nicht wagend, das Labsal eines schnellen Todes direct von ihm zu begehren, und doch bei jedesmaligem Sehen ihm diese Bitte herzzerreißend nahe legend. Mit gefolterter Seele ging er zu der Kranken, begegnete er ihren flehenden Augen, hörte er ihre verzweifelte Frage: „Ist denn wirklich noch Hoffnung da?" und nach Standhaftigkeit ringend, log er sie mit einem Ja an, da er nicht den Muth besaß, ihr die Wahrheit zu sagen.

Aber vor Elisabeths Augen vermochte er nicht lange mit seiner innern Qual zu entrinnen. Ihr feines Gefühl machte sie zu scharfsichtig, als daß ihr entgehen konnte, wie in seiner Seele noch etwas andres als Sorge um den verschlimmerten Zustand ihrer Mutter ringe. Angstvoll suchte sie in des Geliebten Augen zu lesen, und da er ihren forschenden Blicken auszuweichen suchte, folgte sie ihm in das andre Zimmer nach.

„Ernst, nicht wahr, es steht sehr schlecht um die arme Mama?" fragte sie, seine Hand festhaltend.

Er zog die Geliebte an sich und umschlang sie mit seinen Armen. Sie vermochte er nicht zu täuschen.

„Du bist meine starke Elisabeth, Dir kann ich die Wahrheit sagen. Ja, Geliebte, ich vermag nicht mehr, die theure Mutter zu retten.

„O Gott, keine Hülfe mehr, nachdem schon Alles gewonnen war!" stöhnte sie auf. „Und weiß sie, daß sie verloren ist?"

„Sie ahnt es wenigstens."

„Sie fragte Dich danach?"

„Ja, so oft ich zu ihr komme, und ich habe nicht den Muth, ihr die Wahrheit zu sagen, denn sie —" Er brach ab, er hatte auch nicht den Muth, der Tochter zu sagen, um was die Mutter ihn anflehe.

Elisabeth aber begriff Alles sofort.

„Denn sie fleht Dich an, ihr den Tod zu geben," flüsterte sie, seine Worte ergänzend. „O meine arme, gequälte Mutter!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte herzbrechend auf,

die ganze Gestalt im tiefsten Weh erschütternd. Aber nur einmal ließ sie sich so vom Schmerz übermannen, dann unterdrückte sie auch dieses Aufschreien desselben, — sie wußte, was er, der bei ihr stand, litt und sie durfte ihm das Schwere nicht noch schwerer machen. Plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals und preßte ihn an sich.

„Und zu denken, daß ich es war, die Dich dazu drängte, die in diesen Kampf Dich wieder gezogen hat, da Du ihn meiden wolltest!" sagte sie. „Aber sei getrost, Geliebter, ich will ihn Dir mit keiner Klage, keiner Bitte erschweren, sondern der armen Mama beistehen, ihre furchtbaren Leiden zu tragen und sie in Gott zu trösten suchen."

„O meine Elisabeth," rief er, und die heißen Thränen traten ihm ihn die Augen, „wie habe ich doch gleich, als ich Dich sah, geahnt, welche Größe in Dir liegt, und was ich einst selbstsüchtig und vermessen Dir aufbürden wollte, weil ich meinte, Du seiest so stark, es tragen zu können, das hat nun ein hartes Geschick Dir auferlegt: die Leidtragenden und Sterbenden zu trösten!"

Sie hielt den Geliebten fest umschlungen und küßte ihm die Thräne von dem Auge weg, indem sie die eignen zurückzudrängen suchte, und er fühlte sich stärker werden in der Kraft dieser durch selbstloseste Liebe wunderthätigen Seele seiner Elisabeth.

Da wurde hastig die Thüre geöffnet und die Wärterin trat sichtlich erschrocken herein.

„Bitte, Herr Doctor, kommen Sie schnell zur Frau Gräfin," rief sie besorgt, „es ist plötzlich eine merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen."

Und als Lonnitz mit Elisabeth an das Bett der Kranken eilte, sahen sie dieselbe mit geschlossenen Augen auf dem Kissen ruhen. Da war nichts mehr von Schmerz und Qual auf diesem Antlitz zu lesen, ein Lächeln des Friedens verklärte die stillen Züge. Ein Blick darauf genügte dem Arzt, zu wissen, wie es stehe. Er zog Elisabeth mit sich nieder und sagte feierlich:

„Knie und danke mit mir, Elisabeth. Eine höhere Hand hat erlösend geholfen, wo meine es nicht durfte, — ein Herzschlag hat unsere Mutter von ihren Qualen befreit!"





Hans von Bülow.

Von

Paul Marsop.

München.

I.

Die Wissenschaft der Musikhistorie hat sich im Vergleich zu den verwandten Zweigen der Literatur- und Kunstgeschichte seither nur in bescheidenen Verhältnissen entwickelt. Man hat dies auf mannigfache Weise zu erklären versucht, hat mit diesen Erklärungen viel Zeit verloren, die auf die Fortführung der historischen Arbeiten besser hätte verwendet werden können und ist in der Hauptsache nicht weiter gekommen. Inzwischen erlebte man jedoch das in Deutschland seltene Vorkommniß, daß die Theorie durch die Praxis überflügelt würde. Das Wirken Hans von Bülows, wie es sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts entfaltete, ist lebendige Musikgeschichte. Bülow zog von den ersten Anfängen deutscher Tonkunst an bis zu den Ereignissen der jüngstverflossenen Tage die Summe unserer musikalischen Vergangenheit. Unermüdlich wies er in Text und erläuternden Beispielen auf Gesetze musikalischer Entwickelungslehre hin; er ließ die geistigen Wechselbeziehungen, welche zwischen den großen Meistern bestanden, in voller Deutlichkeit heraustreten und zeigte die Fäden auf, welche Altes und Neues untrennbar mit einander verknüpfen. Durch Bülow ist auf musikalischem Gebiete erst das rege geworden, was den, welcher nicht nur genießen, sondern auch erkennen will, lehrt, eine Kunst in ihrer Wesenheit zu erfassen: der historische Sinn.

Wie die Componisten, deren Werke er, ein ihnen nicht Unebenbürtiger, nachschafft, kann auch Bülow nur im Zusammenhange mit seinen künstlerischen Vorfahren begriffen werden. Die letzte individuell bedeutsame Erscheinung

jenes außerordentlichen Virtuosengeschlechtes, welches, ideell in Mozart wurzelnd und praktisch durch Hummel begründet, sich in so zahlreichen Linien über Deutschland und Frankreich verzweigte, ist er der erste unter den ausführenden Musikern, welcher den „Erdenrest zu tragen peinlich" — eben das Virtuosenhafte — völlig von sich abgestreift hat und ganz Künstler geworden ist. Hatten Clementi und Cramer die Grundlagen der modernen Claviertechnik festgestellt, war das Mechanische der pianistischen Leistungsfähigkeit durch Thalberg und die Pariser Schule bis zur Vollkommenheit gesteigert worden, so brachte Liszt das geistig belebende Element hinzu. Dies stellte sich bei ihm als lebendige, meist hinreißende, aber im Wesentlichen nicht allzu objective Auffassung dar; er gab damit noch nicht das Höchste des Erreichbaren, aber das Dämonische der Künstlernatur schlug in ihm so übermächtig vor, daß er zündendere Wirkungen hervorrief, als irgend einer der Clavier-Gewaltigen vor und nach ihm. Neben ihn trat dann, in annähernd großen Verhältnissen, der sarmatische Liszt: Anton Rubinstein. Liszt war freigebig mit Geist, theils mit seinem eigenen, der nicht so leicht auszuschöpfen war, theils mit dem der Componisten; hinter dem letzteren mit seinem Selbst ganz zurückzutreten, ihn allein, aber auch in vollem Umfange walten zu lassen, das vermochte er noch nicht. Dieser idealen Forderung wurde erst Bülow gerecht. Er hat sich das technische Vermögen wie die Vortragskünste seiner Vorgänger zu eigen gemacht; dann jedoch hat er sich von ihnen wie — von sich selbst emancipirt, sodaß er allein die Sprache des Componisten redet, in dessen Dienst er sich stellt. So wurde ihm das Clavier nur Mittel zum Zweck; so trat er vom Flügel zum Directionspulte und hat den Commandostab, welchen Liszt stets nur für Zeit und Weile ergriff, nie wieder aus der Hand gelegt. Der letzte Virtuose großen Stiles wurde zum ersten der Capellmeister.

Sollte es nur ein Spiel des Zufalls sein, daß mit ihm gerade dann das reproducirende Genie die höchste Stufe der Entwickelung erklomm, als bedeutsame Epochen des producirenden sich ihrem Ende entgegenneigten?

Als die Dichter pausirten, kamen die Recensenten und schrieben Literaturgeschichten. Als die absolute Musik in den bislang entwickelten Formen das Höchste ausgesprochen, als Richard Wagner die große, musikdramatische Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß geführt hatte, da kam Bülow, sammelte die Kleinodien der Tonkunst, welche, mit dem Staub des Alltagstreibens bedeckt, hierhin und dorthin verstreut waren und stellte den unermeßlichen Besitz wohlgeordnet wie in einer Schatzkammer auf. Funkeln uns jetzt diese Kostbarkeiten in schönstem Glanze entgegen, so haben wir das Bülow zu verdanken.

Wollen wir ihn verstehen, wie er ist, so haben wir zu verfolgen, wie er geworden ist.

Mehrere Jahrzehnte, ehe Hans von Bülow das Licht der Welt erblickte, hatte sich bereits ein anderer Sproß des vielverzweigten Geschlechtes

einen guten Namen als Musiker erworben: es war dies kein Geringerer als Friedrich Wilhelm von Bülow, der ruhmgekrönte Sieger von Großbeeren und Dennewitz. Mit bemerkenswerthen Anlagen ausgerüstet, selbst nicht ohne Talent für Composition, genoß er den Unterricht Zelters und versuchte er sich mit Erfolg in den größeren Formen geistlicher Musik; Adjutant und Freund des genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen war er mit diesem durch die Gemeinsamkeit der künstlerischen Interessen innig verbunden. In der engeren Familie Hans von Bülows scheinen dagegen literarische Neigungen vorherrschend gewesen zu sein. Sein Vater, der Kammerherr Eduard von Bülow, war ein Mann von wählerischem poetischen Geschmack, der um seiner Belesenheit wie um seines frischen novellistischen Talentes halber sich über den Kreis seiner zahlreichen Freunde hinaus allgemeiner Werthschätzung erfreute; er trug insbesondere den Romantikern die wärmsten Sympathieen entgegen und unterhielt mit Ludwig Tieck Jahre lang einen regen Verkehr. Der Tonkunst stand er ferner; seine musikalischen Verdienste beschränkten sich darauf, daß er sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben, schließlich mit dem Künstlerberuf seines Sohnes zu befreunden vermochte. Im Jahre 1828 siedelte er sich in Dresden an und dort wurde, am 8. Januar 1830, Hans Guido von Bülow geboren. Auch diesem hätte, als er noch in den Kinderschuhen stack, Niemand prophezeihen können, daß in ihm einer der bedeutendsten Musiker des neunzehnten Jahrhunderts erwachsen würde; überhaupt schienen nicht ungegründete Zweifel darüber zu bestehen, ob aus dem stillen und schwächlichen Jungen jemals etwas Rechtes werden möchte. Ganz unvermuthet brach in seinem zehnten Jahre, unmittelbar nach einem heftigen Anfall von Gehirnentzündung, das musikalische Talent durch und mit einem Eifer, der für die spätere unbeugsame Energie des Mannes bedeutsam war, ging der Knabe jetzt an die pianistischen Studien. Das Geschick wollte ihm wohl: es ließ ihn, nachdem er sich bei einer tüchtigen Elementarlehrerin die Grundlagen der Technik angeeignet hatte, die Unterweisung des vortrefflichen Friedrich Wieck, des Vaters und künstlerischen Berathers einer Clara Schumann genießen. Der sittliche Ernst, das Gediegene, Herbe, aber durch und durch Lautere dieses Meisters mußte nicht allein der pianistischen Ausbildung, sondern auch der Charakterentwickelung des Schülers förderlich sein. Wieck, in seinen ästhetischen Anschauungen ein eigensinniger Liebhaber des Rococo in der Tonkunst, war andererseits seiner und der heutigen Zeit insofern vorangeeilt, als er den „Clavierlehrer“ dazu berufen hielt, durch eine nach strengen pädagogischen Grundsätzen durchzuführende musikalische Schulung auch an der Erziehung des Menschen mitzuarbeiten. Man darf wohl annehmen, daß das Ehrenfeste, Zielbewußte, bis zur Hartnäckigkeit Ueberzeugungstreue, welches den Mann Bülow auszeichnet, aus Keimen herauswuchs, die der wackere Dresdener Meister in das empfängliche Kindergemüth streute. Als die alte Schule dem Knaben ihr Bestes

gegeben hatte, streifte ihn alsbald der Athem einer neuen Zeit. Henry Litolff, einer jener wunderlichen Sturmvögel der großen musikalischen Revolution, die sich pomphaft ankündigten und sich hernach im Gewühl der Straße verloren, kam im Jahre 1844 nach Dresden und führte in das Haus, das der Vater Hans von Bülows zu einer der letzten Herbergen der literarischen Romantik geweiht hatte, auch die musikalische ein. Diese herrschte zur gleichen Zeit fast unumschränkt auf der Dresdener Opernbühne und mochte wohl die zu eigenem Leben erwachende Phantasie des feurigen Jünglings mit zauberischen Klängen und verlockenden Bildern erfüllen. Richard Wagner hatte als Dirigent wie als schöpferisches Genie das künstlerische Erbe Webers angetreten: ihm, dem Tondichter des „Tannhäuser" standen zwei hohe, edle Gestalten zur Seite: Wilhelmine Schröder-Devrient, noch einmal, ehe ihr Gestirn erbleichte, mit dionysisch-trunkenem Blick auf die Ruhmesbahn unvergeßlicher Jahre zurückschauend, und Johanna Jachmann-Wagner, damals eine Novize im Tempel der Kunst, der die Auguren voraussagten, daß sie bald am Altare stehend als Hohepriesterin herrschen würde. Welche Fülle der Gesichte! Eine flüchtige Begegnung mit dem an Jahren noch jungen, an Erfahrungen und Schmerzen schon überreichen Meister — und Bülow mußte Elb-Florenz den Rücken kehren. Aus dem kunst- und lebensfreudigen Dresden ging es nach dem stillen, trockenen, tonarmen Stuttgart, woselbst der Lindpaintner'sche Zopf noch in breitgedehnten Schwingungen den Tact angab. Gering war die Ausbeute, welche das Musikleben dieser Stadt dem jungen Kunstbeflissenen bot; seine einschlägigen Studien nahmen keinen entsprechenden Fortgang; doch war er schon so weit vorgeschritten, um sich zum ersten Male vor einem Publikum und zwar mit Mendelssohns D-moll-Concert nicht ohne Erfolg hören lassen zu können. Immerhin war der Stuttgarter Aufenthalt nicht ganz bedeutungslos für ihn; er lernte ebendort in Joachim Raff einen Mann kennen, mit dem er stets in aufrichtiger Freundschaft verbunden blieb und dessen künstlerische Eigenart ihn besonders ansprach.

Inzwischen hatte er seine Gymnasialstudien zu Ende geführt und es trat nunmehr die Frage der Berufswahl an ihn heran. So sehr er die Tonkunst liebte, so wenig dachte er damals schon daran, in der Ausübung derselben seine Lebensaufgabe zu sehen. Er gab daher den Wünschen seines Vaters, welche darauf hinausgingen, daß er sich den Rechtswissenschaften widmen sollte, um dann in die Beamten- oder diplomatische Laufbahn einzutreten, ohne Weiteres Gehör und bezog zu Ostern 1848 die Universität Leipzig. Bereits ehedem hatte er von Dresden aus das alte Handels- und Musik-Emporium aufgesucht und war dort im Hause des Professor Frege, in welches ihm verwandtschaftliche Beziehungen den Zugang eröffneten, noch mit Felix Mendelssohn in Berührung gekommen. So fand er auch als Student daselbst ein gastliches Heim und zugleich Vieles, was ihn der Musik näher und näher führte. Bei Frau Livia Frege, die sich vor ihrer

Verheirathung als Sängerin einen namhaften Ruf erworben hatte, ging Alles aus und ein, was das künstlerische Leipzig, das in jenen Jahren seine Blütheepoche durchlebte, an Berühmtheiten und angesehenen Namen in seinen Mauern barg. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht ausbleiben, daß Bülow seine praktischen und theoretischen Musikübungen wieder aufnahm; er wurde Schüler Moritz Hauptmanns, des geistreichen, etwas verbissenen Vorkämpfers der Mendelssohn'schen Schule und machte sich unter seiner Leitung die Wissenschaft des Contrapunktes zu eigen.

Kaum war dieser Unterricht abgeschlossen, als Bülow in den Kreis des literarischen Bannerträgers der neuen Aera trat; ein Empfehlungsschreiben Robert Schumanns vermittelte ihm die Bekanntschaft mit Franz Brendel, der, nachdem Schumann von der Redaction der „neuen Zeitschrift für Musik" zurückgetreten war, die Leitung dieses Blattes übernommen hatte und als erster der modernen, musikalischen Journalisten die große Fehde der Jungen gegen die Philister von dem legendenhaften Turnierplan der Phantasieritter Florestan und Eusebius auf den realen, sehr heißen Kampfboden Neu-Weimars hinüberspielte. Es ist eine wunderliche Laune des Geschicks, daß gerade Schumann, der zwischen dem Nach-Classicismus der Mendelssohn und Hauptmann und den Umsturzideen der Programmatiker, wenngleich unfreiwillig, die historische Vermittelung übernehmen mußte, auch Hans von Bülow an die Sphäre Franz Liszts heranführte. Alsbald ist auch der Erstere in Weimar, um bei dem Groß- und Hochmeister des Clavierspieles sich Raths zu erholen, ob man sich von seiner pianistischen Begabung Gutes versprechen dürfe. Liszt hatte für den jungen Genossen mehr als ein freundliches Wort, nicht nur, weil es ihm, wie sonst so oft, in seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit schwer wurde, Nein zu sagen, sondern diesmal, weil er die Ueberzeugung hegte, daß der, der vor ihm stand, eine künstlerische Zukunft haben würde. Noch aber hielt es den Strebenden nicht in Weimar fest; noch vermochte er es nicht, sich dem Banne der strengen Göttin Themis ganz zu entziehen. 1849 ging er nach Berlin, mit der ausgesprochenen Absicht, dort seine „Berufsarbeiten" in emsiger Thätigkeit abzuschließen. Doch bald legte er die Pandekten bei Seite, um sich kopfüber in das politische Parteileben jener gährenden Zeiten zu stürzen. Er, der einen der stolzesten Namen des Königreiches trug, warf sich blindlings der extremen Linken in die Arme und schrieb in der „Abendpost" Artikel, in denen der Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftseinrichtungen mit unverblümten Worten gepredigt wurde. Nach und nach verlor er den Geschmack an diesem socialistischen Theaterfeuerwerk; aber die einmal in ihm erwachte Kampfeslust war zu mächtig geworden, um sich wieder einschläfern zu lassen: mit der Klinge, welche er zuvor gegen die politischen Reactionäre geschwungen hatte, ging er jetzt den Kunstfeudalen kräftig zu Leibe. Man beachte: auf dem Umwege über die politische Kritik gelangt Bülow zum musikalischen Schriftstellerthum.

In den Aufsätzen, in welchen er dazumal seine Meinung verfocht, zeigt sich zum erstenmale der Polemiker Bülow in seiner vollen Eigenart. Sich auf seinen unerschütterlichen Glauben an das Ideal wie auf einen unantastbaren Besitz stützend, tritt er in bündiger, gedrängter Vortragsweise mit glänzender Dialektik für die Theorieen des musikalischen Jungdeutschland ein; satirische Ausfälle wechseln mit den Ergüssen einer hinreißenden, nichtsweniger als einer kühlen Natur entsprechenden Beredtsamkeit. Ohne Schonung wird der Feind in die Enge getrieben, um dann erbarmungslos zermalmt zu werden, aber auch des Freundes Herz daraufhin geprüft, ob ja kein Falsch an ihm sei. Der höchste Adel der Gesinnung paart sich mit verwegener Freiheit des Ausdrucks. Was auch die Jahre noch brachten, diese Züge haben sich in der strengen, ausdrucksvollen Physiognomie des Schriftstellers Bülow unverändert erhalten.

Wie viel nur immer solche literarischen Arbeiten zur geistigen Förderung Bülows beitrugen: der Hauptgewinn, den er aus ihnen zog, war, daß er nunmehr deutlich erkannte, welche Ziele er im Weiteren zu verfolgen haben würde. Ein künstlerisches Ereigniß, das er miterlebte, brachte den Plan, die Juristerei an den Nagel zu hängen, endlich zur Reife. Im Jahre 1850 fand in Weimar unter der Leitung Liszts die erste Aufführung des „Lohengrin" statt; Bülow wohnte derselben bei, und der Eindruck, welchen er von dem Werke erhielt, war ein so übergewaltiger, daß er jetzt der Musik ewige Treue gelobte. Wie vorauszusehen war, widersetzte sich seine Familie diesem Entschlusse nach Kräften; als der junge, feurige Musiker und „erste Wagnerianer" wußte, welchen Weg er zu gehen hatte, fand er denselben mit Hindernissen übersäet. Doch in der Ueberwindung derselben stählte sich sein Charakter, verdoppelte sich seine Energie. Wohl oder übel mußte er jetzt für seine Zukunft sorgen. Was thun? Ohne langes Zögern eilte er zu dem verbannten Haupt des neuen Bundes, zu Richard Wagner selbst. Wagner, der in den Jahren des Leidens und des Exils einen schärferen Blick für Menschen und ihre Begabung besaß, als späterhin in den Tagen seines Glückes, erkannte sofort, welch' Geistes Kind er vor sich hatte. Wie er den grandiosen Egoismus des Genies niemals denen gegenüber bethätigte, die ihrerseits einer Hülfe bedurften, so nahm er sich jetzt nach bestem Vermögen Bülows an. Er verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirectors in Zürich; er opferte ihm das Kostbarste, was ein Richard Wagner an Jemand wenden konnte, seine Zeit und wurde nicht müde, den heißblütigen, aber noch ein wenig naturalistischen Dirigenten in den Kunstgriffen der Kapellmeister-Technik zu unterrichten. Bald konnte der Schüler dem Meister Ehre machen; auf einer Reise, welche er im Jahre 1851 mit der St. Gallener Wanderoper unternahm, erntete er die uneingeschränkte Anerkennung der Fachvertrauten ein. Aber er, der von Jugend auf strenge Selbstprüfung geübt hatte, fand, daß sein Talent für öffentliches Wirken noch nicht genügend geschult sei; es drängte ihn, die Einzel-

kräfte noch gründlicher und vielseitiger auszubilden. Wiederum lenkte er seine Schritte nach Weimar.

Hier konnte man den musikalischen Herzschlag der Zeit verspüren; hier führte Liszt mit der unversieglichen Frische des trotz aller Triumphe des Virtuosen und Kunstcavaliers noch Unblasirten und der diplomatischen Grazie, die auch dem späteren Abbé noch so wohl anstand, die Herrschaft. Er ließ sich huldigen, aber er huldigte auch der Kunst. Er empfing viel, aber er gab noch mehr; der Vorrath seiner guten und geistreichen Gedanken schien nicht abzunehmen und sein Eifer, den Fähigen zu fördern, war ebensogroß als seine Liebenswürdigkeit. Wem konnte er nicht etwas mit auf den Weg geben, wer ließ sich nicht von ihm bestricken! Weilte nicht Berlioz, der ewig Mißtrauische, weltschmerzlich Grübelnde, vor unbefriedigtem Ehrgeiz sich verzehrende, Woche über Woche mit leidlich ruhigem Behagen in Weimar? Saßen nicht die vornehmsten und erlesensten Geister des Schumann'schen Kreises, ja Clara Schumann selbst an der vielsprachigen Tafelrunde Liszts friedlich mit den neudeutschen Himmelsstürmern beisammen? Gediehen nicht schaffende und reproducirende Talente in überreicher Fülle auf diesem vulkanisch-fruchtbaren Boden? Aus solchem bewegten, jeweilig fieberhaft vorwärts treibenden Leben erwuchsen für Bülow die nachhaltigsten Anregungen; im Verkehr mit begabten, theilweise bedeutenden Berufsgenossen aus aller Herren Ländern erweiterte sich sein Gesichtsfeld und klärte sich sein Urtheil. Durch Liszt erhielt er die pianistischen Weihen; durch ihn wurde er auch bestimmt, mit seiner Feder für die Programmmusik einzutreten. Es erscheint dies vollkommen begreiflich. Wer war je mit Liszt zusammen, ohne durch den großen Bezauberer fascinirt zu werden? Wer gab sich nicht, mit mehr oder weniger unfreiem Willen, dieser einschmeichelnden Vertraulichkeit, diesem unwiderstehlichen Dämon der Ueberredungskunst gefangen, unter dessen Händen jede enharmonische Extravaganz zu Musik und auf dessen Lippen jedes glänzende Sophisma zum Prophetenwort wurde? Und wer unter den Jüngeren vermochte es, wenn er aus dieser mit narkotisch berauschender Treibhausluft erfüllten Welt einmal herausgetreten war, sich so bald auf sich selbst zu besinnen und die Empfindungen für das Natürliche, Gesunde und Gesetzmäßige wieder in ihr Recht treten zu lassen? Auch Bülow, der anderweitig bereits Schein und Wesen zu sondern gelernt hatte, blieb für Zeit und Weile in den Nachwirkungen dieser Magie befangen; alsdann hat er mit bündiger Entschiedenheit die alten Fesseln von sich abgestreift.

Um ein vollgemessenes Theil Menschenkenntniß und Kunstwissen bereichert, einen schon mehr abgeklärten Idealismus im Herzen und mit den Plänen eines musikalischen Welteroberers im Kopfe verließ Bülow im Jahre 1853 Weimar, um seine erste Concertreise anzutreten. Dieselbe war nicht übermäßig vom Glück begünstigt; die Wiener und Pester, denen er sich zuvörderst vorstellte, sahen in ihm einen Pianisten wie andere mehr; man hatte noch nichts über ihn im Wochenblättchen gelesen; man war vielleicht

nicht abgeneigt, für ihn zu schwärmen, aber man wußte noch nicht recht, weshalb. Einen besseren Erfolg gewann er sich auf dem Musikfest in Karlsruhe und weiterhin in norddeutschen Städten. Man begann der Individualität Bülow gerecht zu werden, im Besonderen überzeugten sich die Musiker davon, daß der merkwürdige College, welcher sich bereits in seinen schriftstellerischen Arbeiten so unliebsam als selbständiger Kopf geltend gemacht hatte, nicht nur die Gebrechen anderer schonungslos aufzudecken wußte, sondern auch mit eigenen, nicht unbeträchtlichen Vorzügen für sich einstehen konnte. Zwischen diese erste und eine zweite ausgedehntere Kunstfahrt fiel eine kleine Schulmeister-Episode; ein Rittergutsbesitzer im Posen'schen kam auf den Gedanken, es mit einem aristokratischen Hauslehrer zu versuchen, der seine Kinder — so hoffte er wenigstens — zu musikalisch gesinnungstüchtigen Staatsbürgern heranbilden sollte. Bülow hatte indessen kaum sein erstes pädagogisches Frucht- und Dornenstück gewunden, als er sich von den ihm wenig zusagenden Verpflichtungen frei machte, um von Neuem als Clavierspieler, dessen Name fortan mit jedem ferneren Auftreten an Klang gewann, kreuz und quer durch Deutschland zu streifen. Freilich gab es noch immer genug des Kopfschüttelns! Ein Virtuose, der sich mit Paraphrasen, Transscriptionen, Phantasieen über beliebte Motive — ein jedes Motiv war beliebt, wenn nur der musikalische Schnellmaler etwas damit anzufangen wußte — kaum noch abgab, der, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, seine eigenen Erzeugnisse sich allein zur eigenen Erbauung vorspielte und in seinen Concerten „nur" gehaltvolle Compositionen zum Vortrag brachte, der schließlich Richtung — Richtung sein ließ, für alles eintrat, was schön und gediegen war, Schumann neben Beethoven und Chopin neben Mozart ein Plätzchen einräumte — ein solcher Virtuose war noch nicht dagewesen! Jedoch „Virtuose" mußte er sein; denn reiste er nicht herum, spielte er nicht Clavier, nahm er nicht Geld ein und brachte er nicht Hexereien zuwege, die Niemand erklären, geschweige denn nachahmen konnte, wenn er beispielsweise die Fuge der großen Hammerclaviersonate öffentlich und noch dazu aus dem Gedächtniß vortrug? Das war das allgemeine Urtheil.

Nur Wenige dachten anders. Sie sahen in der neuartigen Erscheinung den Musiker, der nichts sein wollte, als der Mandatar des Componisten; sie erkannten in ihm den heranreifenden Pädagogen großen Stiles, in welchem Genie und System, Logik und Phantasie zu einem so wunderbar harmonisch bisher noch niemals verschmolzenen Ganzen vereinigt waren. Zu diesen Wenigen gehörten die Leiter des ersten großen Berliner Conservatoriums, Julius Stern und Adolph Marx — dieser Schöngeist, der mit Hingebung in Gluck und Beethoven, noch lieber aber in philosophisch-künstlerischen Utopieen schwelgte, jener rühriger Geschäftsgeist, fast Materialist, aber ehemaliger Freund Mendelssohns, Musiker von feinstem Gehör und Dirigent von starkem Temperamente. Sie wußten Bülow festzuhalten, ehe

er Zeit hatte, sich ganz in die Neigungen des zigeunernden Musikerthums einzuleben; neun Jahre lang, von 1855 bis 1864 wirkte er an ihrem Institute. In dieser Stellung sammelte er, Tag für Tag rastlos im Lehren lernend, den besten Theil jener Erfahrungen, welche er später für seine Musterausgaben der Classiker (unter welchen er alle Componisten von Bedeutung versteht), verwerthete; dort war er für die Ausbildung so mancher tüchtigen Kraft thätig, welche späterhin das musikalische Leben der Reichshauptstadt mitbegründen half. Doch dieses Arbeitsfeld, welches die Leistungsfähigkeit einer minder nervigen Persönlichkeit bereits voll und ganz in Anspruch genommen haben würde, genügte dem Eifer Bülows nicht. Außerhalb des Conservatoriums war er nicht weniger thätig; er zählte zu dem spärlichen Häuflein, welches das nach dem Aufflackern und Emporbrausen der achtundvierziger Zeit dumpf und unfroh gewordene, vor dem Beginn des Schleswig-Holsteinischen Feldzuges nicht recht wieder auflebende Berlin bald mit der Feder bald mit dem Tactstock aufrüttelten. Schon damals war die Atmosphäre in weitem Umkreise um Bülow herum mit Elektricität geladen. Wie fühlten sich die philiströsen Gemüther darob beklommen, daß sich keiner von ihnen versehen konnte, an welcher Stelle es zunächst einschlagen würde! Auf der Bank der Spötter, auf der damals noch die jungen Kalisch, Dohm und Glasbrenner, die Schöpfer des neuberlinischen Humors, die ersten Plätze einnahmen, hatte sich Bülow alsbald als Gleicher unter Gleichen niedergelassen; die Spreeluft schlug seinem angeborenen Sarkasmus, seinem unaufhörlich geschäftigen Zergliederungstrieb vortrefflich an. Wo Bülow hin traf, da verdorrte die Weide der Dunkelmänner, aber dafür schlug des Lebens gold'ner Baum starke Wurzeln. Vielbefeindet wie der rüstige Streiter war, wußte er Alle in Athem zu erhalten; einem Bülowschen Orchesterconcert, einem von Bülow gegebenen Kammermusik-Abend mochten auch seine erbittertsten Gegner nicht fernbleiben. Nicht er nahm zu ihnen, nein, sie mußten zu ihm Stellung nehmen und das war, insofern er seine geistige Uebermacht dadurch deutlich erwies, für die damaligen Verhältnisse schon genug.

Bald nachdem er sich in Berlin niedergelassen hatte, verheirathete er sich mit der jüngeren Tochter seines Lehrers und Freundes Liszt, Cosima. Bei der Unzuverlässigkeit aller persönlichen Beobachtungen, bei dem erklärlichen Mangel an actenmäßigem Material, das über die Beziehungen dieser seltenen Geister zueinander allein sichere Aufschlüsse geben könnte, ist es schwer, auch nur Muthmaßungen darüber anzustellen, was sie zusammen führte. Vielleicht trat wieder einmal das Gesetz der Anziehung durch die Gegensätze in Kraft. Bülow hat, wie ehedem Richard Wagner, wie das wahre, große Genie überhaupt das weiche, zartfühlende und — so leicht verletzliche Gemüth der Kindesseele; ungeachtet seiner Spottsucht, seiner scheinbar für die Beurtheilung seines Charakters ausschlaggebenden glänzenden Verstandeseigenschaften, ist er innerlich durchaus Herzensmensch;

wäre er es weniger, so würden ihm viele Bitternisse erspart geblieben sein. Cosima Wagner — das Urtheil glaubt Schreiber dieser Zeilen verantworten zu können — erscheint dagegen zwar auch als eine den geistigen Durchschnitt unverhältnißmäßig überragende, ja als eine der begabtesten und allerbedeutendsten Frauen dieses Jahrhunderts, aber als ein Charakter, dessen Ehrgeiz unstillbar ist, der in feinster Berechnung, durch keine sonderliche Wallung des Gefühles beunruhigt und daher empfindungsreichere Seelen mit unheimlicher Gewalt durchschauend und lenkend noch heute Männer bester Art, mögen sie auch noch so selbständige Künstler und freie Philosophen sein, widerstandslos in seinen Bann zwingt. Wie sollte man es auch für möglich halten, daß eine Natur, welche väterlicherseits die Erbschaft ungarisch-internationalen und mütterlicherseits diejenige französischen Blutes antrat, sich aus innerster Seelenverwandtschaft zu zweien in ihrem Gemüthsleben, in ihrem Denken und Schaffen, in ihren riesenhaften Vorzügen und kleinen menschlichen Schwächen so ganz deutschen Meistern hingezogen fühlte! Noch einmal: wir sind heute keineswegs in der Lage, diese unsere Ansicht über eine hochgeniale Frau, welche etwas vom Dämon ihres Vaters in sich hat, durch unumstößliche „Gründe" zu stützen; ob wir richtig fühlen, das muß die Zukunft lehren.

So sehr sich Bülow durch die im Einzelnen gewonnenen Resultate seiner Berliner Wirksamkeit befriedigt fühlen durfte, so wenig konnte er sich mit dem Gedanken befreunden, daselbst für sein ganzes, weiteres Leben auszuharren. Nicht als ob er des Kampfes überdrüssig geworden wäre; er hat jeden Tag seines Daseins als einen verlorenen angesehen, an welchem er keinen Waffengang thun und für seine Ideale nicht wenigstens einen Zollbreit Bodens erobern konnte. Es gelüstete ihn jedoch, andere Schlachtfelder und Gegner zu suchen, die ihm etwas Neues sagen konnten. Ohnedies war, seit seinem ersten Eintreffen in Berlin, kein Jahr vergangen, in welchem er nicht „zur Erholung" künstlerische Streifzüge durch das In- und Ausland unternommen hätte. Bald durchkreuzte er Rußland, bald Belgien und Frankreich, allerorten als Spieler wie als Dirigent Triumphe feiernd, die Geister aus träger Muße aufstachelnd und das Evangelium des Beethoven'schen Geistes predigend. Besondere Festtage waren für ihn die, an welchen er, und zwar meist in Paris, mit Richard Wagner zusammentraf; je mehr er seine eigenen Kunstanschauungen läuterte, um so enger fühlte er sich jenem verwandt. Trat er fernerhin noch hier und da für Liszt ein, so bewog ihn dazu die Pflicht der Dankbarkeit, welcher er sich niemals entzog; zeigte er sich unablässig darum bemüht, Wagnerische Bestrebungen zu fördern, so trieb ihn auch sein Herz an, aber sein Verstand sagte Ja und Amen dazu. Wo es galt, für das große Reformwerk einzustehen, da war Bülow dabei, feuerte die Kleinmüthigen an und drückte, ein musikalischer Bismarck, die Gegner an die Wand. Auch er war Zeuge der Pariser Tannhäuser-Katastrophe vom Jahre 1861 und bewährte sich

in der allgemeinen Verwirrung als entschlossener, helfender Freund. Wagner hatte mehr wie eine Schuld an ihn abzutragen. Er ließ es nicht an sich fehlen. Kaum hatte sich nach der Thronbesteigung Ludwig II. das Blatt zu jenes Gunsten gewendet, als auch schon von höchster Stelle die Berufung Bülows nach der baierischen Residenz erging. Was die beiden Künstler in vereintem Bemühen daselbst schufen, das ist mit goldenen Lettern in die so junge und doch schon so ereignißreiche Geschichte der Kunststadt München eingetragen. Wie das München der bildenden Kunst unter den Auspicien Ludwig I. den großartigsten Aufschwung nahm, so errang sich das musikalische unter dem zweiten Ludwig seinen Weltruf. Aber diese Lorbeeren wurden nicht mit leichter Mühe gepflückt. Wer nur die heutige, künstlerisch so fortschrittsfreudige Isarstadt kennt, vermag es sich kaum recht vorzustellen, welcher Trotz und Eigendünkel alteingesessener Musikanten-Herrlichkeit damals gebrochen, welche cultur- und kunstfeindlichen, antideutschen Strömungen überwunden, welche lichtscheuen Geister zurückgedrängt werden mußten, ehe für einen freien, musikalischen Flügelschlag der Seele Raum geschafft war. Wie eigen erfaßt es uns, wenn wir die Blätter wieder durchmustern, auf denen die Vorkommnisse jener sturmbewegten Tage verzeichnet sind! Welcher Geist der Leidenschaftlichkeit war doch in die sonst so gleichmüthigen Münchener gefahren! Keine Stunde, die nicht an Aufregungen reich war. Am liebsten hätten die Finsterlinge einen Volksaufruhr in Scene gesetzt und es dahin gebracht, daß die kecken Neuerer, wie einstmals Lola Montez, mit Schimpf und Schande die Stadt verlassen mußten. Hier war Bülow in seinem Elemente; je größer der Widerstand war, welchen er zu überwinden hatte, um so mehr wuchs seine Kraft: mit der Einstudirung und Leitung von Wagners „Tristan und Isolde“ vollbrachte er im Jahre 1865 sein erstes Münchener Meisterstück. Der deutsch-österreichische Krieg unterbrach für kurze Zeit das Zusammenarbeiten Wagners und Bülows. Auch Letzterer ging nach der Schweiz, wurde aber im Frühjahr 1867 vom Könige zurückberufen und zum ersten Kapellmeister der Oper ernannt. Als solcher schuf er die seiner Leitung anvertraute Bühne in kürzester Zeit zu einem Musterinstitute um. Man brach durchweg mit den Gewohnheiten der alten Zeit, aus der noch der ehrenwerthe, tüchtige, pedantische Meister der Tabulatur, Franz Lachner, wie eine einsame Säule in das neue Leben hineinragte. Es wurde fortan mit der denkbar größten Gründlichkeit studirt; der frische Geist, welcher mit dem neuen Dirigenten einzog, theilte sich Sängern wie Orchestermitgliedern mit und brachte Leistungen zu Wege, die im Vergleich zum früheren „Opernbetriebe“ als unerhörte zu bezeichnen waren. In kürzester Zeit führte Bülow die werthvollsten Novitäten der letzten Jahrzehnte dem Publikum vor und arbeitete das ganze alte Repertoir von Grund aus um. Im ausgesprochensten Gegensatz zur alten Methode, deren höchster Triumph darin bestand, wenn es oben auf der Bühne und

unten im Orchester besonders schön „klappte", ließ Bülow jeden Componisten seiner Individualität gemäß zu Worte kommen, dirigirte den „Fidelio" in großem symphonischen Zuge und brachte den „Troubadour" mit so schneidiger Rhythmik und solch' südlichem Feuer heraus, als ob er unter den Augen Rossinis und Verdis groß geworden wäre. Ob die „Entführung" oder der „Tristan" gegeben wurde — die Partitur ließ Bülow unaufgeschlagen und da er in Allem und Jedem über der Sache stand, war das Auswendig-Dirigiren für ihn kein Prunken mit der Virtuosität des Gedächtnisses. Vielmehr vermochte er auf diese Weise jede musikalische Einzelheit mit der größten Sorgfalt auszugestalten, ohne daß der dramatische Fluß des Ganzen irgendwie gehemmt wurde. Der schönste Ehrenabend seiner Münchener Kapellmeisterzeit war der, an welchem er nach monatelangen, mit dem höchsten Eifer geförderten Vorbereitungen die erste Aufführung der „Meistersinger" leitete.

Parallel mit seiner Thätigkeit an der Oper ging die an der königlichen Musikschule, deren Leitung ihm gleichfalls übertragen worden war. Als Organisator ersten Ranges unterwarf er das Institut einer durchgreifenden Umgestaltung und wußte es binnen Kurzem auf eine erstaunliche Höhe der Leistungsfähigkeit zu führen. Wie nicht anders zu erwarten war, wandte er dem Unterricht in den Clavierklassen seine besondere Aufmerksamkeit zu: hier war es ihm noch beschieden, sich darüber zu vergewissern, welch' gute Frucht seine Lehre zeitigte. Auf anderen Gebieten sah er nicht mehr alles, was er in's Leben gerufen hatte, in gedeihlicher Entwickelung heranreifen. Mancherlei war es, das ihn zu dem Entschlusse brachte, die Weiterführung des so vortrefflich Eingeleiteten Anderen zu überlassen. Es nagte an ihm, daß es der schwarzen Camarilla auf Schleichwegen gelungen war, den Plan Wagners, mit königlicher Unterstützung sein Festspielhaus in München selbst zu errichten, zu vereiteln und damit das Reformwerk, gerade als es im besten Fortgange begriffen war, zu hemmen. Auch machte sich eine körperliche Abspannung bei ihm geltend; selbst er, der eiserne Kapellmeister, hatte nicht ungestraft zuviel auf seine Schultern laden dürfen. Dazu kam, daß das Drama, welches in seiner Familie spielte, einen unerwartet jähen Abschluß fand. Es ist ebenso müßig, in dieser Angelegenheit Anklagen zu erheben, als Rechtfertigungsversuche zu machen; da Niemand außer den drei Betheiligten über den wirklichen Verlauf der Geschehnisse unterrichtet sein konnte, hatte und hat auch Niemand das Recht, darüber ein unumwundenes Urtheil auszusprechen. Die Mitwelt muß sich daran genügen lassen, zu wissen, daß Cosima Bülow von ihrem Manne in aller Form geschieden wurde und späterhin mit Richard Wagner eine neue Ehe einging. Das Gebahren der Sitten- und Splitterrichter, welche dem Künstler Wagner das zum Verbrechen anrechnen wollten, was der Mensch vielleicht gefehlt haben mochte, ist längst allgemein verurtheilt worden.

Bülow verließ München und mit seinem Scheiden wurde manche Hoffnung zu Grabe getragen. Für die nächsten Jahre nahm er seinen Wohnsitz in Florenz; kaum hatte er den Reisestaub von seinen Schuhen geschüttelt, als er sich ein neues Ziel steckte: den Sinn für deutsche Musik in Italien zu wecken und zu pflegen. Und er wäre nicht Bülow gewesen, wenn er diesen Vorsatz nicht mit Beharrlichkeit durchgeführt haben würde. Er verpflanzte das Zarteste und Innerlichste deutscher Instrumentalschöpfungen, die Kammermusik der classischen Meister, in den fremden Boden und hatte die Genugthuung zu erleben, daß sie dort gedieh; er erzog sich in begabten italienischen Musikern Schüler, welche sein Werk in seinem Sinne fortsetzten. In den Florentiner Jahren schloß er auch sein redactionelles Hauptwerk ab: seine Ausgabe der Beethovenschen Sonaten von op. 53 an. In die Zeit von 1872—1879 fallen dann weitere Kunstfahrten durch Europa und Amerika. Vorübergehend bekleidete Bülow hierauf den Posten eines Hofcapellmeisters in Hannover, sagte sich indessen bald von der dortigen Oper los, um einem Rufe des Herzogs von Meiningen als Intendant der Hofmusik und Dirigent der herzoglichen Capelle Folge zu leisten. Welche Ziele er als Führer dieser Körperschaft erreichte, welche blitzartig zündende Wirkung durch das Auftreten der „musikalischen Meininger" allerorten hervorgerufen und welcher Umschwung durch das kräftige Einsetzen eines solchen reformatorischen Hebels im Concertleben unserer Musikcentren herbeigeführt wurde: all' das haftet noch frisch in Aller Gedächtniß. Nachdem diese Aufgabe als gelöst betrachtet werden konnte, kam wiederum der Beethovenspieler zu Wort. Den „Vortragsabenden", an denen er die „fünf letzten Sonaten" zu Gehör brachte, folgte der Beethovencyclus, welcher den Entwickelungsgang des gewaltigen Tonmeisters von den ersten Jugendwerken an bis zu den überirdisch-weihevollen Schöpfungen der letzten Periode getreulich darlegte. Neuerdings hat Bülow sich in Hamburg angesiedelt; er nimmt sich eifrig der dortigen Opernbühne an und dirigirt, mit Courierzug von einer Probe am einen zu einer Aufführung am anderen Orte eilend, in derselben Saison die philharmonischen Concerte in Berlin, Hamburg und Bremen — ein echt Bülow'sches Stück. In der behaglichen, wohlthuenden Ruhe eines freundlichen Heims, das ihm seine zweite Gattin, die anmuthig-kluge und liebenswürdige, ehemalige Hofschauspielerin Marie Schanzer, geschaffen, sammelt er jeweilig frische Kräfte, um neue Strapazen bestehen zu können.

II.

Der Clavierspieler Bülow ist kein Pianist. Deshalb greift man falsche Noten, wenn man ihn mit irgend einem solchen vergleicht. Liszt und Tausig waren, Rubinstein und d'Albert sind Pianisten, die, so Außerordentliches, Riesenhaftes, Unbegreifliches sie vollbrachten und vollbringen, doch oft an sich und an das Instrument dachten und denken. Bülow ist

nur Musiker, nichts als Musiker. Er liebt das Clavier nicht sonderlich; er braucht es, er duldet es. „Bei Beethoven heißt Sonate: Instrumentaldichtung", sagt er. Nun gut: aber diese Instrumentaldichtung ist für Clavier geschrieben: er muß sie daher spielen, wie sie gesetzt ist — und so gut, als er es kann. Das heißt: besser als die Pianisten. Wäre er Pianist, so ließe sich unschwer folgende Schlußkette herstellen: Es hat Niemand etwas Bedeutenderes für Clavier geschrieben als Beethoven; Niemand wird Beethoven besser gerecht als Bülow; also — wäre Bülow der größe Pianist. Aber er ist keiner; er singt wie eine ideale Mozartsängerin, instrumentirt wie Hector Berlioz und dirigirt wie er selbst am Clavier, doch er spielt es nicht. Demzufolge kann man auf die Frage: Wer ist der größere Clavierspieler, Bülow oder Rubinstein, nur antworten: Bülow ist der größere Musiker. Für Liszt war das Clavier „was dem Araber sein Pferd" — bedauerlicherweise ritt er oft durch die Wüste, besonders beim Componiren. Für Rubinstein ist es eine Favoritin, welche er heute mit Geschmeide überhäuft, mit orientalischem Confect überschüttet und morgen prügelt. Für Bülow ist sein Bechstein, je nach Laune und Stimmung, eine Kanzel, ein Katheder, eine Rednertribüne, ein Idealtheater in Arkadien.

Sich eine makellose Technik, wenn man will, Mechanik des Spielens erworben zu haben, das ist für ihn etwas Selbstverständliches, von dem weiter kein Aufhebens zu machen ist. Er wird über jede Schwierigkeit Herr, aber er prahlt niemals mit seiner Geschicklichkeit. Er ist durch und durch Mann und überläßt das Zuschautragen äußerer Vorzüge denjenigen Virtuosen, welche mehr Weib oder Neutrum sind als Musiker. Weder sich noch dem Publikum rechnet er die Arbeit vor, die er es sich kosten läßt, um mit häkeligen Läufen, kniffliche Figuren, übermäßigen Spannungen fertig zu werden. Er spricht von der Aussicht, welche die Gipfel der Alpen bieten, aber niemals von den Mühseligkeiten, ohne die es nicht abgeht, wenn man hinaufgelangen will. Wohlgemerkt: als Spieler; als Pädagog ist er der zuverlässigste, behutsamste Führer. In Bülow's Sinne ist zu sagen: damit die Idee des Componisten in voller Klarheit heraustreten kann, darf sich, beim öffentlichen Vortrage, nicht die geringste Reibung oder Stockung im Mechanischen wahrnehmbar machen; sonst bleibt das Stück besser ungespielt. Für Bülow ist die Bewältigung der materiellen Hemmnisse erste und einfachste Anstandspflicht gegen den Tondichter. Sich dessen rühmen? Es möchte dies Bülow ebenso seltsam dünken, als wenn es sich ein Schauspieler zum Verdienste anrechnen wollte, daß er klar und deutlich ausspricht. Freilich, wie wenigen schlägt das Gewissen, wenn sie lispeln oder stammeln, gleichviel, ob auf den Brettern oder am Flügel. Sei es, daß Bülow seine und Anderer Gedanken auf einem Bogen Postpapier, sei es, daß er sie auf der Claviatur entwickelt: er schreibt stets eine leserliche Hand. Er mag einmal weniger hinreißend wirken, wenn

seine Stimmung getrübt ist — nur der mittelmäßige, aber nicht der echte Künstler ist stets „gleich gut disponirt“, — aber er wird niemals unsauber oder verschwommen spielen. Er hat graue Tage, doch er läßt sich nie gehen. Er kann schlecht aufgelegt sein, *seine Logik nie*. Sein Vortrag mag größere oder geringere Frische und Wärme athmen: unter allen Umständen versteht man, was er sagt. Das ist unendlich viel.

Diese Tugend ist ihm um so höher anzurechnen, als er Hindernisse zu überwinden hatte, welche ihm die Natur selbst in den Weg legte. Er war von Haus aus nicht überkräftig, aber er stählte und härtete seinen Körper durch gymnastische Uebungen so lange, bis er fähig war, die Anstrengungen eines dreistündigen Claviervortrages ohne die geringste Unbehaglichkeit zu ertragen. Er hat eine kleine Hand: er brachte es durch eisernen Fleiß dahin, jede auch noch so weit ausgelegte Arpeggie gleichmäßig, rein und klangschön auszubreiten. Er trillert mit dem vierten und fünften Finger ebenso vollkommen, wie mit Daumen und Zeigefinger — und wie ist dieser Triller ausgearbeitet! So zart an- und abschwellend, so glatt und rund, so unmerklich an die vorangehende Note angeschlossen und zur folgenden überleitend — ein Triller von bester, altitalienischer Art, wie ihn zu haben jeder Gesangskünstler sich glücklich preisen könnte! Bülows Hand ist an sich eine Merkwürdigkeit: sie hat im Grunde gar keinen „vierten“ und „fünften“ sondern fünf „erste“ Finger. Man beobachte sie, wie sie gelegentlich eines lang ausgehaltenen Accordes auf den Tasten ruht oder bei hurtigen Läufen graziös über die Claviatur hingleitet: sie hat ihre besondere Physiognomie. Sie steht über der Sache, über allem, was als mechanische Schwierigkeit anzusehen ist, wie der Kopf Bülows über allem, was Andere als intellectuelle betrachten. Man mag noch so scharf hinblicken, man wird an dieser Hand niemals die geringste Unruhe, das leiseste nervöse Beben entdecken. Sie ist dazu geschult, selbständig zu sein, für sich zu arbeiten, man ist fast versucht zu sagen: zu denken. Sie ist ihrerseits vom Gelenk so emancipirt, wie der Ellbogen vom Oberarm. *Eine* Hand? Ja, es ist durchaus gleichgültig, welche Hand bei Bülow die Melodie führt und welche begleitet; seine Linke ist ebenso gleichmäßig ausgebildet, ebenso kräftig, geschmeidig und rhythmisch unabhängig wie seine Rechte. Sind beide in voller Arbeit, so glaubt man, wenn man die Augen schließt, daß ihrer drei oder vier thätig seien. Dazu besitzt jeder der durch zweckmäßige, ununterbrochen fortgesetzte Uebungen zugleich hammerstark und elastisch gewordenen Finger doppelte Leistungs- und außerordentliche Vertretungsfähigkeit. Die Theorie des Fingersatzes hat Bülow zur Kunst entwickelt; wenn es ihm beliebte, könnte er eine Philosophie des Ueber- und Untersetzens schreiben. Er spielt Terzen- und Sextenpassagen mit derselben Leichtigkeit wie einfache Läufe; er bindet, wo andere springen müssen, bewegt sich auf dem unebenen Boden der Obertasten mit gleicher Leichtigkeit wie auf dem glatten der C-dur-Tonleiter und schüttelt Octaven wie impro-

visirte Bonmots aus dem Aermel. Wie jedes wahre Genie ist er im Einfachen gleich groß wie im Kunstfertigsten: seine Tonleiter (ohne Hindernisse) ist vielleicht sein wundervollstes mechanisches und rhythmisches Meisterstück. In gleichen, fast unmerklichen Abständen, getrennt und doch wohlverbunden reiht sich ein Ton an den anderen, wie die Wellen eines Baches in harmonischem Flusse dahinrauschen. Im Auf- und Abwogen dieser Scalen aber pulsirt, aller Ebenmäßigkeit der Darstellung ungeachtet, ein in den feinsten, dynamischen Schwellungen und Abstufungen sich kundgebendes Leben.

Das Wort „unclaviergemäß" kennt Bülow nicht. Die widerhaarigsten, sprödesten Stellen in den Sonaten des letzten Beethoven, in Schumann'schen und Brahms'schen Charakterstücken bringt er mit der größten Freiheit und Leichtigkeit heraus. Er geht, productiv wie die Bedeutendsten unter den Reproducirenden, den Componisten bis in die geheimsten Schlupfwinkel ihrer Gedankenwerkstatt nach, spürt dort die Idee, welche sich bei ihnen nicht zu ganz plastisch-verständlichem Ausdruck hindurchringen konnte, auf und verdeutlicht sie, ohne an ihrer äußeren Gestalt das Geringste zu ändern, mittelst der Energie des Willens, welche auch das scheinbar Unmögliche möglich macht. Allerdings setzt er auch beim Hörer voraus, daß dieser zum Mindesten den Wunsch hege, an dem seelischen Processe, welchen das Versenken in ein edles, nicht leicht verständliches Kunstwerk bedingt, Antheil zu nehmen. In solchen Fällen gleicht er dem Bergmann, der die Wunder der Tiefe für den Bequemen nicht zu behaglichem Anschauen an die Oberfläche rücken kann, aber dem Willigen und Erkenntnißfreudigen mit wohlgeschirmtem Lichte voraufgeht, ihm Muth einspricht, wenn ihn einmal das Verzagen faßt, und ihm unten im märchenhaften Grunde das geheimnißvolle, schöpferische Wirken der Natur weist.

So sehr jedoch Bülow vor Allem auf Klarheit des Spieles bedacht ist, so sehr er auf tadellose Reinheit der Linien hält, so wenig bedeutet ihm die Schärfe der Umrisse das allein Erzielenswerthe. Vielmehr ist alles, was er bietet, von blühendem, quellendem Leben erfüllt. Niemand hat ein feineres Gefühl für den Mangel an Tonschönheit, sinnlichem Reiz und Modulationsfähigkeit, welche der Fluch des Clavieres ist, wie er — und Niemand versteht es, wie er, diese Erbarmuth liebenswürdiger, mit mannigfacheren Mitteln zu verhüllen. Die scheinbar unerschöpfliche Verschiedenartigkeit seiner Anschlagsnuancen, das rhythmische Blut, welches er in den Organismus des Tonstückes einströmen läßt und mit welchem er denselben bis in seine kleinsten Glieder durchdringt, endlich seine meister- und musterhafte Pedaltechnik sind die vorzüglichsten derselben. Er verfügt über die erlesensten Manieren der Tongebung: bald gebieterisch, bald schmeichelnd gewinnt er dem Instrumente Klänge ab, die den Hörer derart im Innersten ergreifen, als ob jenes ein lebendes Wesen wäre, das zu ihm spräche. Bülow hat, von seiner nimmer rastenden Klangphantasie geleitet, zwischen

Legato, Portamento und Staccato eine Reihe der merkwürdigsten Anschlagsvarianten ausfindig gemacht; er spielt Frage-, Ausrufungszeichen und Gedankenstriche; er überflügelt die Natur des Claviertones und scheint ihm ein Zu- und Abnehmen abzugewinnen. Er denkt sich hier ein schwermüthiges Ineinander von Bratschen, Clarinetten und tiefen Horntönen, dort ein lustiges Oboengezwitscher mit Violinen abwechselnd — und man glaubt nimmermehr, daß es Claviersaiten sind, denen solch' leuchtende, ja brennende Tonfarben abgewonnen werden. Mit geschmeidigen Pedalkünsten weiß er auf seiner musikalischen Scene die wunderbarsten Beleuchtungswirkungen hervorzurufen. Ein leiser Druck — und über Alles ergießt sich eine Fluth grellen und blendenden Sonnenlichtes; ein anderer — eine Wolke zieht über die Landschaft und vor den schweren, dunklen Schatten fliehen Frohsinn und Glück bang davon.

Der Clavierspieler Bülow ist für den Orchesterleiter nichts weniger als maßgebend; wohl aber übt der letztere einen starken Einfluß auf den ersteren aus. Manch' schöne Tugend, manch' kleine Eigenheit desselben erklärt sich aus diesem Umstande. Bülows Spiel ist durchaus orchestral. Er versteht zuviel vom Gesang, um homophon gesetzte Stücke anders als gut vorzutragen, aber sein Herz geht erst auf, wenn etwas polyphon Geschriebenes an der Reihe ist. Er spielt stets Partitur, auch wenn er nur ein Clavierstück reproducirt. Ob er den Tactstock schwingt, ob er am Flügel sitzt: er hält streng darauf, daß jede einzelne Stimme deutlich hervortritt. Während eines Bülow'schen Orchester- oder Claviervortrages in einer Partitur oder einem Sonatenbande nachzulesen ist im Grunde genommen überflüssig und höchstens deshalb zweckmäßig, weil man auf diese Weise, ohne erst sechs bis sieben Ausgaben miteinander vergleichen zu müssen, am schnellsten die Stichfehler in seinem Handexemplar, gemäß der stets verläßlichen Wiedergabe des Interpreten, verbessern kann. Bülow mag das Allerverwickeltste spielen: man sieht mit einem Blicke den Aufbau der übereinandergethürmten, durcheinandergeschlungenen Stimmen und zwar mit allen Bindebogen und Staccatopunkten vor sich. Seine architektonische Phantasie ist fast noch stärker als seine malerische. Wenn Bülow Bach erläutert, so ist es dem Zuhörer zu Muthe, als ob ein Münster aus der Erde herauswachse. Bei ihm heißt es nicht: Zahlen beweisen, sondern Stimmen beweisen. Aber er entwickelt nicht mit dem spröden Abwägen und der berufsmäßigen Kühle des Mathematikers, sondern mit der Folgerichtigkeit der jedes Glied organisch fortbildenden und sie alle durch wechselseitige Einwirkungen fördernden Natur — der größten, unerreichbaren Meisterin polyphoner Gestaltungen. In der Natur, in der classischen Instrumentalmusik und im Orchester des gesungenen Dramas sprechen die Stimmen durcheinander — dennoch versteht man jede einzelne, wenn man's recht anfängt. Wie schade, daß nicht ein jeder sie mit dem inneren Ohr eines Bülow in sich aufnehmen und sie mit der kosmischen Directionsbe-

gabung eines solchen wiedergeben kann! Der Erdgeist am Flügel müßte spielen wie Bülow. Freilich ist, um mehrstimmig denken zu lernen, nicht nur Anlage, sondern Uebung, sehr viel Uebung, erforderlich. Daran ließ es Bülow von Jugend auf nie fehlen. Er hat stets mit seinem Fleiß seine Begabung vervielfältigt: er hat sich eine musikalische Gedächtniß-technik eigener Art ausgearbeitet. Er verfolgt ein Stimmengewebe wie der geübte Leser oder Hörer die sich kreuzenden Fäden der Intrigue eines französischen Lustspieldichters (die Comödien der Deutschen sind von Natur aus einstimmig oder bestehen nur aus Begleitstimmen ohne führende Melodie); ist das Stück zu Ende, so braucht er es nicht von Neuem wieder vorzunehmen, sondern hat es bereits beim Lesen auswendig gelernt. Gehört ein Componist zu den meist unfreiwilligen Verehrern des homophonen Satzes, so muß er, wie Chopin, neben viel Erfindungsgabe sehr viel allgemeines Formgefühl besitzen, um vor Bülow's Augen Gnade zu finden.

Für diese unschätzbaren Vorzüge des Kapellmeister-Spieles nimmt man etliche wenige Menschlichkeiten gern mit in den Kauf: sie sind die unvermeidlichen kleinen Fehler seiner Tugenden. So das jeweilig bei ihm wahrnehmbare, nicht ganz praecise Zusammenschlagen der Hände. Woran liegt das? Von einem Mangel an Schneidigkeit kann bei dem meisterlichsten aller Rhythmiker keine Rede sein, ebensowenig ist Willkür die Ursache davon, sondern allein der Wunsch, das Ineinander-Wirken der Motive plastisch darzustellen. Aehnliche Absichten liegen den mitunter etwas auffallenden Temporückungen, den vor Beginn einer neuen Phrase oder vor überraschenden Ausweichungen in andere Tonarten eingestreueten Minimalpausen, den „Bülow'schen Kommata" zu Grunde; man hat hier an den Dirigenten zu denken, der die angestauete Fluth der Orchesterklänge einen Augenblick zurückhält, um die neue Richtung des Strombettes deutlich erkennen zu lassen. Es handelt sich hier nicht um einen Zwang, der dem natürlichen Gefühl angethan wird, sondern es macht sich nur die berechtigte Sorge des temperamentvollen Musikers bemerkbar, nicht von der Gewalt des subjectiven Empfindens derart fortgerissen zu werden, daß man dem Zuhörer unverständlich sei. Dazu sind solche Mittel, deren sich allerdings nicht jeder Beliebige bedienen darf, sehr geeignet, um die zerstreuten und blasirten Hörer, welche stets in der Ueberzahl sind, zu besserem Aufmerken anzuspornen; die Minderzahl derjenigen, welche gewohnt ist, sich in Selbstdisciplin zu nehmen und nur „so gerade zu genießen" möchte, wird freilich mit davon betroffen; dafür hat sie hinwiederum den Vortheil, darin unterrichtet zu werden, wie man ein Publikum künstlerisch erzieht.

Die besagten kleinen Eigenheiten haben mit dazu beigetragen, das Vorurtheil zu nähren, daß es dem Spiele Bülows an „Wärme" fehle. Es ist nun nicht gut möglich, daß in einem Musiker, wenn anders er eine entsprechende Doppelbegabung besitzt, eine warme Dirigenten- und eine kalte Pianisten-Seele friedlich nebeneinander hausen. Man kann für

den Beethoven der letzten Sonaten nicht anders fühlen, als für den der „neunten Symphonie“. Alle Welt ist jedoch mit sich darüber einig, daß der Orchesterleiter Bülow Feuer genug entwickele: demnach kann doch wohl der Clavierspieler nicht kühlherzig sein? Hier durch und durch Gefühlsmensch, dort berechnende Verstandesnatur — das geht nicht gut an.

Wir meinen, daß man sich über den Begriff der „pianistischen Wärme“ nicht ganz klar ist. Sicherlich ist eine kräftige, naive Sinnlichkeit die Voraussetzung für alles Kunstschaffen; auch laufen wir gerade heutzutage unzweifelhaft in musikalischen Dingen Gefahr, uns derart zu vergeistigen, daß wir fast zu befürchten haben, mit Nächstem den Boden unter den Füßen zu verlieren. Indessen muß, so viel Berechtigung man auch einer gutartigen Freude am Stofflichen zugestehen mag, vor Allem auf das Material Rücksicht genommen werden, mit welchem im besonderen Falle gearbeitet wird. So kann man der Violine nicht über ein gewisses Maß hinaus großen und warmen Ton abgewinnen, beim Claviervortrag nicht über eine zulässig-bestimmte Häufung von sinnlich-reizvollen Klangwirkungen und Accenten der Erregung hinausgehen, ohne daß das Wichtigste, die Deutlichkeit der musikalischen Phrasirung, Einbuße erleide. Die Grenze haben drüben Wilhelmj, hüben Rubinstein überschritten. Vor der Rubinstein'schen Gluth mit ihrem versengenden Athem welkt die Grazie dahin, welche im Reiche der Kunst der Leidenschaft stets zur Seite stehen soll. Anders Bülow. So sehr er darauf bedacht ist, dem spröden Clavierton mit Zuhülfenahme der orchestralen Phantasie den gefälligen Schein blühenden Lebens anzudichten, so sehr er sich für den Gegenstand seiner Darstellung, mag er ihn auch bereits noch so oft behandelt haben, stets von Neuem erwärmt, so sehr läßt er es sich angelegen sein, daß das Temperament dem Geschmack nicht über den Kopf wachse. Das erstere macht sich dessenungeachtet in seinen Claviervorträgen noch zur Genüge geltend. Wärme ist Leben, Leben Wärme und wo gäbe es mehr Leben als bei Bülow? Als gesunde, kräftige Natur kennt er auch die ungestümeren Wallungen des Blutes, aber er läßt es nie zur Fieberhitze aufsieden. Er bändigt das Materielle, er weiß es nutzbar zu machen, doch er verliert nie die Herrschaft über sich selbst. Bülow hat rhythmische Wärme, Rubinstein nur eine gesteigert animalische.

Deshalb kann auch Rubinstein weder sich noch andere dirigiren. Deshalb weiß Bülow mit dem Tactstock Wunder zu wirken.

Bülow steht an der Spitze des Orchesters. Eine höflich-winkelige Verbeugung und ein gutmüthig-ironisches Lächeln für das Publikum, ein kameradschaftlicher Gruß, ein anfeuernder Wink für „seine Leute“: dann ergreift er das Stäbchen. Ein scharfes Aufklopfen, dem ein latentes rhythmisches Motiv zu Grunde zu liegen scheint, der Arm hebt sich und sausend wie ein Fallbeil durchschneidet der Tactstock die Luft. Im gleichen Augenblick setzt das Orchester mit erdenklichster Genauigkeit ein. Bülows kluges, graublaues Auge strahlt vor Vergnügen; die Gestalt streckt sich:

der erste Accord schlug ein — wie ein Schuß in's Schwarze — und sobald der Werth der auszuhaltenden Note zu Ende, ist wieder mit einem Ruck Alles verstummt. Wie vorher der Ton, so redet jetzt die Pause. Man glaubt die vielköpfige Truppe unisono Athem holen zu hören: dann folgt der nächste Schlag. Jeder Musiker hängt am Blick des Capellmeisters, als ob er sich das Bülow'sche Gedächtniß zu Eigen gemacht hätte und seinen Part längst auswendig könnte. So geht es dann fort und fort. Allerdings läßt sich Bülow an dem Wink des Stäbchens nicht genügen; wie ihn die Composition, die er zur Aufführung bringt, ganz erfüllt, so spricht sie auch aus dem ganzen Menschen. Das Auge überwacht die Holzbläser, während die linke Hand zu den zweiten Violinen hinüber droht; bei einem großen Crescendo schwingt jede Fiber des Körpers mit. Bülow verkehrt während des Concertes mit dem Orchester in einer besonderen, pantomimischen Sprache, die er, wir meinen fast, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, zu seinem eigenen Gebrauche ausgebildet hat, die die Nichteingeweihten im Publikum hier und da ein wenig befremdlich bedünken mag, die jedoch, worauf es allein ankommt, niemals ihre Wirkung verfehlt. Wenn er ein Mozart'sches Menuett dirigirt, so spricht aus den Tönen die ganze himmlische Grazie des Wiener Meisters. Was braucht es weiter? Soll der Dirigent vielleicht noch mit den Verneigungen eines Rococo-Cavaliers dazu posiren? Er will ja auch dem Publikum keinen Augen- sondern einen Ohrenschmaus bieten; er hält dafür, daß die Leute in's Concert gehen, um zu hören und setzt sein Alles daran, daß sie das Tonstück so hören, wie es dem, der es schuf, wohl vorgeschwebt haben mag. Machen es sich viele wohl klar, welch' ungeheuere Verantwortung auf den Schultern des Dirigenten lastet, wie er auf hundert Dinge zu gleicher Zeit aufmerken muß, wie das Versagen des geringsten Rädchens den ganzen Riesenorganismus in's Stocken bringen kann? Handelt man nicht viel rücksichtsvoller gegen die Zuhörer, wenn man ihnen durch die beispiellose Kraft und Energie der Führung jeden Zweifel, als ob auch nur ein augenblickliches Schwanken eintreten könnte, gleich im Vornherein benimmt, als wenn man durch sorgfältig ausgeklügelte Eleganz der Bewegungen sie zu der Vorstellung verführt, es walte gar kein Musiker, sondern ein ästhetisch gebildeter Tanzmeister des Dirigentenamtes?

Bülow vermag es, wie kein Zweiter der Mitlebenden das Orchester zusammenzuhalten, durch die zwingende Macht seiner Persönlichkeit seine Untergebenen an sich zu fesseln und fortzureißen. Jedoch vertraut er nie seinem guten Stern allein, läßt es nie auf das gute Glück der Stunde ankommen. Er tritt mit keiner Orchesterleistung hervor, die nicht mit erdenklichstem Fleiß, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vorbereitet wäre. Wenn einer der deutschen Capellmeister — die französischen und italienischen sind des öfteren nicht so universell begabt, wie jene, aber fleißiger — dazu fähig ist, den Begriff der „Probe" erschöpfend zu definiren, so ist es

Hans von Bülow. Setzt er eine solche an, so bedeutet das vorerst für ihn, daß er bei sich zu Hause unter vier Augen, das heißt unter seinen eigenen und denen des verstorbenen oder abwesenden Componisten in einer genügenden Anzahl von Vorproben Auffassung und Tempi für das in Rede stehende Werk bis in die geringste Einzelheit hinein feststellt. Ein Schwanken, Versuchen, Abwägen beim Zusammenarbeiten mit seinen Instrumentalisten giebt es für Bülow nicht. Sobald das Studium eines Werkes unter seiner Leitung beginnt, weiß er mit untrüglicher Sicherheit, wie alles klingen muß; jedes Zurückhalten und Vorwärtsdrängen, jede Abmessung der Stärkegrade verschiedener Instrumentalgruppen, für den ganzen Satz wie für besonders schwer herauszubringende Partieen, ist im Voraus bestimmt. Auf dieser vorzüglichen Selbstvorbereitung beruht zum guten Theil die Autorität, mit welcher er die ihm unterstehende Capelle beherrscht; er braucht sich bei den Proben mit der Partitur nicht abzumühen und kann seine ganze Aufmerksamkeit der Ausführung zuwenden. Hierbei unterstützen ihn wesentlich sein außerordentlich feines Gehör, das gegen die geringste Unreinheit empfindlich ist und seine Geistesgegenwart, welche ihn unter keinen Umständen in Stich läßt. Die zweiten Geigen sitzen in seinem Rücken — die Scene spielt im Orchesterraum eines Theaters —: beim ersten Tact bemerkt Bülow, daß eine E-Saite um ein Komma zu tief steht; er dreht sich um und bezeichnet aus einer Zahl von zehn Spielern sofort denjenigen, welcher rein einzustimmen hat. Ein schüchterner Mißklang wird vernehmbar: Bülow läßt sich, ohne einen Augenblick des Besinnens und ohne die Partitur auch nur mit dem Auge zu streifen, das Heft des zweiten Clarinettisten herrüberreichen und hat den Schreibfehler im Umsehen verbessert. Ueber die Eigenart der von ihm beim Studiren befolgten Methode wird viel gefaselt: so, daß er die einzelnen Stimmen von A bis Z zuerst allein probiren, dann die verschiedenen Gruppen gleichfalls von Anfang bis zum Schluß ihre Partieen ausführen und schließlich erst, noch dazu in möglichst kleinen Absätzen, das volle Orchester in Thätigkeit treten lasse. In Wahrheit huldigt Bülow der Anschauung, daß es für die Schulung von Orchestern wie für jedes andere Erziehungsfach keine unter allen Umständen maßgebenden Systeme, sondern nur einzelne Fälle gebe, daß jede musikalische Vereinigung ihrer Eigenart, ihrem besonderen Können und den zur Zeit noch hervortretenden Mängeln entsprechend zu behandeln sei. War es, als er daran ging, die Meininger Hofkapelle für weitgehende künstlerische Ansprüche concertfähig zu machen, geboten, in vielen Dingen ab ovo zu beginnen und beispielsweise mit den Vertretern des zweiten Fagotts oder der Pauke längere Zwiesprache zu pflegen, so konnte an dergleichen, wenn mit dem Münchener Hoforchester die „Meistersinger" oder mit den Berliner Philharmonikern eine Beethovensche Symphonie studirt werden sollte, nicht im Entferntesten gedacht werden. Bülows Wahlspruch heißt nicht: der Dirigent hat sich den Instrumentalisten

durch die Strafmittel der Disciplin sclavisch dienstbar zu machen, sondern: er hat es, in Berücksichtigung der besonderen, jedem Künstler zu Gebote stehenden Einsicht, ihm nahe zu legen, wie er den durch den Tondichter gestellten Anforderungen am besten gerecht wird und so sein Vermögen von Leistung zu Leistung steigert. Er befolgt auch wohl einmal, seinen Musikern gegenüber, die ihn überhaupt sehr anmuthende sokratische Methode, er führt den Ausübenden an allen Möglichkeiten, das Ding falsch zu machen, vorbei, bis zuletzt mit Nothwendigkeit allein das Richtige übrig bleibt.

Kein wirklich verständiger Instrumentalist ist auch jemals so thöricht gewesen, es Bülow zum Vorwurfe zu machen, daß letzteres Intelligenz die höhere sei; sondern männiglich hat sich, wenn es auch zum Anfang nicht ohne leiseren und lauteren Seufzer abgehen mochte, den, wie es die Umstände erforderten, mit collegialer Liebenswürdigkeit oder mit durchgreifender Entschiedenheit vorgebrachten Wünschen des genialen Mannes unterworfen. Und fürwahr: klein sind die Ansprüche nicht, welche Bülow an die Ausdauer und den Fleiß seiner Capellisten stellt. Da er indessen nichts Besonderes darin sieht, wenn er sich selbst, dem doch immer der Löwenantheil an Mühe und Aergerniß zufällt, das Unerhörte an Anspannung zumuthet, so nutzt er auch die Kraft seiner Untergebenen nach Möglichkeit aus. In Ehrfurcht vor der Größe des schaffenden Genius befolgt er freudig das Gebot: Du sollst Beethoven mehr lieben als dich selbst! Ist es da verwunderlich, wenn er auch von Anderen verlangt, daß sie dieser Satzung mit Selbstverleugnung nachleben?

Die äußere makellose Correctheit der Wiedergabe stellt sich im Verlaufe der durch Bülow geleiteten Studien von selbst ein. Seine Hauptsorge ist nicht, daß sein Orchester mit der Genauigkeit eines großen Uhrwerkes arbeitet, sondern daß es mit vollem Verständniß für den Charakter des vorzuführenden Tonstückes mitschafft. Aus dem braven Geiger, der gewohnheitsmäßig und nicht ohne einiges Pflichtgefühl Tag für Tag seinen Part abspielt, macht er eine überlegende, künstlerische Individualität. Er überwindet die Gedankenlosigkeit der Handwerksarbeit, gegen die sonst selbst Götter vergebens kämpfen und formt, als moderner Prometheus, Musiker nach seinem Ebenbilde. Wenn man es erlebte, wie das Meininger Orchester in der Zeit, als Bulow das musikalische Scepter über das Herzogthum schwang, die Begleitung zu den Brahms'schen Clavierconcerten in D-moll und B-dur ohne irgend welche Direction und in geistvoller Durchdringung eines außerordentlich verwickelten, meisterlich polyphon geführten Stimmengewebes ausführte, so blieb kein Zweifel darüber, daß dergleichen durch keine noch so vorzügliche Dressur zu Stande gebracht, sondern nur durch ein einträchtiges Zusammenwirken selbstthätiger, künstlerischer Kräfte ermöglicht werden konnte.

Man wurde der wackeren Schaar des Hofmusikintendanten Bülow

keineswegs gerecht, wenn man sie etwa dem Meininger Hofschauspiel für „ebenbürtig" erachtete. Man trat ihr mit solcher Schätzung sogar empfindlich zu nahe. Wie verhielt es sich denn thatsächlich mit den beiden „Schwesterinstituten"? Man begann allerdings hier wie dort damit, aus Kräften zweiten und dritten Ranges ein gut durchgearbeitetes Ensemble zu schaffen. War aber einmal ein gewisses Zusammenstimmen im Aeußerlich-Technischen erreicht, so gingen die Wege Chronegks und von Bülows weit auseinander. Jener kam über seine organisatorischen Kleinkünste, über seine scenischen Verblüffungen, seine mit einer gewissen Kenntniß der Natur der Bühne und des Zuschauers ausgeklügelten Praktiken nicht hinaus. Dieser zeigte sich seinestheils als hervorragendes, organisatorisches Talent, zudem jedoch noch als etwas anderes: als ein Genie, als ein gottbegnadeter Künstler. Es standen sich also der sorgsam ordnende Durchschnittsverstand und die unwiderstehlich fortreißende Willensmacht einer in ihrer Art und Anlage einzigen Persönlichkeit diametral gegenüber. Der erstere mußte es mit der Methode halten, die nach einem im Voraus für „alle" Fälle entworfenen Regelschema die Fähigen wie die Unfähigen der gleichen Zucht unterstellt; der Letztere ließ den Geist walten, der da lebendig macht. Auch in den Jahren, in denen das System Chronegk seine besten Trümpfe ausspielte, in denen noch ein frischerer Zug durch das Meininger Schauspiel ging — dieselben sind freilich schon lange vorüber — hat Schiller, hat Shakespeare durch dasselbe nie so unmittelbar zu uns gesprochen, wie späterhin Beethoven durch Bülow. Auf der einen Seite wurden wir ergötzt, gelegentlich auch wohl befriedigt — wir „gewannen in einer Stunde mehr für unsere Sinne als in des Jahres Einerlei" — aber wann wurden wir jemals erhoben, wann begeistert, wann erschüttert? Und mit welch' furchtbarer Gewalt packte uns eine Egmont-, eine Coriolan-Ouverture, wenn sie uns Bülow mit „seinen" Meiningern vorführte! Ist eine größere Verschiedenheit des Könnens überhaupt denkbar? So durfte denn Bülow zu seinen Instrumentalisten sagen: Wir haben uns über das, was wir gemeinsam bieten wollen, verständigt; jetzt zeigt einmal, was Ihr ohne mich könnt!" Dem gegenüber stelle man sich vor, die Meininger Schauspielregie hätte eines Abends die Drähte aus der Hand gelegt und es ihren Schutzbefohlenen überlassen, sich nach eigenem Gutdünken als natürliche Menschen auf der Bühne zu bewegen! Welcher Anblick würde uns wohl zu Theil geworden sein!

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß jemals für die Bestrebungen der Meininger Theaterführung andere Zwecke in Betracht gekommen seien als rein künstlerische; ist derselben jedoch, wie Bülow, das Verdienst zuzusprechen, eine reformatorische Bewegung zugleich eingeleitet und durchgeführt zu haben? Wir glauben: Nein. Die „Ausstattungsfrage" hat das deutsche Theater schon lange vor dem Auftreten der Meininger ernstlichst beschäftigt. Haben nicht — von Besonderheiten, von dem in unseren Tagen etwas mehr geläuterten, historischen Stilgefühl und größerem Prunkaufwande abgesehen

— bereits Goethe in Weimar und Tieck in Leipzig und Dresden nach „Meininger Principien" inscenirt? Insgleichen wird der Streit, ob das Shakespeare-Theater oder die mit allen maschinellen Verbesserungen der in jedem Jahr erfindungsreicheren Neuzeit ausgestattete Luxusbühne den würdigeren Rahmen für die Darstellung der dramatischen Meisterwerke abgäbe, von den Theoretikern schon seit Jahrzehnten mit unersättlicher Kampfbegierde geführt. Vollends häuften sich seit der Mitte unseres Jahrhunderts Beispiele über Beispiele, welche die Lehre von der „sinngemäßen und harmonisch-reichen Ausstattung" illustriren. Der englische Speculationsgeist gerieth auf den Gedanken, aus einem „Kaufmann von Venedig", einem „Richard III." ein die breite Menge anlockendes Schaustück zu machen; Dingelstedt stellte in Weimar und München seine geistreichen Versuche an, bei denen dem classischen Text nicht immer sehr freundlich mitgespielt, die Staffage jedoch stets liebevoll berücksichtigt wurde; die durch die ersten Decorationsmaler der Welt ausgestattete Pariser Feerie wurde in Deutschland mit offenen Armen aufgenommen. Endlich zeigten sich die Meininger auf dem Plan. Sie haben von Anbeginn entschieden Farbe bekannt — mitunter nur allzuviel — haben manches Gute gefördert und Schule, um nicht zu sagen, Mode gemacht, sie sind hier und dort bereits übermeiningert worden — aber der Kampf, in den sie eintraten, war kein Kampf der großen Geister und die Ideen, welche sie verfochten, waren nicht neu.

Wie anders Bülow! Als geborener Reformator trat er mit seiner Schaar in die Schranken und als solcher hat er seine Mission erfüllt. Hier handelte es sich in erster Linie nicht um das Wie, sondern um das Was. Es ging hier nicht darum, einen canonischen Text, über dessen Wortlaut und Geist keine Meinungsverschiedenheit bestand, mit äußerlichem Schmuck noch etwas aufzuputzen, sondern darum, das Meisterwort von den Entstellungen, welche Unverstand und Schlendrian ihm zugefügt hatten, zu reinigen und in voller Deutlichkeit sprechen zu lassen. Mit dem ersteren kam man nicht recht weiter, mit dem letzteren drang man durch. Ist die Inscenirungsfrage auch durch die Regiestudien der Meininger und die Arbeiten ihrer literarischen Vorkämpfer nicht gelöst worden, so hat dagegen Bülow mit seiner Devise: Laßt den Geist sprechen, auf allen Linien gesiegt.

Wie Wagner die Oper in neue Bahnen lenkte, so hat Bülow das Concertleben reformirt. Man hat sich so rasch an das Bessere gewöhnt, daß viele sich dessen kaum bewußt wurden, welcher Umschwung durch ihn hervorgerufen worden ist. Die Aufstellung gediegener, oft nach historischen Gesichtspunkten geordneter Programme, die Ausführung derselben in der Weise, daß man jeden Componisten seiner Zeit und seiner Begabung gemäß sprechen ließ, die Beschränkung der „Solo" recte Virtuosenvorträge in symphonischen Concerten auf ein bescheidenes Maß, der festlich-feierliche Ernst, welcher heute jede Orchesterveranstaltung großen Stiles charakterisirt: wann wurden darauf hinausgehende Forderungen in früherer Zeit anders

als ausnahmsweise erfüllt? Sicherlich hat es vor Bülow ausgezeichnete Dirigenten gegeben; nur waren sie noch nicht selbstlos und uneigennützig genug, um mit ihrem eigenen Ich hinter der künstlerischen Persönlichkeit der Componisten ganz zurückzutreten; dazu konnten sie sich, so verdienstlich ihr Streben auch sein mochte, nicht über den Kreis ihrer engeren Thätigkeit hinaus geltend machen. Zweifellos sind auch vor der Meininger Bülow-Epoche gute Programme aufgestellt worden: aber wie selten geschah das und wie viele Capellmeister und musikalische Genossenschaften empfanden die innerliche Nöthigung, solch' vereinzelte Beispiele nachzuahmen? Als jedoch Bülow mit seiner unerbittlichen Hartnäckigkeit, mit seiner die gesammte Reproductionskraft zeitgenössischer Begabungen zusammenfassenden Intelligenz die Führung übernahm, da durfte Niemand zurückbleiben — er mochte wollen oder nicht. Konnte nunmehr auch nicht jeder Orchesterleiter minderen Ranges „den Bülow spielen", so begann man allerorten wenigstens mit Fleiß und Sorgsamkeit zu studiren, ging eifriger den schon halbverwischten Spuren authentischer Ueberlieferungen nach und fing an, innerhalb der Orchesterverbände wiederum mehr auf die für die Erzielung einer einheitlichen Gesammtwirkung so nothwendigen Disciplin zu halten, welcher der deutsche Musiker, vorgeblich um seine geistige Selbständigkeit nicht einzubüßen, in der That aber aus Bequemlichkeitsrücksichten, sich so gern zu entziehen pflegt. Noch bleibt ja Verschiedenes zu erstreben übrig. Der alte Schlendrian ist noch nicht überall mit der Wurzel ausgerottet; das Virtuosenwesen macht sich selbst an den Stätten ernsthafter Kunstpflege noch über Gebühr breit; die componirenden Localberühmtheiten drängen sich in die heiligen Hallen der Haydn und Mozart noch immer hinein und mancher privilegirte Taktschläger arbeitet noch durchgehends mit Metronom und Clavierauszug. Andere hinwiederum sind schon nahe daran, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, kein harmloses Weber'sches Strophenlied zu begleiten, ohne etwelche eigene Auffassung zum Besten zu geben, keine Aufführung der Haydn'schen „Symphonie militaire" zu unternehmen, ohne vorher eine Separatprobe mit dem Triangelspieler abzuhalten. Dergleichen will jedoch wenig besagen. Die Saumseligen werden sich zu einem rascheren Tempo bequemen, die Unselbständigen auf eigene Füße stellen oder abtreten, die Geistreichler wieder natürlich und vernünftig reden müssen: das alles gleicht die Zeit aus. Die Hauptsache ist, daß Bülow gezeigt hat, wie man die Pflege der Werke unserer großen Meister zugleich mit Pietät und Nachdenken betreibt. Er hat uns eine neue Straße gewiesen, uns auf derselben eine gute Strecke weit geleitet: wir haben nichts nöthig, als ruhig fortzuschreiten und werden keine anderen Hindernisse außer denen vorfinden, die wir uns etwa selbst in den Weg legen möchten. Bülow hat als einzelner ein Werk vollbracht, an dem sonst Generationen thätig sind: er hat innerhalb kürzester Zeit ein Stück künstlerischer Tradition geschaffen. Was Richard Wagner in seiner Schrift „Ueber das Dirigiren"

von einem idealen Kapellmeister verlangte, Bülow hat es erfüllt. Die Stilbildungsschule für die musterhafte Wiedergabe der symphonischen Literatur, welche in's Leben zu rufen dem Bayreuther Meister nicht mehr vergönnt war: Bülow verkörpert sie heute in sich.

Das Beste von Bülows Liebe gehört den großen Meistern des polyphonen Stils: den Bach, Mozart und Beethoven. Für sie kann er sich nie genug thun. Ihnen gegenüber ist er ein Schuldner, der seine Gläubiger täglich überzahlt. Während bildende Künstler darin miteinander zu wetteifern scheinen, in das Antlitz der Tonheroen, dem Ideal eines photographischen Verlages entsprechend, immer mehr Süßliches und Geleckes hereinzutragen, zeigt Bülow, wie jene in Wahrheit aussahen. Er stäubt den Puder nicht aus den Locken Mozarts und verhüllt den derben, mannskräftigen Nacken Beethovens nicht durch den Faltenwurf einer modernsentimentalen Auffassung: aber er ist zu wenig Naturalist, um nicht zu fühlen und in seiner nachschaffenden Darstellung hervortreten zu lassen, daß auch die Wahrheit, welche unseren verwöhnteren Sinnen sich nicht so leicht einschmeichelt oder uns gar durch die Herbheit des Unbedingten und Unversöhnten fast zurückstößt, ihre eigenthümliche Schönheit in sich trägt. Kein Meister, dem er nicht in seiner Art gerecht wird. Er wahrt Bach die Würde und Erhabenheit, bringt seine Contrapunktik in Fluß, ohne sie zu modernisiren, beweist, wie man jedes Fugenthema gesangsmäßig spielen oder spielen lassen kann und setzt den oft vernachlässigten Melodiker Bach in seine gebührende Herrschaft ein. Niemand hat diesen Göttlichen in seiner unermeßlichen Bedeutung für die deutsche Musik besser erfaßt, als er. So sagt er: „Wie es einst zu Florenz und auf anderen italienischen Universitäten eine Dante-Facultät gab, deren Mitglieder ihre philologische Thätigkeit lediglich auf die Räthsel dieser gewaltigen Sphinx beschränkten, so möchte an musikalischen Hochschulen eine ähnliche Specialisirung des Studiums des nur mit einem Dante vergleichbaren deutschen Ton-Riesengeistes Bach am Platze sein dürfen."*) Ist jemals ein tiefsinnigerer Ausspruch über Bach gethan worden? Doch Bülow ist für Bach mehr als ein feuriger Lobredner; er hat so manchen seiner herrlichsten, zuvor schon fast verschollenen Tondichtungen wieder ihr Recht werden lassen. Was Mendelssohn für das Wiederaufleben der großen Chorcompositionen Bachs, das war Bülow für das Neuerstehen vieler seiner Clavierwerke.

So innig er dem Größten der Großen anhängt, so wenig geht er in einem einseitigen Cultus desselben auf. Wer, der nicht selbst davon Zeuge war, möchte es dem Manne mit den strengen, scharfen Zügen zutrauen, daß er die zarten Besonderheiten Mozart'scher Anmuth und Liebenswürdigkeit so entzückend herauszuarbeiten verstehe? Daß er überdies ein untrügliches

*) Siehe das Vorwort zur Bülow-Ausgabe der Cramer'schen Etuden; ein „Vorwort" für Clavier-Pädagogik überhaupt!

Feingefühl für Mozart'sche Tempi hat, macht ihn zu einem Unicum unter Capellmeistern und Spielern der Gegenwart. Was er vollends für die Erkenntniß Beethovens leistete, darüber ließen sich ganze Bände schreiben. Er hat dessen fast vergessene Jugendwerke wieder hervorgezogen und zu Ehren gebracht; er hat die noch vor Kurzem vielumstrittenen Schöpfungen der letzten Periode — wenigstens unter Musikern — beinahe populär gemacht. Ueber das Bekannte und Bekannteste verbreitet er hinwiederum, ohne irgendwie manierirt zu werden, ein ganz ungewohntes, zauberisches Licht; man mag der Meinung sein, daß man einem Sonaten- oder Quartettsatz Beethovens in langjährigem Studium annähernd gerecht geworden sei; hört man ihn alsdann in Bülow'scher Ausführung, so wird man sich erst bewußt, wie wenig man zuvor davon verstand, wie viele Feinheiten einem entgangen waren. Bülow spricht Beethoven wie ein großer Schauspieler Shakespeare; der Zuhörer hat, bei allem Schwung, bei aller rednerischen Fertigkeit des Vortrages nie die Empfindung des Declamirten, sondern immer des Miterlebten. Bülow enthüllt die so unendlich reiche Gefühlswelt des Tonmeisters bis in ihre geheimsten Tiefen; die leisesten Seelenregungen, die fast unmerklichen Stimmungsübergänge spiegeln sich in seiner Darstellung wieder. Psychologen, welche es lieben, die große Scala der Mitteltöne zwischen schmerzlichen und freudigen Regungen zu durchmessen, müssen Bülow Beethoven interpretiren hören. Sie können dadurch fernerhin die Erkenntniß dessen gewinnen, was Pathos, Sentimentalität und Humor in der Tonkunst sei. Der letztere, wie er sich in Beethoven so herrlich offenbart, ist Bülow vornehmlich an's Herz gewachsen. Mit sonderlicher Lust läßt er ihn in all' seinen Spielarten schillern und ist König Lears Narr, Johannes Kreisler und Jean Paul in einer Person.

Zu jedem Beethoven-Denkmal, welches in den letzten dreißig Jahren errichtet wurde, hat Bülow nach Vermögen, das heißt, großherzig wie er ist, weit über dasselbe hinaus beigesteuert. Das schönste der vorhandenen Monumente aber hat er ganz aus eigenen Mitteln errichtet: seine Ausgabe der Beethoven'schen Compositionen für Pianoforte. Dieselbe, schon deshalb von hohem Werthe, weil sie einen starken Bruchtheil der zur Zeit thätigen Clavierlehrer entbehrlich macht, kann, was Vorzüglichkeit der Textkritik anlangt, mit jeder Musterleistung eines classischen Philologen den Vergleich aushalten*). Die Anmerkungen zu ihr lesen sich wie eine selbständige, an sinnigen, musikalischen Kernsprüchen und Parallelen reiche, das Nachdenken des Lesers beflügelnde, dazu mit Bülow'schen Sarkasmus hinlänglich durchtränkte Schrift.

---

*) Sie ist leider noch unvollständig; sie umfaßt die bez. Werke von op. 53 bis op. 129 in historischer Folge; dazu sind einzelne Compositionen mit niedrigeren Opus-Nummern in Sonderausgaben erschienen. Bisher hat der Vielthätige leider noch nicht die Muße gefunden, um das wundervolle Werk zu Ende zu führen. Ehe das nicht

Bülow wurzelt in Bach, lebt in Beethoven und erfrischt sich durch Wagner. Nichtsdestoweniger ist er zu sehr Historiker, um es die dii minorum gentium entgelten zu lassen, daß sie keine Beethoven sind. Er spielt die „Wanderer-Phantasie“ mit solch' gewaltigen, durchaus zu rechtfertigenden Steigerungen, daß die Theorie von der „Formlosigkeit“ Schuberts einen argen Riß erhält. Er hat Mendelssohns Bild von den überflüssigen, coloristischen Zuthaten der unberufenen Tadler wie der übereifrigen Lobhudler gereinigt und in das rechte Licht gerückt; so erscheint es in seiner Auffassung als das eines Componisten von liebenswürdig-melancholischem Charakter und bestem gesellschaftlichen Schliff, der neben den poetischesten Märchenouverturen auch akademische Preismusik und neben marklosen Tonspielereien auch die prachtvollsten Fugen schrieb. Schumann und Chopin, die weiblichsten unter den schöpferischen musikalischen Individualitäten, hat er stets mit behutsamer Zärtlichkeit gepflegt; sein Chopin-Anschlag ist das Denkbarste an nachfühlender Delicatesse — Thautropfen, die auf ein Rosenblatt fallen — und in seinen Nacherzählungen Schumann'scher Stimmungsphantasieen ist er der anspruchsloseste und sinnigste Traumdeuter.

Für Johannes Brahms hat Bülow nicht nur eine Gemeinde, sondern auch ein Concertpublikum geschaffen. Das zeugt ganz besonders dafür, daß er nicht zu den Einseitigen gehört. Es wollte Den und Jenen verwunderlich bedünken, daß er in den letzten Jahren mit gleichem Eifer für den Meister des „Deutschen Requiem“ Freunde warb, mit welchem er früher die Rekruten zur Fahne Wagners trieb. Wir sehen darin keine „Gesinnungswidrigkeit“. Vorerst: was hat der Concertsaal mit der Oper, was hat Brahms mit Wagner zu thun? Als ob derselbe Schriftsteller nicht Schiller und Rückert feiern könnte! Sodann und hauptsächlich: Bülow hätte sich selbst untreu werden müssen, wenn er anders gehandelt haben würde. Huldigten nicht Brahms wie Wagner (das heißt der spätere Wagner, der des „Tristan“ und der Meistersinger“) in gleicher Weise, jeder der von ihm behandelten Kunstform entsprechend, dem polyphonen Princip? Genügen der formell schön entwickelte, übersichtlich aufgebaute Instrumentalsatz und das streng durchgeführte, in symphonischem Zuge ausgestaltete Leitmotivsystem nicht einer wie das andere den Anforderungen einer straffen musikalischen Logik? Bülow, der unermüdlichste und treueste

geschehen ist, — wir sagen das, ohne die außerordentlichen Verdienste Thayers auch nur im Mindesten schmälern zu wollen, — kann auch die classische Beethoven-Biographie nicht geschrieben werden. Und, um noch einen weiteren Herzenswunsch der musikalischen Welt zu erwähnen, wann erscheint, als Gegenstück zur Beethoven-Ausgabe, Bachs „wohltemperirtes Clavier“, wohlrevidirt durch Hans v. Bülow? Eine Bitte, deren Erfüllung selbst einem Arbeitsgenie wie ihm die Anstrengungen von Jahren kosten würde. Aber er hat uns daran gewöhnt, selbst das Unbezwingliche durch ihn überwunden zu sehen.

Vorkämpfer des Kunstwerkes der Zukunft, schwor also keineswegs sein früheres künstlerisches Glaubensbekenntniß ab, als er Brahms eine Gasse bahnte. Ob er nicht, durch die ihm so sympathische Brahms'sche Mehrstimmigkeit ein wenig zu dessen Gunsten voreingenommen, dem Gegenstand seiner Verehrung noch etwas mehr an melodischer Ursprünglichkeit und reifer Instrumentaltechnik zuschreibt, als derselbe in der That besitzt, das ist eine weitere Frage, welche wir, die wir uns zu den wärmsten und aufrichtigsten Brahms-Verehrern zählen, indem wir sie aufwerfen, bereits in aller Bescheidenheit beantwortet zu haben glauben. Dennoch wäre, falls selbst ein Mann von der Competenz eines Bülow Brahms etwas überschätzen sollte, damit dem Letzteren noch immer keine ausreichende Genugthuung dafür gegeben, daß ihn die öffentliche musikalische Meinung so lange unterschätzt hat.

Wie Bülow der deutschen Musik in der Fremde erfolgreich Bahn gebrochen hat, so ist er auch unablässig darum bemüht gewesen, fesselnden und bedeutsamen Erscheinungen auf dem Felde der ausländischen Musik-Literatur bei uns Eingang zu verschaffen. Eine außerordentliche Hochschätzung hegt er für Berlioz. Obschon er, seinem heutigen Standpunkt gemäß, dessen Programmmusik principiell ebenso ablehnt wie die Liszts, ehrt er doch in Ersterem den Erfinder kühner und selbständiger musikalischer Gedanken, das in seiner Art einzige Instrumentationsgenie, den wählerischen Rhythmiker, vornehmlich aber die kräftig ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit. Er hat uns die Bekanntschaft mit Berlioz'schen Tonstücken vermittelt, die, wie die Corsar-Ouverture, selbst angesehenen Pariser Musikern so gut wie unbekannt sind. Von neueren französischen Componisten hält er am meisten auf Bizet und Saint-Saëns. Diesen bevorzugt er augenscheinlich seiner vortrefflichen Fachkenntnisse, insbesondere seiner ausnehmenden contrapunktischen Fertigkeit halber. An der „Carmen", die als „überaus melodiöses Werk" im Repertoir nach Möglichkeit abgenutzt und durch den Schlendrian der Primadonnen-Gewohnheiten zur Operetten-Oper geworden war, hat er eine künstlerische Ehrenrettung vollzogen. Unter seiner Direction trat der bemerkenswerthe tragische Zug, der das Werk charakterisirt und der sich schon bei einer aufmerksamen Durchsicht des Textes offenbart, (wenn man nämlich nicht die Zigeunerin, das Weib mit vielseitigster Vergangenheit und ohne Zukunft, sondern José als den „Helden" betrachtet) wieder hervor*).

In höherem Grade hat Bülow sein Interesse der neuerdings in üppiger Fülle aufsprießenden slavischen Musik zugewendet. Ohne es sich verhehlen zu können, daß sich in den Arbeiten der Tschaikowski, Cui, Borodin noch viel des Ungegohrenen findet, daß in ihnen die Leidenschaft

*) Deshalb darf die Rolle des José auch nicht einem lyrischen (verstandesarmen) Tenor zugetheilt worden.

stark begabter, aber nicht selten maßlos überschäumender Naturtalente noch nicht genügend durch westliche Cultur gebändigt ist*), erfreut er sich doch an dem frischen und herzhaften, aus einem noch nicht ausgesogenen Boden reicher nationaler Volksmelodik in Saft und Kraft erwachsenden musikalischen Empfinden jener Talente. Näher stehen ihm natürlich die Czechen, Smetana und Dvorak, in deren Compositionen, unbeschadet der originellen Thematik, der naiv-starken Selbständigkeit, Sinn für Ordnung und Ebenmaß sich schon mehr bemerkbar macht. Bülow zu insinuiren, daß nicht allein musikalische, sondern auch politische Sympathieen ihn zu den Czechen hinziehen, das ist als ein Stückchen seiner Neider anzusehen, welches zu kläglich ist, als daß man darüber noch weitere Worte verlieren sollte. Er, der Bach und Beethoven so in sich verarbeitet hat, wie Keiner außer ihm, muß vom Scheitel bis zur Sohle deutsch gesinnt sein.

Für jeden Musiker, der keine Alltagsphysiognomie hat und mit eigenem Können vor die Welt trat, hat Bülow gearbeitet, sich gemüht, gekämpft. Nur für einen nicht: für sich selbst. Sollen wir von seiner beispiellosen Uneigennützigkeit, seiner nie ermüdenden Opferwilligkeit, seiner Selbstlosigkeit und Ritterlichkeit sprechen? Wer ihn kennt, dem würden wir damit nichts neues sagen und wer ihn verkennen will, den vermöchten auch wir nicht eines Besseren zu belehren.

Nehmt Alles nur in Allem: er ist ein Mann!

Ein Mann, der Schicksale ungewöhnlichster Art durchlebt, der eine Musikerlaufbahn durchmessen hat, auf der jeder Zoll mit Dornen und Lorbeeren besteckt war. Zuerst ein Kampf um das künstlerische Dasein, dann ein Kampf für die Kunst! Ein musikalischer Achilleus auf rastloser Wanderschaft! Alle Bildungsmomente einer scheidenden, an stiller Arbeit der Dichter und Denker reichen Zeit und alle einer neuen, in hartem, drängendem Leben vorwärts eilenden Epoche kamen Bülow zu Gute; die meisten bedeutenden geistigen Gegensätze des Jahrhunderts spielen in dieses Dasein mit hinein. Kein Feld des Ringens und Strebens der modernen im unausgesetzten Versuchen begriffenen Menschheit, auf dem er sich nicht herumtummelte, kein Reiz der Contraste, den er nicht voll auskostete. Wie viele namhafte Zeitgenossen giebt es, deren Pfad er nicht gekreuzt, mit denen er sich nicht zu gemeinsamem Vorgehen verbunden oder mit denen er sich nicht in Wort und That gemessen hätte! Es war fürwahr kein enger Kreis, dem er seine Bildung dankte. Er hat, in traumumfangener Jugend stehend, die zarte Romantik Mendelssohns und Schumanns noch an der Schwelle ihres Scheidens gegrüßt; er hat den wunderthätigen Magus Liszt in der Lohe der Extase aufflammen und in der koketten

*) Gerade wie in den Werken der Tolstoi und Dostojewski, der Wereschagin und Aiwasowski. Aber welche Stellung wird diese Nation noch einmal auf künstlerischem Gebiete einnehmen, sobald sich der geistige Klärungsproceß in ihr vollzogen haben wird!

Sentimentalität des musikalisch so unbußfertigen Weltpriesters abblassen sehen; er hat die festesten Bausteine zur Errichtung des Bayreuther Werkes aufgeschichtet, um es hernach im Bogen umgehen zu müssen. Er hat Joachim Raff und Hector Berlioz bis über's Grab hinaus geehrt und Johannes Brahms zum Tempel des unvergänglichen Ruhmes geleitet. Er ist zu den ästhetischen Optimisten in die Schule gegangen und mit den Bußpredigern des Nirwana Arm in Arm gewandelt. Er bewegte sich stets gleich zwanglos in der Werkstatt des Blousenmannes und in den Salons der Aristokratie; er war Ferdinand Lassalles Freund und ist an vielen Hoftafeln ein gern gesehener Gast. Er hat im nüchternen Norden und im gemüthreichen Süden Deutschlands Heimstätten gehabt; er hat den Franzosen der Revanche, den Altrussen, Jungczechen und die übrigen interessanten Völkerschaften des deutsch-feindlichen Europa genugsam studirt. Er hat die alte Welt ertragen, die neue achten, über Männer zu siegen, über Frauen zu philosophiren gelernt und liebt — „seine Welt". Aus Bülows Umgang zu schließen, wer er sei, wäre ein schweres Stück: denn mit wem ist er nicht umgegangen? Er gehört zu den Wenigen, die mit allem fertig werden und mit denen man nie fertig wird. Er ist kein Geheimnißkrämer und giebt keine psychologischen Räthsel auf — wenn man sich anders die Mühe nimmt, über ihn nicht nur zu schreiben, sondern auch nachzudenken — aber er stellt dem, der sich über ihn klar zu werden ernsthaft gewillt ist, alle Tage neue Aufgaben. Ein lückenloses Verzeichniß all' seiner Fähigkeiten und Künste anlegen zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen: das, was heute bei einem Bülow noch als schüchterner, kaum erkennbarer Blattansatz erscheint, kann morgen schon neue, vollaufgeschlossene, eigenartige Blüthe sein. Ueberhaupt lassen sich die Eigenschaften der Größten nicht katalogisiren. Je gewaltiger das Genie ist, um so mehr ist von dem, was es bietet, auf Rechnung der Stimmung und Stunde zu setzen: wer will da nun bis in's Kleinste abcirkeln, was aus der Eingebung des Augenblickes herausgeboren wird und was ein nur zeitweilig hervortretender künstlerischer Charakterzug ist? Man muß sich damit begnügen, auf solch' außerordentliche Persönlichkeit oft und scharf hinzublicken; glaubt man, daß man dabei etwas gelernt habe, so mag man daran gehen, von derartigen Wahrnehmungen Anderen Rechenschaft abzulegen. Da jedoch das Beobachtungsfeld ein übergroßes ist und auch der Aufmerksamere seine Augen nicht vervielfältigen kann, dürfen seine Aufzeichnungen nur auf den Werth eines Versuches Anspruch machen.





College Schnabel.

Erinnerungen aus der Redactionsstube.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Eine kleine Schaar von Leidtragenden umstand die offene Gruft. Wir waren unser Alles in Allem sieben Personen: der Verleger der Zeitung, der Buchhalter der Expedition, meine beiden Collegen in der Redaction, der Factor der Druckerei, ein fremder Herr und ich. Sonst Niemand, kein Anverwandter, kein Freund. Der arme Willibald Schnabel, den wir da begruben, stand ganz allein in der Welt. Während der zwei Jahre unserer gemeinsamen Arbeit in der Redaction einer Provinzialzeitung hatte ich ihn nie einen Brief erhalten oder schreiben sehen. Er hatte niemals mit mir, obwohl wir auf sehr gemüthlichem Fuße standen, von irgend einem seiner Anverwandten gesprochen, und bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, woher er stammte und wer seine Eltern waren. Ich muß allerdings hinzusetzen, daß ich mich niemals darum gekümmert habe.

Von den Menschen war nicht viel geschehen, es war so gut wie nichts geschehen, um das Begräbniß stimmungsvoll zu machen. Schnabel war an einem Herzübel, zu dem Wassersucht hinzugekommen war, nach längerem Leiden im Krankenhause gestorben. Die Direction hatte uns, den Verleger und mich, durch eine nüchterne Anzeige von diesem Todesfall und von der zum Begräbniß angesetzten Stunde in Kenntniß gesetzt, und das Letzte, was für den armen Schnabel noch geschehen mußte, geschah mit Vermeidung aller überflüssigen Ausgaben. Der schwarzgestrichene Holzsarg schmuckloſester

Art wurde auf der Bahre von den Trägern nach dem nahegelegenen Kirchhof gebracht. Von unbekannter Hand war ein verhältnißmäßig schöner Kranz mit der auf der Schleife angebrachten Aufschrift: „Dem edlen Freunde" gespendet worden, und diese Liebesgabe stand zu der lieblosen Dürftigkeit des Ganzen in schneidendem Widerspruch. Sonst nichts. Der Anstaltsgeistliche, der den Verstorbenen gar nicht gekannt, sprach einige wenige allgemeine Worte über des Menschen Leben, das da ist wie Gras, und schloß hastig mit dem Vaterunser. Die Erdschollen kollerten auf den Sargdeckel, und nach einer kleinen Viertelstunde war Alles vorbei.

Aber das, was die Menschen versäumt hatten, machte die Natur wieder gut. Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, ein Sonntag. Der Flieder stand in vollster Blüthe, und die Sonne schien warm. Und in demselben Augenblicke, als der Geistliche sein Amen gesprochen hatte, setzten alle Glocken wie auf ein Stichwort ein, und in seiner Schlichtheit, ja Armseligkeit, hatte diese Bestattung doch etwas merkwürdig Feierliches und Schönes. Einen wahrhaft tiefen Schmerz empfand wohl keiner der Wenigen, die dem armen Schnabel das letzte Geleit gegeben hatten, aber es gab auch wohl Keinen unter diesen, der in jenem Augenblicke nicht ein ernstes wehmüthiges Bedauern empfunden hätte.

Nicht ohne Rührung gedenke ich auch jetzt wieder des armen Burschen, und bei der Erinnerung an ihn und an jenen sonnigen Frühlingstag, an dem wir ihn begruben, vergegenwärtigt sich mir mit sonderlicher Schärfe jene Zeit meiner journalistischen Thätigkeit, in der ich an jedem jungen Morgen mein politisches Licht leuchten ließ und allwöchentlich drei- oder viermal in größeren, wohlerwogenen Leitartikeln die Leiter der europäischen Staaten auf unverzeihliche Versehen aufmerksam machte. Ich stellte an Bismarck die verfängliche Frage: ob er sich denn auch wohl überlegt habe, wie bedenklich es sei, dem König Georg von Hannover eine so bedeutende Abfindungssumme zur Verfügung zu stellen? Ich eiferte gegen den Grafen Leo Thun und gegen dessen schroffe Haltung in der Ehegesetzdebatte. Ich sagte Serrano beinahe verletzend schroffe Wahrheiten. Ich hatte an der Kriegführung Englands in Abessinien mancherlei auszusetzen. Ich unterstützte Thiers und bekämpfte Lamarmora. Aber sie Alle, Bismarck und Thun, Disraeli und Serrano, Thiers und Lamarmora, kümmerten sich nicht im Geringsten um das, was ich sagte und in so überzeugenden Worten niederschrieb. Damals war mir bitterer Ernst, was mir jetzt so wenig ernsthaft erscheint. Ja, man wird alt! Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, und von denen, die damals während der Redactionsarbeit meine ständige Umgebung bildeten, ist auch nicht ein Einziger mehr am Leben.

* * *

Unsere Redaction verfügte über zwei Räume. In dem vorderen, kleineren, befand sich nur ein Stehpult, an der Wand ein Zeitungsregal

ein Tisch und zwei Stühle vervollständigten die Einrichtung. In diesem Raume wirkte mein Freund Zeisig, ein Anverwandter des Verlegers, über dessen mannigfache Thätigkeit ich gleich sprechen werde.

Das Mobiliar in dem größeren Zimmer nebenan war auch nicht viel reicher. An den beiden Fenstern standen zwei Arbeitstische, deren Erhöhungen mit Nachschlagebüchern und Zeitungen Rücken gegen Rücken standen und so zwischen den beiden Pulten die Scheidewand bildeten. An dem einen Tisch saß ich als Chefredacteur — ich hatte natürlich den guten Platz —, mir gegenüber, aber unsichtbar für mich, saß der alte Doctor, ein Inventarstück der Redaction, der schon verschiedene Geschlechter von Hauptredacteuren überdauert hatte, von uns immer „das Männchen" genannt, und dem beim Schreiben der Schatten der Hand auf das Papier gefallen wäre, wenn er überhaupt geschrieben hätte; er beschränkte sich indessen darauf, die Zeitungen zu lesen, anzustreichen und auszuschneiden.

Hinter dem „Männchen", an der Wand mir gegenüber, arbeitete an einem Stehpulte auf dem Drehschemel mein tüchtiger und liebenswürdiger College Dr. Engelmann, mit dem ich innig befreundet war. Wir kannten uns schon von Halle her und waren Duzbrüder. Wir Beide erledigten nahezu die ganze Arbeit.

Wenn ich daran denke, was ich in jener Zeit zusammengeschrieben habe, überfällt mich noch jetzt ein gelindes Grauen. Es war keine Seltenheit, daß in einer Nummer der täglich zweimal erscheinenden Zeitung von mir ein Leitartikel, die politische Uebersicht, ein Feuilleton, eine Theaterkritik und womöglich noch ein Bericht über eine interessante Gerichtsverhandlung oder dergleichen stand, Alles in größter Hast und beinahe ohne die Möglichkeit einer aufmerksamen Correctur niedergeschrieben.

Mein Freund Engelmann bekümmerte sich besonders um das Abendblatt und half mir sonst auch bei allem Möglichen, namentlich bei der Erledigung der parlamentarischen Verhandlungen, die zu seinem besonderen Arbeitsfeld gehörten. Von Zeit zu Zeit schrieb er auch Leitartikel; die waren aber nicht viel werth. Er hatte eine verhängnißvolle Vorliebe für verlassene Bruderstämme, und seitdem die Schleswig-Holsteiner dem Kreise seiner Betrachtungen entzogen waren, war er ziemlich hülflos. Er wußte es indessen doch so einzurichten, daß er wenigstens alle vierzehn Tage einmal ein kräftiges Wort über die Ostseeprovinzen oder über die Sachsen in Siebenbürgen sagen konnte. Im Nothfall begnügte er sich auch mit Glaubensenclaven; namentlich für die Waldenser erglühte sein Herz. Er war klug, gebildet, gewandt und fleißig. Ich habe niemals einen angenehmeren Collegen gehabt.

Das „Männchen" war eine rührende Erscheinung. Er war nahezu siebzig Jahre alt, klein, mager, gebückt; der völlig von Haaren entblößte Schädel war mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt. Er trug eine große Hornbrille. An seinem schwarzen Anzuge war nie ein Stäubchen

zu sehen. Er trug stets eine weiße Halsbinde und sah aus wie ein alter Schullehrer; ich glaube, er war auch in seinen jungen Jahren Lehrer gewesen. Er war sehr schwerhörig, beinahe taub, und die Verständigung mit ihm infolgedessen ziemlich beschwerlich. Wenn ich ihn irgend etwas zu fragen hatte, schrie ich, daß die Wände zitterten; aber er hörte es gewöhnlich doch nicht. Dann drehte sich entweder mein Freund Engelmann auf seinem Drehschemel herum und stieß ihn von seinem erhabenen Sitze leise mit dem Fuß an, oder ich ballte eine alte Zeitung zusammen und warf diese über das Bücherreck auf unserm Pulte zu ihm hinüber. Dann stand er sofort auf und erkundigte sich mit anmuthigem Schmunzeln nach meinem Begehr. Ich hatte immer nur die eine Frage an ihn zu stellen: ob wir diese oder jene Nachricht schon gebracht hätten? Das wußte er, aber etwas Anderes wußte er auch nicht. Mit Bienenfleiß trug er aus den Provinzialblättern alle Nachrichten zusammen, von denen er voraussetzte, daß sie interessant seien. Er irrte sich gewöhnlich; vier Fünftel von dem, was er auf mein Pult legte, wanderte in den Papierkorb. Aber er war unermüdlich in seinem Eifer. Es war mir, dem so viel Jüngeren, oft recht peinlich, den braven, alten Herrn so rücksichtslos behandeln zu müssen; aber er nahm es mir nicht weiter übel, meine Vorgänger hatten ihn schon daran gewöhnt. Er hatte immer dasselbe freundliche Lächeln im Gesicht, und unbekümmert um das, was mit seiner Auslese geschehen mochte, schnitt er vergnügt drauf los und beschränkte sich darauf, die Quelle anzugeben oder zu vertuschen.

Viel mannigfaltiger gestaltete sich die Thätigkeit des Herrn Zeisig, der eine Zwischenstellung zwischen Redaction, Expedition und Druckerei einnahm. Er hatte zunächst die ehrenvolle Aufgabe zu lösen, Besuche zu empfangen oder abzuweisen, er ordnete in jede Nummer unserer Zeitung die Manuscripte ein und beschrieb im Blatte die honorarpflichtigen Aufsätze mit den Namen der Mitarbeiter; er redigirte den Handelstheil, er las die Correcturen der Annoncen; vor Allem aber wirkte er als Localberichterstatter. Das war sein besonderer Stolz.

Er hatte sich nach erlauchten Vorbildern einen eigenthümlichen, bilderreichen Stil angeeignet. Wenn ein Taschendiebstahl vorgekommen war, so schrieb er regelmäßig: „Gestern versuchte wiederum ein lustiger Bruder, in den Taschen seines Nachbars Fingerübungen zu machen.“ Groß war er in der Darstellung von Bränden. Die schaurigen Beleuchtungseffecte schilderte er mit den glühendsten Farben. Er verstieg sich sogar zu biblischen Bildern und sprach bei diesem Anlaß auch einmal von dem feurigen Wagen des Elias. Seine größten journalistischen Triumphe feierte er an hohen Festen und an den Wendetagen der Jahreszeiten. Da schrieb er stimmungsvolle kleine Aufsätze über die christlichen Feiertage, über Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie zeichneten sich allerdings durch eine gewisse Gleichartigkeit aus. Kurz vor Pfingsten mußte ich ihn regelmäßig bitten:

„Liebster Zeisig, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Sprechen Sie diesmal nicht vom ‚lieblichen Feste', sagen Sie einmal etwas Anderes.' Sein Weihnachtsaufsatz begann unweigerlich mit den Worten: „O du fröhliche, o du selige". Zu Ostern citirte er aus dem Anfange des „Faust". Sehr tiefsinnig waren seine Sylvesterbetrachtungen. Am 21. März begann sein Aufsatz immer mit den Worten: „Und wieder ist es Frühling worden". Nicht um Alles in der Welt hätte man ihn dazu bewegen können, „geworden" zu schreiben. Den Sommer begrüßte er mit den Worten: „Der Sonnengott schießt seine feurigen Geschosse auf uns herab". In der Herbststimmung wurde er trübe: „Der scharfe Wind aus dem Osten zerzaust die Bäume, das Laub raschelt." Aber der Winter stimmte ihn wieder fröhlich — er lief nämlich gern Schlittschuh —, und da, als ob er Julius Wolff vorgeahnt hätte, frohlockte er gewöhnlich: „Heia und Heissassa! Heia hei! Das ist ein lustiges Treiben!" Er war in der ganzen Stadt bekannt. Manchmal erlaubte man sich auch unziemliche Späße mit ihm, und an einen denke ich noch immer mit einem gewissen Schauer.

Es wurde uns gemeldet, daß eine Bäckerfrau sich vergiftet habe. Zeisig stürzte natürlich sogleich nach dem Orte der That. Er traf den Arzt, einen sehr vergnügten Herrn, der immer zu Späßen aufgelegt war, und ließ sich von diesem die Einzelheiten der traurigen Geschichte erzählen. Der Arzt war des trockenen Tones satt und spielte den Teufel; es langweilte ihn, auf all die Fragen des wissensdurstigen Zeisig zu antworten. Schließlich sagte er, als Zeisig von ihm erfahren wollte, welches Gift den Tod der Unglücklichen herbeigeführt habe: „Sie hat zwei Gran Natron bicarbonicum genommen." Zeisig schrieb's in sein Notizbuch: „Natron bicarbonicum" und kam in größter Hast kurz vor Schluß des Blattes auf die Redaction zurück. Alles, was er soeben gehört und gesehen hatte, brachte er getreulich zu Papier und gab das Manuscript in die Druckerei. Wir, Engelmann und ich, saßen längst beim Frühschoppen.

Am Abend stand dann in der Zeitung, daß die Kunde von einer grausigen That sich mit Windesschnelle im Laufe des heutigen Vormittags in unserer Stadt verbreitet habe. Die ehrsame Bäckerfrau X. X., die Freude ihres Gatten, die Liebe ihrer Kinder, der Stolz ihrer Eltern, habe sich in einem Augenblick unerklärlicher, geistiger Umnachtung aus der traurigen Gewißheit des Diesseits in die unerforschte Fragwürdigkeit des Jenseits hinübergeschafft. Ein tödtliches Gift habe das junge Leben zerstört. Zwei Gran Natron bicarbonicum hätten die Schreckensthat vollbracht!

Wie auf Verabredung erhielt ich am andern Morgen von allen meinen Freunden wahre Schiffsladungen von Natron, jenem schrecklichen Gifte, von dem man immer gesunder wird, je mehr man davon nimmt. Vierzehn Tage lang durfte ich mich an meinem Stammtisch nicht blicken lassen. Ich sah mich schon im Briefkasten des „Kladderadatsch". Aber zum Glück wurde

die Sache von den Zeitungen nicht bemerkt, jedenfalls wurde sie nicht beachtet. Ich kam mit den kleinen localen Unannehmlichkeiten davon.

Der brave Zeisig hatte auch sonst noch manchmal Malheur. Er war der Letzte, der die Redaction verließ, und wenn kurz vor Thoresschluß noch eine Depesche einlief, so hatte er sie zu redigiren. Da fand ich denn eines Tages als letzte Nachricht, in recht augenfälligen Lettern gedruckt, Folgendes:

„Stuttgart. Die Minister haben um Mitternacht ihre Entlassung eingereicht."

Wir zerbrachen uns den Kopf, was die Minister zu diesem Entschlusse gerade zu so ungewohnter Stunde bewogen haben könne. Es mußte ja ganz ungewöhnlich dringlich sein! War denn Revolution in Stuttgart? Oder was war denn sonst da los? Ich erbat mir das Originaltelegramm, und da stand denn, daß der Minister Mittnacht seine Entlassung eingereicht habe. Auch von diesem Schnitzer wurde zum Glück keine Notiz genommen.

Man macht als Redacteur überhaupt ganz merkwürdige Erfahrungen, welche Unglaublichkeiten unbeanstandet vorübergehen. Ein Fall dieser Art ist mir im Gedächtniß geblieben, ein so unwahrscheinlicher Fall, daß ich selbst kaum noch daran glauben würde, wenn ich nicht die betreffenden Belegstücke bis zu dieser Stunde mir bewahrt hätte. Es ist allerdings das Tollste, was mir in meiner journalistischen Erfahrung begegnet ist.

Es war im Hochsommer des Jahres 1868. Unsere gewöhnliche Gesellschaft war beim Frühschoppen vereinigt, und wie immer brachte mir ein Bursche aus der nahegelegenen Druckerei das eben fertig gewordene feuchte Blatt herüber. Ich sah es mir flüchtig an und wollte es eben in die Tasche stecken, als mein Blick eine Nachricht streifte, die mich stutzig machte. Ich las nun die betreffende Notiz, die sogar eine bevorzugte Stelle im Blatte einnahm. Ich traute meinen Augen kaum. Ich las sie wieder und wußte immer noch nicht, was ich sagen sollte. Da stand wörtlich das Folgende:

„Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, theilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen, die er eingezogen habe, versichern dürfe, Bismarck denke allen Ernstes daran, einen großen Schlag auszuführen und über den Bundestag hinweg mit der Regelung der deutschen Frage an das deutsche Volk unmittelbar heranzutreten. In diplomatischen Kreisen Frankfurts wolle man mit aller Bestimmtheit wissen, daß Bismarck nichts Geringeres beabsichtige, als die Einführung des gleichen allgemeinen und directen Wahlrechts."

Das stand in unserer Zeitung, im Hochsommer 1868. Inzwischen war im Februar 1867 bereits der norddeutsche Reichstag durch allgemeine gleiche und directe Wahlen gebildet worden. Der Bundestag hatte seit 1866 aufgehört und diplomatische Kreise gab es in Frankfurt überhaupt

nicht mehr. Ich war sprachlos vor Entsetzen. Wer um Gottes willen hatte uns dieses Kuckucksei in die Zeitung gelegt?

Ich stürze auf die Redaction und finde da noch meinen Freund Engelmann, der gerade im Begriff steht, seinen Arbeitsrock mit seinem Straßenanzug zu vertauschen, um mich beim Frühschoppen aufzusuchen.

„Hast Du denn gelesen, was heute in unserer Zeitung steht?“ frage ich ihn in äußerster Erregung.

„Noch nicht,“ giebt er mir zur Antwort. „Was ist denn los?“

Ich zeige ihm das Fürchterliche. Er liest die Notiz einmal, zweimal, er liest sie dreimal und fragt mich dann: „Was soll denn das bedeuten? Wer hat uns denn das geschrieben?“

„Aber Unglücksmensch! merkst Du denn nicht, daß es sich um eine empörende Mystification handelt? Wir haben doch das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht! Und es giebt doch keinen Bundestag mehr!“

„Ach richtig! Ich hatte es wahrhaftig übersehen. Ja, wer kann denn den Unsinn geschrieben haben?“

Wir begeben uns in den Setzersaal, zu dem vom Flur aus nächst dem Eingange unserer Redaction eine dunkle Treppe von einigen Stufen hinaufführt. Die meisten Setzer haben Mittagspause gemacht, aber der Factor ist noch da.

„Wie kommt denn die Notiz in die Zeitung?“ frage ich.

Der Factor stellt Nachforschungen an und bringt nach einiger Zeit ein ganz schmutziges, zertretenes Manuscript von meiner eigenen Hand.

„Das habe ich doch aber jetzt nicht gegeben.“

„Wir haben es heute bekommen.“

Es werden weitere Ermittlungen angestellt, und es ergiebt sich nun Folgendes: Der Druckerjunge, der während der Redactionsstunden die Manuscripte von der Redaction in die Druckerei zu befördern hatte, war auf der dunklen Treppe gestolpert und hatte die Manuscripte fallen lassen. Er hatte sie wieder aufgelesen und dabei aus einem Winkel auch ein altes, längst beseitigtes Manuscript mit aufgerafft, das sich zufällig in eine Ecke verkrochen und den schüchternen Reinigunsversuchen, die in langen Zwischenräumen in diesem Theile des Hauses vorgenommen wurden, entzogen hatte. Auf diese Weise war das Manuscript, das aus dem Frühjahr 1866 stammte, im Hochsommer 1868 noch eimnal gesetzt, corrigirt und veröffentlicht worden.

Wir waren natürlich sehr bestürzt. Wir standen damals gerade in einer sehr lebhaften Polemik mit einem benachbarten Blatte und mußten natürlich darauf gefaßt sein, nun nach allen Richtungen hin gründlich lächerlich gemacht zu werden. Das war ja für den lieben Collegen nebenan ein gefundenes Fressen! Wir beriethen lange, was wir nun thun sollten. Mein Freund Engelmann war der Ansicht, daß wir die Geschichte der Wahrheit gemäß in möglichst launiger Form unsern Lesern erzählen sollten. Wir wollten eine Humoreske daraus machen und versuchen, die Lacher auf

unsere Seite zu bringen, und zwar gleich in der nächsten Nummer, ehe es uns von Andern aufgemuzt werden konnte. Wir machten den Versuch, zunächst Jeder für sich und dann mit vereinten Kräften. Aber es wurde nichts Gescheidtes daraus. Wir waren Beide nicht zum Lachen aufgelegt. Schließlich kamen wir überein, aus der Noth eine Tugend zu machen und zu warten, bis sich das freundnachbarliche Blatt melden würde, um dann das Starke mit dem Zarten, Grobheit mit Humor lieblich zu paaren. Nach vierundzwanzig Stunden erhielten wir in der That eine Nummer jenes Blattes, welche von unserer Mittheilung Notiz nahm. Wir lasen da Folgendes:

„Die ‚X. X.=Zeitung' (und nun war unsere Zeitung, die sonst niemals als Quelle angegeben wurde, mit vollen Buchstaben bezeichnet) schreibt: ‚Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, theilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen'" 2c.

Und nun war unsere ungeheuerliche Nachricht einfach abgedruckt, und die fremde Redaction hatte zum Schluß nur noch bemerkt: „Wir geben diese Nachricht unter allem Vorbehalt."

Als uns die betreffende Nummer zuging, erstaunten wir noch mehr, aber diesmal war das Erstaunen ein freudiges. Wir lachten wie die Kobolde, und unsere Freude sollte sich noch verstärken; denn am andern Tage hatten aus jenem größeren Blatte Dutzende von andern Blättern dieselbe Nachricht mit demselben freundlichen Vorbehalt abgedruckt, und es ist niemals von irgend einer Seite ein Wort dagegen gesagt worden. Ich habe auch das Geheimniß bis zu dieser Stunde bewahrt, und mein guter Freund Engelmann hat es mit ins Grab genommen. Und da spricht Lassalle von der Gedankenlosigkeit der Zeitungsredacteure und der Zeitungsleser!

* * *

Solche und ähnliche Versehen waren bei den durchaus unzureichenden Arbeitskräften, über die die Redaction verfügte, unvermeidlich. Unser umfangreiches Blatt, das täglich in zwei Ausgaben erschien, wurde thatsächlich von uns Beiden allein gemacht, von Dr. Engelmann und mir. Das gute „Männchen" leistete eigentlich gar nichts; der brave Zeisig kümmerte sich ausschließlich um den localen Theil und um die Handelsnachrichten, und die Ueberwachung seiner Wirksamkeit auf diesem Gebiete nahm unsere Zeit ebenfalls noch stark in Anspruch. Ich hatte meinem Verleger wiederholt ernsthafte Vorstellungen gemacht, und endlich entschloß er sich auch, meinem immer wiederholten Verlangen zu entsprechen, noch einen Redacteur, auch wenn diesem nur ein ganz bescheidenes Gehalt angewiesen werden könne, fest anzustellen.

Ich stand gerade im Begriff, mich nach einem solchen umzusehen, als

sich eines Tages ein Herr bei mir meldete, der mir einen Empfehlungsbrief von einem lieben Collegen aus Düsseldorf überbrachte. Der Herr hatte mir durch Zeisig den Brief in mein Zimmer geschickt und wartete auf Antwort. Der Brief lautete so:

„Lieber Freund! Der Ueberbringer dieser Zeilen ist Dr. Willibald Schnabel, ein sehr fähiger, sehr unterrichteter Mann, der gutes Deutsch schreibt und schnell arbeitet. Wenn Sie ihn sehr straff halten, wird er Ihnen gute Dienste erweisen können. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß er einigermaßen zum Bummeln neigt; namentlich ist er den geistigen Getränken stark zugethan. Aber Sie werden es kaum bemerken. Ich kenne ihn seit unsern Universitätsjahren und habe ihn niemals angetrunken gesehen. Er ist ein kreuzbraver Kerl, und ich bin überzeugt, Sie werden gut mit ihm auskommen können. Seine Ansprüche sind bescheidenster Art. Ich würde Ihnen indessen rathen, ihm nie einen Vorschuß zu bewilligen. Lassen Sie sich durch diese offenherzige Schilderung nicht etwa abschrecken. Ich wiederhole Ihnen und spreche sehr ernsthaft: Dr. Schnabel wird Ihnen gute Dienste leisten, und Sie werden einen liebenswürdigen Mann um sich haben."

Ich bat Zeisig, er möchte den Herrn eintreten lassen. Es war in der Pause zwischen der Abgabe des letzten Manuscripts und dem Eintreffen der ersten Correctur. Das „Männchen" saß noch immer in seine Zeitungen vertieft und schnitt aus, ohne irgendwelchen Sinn für alle andern Vorgänge der Außenwelt. Er merkte gar nicht, daß Jemand in's Zimmer getreten war. Engelmann drehte sich auf seinem Schemel herum, ich beseitigte von dem einzigen noch unbesetzten Stuhl die daraufliegenden Zeitungen und bat Herrn Dr. Willibald Schnabel, den ich mit meinem Freunde Engelmann bekannt machte, sich zu setzen.

Dr. Willibald Schnabel war eine lange Hopfenstange, an sechs Fuß fehlte ihm gewiß nur eine Kleinigkeit. Sein Gesicht war mager, die Backenknochen standen stark hervor. Sein langes Haupthaar und sein Bart waren dunkelbraun und struppig. Er hatte eine große, starke und leicht geröthete Nase. Seine wasserblauen Augen hatten einen unendlich milden, friedlichen Ausdruck, wie er oft durch den Genuß des Alcohols bewirkt wird. Auffallend lang waren seine Arme und seine Hände. Er trug einen abgeschabten, aber ziemlich saubern grau melirten Anzug, der etwas schlotterig saß und fertig gekauft zu sein schien, Papierkragen und Papiermanchetten.

Nachdem wir einige allgemeine Redensarten ausgetauscht hatten — anknüpfend natürlich an unsern gemeinsamen Freund —, ging ich sogleich auf mein Ziel los und befragte ihn über seine journalistischen Erfahrungen und dergleichen. Er antwortete darauf sehr verständig und gefiel uns Beiden, meinem Freunde Engelmann und mir, auf der Stelle. Bei irgend einer scherzhaften Bemerkung, die Einer von uns machte — es war nicht der Rede werth —, brach unser Dr. Willibald Schnabel in ein so fürchterlich

dröhnendes Gelächter aus, daß das „Männchen" erschrocken in die Höhe fuhr. Ich habe nie einen Menschen so lachen hören. Es war, als ob sich Böllerschüsse aus seiner Kehle entlüden, und man war auf diese Salven gar nicht vorbereitet. In unserm späteren Verkehr stellte sich oft heraus, daß Schnabel irgend etwas komisch gefunden hatte, was wir gar nicht komisch finden konnten, und dann krachte er regelmäßig mit seinem Lachen los, daß die Wände zitterten.

Natürlich konnte von einer sofortigen Einigung über das Verhältniß, in das wir zu einander treten wollten, noch nicht die Rede sein. Wir verabredeten vielmehr ein Provisorium von vierzehn Tagen, nach dem der eigentliche Vertrag zwischen meinem neuen Collegen und dem Verleger geschlossen werden sollte.

Nach dieser geschäftlichen Vorbesprechung machte ich es meinem Besuche so deutlich wie nur irgend möglich, daß ich unsere Rücksprache nunmehr als geschlossen ansähe, und daß wir uns vor der Hand nichts weiter zu sagen hätten. Aber Willibald Schnabel blieb, vollkommen unempfindlich gegen meine zarten Andeutungen, ruhig auf dem Stuhle sitzen, wartete die Correcturen ab und wich und wankte nicht von der Stelle. Er verließ mit mir gemeinsam die Redaction, und ich mußte ihn natürlich auffordern, mit mir zum Frühschoppen zu kommen. Er nahm die Einladung freundlich an und begleitete mich nachher in meine Wohnung. Auch da blieb er als treu ergebener Freund an meiner Seite. Er theilte mein frugales Mittagsmahl und begleitete mich am Nachmittag wieder auf die Redaction. Nach Schluß der Redaction schloß er sich mir an, als ich zum Abendessen ging. Dann folgte er mir nach unserer Stammkneipe und hatte die Artigkeit, sich davon zu überzeugen, daß ich auch gut nach Hause käme. Als ich das Haus aufschloß, trat er mit mir ein und begab sich mit mir auf mein Zimmer. Nun erlaubte ich mir die Frage an ihn zu stellen, ob er die Absicht habe, nach Düsseldorf zurückzukehren; der letzte Zug verlasse unsern Bahnhof in zwanzig Minuten. „Nein," sagte er, „ich habe in Düsseldorf nichts mehr zu thun. Wenn Sie erlauben, bleibe ich hier."

„Haben Sie sich denn schon nach einem Unterkommen für die Nacht umgesehen?" fragte ich.

„Nein, aber ich brauche auch keins. Wenn Sie mich nicht hinauswerfen, so bleibe ich hier. Ein Stuhl genügt mir."

„Ich kann Ihnen sogar ein Sopha anbieten. Aber ich habe nur ein Bett, und es ist eine alte dumme Gewohnheit von mir, daß ich immer darin schlafe. Sie nehmen mir das nicht weiter übel?"

„Aber durchaus nicht. Ich brauche nicht einmal ein Sopha."

„Sie gestatten mir doch, daß ich noch etwas arbeite? Ich habe für morgen früh einen Leitartikel zu schreiben."

„Worüber?"

„Ueber die Marine-Anleihe, anknüpfend an Moltkes Rede."

„Für oder gegen?" fragte mich Schnabel.

„Für, natürlich."

„Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen. Ich kann ja die zweite Hälfte machen. Schlüsse gelingen mir gewöhnlich ganz gut."

„Also schön, machen Sie den Schluß."

Schnabel setzte sich an den einzigen Tisch, der noch in meinem Zimmer stand, einen kleinen ovalen Tisch, dessen Platte bei jedem Druck des Armes krachte, und schrieb bei einem flackernden Lichte den Schluß des Leitartikels, während ich an meinem Pulte bei der Lampe den Anfang aufsetzte. Es machte sich ganz gut. Die beiden Theile wurden mühelos zusammengeschweißt.

Gegen ein Uhr ging ich in mein Schlafzimmer und legte mich zu Bett. Schnabel blieb vollkommen bekleidet auf dem Sopha sitzen. Er schlief eher ein als ich, denn ich hörte ihn alsbald fürchterlich schnarchen.

Ich mußte am andern Morgen vor ihm die Wohnung verlassen, da ich zu verhältnißmäßig früher Stunde auf der Redaction die Morgenpost zu erledigen hatte. Schnabel suchte mich etwa anderthalb Stunden später auf, in bester Laune und frisch gewaschen. Meine Zahnbürste hatte ich vorher verschlossen.

So angenehm mir die Gesellschaft meines neuen Collegen auch war, so mußte ich mir doch sagen, daß dieses siamesenhafte Zwillingsverhältniß zwischen uns ein dauerndes nicht sein konnte. Und da der lange Willibald nicht die geringsten Andeutungen machte, daß ihm an einer Lösung unseres soeben gestifteten Bundes gelegen sei, so war ich genöthigt, die Initiative zu ergreifen. Als wieder die Ruhepause zwischen Abgabe des letzten Manuscriptes und Eintreffen der ersten Correctur eingetreten war, sagte ich ihm:

„Wenn Sie wollen, stelle ich Sie nachher meinem Verleger vor. Er wird auf meinen Vorschlag einer vorläufigen, für keinen Theil bindenden Thätigkeit von etwa vierzehn Tagen gegen eine gewisse Entschädigung sicherlich eingehen. Ich würde Ihnen dann rathen, Ihre Sachen aus Düsseldorf kommen zu lassen und sich nach einer kleinen Wohnung umzusehen."

„Das können wir machen," sagte Willibald. „Meine Sachen sind in einem Koffer wohlverpackt in Düsseldorf geblieben. Ich habe da nämlich noch elf Thaler zu zahlen. Ich brauche doch auch etwas Geld, um mich hier einzurichten. Könnten Sie Ihren Verleger nicht veranlassen, mir einen Vorschuß von zwanzig Thalern zu geben?"

„Aha," dachte ich, „der Vorschuß!"

Und in dieser Beziehung war mein Verleger, wie viele andere, nicht zum Spaßen aufgelegt. Ich machte mir aber klar, daß das Verlangen des guten Schnabel doch ein ganz gerechtfertigtes war, und daß er wirklich etwas Geld haben mußte, um die Uebersiedelung bewerkstelligen zu können. Ich ging also zu meinem Verleger hinüber, vermied ängstlich das leidige

Wort „Vorschuß", das immer eine verstimmende Wirkung übte, und sagte nur, daß ich einen tüchtigen Menschen gefunden zu haben glaubte, mit dem wir es zunächst einmal auf vierzehn Tage versuchen wollten, daß ich diesem dafür eine Entschädigung von fünfundzwanzig Thalern angeboten hätte, und daß es mir recht und billig erschiene, dem armen Teufel diese Summe pränumerando auszuzahlen. Der Verleger machte zwar auch zunächst einige Schwierigkeiten, aber schließlich gab er doch seine Einwilligung. Ich vermittelte die Bekanntschaft zwischen ihm und Dr. Schnabel. Schnabel erhielt von der Kasse seine fünfundzwanzig Thaler, war überglücklich und fuhr mit dem Mittagszuge nach Düsseldorf zurück. Am Abend traf er mit seinem Koffer ein und am andern Morgen erschien er pünktlich auf der Redaction.

Schnabel arbeitete schnell und gut und war uns Beiden eine wirkliche Hülfe. Er war tactfest und sicher und hatte ein sehr feines Stilgefühl, das er sich selbst in der immer hastigen Zeitungsarbeit sorgfältig bewahrt hatte. Das Zeitungsdeutsch mit seinen widerwärtigen Mißbildungen machte ihn geradezu wild, und wenn er beim Lesen der Blätter auf eine dieser Ungeheuerlichkeiten stieß, gab er laute Klagetöne von sich. Der ziemlich einsilbige Mann hatte eben die Eigenthümlichkeit, seine seelischen Affecte sehr geräuschvoll auszudrücken. Wie er schallend und dröhnend lachte, so war auch sein Seufzen und Stöhnen gewaltsam und ungewöhnlich stark. Bei dem geringsten Unbehagen entrang sich seiner Brust ein Laut, als ob er aus tiefster Noth aufschreie.

Die Wörter, die ihm diese Jammertöne entrissen, waren vor Allem jene abscheulichen Vermanschungen und Verpantschungen, die sich aus den Kundgebungen irgend einer Subalternbehörde in die Zeitungsspalten eingeschmuggelt hatten und dort wie das Unkraut weiterwucherten, also Wörter wie „diesbezüglich", „desfallsig", „anläßlich", oder aus der Briefschreiberei halbgebildeter Commis in die Schriftsprache gepascht waren, wie „umseitig", „antwortlich" und dergleichen.

Eines Tages stöhnte er jammervoll auf, als ob er von einem schweren körperlichen Leide geplagt werde.

„Da haben die Schurken schon wieder ein neues Wort gebildet!" rief er mit tragischem Pathos aus. „Und das Wort ist so schauderhaft, daß es unbedingt eine glänzende Laufbahn haben wird. Es stammt aus der Familie der nichtswürdigen ‚Austrägalinstanz': ‚culturell'!! Was sagen Sie dazu? Hier sprechen die Leute von der ‚culturellen' Aufgabe der Deutschen in Oesterreich! Ist das nicht fürchterlich? Diese empörenden Sprachverhunzer sollten wie die Buben, die die Denkmäler besudeln, auf öffentlichen Märkten gestäupt werden!"

Von diesen seltenen Zornesausbrüchen abgesehen, war unser Willibald im Allgemeinen durchaus friedfertiger und langmüthiger Natur. Es brachte ihn sonst so leicht nichts in Harnisch. Auch von der verhängnißvollen Hinneigung zum Genusse alcoholhaltiger Getränke, auf die mich unser gemein-

samer Düsseldorfer Freund aufmerksam zu machen für seine Pflicht gehalten hatte, merkten wir nicht das Geringste, oder richtiger gesagt: merkte ich nicht das Geringste. Denn Engelmann, der eine sehr feine Nase besaß, behauptete, doch mitunter durch die Vermittelung des Geruchssinnes zu einer Bestätigung der Düsseldorfer Meldung gelangt zu sein. Bei der Arbeit trank Schnabel aber immer nur Wasser und in kleinen Zügen. Er ließ in der ersten Zeit jeden Morgen vom Druckerjungen die Wasserflasche frisch füllen. Aber das Wasser unserer Redactionspumpe war wirklich recht schlecht. Er beklagte sich oft bitter darüber. Er machte mich aufmerksam auf die unheimlichen faserartigen Dinge, die darin herumschwammen, und auf den bedenklichen grünen Bodensatz, der sich bildete, wenn das Wasser einige Zeit in der Caraffe gestanden hatte, und den er mir jeden Morgen alsdann mit bitterer Beschwerde über das abscheuliche und gesundheitsgefährliche Trinkwasser zeigte.

Zum Glück hatte er einen sehr guten Brunnen in der Nähe seiner Wohnung, und da er an das Wassertrinken in den Vormittagsstunden gewöhnt war, füllte er sich eine kleine Flasche und brachte diese jeden Morgen auf die Redaction mit. Er leerte den Inhalt sofort in das Glas und trank dann in kleinen Schlücken mit den Zeichen des offenbaren Wohlbehagens das bessere Getränk.

Eines Tages, wieder in der Pause nach Abschluß des Blattes, die gewöhnlich zu einer gemeinsamen Unterhaltung benutzt wurde, erzählten wir uns allerlei. Engelmann war von seinem Drehschemel heruntergesprungen und stand am Tisch neben Schnabel, in meiner nächsten Nähe. Wir rauchten. Engelmann hatte im Eifer der Unterhaltung seine Cigarre herumgedreht und das brennende Ende in den Mund gesteckt. Er schnitt ein Gesicht, sprühte und, um den unangenehmen Geschmack und die Asche von den Lippen loszuwerden, griff er nach dem Glase Schnabels und that einen kleinen Schluck. Er machte große Augen.

„Nanu! was ist denn das?“ rief er. „Das ist doch kein Wasser!“

Es war Getreidekümmel.

„Hohohoho!“ schmetterte Schnabel mit brüllendem Gelächter los, und wir Beide stimmten in das Gelächter ein. Das „Männchen“, das immer hinter seinem Pulte saß und immer weiter Unbrauchbares ausschnitt, blickte über seine große Brille ganz erstaunt zu uns herüber und bedauerte offenbar, die Veranlassung zu unserer Heiterkeit nicht verstehen zu können.

Obwohl ich jünger war als Schnabel, hatte ich mir doch ihm gegenüber einen gewissen väterlichen Ton angewöhnt. Wann immer sich die Gelegenheit bot, ließ ich es an guten und weisen Ermahnungen nicht fehlen. So hielt ich ihm auch jetzt eine gehaltvolle und in der Form untadelhafte Standrede über die verhängnißvollen Folgen der Unmäßigkeit, der Völlerei und der Trunksucht. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß meine Rede, wenn auch nicht völlig wirkungslos blieb, doch die gewünschte Wirkung durchaus

verfehlte. Willibald begleitete meine ernsthaftesten Vermahnungen mit den brüllenden Stößen seines ungestümen Lachens. Aber der Schluß verstimmte ihn einigermaßen.

„Schnabel," sagte ich zu ihm, „Doctor und Collega! Sie geben der Jugend ein schlechtes Beispiel. Das geht nicht. Unser Zeitungsjunge Fritz, der hier beständig ein= und ausgeht, und der das vierzehnte Lebensjahr kaum überschritten hat, darf dem betrübenden Schauspiel nicht beiwohnen, daß Kümmel, in den frühen Morgenstunden genossen, der sündigen Creatur Behagen bereiten kann. Das geht nicht. Wenn Sie Wasser trinken wollen, so steht Ihnen die Redactionspumpe zur unbeschränkten Verfügung; aber ihr Specialbrunnen muß versiegen. Sie begehen eine verhängnißvolle Verwechselung zwischen Redaction und Destillation. Hier wird kein Schnaps getrunken, und ich muß Sie dringend ersuchen, Ihre Wasserflasche nicht wieder mitzubringen."

Das Fläschchen entschwand denn auch unsern Blicken, von Stund ab aber auch Schnabel öfter als gewöhnlich. Er suchte immer einen Vorwand, um irgend eine Zeitung im Nebenzimmer einzusehen oder dergleichen. Kurz und gut, im Laufe des Vormittags verließ er das Zimmer fünf= bis sechsmal, und wenn er wiederkam, machte er immer eigenthümliche Bewegungen mit den Lippen, die uns Beiden sehr verdächtig vorkamen.

Wir Collegen nahmen im Uebrigen die Sache nicht allzu tragisch. Wir wußten ja, daß wir dem guten Willibald den Kümmel nicht mehr verleiden konnten. Zu Weihnachten schenkten wir ihm sogar eine große, große Flasche Gilka, die er am Heiligabend mit der von allen Redactionsmitgliedern, auch vom ahnungslosen „Männchen", unterzeichneten Widmung auf seinem Schreibtisch fand:

Daß Du Wasser nur getrunken,
Das zu glauben wird uns schwer.
Jene Röthe Deiner Nase
Rührt wohl nicht vom Wasser her.

Aber die Hauptsache hatte ich ja erreicht: Schnabel trank nun heimlich, und die Jugend wurde durch böses Beispiel nicht mehr verdorben.

Mit unserm Zeitungsjungen Fritz war ich überhaupt nicht sehr zufrieden. Der Junge machte auf uns den Eindruck, als ob er auf krummen Wegen ginge, und wir überwachten ihn scharf. Ich hatte nämlich gemerkt, daß meine Cigarrenkiste, deren Inhalt damals nicht so werthvoll war, als daß ich sie hätte besonders zu verschließen brauchen, sich ungewöhnlich schnell leerte. Engelmann hatte Fritz eines Sonntags mit der brennenden Cigarre spazieren gehen sehen, und da der Junge zu jedem Augenblick, ob wir nun da waren oder nicht, in der Redaction ein= und ausgehen konnte, lenkte sich auf ihn der Verdacht, daß er von meinen Cigarren seine Rauchbedürfnisse befriedigte. Ich zählte die Cigarren nach und stellte nun in der That fest, daß wöchentlich vier bis fünf Cigarren gestohlen wurden.

Engelmann, mit dem ich Alles besprach, also natürlich auch die Cigarrenfrage, war der Ansicht, daß der Uebelthäter eine derbe Lection empfangen müsse. Es handelte sich vor allen Dingen darum, ihn zu erwischen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihm das Rauchen fremder Cigarren gründlich zu verleiden. Wir verfielen also auf den teuflischen Einfall, den wir den Secessionisten, welche Torpedos in die für die Schiffe bestimmten Kohlen einschmuggelten, abgelauscht hatten. Ich kaufte eine sogenannte „Solferino-Cigarre"; bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, weshalb sie so genannt wurde. Unter dem tückischen Deckblatt verbarg diese ganz unverfänglich aussehende Cigarre kleine Feuerwerkskörper, die nach wenigen Zügen durch den glimmenden Tabak entzündet wurden. Diese also, die sich äußerlich von meiner Sorte wenig oder gar nicht unterschied, legte ich in meine Kiste. Jeden Morgen sahen wir nach, Engelmann und ich, ob die strafende Solferino-Cigarre schon in die Hände des Frevlers gefallen sei. Eines Morgens fehlte sie.

Es war wieder die bewußte Pause, wir hatten uns wieder zusammengesetzt, Engelmann, Schnabel und ich, und schwatzten und rauchten. Auf einmal entlud sich Schnabels Cigarre mit einem lauten Knall. Ein köstlicher Feuerregen von Gold mit himmelblauen und tiefrothen Leuchtkugeln sprühte lustig, Herz und Auge erfreuend, aus der Cigarre hervor, die Schnabel entsetzt von sich schleuderte, während wir Beide nun in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Nachdem sich Schnabel von seinem Entsetzen erholt hatte, lachte er brüllend mit. Diesmal theilte auch das „Männchen", der das schöne Feuerwerk sah, wenn er auch den Knall nicht gehört hatte, unsere Freude.

Nachdem wir uns endlich beruhigt hatten, gedachte ich wieder meiner väterlichen Pflichten Schnabel gegenüber und hielt ihm wiederum eine große Rede.

„Doctor," sagte ich zu ihm, „Sie nehmen kein gutes Ende! Sie vergreifen sich an fremdem Eigenthum, und diese Aneignung fremden Eigenthums ist bei Ihnen nicht mehr Sache der günstigen Gelegenheit, sie ist schon eine unheilvolle Gewohnheit geworden. Das betrübt mich tief. Ich könnte Sie dem irdischen Richter übermitteln, aber Sie wissen eben, daß ich Sie väterlich liebe, und bauen, leider mit Recht, auf meine väterliche Nachsicht. Aber Willibald, machen Sie sich denn nicht klar, daß Sie damit die strafwürdige Aneignung fremden Gutes noch durch Vertrauensbruch verschärfen? Und vergegenwärtigen Sie sich denn nicht, daß Sie durch Ihr schnödes Verfahren einen Unschuldigen mit einem schimpflichen Verdachte belasten: unsern armen Knaben Fritz? Schnabel, Willibald! Gehen Sie in sich und versprechen Sie mir, nie wieder Cigarren von mir zu nehmen! In der Kiste sind noch acht Stück, die will ich Ihnen schenken, denn sie haben mir nie geschmeckt. Aber damit muß es sein Bewenden haben."

Schnabel war gerührt. Er nahm die acht Cigarren, und ich glaube nicht, daß er mir noch einmal welche genommen hat.

* * *

Diese kleinen Scherze störten im Uebrigen keineswegs das gemüthliche Verhältniß, das sich zwischen uns Dreien herausgebildet hatte, und das mit der Zeit ein wahrhaft sympathisches geworden war. Schnabel war ein durchaus guter und liebenswürdiger Mensch. Seine Gefälligkeit kannte keine Grenzen, und in der Redaction war er vollkommen verläßlich. Ich bin nie mit einem Menschen näher zusammengekommen, über dessen persönliche Erlebnisse ich so wenig erfahren hätte. Er sprach niemals über seine Angelegenheiten, und wir fragten ihn natürlich auch nicht danach. Ganz zufällig erfuhren wir bei irgend einer Gelegenheit, daß er einmal in Amerika gewesen war. Er wußte da sehr gut Bescheid. Dann hörte ich auch von einem Bekannten, ebenfalls rein zufällig, daß er längere Zeit in einer größeren Stadt Westfalens eine Zeitung redigirt hatte. Das war Alles.

Ich hatte ihn auch niemals über körperliche Beschwerden klagen hören. Um so mehr überraschte es mich, als ich eines Morgens von ihm einen Brief empfing, in dem er mir mittheilte, daß er seit einer langen Reihe von Monaten kaum erträgliche Schmerzen aushalte und sich endlich dazu habe entschließen müssen, den Arzt im Krankenhause aufzusuchen. Dieser habe nun bei ihm ein schweres Herzleiden gefunden. Auf den Rath des Arztes habe er sich in das Krankenhaus aufnehmen lassen. Er halte es nun für seine Pflicht, mir zu sagen, daß ich mich nach einem andern Redacteur umsehen möchte, denn er glaube nicht, daß er das Krankenhaus lebend verlassen werde.

Wir wußten, daß Schnabel keine sentimentalen Redensarten machte, und sein Schreiben erschreckte und betrübte uns sehr.

Noch im Laufe desselben Vormittags besuchte ich Schnabel, und nun fiel mir in der That sein Aussehen auf. Er war im Uebrigen wie immer guter Laune und vollkommen gefaßt. Er las Lucians Gespräche.

Der Arzt des Krankenhauses, zu dem ich mich alsdann begab, bezeichnete den Zustand unseres Collegen als hoffnungslos. Wir besuchten den guten Willibald während seiner Krankheit fast täglich und versorgten ihn mit Lectüre und allerlei Kleinigkeiten, die ihn erfreuen konnten. Er war uns sehr dankbar dafür. Er wurde zusehends hinfälliger und schwächer, und etwa zwei Monat nach seiner Aufnahme in das Krankenhaus starb er . . .

Als wir ihn begraben hatten und den Kirchhof verließen, trat der einzige Fremde, der der Bestattung beigewohnt hatte, an mich heran und stellte sich mir als Landgerichtsrath Fabricius vor. Er war ein Jugendfreund Schnabels, hatte mit ihm zusammen studiert und war ihm auch auf seinem späteren Lebenswege begegnet. Zur Zeit, als Schnabel Redacteur

des westfälischen Blattes war, war Fabricius Untersuchungsrichter in derselben westfälischen Stadt, und da führte der Zufall die Beiden in einer ganz eigenthümlichen Situation zusammen.

Der Landgerichtsrath, der die Nachricht vom Tode unseres Collegen in unserer Zeitung gelesen hatte und eigens herübergekommen war, um dem verstorbenen Freunde die letzte Ehre zu erweisen, hat mir diese sonderbare Begegnung am Tage des Begräbnisses ausführlich erzählt, und so, wie ich sie gehört und in meinem Gedächtniß bewahrt habe, will ich sie hier wiedererzählen.

* * *

„Es war in den ungemüthlichsten Tagen des Verfassungsconflictes,“ so begann der Landgerichtsrath seine Geschichte, während wir in der Frühsonne des herrlichen Tages langsam durch die noch menschenleeren Anlagen der Stadt einherschlenderten. „Ich war erst vor wenigen Wochen als Untersuchungsrichter an das Landgericht versetzt worden und hatte mich gefreut, in der mir fremden Stadt einen alten lieben Freund wiederzufinden. Schnabel, der immer der gemäßigten Partei angehört hatte, redigirte das Localblatt mit Geschick und großem Erfolge. Unter seiner Leitung hatte es sich in unserer Stadt neben den großen, mit ganz andern Mitteln ausgestatteten Organen eine ansehnliche Stellung zu verschaffen gewußt. Er war in allen seinen öffentlichen Aeußerungen sehr vorsichtig und gemessen, und die Gefahr, daß wir, die wir alte Freunde waren, einmal an einander gerathen würden, daß ich in meiner amtlichen Eigenschaft als Untersuchungsrichter mit dem verantwortlichen Redacteur in unliebsamer Weise verkehren müßte, war als ausgeschlossen zu betrachten. In unserm täglichen Verkehr vermieden wir es übrigens durch stillschweigende Uebereinkunft, jemals das politische Gebiet zu streifen.

Kurze Zeit nach meiner Uebersiedelung erging von dem damaligen Justizminister ein Erlaß an die staatsanwaltlichen Behörden in der Provinz, von dem auch die richterlichen Beamten Kenntniß erhielten, der im Uebrigen aber unter dem Schutze des dienstlichen Geheimnisses bleiben sollte.

Eine Zeit lang wurde dies Geheimniß auch streng gewahrt, aber nach einigen Wochen sickerte es doch durch. Zeitungen der Hauptstadt und große Organe der Provinz brachten mehr oder minder richtige Mittheilungen darüber, und der Erlaß, der in der That sehr anfechtbar erschien, wurde auch von den gemäßigten Organen scharf kritisirt.

Ich war ein noch junger Beamter. Jener Erlaß hatte mich schwer verdrossen. Ich hatte in ihm gewissermaßen einen Eingriff in die Unabhängigkeit der Richter erblickt und meine Mißstimmung meinen Collegen gegenüber bei mannigfachen Gelegenheiten in ziemlich schroffer Weise ausgesprochen. Ich stand mit dieser Meinung nicht allein da; im Gegentheil,

wir Alle fast ohne Ausnahme, mit dem Präsidenten an der Spitze, verurtheilten diese Aeußerung der obersten Justizbehörde in derselben Weise.

Als nun die Zeitungen die ersten Mittheilungen über das Actenstück brachten, erhob sich fast in der gesammten Presse ein wahrer Sturm. Einige Tage lang war von nichts Anderm die Rede.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß in unseren täglichen Zusammenkünften zwischen Schnabel und mir von den Tagesfragen eigentlich niemals die Rede war. Aber gerade diese Frage hatte mich ungewöhnlich erregt, und eines schönen Tages, als Schnabel sich bei mir erkundigen wollte, ob die Zeitungsmittheilungen denn wirklich richtige seien, ließ ich mich im vertraulichen Gespräch dazu hinreißen, an dem Erlasse meines höchsten Vorgesetzten eine sehr starke, ja leidenschaftliche Kritik zu üben.

„Du solltest mir etwas darüber schreiben," sagte Schnabel. „Ich beherrsche den Gegenstand nicht genügend, um mit dem erforderlichen Nachdruck davon zu sprechen, und zu allgemeinen Redensarten ist die Sache doch zu ernst. Schreibe mir etwas! Du kannst ja so vorsichtig und zurückhaltend sein wie Du willst!"

„Gut," sagte ich, „das will ich gern thun, denn es ist viel dummes Zeug über die Sache geschrieben worden, und das, was ich schreibe, werde ich vor meinem Gewissen ruhig vertreten können."

Noch an demselben Abend setzte ich mich nieder und schrieb einen Aufsatz, der in der Form so gemessen und unbedenklich wie nur möglich war. Ich bildete mir ein, daß ich damit wirklich nützen und auf einen offenbaren Mißgriff in bescheidenster Form aufmerksam machen könne. Der Aufsatz muß wohl auch nicht ganz schlecht ausgefallen sein, denn er fand weit mehr Beachtung, als ich hatte erwarten dürfen. Aus dem bescheidenen Provinzialblatt, in dem er zuerst erschienen war, wurde er von den wichtigsten Blättern der Hauptstadt nachgedruckt und mit beifälligen Commentaren begleitet. Ich empfand eine besondere Genugthuung darüber, daß er wenigstens seine Adresse nun wohl erreichen würde.

In dieser Beziehung täuschte ich mich denn auch nicht. Der Aufsatz wurde im Ministerium gelesen.

Ich hatte vorausgesetzt, daß ich meinen Ausführungen nur solche Mittheilungen zu Grunde gelegt hatte, die bereits von anderen Blättern gebracht worden waren; denn thatsächlich war nahezu der Gesammtinhalt jenes Erlasses bekannt geworden. Aber ich hatte mich doch getäuscht. Unvorsichtigerweise hatte ich eine kleine Stelle aus dem Erlasse wörtlich, und durch Gänsefüßchen als Citat bezeichnet, in meinem Aufsatze wiedergegeben, und gerade diese Stelle war in keiner der bisher erschienenen Mittheilungen enthalten gewesen. Ich wurde erst später darauf aufmerksam gemacht.

Der Justizminister ließ sich die betreffende Nummer der Schnabel'schen Zeitung kommen und erließ nun an unseren Staatsanwalt die Weisung,

den Verfasser zu ermitteln, gegen den wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses amtlich eingeschritten werden sollte.

Der Staatsanwalt beauftragte mich, den Untersuchungsrichter, Dr. Schnabel als Zeugen zu vernehmen und durch seine Aussage zu ermitteln, wer der Verfasser sei. Es wurde mir bedeutet, daß ich bis an die äußersten Grenzen meiner amtlichen Befugniß gehen solle, um die geforderte Auskunft vom Zeugen zu erlangen, daß ich auch vor dem äußersten Mittel des Zeugnißzwangs nicht zurückschrecken dürfe.

Es war mir nicht angenehm zu Muthe, als ich die Vorladung des Zeugen Schnabel unterschrieb. Und ich mache Ihnen kein Geheimniß daraus, daß mir das Herz wirklich klopfte, als ich am andern Morgen in der Amtsstube saß, und die Stunde, in der Zeuge Schnabel vernommen werden sollte, heranrückte.

Selbstverständlich hatte ich es vermieden, seit jenem Tage, an dem ich meinem Freunde das Manuscript anvertraut hatte, über das Schicksal des Aufsatzes auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln. Am Abend vorher waren wir wie gewöhnlich zusammengetroffen. Schnabel hatte seine Vorladung bereits erhalten; aber auch er berührte die Sache mit keiner Silbe.

Für mich stand sehr viel auf dem Spiele. Ich war verlobt. Mein Schwiegervater war ein streng conservativer Beamter, und ich wußte ganz genau, welche Wirkung es auf ihn machen würde, wenn er erführe, daß gegen mich wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses, wegen einer an meinem Vorgesetzten öffentlich geübten Kritik das Disciplinarverfahren eröffnet werden würde. Ich wußte auch, welchen Einfluß diese Angelegenheit auf meine ganze Lebensstellung auszuüben wohl geeignet war. Ich machte mir freilich klar, daß ich eine Ungehörigkeit begangen hatte; aber ich sah auch ein, daß ich diese nicht durch eine neue verstärken dürfe, und daß es mir absolut untersagt war, den Zeugen, den ich zu vernehmen hatte, in irgend einer Weise zu beeinflussen.

So saß ich also in recht unbehaglicher Stimmung in meiner Amtsstube; neben mir der Schreiber, dem ich die Protocolle der Vernehmungen dictirte.

„Der Zeuge Dr. Schnabel soll eintreten,“ befahl ich dem Gerichtsdiener, der an der Thür wartete.

Gleich darauf trat Schnabel ein. Er grüßte mich höflich und förmlich, und ich erwiderte seinen Gruß ebenso. Wir waren Duzbrüder, aber hier durfte auf unseren vertraulichen Verkehr keine Rücksicht genommen werden.

„Wollen Sie sich setzen,“ redete ich ihn an.

Nachdem die Personalien und sonstigen Förmlichkeiten erledigt waren, begann ich:

„Sie sind der verantwortliche Redacteur der X. X.-Zeitung?“

„Jawohl.“

„Sie haben in Ihrer Nummer vom soundsovielten vorigen Monats

einen Aufsatz über einen geheimen Erlaß des Justizministers veröffentlicht. Hier ist der Aufsatz. Ist Ihnen derselbe bekannt?"

„Jawohl."

„In diesem Artikel ist namentlich eine Stelle, die darauf schließen läßt, daß derselbe von einer Person geschrieben worden ist, die in der Lage war, von dem Wortlaute jenes Actenstückes Kenntniß zu nehmen. Da der Erlaß aber von der obersten Behörde als ein vertraulicher bezeichnet worden ist, so würde sich entweder der Verfasser, wenn ihm in seiner amtlichen Eigenschaft der Erlaß zugänglich gemacht worden ist, oder die Person, welche diesen Erlaß dem Verfasser des Aufsatzes zur Verfügung gestellt hat, einer Verletzung des Dienstgeheimnisses schuldig gemacht haben, und es würde gegen den Betreffenden eingeschritten werden müssen. Ich habe Sie daher als Zeugen vorgeladen und nun zunächst die Frage an Sie zu richten: Wer hat den Aufsatz verfaßt?"

Ich war auf Schnabels Antwort sehr gespannt. Absichtlich vermied ich es, seinem Blicke zu begegnen. Ich stöberte in meinen Acten herum und wartete. Es verging eine Pause, die mir sehr lang erschien. Schnabel räusperte sich und antwortete dann:

„Ich bedauere, Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben zu können."

„Geben zu können oder geben zu wollen?" fragte ich wieder.

„Geben zu wollen," versetzte Schnabel. „Der Verfasser hat mich nicht besonders ermächtigt, ihn im Falle einer amtlichen Anfrage als solchen zu bezeichnen, und nach allgemeinem Redactionsbrauche ist in diesem Falle der Redacteur verpflichtet, das Geheimniß zu wahren."

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," entgegnete ich ihm, „daß wir uns hier um das, was Redactionsbrauch ist oder nicht ist, gar nicht zu kümmern haben. Sie sind hier Zeuge und haben als Zeuge die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, auch wenn diese für Diesen oder Jenen unliebsam sein sollte."

„Sie müssen mir gestatten, Herr Untersuchungsrichter," fiel Schnabel ein, „daß ich das, was ich für meine Pflicht halte, selbst bemesse. Ich werde den Verfasser auf keinen Fall nennen. Das ist mein erstes und letztes Wort, und dabei bleibe ich. Und ich wäre wirklich begierig, zu sehen, welche Zwangsmittel Sie anwenden könnten, um mich von meinem Vorhaben abzubringen."

„Diese Zwangsmittel sind doch wohl stärkere, als Sie glauben," versetzte ich. „Ich ermahne Sie noch einmal und auf das Allerdringlichste, meiner Aufforderung, den Verfasser jenes Aufsatzes zu nennen, Folge zu leisten. Beharren Sie bei Ihrer Weigerung, so würde ich mich zu meinem Leidwesen gezwungen sehen, zum Aeußersten zu schreiten: ich würde Sie hier einfach festhalten, und zwar so lange, bis Sie andern Sinnes geworden

sind, Ihre Zeugenpflicht erkennen und schließlich das thun, was Sie in Ihrem wohlverstandenen Interesse sogleich thun sollten."

„Es steht in Ihrem Belieben, Herr Untersuchungsrichter, jedes Mittel, das Ihnen gesetzlich zu Gebote steht, gegen mich anzuwenden. Ich glaube aber noch immer nicht, daß Sie damit etwas erreichen werden."

„Noch einmal muß ich Ihnen in unzweideutiger Weise zu verstehen geben, daß ich hier nicht etwa einen Einschüchterungsversuch vornehme und es nicht etwa bei der Drohung bewenden lassen werde. Ich gebe Ihnen ferner zu bedenken, daß nach menschlicher Berechnung Sie die Geduld früher verlieren werden als wir; denn wir können sehr lange warten. Uns ist es schließlich einerlei, ob Sie hinter Schloß und Riegel sitzen. Es belästigt uns nicht! Ihnen allein stehen sehr ernsthafte Unannehmlichkeiten bevor. Ich will Ihnen also noch eine kurze Bedenkzeit lassen. Ich will einstweilen von dieser Unterredung kein Protocoll aufnehmen lassen und Ihre Vernehmung auf eine Stunde später verlegen. Das ist Alles, was ich für Sie thun kann. Aber ich ermahne Sie noch einmal sehr dringlich, sich Alles das zu vergegenwärtigen, was Ihnen bevorsteht. Verweigern Sie mir bei der späteren Vernehmung die Aussage mit derselben Entschiedenheit wie jetzt, so werde ich Sie unbedingt auf der Stelle einsperren lassen. Das kündige ich Ihnen hiermit an, und ich scherze nicht."

„Der Respect, den ich Ihrem Amte schulde, untersagt auch mir jeden Scherz, Herr Untersuchungsrichter, ich spreche ebenfalls sehr ernst und wohlerwogen. Es ist durchaus überflüssig, daß Sie die Vernehmung hinausschieben und mir noch eine Bedenkzeit geben. Es ist Alles bedacht. Ich bitte Sie also, das Protocoll sogleich zu dictiren und dann zu thun, was Sie zu thun für Ihr Recht und Ihre Pflicht halten."

„Wenn Sie es denn ausdrücklich wünschen, gut!"

Ich dictirte also das Protocoll: daß der Zeuge, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekannt gemacht, seine Aussage unbedingt verweigere und bei dieser Weigerung auch verharre, nachdem er auf die Folgen seines Verhaltens in nachdrücklichster Weise von dem Untersuchungsrichter aufmerksam gemacht worden sei. Der Schreiber verlas den trockenen Bericht: „Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben", reichte meinem Freunde die Feder, und dieser unterschrieb: „Dr. Willibald Schnabel".

Schnabel sah mich einen Augenblick fragend an. Ich hatte geschellt. Der Gerichtsdiener war wieder erschienen.

„Führen Sie den Herrn ab, in Untersuchungshaft."

Schnabel erhob sich. Ich glaube, er machte eine Verbeugung; ich habe es nicht genau gesehen, denn ich blätterte emsig in meinen Acten. Ich war so erregt, daß ich alle meine geistigen Kräfte anwenden mußte, um die mir noch obliegenden amtlichen Angelegenheiten zu erledigen. Ich machte meinen Bericht und ging nach Hause.

Eines stand für mich fest: meinen Freund durfte ich auf keinen Fall

seinem Schicksal überlassen. Tausend Gedanken wälzten sich in meinem Gehirn hin und her. Ich fand keinen andern Ausweg als den, mich selbst anzuzeigen und ein umfassendes Geständniß über den wahren Sachverhalt abzulegen. Wohin das für mich führen mußte, wußte ich nur zu gut. Und gerade diese Erkenntniß meiner mißlichen Lage war es, die mich dazu bestimmte, noch nicht sogleich den entscheidenden Schritt zu thun. Ich kannte ja meinen Freund Schnabel ganz genau. Ich wußte, daß seine Haft für ihn zunächst nur eine komische Bedeutung haben konnte; von tragischer Freiheitsberaubung war einstweilen noch nicht die Rede. Ich durfte mir also auch ohne irgendwelche Gewissensbisse ruhig Zeit gönnen, meinen Entschluß ausreifen zu lassen.

Von der Verhaftung Schnabels, die einer der ersten Fälle dieser Art war, wurde in unserer Stadt und namentlich in unseren juristischen Kreisen natürlich viel gesprochen. Obgleich ich mir die größte Mühe gab, mich zu beherrschen, merkten mir meine Collegen, die mit mir davon sprachen, doch an, daß mich die Sache in ungewöhnlichem Maße aufregte. Sie sprachen ihre Verwunderung über meine Empfindsamkeit aus.

Ich verließ das Casino, in dem wir uns allabendlich trafen, früher als sonst. Ich wollte arbeiten, es war mir nicht möglich; ich wollte mich durch leichtere Lectüre zerstreuen, Alles umsonst! Um ganz ehrlich zu sein, darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich eigentlich an den braven Schnabel, der auf meine Verordnung in der Zelle saß, weniger dachte als an mich selbst. Bis tief in die Nacht ging ich in meinem Zimmer auf und nieder, und die Zukunft, wie sie sich mir zu gestalten drohte, vergegenwärtigte sich mir mit widerwärtiger Schärfe. Ich sah das erzürnte Gesicht meines Schwiegervaters, sah meine Braut in Thränen; ich sah mich selbst wie einen armen Sünder schuldbeladen vor den Meinigen. Es war höchst unangenehm, es war mehr als das! Meine unerquicklichen Grübeleien verallgemeinerten sich zu tiefsinnigen Betrachtungen über die Unverhältnißmäßigkeit, die oft zwischen der begangenen That und der Strafe besteht. Es half Alles nichts. Meine Erkenntniß, daß ich das, was ich gethan hatte, vor meinem Gewissen ruhig vertreten konnte, und daß ich eben nur durch eine geringfügige Unbesonnenheit in meine jetzige Nothlage gedrängt worden war, änderte an der Sache nicht das Geringste. Es blieb mir nichts Anderes übrig, ich mußte mich anzeigen, das Disciplinarverfahren gegen mich veranlassen und alle Folgen über mich ergehen lassen.

In jener Nacht schlief ich sehr wenig.

Ich war froh, als mir am andern Morgen in aller Frühe ein Brief mit dem Vermerk „Dringlich“ gebracht wurde, an dessen Aufschrift ich die Hand meines Freundes Schnabel erkannte. Ich war besonders froh über den Inhalt. Dr. Schnabel schrieb mir ganz förmlich: er bitte mich um Anberaumung einer neuen Vernehmung, und zwar so bald wie möglich, da er mir eine neue wichtige Mittheilung zu machen habe.

So hatte das erzwungene Alleinsein denn doch die gewünschte Wirkung erzielt und Schnabel von der Vergeblichkeit seines Widerstandes überzeugt!

Es war mir wirklich lieb, daß Schnabel die Initiative ergriff und der Sache selbst ein schnelles Ende machte.

Ich kleidete mich schnell an und war schon gegen acht Uhr im Gerichtsgebäude. Ich gab sogleich den Befehl, Dr. Schnabel vorführen zu lassen. Der Bote kam indessen mit dem Bescheide zurück, daß Dr. Schnabel aus festem Schlafe hätte geweckt werden müssen, und daß daher einige Zeit vergehen könne, bis er kommen würde.

Schnabel beeilte sich. Nach kaum einer Viertelstunde erschien er, von dem Beamten gefolgt, in der Amtsstube. Diesmal begrüßten wir uns zwangloser und lächelten Beide.

„Also setzen Sie sich," sagte ich ihm. „Haben Sie sich eines Bessern besonnen? Das freut mich! Was haben Sie mir nun zu erklären?"

„Ihr Haftsbefehl," nahm Schnabel das Wort, „kam mir gestern allerdings etwas überraschend, und ich hatte nicht recht Zeit, mich zu sammeln. Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir die nöthige Zeit zu gönnen und mir alle äußeren Bedingungen der Sammlung zu gewähren. Ich bin vollkommen ungestört geblieben. Und da habe ich allerdings eingesehen, daß ich mit meiner einfachen Verweigerung des Zeugnisses nicht zum Ziele kommen würde. Ich habe mich also zu etwas Anderm entschlossen."

„Also bitte!"

„Ich muß eine allgemeinere Bemerkung vorausschicken. In meiner Eigenschaft als Redacteur erhalte ich täglich eine sehr erhebliche Anzahl von schriftlichen Zusendungen, Correspondenzen, Aufsätze und dergleichen. Diejenigen, die ich zur Aufnahme in die Zeitung bestimme, sind sehr selten so beschaffen, daß sie unverändert aus meinen Händen in die Druckerei gehen könnten. In den meisten Fällen sehe ich mich vielmehr veranlaßt, diese und jene Veränderung in der Form oder im Inhalt vorzunehmen. Auch im Inhalte — ich bitte Sie, das besonders zu beachten! Es ereignet sich täglich der Fall, daß ich in den Einsendungen dies oder das erheblich abschwäche oder wesentlich verschärfe. Seit der Veröffentlichung jenes Aufsatzes, über dessen Urheber Sie mich befragt haben, sind nun aber drei, vier Wochen vergangen, und seit jener Zeit habe ich hunderte von solchen Einsendungen erhalten und beinahe an ebensovielen starke Aenderungen, wie ich sie eben bezeichnet habe, vorgenommen. Es wäre mir durchaus unmöglich, heute mit aller Bestimmtheit anzugeben, ob und welche Veränderungen ich an einem Manuscripte, das mir vor einigen Wochen zugegangen ist, vorgenommen habe. Es kann daher auch sehr wohl möglich sein, daß ich mich an dem Manuscripte jenes Aufsatzes als Redacteur stark betheiligt habe, daß ich wesentlicher Mitarbeiter an demselben geworden bin. Und der Fall ist nicht undenkbar, daß ich vielleicht gerade solche Sätze oder Wörter hineingeschrieben habe, die nach der Auffassung des

Staatsanwalts den strafbaren Charakter des Aufsatzes verursacht haben können. Nun sagt mir aber mein Rechtsgefühl, daß ich doch unmöglich da Zeuge sein kann, wo ich vielleicht Thäter bin. Ich bitte Sie also, meine Erklärung in diesem Sinne zu Protocoll zu nehmen. Es ist gar nicht nöthig, daß hier eine Verletzung des Dienstgeheimnisses vorliegt, und wenn das der Fall sein sollte, könnte ich kaum sagen, wem die Schuld beizumessen wäre. Ich habe über jenen Erlaß in vielen Blättern lange Aufsätze gelesen, habe mit Dutzenden von Leuten darüber gesprochen, mit Beamten und Nichtbeamen — das Genaue kann ich heute nicht mehr wissen. Ich will nicht mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten, daß sich die Sachen so verhalten, wie ich sage, aber die Möglichkeit ist vorhanden. Es ist sehr wohl denkbar, daß ich nicht blos als verantwortlicher Redacteur, sondern als wirklicher Miturheber jenes Aufsatzes zu betrachten bin. Ich bitte also unbedingt, die Anklage auch auf mich auszudehnen, und ich glaube nicht, daß Sie in diesem Falle in der Lage sind, mich jetzt noch als Zeugen zu vernehmen."

Es war mir im ersten Augenblicke zweifelhaft, ob diese Erklärung Schnabels als ein genügender Grund zu seiner Haftentlassung angesehen werden müsse. Ich beschränkte mich vorläufig darauf, ein genaues Protocoll seiner Erklärung aufzunehmen. Ich sprach mit dem Staatsanwalt und mit dem Präsidenten, und Beide erklärten sich mit meiner Auffassung, das unter diesen Verhältnissen die Haft kaum aufrechterhalten werden könne, wenn auch nicht rückhaltlos, einverstanden.

Gegen Mittag wurde Schnabel auf freien Fuß gesetzt.

Der Staatsanwalt erhob nun die Anklage gegen ihn. Schnabel wurde in der ersten und zweiten Instanz freigesprochen, und die Sache hatte damit ihre Ende.

Wir haben wohl noch ein Jahr in derselben Stadt zusammen gelebt, wir haben uns nach wie vor fast täglich gesehen. Schnabel hat mir gegenüber niemals jene Angelegenheit auch nur mit einem Worte berührt. Als er unsere Stadt verließ und mir seinen Abschiedsbesuch machte, wollte ich davon anfangen. Es drängte mich dazu. Ich wollte ihm ein Wort des Dankes sagen. Aber er schnitt mir das Wort sofort ab:

„Thu mir den Gefallen und sprich nicht von Sachen, über die ich nicht sprechen darf. Das ist Redactionsgeheimniß. Also lebe wohl!"

Wir haben uns noch manchmal geschrieben. Ich wußte, daß es ihm schlecht erging, und es würde mir eine aufrichtige Freude gewesen sein, dem lieben treuen Mann irgendwie nützlich sein zu können. Er ist niemals mit irgend einer Bitte an mich herangetreten, und ich habe es selbstverständlich niemals wagen dürfen, ihm eine Unterstützung anzubieten, die er nicht begehrte.

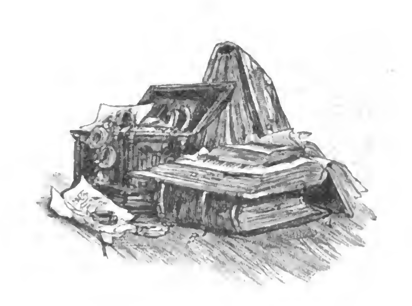
Glauben Sie mir," schloß der Landgerichtsrath, „der arme Freund,

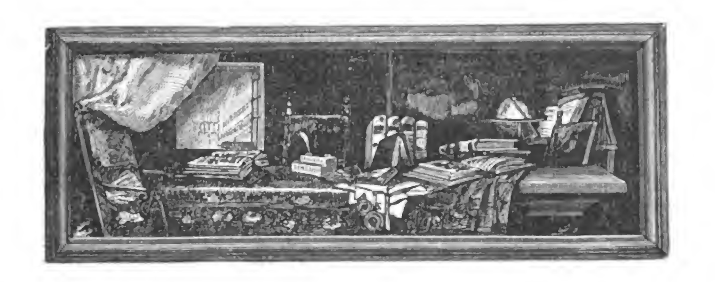
den wir eben begraben haben, war ein selten guter und zuverlässiger Mensch, ein edler Freund!"

Nun wußte ich auch, wer den schönen Kranz auf den Sarg gelegt hatte.

* * *

Als ich neulich meine alten Papiere ordnete, fand ich zufällig einen Zettel mit Schnabels Handschrift, und da erinnerte ich mich des guten Menschen, und mit der Erinnerung an ihn vergegenwärtigten sich mir auch die Persönlichkeiten und gewisse kleine Erlebnisse aus meiner Redactionszeit in der Provinz. Und im Gedenken an diese Vergangenheit habe ich diese Zeilen niedergeschrieben.





Vier berühmte Astrologen.

Von

M. Cantor.

— Heidelberg. —

Wer heute in Gegenwart auch nur halbweg gebildeter Leute die Sterndeutung als eine Wissenschaft bezeichnen wollte, der man mit persönlichem Vortheile ebensowohl als zum Nutzen der Menschheit sich widmen dürfe, liefe Gefahr, daß man die Gesundheit seiner Geisteskräfte anzweifelte. Daß es sich früher nicht so verhielt, weiß gleichfalls Jedermann. Aber über die zeitliche Begrenzung dieses Wortes „früher" sind vielfach irrige Vorstellungen vorhanden.

Wir wollen nicht darauf Gewicht legen, daß noch 1816 Joh. Wilh. Andreas Pfaff eine Astrologie in Druck herausgab und doch den Glauben an seine Befähigung dadurch so wenig erschütterte, daß er als Professor der Mathematik 1817 nach Würzburg, 1818 nach Erlangen berufen wurde. Wir haben Gelehrte von viel fester begründetem, viel weiter verbreitetem Weltruhme im Auge, deren Zeitalter allerdings um mehrere Jahrhunderte früher liegt, von deren Beziehungen zur Wissenschaft der Sterndeutung die Meisten jedoch darum nicht besser unterrichtet sind. Ihre astrologische Thätigkeit zu schildern, vorher mit wenig Strichen ein Bild davon zu entwerfen, wie die Astrologie entstand, wie sie zur Wissenschaft anwuchs, wie sie gradezu fruchtbringend war, das soll unsere Aufgabe sein.

„Und Gott machte zwei große Lichter: ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne."

Erst nach der Schöpfung von Sonne, Mond und Gestirnen läßt der biblische Schriftsteller, hierin sicherlich das Richtige treffend, lebende Geschöpfe,

zuletzt den Menschen entstehen, und wollten wir seine Gedankenfolge in die Bildersprache eines anderen Glaubenskreises kleiden, wir dürften sagen: An der Wiege der Menschheit stand schon Urania, die Muse der Sternkunde.

War doch die Sonne bei Tag, waren doch Mond und Sterne bei Nacht Uhr und Wegweiser zugleich für die Menschen von Anfang an.

Leiteten, regierten sie ihn doch da, wo er zuerst und am Unentbehrlichsten der Leitung bedurfte. Was Wunder, wenn er die Stellung jener Lichter am Himmel genauer und genauer beobachtete, wenn er insbesondere auf sieben derselben, die ihre Stellung rascher und häufiger als die anderen veränderten, sein Augenmerk richtete? Was Wunder, wenn er in ihnen zur Leitung auserkorene Wesen, Götter erkannte, denen einzelne Zeitabschnitte hindurch die Regierung der Welt angehörte? In dieser Weise etwa mag unter dem klaren Sternhimmel Mesopotamiens die Anbetung der sieben Himmelsgottheiten und die durch sie beeinflußte siebentägige Woche zu Stande gekommen sein.

Und nun ergab eine weitere Folgerung sich von selbst. Wenn Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond (um die heute gebräuchlichen Namen anzuwenden) die sieben Zeitregenten waren, so mußte ihre Stellung zu einander und zugleich zu den übrigen Gestirnen des Himmels, so mußten ganz besonders außerordentliche Erscheinungen, wie die Verfinsterung von Sonne und Mond, für die Geschicke der Menschheit von höchster Wichtigkeit sein.

In der That hat sich bis auf den heutigen Tag ein Vorbedeutungskalender erhalten, verfaßt für König Sargon, der etwa um das Jahr 1700 vor dem Anfangspunkte der christlichen Zeitrechnung lebte. In diesem Kalender ist angegeben, von welchen Folgen es begleitet sei, wenn eine Sonnen- oder Mondfinsterniß an diesem oder jenem Tage des Jahres eintrete.

Die Griechen dürften, wie so manches Morgenländische, auch den Glauben an vorbedeutende Finsternisse erst mit dem Alexanderzuge erworben haben, aber doch ist es allbekannt, daß Thales den Namen des Weisen erhielt, weil er für das Jahr 585 vor Christus eine Sonnenfinsterniß ankündigte, die am 28. Mai wirklich eintrat, während eine Entscheidungsschlacht zwischen Medern und Lydern wogte.

Wichtiger noch als die großen Geschicke der Menschheit pflegen dem Einzelmenschen die Schicksalsereignisse zu erscheinen, welche ihn selbst betreffen. Und sollten die Götter nicht jedem Einzelnen mit gleichem Rechte seine Freuden und Schmerzen, seine Erfolge und Niederlagen bei der Geburt bestimmen? Sollte diese Vorbestimmung nicht, ähnlicherweise wie es Zeichen großer Weltereignisse gab, äußerlich erkennbar für den Wissenden in dem Stand der Gestirne zu lesen sein, sei es, daß man diesen im Augenblick der Geburt des Einzelnen, sei es in besonders bedeutungsvoller

Stunde seines Lebens beobachtete? Gewiß, so mußte es sein! Und auch nachdem die Planetengötter vom Weltthrone gestürzt waren, als andere Gottheiten anderen Ursprunges in anderen Himmelsgegenden dem angeborenen, natürlichen Glaubensbedürfnisse der Völker Befriedigung gewährten, schrieben die dort heimischen Götter noch immer in Sternenschrift das Leben der Menschen am Himmelsgewölbe nieder. Diese Schrift zu entziffern, bildete den höchsten Gipfel der Wissenschaft von den Sternen.

Man wäre beinahe versucht zu fragen, wie eine Sternkunde von der Art, wie wir sie eben in flüchtigen Umrissen gezeichnet haben, zur modernen beobachtenden und rechnenden Astronomie werden konnte, welche Himmelserscheinungen keinerlei vorbedeutende Rolle zuweist als höchstens im Gebiete der Witterungskunde. Die Beantwortung dieser Frage ist eine mehrfach gespaltene. Erstens waren die Griechen, von welchen unsere ganze europäische Wissenschaft, so weit sie überhaupt eines alten Ursprunges ist, sich herleitet, wie oben bemerkt, bereits im Besitz einer Sternkunde, die rechnend die Wiederkehr der Finsternisse ermittelte, ehe sie zu dem wurde, was wir im Gegensatze zur Astronomie die Astrologie zu nennen pflegen, und daß bei jenem durchaus mathematisch angelegten Volke ein solcher lebensfähiger Keim, einmal vorhanden, nicht verkümmerte, war begreiflich. Dann aber war es zweitens für die Astronomie selbst von unermeßlichem Werth, daß die Astrologie hohe Ziele an die genaue Beobachtung des Standes der Himmelskörper knüpfte. Nicht für jeden Menschen wurde in der Stunde der Geburt die Beobachtung wirklich angestellt, welche zur Ermittelung seiner Zukunft erforderlich war. Gelangte aber irgend eine Persönlichkeit zu hoher Stellung, so war es erwünscht, rückwärts eine solche Nativität zu stellen, um des späteren Kunstwortes uns zu bedienen. Man mußte also in der Lage sein, ohne Beobachtung genau anzugeben, wie an einem gegebenen Orte an einem gegebenen, vergangenen oder künftigen Tage zu gegebener Stunde der Stand der Gestirne war. Mann mußte rechnend Tafeln herzustellen lernen, aus welchen Solches zu entnehmen war, sogenannte Ephemeriden, deren der heutige Astronom so wenig entrathen kann als der Astrolog, für den ihre Berechnung erdacht wurde. So zeigt auch hier sich, wofür die Geschichte der Wissenschaften so viele Beispiele darbietet, der Segen, den das Streben nach hohem Ziele selbst dann mit sich führt, wenn jenes Ziel als unerreichbar sich erwies, wenn es, eine Fata Morgana für den Geist, dem, der sich nähern will, in Nichts zerfließt! So entstand die Phosphorgewinnung beim Aufsuchen des Steines der Weisen; so wurde Amerika entdeckt, indem Columbus auf viel zu klein angenommenem westlichem Wege Indien zu erreichen suchte.

Und zerfloß wirklich die Astrologie bald und vollständig in Nichts? Wir haben die Frage in unseren Anfangsworten bereits verneint. Wir kommen jetzt zu unserem eigentlichen Gegenstande, indem wir zeigen wollen, wie die neuere Sternkunde, deren Anfang man in das XVI. und

XVII. Jahrhundert zu setzen pflegt, der älteren Sterndeutung so wenig widerstrebte, daß die Männer, welchen unsere Sternkunde ihren Ursprung verdankt: Coppernicus, Brahe, Galilei, Kepler selbst fest in den astrologischen Banden ihrer Zeit gefangen lagen.

Nikolaus Koppernigk, geboren zu Thorn am 19. Februar 1473, Frauenburger Domherr seit August 1497, Doctor beider Rechte seit dem 31. Mai 1503 in Folge einer an der Universität Ferrara bestandenen Prüfung, Leibarzt seines Onkels des Bischofs Lucas Watzelrode, aber auch des Bischofs Mauritius Ferber in den Jahren 1506 bis 1537, Uebersetzer griechischer Briefe des Theophylaktus Simokatta ins Lateinische vor 1509, erster Verwaltungsbeamter der kirchlichen Güter bei Allenstein um 1520, Verfasser eines deutsch geschriebenen Gutachtens für Münzeinigung 1519 bis 1522, wäre, selbst wenn er sein großes Lebenswerk von der Bewegung der Himmelskörper nie geschrieben hätte, durch die vielfache, fast alle Gebiete menschlichen Denkens berührende Thätigkeit, die wir soeben in trockener Reihenfolge der Jahreszahlen, an die sie sich knüpfte, aufzählten, ein Beispiel seltener Bildungsbreite und Bildungstiefe gewesen. Und nun vollends jenes unsterbliche Werk, begonnen zwischen 1506 und 1512, bei Seite gelegt und wieder aufgenommen, gefeilt und überarbeitet wie kaum ein zweites wissenschaftliches Werk unter stets neuen Beobachtungen, neuen Rechnungen! Nach mehr als dreißigjährigem Brüten läßt der Verfasser sich zur Veröffentlichung bewegen. Das erste gedruckte Exemplar — so erzählt die Sage — wird 1543 in die Hände des sterbenden Coppernicus gelegt.

Wenn gleich die Kenntniß von dem coppernikanischen Weltsysteme heute Gemeingut aller Gebildeten ist, so dürfte doch eine rasche Gegenüberstellung dessen, was man früher für richtig hielt, und dessen, was Coppernicus behauptete, für unsere Zwecke nicht überflüssig sein. In der Mitte des Weltalls, so sagten die Alten und am Deutlichsten unter ihnen Claudius Ptolemäus etwa um das Jahr 160 nach Christi Geburt, ruht die Erde. Um sie kreisen die sieben Wandelsterne in regelmäßiger Bewegung. Die längste Zeit von $29\frac{1}{2}$ Jahren braucht Saturn, bis er wieder den Platz, von dem er ausging, erreicht hat. Jupiter demnächst braucht 12, Mars 2 Jahre, die Sonne 1 Jahr. Noch kürzer sind die Umlaufszeiten von Venus, Merkur und Mond, welche auf $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{12}$ Jahr sich bemessen. Das war ein ungemein einfacher Gedanke, aber er widersprach den Beobachtungen. Der Stand der Planeten war nun einmal, wenn man ihn mit den einfachsten Meßwerkzeugen zu verschiedenen Zeiten beobachtete, nicht so, wie es eine einfache Kreisbewegung des Wandelsterns mit sich brachte, und man mußte zu einer Veränderung sich herbeilassen, welche den Grundgedanken von dem Feststehen der Erde, um welche — oder sollen wir sagen um derentwillen? — die anderen Himmelskörper sich bewegten, nicht antastete. Man fand Befriedigung durch

die Annahme, die Erde ruhe außerhalb des Mittelpunktes jener Kreisläufe, sie sei excentrisch, die Kreisläufe seien aber demnächst auch nicht einfache, sondern beständen in Kreisbewegungen um einen selbst kreisenden Mittelpunkt, die Bahn eines Wandelsterns sei mithin epicyclisch ähnlich wie die Bahn, welche ein Punkt der äußeren Wand eines Kinderkreisels beschreibt, während der Kreisel selbst von der Peitsche des Kindes getrieben mit seiner wirbelnden Spitze einen Kreis durchläuft. Je schärfer die Beobachtungen wurden, um so gezwungener wurden die Erklärungsversuche. Einfache Epicyclen genügten später nicht mehr, man mußte mehrfache ersinnen, um richtige Ephemeriden berechnen zu können, auf deren Vorhandensein, wie wir sahen, soviel ankam. Und nun die Lehre des Coppernicus, freilich nicht ganz neu und unvorbereitet, geahnt bereits von einzelnen griechischen Gelehrten ein halbes Jahrtausend vor Ptolemaeus, aber noch nie genau rechnungsmäßig geprüft und bewiesen. Ruhend ist nach dieser Lehre im Mittelpunkte die Sonne, während die Erde, gleich den anderen Planeten um die Sonne den Kreislauf vollzieht.

Welche sittliche Kraft, von der mathemathischen Feinheit und Schwierigkeit der Untersuchung für die damalige Zeit nicht zu reden, war erforderlich, um die Erde und mit ihr die Erdbewohner hinauszustoßen aus der Mittelpunktsstellung, an die man sich stolz gewöhnt hatte! Nur der Mond blieb der treue Trabant der Erde, eine Erinnerung an frühere Zeiten vergangener Machtfülle, gleichsam ein Vermittlungspfand des Friedens zwischen der alten und der neuen Zeit. Konnte die Lehre des Coppernicus, so dem selbstgefälligen Menschenbewußtsein in's Gesicht schlagend, auf Beifall von Seiten der Laien rechnen? Gewiß nicht, und in der That finden wir unter ihren Gegnern Nichtastronomen von sonst unabhängigster Geistesfreiheit wie Melanchthon, den Anhänger weitestgehender Neuerungen im Bereiche der Kirche und Schule. Daß aber Fachmänner sich eines Jahrhundertelang begangenen Irrthums so leicht zeihen lassen sollten, ist in der Geschichte der Wissenschaften noch weit beispielloser.

Doch wir haben es nicht unmittelbar mit der Geschichte des coppernikanischen Weltsystems zu thun, sondern nur mittelbar, soweit die Astrologie die Einwirkung der Geltung des neuen Systems zu empfinden hatte. Ihr gab nämlich die coppernikanische Anordnung des Weltganzen den gefährlichsten Stoß. Die Erde und der Erdenmensch aus dem Mittelpunkte entrückt, konnten unmöglich mehr alle Stellungen der Himmelskörper auf sich beziehen. Und Coppernicus selbst, der Urheber dieser Wandelung, sollte es noch gethan haben?

Es ist nicht zum leisesten Zweifel Raum, daß wir diese Frage mit Ja zu beantworten haben. In einem Buche aus dem Besitze des Coppernicus findet sich handschriftlich eine Planetenstellung astrologischer Natur eingetragen, und sollte, wie Manche annehmen, dieser Eintrag nicht von Coppernicus selbst, sondern von seinem Schüler und Freund Georg Joachim

von Lauchen, Rhäticus genannt, herrühren, so ist er nicht weniger beweiskräftig, denn Rhäticus hat in einem unter des Coppernicus Augen, unter seiner Billigung entstandenem Werke eine entschiedene Lanze für die Wahrheit der Astrologie gebrochen.

Wollen wir es begreiflich finden, daß Coppernicus solch geistigem Widerspruche verfiel, so dürfen wir nicht den Astronomen in ihm, sondern in erster Linie den Arzt verantwortlich machen. Wenn die Anatomie das rechte Auge der Medicin ist, hieß es damals, so ist die Astrologie ihr linkes. Insbesondere galt dieser Ausspruch für die italienischen Hochschulen, an welchen Coppernicus sich zum Arzte ausgebildet hatte. Wissen wir doch, daß 1499 Valerio Superchio als Professor der Astronomie in Padua eine Antrittsvorlesung hielt, in welcher er erklärte, er habe bisher mit Vorliebe Philosophie und Arzneikunst geübt, daneben aber auch mathematischer Studien sich befleißigt, und auf eigenen Wunsch, wie nicht minder auf den seiner Zuhörer wende er sich jetzt dem Unterrichte in diesen Wissenschaften zu. Der eigentliche Gegenstand dieser neuen Vorlesungen hieß Astronomie, doch dürfen Namen uns nicht irre leiten. Astronomie und Astrologie wurden damals als gleichbedeutend gebraucht, und mit beiden Namen vereinigte man bald kein Beiwort, bald das Beiwort giudiziaria. Die Astronomie und die Astrologie schlechtweg entspricht unserer heutigen Astronomie; die judiciäre hängt nicht etwa mit gerichtlichen Dingen zusammen, wie bei der Wortverbindung gerichtliche Medicin, sondern bezeichnet die Kunst, aus den Sternen zu beurtheilen, mithin unsere Astrologie. Superchio aber kommt im weiteren Verlaufe seiner Rede gerade auf die Judiciärastrologie zu sprechen, deren Nutzen er auf's Höchste preist. Diese Rede hat freilich Coppernicus nicht gehört. Sein Aufenthalt in Padua fällt erst auf 1503 etwa, und 1499 befand er sich in Bologna, wo er seit dem 18. Januar 1497 eingezeichnet ist in die sogenannten Annalen der Studenten deutscher Nation. Dort übte er sich in der Beobachtung des Himmels unter Domenico Maria Novara, aber auch dieser zweifelte nicht im Mindesten an der Wahrheit der Judiciärastrologie, welche in Bologna wie anderer Orten gelehrt wurde.

Diese allgemeine Werthschätzung blieb der Hülfswissenschaft der Medicin durch das ganze XVI. Jahrhundert und darüber hinaus erhalten. Daß ein Cardanus, dessen Einbildungskraft an Ausschweifung nur von seinem Lebenswandel übertroffen wurde, eifriger Astrologe war, läßt sich denken. Daß er so wenig als Andere durch die Seltenheit zufälligen Eintreffens der verkündeten Ereignisse sich beirren ließ, ist aus der Genügsamkeit zu erklären, an welche damalige Aerzte gewöhnt waren. Rühmt sich doch derselbe Cardanus am Ende einer fünfzigjährigen Ausübung der Heilkunde, daß ihm 180 Kuren gelungen seien, darunter 40 wahrhaft glänzende.

Ein weiter hinzutretender Umstand ist der schon früher angedeutete, daß viele Nativitäten niedrig Geborener und dann zu Rang und Würde

Gelangter nachträglich gestellt wurden, daß somit die Vorverkündigungen in diesen Fällen vielfach Nachverkündigungen waren, und daß solche rückwärts gerichtete Weissagungen zuzutreffen pflegen, davon weiß nicht allein die Geschichte der Astrologie oder der Arzneikunde zu erzählen. Aus Ersterer können wir ein hervorragendes Beispiel anführen.

Eine auf das Dänische Staatswesen bezügliche Weissagung meldet für die Jahre 1628, 1643, 1659 Kriege als bevorstehend, in welchen die Dänen wiederholte Niederlagen erleiden würden. Auf 1661 wird eine Veränderung in der dänischen Regierung verkündet. Alle Gebräuche und Gesetze würden nach fremdem Zuschnitt geändert werden, und dieser Zustand werde dauern bis 1667, in welchem Jahre das unterdrückte Dänemark wieder zu Freiheit und Wohlstand gelange.

Diese Prophezeihung, die in allen Theilen sich erfüllte, wurde, wie man bei ihrer Verbreitung erzählte, im Jahre 1597 von Tycho Brahe in den Sternen gelesen, und ihre Veröffentlichung habe ihn bei König Christian IV. in Ungnade gebracht, der darauf den vorlauten Unglücksweissager aus seinem Reiche verbannte. Es ist nur Schade, daß diese Erzählung selbst sammt dem Wortlaute der Verkündigung erst nach 1667 auftaucht, mithin nach dem letzten der darin angesagten Ereignisse. Die Ungnade Brahes und seine Abreise aus Dänemark, für welche ganz andere Gründe bekannt sind, bilden das allein Geschichtliche an der spät erfundenen Fabel.

Daß sie bereitwillig Glaube fand, dazu führte die feststehende Thatsache, daß Tycho Brahe ebenso wie seine um zehn Jahre jüngere Schwester Sophie an Astrologie glaubte und sie praktisch ausübte.

Am 29. December 1566 ist der eben 20 Jahre alt gewordene Tycho Brahe in Rostock. Er besteht einen Raufhandel mit Manderup Parsberg, der diesem Streite es zu verdanken hat, daß die Geschichte ihn kennt. Brahes Nase wird abgehauen. Auf dem Krankenlager vergleicht er dieses Ereigniß mit seiner Geburtsstunde; er findet, sein Vater müsse sich geirrt haben, als er ihm angab, er sei am 14. December 1546 zwischen 9 und 10 Uhr geboren; er müsse erst um 10 Uhr 47 Minuten geboren sein.

Und noch einige Monate früher gab ein anderes Ereigniß Brahe Gelegenheit zu einer Weissagung. Er berechnete zum Voraus eine Mondfinsterniß auf den 28. October 1566. Er behauptete, sie bedeute den Tod des türkischen Kaisers Soliman II. Nun starb Soliman allerdings bei der Belagerung von Szigeth, aber schon am 5. September 1566, also vor jener Mondfinsterniß. Tycho Brahe wußte sich damit auszureden, er habe den Tod eigentlich nach Solimans Nativität ausgerechnet, die von der Mondfinsterniß unabhängig sei.

Zwanzig Jahre später, in den Jahren 1585 und 1586 gab Brahe astrologisch berechnete Wetterkalender heraus, so sehr sein Freund Henricus Brucaeus ihn brieflich warnte, er möge sich nicht lächerlich machen. Und

doch war Brahe weit entfernt davon, jeder wissenschaftlich verbrämten Vorspiegelung Glaube beizumessen; wieder im Jahre 1585 bezeichnete er z. B. in einem Briefe vom 25. August an Thaddaeus Hayek, den Leibarzt des Kaisers Maximilian II., die Alchymisten als Leute, deren vielfache Betrügereien offenkundig seien.

Auch Galileo Galilei wuchs am Ende des 16. Jahrhunderts noch unter allgemeinem Glauben an die Judiciärastrologie auf. Auch er verleugnete sich nicht als Sohn seiner Zeit. Wir besitzen Galileis Geldtagebuch aus dem Jahre 1603. Wiederholt treten in demselben Zahlungen von je 60 venetianischen Liren für eine Person auf „per sortem“, und „sors“ bedeutet hier nichts anderes als Schicksalsverkündigung. Es handelt sich also hier um die gewerbsmäßige Stellung von Nativitäten oder, wie ein anderer Kunstausdruck lautet, von Horoskopen. Im Jahre 1603 war aber Galilei der weithin berühmte Professor in Padua. Der größte Hörsaal dieser an zahlreiche Zuhörer gewöhnten Hochschule faßte kaum Alle, welche zu den Vorlesungen des in voller Manneskraft stehenden 39jährigen Lehrers sich drängten. Dem coppernikanischen Weltsysteme war Galilei damals seit sechs Jahren gewonnen.

Im Jahre 1609 nimmt Christine von Lothringen bei ihres Mannes, Ferdinand I. von Toscana, letzten Krankheit Galileis Rath brieflich in Anspruch. Er möge nach den Regeln der judiciären Astrologie den nahen Geburtstag des Kranken in Rechnung ziehen und darnach das für ihn kritische Jahr bestimmen. Galileis Antwort giebt eine günstige Prognose, gestützt auf doppelte Rechnung mittels der Prutenischen Tafeln des Erasmus Reinhold und mittels der von Tycho Brahe benutzten Tafeln. Leider starb Ferdinand I. schon 22 Tage nach Galileis Brief.

Und noch später, vermuthlich kurz vor 1630, ließ Galilei selbst durch Orazio Morandi, General des Vallombrosaner-Ordens und berühmter Astrologe, seine eigene Nativität stellen, welche im Staatsarchive in Rom aufbewahrt ist. Ihr hat man das genaue Geburtsdatum Galileis, den 15. Februar 1564 um 3 Uhr des Nachmittags, entnommen. Das Jahr 1630 aber ist dasjenige, in welchem Galilei in Rom war, um für die vollendete Ausarbeitung der Gespräche über die Weltsysteme die päpstliche Druckerlaubniß persönlich zu erwirken, nachdem sich brieflich nicht zu überwindender Widerstand gezeigt hatte.

Noch ein anderes bemerkenswerthes Ereigniß knüpft sich an das gleiche Jahr 1630, zu dessen Verständniß Einiges hier eingeschaltet werden muß. Wenn ein hoher Ordensgeistlicher, wie Morandi, ausübender Astrologe war, wenn Papst Urban VIII. selbst dieser Wissenschaft so sehr vertraute, daß er um 1627 sich durch den bekannten, unglücklichen Pater Campanella sein Horoskop anfertigen ließ, welches ihm langes Leben weissagte, so darf man deßhalb nicht wähnen, die Kirche als solche habe Sterndeutung gebilligt. Man glaubte daran, man übte sie, aber man verpönte sie! Daß Alles, was geschehe, in den Sternen vorbestimmt sei, stehe fest, sagte man, und erlaubt sei

es, dasjenige aus ihnen zu weissagen, was sich naturgemäß und nothwendig aus denselben entwickle, nicht aber dasjenige, was vom Zufall oder von menschlicher Willkür abhänge; denn solches könne nur mit Teufelshülfe aus den Sternen herausgelesen werden, und das sei Todsünde. Es ist leicht ersichtlich, daß eine gradezu unmerkliche Grenze die erlaubte von der verbotenen Gattung schied, und daß mit einigem guten Willen jedes vorverkündigende Wort bald da, bald dorthin gerechnet werden konnte. Als darum Papst Urban VIII, der Nichts weniger als beliebt war, und dessen Tod vielfach gewünscht und als erwünscht geweissagt wurde, von einer solchen Weissagung des mehrgenannten Morandi erfuhr, ließ er ihn am 13. Juli 1630 einkerkern und ein Gerichtsverfahren gegen ihn eröffnen, dem am 6. Oktober des gleichen Jahres der plötzliche Tod des Angeklagten ein wahrscheinlich sehr erwünschtes Ende machte. Erwünscht, weil eben doch Morandi eine allzuhochstehende Persönlichkeit war, als daß ein gegen ihn angestrengtes Verfahren nicht unangenehmes Aufsehen erregt hätte. Morandi war nicht bloß General eines an Mitgliedern reichen Ordens, er war auch Politiker von Gewicht, und insbesondere die sogenannten „Avvisi" zu Rom erschienen unter seinem unbestrittenen Einflusse. Diese Avvisi stellten etwa unsere heutigen Zeitungen vor. In Abschriften verbreitet lagen sie an verschiedenen Orten auf, wo man sie gegen Erlegung einer Gazzetta, d. h. eines Geldstückes im Werthe von neun Quadrini, lesen konnte. Die Entstehung des französischen Wortes Gazette für Zeitung aus dem Namen dieser Münze liegt auf der Hand. Nun war Galilei, um auf unseren Gegenstand zurückzukommen, am 3. Mai 1630 in Rom eingetroffen. Wenige Tage darauf meldeten die Avvisi die Ankunft des berühmten florentiner Astrologen, der neben anderen politischen und die päpstliche Familie der Barberini berührenden Prophezeihungen den nahe bevorstehenden Tod des Papstes selbst vorausgesagt habe. Ob diese Nachricht eine Zeitungsente war — ein Zugvogel, der sich zugleich mit den Zeitungen über Europa verbreitete — oder nicht, ob sie böswillig gemeint war oder dem Ruhme Galileis dienen sollte, gleichviel, — jedenfalls bestätigt sie, in Verbindung mit den anderen angegebenen Thatsachen, Galileis andauernde Beziehungen zur Astrologie.

Auch von dem vierten Geisteshelden, der nächst und mit Coppernicus, Brahe und Galilei, die neue Sternkunde begründet hat, von **Kepler** haben wir behauptet, er sei Astrologe gewesen. An der Thatsache selbst ist kein Zweifel möglich. Kalender, welche Kepler auf verschiedene Jahre anfertigte, und in welchen nach der Sitte der Zeit Witterungsverhältnisse und Weltereignisse mit gleicher Gemüthsruhe vorausgesagt wurden, sowie mehr wissenschaftliche nicht für den großen Büchermarkt hergerichtete Schriften bestätigen sie auf das Sicherste.

Bestätigt wird sie ferner durch den zweijährigen Aufenthalt Keplers mit seiner ganzen Familie in Sagan, wo er von 1628 bis 1630 in nächster Umgebung Wallensteins lebte. Veranlassung zu diesem Aufenthalte bot eine

Geldschuld der kaiserlichen Kasse an Kepler für rückständigen Gehalt und dergleichen, welche 1620 bereits die für damalige Zeit ganz ungeheuerliche Höhe von fl. 12 000 erreichte. Für diese Forderung wurde Kepler an den neuerdings mit dem Herzogthume Mecklenburg belehnten glücklichen Feldherrn verwiesen, und dieser in unentwegtem Vertrauen auf die Astrologie, wenn auch nicht auf seinen Privatastrologen Zeno — Schiller hat ihn Seni umgetauft — berief freudig den berühmten Mann an seinen Hofstaat. Keplers erster Kalender auf das Jahr 1595 hatte einen ausnahmsweise strengen Winter und Bauernrunruhen geweissagt. Beides war wunderbarer Weise eingetroffen, und Keplers Ruf war für Alle, die Kalender kauften, fest gegründet. Auch für Wallenstein war er grade die Persönlichkeit, deren er bedurfte. Kepler hatte aus den ihm übermittelten, astrologischen Angaben ohne nähere Kenntniß der Person, für welche sie galten, zu Wallensteins großem Entzücken Charakter und Gestalt der Herzogin von Friedland richtig ermittelt. Er mußte auch der Mann sein den Zeitpunkt des Eintreffens einer gewissen Planetenstellung, den Wallenstein für besonders geeignet zur Vollbringung einer großen That hielt, genau vorauszuberechnen.

Kepler allerdings brauchte seine Zeit besser. Er verwandte sie lieber und für die Wissenschaft fruchtbarer auf andere astronomische Rechnungen, aber daß er Wallensteins Auftrag grundsätzlich abgelehnt hätte, davon wissen wir nichts, und noch in den 1627 kurz vor der Uebersiedelung nach Sagan erschienenen Rudolphinischen Tafeln theilt er die unentbehrlichsten, astrologischen Regeln mit. Die alte Mutter, sagt er dabei, soll nicht klagen dürfen, sie sei von der undankbaren, stolzen Tochter verlassen und verachtet worden.

Freilich steht diese öffentliche Thätigkeit in einigem Widerspruche zu Briefstellen. An seinen alten Lehrer Mästlin schreibt Kepler einmal: Wenn Gott jedem Thiere Organe zur Beschaffung des Lebensunterhaltes gegeben hat, kann man tadeln, daß er dem Astronomen zu gleichem Zwecke die Astrologie verlieh? Und ein anderes Mal schreibt er dem kaiserlichen Geheimenrath Wakher von Wakenfels: Damit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, geschont wurde, schrieb ich nichtswürdige Kalender und Prognostica; das ist etwas besser als betteln. Endlich auch in einer Druckschrift (Tertius interveniens von 1610) äußert sich Kepler das später in den Rudolphinischen Tafeln gebrauchte Bild in umgekehrter Verwandtschaftsfolge benutzend: „Es ist wohl diese Astrologie ein närrisches Töchterlein, aber lieber Gott, wo wollt ihr Mutter die hochvernünfftige Astronomia bleiben, wann sie diese ihre närrische Tochter nit hette . . . Und seind sonsten der Mathematicorum salaria so seltzam und so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter Nichts erwürbe.“

Solche Aussprüche bilden eine schwer zu umschiffende Klippe für den Geschichtschreiber. Müssen wir, um Keplers Wahrheitsliebe in einem Falle

zu retten, ihn das andere Mal einen Lügner schelten? Brachte er wirklich der Nothwendigkeit für seine Familie Brod zu erwerben das Opfer, Dinge zu verkünden, von deren Grundlosigkeit er überzeugt war?

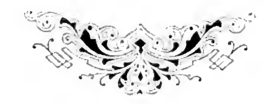
Glücklicherweise verhält es sich nicht ganz so. Kepler glaubte und glaubte nicht an die Astrologie. Man wäre beinahe versucht, den Satz in der Form auszusprechen, daß Kepler, der deutsche Protestant, der Astrologie in dem Sinne huldigte, in welchem die römische Kirche sie gestattete. Er glaubte nicht daran, daß bestimmte Einzelereignisse in den Sternen geschrieben seien, aber er glaubte mit fester Ueberzeugung an den allgemeinen Einfluß der Stellung der Himmelskörper auf Geist und Herzensrichtung der unter dieser Stellung Geborenen. Er glaubte an erregende, gewissermaßen optisch harmonische Wirkungen der Gestirne auf das Seelenleben. Das geht am Unzweideutigsten aus Briefen hervor, die Kepler im Mai und August 1599 an den bairischen Kanzler Herwart von Hohenburg gerichtet hat.

Unsere Aufgabe ist erfüllt, die Betheiligung von Coppernicus, von Brahe, von Galilei, von Kepler an den astrologischen Träumereien ihrer Zeit festgestellt. Soll damit nur ein einziges Blatt aus dem Ruhmeskranze der vier Männer, welche die Nachwelt zu bewundern liebt und bewundern muß, preisgegeben werden? Gewiß nicht. Unsere Absicht war und ist eine ganz andere.

Wir wollten vielmehr gerade an diesem auffallenden Beispiele zeigen, wie es in der Geschichte der Wissenschaften zwei Kräfte giebt, aus deren Wechselwirkung Alles entsteht: Die treibende Kraft des Genius, die erhaltende Kraft der Unwissenheit.

Auch der Genius kann sich dieser letzteren nicht vollständig entziehen. Auch er haftet in dem Schlamme, den Jahrhunderte angesammelt haben, und den er nicht ganz von seinen Sohlen zu schütteln vermag. Aber daß er trotz dieser Hemmniß auf stolzen Schwingen sich zur Himmelshöhe emporheben kann, das gerade zeigt seine Größe.

Daß also Coppernicus, Brahe, Galilei, Kepler auch Astrologen waren, macht sie nicht klein; daß sie im Zeitalter allgemeinen Glaubens an die Astrologie Reformatoren der Astronomie wurden, zeigt sie uns als Riesen.





Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie.

Von

Otto Brahm.*).

— Berlin. —

I.

Friedrich Schiller stand im Beginn seines siebzehnten Lebensjahres, und drei Jahre bereits gehörte er zu den Eleven des von Herzog Karl begründeten Institutes, welches unter dem späteren Namen der „Karlsschule" einen Weltruf gewonnen hat, als der württembergische Herrscher sich entschloß, seine Akademie von der Anhöhe der „Solitude" fort in die Hauptstadt zu verlegen. Zur gleichen Zeit aber errichtete er eine neue Facultät: die medicinische; und auf seine Frage, wer diesem Studium sich zuwenden wolle, meldeten sich zunächst sieben Eleven: darunter zwei Freunde Schillers, Hoven und Elwert, — und Schiller selbst. Mit dem Wechsel des Fachs aber verband sich für Schiller alsbald ein Wechsel seiner Stellung innerhalb der Akademie: in der Jurisprudenz, der er bisher angehört, hatte er übel bestanden; jetzt aber that er nicht nur in seiner Wissenschaft sich hervor, auch seine schriftstellerischen Gaben wurden erkannt und der Akademie nutzbar gemacht; und selbst in der „Conduite" nahm er, durch die Energie seines Wollens, einen Aufschwung: er brachte es zu Stande, den zwangvollen Gesetzen des Instituts, den kleinen und den großen, zu gehorchen, so viel sie ihm auch widerstreben mochten; und während er

*) Wir veröffentlichen hiermit einen Abschnitt aus der von dem Verfasser vorbereiteten großen Schillerbiographie. Die Redaction.

auf der Solitude in kurzer Weile sechs tadelnde „Billets“ empfing, ging er die fünf Jahre der Stuttgarter Zeit hindurch straffrei aus. Nur in scharfen, sarkastischen Anspielungen sprach er seinen Unwillen gegen die Quälereien der Aufseher zuweilen aus, in schlagenden Wendungen, welche diese sehr schlecht, die Eleven um ihn herum aber sehr gut verstanden: denn nun war er seiner selbst sicher geworden, und indem die Kamaschen ihn zu meistern glaubten, hatte er sein Spiel mit ihnen.

Es war am 18. November 1775, daß die Zöglinge der Akademie, in militärischem Zuge, nach Stuttgart hinuntermarschirten, auf der Hälfte des Weges vom Herzog empfangen, in der Stadt durch Zuruf und durch Blumen jubelnd begrüßt von den beglückten Stuttgartern. In der Einförmigkeit des akademischen Lebenslaufes änderte sich durch diese Uebersiedelung äußerlich nicht viel: die Eleven blieben eingeschlossen in die Pforten ihres Gebäudes, einer ehemaligen Reiterkaserne hinter dem Schloßbau, deren Bezirk zu überschreiten, Schildwachen verwehrten; Spaziergänge fanden nur selten, in soldatischer Ordnung und unter Führung eines Offiziers, statt; und auch auf die Maimesse, in's Theater, auf die Redoute wurden die Eleven „commandirt“. Die spärliche Berührung mit dem Leben draußen vor den Akademiethoren machte die Rückkehr in ihre Säle um so empfindlicher: „die Eingeschlossenen“, so sagt Caroline Wolzogen, Schillers Schwägerin, „vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, und träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen.“

Dennoch erfuhr Schiller, unmerklich zuerst und immer bestimmter, die Einwirkung der Hauptstadt. Mochte auch Stuttgart mit seinen 16 000 Einwohnern und dem geringen Stande seiner Cultur, den Bewegungen der geistigen Centren nur langsam folgen, — hier war nicht mehr die Abgeschlossenheit einer in Wäldern versteckten Solitude, hier strömte auf tausend geheimen Wegen Leben, das Leben des gegenwärtigen Tages in Karls Schule hinein. Das System einer künstlichen Absperrung, wie peinlich es auch angeordnet war, ließ selbst in kleinen Dingen sich nicht vollenden. Verbotene Waare, Tabak, Leckereien und allerlei Kostbarkeiten, wurden eingeschmuggelt; und ein besonders gewandter Eleve, der „Allmächtige“ nannte Schiller ihn, etablirte mit dieser Contrebande einen schwunghaften Handel. Aber auch geistige Waare drang ein: die ganze wogende Masse der jungen Literatur, welche seit der Mitte der siebziger Jahre in Deutschland aufschoß. Sturm und Drang heißt das Zeichen, unter welches Schiller nun tritt. Wie Goethe, hätte er im Rückblick auf jene Zeit von sich sagen können: „ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem ganz andern Sinne bekannt, als bisher“.

Zwar die dramatischen Vorläufer der revolutionären Bewegung, welche Deutschlands Literatur frei machte von der Oberherrschaft französischer Vorbilder, hatte Schiller schon auf der Solitude kennen gelernt: Gersten-

bergs bewundertes und verspottetes Hunger-Drama „Ugolino“ und Lessings „Emilia Galotti“; und schon hatte der geniale Erstling der hereinbrechenden Epoche, „Götz von Berlichingen“, die Gewalt eines Dichters verspüren lassen, den er bald als den überragenden Genius der Zeit erkennen sollte. „Goethe war überhaupt unser Gott“, sagt sein Mitschüler Scharffenstein; und Schiller citirt, noch im Jahre 1785, aus dem Gedächtniß eine ganze Satzreihe aus dem „Werther“, welche er „seit den Kinderjahren“ in der Phantasie festgehalten hatte.

Allein die breite Fülle der neuen Dichtung, die „hingewühlten“ Producte nicht nur des Führers, sondern der Nachahmer bis ins dritte und vierte Glied fanden erst jetzt den Weg in die Akademie: neben den „Werther“ trat sein thränenfrohes Abbild, der „Siegwart“, neben Goethes „Clavigo“ und „Stella“ die ungestümen Dramen derer, die seiner Fahne folgten am Rhein und am Main, der Klinger, Lenz, Heinrich Leopold Wagner. Von der Pfalz kam die sinnenfrohe Poesie des Maler Müller herüber, aus dem Göttinger Hain schollen die Lieder tyrannenblutdurstiger Klopstockianer, und auch die sanftere Stimme des Dichters von „Julius von Tarent“ ward deutlich vernommen. Nicht mehr Regel und Zwang — Sturm und Drang wollten jene kecken Jünglinge, die Natur heischten an Stelle der Convenienz, und das freie Schalten des Originalgenies an Stelle erlernter Vorschrift; und so stark empfand Schiller das Neue in diesen Dichtungen allen, so hinreißend wirkte auf ihn der aus dem innersten Wollen der Zeit quellende Gehalt, daß er die Unterscheidung zwischen dem Ursprünglichen und dem Abgeleiteten, welche den Nachlebenden natürlich ist, nicht immer fand: die Producte aus zweiter Hand wirkten fast stärker auf ihn als die Urbilder. Nicht nur Goethe war sein „Gott“, auch die reichlich strömende Empfindsamkeit des „Siegwart“ gewann es über ihn; und am einsamen Fenster, über Lilien, die er in Scherben sich zog, schwärmte er gern in den weichen und frommen Gefühlen, die jene Klostergeschichte erweckt hatte, in ihm, der selbst wie im Kloster dahinlebte. Nicht nur Lessings „Emilia“ in ihrer halbverschwiegenen socialen Tendenz übte tiefgreifenden Einfluß auf ihn, auch der an jenes Vorbild vielfach angelehnte „Julius von Tarent“, mit seinen kühlen Feinheiten und seinem reflectirenden und philosophirenden Subjectivismus, ward ihm zu einem Lieblingsstück auf lange hinaus; und er rühmt es an Leisewitz, daß jener der Freund seiner Helden ist, wo Lessing nur ihren Aufseher macht: „darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenngleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet“. Und Maximilian Klinger, in dessen politischen Dramen ein an Lessing und Rousseau erstarkter Sinn nach Natur und Freiheit rang, erhielt einen bevorzugten Platz unter Schillers Vorbildern: „er gehört zu denen, welche zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben; diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich“, bekennt Schiller, noch nach einem Vierteljahrhundert. Zugleich mit den Producten der Gegenwart aber zogen auch die

einer nähern und ferneren Vergangenheit in die Akademie ein, auf welchen die Goethe und Klinger fußten: Rousseaus Naturevangelium, Ossians seltsam nebelhafte und Shakespeares wunderbar feste Gestalten, zusammt den Charakteren einer größeren Vorzeit, wie sie Plutarch uns geschildert.

Wie nun aber diese bunte Menge der Producte, die eine kräftig aufstrebende Literaturepoche dem Stuttgarter Eleven in seinen Schulsaal hineinwarf, auf Schiller im Einzelnen gewirkt hat, wie er alte Vorbilder mit neuen vertauschte, Klopstock gegen Shakespeare hingab, das können wir, über die allgemeinen Linien hinaus, heute kaum mehr erkennen. Besäßen wir die „Geschichte meines Geistes", welche Schiller später einmal geplant zu haben scheint, so würden wir den hinüber- und herüberwogenden Kampf in seinem Innern deutlicher übersehen, zwischen der moralisch-theologischen Poesie, die das Ideal seiner Kindheit gewesen, und jener revolutionären Seelenstimmung, die die „Räuber" erzeugte. Schwer nur und zögernd macht sich Schiller los aus den Banden einer didaktischen Dichtung, welche auf sittliche und religiöse Wirkung eifriger als auf poetische abzielt; und die grundlegende Erkenntniß gar, daß die Kreise von Moral und Poesie excentrische sind, will erst nach einer völligen Umgestaltung in seinem ästhetischen Glaubensbekenntniß sich ihm bezeugen. „Damals war ich noch ein Sclave von Klopstock" — das ist das Gefühl, mit welchem Schiller am Ende der akademischen Zeit auf die Epoche seiner ersten literarischen Entwicklung zurücksah, und er glaubte seine Emancipation von dem Meister zu vollenden, indem er in seinen Oden, die er einst ohne Unterschied kritiklos bewundert, diejenigen mit derbem Strich durchkreuzte, welche seinem vorgeschritteneren Urtheil nicht länger behagten; aber die Nachwirkungen dieser ganzen Erbauungspoesie gingen doch tiefer in ihm, als er ahnte, und noch seine „Räuber" sind voll und voll davon.

Nicht allein stand Schiller mit seinen dichterischen Vorsätzen in der Militairakademie da. Ein ganzer Kreis von jungen Poesiebeflissenen, angeregt von seinem Eifer und dem üppig aufschießenden literarischen Treiben dieser Zeit, hatte sich um ihn geschaart: ein verjüngtes Abbild des Göttinger Hains. Hier wie dort war Klopstock ein Schutzpatron. Man arbeitete gemeinsam, kameradschaftlich, man bewunderte sich gegenseitig in zärtlicher und verzärtelnder Freundschaft, und noch fehlte viel, daß Schillers überragende Gewalt den Freunden sich bezeugt hätte: vier Eleven, Scharffenstein, Hoven, Petersen und Schiller wollten, als Gleichberechtigte, miteinander einen Roman schreiben, einen „zweiten Werther", und sie gingen, angeregt vielleicht durch den berühmten Hamburger Wettkampf jener Jahre, in welchem Leisewitz und Klinger gegeneinander stritten, auch ihrerseits eine Concurrenz ein: „Man träumte schon von drucken lassen, jeder sollte etwas machen", berichtet Scharffenstein. „Schiller machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, Hoven einen Roman à la Werther, Petersen auch ein

weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück, wo aber nichts als nachgepfuschte Phraseologie des „Götz von Berlichingen" anzutreffen war."

„Man träumte schon von drucken lassen", sagt Scharffenstein; und die von der Atmosphäre eines literarischen Zeitalters angewehten Eleven boten darum eine ausgewählte Sammlung ihrer Gedichte einem Tübinger Verleger an — ob ihnen gleich durch ausdrücklichen Erlaß des Herzogs jede selbständige Publication „bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung" untersagt war: keine Antwort kam zum Verdruß der jungen Poeten, und erst spät erfuhren sie, daß der Adressat mit gutem Recht nichts erwiedert hatte: seit einigen Jahren bereits war er todt. Allein eine Gelegenheit fand sich dennoch bald für Schiller, aus seiner Abgeschlossenheit den Weg in die Oeffentlichkeit zu nehmen: einer der in Stuttgart neu hinzutretenden Lehrer, Balthasar Haug, der die Eleven in der Logik und den schönen Wissenschaften unterweisen sollte, war zugleich der Herausgeber des „schwäbischen Magazins"; und dieser war bereit, einige Schillersche Gedichte in sein Journal aufzunehmen. Eines seiner älteren Lieder „Der Abend" erschien nun, im Herbst 1776, unter der Chiffre „Sch"; und im Frühjahr 1777 folgte, mit der gleichen halben Anonymität, eine Ode „Der Eroberer" nach, welche noch ganz in Klopstocks Spuren wandelte: hatte dieser in einem Gesang des „Messias" geschildert, wie das jüngste Gericht über die Könige abgehalten wird, so stellte nun Schiller das Weltgericht an dem „Eroberer" dar, an einem ganz in's Allgemeine und Große gemalten, verheerenden Peiniger der Menschheit, über dessen bis an die Sterne fliegenden, zermalmenden Ehrgeiz der Dichter den Fluch glühenden Racheburstes spricht; und den er sich dann vorstellt, wie er am Tage des Gerichts vor Jehovas Throne steht: die schauende Sonne, und der Mond und die horchende Sphäre, Erd und Himmel reißen an der Wage des Schöpfers; und der Fluch zuletzt aus der glühenden Brust des Dichters stürzt sie tiefer, tiefer zur Hölle hinab. Man denkt an Franz Moors Traum vom jüngsten Tage, und wie die Locke seines Vaters, in die Schaale der Sünden geworfen, sie tief zum Abgrund sinken läßt. In freien Rhythmen, Klopstock überbietend, strömt der Sang des Dichters aus; er sieht seinem Vorbilde pathetische Wiederholungen und respondirende Wendungen ab und singt:

Ha! dort schreitet er hin — dort, der Abscheuliche,
Durch die Schwerdter, er ruft (und du Erhabner hörst's)
Ruft, ruft, tödtet und schont nicht,
Und sie tödten und schonen nicht.

Von der Erfahrung, dem realen Leben des Tages entfernt Schiller sich frei, und sein politisches Freiheitsgefühl, da es zum ersten Mal sich voll ausspricht, steigt auf in's Abstracte, in die Sphäre religiöser Vorstellung und einer überirdischen Welt: kräftig strebt seine Phantasie in's Ueberlebensgroße. Mit völliger Ungezwungenheit mischt der Dichter, bei starker

Abhängigkeit von biblischer Sprache, antike und christliche Vorstellung, Erebus und Jehovah, GOtt und Elysium durcheinander und läßt „des Weltgerichts Wag durch den Olympus schallen"; darum muß er sich von seinem Lehrer, Redacteur und frühstem Kritiker „nonsense, Undeutlichkeit, übertriebene Metaphesen" vorwerfen lassen, wenngleich sein Feuer anerkannt wird und die Hoffnung ausgesprochen: er werde dereinst seinem Vaterlande Ehre machen. Aehnlich hatte Schiller für das ältere Gedicht von Haug die öffentliche Censur erhalten: er habe schon gute Autores gelesen und werde mit der Zeit os magna sonaturum bekommen.

Es läßt sich denken, mit welchem Eifer Schiller und die Freunde diese ersten literarischen Erfolge in ihrer Einsamkeit aufnahmen, besprachen, zergliederten. Ausdrücklich bezeugt Hoven, wie ihn das Lob, das Schiller durch Haug empfing, lebhafter zur Production antrieb. Deutlicher sprach sich nun aus, daß Schiller unter den Genossen die erste Stelle gehöre, der Ruf seiner Begabung verbreitete sich, auch außerhalb des engeren Kreises, in den Sälen der Akademie, und Zustimmung und Widerspruch erzeugten sich. Jetzt zuerst erfuhr Schiller einschneidende Wirkung der Kritik; und ihr Wort kostete ihn den besten, zärtlich geliebten Freund, es trennte ihn von Scharffenstein.

Georg Friedrich Scharffenstein ist unter Schillers Freunden aus der schwäbischen Zeit die kräftigste Gestalt. Hoven war ein braver Mann, Petersen ein leichtes, pfälzisches Blut; ein jüngerer Freund, Lempp, gewinnt für uns kein rechtes Leben. Schillers Herzen am nächsten stand Scharffenstein, und gerade, daß der um ein Jahr ältere Freund sich in demjenigen auszeichnete, worin Schiller zurückblieb: in der „Conduite", zog ihn an dem Genossen an. „Scharffenstein ist in allen seinen Verrichtungen pünktlich, reinlich und von seinen Kameraden vorzüglich geliebt", so meldet der Bericht des Rittmeisters Faber von 1773; Scharffenstein gehörte damals der Akademie seit zwei Jahren an und war der militärischen Abtheilung zugetheilt worden, in der er sich, trotz einer Hinneigung zur bildenden Kunst, in Ehren behauptete. Da er in Montbéliard (Mömpelgart) geboren war, so hatte er sich das Deutsche erst allmählig aneignen müssen, und ganz hat er es nie beherrschen lernen: seine Aufzeichnungen über Schiller sind ein seltsames Sprach- und Stilgemisch, das von dem „Ritterstück" des Eleven nicht eben die beste Vorstellung erweckt. Doch scheint literarische Neigung in seiner Familie heimisch gewesen zu sein; ein anderer Scharffenstein aus Montbéliard begegnet, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als ein Voltaireübersetzer. Und die Liebe zur Kunst und Poesie erhielt sich in Georg Friedrich durch alle Wandlungen seiner militärischen Laufbahn hindurch; und der Generallieutenant und Gouverneur von Ulm nimmt an den neuen Erzeugnissen einer andern Generation so lebendigen Antheil, wie einst der Eleve an den Producten des Sturmes und Dranges. Mit freiem Sinne steht er den hereinbrechenden, reactionären

Bewegungen nach dem Jahr 1814 gegenüber; und es ist ein Wort, ganz aus Schillers Sinn, das er damals spricht: „Wenn wir in unsern Hoffnungen für diese Welt Land verlieren, müssen wir trachten, es wieder im innern Selbst zu erobern; es gilt, entweder von der Welt unterdrückt, oder von ihrem tollen Treiben auf eine höhere Stufe gehoben zu werden."

Mit schwärmerischer Hingebung schloß sich Schiller an Scharffenstein an, wie zu einem Höheren blickte er zu ihm auf. Die Abgeschlossenheit in der Akademie, welche die nächste Verbindung unter den Jünglingen begünstigte, steigerte auch in Schiller das Freundschaftsgefühl leidenschaftlich. Die ganze Ueberschwänglichkeit der Epoche trug er in diese Verbindung hinein; denn mit seinem Julius von Tarent konnte er von sich sagen: „Wie soll ich meinen Hunger nach Empfindung stillen!" In einer feierlichen „Stiftungsstunde" wählte er Scharffenstein, dessen festes Auftreten gegenüber einem Vorgesetzten seinen Sinn für „Kraftäußerung" lebhaft erfreut hatte, zu seinem Freunde, seinem einzigen, wahren Herzensfreund; und in stiller Sternennacht am Fenster, oder auf verschwiegenen Wegen einsam wandelnd, sagten sie sich mit Blicken, was unaussprechlich schien. Zwei reife Männer, um die nämliche Zeit, schlossen in einer Mondnacht am Rhein den gleichen, enthusiastischen Seelenbund: Fritz Jacobi und Goethe. Unzerreißbar schien die Harmonie der Empfindungen: „eine Freundschaft wie diese errichtet", rief Schiller, „hätte die Ewigkeit durchwähren können". Nur Freundschaft lebte in seinen Gedichten: er gab sich und dem Freunde die Namen Selim und Sangir, er schilderte Scharffensteins „Kraftäußerung" in einer Ode und sang in einer zweiten:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich
Wie Du mich mein Scharffenstein
Selim liebte seinen Sangir zärtlich
Wie ich Dich mein lieber Scharffenstein.

Auch das Freundschaftsgefühl übertrug sich so für Schiller unmittelbar in dasjenige Gebiet, welchem er nicht mehr entrinnen konnte: in das poetische.

Aber grade diese Verbindung von Leben und Dichten sollte dem Bunde Unheil bringen. Es kam zu einem völligen Bruch zwischen Schiller und Scharffenstein; und Schiller, der in seiner Isolirung beides, die Freuden der Welt und ihre Leiden, nicht gekannt hatte, erfuhr nun den ersten großen Schmerz seines Lebens.

Zwei Landsleute Scharffensteins waren es, Masson und Boigeol, welche die Trennung herbeiführten: ein Gegensatz der Abstammungen drang in den Bund ein. Die „aesthetische Association" verspottete der „französisch gebliebene Masson" in einer derben Posse: „wir sahen uns kleinlaut an", sagt Scharffenstein, „und unsere Effervescenz von Autorschaft hatte vor jetzt ein Ende." Und Boigeol und Scharffenstein gemeinsam begannen, Schillers Gedichte zu kritisiren: von feuriger Bewunderung ging Scharffenstein über zu Angriffen auf die Originalität dieser Poesie und auf die Echtheit ihrer

Empfindung: nur Klopstock ahme sich nach, nur in der Feder liege ihr Gefühl. Schillers Herz traf dies um so schmerzlicher, als derjenige, der ihm solches vorwarf, der Nämliche war, dem alle seine Lieder galten, sein Sangir, sein Einziger; nicht nur seine Eigenliebe, sein Stolz, Laster, deren Druck er lebhaft zu fühlen bekannte, waren verletzt, auch die anspruchsvolle Eifersucht der ersten Freundschaft, die keinen Dritten im Bunde dulden wollte, regte sich leidenschaftlich, und in einem langen Herzenserguß an Scharffenstein, der zugleich ein Scheidebrief ward, sprach er seine ganze Seele aus: „nie ist eine totale Broullerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben worden," sagt Scharffenstein. Der Bruch, von dieser Zeit an, war besiegelt, und bis zum Austritt Scharffensteins aus der Akademie redeten die Freunde miteinander kein Wort.

Tief hatte Schiller die Vorwürfe der Scharffenstein und Boigeol empfunden: daß er „blos Dichter" sei, daß nicht aus dem Herzen seine Lieder frei entquollen, sondern nur „bei Lesung Klopstocks" wurden. Wohl mochte es wahr sein, daß erst nach „langen Einsammeln erhaltener Eindrücke, nach vielen angestellten Bilderjagden" Schillers zuerst spröde Production in Fluß kam, daß seine Phantasie erst allgemach beweglich und geschmeidig ward, und daß er, wie ein jeder, schreiben lernen mußte; aber der Stärke seiner Empfindung durfte er darum nicht minder gewiß sein, und sie, sie zumeist wollte er anerkannt wissen: er wollte nicht nur Dichter, er wollte Christ, Freund sein. Ganz im Geiste der ablaufenden Zeit sucht er in der Gesinnung zuerst den Werth seiner Poesie, nicht im Künstlerischen. Oft, wenn er mit Scharffenstein in guten Tagen zusammensaß auf seinem Bette, hatte er in diesem Sinne mit „thörichtem Eigenlob" sich seiner Dichtung erfreut; nicht auf „Dichternamen" zielte er ab, nur der Fülle seines Gefühls ward er inne, und nur in dieser, nach Art der empfindsamen Epoche, schwelgte er in der Stille der Nacht. Gott und die Ewigkeit ruft er zu Zeugen an, daß er wahr, lauter, ehrlich rede; und die Bilder der theologischen Welt, Vergeltung im Jenseits und das Angesicht des himmlischen Vaters, grenzen, wie bisher, auch hier noch den Vorstellungskreis des Dichters völlig ein: „Gott weiß es, Gott hört es, Gott richte, wenn ich falsch geredet," so ruft er aus, indem er dem Freunde vorwirft, daß dieser nur in Augenblicken des Zornes und vor Fremden, nicht, wie der wahre Freund soll, in ruhiger Offenheit und in der Stille seine Fehler ihm genannt habe: „möge das dich nicht treffen wie der Donnerschlag . . . . möge diese Thräne nicht heiß auf deine Seele fallen!"

In einer wohlüberlegten Form, die bei aller pathetischen Uebertreibung auf stilistische Feinheiten zu achten die Ruhe hat, und die dennoch von der heftigen Erschütterung des jugendlichen Gemüths in jeder Zeile Zeugniß ablegt, scharf und doch wiederum milde spricht Schiller sich aus; sein weiches Herz leidet mit, wenn sein klarer Verstand dem Freunde unnachsichtlich sein

Vergehen vorwirft, und das Wort: Vergebung! sobald die harte Anklage geendet ist, drängt sich auf seine Lippe: „Und darum vergebe ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lange mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Thränen zu verbergen.“ Ueberlegter noch giebt Schiller sich in einem Briefe an Boigeol aus den gleichen Tagen; ruhig spricht er seinen Vorzug vor dem Genossen aus: daß er „ein Jüngling von feinerem Stoff als viele“ ist; und eine weltschmerzliche Stimmung erfaßt den, welcher der Welt noch kaum gewahr worden: „Sie kennen ja die Menschen“ ruft er Boigeol zu, „Haben wirs nicht offt miteinander selbst gesagt, wie wenig wir unter ihnen zu suchen hätten? Müssen wir denn von ihnen geliebt werden, wenn wir sie lieben?“ Und er wendet sich, aus dieser verfrühten Resignation heraus, zu Gott zurück, zu einer „höheren Welt, nach der sein Herz glüht“, und findet in ihr dem Drange seiner Seele Ruhe und eine mächtige Stütze.

„Es war ohnehin um die Zeit“, so sagt Scharffenstein, indem er von jenen Erlebnissen und der Satire des Masson berichtet, „wo die Zöglinge genug zu thun hatten, in den Pensis nicht zurückzubleiben“; und in der That datirt von diesen Tagen, etwa seit Anfang 1778, eine ernstere Hinwendung Schillers zu seinen medicinischen Studien. Die Dichtung hatte ihm schlimme Erfahrungen gebracht; so warf er sich mit einem plötzlichen Entschluß ganz in die Sphäre der Wissenschaft, und aller Production wollte er entsagen. Hatten die beiden Jahre 1776 und 77, unter den starken Einwirkungen der neuen Literatur, das mannigfachste poetische Streben gebracht, so gehörten nun 1778 und 79 seinem Fachstudium: „Plötzlich“, so bekennt er später, „machte ich eine Pause in meiner Poeterei und widmete mich zwei Jahre lang ausschließend der Medicin.“

Als Schiller den Uebergang zur Medicin genommen hatte, da bestimmte ihn, nach Hovens Zeugniß, nicht eine ausgesprochene Vorliebe für das neue Fach, sondern die Erwägung, daß „die Medicin mit der Dichtkunst viel näher verwandt schien, als die trockene Jurisprudenz“. Als ein lebendiges Beispiel dafür stand Albrecht von Haller da, als Arzt und Dichter gleich gerühmt. Schiller fuhr also fort, auch als Mediciner, zu dichten, wie er als Jurist zu dichten begonnen hatte; aber eine allmähliche Wandlung in seinen Anschauungen griff nun Platz, eben durch die strengere Beschäftigung mit der Wissenschaft, und bis in sein poetisches Streben hinein fiel ihre Wirkung: erst von dem Augenblick an, da er ernsthaft Mediciner geworden, läuft die theologische Zeit Schillers ab. Den überlieferten Vorstellungen des Glaubens steht er nun freier gegenüber; und indem er mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens sich in sein Fach hineinbegiebt, findet er sich schnell zurecht und nimmt Stellung in den entscheidenden, wissenschaftlichen

Fragen der Zeit. Es ist das Resultat dieser Entwickelung, welches uns in der akademischen Probeschrift vom Herbst 1779 vorliegt: „Philosophie der Physiologie".

Gleich der Titel zeigt an, daß der Verfasser nach zwei Wissenschaften zumal ausschaut: sein Interesse wacht da am lebhaftesten auf, wo Medicin und Weltweisheit sich treffen. Für die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts mehr, als für die des 19., gab es Berührungspunkte solcher Art; und die Betrachtung von Schillers Fachstudium darf daher von der philosophischen Seite aus sicher einsetzen. Um so sicherer, als des Dichters liebster Lehrer ihm grade in der Philosophie lang fortwirkende Unterweisung gegeben hat: Jakob Friedrich Abel, der „engelgleiche Mann".

Als ein junger, beweglicher Mann war Abel auf die Akademie gekommen und hatte schnell die besondere Zuneigung seiner Zöglinge gewonnen. Schiller, welcher auch durch Familienbeziehungen mit ihm verbunden war, schloß sich nahe an ihn an und widmete ihm in der Folge den „Fiesko"; durch ihn zuerst, in einer Lehrstunde, hat er von Shakespeare erfahren, und er ward, trotz der „Kälte", die ihn an dem objectivsten Dramatiker abstoßen wollte, unwiderstehlich immer von Neuem zu ihm hingezogen. Abel war klein von Gestalt, etwas dick, aber äußerst lebhaft; selten verblieb er auf seinem Katheder, sondern lief, ein moderner Peripatetiker, im Hörsaal schnellen Schrittes auf und ab, ohne übrigens im Inhalt seiner Vorlesungen von diesem raschen Lauf zu profitiren. Er war ein vermittelnder Geist, der auf der breiten Basis des Leibniz-Wolffschen Optimismus behaglich stand, aber auch zu der Erfahrungslehre und der Moralphilosophie der Engländer und Schotten eine Verbindung fand, gleich den Popularphilosophen jener Zeit, den Sulzer, Mendelssohn, Garve. An Garve zumal schloß Schiller sich, Abel folgend, an: er citirt ganze Sätze Garves in seinen medicinischen Abhandlungen und ausdrücklich nennt Caroline Wolzogen als Schillers „Liebling" Garve, „dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinahe auswendig wußte".

Die Grundanschauungen dieser englisch-deutschen Lehre, mit welchen zu operiren auch Schiller durch viele Jahre sich nun gewöhnte, liegen in den Begriffen: Tugend, Vollkommenheit, Glückseligkeit. Philosophen und Dichter folgen ihnen, Klopstock als ein fester Leibnizianer, Wieland als ein Schüler Shaftesburys, bis daß Herder und Goethe Spinoza neu entdecken und Kant in den drei „Kritiken" der dogmatischen Weltweisheit des 18. Jahrhunderts den Garaus macht. Der literarisch einflußreichste unter diesen Philosophen ist Shaftesbury gewesen, dessen weitverzweigte Wirksamkeit durch Diderot nach Frankreich überspringt, durch Ferguson-Garve nach Deutschland. Ferguson, dessen Vermittlung Schiller erst die Begriffe Shaftesburys überlieferte, ist für seinen Vorgänger etwa geworden, was Christian Wolf für Leibniz war: er brachte die Philosophie Shaftesburys in ein festes System, er errichtete ein wohlzugemessenes, populäres Lehr-

gebäude, wo jener die Fülle origineller Anschauung zwanglos entwickelt hatte. Ein jeder, so lehrten nun Shaftesbury-Ferguson und die Deutschen, die sich an sie anlehnen, bis zu Abel hin, ein jeder sucht Glückseligkeit: Glückseligkeit aber ist nichts anderes, als die möglichst reiche Anschauung, welche der Mensch von dem Weltplan gewinnt und seiner künstlerischen Vollendung: „Der Zustand einer Seele", sagt Ferguson-Garve, „die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist unter allen übrigen der ergötzendste." Schiller selbst wiederholt diese Sätze eines „Weisen" im Eingang seiner „Philosophie der Physiologie" und nennt die so beschaffene Seele kurzweg: „die glücklichste Seele". Indem der Mensch aber die Vollkommenheit des Weltplans nachdenkt, wird er selbst vollkommen, wird er selbst tugendhaft: und Tugend ist das höchste Gut, ein Gut an sich, auch ohne die Verheißungen der Religion, welche auf ein Jenseits hinweisen. An allen diesen Grundbegriffen der Schule nimmt Schiller Theil; und wie dann weiter Shaftesbury-Ferguson von dem Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen, der selbstischen zu den geselligen Empfindungen gehandelt hatten und gelehrt, in dem Schaffen fremder Glückseligkeit die eigene zu finden, so sagt nun Schiller: „Ein weises Gesetz hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden . . einzig aus dieser Absicht, die Vollkommenheit des Nebenmenschen zu befördern." Der Begriff der „Liebe", in dem Sinne, den Schiller hier gefunden, gewinnt für ihn nun den weitesten Werth; und während er den andern Vorstellungen jener vorkantschen Philosophie eine selbständige Wendung nicht gegeben hat, läßt er die Vorstellung der „Liebe", unter mannigfachen, eigenen Variationen, immer von Neuem wiederkehren.

Von philosophischen Betrachtungen aus tritt Schiller so in die Physiologie ein: da der Mensch den Weltplan erkennen soll, auf welche Weise, fragt er, erfährt er die Wirkung der Welt auf sich? Als der sicherste Ausgangspunkt erschien die Weltweisheit, wo in der medicinischen Wissenschaft alles Fundamentale unsicher und strittig blieb. „Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein" — lautet der Beginn der philosophischen Darlegungen Schillers; für die physiologischen Grundlagen aber schien ihm nichts fest erwiesen, vielmehr alles problematisch und discutabel. Zwei Gegensätze zumal befehdeten sich in der Medizin der Zeit, welche durch die Namen Boerhave und Brendel bezeichnet werden; und während der Eklektiker Abel deutsche und englische Philosophie, die Leibnizianer und die Lockianer unter einen Hut zu bringen wußte, kamen die Gegensätze der Humoral- und der Nervenpathologen auch innerhalb des medicinischen Lehrkörpers zur Geltung: auf die „Säfte", im Sinne der großen Leydener Arzneischule, gründeten die Schüler Boerhaves ihre Heilkunde, das Recht der Nerven verfocht Johann Friedrich Consbruch, der hervorragendste

medicinische Lehrer Schillers, welcher in Göttingen durch Brendel selbst die modernen Theorien empfangen hatte, und sie nun, vorsichtig noch und mit halber Kraft, seinen Jüngern mittheilte. Auch Schiller und Hoven traten in diese Bestrebungen ein, und sie wendeten sich derjenigen Schule zu, welche die neue, zukunftsreiche war: Schiller selbst schrieb sich die Hefte der Brendel'schen Vorlesungen zu seinem Gebrauch ab, welche, als ein kostbares Besitzthum, Consbruch aus Göttingen mitgebracht hatte. Sein „Vorurtheil für neue Theorien und den gefährlichen Hang zum besser wissen" muß sich darum Schiller ausdrücklich von den Lehrern der älteren Richtung vorwerfen lassen; und daß er den „unsterblichen Haller so beleidigend angreiffet", wird ihm um so übler vermerkt, als er ohne diesen „doch gewiß ein elender Physiologus wäre". Schillers Lehrer, in diesem Punkte, hatten so Unrecht nicht: das beste Material der Abhandlung war aus Hallers Physiologie geschöpft; aber die Waffen, welche Schiller von dem großen Berner entlehnt hatte, waren nun zum Kampf gegen ihn gewendet: denn auch Haller, trotz manchen Fortschritts in den Theorien, war einer von den alten, ein Schüler Boerhaves.

Nur aufräumen mit diesem Alten will Schiller, nicht Neues hat er im Grunde an seine Stelle zu setzen. Als ein rechter Schüler des Sturmes und Dranges erklärt er: „Ich find es meiner Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neue und bessere zu schaffen oder schaffen zu wollen." Den größten Autoritäten der Zeit, den Haller und Bonnet, macht er den Krieg, so keck, wie die Goethe und Lenz die Gesetzgeber der Aesthetik, Aristoteles und die Franzosen, bekämpften. „Deutschheit emergirend", das Schlagwort, mit welchem Goethe die Stimmung seiner Straßburger Zeit bezeichnet, gewinnt Geltung auch für Schiller; und mit einer über den wissenschaftlichen Gegensatz weit hinauszielenden Heftigkeit greift er Charles Bonnets Hypothesen über die Organe von Vorstellung und Wahrnehmung an: „Mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterland gefallen; der schwerfällige Teutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen, und unten nichts als Luft sieht." Und der nämliche, tiefe Gegensatz der Meinungen, welcher Goethe und seine Freunde in ihrer Abneigung gegen das französische Wesen bestärkte, giebt auch Schillers Opposition den letzten Halt: wie jene die Literatur der Franzosen „bejahrt und vornehm", ihr Système de la nature „grau, cimmerisch, todtenhaft" fanden, so wendet sich Schiller von dem Materialismus und Atheismus dieser „unvollkommenen Geister", von einem Lamettrie und Voltaire, völlig ab: die Anschauung, daß Denken Bewegung sei, hat an ihm den entschiedensten Gegner, und es ist das Hauptinteresse seiner Schrift, den Bedingungen zwischen Materie und Geist, als den zwei großen, getrennten Bezirken, nachzugehen. Die

Frage: wie wirkt auf die Seele die Welt, beschäftigt ihn intim; und da er die Meinung, daß Denken „eine Folge des Mechanismus“ sei, weit von sich fortweist, und die Selbstherrlichkeit des Geistes ihm eine tiefempfundene, innerste Anschauung bleibt, so greift er, um die von einander so bestimmt abgesonderten Reiche doch in Verbindung zu bringen, zu der Setzung einer Mittelkraft, „meiner Mittelkraft“, wie er sie zuversichtlich nennt.

Nur ein Bruchtheil der „Philosophie der Physiologie“ ist mit dieser Darlegung gekennzeichnet, und nur ein Bruchtheil ist auf uns gekommen: 11 Paragraphen von mehr als 40. An der Stelle, wo die Betrachtung zu der Lehre von den Empfindungen kommt und von hier aus einen Uebergang in die Aesthetik nehmen will, bricht das Fragment ab. Sein Interesse für uns liegt nicht nur in den Ideen, sondern ebenso sehr in der Form: in der kühnen, energischen, entschlossenen Haltung, welche der zwanzigjährige Eleve grundlegenden Fragen seiner Wissenschaft gegenüber behauptet. Es liegt etwas von der kecken Zuversichtlichkeit des Goethe'schen Baccalaureus über dieser Darstellung, die durch „tausend Zweifel“, wie sie übertreibend sagt, sich hindurchgearbeitet hat und nun siegesgewiß, mit einem äußerst geringen Respect vor allem, was ihr voraufging, dasjenige aufzustellen wünscht, was man Probleme der Zukunft nennt. Auch wo sie die Schwäche ihrer Position selber erkennt, wagt sie sich muthig in „dunkel gelehrte Wildnisse“, wie Schillers Lehrer es nennt, und in kurzen, eindringlichen Sätzen spricht sie sich kraftvoll aus:

> Es ist wirklich eine Kraft zwischen der Materie und dem Geiste vorhanden. Diese Kraft ist ganz verschieden von der Welt und dem Geist. Ich entferne sie: dahin ist alle Wirkung der Welt auf ihn. Und dannoch ist der Geist noch da. Und dannoch ist der Gegenstand noch da. Ihr Verlust hat einen Riß zwischen Welt und Geist gemacht. Ihr Dasein lichtet, weckt, belebt alles um ihn. Ich nenne sie Mittelkraft . . . Die Erfahrung beweist sie. Wie kann die Theorie sie verwerfen? . . . Ich bin in einem Feld, wo schon mancher medicinische und metaphysische Donquixotte sich gewaltig herumgetummelt hat, und noch izo herumtummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geister der Todten in ihren Gräbern beunruhigen, oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtoden wider mich aufreizen?

Man kann nicht verächtlicher auf seine Gegner, die wirklichen und die „Schriftlichtodten“ herabblicken, nicht ungenirter den Sturm- und Drangstil in die Wissenschaft überführen. Schnell ist Schiller bereit, mit verblüffender Sicherheit, eine neue Terminologie aufzustellen, seiner Mittelkraft eine „Schutzkraft“ und „Unterkraft“ zuzufügen, aber schneller stürzt er das eben Festgesetzte schon wieder um, vertauscht die Namen und nennt die eben „Mittelkraft“ getaufte Größe plötzlich den „Nervengeist“. Mit einem „diss ist mir gleichgültig“ schwingt sich der ungestüme Jünger über Hemmnisse weg und sieht mit selbstgewisser Zuversicht voraus, wie die ihm feindliche Theorie bald vollends ihr Haupt sinken lassen wird“. Sich in Wendungen

von dichterischer Anschauung so auszusprechen, treibt es Schiller fort und fort an: das Universum schildert er, wie es zur Wirklichkeit, im Anfang aller Dinge, „hinrann"; und sucht den „Anker des Verstandes im sternenlosen Meer" der Meinungen. Er schlägt einen feierlichen, an das Biblische gemahnenden Ton an, als es gilt, den Zustand des Geistes zu schildern, wenn die Wirkung der Welt auf ihn abgeschnitten wäre: „Todt muß ihm ja die lebensvolle Schöne der Schöpfung seyn, todt schlummern seine thätige Kräfte im unendlich fruchtbaren Wirkungs Krais; aber todt schlummert er nicht im unendlich fruchtbaren Wirkungs Krais. Todt ist ihm ja die lebensvolle Schöne der Schöpfung nicht". So fanden Schillers Lehrer nicht nur seine Meinungen „selbst vor einen Dichter zu kühn", sondern sie tadelten auch die „blühende Schreibart", die „aufbrausenden" Gedanken; und die Arbeit zum Druck zu geben, wollten sie „niemalen vor rathsam halten", wenn sie gleich die Genialität ihrer Anlage vollkommen anerkannten, mit diesen Worten: „Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten, jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten". Und Herzog Karl, dem Urtheil der Professoren folgend, belobte den Fleiß und das „viele Feuer" des Eleven; und wenn nur dieses Feuer in dem Lehrjahr, welches Schiller noch vor sich sah, ein wenig gedämpft werde, so habe er alle Aussicht einmal „ein recht großes Subjectum" zu werden. Schiller hat dies Wort Karls, wenn auch nicht in Karls Sinne, wahr gemacht: er fuhr fort „fleißig" zu sein und dichtete, in dem letzten Jahr seiner akademischen Zeit, die „Räuber".

II.

Im Herbst 1797 schreibt Schiller einmal an Goethe: „Dieses ist das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden". Man kann, nach diesem Vorgange, das Jahr, welches von Ende 1779 bis Ende 1780 läuft, das „Räuber"-Jahr nennen. Anfänge des Dramas scheinen bis 1777 zurückzureichen, aber die große „Pause in der Poeterei" unterbrach das Begonnene, zu seinem Vortheil, wie Schiller selbst erkannte; und mit Stolz erinnerte er sich später daran, daß das „erste Product nach diesem Intervall doch gleich die Räuber" waren. Immer wieder, mannigfache Ableitungen und Hemmungen nicht achtend, kehrt Schiller zu diesem ersten, entscheidenden Werke, zurück.

Aeußere Gründe zunächst konnten anregen, die Dichtung jetzt aufzunehmen. Die Probearbeit war geliefert, und somit ein gewisser Abschluß der Studien erreicht; zwar nicht ein ganzer Erfolg war Schillers Schrift zu Theil geworden, aber sie hatte doch in einigen Ehren bestanden, und auch drei Preise hatten seinen Fleiß belohnt. Eine freiere Muße brachte

nun das letzte Studienjahr, in dem nur wenig Vorlesungen noch zu besuchen waren, und in dem die Eleven meist zu klinischen Beobachtungen auf die Krankenzimmer geschickt wurden. Auch Hoven, dessen Bestrebungen den Schiller'schen überall parallel liefen, hat aus dieser Zeit von einer Erneuerung seiner poetischen Arbeiten zu berichten; und es fehlt an Zeugnissen nicht, welche uns Schiller vorführen, wie er am Bette der Kranken, statt zu befragen und zu beobachten, ganz von seiner Dichtung fortgerissen wird und des Gegenwärtigen vergißt: so zwar, daß die „Zuckungen und brausende Bewegung" des Poeten den Kranken selbst besorgt macht um den Arzt, der gekommen war, ihn zu heilen. So fand Schiller, so suchte er sich Gelegenheit, sein poetisches Gebilde zu formen: denn ein lang zurückgehaltenes Wollen regte sich nun ungestümer in ihm, und an's Licht strebte es empor.

Aber noch ein anderer Vorgang trat von Außen hinzu, Schiller zur Poesie zurückzuleiten. Karl Eugen erhielt fürstlichen Besuch; und der Herzog führte, nach alter Gewohnheit, auch in die Akademie seine Gäste, den Mann darunter, der für Schiller der merkwürdigste unter allen Deutschen sein mußte: Goethe.

Acht Tage machten Goethe und sein herzoglicher Freund in Stuttgart Halt, von der Schweiz zurückkehrend: „in allem Betracht ein sehr merkwürdiger und instructiver Aufenthalt", schreibt Goethe der Frau von Stein. Sie nahmen die Sehenswürdigkeiten Stuttgarts, die Prachtbauten Karls in Augenschein, und traten am 12. December 1779, die öffentlichen Prüfungen näherten sich eben ihrem Ende, in die Räume der Militairakademie ein. Zwei Tage später, am Stiftungstage des Instituts, nahmen sie Theil an den feierlichen Veranstaltungen, am Gottesdienst, an der Mittagstafel und der Preisvertheilung im weißen Saal des Schlosses; 124 Medaillen verlieh Herzog Karl, zu dessen Rechten Karl August von Sachsen-Weimar, zu dessen Linken Goethe Platz gefaßt hatte; und unter denen, welche vortraten, die Preise in Empfang zu nehmen, war auch ein hochaufgeschossener, rothhaariger Eleve, von nachlässiger Haltung, mit langem Hals, einer stark vorspringenden Nase, etwas entzündeten Augen und vielen Sommersprossen im Gesicht: Schiller. In der Fülle seiner Kraft und Schönheit stand Goethe vor ihm: „noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe", schreibt Hufeland. Unendliches mußte in Schiller die Erscheinung des Mannes anregen, der sein „Gott" geworden; der der Freund der Musen und der Fürsten vor ihm stand. Ein Blick auf den Platz, den der Frankfurter Bürgerssohn behauptete neben dem obersten Landesherrn, lehrte, wie hoch den Dichter das Glück tragen könne, in der deutschen Gegenwart. „Das Anschauen Goethes erregte Schiller mächtig", berichtet Caroline Wolzogen. „Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! Goethe konnte nicht ahnen, daß

ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen".

Dennoch hatte Goethes Erscheinen in der Akademie eine unmittelbare Folge für Schiller. 1779 war von Hauptmann Fischer ein kleines „Comödienhaus" erbaut worden, in welchem die Eleven bei festlichen Anlässen Aufführungen veranstalten sollten. Schon war der Geburtstag Franziskas von Hohenheim, der schönen Freundin des Herzogs, durch die Darstellung des Dramas „Sophie oder der gerechte Fürst" gefeiert worden. Nun stand der Geburtstag Karl Eugens vor der Thür, der auf den 11. Februar fiel, und Schiller erhielt den Auftrag, als der bekannte Schöngeist der Anstalt, ein Stück vorzuschlagen und die Rollen zu vertheilen: er wählte ein Goethesches Drama aus, den „Clavigo", und nahm für sich die Titelrolle in Anspruch, ob ihm gleich die energische Gestalt des Beaumarchais von je die liebste im Stück gewesen war. Die Ausführung mißlang, so weit es sich um Schiller handelte: seinen ganzen aufgeregten Subjectivismus warf er in die Rolle hinein, und das zügellose Uebermaß der Mimik, die Heftigkeit seiner Declamation, die ohne Rücksicht auf ein ungeschultes Organ zum höchsten Pathos emporstrebte, brachte die Hörer zum Lachen.

Für seinen Clavigo hatte Schiller keinen Dank gehabt; aber einen Monat früher, wiederum an Franziskas Geburtstag, hielt er die feierliche Rede: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", von welcher das „Schwäbische Magazin" lobend bemerkt: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend." Es ist an dieser Stelle, daß Schillers Name zum ersten Male öffentlich genannt ward. Das Jahr zuvor hatte Schiller, beim gleichen Anlaß, eine Rede gehalten über die Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?" 28 Mitschüler Schillers hatten ähnliche Aufgaben vom Herzog erhalten und wie ein Refrain klingt durch alle das nämliche Wort hindurch: Tugend. Ob Tugend eine bloße Kunst sei, ob alles lebende der Tugend fähig, ob Tugend Verwandtschaft hat oder ein absolutes Individuum ist, — sollen die Eleven entscheiden; ja selbst über die „zu erwartende Standhaftigkeit tugendsamer Frauen" sollen die Jünglinge handeln, zu Ehren des Geburtstages der Franziska. Der populäre und der philosophische Sprachgebrauch mischen sich hier so seltsam, daß dem hohen Auftraggeber, der selber dereinst „über Tugenden und Laster" eine Untersuchung geliefert hatte, die Entscheidung möchte schwer gefallen sein: welche Art von Tugend in jedem Augenblick in Frage stand. Der ungemessene Gebrauch des Wortes mußte auffallen; und es hat ohne Zweifel einen sehr bestimmten Sinn, wenn Schiller später in dem Gedicht von dem „schlimmen Monarchen" die Fürsten anspricht:

Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand.

Aber noch war er zu so freier Stellung gegenüber Herzog Karl nicht gelangt. Vielmehr in schwungvoller Rede spricht er huldigende Worte, zum Preise des großen Karl, der eine bildungslose Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Arme rief; der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß; und durch neue Solone, neue Platone der Zukunft in die Harmonie des Ganzen hineinwirken wird. Die Worte könnten befremden, aus dem Munde des Dichters, der die „Räuber" mit sich trug, wenn nicht in aller Naivität neben die Verherrlichung Karls flammende Entrüstung träte gegen die Feinde der Freiheit: die „Domitiane" nicht nur und ihre schwankenden, irdischen Throne, auch Julius Cäsar und Augustus sind für die von Plutarch geleitete Anschauung des Redners ein Gegenstand des Hasses, und abscheulicher erscheint ihm ihr verlarvtes Laster, als Ravaillacs Königsmord selbst und Catilinas Mordbrennerei. Nicht seinen Standpunkt verleugnet Schiller darum, wenn er Karl, den Menschenbildner, preist; ihn sieht er in der Reihe tugendhafter Marc Aurele einherschreiten, und sein von akademischem Weihrauch verdunkelter Blick erkennt die Gestalt nicht, welche ihm so nahe ist. Er stimmt ein in den Ton, welcher diese Säle durchklingt, stets und stets; und sein „alles durchsuchender Geist" hält noch inne vor den Stufen von Karls Thron, vor der Huld und Güte des „Vaters". Doch wagt sich eine leichte Ironie wohl hervor, und streift den Herzog, wie sie die Aufseher der Akademie streifte zum Ergötzen der Eleven, wenn der Redner etwa den Vers des Ossian mit seiner Sympathie begleitet: „Cathmor verbarg sich tief in den Wald, die Stimme des Lobs nicht zu hören"; denn wo hätte man jemals vernommen, daß Karl diesem heidnischen Beispiel gefolgt wäre, Karl, dessen überquellende Gnade alle Lippen priesen, dessen Ruhm akademische Spatzen von allen Dächern pfiffen, dessen stolzes Bild von allen Wänden aller Säle herniedersah auf seine „Söhne"?

In dem allgemeinen Gedankengehalt seiner beiden Reden folgt Schiller den nämlichen Anschauungen von Tugend und Glückseligkeit, wie in der medicinischen Abhandlung. Eine strengere Systematik war weder gefordert noch geliefert; und schon der Titel der ersten Rede zeigt, wie es um die Logik hier bestellt ist: gehört allzuviel Güte und Leutseligkeit zur Tugend, war gefragt, — wo doch das „allzuviel" die Antwort bereits einschloß. In freier, der poetischen Form zustrebender Rede, entwickelt Schiller sein Thema, energisch, in knappen Sätzen, mit ungebundenen Wortstellungen und Inversionen, mit Gedankenstrichen und gehäuften Ausrufungszeichen, nach dem Muster der Klopstock und Herder. Man mag denken, daß er, wie als Schauspieler, so auch als Redner sich voll Pathos ausgesprochen hat, mit lebhaften übertriebenen Bewegungen, und in jenem breiten, schwä-

bißchen Dialekt, den er damals noch sprach und den er völlig niemals ablegte. Kräftig schreitet der jugendliche Rhetor einher, sicher und selbstgewiß: „Mich soll die glänzende Außenseite prangender Thaten nicht verblenden", ruft er, „dringen will ich und forschen in ihre innerste Quelle, nach dem Begriff von Tugend will ich sie richten — auf dieser Wage will ich sie wägen! Entzückungen ergreifen ihn und reißen ihn fort, als er das Wesen der Liebe, das Wesen der Weisheit, als welche miteinander die Tugend constituiren, schildern will: „Was ist also die Krone der Tugend! Du o Liebe, Erstgeborene des Himmels, schönste, herrlichste im Angesicht Gottes! Beuge dich nieder, blühende, jauchzende Natur; beuge Dich nieder o Mensch, beuge Dich Seraf am Thron! Durch die Liebe jauchzet ihr, prangt ihr! durch die Liebe! beugt euch vor der Liebe!... Betet an vor der Weisheit. Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit. Betet an vor der Tugend!" Als Schiller in der zweiten Rede, von 1780, das nämliche Thema wieder aufnimmt, da hat er, aus seinen naturwissenschaftlichen Studien her, ein neues Bild gefunden, die allgemeine Liebe zu erläutern: er vergleicht sie, nach Newtons Gesetz, mit der allwirkenden Kraft der Anziehung, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält: würde diese Macht der Anziehung aufgehoben, so stürzte die Körperwelt zusammen, — gleichwie das Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintobte, wenn die Seelenfeßlerin Liebe erstürbe. In diesen philosophischen Gedankengang aber mischen sich noch immer Bilder der religiösen Welt, welche den ewigen Richter über Gerechte und Ungerechte malen, wie er am jüngsten Tag den Werth der Menschheit wägt: wenn dann dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichtes Jubellied ist, werden die Bösen und die Tyrannen erzittern vor dem Rächer. Vorwärts und rückwärts können wir diese Anschauung bei Schiller verfolgen: bis zu dem Traume des Franz Moor vom jüngsten Gericht hin, und zurück zu dem Plane eines Gedichts „Die Gruft der Könige", das im Stile der Schubartschen „Fürstengruft" den Hohen dieser Welt die Vergänglichkeit alles Irdischen malen sollte. Der Gegensatz von Freiheit und Tyrannendruck, der hier sich nach Aussprache drängt, wird nun für Schiller zur alles beherrschenden Vorstellung; in Reden und Gedichten nicht nur kommt er zum Ausdruck, auch in ein freundschaftliches Stammbuchblatt überträgt er sich: „O Knechtschaft, Donnerton dem Ohre, dem Herzen quälendes Gefühl" so schrieb Schiller einem seiner Freunde ins Album, dem Heilbronner Ludwig Orth.

Von einem zahlreichen Kreis näherer und fernerer Freunde sehen wir Schiller in dieser Zeit umgeben. So eng, wie an Scharffenstein, hatte er sich an keinen mehr angeschlossen; aber in die Stelle des aus dem Dichterbund Ausgeschiedenen waren längst andere getreten, junge Poeten, Künstler, Verehrer der Dichtkunst, wie sie jenen literarischen Zeitläuften gemäß waren. In Haug, dem Sohne von Schillers Lehrer und Redacteur,

lernte er ein epigrammatisches Talent kennen, das seinen eigenen Trieb zur Satire kräftiger aufschießen ließ; in dem schweren Streit um die Derbheit und Grobheit nahm er es mit ihm auf, und eine neue Preisconcurrenz ward eröffnet über das Thema: „Rosalinde im Bade". Hatte über dem ersten Bunde Klopstock als Schutzpatron gewaltet, so kündete diese neue Aufgabe die Oberherrschaft Wielands an; und in der That findet jetzt der Eleve der Medicin in der Anschauung des „Agathon"-Dichters, welche das Recht der „sublunarischen Welt" zu verfechten liebt gegenüber dem verstiegenen Pathos des Messias-Sängers, je länger je mehr seine eigene Auffassung wieder. Andere Freunde waren Dannecker und Heideloff aus der Künstlerabtheilung, und Zumsteeg, der Musiker; hing Heideloff mit dem Theaterwesen zusammen und brachte er Schiller in Beziehung auch zu dem praktischen Mechanismus der Bühne, so war Zumsteeg sein erster Componist und die Gedichte Schillers, sogleich wie sie entstanden waren, setzte er in Musik.

Nur die, welche durch die Güte des Herzens und durch Charakter das Gefallen Schillers fanden, hatten Zutritt zu diesem Kreise; ihnen schloß er sich auf, während er solche, die durch Niedrigkeit mißfielen, fernhielt, und eine Schärfe und Kälte ihnen entgegenkehrte, welche die Eleven in Erstaunen setzte. Und derb und neckend sprach er auch den Freunden gern sich aus; und als ihn ein ausgezeichneter Esser um ein Albumblatt einst bat, zeichnete er ihm das Gedenkwort ein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und notabene satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben." Längst war die Schüchternheit und linkische Verschlossenheit, in der Schiller einst auf die Akademie gekommen, von ihm abgefallen; das Gefühl aufquellender Kraft erfüllte ihn und gab ihm Freiheit des Geistes und Sicherheit im Auftreten; seine hohe Gestalt schritt aufrecht durch die Gänge der Akademie, und eine brave Schwäbin, als sie den Eleven so stolz einhergehen sah, rief aus: „Sieh doch, der bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Württemberg!"

In diesem Kreise entstanden, seinen Verkehr spiegeln die „Räuber". Was im Ton und im Geist ein gesteigertes Abbild verstohlenen Treibens in den Räumen der alten Reiterkaserne war, ward unmittelbar im Werden den Freunden anvertraut, nach Gunst der Stunde: wo immer sie sich trafen, an entlegenen Ecken des weitverzweigten Baus, auf Spaziergängen mit den Vorgesetzten, oder im Garten und den Höfen der Akademie ward das neu Geschaffene mitgetheilt, in fliegender Hast, in verschwiegener Heimlichkeit. Der Reiz des Verbotenen umgab das Entstehende und stärkte seinen Zauber; der Beifall der Genossen steigerte die Kraft des Ausdrucks, und kein Wort schien zu stark, tief empfundenen Groll auszusprechen. Eine Skizze Heideloffs hat von dieser Zeit ein Bild uns aufbehalten: Schiller inmitten seiner Freunde, wie er an einsamer Waldesstelle Scenen des Karl Moor recitirt. An einem schönen Maimorgen, so wird erzählt,

spazierte eine Abtheilung der Akademisten über die Weinsteige nach dem „Bopser", unter der Führung eines Offiziers; seine Nachsicht gestattete größere Freiheit, und so sonderte sich eine kleine Gruppe der Eingeweihten vorsichtig ab, tiefer in den Wald hineinstrebend. Hier, unter den kräftigen Fichten, lagerten sie sich, während Schiller, auf einer mächtigen Baumwurzel stehend, zu lesen begann: ruhig zuerst, heiter gestimmt von der Frische des Morgens und der vertraulichen Luft des Augenblicks, aber bald sich steigernd zu affectvollem Pathos: und als er an die Scene am Thurm kam, wo Karl Moor den todtgeglaubten Vater wiederfindet und Rache schwört seinem Peiniger, da wurden die Freunde von der Unmittelbarkeit der Dichtung und des Vortrages so lebhaft ergriffen, daß ihre Bewunderung in tobenden Beifall ausbrach. Diesen Moment der stärksten Wirkung hat Heideloff aufgefaßt: Schiller, in voller Erregung, mit aufwärtsgerichtetem Blick, jede Fiber gespannt, spricht begeistert, sein Buch bei Seite lassend, flammende Worte; voll Staunen und Verwunderung lauschen die Freunde, und das Ueberraschende des Eindrucks ruft fast etwas wie Bestürzung auf ihre ehrlichen Gesichter: enthusiastisch, mit ausgebreiteten Armen und offenem Munde blickt Kapff zu dem Dichter auf; Hoven erhebt schon die Hände zum Applaus, während Heideloff noch ganz dem Vortrag hingegeben ist; und still lauschend steht Dannecker da, die gedrungene Gestalt mit dem breiten, schwäbischen Kopfe bedächtig aufgepflanzt.

Allein in diesen Freundeskreis, heischend und zerstörend, trat der Tod ein. Zum ersten Mal stand Schiller am Sarge eines geliebten Lebens, und ganz gab er sich dem Gefühl der Trauer und der Melancholie hin, welches dieser Verlust in ihm weckte. Ja, in seinem „Hunger nach Empfindung", bei der Abgeschlossenheit seiner Existenz, steigerte er wohl noch den Eindruck des Erlebnisses in sich und sah in einem braven Musterschüler einen „herrlichen Jungen". Der jüngere Hoven, ein begabter Eleve der Jurisprudenz, erkrankte, und Schiller blieb, „als Mediciner und als theilnehmender Freund", ihm zur Seite; er durchwachte eine Nacht an seinem Bette, und als der neunzehnjährige Jüngling im Juni 1780 gestorben war, besang er ihn in einer „Leichenfantasie". Der Blick des Dichters erschaut die Bestattung des Todten in der Dunkelheit der Nacht, beim erloschenen Mondesschein und dem Schauer der Nebelwolken, entlang an todtenstillen Hainen; und den Vater schaut er, wie er gramgebeugt dem Sohne folgt, seiner Wonne und seinem Paradies. Zu der eiskalten Ruhe des Todes in diesem Sarge setzt er in Contrast das reiche, freudige Leben des Jünglings; die Schilderung geht in ein neues, dactylisch hüpfendes Versmaß über, als sie in blühender, von der Wirklichkeit frei entfernter Darstellung den Todten vorführt, der wie ein Frühligstag durch's Dasein flog, in's Gewühl der Menschen muthig hineinsprang und Mädchen in liebender Gluth auf lachenden Wiesen jagte. Die Phantasie Schillers, wie sie hier das stille Leben des Akademisten kühn überfliegt, bewegt sich

in starken Uebertreibungen ohne Scheu; aber ein rhythmischer Zug und Schwung trägt darüber hinweg, und bei aller Naivität erzielt der Dichter doch, durch den Wechsel des Versmaßes und respondirende Strophen, kunstmäßige Wirkungen.

Die Theilnahme an Hovens Tod, welche die „Leichenfantasie“ ausspricht, wiederholt Schiller mit noch stärkerer, subjectiver Färbung in einem Brief an den Vater des Verstorbenen. In melancholischer Verstimmung blickt er herab auf den „bestandlosen Tand der Welt“ und preist den glücklich, der in der reinsten Unschuld des Herzens, eh er noch den Wechsel der Dinge erfuhr, zur Ewigkeit einging. Wieder ergreift, wie in der Zeit des Bundes mit Scharffenstein, eine empfindsame Trauer das Herz des Dichters: „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können.“ In einem Briefe an seine Schwester Christophine aus diesen Tagen spricht es der Dichter noch einmal aus, daß keine Heiterkeit in seiner Seele wohnen will: „Du weißt nicht wie ich so sehr im Innern zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt.“ Was seine Kräfte untergräbt? Wenig später, in seiner zweiten, medicinischen Abhandlung, scheint er es anzudeuten, wenn er von jenem „schleichenden Zorn“ redet, „den man Indignation nennt,“ und der „gleichsam an den Grundfesten des Körpers nagt.“ Seit Schiller dem Tod so nah ins Angesicht geschaut, will der Glaube an ein frühes Scheiden auch ihn erfassen: „Ich bitte Dich, Schwester,“ ruft er, „wenn es geschehen sollte, so sei klug und tröste Dich, und tröste Deine Eltern.“ Der Gedanke, was die zärtliche Mutter, noch mehr, was der ehrwürdige, der beste Vater, der „so viel auf ihn rechnet,“ gelitten hätte, wenn an Stelle Hovens er getreten wäre, beschäftigt ihn; nicht ohne selbstquälerisches Behagen steigert er in sich die Empfindung der Melancholie, und sein Ausdruck nimmt eine dichterische Färbung an: „wer hier in die geheimen Bücher des Schicksals schauen könnte,“ ruft er emphatisch aus, er sagt sich selber vor: „ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen“; und er nennt, im Tone der „Räuber“, den älteren Hoven seines Vaters „großen Sohn“, gleichwie Schweizer den Karl Moor „großer Hauptmann“ nennt und der alte Moor jammernd ruft: „Ich bin der Vater, der seinen großen Sohn erschlug.“ Der Ausdruck, zumal in dem Brief an Hovens Vater, ist überlegt, gefeilt, mit rednerischen Wiederholungen kunstvoll gesteigert; seinen vorzeitigen Weltschmerz spricht der Schreiber ruhig aus, „aus einer traurigen Erfahrung“ will er dies wahre Gefühl seines Herzens geschöpft haben. In den „Räubern“ klingt der nämliche Ton wieder: „Sollten Sie schon diese

traurige Erfahrung gemacht haben?" fragt Karl Moor, und Amalia ruft aus: „Es reift keine Seligkeit unter dem Monde."

Doch mußte es beruhigend auf Christophine wirken, wenn der Bruder, die Todesgedanken erledigt, auf die Dinge dieser Welt mit Umsicht eingeht: „Die Wäsche besorge bald", bittet er. „Auch die Schuhe. Mahne die liebe Mama an Strümpfe, und bitte Sie, sie möchte mir ein Hemd ohne Manschetten zum Nachthemd zurechtmachen. Es darf von grober Leinwand sein." Und daß er auch des Dichtens nicht vergißt, darüber giebt der Wunsch für den Vater Aufschluß: „Bitte den lieben Papa, daß er mir ein Buch Papier schicke und einige Kiele." Hauptmann Schiller, als er die Bitte erfüllte, mochte nicht ahnen, welch brausende „Räuber"-Poesie, auf dies Papier, mit diesen Kielen, sollte geschrieben werden.

Zu gleicher Zeit mit Hovens Tode trat die Erkrankung eines andern Mitschülers ein, des Eleven der Medicin Grammont aus Montbéliard, welche den Dichter nahe in Anspruch nahm. Grammont wurde unter Beobachtung Schillers und der andern jungen Mediciner gestellt; und in sieben Rapporten vom Sommer 1780 gab Schiller über Art und Grund der Erkrankung dem Herzog Rechenschaft und legte das eigenthümlich zwischen körperlicher und seelischer Verstimmung schwankende Befinden Grammonts mit einem feinen Eindringen dar, an welchem der Freund und der Arzt, der Dichter und der in den nämlichen Empfindungen befangene Eleve Karls den gleichen Antheil hatte. Schillers und Grammonts Leiden trug denselben Namen, es hieß: die Militairakademie. Nur fort aus der Schule wünschte sich Grammont mit leidenschaftlicher Heftigkeit; die Unterbrechung seiner Carriere, die Ungnade des Herzogs, alles achtete er für nichts: lieber ein „Tagelöhner", ein „Bettler" in der Freiheit wollte er sein, als länger in diesem vergoldeten Käfig verharren. Auch als Karl selbst ihn seines „Wahns" berauben wollte, bestand er auf dem Einen Gedanken: „Alles sei ihm hier zuwider", so äußerte er gegen Schiller. „Alles zu einförmig. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger." Wie eine fixe Idee erschien den untersuchenden Aerzten dieser hartnäckige Wunsch, und auch Abel, als Psychologe zugezogen, erklärte, daß Grammont durch religiöse Grübeleien, Spitzfindigkeit und Zweifelsucht bis zu „einem kleinen Grad des Wahnwitzes" gelangt sei. In Uebereinstimmung mit ihnen, aber doch eigenartig und klug, in einer ruhigen und sichern Sprache berichtet Schiller über das Befinden des Kranken: ihn quäle eine wahre Hypochondrie, ein Zustand, welcher aus der genauen Sympathie im Menschen zwischen dem Unterleib und der Seele entspringt: „das genaue Band zwischen Körper und Seele," sagt er, „macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei." Als ein rechter Seelenarzt gewinnt Schiller vor allem das Vertrauen des Kranken; er geht auf alle seine Vorstellungen ruhig ein und weiß ihn, als er die Nahrung verweigert,

doch zum Genuß zu bereden, er heitert ihn auf und unterhält ihn durch Vorlesung aus Plutarchs Biographien. Mit gutem Bewußtsein übt er die „Künste der Freundschaft", und es gelingt ihm, Grammont vom Selbstmord zurückzuhalten; seine Behandlungsweise zu rechtfertigen, sagt er ausdrücklich: „Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen Kranke darniederschlagen, aber sie gewiß niemals kuriren. Das Vertrauen eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese General-Regel war auch die Richtschnur unserer Behandlung." Solche Rechtfertigung war für Schiller nöthig, denn obgleich er in seinem Rapport sich ganz auf den Standpunkt des Herzogs gestellt und die Wünsche Grammonts als „irrige" und krankhafte bezeichnet hatte, war er doch geheimer Sympathie mit dem Patienten, nicht ganz mit Unrecht, angeklagt worden. Daß man ihm aber gar zutraute, einen Mitschüler verdächtigt zu haben bei Grammont, erregte seinen lebhaftesten Widerspruch: „noch keinem Menschen," sagt er, „bin ich unter dem Charakter eines Ohrenbläsers bekannt geworden." Vielleicht ist der genaue Verkehr mit Grammont der Psychologie der „Räuber" zu Gute gekommen, die ihren Helden gleichfalls bis an den Vorsatz des Selbstmordes führten, und „Spitzfindigkeit und Zweifelsucht" Gestalt gewinnen ließen in Franz Moor; die geringe Berührung Schillers mit der Welt mußte ihn für die Erlebnisse innerhalb der Akademie um so empfänglicher stimmen.

Nicht blos als Arzt, auch als Patient betrat Schiller die Krankenzimmer in jener Zeit. Der Trieb zur Production hatte ihn so lebhaft erfaßt, und sie wurde so mächtig in den Stunden der Nacht, wenn die Eleven, nach den Gesetzen des Instituts, das Licht ihrer Säle zu löschen hatten, daß Schiller sich häufig krank meldete, lediglich, um in den Besitz einer Lampe zu gelangen. „In solcher Lage", sagt Frau von Wolzogen, „wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes, medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft."

Die Muße, welche Schiller dieses letzte akademische Jahr gewährte, benutzte er, wie für seine Production, auch für eine erneute Umschau in den Hörsälen der Schule: er besuchte eifrig die Vorlesungen des Professor Nast über Homer und hörte erfreut, begeistert, den Lehrer Gesänge aus Gottfried August Bürgers „Ilias"-Uebertragung recitiren; und da Schiller zur gleichen Zeit den Vorlesungen des Professor Drück über Virgil beiwohnte, so fühlte er sich angeregt, auch seinerseits eine Uebertragung zu versuchen: er wählte ein Stück aus dem ersten Buch der „Aeneide" aus, und ließ den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer" im „Schwäbischen Magazin", das seit dem „Eroberer" keinen Beitrag von ihm gebracht hatte, erscheinen. Noch einmal ertheilte ihm Haug eine Censur: „Probe von einem Jüngling", meinte er, „die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel,

viel dichterisches Feuer!" Die Uebersetzung hält die Form des Originals fest, und Schiller tritt mit diesen Hexametern in die Reihe derjenigen, welche das antike Versmaß am frühsten in Deutschland anwenden und so auf den Vossischen Homer vorbereiten; dem Inhalt folgt der Dichter weniger treu und es ist merkwürdig zu beobachten, wie er den Sturm- und Drangstil, mit seiner Vorliebe für das Starke und Crasse, für Wiederholungen einzelner Worte und gehäufte Ausrufungszeichen, unwillkürlich auch in diese Nachdichtung hineinträgt. Wie die Auswahl der „Sturmes"-Schilderung charakteristisch ist für die Stimmung Schillers, so geht er am freisten und kühnsten da vor, wo die Schilderung lebhaft, „ungestümm" wird, wie er mit Vorliebe sagt:

Sprachs und hastig in's hohle Gebirg den eisernen Stachel
Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschaar hervor die Orkane,
Fürchterlich aus der geborstnen Kluft, und hastig von dannen
Brausend und sausend und ungestümm hin über Thal und Gebirge
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler,
Stürzen über den Pelagus her, und rühren den Grund auf . . .
Da entreißen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsschauern,
Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tausendgeblize
Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Während hier der Dichter noch ganz im Banne des Stofflichen steht, hat er die nämliche Vorlage in freiem, künstlerischen Spiel geformt in seinen späteren Uebertragungen von „Dido" und der „Zerstörung von Troja"; und die graziösen Stanzen dort bilden zu den wuchtigen Hexametern hier einen prägnanten Gegensatz. Auch für seine „Räuber" hat Schiller aus diesem Stoffgebiet unmittelbar gewonnen: das Lied von „Hektor und Andromache".

Ueber alledem war die Zeit herangekommen für die letzte akademische Prüfung Schillers: die fünf Jahre medicinischen Studiums gingen zu Ende, seine Entlassung stand bevor. Zwei Arbeiten legte er seinen Lehrern zum November 1780 vor; die eine von specifisch medicinischem Gehalt, die andere aus dem Grenzgebiet der Physiologie und Psychologie, auf welchem er mit Vorliebe sich bewegt. Von den entzündlichen und den faulen Fiebern handelte jene, in lateinischer Sprache verfaßte Abhandlung; die Professoren fanden in ihr eine löbliche Einsicht in den behandelten Gegenstand und erkannten an, daß der Eleve, bei dem Mangel eigener Erfahrung, die Beobachtungen des Hippokrates, sowie seiner akademischen Lehrer schicklich benutzt habe. Doch wird einiges getadelt, weil es zu „Irrungen in der Cur" Anlaß geben könne und weil ein vorsichtiger Arzt nicht da stehen bleiben dürfe, wo Schiller beruhigt stand; und da man auch überall bemerken wollte, daß der Verfasser wenig Zeit auf die Verfertigung dieser Schrift verwandt habe, so konnten die Herren Consbruch,

Reuß und Klein Drucklegung nicht empfehlen. Besser erging es der zweiten Abhandlung, dem „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“; er ward des Druckes für würdig befunden und erschien alsbald bei Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrucker in Stuttgart.

Die Abhandlung, welche in ihren grundlegenden Anschauungen abermals auf der Philosophie der Zeit fußt, wie sie durch Abels Anregung den Akademikern überliefert ward, berührt sich in zahlreichen Punkten mit der „Philosophie der Physiologie“; aber sie zeugt zugleich von einer energischen Annäherung an denjenigen Gedankenkreis, von welchem Schiller noch vor Kurzem mit Abscheu sich entfernt hatte: den der Bonnet und Genossen. Wie Bonnet den Menschen als ein „être mixte“ aufgefaßt hatte, so zeigt Schiller den untrennbaren Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur im Menschen auf, „das genaue Band zwischen Körper und Seele“, wie er im Rapport über Grammont gesagt hat; und er verficht, im Verfolg seiner medicinischen Erfahrung, energisch das Recht der Sinnlichkeit gegenüber denjenigen, die den Körper einen Kerker des Geistes heißen, welcher „seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme“. Mehr gegen diese, die Spiritualisten, will er sich wenden, als gegen ihren Widerpart, die Materialisten, welchen ehemals sein Zorn galt; Abel, dessen Sache Entschiedenheit nicht war, fand darum, daß die Abhandlung viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Sätze enthalte, und auch die medicinischen Lehrer tadeln es, daß der Eleve im Streit der Meinungen nicht unparteiisch genug sich hält, vielmehr wider die Spiritualisten zuviel eingenommen ist. Hatte Schiller früher, von der theologischen Gedankenwelt aus, die Märtyrer, christliche und heidnische, oft und oft verherrlicht, so macht sich nun ein Widerspruch gegen die Ueberspannung und die Ueberschätzung des Geistigen geltend: „Wer bewundert nicht“, ruft er, „den Starksinn eines Cato, den Gleichmuth eines Seneca? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will; ein System, daß sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt“. Auch Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, sagt er, leidet Schmerz, so gut wie der weichste Wollüstling; und stets ist die größte Seelenlust mit dem Zustand höchsten körperlichen Wohlbefindens verbunden. Auch dies erregt den Widerspruch der Lehrer; und sie weisen den Eleven ernst auf die Sterbestunde des Christen hin, der im Augenblicke der Auflösung noch unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die selige Ewigkeit empfindet. Die Wandlung, welche Schiller durchgemacht hat, ist unverkennbar; im Kampf mit seiner eigensten Natur, die an eine zweigetheilte Welt und an das höhere Recht des Geistes glaubte und immer von

Neuem glaubt, hat er die Anschauung gewonnen: daß Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit ist; und noch spiegelt sich der Widerstreit in ihm selbst, der Streit zwischen Schiller und dem Eleven der Medicin deutlich ab, wenn er, wie in einem Rückfall, den Menschen elegisch mit Haller das „unselige Mittelding von Vieh und Engel" nennt.

In Haller zieht Schiller einen Zeugen an, der als Arzt so gut wie als Dichter Autorität behauptete; aber mit großer Unbefangenheit ruft er im Verfolg seiner feinen und reichen Darlegung auch eine Reihe anderer Schriftsteller sich herbei, seine Theorie zu stützen. Wie er Abel in der Lehrstunde den „Othello" hatte citiren hören, um über das Wesen der Leidenschaften die Schüler aufzuklären, so citirt er nun seinerseits, im bunten Durcheinander mit medicinischen und naturwissenschaftlichen Größen, mit Harvey und Boerhave, Linné und Newton und Sydenham, auch eine ganze Reihe seiner Lieblingsschriftsteller: Ovid und Shakespeare, Garve und Goethe, Addisons „sterbenden Cato" und Gerstenbergs „Ugolino". Auch die Bibel wird, mit einer Anspielung auf das Buch Hiob, einmal gestreift. Aus Shakespeare kommt Lady Macbeth und Richard, Julius Cäsar und der Winchester des Heinrich VI. zu Wort, und des Autors Verehrung spricht vertraulich von „unserem Shakespeare;" und selbst in der lateinischen Dissertation von Faulfieber ruft er mit Hamlet aus: „There are more things in Heaven and Earth than are dreamt of in our philosophy". Neben diesen Engländer aber stellt der Dichter als einen zweiten einen gewissen Krake, dessen Werk er also benennt: „Life of Moor. Tragedy by Krake": es sind die „Räuber" Schillers, welcher unter dieser Verkleidung sich den Lehrern, als eine psychologische Autorität, keck präsentiren. Der Einfall, bei allem Uebermuth, hat doch einen tieferen Sinn für Schiller: was er in Franz Moor hatte Gestalt gewinnen lassen, war der Niederschlag aus seinen gesammten medicinisch-philosophischen Studien; die poetische Praxis war hier nur die Folge wissenschaftlicher Theorie, und darum setzte er nun wiederum das „Integralbild des Traumes" von Franz als einen Beweis für seine psycho-physischen Anschauungen ein. Noch auf andere Dichtungen Schillers richtet sich von hier aus der Blick, zum Zeichen der Geschlossenheit seiner Welt- und Kunstanschauung: nachdem er in den Worten „jenes Banditenwerbers", der den Grundsatz predigte: „Man muß Leib und Seele verderben", den Spiegelberg der „Räuber" gestreift, führt er, als ein neues Beispiel für den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur den Fiesko auf: „Ein durch Wollüste ruinirter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund hält. Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dörffen glaubte". Wenn er dann weiter feststellt: „daß die Bösartigkeit der Seele" sich auch im Körper ausprägt, so erinnert man sich an Figuren wie den Wurm in „Kabale und Liebe", in denen die Natur „verhunzte

Arbeit" geliefert. Und in den Betrachtungen über den Einfluß des Klimas auf die Cultur, und über die Anfänge des Menschengeschlechts in den Urzeiten, welche Schiller auf Schlözers Spuren anstellt, sieht man die Gedanken der culturhistorischen Gedichte von der Art des „eleusischen Festes" zum ersten Mal aufleuchten.

An den zahlreichen Proben aus poetischem Bereich nahmen die Lehrer Schillers keinen Anstoß; dagegen tadeln sie jene „poetischen Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen." Sie merken als Beispiele „nur einige dergleichen Stellen" an: „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur; der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang; dann grub er aus dem Bauch der Gebirge den allwürckenden Merkur; so hat uns die Pest einen Sydenham geboren." Hier, urtheilten sie, hat sich der Verfasser zu viel von seiner Einbildungskraft fortreißen lassen; aber er hat ein schweres Thema mit vielem Genie behandelt, und dafür verdient er Lob. Beides, Anerkennung und Tadel, hält sich in ruhigeren Formen als gegenüber der medicinischen Abhandlung, denn Schiller selbst war ruhiger geworden; die „Philosophie der Physiologie", bei aller Unreife, war vielleicht großartiger, der „Versuch" war gleichmäßiger, runder.

Schiller hatte auf dem Titelblatt seiner Abhandlung bemerkt, daß er sie „während der öffentlichen, akademischen Prüfungen vertheidigen" werde; ob diese Vertheidigung stattgefunden hat und wie sie verlaufen ist, erfahren wir jedoch nicht. An einer andern, wie es scheint, medicinischen Disputation nahm Schiller lebhaften Antheil, und ein junger Stuttgarter Musiker, der den Eleven hier zum ersten Mal sah, Andreas Streicher, empfing von seiner Persönlichkeit den stärksten Eindruck, ob er ihm gleich völlig unbekannt war, bis auf den Namen hin: „die röthlichen Haare", so berichtete er viele Jahrzehnte später, „die gegen einander sich neigende Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf Streicher. Er hatte den Jüngling unverwandt in's Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn an und prägten den ganzen Auftritt ihm tief ein". Nach Beendigung der Prüfung gingen die Akademisten in ihren großen, säulengeschmückten Speisesaal, auf dessen geweißte Flächen eine enge Gallerie herabsah, von welcher aus Streicher auch dem Verlauf der Abendtafel noch folgte; der Herzog aber, welcher in dem runden Raume vor dem Speisesaal, dem sogenannten „Tempelchen", im Kreise seiner Getreuen zu speisen und von dort aus durch die geöffneten Thüren zu den Eleven hinüberzublicken pflegte, ging an diesem Abend, zum Erstaunen Streichers, auf jenen unbekannten Jüngling zu, und unterhielt sich lange auf das

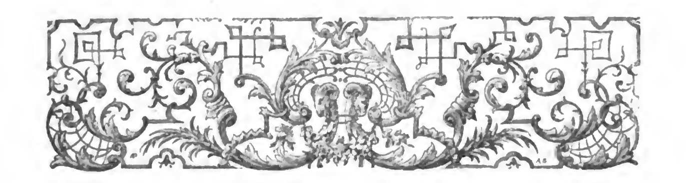
Gnädigste mit ihm, den Arm auf seinen Stuhl gelehnt: und Schiller „behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte". Der Speisesaal, um diese Zeit, präsentirte sich eben in einem neuen Bilderschmucke, welcher Schiller noch einmal vor seinem Austritt aus der Akademie an die gnädige Güte Karls erinnern konnte: Professor Guibal, ein Schüler des Raphael Mengs, der die Württembergischen Schlösser mit ungezählten Gemälden versah, hatte im Auftrag des Herzogs eine Darstellung begonnen, für welche als Thema aufgegeben war: „die Huld des Fürsten und die Dankbarkeit der Zöglinge". In zahlreichen Compositionen voll abstracter Figuren hatte Guibal, von Heideloff unterstützt, die Aufgabe gelöst; er zeigte die schönen Künste, wie sie beschäftigt sind, seiner Hochfürstlichen Durchlaucht ein Ruhmesdenkmal zu errichten, er stellte die Durchlaucht in der Gestalt des Mars da, zu dem Apollo und Minerva dankerfüllt aufblicken, und an dessen Seite eine hehre Figur thront: die Tugend; und die Musen malte er, wie sie unter dem Schutz seiner Hochfürstlichen Durchlaucht gedeihen, daneben die Undankbarkeit, Unwissenheit und Trägheit, welche von einem Genius vertrieben werden; unnöthig zu sagen, daß dieser Genius gleichfalls: die Tugend hieß.

Auch durch Schillers Schwester Christophine ist es bezeugt, daß Schiller die besondere Gunst Karls genoß: der Herzog, sagt sie, „zog ihn immer vor und unterhielt sich mit ihm". Um so auffallender, daß Schiller, als er am 15. December der Schule endlich ledig ward, eine Anstellung erhielt, welche von gnädiger Gesinnung keineswegs zeugte. In der an Karl gerichteten Vorrede seiner Dissertation hatte er noch einmal angedeutet, wo seine wissenschaftlichen Ziele lagen, indem er es an dem Herzog rühmte, daß er die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben habe; und aus seiner Geringschätzung der praktischen Thätigkeit hatte er kein Hehl gemacht. Seine Wünsche gingen etwa auf einen Lehrstuhl der Physiologie hin, und ihre Erfüllung, nach einigen Reisejahren vielleicht, schien nicht unmöglich, oft genug hatte der Herzog Leute in jungen Jahren zu Professoren erwählt. Allein ganz anderes ward Schiller zu Theil: er empfing den Rang eines Medicus beim Regiment Augé, das heißt eine völlig untergeordnete Stellung, eines aufstrebenden Geistes unwürdig.

Ein Grund für diese offenbare Zurücksetzung ist nicht auf uns gekommen, und Gründe anzugeben, war auch Karls Art nicht: er befahl und so geschah es. Aber etwas wie Ungnade gegen Schiller muß in der Luft gelegen haben, in diesen Tagen. Hatte seine selbstgewisse Freimüthigkeit, sein Lächeln und sein Augenblinzeln, welche Streicher so sehr bewunderte, dem Fürsten mißfallen? Hatte die Achtsamkeit der Aufseher die Vorsicht der Eleven doch überwältigt und ahnte man, daß der Entlassene verbotene Waare mit sich aus der Akademie hinaustrug? Auch daß Schiller bei den

zahlreichen Preisvertheilungen dieses Jahres völlig leer ausging, fällt auf. Mit einem halb noch verschwiegenen Mißton endigte seine akademische Zeit; und es klingt wie eine Ahnung kommenden Conflictes, wenn Schiller in der Vorrede seiner Dissertation, nachdem er dem Herzog für achtjährige väterliche Führung und für seinen „unvergeßlichen, mündlichen Unterricht auf das Kindlichste" gedankt, ausspricht, daß nur dann es in Zukunft ihm fehlen wird, „wenn seine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen". Dieser Fall trat ein, als die „Räuber" erschienen; und der Gegensatz zwischen den Gesinnungen Karls und den Anschauungen seines Zöglings trieb den Dichter aus der Heimat, er kostete ihn, nach seinem Wort, „Familie und Vaterland".





Des Dachdeckers Mutter.

Seeländer Skizze

von

Lars Dilling †.

Dicht an der Kirchhofsmauer wohnte des Dachdeckers Mutter. Das Haus war eins der ärmlichsten in dem kleinen, seeländischen Dorfe. Die Wänden waren einst mit Kalkfarbe weiß angestrichen gewesen, aber jetzt waren sie schmutziggrau, beinahe schwarz, mit großen ausgefallenen Mauerstücken, und die eine Seite des Hauses war mit Stroh bekleidet, um es gegen den Wind zu schützen.

Trotzdem der Sohn Dachdecker war, war das Strohdach doch brüchig und schwarz vor Alter, halb von Moos bedeckt mit einigen hellgelben Streifen dazwischen, wo man die schlimmsten Löcher mit neuem Stroh ausgebessert hatte.

Der Garten war angedeutet durch eine verfallene Steinmauer und ein paar verkrüppelte Johannisbeersträucher, von denen die Insecten und der Wind alle Blätter abgerissen hatten, so daß die Beeren an den dürren Zweigen hingen. Sonst war er mit aufgestapelten, alten Baumwurzeln und einem Haufen Brennholz angefüllt.

Beide Halbthüren des Hauses waren offen. Man konnte dadurch in eine dunkle Küche sehen, wo ein Hund ausgestreckt in dem Sonnenstreif lag, der durch die Thür fiel.

Draußen auf dem Wege kam des Dachdeckers Mutter gegangen und schob eine kleine, einrädrige Kummetkarre vor sich her.

Es war nicht leicht zu sagen, wie alt sie war; denn solche kleine, dürre Gestalten halten sich fast unverändert vom Zahn der Zeit. Das

Gesicht war scharf und sonnenverbrannt mit rothen Backen und einer spitzen, rothen Nase, und glattgekämmtes, gelbes Haar sah unter der schwarzen Bauernhaube hervor. Sie trug eine große Brille mit dicker Horneinfassung und Holzschuhe an den Füßen, und ihre Kleidung bestand in einem grünen Warprock mit rothkarrirter Baumwollschürze und einem kurzärmeligen dunkelblauen Leibchen, welches ihre dürren, braunen Arme sehen ließ. Wie sie so dastand, klein und sänmächtig, dürr und scharf, hatte sie die ganzen Jahre her ausgesehen, so lange man sie kannte.

Der Vater war auch Dachdecker gewesen, und die Eltern hatten schon das Häuschen, wo sie noch wohnte, und ein Stückchen Land dazu besessen.

Einsimals, als Sidse — so hieß sie nämlich — noch viel jünger, aber im übrigen schon gerade so braun und trocken war, wie jetzt, war ein reisender Handwerksbursch zu dem Hause gekommen. Er wohnte dort eine Woche lang und zog dann weiter. Man sah ihn nie wieder; aber Sidse behielt ein Andenken an ihn, ein Andenken für das ganze Leben — ein Kind.

Es war ein häßlicher kleiner Junge mit großem Kopf und ein paar großen erstaunten braunen Augen, die um sich sahen, als ob er darüber verwundert wäre, daß er zur Welt gekommen war, und seine Mutter war das auch. Sie hatte ihn so von ungefähr bekommen und legte keinen großen Werth auf diese Erinnerung an den Gesellen. Wäre er zu finden gewesen, so hätte sie wahrscheinlich ihren Aerger an ihm ausgelassen; nun aber mußte der Sohn des Vaters Sünden entgelten, und der kleine Matz bekam früher Prügel, als Zähne.

Um die Zeit war es, daß Sidse sich die kleine einrädrige Karre anschaffte, die sie ihr ganzes Leben hindurch begleitete.

Um für den gemeinsamen Unterhalt etwas beizusteuern, hatte sie angefangen, in den Bauernhäusern herum waschen zu gehen und sonst allerlei Handreichung zu thun. Dabei mußte sie das Kind mitnehmen; denn ihre Mutter war eben gestorben, und es war Niemand da, den Kleinen zu warten; der Vater war den ganzen Tag auf Dachdeckerarbeit aus, und die Hausthür wurde abgeschlossen.

Der kleine Matz wurde auf die Kummetkarre gesetzt und bis dorthin gefahren, wo Sidse den Leuten zur Hand gehen wollte. Da saß er in einer Ecke und knabberte an einer Brotkruste und sah sich mit seinen erstaunten braunen Augen um, bis die Zeit ihm zu lang wurde und er anfing zu schreien. Dann lief Sidse von ihrem Waschtrog herzu und gab ihm seinen gewohnten Klaps, und durch diese kleine Zerstreuung aufgemuntert, verhielt er sich dann wieder eine Zeit lang ruhig.

So wuchs er auf, bekam Prügel in der Dorfschule und Prügel daheim, wurde confirmirt und fing an, dem Großvater bei der Dachdeckerarbeit zur Hand zu gehen.

Der Großvater starb und Matz setzte das Geschäft fort.

Die Jahre gingen dahin und Alles ging seinen alten Gang. Matz machte Dachdeckerarbeit, und die Mutter karrte herum von Haus zu Haus. Es war nur der Unterschied, daß Matz nicht mehr auf der Karre saß. Jetzt hatte sie gewöhnlich ein Bund Gras für die Kuh, ein Säckchen Mehl aus der Mühle oder etwas schmutzige Wäsche darauf, wenn sie nach Hause kam.

Matz war ein langer, hochaufgeschossener Bursche von einigen zwanzig Jahren geworden, so lang, daß die Mutter nicht mehr heranreichen konnte, wenn sie ihm ein Kopfstück geben wollte, ohne auf einen Schemel zu steigen, sie half sich übrigens gewöhnlich mit einem Scheit Brennholz, einem Besenstiel oder was sie sonst in der Hand hatte.

Sidse nannte ihn immer ihren häßlichen Bengel, und eine Schönheit war er auch gewiß nicht. Jedenfalls that er nicht das Mindeste dazu gut auszusehen. Er war ziemlich krumm im Rücken, denn er hatte die Gewohnheit, sich zu ducken, den Kopf zwischen den Schultern, so oft die Mutter ihn schlug, offenbar ohne einen anderen vernünftigen Grund, als um es ihr bequemer zu machen, ihm eins zu versetzen. Das dunkle Haar hing ihm struppig in die Augen und verbarg die ganze Stirn, und das Gesicht war gewöhnlich voll Staub und Schmutz. Das Schönste an ihm war noch der frische Mund mit den weißen Zähnen und die großen erstaunten braunen Augen.

Er sah noch immer so aus, als wäre er verwundert darüber, daß er zur Welt gekommen war, und er hatte auch Grund dazu; denn die Welt hatte nicht viel Freude von ihm und er nicht viel Freude von der Welt. Keins von den Mädchen lächelte den langen schmutzigen Tölpel freundlich an, und keiner von den Burschen des Dorfs mochte ihn leiden; denn wenn sie zu Tanz und Lustbarkeit gingen oder sich einen Rausch im Kruge holten, saß er zu Hause und ließ sich von der Mutter mit Kopfstücken regaliren.

Seine einzige Freude war des Sonntag Nachmittags, wenn er sich gewaschen hatte, in reinen Hemdärmeln unter den alten Pappelbäumen an der Kirchhofsmauer zu sitzen und auf die Grabhügel und die schönen Blumen zu sehen. Ein paar Mal, wenn er am Vormittag freie Zeit gehabt, hatte er auch seine Holzschuhe ausgezogen und war auf den Socken in die Kirche geschlichen und hatte an der Thür gestanden und den Priester so schön reden hören von der Liebe, dieser schönsten aller Gottesgaben, die selbst den geringsten und ärmsten Sterblichen läutert und erhebt.

Das konnte er nun zwar nicht recht verstehen; aber es war ja auch nicht leicht für einen armen unstudirten Bauern Alles zu verstehen, was so ein gelehrter Mann sagt.

* * *

Das Dorf lag wie ausgestorben im Sonnenschein. Nur ein paar alte Weiber saßen in ihren Hausthüren und strickten, und ein paar Kinder lagen und wühlten im Sande. Sonst war alles still, denn es war die

Zeit der Heuernte, und alle, die arbeiten konnten, waren draußen auf dem Felde.

Selbst das große hellgelbe Schulhaus, wo es immer von jugendlichen Stimmen zu summen pflegte, lag in Schweigen gehüllt, denn die Kinder hatten Ferien.

Matz, der Dachdecker, saß hoch oben und arbeitete an dem neuen Strohdach mit Hülfe eines schmächtigen Jungen, der den mehr bezeichnenden, als wohlklingenden Namen Faul-Lars führte.

Matz saß fleißig bei seiner Arbeit, legte das Stroh zurecht, schnitt es mit einem großen Messer durch und ließ die Dachnadel auf- und niedergehen. Diese war eine Art Weberschiffchen von Eisen, mit Stahldraht umwickelt, und Faul-Lars, der drinnen auf dem Boden stand, reichte sie immer wieder herauf, wenn Matz sie durchgesteckt hatte, um das Stroh mit dem Stahldraht fest an die Sparren zu heften.

Unten im Garten ging des Schullehrers Stine und hängte Wäsche zum Trocknen auf.

Der Schullehrer war ein alter Junggeselle, und Stine war seine Haushälterin. Sie hatte früher in der Stadt gedient und sich dabei feinere Manieren angewöhnt, war aber frisch und blühend wie ein Landmädchen.

Matz, der Dachdecker, konnte sich nicht enthalten ein bischen nach ihr zu schielen. Sie nahm sich recht hübsch aus in ihrem frischgewaschenen Kattunkleide und dem kleinen seidenen Halstuch. Ihr Gesicht war freundlich und rothbäckig, das glänzend braune Haar lag in dicken Flechten um den Hinterkopf, und wenn sie ihre runden bloßen Arme in die Höhe streckte, machte sich ihre volle kräftige Figur bemerklich.

Jetzt war sie fertig und ging hinein.

Gleich darauf kam sie wieder heraus, sie trug ein großes Glas Weißbier.

„Sie werden durstig sein, Dachdecker,“ sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Wollen Sie nicht etwas zu trinken haben?“

Man konnte hören, daß sie ein Mädchen von Bildung war. Sie sagte „Sie“. Das war ihm noch nie vorgekommen.

„Schön Dank, Mamsell,“ sagte er. Er wollte auch zeigen, daß er Bildung hatte.

Sie that ein paar Schritte auf der Stiege und reichte ihm das Glas hinauf. Er bog sich über, um es zu fassen; aber das Stroh war glatt; er stürzte kopfüber herab und blieb an der Erde liegen, das eine Bein zwischen zwei großen Steinen eingeklemmt.

Stine setzte das Glas von sich und eilte zu ihm.

„Haben Sie sich sehr weh gethan?“

„Das — das Bein thut weh.“

Er versuchte mit ihrer Hülfe aufzustehen, aber er sank halb ohnmächtig zurück.

„Es ist wohl sehr schlimm — wie?"

„Ach es ist nicht so gefährlich," sagte er mit einem matten Lächeln. „Ich — ich habe nur das Bein gebrochen."

„Großer Gott! — Lars lauf hin und hole des Dachdeckers Mutter!"

Faul-Lars eilte davon.

„Ich bin so durstig."

Sie hielt das Bierglas an seinen Mund und stützte ihn, während er trank. Er sah sie mit einem dankbaren Blick aus den erstaunten, braunen Augen an. Er war verwundert darüber, daß ihm jemand so viel Freundlichkeit zeigen konnte.

Sidse kam an, und hinter ihr Faul-Lars. Sie hatte die Karre mit und war böse.

„Nun seh' einer, Du häßlicher Bengel, bist Du nun gefallen und hast Dich zu Schanden geschlagen? brach sie aus. Niemals hab' ich was anderes als Aerger gehabt von dem Schlingel. Nun wird er natürlich wochenlang liegen bleiben und die paar Brocken verzehren, die ich verdienen kann — gar nicht davon zu reden, was daraufgeht für den Doctor und die Medicin."

„Schämen Sie sich, Sidse," sagte Stine. „Sie sollten ihn trösten, den Armen, und statt dessen schelten Sie ihn aus."

„Paß Du auf Dich selbst," sagte Sidse. „Du wirst wohl an allem Schuld haben. Er wird wohl gesessen und mit Dir geschäkert haben, bis er heruntergeplumpt ist."

Stine ließ betroffen den Kopf hängen. Gewissermaßen war es ja ihre Schuld. Sie hätte ihm das Glas nicht heraufreichen sollen. Aber sie that es ja in der besten Meinung, sagte sie.

„Das dacht' ich mir wohl," sagte Sidse. „Aber jetzt wollen wir ihn auf die Karre legen, und ich will sehen, wie ich ihn nach Hause bekomme."

Sie hoben ihn auf, und Sidse karrte fort mit Hülfe von Faul-Lars. Aber Matz litt schrecklich durch die Fahrt. Das verletzte Bein hing außen an der Karre.

Stine sah es und eilte ihnen nach.

„Lassen Sie mich mithelfen," sagte sie, indem sie an der Seite ging und das gebrochene Bein stützte.

„Danke, wir behelfen uns schon."

„Das ganze Unglück ist ja doch meine Schuld," sagte Stine sanftmüthig, „darum ist es auch meine Pflicht, zu helfen."

Sidse antwortete nichts, ließ sie aber mitgehen.

Matz lag halb bewußtlos vor Schmerz. Dann und wann öffnete er die erstaunten, braunen Augen und sah sich mit einem verwunderten Blick um.

Er wußte nicht recht, wie dies alles vor sich gegangen war. Er fuhr ja nach Hause in der Schubkarre, wie damals, als er ein kleiner Junge war, und die Mutter hatte ihn gewiß tüchtig auf den Kopf geschlagen. Er fühlte es noch; er war ihm so schwer, so schwer.

Als sie ihn in das Haus getragen hatten, ging Stine fort, und Sidse brachte ihn zu Bett mit Hülfe von Faul-Lars, der dann nach dem Doctor geschickt wurde. Dieser kam am Nachmittag und verband das Bein.

Am andern Morgen mußte Sidse waschen gehen. Matz hatte in der Nacht starkes Wundfieber gehabt, und lag jetzt im Halbschlummer. Sidse stellte einen Topf Milch und eine Tasse Wasser auf einen Holzstuhl neben sein Kopfende und ging ihrer Wege, nachdem sie die Thür zugeschlossen und den Schlüssel in das offene Fenster neben dem Bett gelegt hatte.

Später am Vormittag kam Stine und steckte den Kopf durch das Fenster hinein. Sie hatte Sidse fortgehen sehen.

„Wie geht es Ihnen, Matz?“

„Danke, es geht schon etwas besser. Wollen Sie nicht hineinkommen? Der Schlüssel liegt im Fenster.“

Jetzt stand sie drinnen und sah sich um. Gestern hatte sie sich so schnell fortgemacht. Es war da nicht besonders reinlich. Sidse wusch offenbar mehr bei den Fremden, als bei sich selbst. Der Fußboden war ziemlich schmutzig und die kleinen Fensterscheiben auch nicht besonders rein. Das Hausgeräth bestand in zwei Stühlen, einem Klapptisch und einem rothangestrichenen Spind. Matz lag auf seiner Bettstelle in der Ecke. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen und man sah drinnen Sidses altes Himmelbett mit bunten Kattungardinen.

Stine brachte einen Topf Hafersuppe mit, die mit Himbeersaft angemacht war. Sie war so warm und nahrhaft und löschte den Durst so schön. Dann legte sie das Kopfkissen zurecht und ging in die Küche, von wo sie mit einem Handtuch wiederkam, das in kaltes Wasser getaucht war. Damit säuberte sie ihm Gesicht und Hände und strich das Haar von seiner hohen Stirn zurück.

Matz lag still und schweigend und ließ sich behandeln wie ein Kind. Nur seine großen braunen Augen sprachen. Sie waren ein erstauntes Ausrufungszeichen über alle diese Güte.

„Geht es nun besser?“

„Ja, danke, viel besser. Sie sind so gut. Gegen mich ist bis jetzt Niemand gut gewesen.“

„Jetzt muß ich gehen. Aber ich werde wiederkommen und nach Ihnen sehen. Adieu.“

„Adieu und besten Dank!“

„Die großen, erstaunten braunen Augen folgten ihr hinaus.

Matz lag still und zufrieden mit gefalteten Händen. Nie zuvor in seinem Leben hatte er sich so glücklich gefühlt. Er hätte wünschen mögen, daß er sich das Bein schon lange, lange vorher gebrochen hätte.

* * *

Die Sonne brannte heiß. Aber unter den großen Pappelbäumen an der Kirchhofsmauer war es frisch und kühl, und die Prachtblumen des Herbstes auf den Gräbern standen in vollem Flor.

Es war ein Werktag; aber Matz der Dachdecker saß dennoch im Sonntagsputz mit reinen Hemdärmeln auf einem großen Stein im Schatten der Pappeln. Er war nun bald ganz geheilt und war ausgegangen auf einen Stock gestützt, um frische Luft zu schöpfen.

Die Krankheit hatte ihn gar nicht entstellt. Im Gegentheil. Sein Gesicht war ein wenig bleich geworden, sah aber desto feiner aus, und die großen, erstaunten, braunen Augen strahlten vor Zufriedenheit, als wären sie verwundert darüber, wie schön doch die Welt eigentlich war. Der schwarze, krause Bart, den er sich hatte stehen lassen, als er krank lag, hob seinen frischen, rothen Mund mit den weißen Zähnen vortheilhaft hervor. Selbst den Kopf trug er nun hoch und frei. Das kam vermuthlich davon, daß er sich so lange nicht heruntergedrückt hatte, um sich schlagen zu lassen.

Die junge Frau des Hülfspredigers kam eben aus der Kirchhofspforte mit ihrem kleinen Mädchen an der Hand. Sie war die Tochter des alten Pfarrers und war drinnen gewesen, um ihrer Mutter Grab zu schmücken.

„Guten Tag, Dachdecker Matz," sagte sie freundlich. „Nun, wie geht es denn mit der Gesundheit?"

„Danke, jetzt bin ich bald so rüstig, daß ich wieder anfangen kann zu arbeiten."

„Das wäre ja schön."

Das kleine Mädchen lief zu ihm hin und steckte ihm eine große Rose in die Hand, dann versteckte es sich hinter Mutters Rock und biß verlegen in seine Hutbänder.

Die Frau ging wieder davon mit einem freundlichen Gruß, und Matz blieb sitzen mit der Blume in der Hand. Es war das erste Mal, daß er so eine schöne Blume in der Hand hielt. Wie schön sie war, wie süß sie duftete! Es war überhaupt merkwürdig, wie viel Schönes es in der Welt gab, und wie viel freundliche Menschen man finden konnte, wenn man erst einmal so glücklich gewesen war — das Bein zu brechen. Selbst seine Mutter war jetzt weit milder gewesen. Sie hatte ihm in den letzten sechs Wochen kein Kopfstück mehr gegeben.

Matz saß vertieft in diese Betrachtungen, die Augen auf die Rose geheftet, als er leise Tritte neben sich hörte.

Stine stand da.

„Guten Tag, Matz."

„Guten Tag, Stine."

Er war ebenso roth im Gesicht, wie die Blume, die er in der Hand hielt.

„Ach, wie wohl Sie aussehen!"

„Ja, ich fühle mich sehr wohl."

Sie nahm an seiner Seite Platz. Er reichte ihr die Blume.

„Bitte schön. Ich habe sie von dem kleinen Pastorfräulein bekommen."

„Danke. Soll ich die schöne Rose haben?" sagte sie und befestigte die Blume kokett an ihrer Brust.

„Es ist nichts zu schön und zu gut für Sie, Stine, denn es ist Niemand im ganzen Kirchspiel, ja in der ganzen Welt so schön und so gut wie Sie, in meinen Augen."

„Aber Matz, Sie machen mich ja schamroth."

Er hörte nicht auf sie, sondern fuhr fort:

„Was wäre wohl aus mir geworden, wenn Sie nicht gewesen wären? Ich hätte liegen und sterben können ganz allein, ohne daß ein Mensch, selbst nicht meine eigene Mutter, sich im mindesten darum gekümmert hätte; aber Sie kamen und trösteten mich und halfen mir und waren so gut gegen mich armen, häßlichen, dummen Burschen."

„Sie sind weder häßlich noch dumm, Matz."

„Doch, das habe ich gehört seit der Zeit, wo ich nicht größer war, als so."

„Sie — Sie sind im Gegentheil hübsch, wenigstens in meinen Augen."

Die erstaunten braunen Augen sahen doppelt erstaunt aus.

„Stine, Sie haben mich doch nicht zum Besten? Das ist nicht schön von Ihnen."

„Nein, Matz, das thu' ich nicht."

„Sollten — sollten Sie wirklich etwas von mir halten können?"

„Ich habe schon lange viel von Dir gehalten, Matz."

Ihre Hand lag in der seinigen.

Ihn schwindelte. Sollte es wirklich möglich sein? Dies hübsche Mädchen, die stattlichste im ganzen Dorf, war sein. Nein — das mußte ein schöner Traum sein — so einer, wie die, welche er hatte, als er krank lag. Er wollte doch erst versuchen, ob er wohl einen Kuß bekommen könnte, denn dann war es gewiß richtig.

Er sah sich um. Es war kein Mensch in der Nähe.

Ja, es war richtig! Er bekam nicht nur einen, er bekam viele Küsse.

„Ich bin doch neugierig, was meine Mutter sagen wird," sagte er, als sie eine Weile gesessen hatten. Sie wird gewiß bös und giebt mir eins an den Kopf."

„Aber das darfst Du Dir nicht gefallen lassen."

„Ach, es thut nicht weh, und sie mag es immer thun, wenn es ihr Spaß macht."

Von dem Tage an war Matz wie ein neuer Mensch. Er fing bald wieder an zu arbeiten und arbeitete mit Lust und Kraft, aber er lieferte nicht mehr, wie früher, all sein Geld an die Mutter ab. Sie schalt ihn

und schlug ihn auf den Kopf; aber das half nichts. Sie bekam trotzdem nichts.

Der Winter verging.

Die Leute im Dorf redeten leise davon, daß Matz und Stine verlobt wären. Aber niemand wagte Sidse danach zu fragen, und sie selbst sprach nie ein Wort davon.

In der ersten Frühlingszeit riß Matz das alte Strohdach ab und legte ein neues, das Haus wurde abgeputzt und geweißt und der Garten aufgeräumt. Er füllte Erde in die Beete und pflanzte Fruchtbäume darein und längs der Hauswand Hopfen und wilden Wein.

„Es ist ja großartig, wie Du das Haus aufputzest," sagte Sidse eines Tages in spitzem Ton. „Wir werden ja jetzt fein wohnen.

Matz saß auf der Bettstelle und aß sein Abendbrot.

„Ja, ich denke daran, mich zu verändern."

„Woran denkst Du?" fragte sie giftig, indem sich sich umwandte.

„Mich zu verheirathen," sagte er, den Mund voll Grütze.

„Ich werde Dich verändern, Du dummer Schlingel," rief sie, indem sie auf ihn zulief und mit allen Kräften auf ihn los drosch.

Matz saß still wie gewöhnlich und duckte den Kopf zwischen die Schultern, während sie schlug. Als sie aufhörte, sagte er ganz ruhig:

„Du kannst mich immer schlagen, so viel Du willst. Aber verheirathen thu' ich mich doch. Morgen geh' ich zum Pfarrer und verlange das Aufgebot."

Sidse lief in ihre Kammer hinein und schlug die Thür hinter sich zu.

Den nächsten Tag ging er zu seiner Arbeit, wie gewöhnlich, und zwischen Mutter und Sohn wurde kein Wort mehr über die Sache gesprochen.

* * *

Eines Sonnabends, etwa einen Monat später, stand Sidse fertig zum Ausgehen.

„Du kommst erst heut Abend zurück?" fragte Matz, „denn morgen will ich Hochzeit machen."

„Willst Du wirklich?" sagte sie und zitterte ein wenig in der Stimme. „Ich komme ein paar Tage nicht nach Hause. Ich bleibe bei dem Weber. Seine Frau ist krank."

„Das ist Schade. Ich hoffte, Du würdest das Fest mitmachen."

„Oh, ihr könnt das Fest gewiß gut ohne mich feiern," sagte sie, indem sie ihre Schubkarre nahm und davon ging.

Als sie fort war, lief Matz zu Stine herüber, und sie fingen an aufzuräumen und umzuziehen; denn Stine war ein ordentliches Mädchen, die sich während ihrer Dienstzeit Betten und Hausrath angeschafft hatte.

Den nächsten Tag nach dem Gottesdienst wurden sie getraut.

Stine sah recht hübsch aus in ihrem neuen, schwarzen Kleid, mit einem

Kranz von gewachsenen Blumen im Haar. Sie hatte zwar Lust gehabt, Myrthenkranz und Schleier zu tragen, wie eine Stadtbraut; aber sie wollte doch lieber dem alten Dorfbrauch folgen, als daß die Leute sagen sollten, sie kleide sich über ihren Stand.

Matz hatte sich neue Kleider bei dem Schneider in der Stadt gekauft und nahm sich stattlich aus mit dem weißen Kragen und dem schwarzen Halstuch. Er hatte sogar ein Schnupftuch in der Rocktasche, das erste, das er je besessen hatte.

Die Trauung war sehr feierlich. Stine weinte, wie es sich für eine wohlerzogene Braut ziemte, unaufhörlich in ihr mit gehäkelten Spitzen besetztes Taschentuch. Matz stand geduckt mit hochgezogenen Schultern da, als wartete er immer darauf, daß ihn der Pastor auf den Kopf schlüge.

Es war der junge Hülfsprediger, der die Trauung vollzog. Er redete so schön von der Liebe, dieser schönsten aller Gottesgaben, die selbst den geringsten der Sterblichen läutert und erhebt, und nun verstand der Dachdecker Matz es alles viel besser, als damals, wo er auf den Socken an der Kirchthür gestanden hatte.

Der Schullehrer und Stines Bruder aus der Stadt waren Trauzeugen, und das Hochzeitsmahl, das bei dem Schullehrer gehalten wurde, lief still und bescheiden ab.

Am nächsten Tage war Matz wie gewöhnlich bei der Arbeit. Sidse kam am Vormittag nach Hause.

Frische Buchenzweige waren über der offenen Thür befestigt. Sie ging in die Küche, wo weißer Sand auf den Fußboden gestreut und Alles blank geputzt und gescheuert war. Dann trat sie in die Stube hinein. Es war niemand drinnen, und des Dachdeckers Mutter blieb verwundert stehen, denn Alles war so verändert. Die kleinen Fensterscheiben waren hell und glänzend und hatten schneeweiße Gardinen bekommen, und statt der alten, halbverwelkten Balsaminen in Flaschenscherben standen neue Töpfe mit blühenden Pelargonien da. Das roth angestrichene Spind war weggenommen, an seinem Platz stand Stines neue Kommode mit einem Gipsengel und zwei Porzellanvasen, und darüber an der Wand hing ein Spiegel und zwei Oeldruckbilder von dem König und der Königin. Auf dem Tische lag ein rothes Tischtuch, welches Stines Bruder den Neuvermählten verehrt hatte, und mitten darauf stand eine große Petroleumlampe, ein Geschenk des Schullehrers; in der Ecke war ein großes, neues Bett aufgestellt mit einer weißen Decke darüber.

Sidse versank in Gedanken. „So sieht es also aus bei ein paar Neuverheiratheten," murmelte sie. Sie hatte es ja auch immer sagen hören, daß man es so gut hat und so glücklich sein soll, wenn man verheirathet ist, besonders im Anfang.

Sie öffnete hastig die Thür zu ihrer eigenen Stube. Stine stand

mitten darin mit aufgekrämpten Aermeln und war fleißig beim Scheuern. Sie sah nicht ganz gnädig aus.

„Guten Tag,“ sagte Sidse ziemlich kleinlaut.

„Guten Tag,“ antwortete Stine ziemlich barsch.

„Du hast wohl viel zu thun.“

„Ach ja,“ sagte die junge Frau, „man hat seine Mühe damit, all den alten Schmutz herauszubringen, der überall zolldick liegt.“

In Sidse brauste etwas von der alten Heftigkeit auf.

„Hier in meiner eigenen Stube werde ich es wohl noch rein halten können, ohne daß Du Dir Ungelegenheiten machst, sagte sie, und wollte Stinen den Besen wegnehmen.

„Laß den Besen los!“

„Gieb ihn her!“

„Willst Du mich etwa schlagen?“ sagte Stine und stellte sich in Positur, den Besen in der einen Hand, und die andere in die Seite gestemmt.

„Du denkst wohl, daß Du Herr im Hause spielen kannst, wie früher. Aber daraus wird nichts. Wenn Matz noch Prügel nöthig hat, was Gott verhüte, so will ich das schon selbst besorgen, das und alles andere im Hause.“

„Sei nicht so grob zu mir, Stine.“

„Du bist selbst grob gewesen,“

„Du hast gut reden,“ sagte Sidse. „Du ziehst in Dein neues Heim als eine ehrbare Frau. Ich bin gegangen und habe die Schande getragen ein ganzes Leben. Da wird man leicht bitter.“

Sie sank auf das Bett und hüllte das Haupt in ihre rothcarirte Schürze.

Stine stellte den Besen weg ging und zu ihr.

„Na, Mütterchen, so schlimm war es nicht gemeint,“ sagte sie und klopfte ihr auf die Schulter. „Es war ja außerdem das Beste, daß wir uns gleich die Meinung sagten, da brauchen wir später nicht so zu gehen und uns schief anzusehen.“

Sidse trocknete ihre Augen mit der Schürze. Es war so lange her, daß sie nicht geweint hatte. Dann nahm sie ihr Strickzeug und setzte sich still hin.

Als Matz der Dachdecker Abends nach Hause kam, saßen seine Mutter und seine Frau in aller Gemüthlichkeit zusammen und plauderten, und dieses gute Verhältniß blieb ein dauerndes.

Den Sommer durch ging alles seinen gewöhnlichen Gang, und das Glück schien in dem kleinen Hause Wurzel gefaßt zu haben und sproßte so üppig, wie die Weinranken an der frischgekalkten Wand.

Matz hatte Arbeit vollauf. Stine hielt sein Haus rein und sauber,

Sidse ging mit ihrer Schubkarre in den Häusern herum und half bei der Wäsche und wo sonst etwas zu thun war.

Sie trug jetzt kein Geld mehr zur Haushaltung bei, und die jungen Leute verlangten auch nie etwas von ihr. Sie hatten es Gott sei Dank! nicht nöthig; und wenn sie etwas zurücklegte, so waren sie ja doch diejenigen, die es mit der Zeit erben mußten.

* * *

Zwei Jahre waren vergangen, seit Matz mit des Schullehrers Stine Hochzeit gehalten hatte. Es war wieder Frühling. Die Pappeln längs der Kirchhofsmauer standen frisch und grün, und in des Dachdeckers Garten blühten junger Flieder und Rothdorn.

Draußen auf dem Wege kam des Dachdeckers Mutter gegangen und schob, wie gewöhnlich, ihre Kummetkarre vor sich her. Sie war jetzt ziemlich alt, aber sie hatte sich im Lauf der Jahre wenig verändert; sie ging immer noch einher, wie früher, klein und schwächlich, dürr und scharf mit ihrer spitzen, rothen Nase, ihrer dicken Hornbrille, der schwarzen Haube und dem kurzärmeligen, dunkelblauen Leibchen, welches ihre dünnen, braunen Arme sehen ließ.

In der letzten Zeit war sie zu schwach gewesen, um in den Häusern umher waschen zu gehen. Wenn sie jetzt mit ihrer Schubkarre ausging, lagen keine Mehlsäcke mehr darin, oder Gras für die Kuh, sondern etwas viel Kostbareres. Das war die kleine Sidse, des Dachdeckers Kind.

Als das kleine Mädchen vor Jahresfrist zur Welt gekommen war, roth und zornmüthig, war es sicherlich ebenso häßlich, wie der arme Matz in demselben jugendlichen Alter gewesen war. Aber sie wurde von der Großmutter dennoch wie die leibhaftige Schönheit angesehen.

Es schien beinahe, als ob Sidse all die Liebe, die sie ihrem Sohne vorenthalten hatte, bei Seite gelegt hätte, um sie an sein Kind zu verschwenden. Denn seit dem Augenblick, wo das kleine Geschöpf geboren war, hatte die Großmutter mit einer beinahe gierigen Zärtlichkeit sich seiner bemächtigt.

Heute hatte sie es, wie gewöhnlich, unter die alte Pappel an der Kirchhofsmauer gefahren und saß mit ihrem Strickzeug an seiner Seite. Aber mit einem Mal überkam sie ein Schwindel. Mit Noth und Mühe vermochte sie noch die Karre den Weg zurückzuschieben, und Stine mußte das Kind hineintragen.

Matz saß gerade in der freundlichen Stube und trank seinen Kaffee, als Stine mit der Kleinen auf dem Arm sich in der Thür zeigte. Er war etwas voller geworden, und der dunkle krause Bart reichte ihm lang bis auf die Brust; sonst war er ziemlich unverändert, und seine erstaunten braunen Augen weilten jetzt strahlend auf der Eintretenden, als ob er

darüber verwundert wäre, daß er es wirklich war, der eine so schmucke Frau und ein so niedliches Kind hatte.

Sidse kam wankend hinterher. Die Beine konnten sie kaum tragen, und Stine half ihr zu Bett, während Matz das Kind hielt.

Am nächsten Tag wurde es schlimmer mit ihr. Sie merkte, daß es bald zu Ende gehen würde und wünschte mit dem Pfarrer zu reden.

So kam denn der Hülfsprediger und saß neben ihrem alten Himmelbett und redete so schön von der Liebe, von der großen Liebe Gottes und von der Liebe, welche wir Menschen uns unter einander erweisen sollen; denn die Liebe ist die schönste aller Gottesgaben, und sie läutert und erhebt selbst den Geringsten und Armseligsten der Sterblichen.

Als der Prediger gegangen war, rief Sidse ihren Sohn zu sich. Er setzte sich zu ihr auf den Bettrand.

Des Dachdeckers Mutter erhob ihre braune zitternde Hand. Matz duckte unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern. Vielleicht hatte sie Lust ihn noch einmal auf den Kopf zu schlagen, wie in alten Tagen — aber nein. Die zitternde braune Hand strich ihm freundlich über das Haar. Das war die erste Liebkosung, die des Dachdeckers Mutter ihrem Sohne gönnte.

„Sei mir nicht böse, Matz, weil ich so hart zu Dir war."

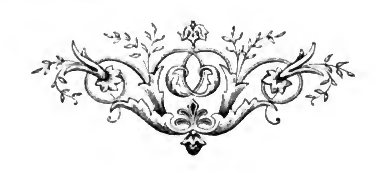
„Ich verdiente es alles," sagte Matz mit gutmüthigem Lächeln, die Augen voll Thränen, „ich war ein rechter Dummkopf."

„Du wärst besser gewesen, wenn ich freundlicher zu Dir gewesen wäre," murmelte Sidse. „Aber Du hast ja trotzdem doch Liebe genug gefunden, und ich — ich habe zuletzt auch ein wenig davon bekommen. Ich habe mich danach gesehnt mein ganzes Leben lang.

Sie sank zurück und wurde schwächer und schwächer.

„Dort in dem Schrein in der obersten Schublade liegen ein paar hundert Thaler, die ich zusammengespart habe. Das soll für mein Begräbniß sein und das Uebrige soll die kleine Sidse haben, wenn sie groß geworden ist. Gebt gut Acht auf sie, aber seid nicht zu streng mit ihr. Denkt daran, was der Priester gesagt hat von der Liebe. Sie ist — "

Das Uebrige verlor sich in einem undeutlichen Flüstern. Des Dachdeckers Mutter war zur Ruhe gegangen in ihrem alten Himmelbett mit den bunten Kattungardinen.





Illustrirte Bibliographie.

Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina von Dr. Moriz Hoernes. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. Wien, Verlag von Carl Graeser.

Es ist sehr erfreulich, daß Hoernes, welcher schon eine stattliche Reihe von Einzelschriften archäologischen und culturgeschichtlichen Inhalts über die von Oesterreich 1878 occupirten Länder verfaßt hat, dem größeren Publikum nunmehr auch eine zusammenhängende Darstellung Bosniens und der Hercegovina darbietet. Er geht bei dieser Arbeit von dem richtigen Gesichtspunkt aus, daß die Zustände der Gegenwart nur aus ihrer Entwickelung in der Vergangenheit zu begreifen sind, und er betrachtet daher die heutige Landschaft und ihre lebenden Bewohner mit culturhistorischem Blicke, indem er die Denkmäler im weitesten Sinne von den Tumulis und Monolithen der Urzeit und des Mittelalters bis zu den in Sagen und Liedern, Sitten und Gebräuchen erhaltenen Zeugnissen berücksichtigt. Der Verfasser hatte das Hinterland Dalmatiens bereits während des Occupations-Feldzuges im Verbande der mobilisirten Streitkraft Oesterreich-Ungarns kennen gelernt; aber erst auf mehreren Reisen, welche er im Auftrage des Unterrichtsministeriums zur Aufsuchung und Beschreibung der Alterthümer Bosniens und der Hercegovina unternahm, gewann er einen tieferen Einblick in die wenig bekannten und vielfach entstellten oder unverstandenen Verhältnisse, welche unmittelbar nach der Pacification geherrscht haben. Ist also auch das Bild, welches der Verfasser von jenen Landschaften entrollt, im Großen und Ganzen eine Wiedergabe der Zustände vom Ende des vorigen Decenniums, so werden doch auch die Fortschritte der civilisatorischen Mission Oesterreichs bis auf den heutigen Tag genau verfolgt und die Errungenschaften einer verständigen Verwaltung, welche jene Gegenden so lange entbehren mußten, in gebührender Weise gewürdigt.

Nachdem der Verf. in einer Einleitung die Länder der Balkanhalbinsel einer allgemeinen geographischen Betrachtung unterzogen hat, geht er im I. Abschnitt auf die Beschreibung des Thals der Narenta über, in der uns die Schilderung der türkischen „Waldmenschen" (S. 66 ff.) am meisten interessirte. Der II. Abschnitt behandelt Sarajevo, die gegenwärtige Hauptstadt Bosniens. Hierbei kommt Verf. auch auf die Sitten der türkischen Frauen zu sprechen und sagt u. a. (S. 99): „Es scheint, als ob der Türke die ganze Last der Exclusivität auf die Schultern der Weiber abgewälzt


Orthodoxer Hercegoviner. Aus: Moriz Hoernes. Dinarische Wanderungen. Carl Graeser. Wien.

illyrischen, celtischen, römischen und mittelalterlichen Ueberreste an Grabsteinen und Inschriften, um einheimische und fremde Kunst, um Handel und Bergbau u. a. m. Mit der schriftlichen Ueberlieferung von den Schicksalen Bosniens und der Hercegovina ist es dagegen sehr schlecht bestellt; dieselbe „gewährt dem Forscher kein sehr klares Bild von der Cultur und dem Geiste, die während verflossener Weltepochen in diesen Ländern geherrscht haben."

Wenn wir den Verfasser recht verstanden haben (S. IV.), so gedenkt er dieser vorliegenden, kurzgefaßten, aber klaren Darstellung eine noch umfassendere über dasselbe Thema folgen zu lassen. Für Angehörige des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates und für Specialgelehrte mag das eine angenehme Aussicht sein; den meisten werden die „dinarischen Wanderungen" genügen, um sich über zwei bisher wenig erforschte und durch ihre landschaftlichen Schönheiten und historischen Denkmäler ausgezeichnete Provinzen ausreichend zu orientiren. Ein besonderes Lob gebührt dem Verf. wegen der angenehmen Sprache, deren er sich befleißigt. Es verdient dies deswegen hervorgehoben zu werden, weil die Schreibweise der österreichischen Gelehrten oft gar zu curios, um nicht zu sagen undeutsch, ist. Derartige abscheuliche Wort- und Satzbildungen haben wir bei Hoernes glücklicherweise nicht entdecken können. Von der Gediegenheit der dem Buche beigegebenen Illustrationen mögen sich unsere Leser aus den hier mitgetheilten Proben selbst überzeugen: die beigefügte, im Maßstabe von 1: 1 500 000 gehaltene Karte reicht zur Erläuterung des Textes vollkommen aus. — Wir können das durchweg verständige und solide Werk warm empfehlen. H. J.

Bibliographische Notizen.

Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von Filippo Mariotti. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 2 Bde. Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

Zur fünfundzwanzigsten Todtenfeier Cavours hat ein Mitglied des italienischen Parlaments ein Werk veröffentlicht, welches uns Deutschen ebenso wichtig und interessant sein muß, wie den eigenen Landsleuten des Autors. Ich sollte lieber sagen: des Sammlers. Denn Mariotti hat von Ausführungen oder erklärenden Noten fast ganz Abstand genommen und sich begnügt, aus den Reden des Fürsten Bismarck und des Grafen Cavour Ansichten über Ereignisse und Personen zusammenzustellen. Die Zusammenstellung aber verdient die höchste Anerkennung; sie ist mit feinstem Tacte und mit großem Geschick in der Anordnung gemacht. Ueber den Zweck des Buches, welches in Italien einen glänzenden Erfolg errungen hat, können wir nichts Treffenderes sagen, als was der Uebersetzer M. Bernhardi im Vorwort seiner deutschen Ausgabe sagt: „Das Werk berührt die verschiedensten Gegenstände und schließt die

vielumfassendsten Ideen in sich . . . es wird nicht nur Staatsmännern, Politikern und Legislatoren willkommen sein, sondern auch den Gelehrten und Gebildeten aller Stände, welche weder Zeit noch Veranlassung finden, Cavours und Bismarcks umfangreiche Parlamentsreden zu studiren . . . In vorliegender Sammlung vernehmen wir das lebendige Wort, wie es unmittelbar, nach bestimmtem Ziel und Zwecke strebend, aus dem Kopfe über die Lippe fließt; wir können den durch Zeit und Verhältnisse bedingten Modificationen der Ansichten folgen, können den höchst interessanten Vergleich der verschiedenen Mittel aufstellen, welche die beiden in ihrer Individualität so völlig entgegengesetzten Männer zur Erreichung gleicher Zwecke — Einigung Italiens — Einigung Deutschlands — anwendeten." Wir wollen nicht unterlassen hervorzuheben, daß die Ausstattung des Buches eine vornehme und gediegene ist.

Sternatlas von Hermann J. Klein. Leipzig. Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Vor etwa Jahresfrist zeigten wir an dieser Stelle das Erscheinen der ersten Lieferungen von Kleins Sternatlas an, und heute liegt uns, wie in dem Programm in Aussicht gestellt wurde, die Schlußlieferung vor. Die ersten zwölf auf das Exacteste gezeichneten und mit größter Sorgfalt ausgeführten Tafeln des Atlas stellen die sämmtlichen Sterne 1. bis 6,5. Größe zwischen dem Nordpol und 34. Grad südlicher Deklination, d. h. alle im mittleren Europa mit dem bloßen Auge sichtbaren Sterne, dar. Ein übersichtliches Verzeichniß giebt eine Darstellung alles dessen, was von den einzelnen in die Karten eingetragenen Objekten wissenschaftlich bekannt ist. Auf sechs weiteren Tafeln werden eine Reihe interessanter Einzelobjekte z. B. Sternhaufen, Nebelflecke 2c., zur Anschauung gebracht. Dieselben sind theilweise vermittelst der Photographie, die wie auf so vielen anderen wissenschaftlichen Gebieten, auch auf dem der Astronomie in den letzten Jahren völlig dunkle Gebiete erhellt hat, erst dem menschlichen Auge zugänglich geworden. Ist doch die photographische Platte ein viel feineres Reagens für Lichteindrücke, als selbst das mit dem schärfsten Fernrohr bewaffnete, menschliche Auge. Mit einem Instrument von 340 mm. Objectiv-Durchmesser und 3 bis 4 m. Brennweite ist es gelungen, Sterne bis zur 16. Größe zu photographiren, d. h. Sterne, die so lichtschwach sind, daß man sie in demselben Instrument direct mit dem Auge gar nicht zu sehen vermag. Man darf dieser Thatsache gegenüber im eigentlichen Sinne des Wortes von einer Astronomie des Unsichtbaren sprechen, und es darf als einer der größten Fortschritte moderner Technik bezeichnet werden, daß sie es ermöglicht hat, auf der photographischen Platte die Bilder von Gestirnen zu sehen, die mit Anbeginn der Dinge niemals ein menschliches Auge unmittelbar erblickt hat. Allen Freunden der Himmelsbeobachtung sei der vortreffliche Atlas auf das Wärmste empfohlen.

cht.

Geschichte der sächsischen Klöster in der Mark Meißen und Oberlausitz, von Hermann Gustav Hasse. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Es ist schon oft mit lebhaftem Bedauern constatirt worden, daß in der deutschen historischen Literatur ein Werk fehlt, in welchem die Geschichte der im Mittelalter nach Hunderten zählenden Klöster in übersichtlicher Darstellung geboten ist. Die Franzosen besitzen bekanntlich ein solches Werk in ihrer „Gallia Christiana", aus einer Zeit, da die Benedictiner Mönche von der Congregation des heiligen Maurus die bedeutendsten Vertreter der historischen Wissenschaft waren. Mannigfache Versuche, die in Deutschland gemacht wurden, scheiterten; die Forderungen, welche die heutige Wissenschaft an ein solches Werk stellt, sind höhere geworden und darum schwieriger zu erfüllen. Aber man nähert sich der Ausführung durch Bearbeitungen einzelner Gebiete, wie es Hasse in dem vorliegenden Buche über die Klöster der Mark Meißen und Oberlausitz gethan hat.

mg.

Die Anfänge des Christenthums im Rahmen ihrer Zeit. Von Dr. B. Volz. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Wir haben es hier nicht mit einer wissenschaftlichen, sondern mit einer populären Schrift zu thun, welche die Resultate der neueren, kirchengeschichtlichen Forschungen zu einem klaren und übersichtlichen Bilde verarbeitet hat. Das Buch ist vermuthlich aus Vorträgen entstanden, wie sie etwa in der Prima eines Gymnasiums gehalten zu werden pflegen, um erwachsenen Schülern bedeutsame historische Erscheinungen verständlich zu machen. Die Bedin-

gungen der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums sind in so ansprechender Weise auseinandergesetzt, daß selbst akademisch Gebildete nicht ohne Nutzen das kleine Buch lesen werden. sf.

Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. Erster Band. I. Theil: 1599—1642. Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Wer es heute unternimmt, die Geschichte Oliver Cromwells im größten Umfange darzustellen, bedarf nach den Arbeiten von Guizot, Ranke, Macaulay, Pauli und Brosch einer Rechtfertigung seines Unternehmens. Fritz Hoenig, der als Militärschriftsteller bekannt ist, findet diese Rechtfertigung darin, daß die militärische Bedeutung Cromwells bisher noch gar nicht gewürdigt sei; und doch ist Cromwell „der größte Reitergeneral der Weltgeschichte, der eigentliche Begründer der Reiterei als Waffe im großen Stile; er ist es, der aus den Ueberlieferungen des Mittelalters den großen Schritt in's moderne Dasein der Völker zuerst gethan hat, der einem wesenlosen Feudalheer ein nationales Heer gegenüberstellte, dessen Strategie alle die großen Gedanken der Gegenwart enthält, und dessen Heer selbst auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht errichtet wurde." Wenn dem Verfasser dieser Nachweis gelingt, dann wird sein Buch ein bleibendes Verdienst in der historischen Literatur sich erwerben. Vorläufig aber müssen wir mit unserem Urtheil zurückhalten. Denn von den vier Bänden, auf welche das Werk berechnet ist, liegt bis jetzt nur der erste vor, der die Geschichte der puritanischen Revolution bis zum Protestantenmord in Irland und dessen unmittelbaren Folgen führt, und über Cromwells militärische Bedeutung zu sprechen, war in diesem Bande noch wenig Gelegenheit gegeben. lp.

Parzival. Das Lied vom Parzival und vom Gral. Nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann. Mit 3 Facsimiles der St. Gallener Handschrift, 6 Lichtdruckbildern und 67 Illustrationen im Text von Th. Hoffmann, E. von Wörndle u. a. Stuttgart, Paul Neff.

Der Herausgeber dieses hervorragenden Prachtwerkes hat sich durch seine ähnlich ausgestatteten Bearbeitungen des Nibelungen- und Gudrunliedes bereits so genügend bewährt, daß ein derartiges Unternehmen schwerlich von berufeneren Kräften unternommen werden konnte. Wir haben seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, wie gerade eine moderne Umdichtung, denn mit einer solchen haben wir es zu thun, nicht mit einer Uebersetzung der mittelalterlichen Epen, ein Bedürfniß sei, denn mit der Entfernung des Mittelhochdeutschen aus den Gymnasien wird der Kreis derer, die den Urtext lesen, von Jahr zu Jahr kleiner, und die Uebersetzungen, selbst die besten nicht ausgenommen, sind nicht frei von Dingen, die ihre Einführung in Haus und Schule als nicht wünschenswerth erscheinen lassen. Daß Engelmann sich nunmehr an die tiefsinnigste Dichtung des deutschen Mittelalters, vielleicht aller Zeiten und Völker, gewagt hat, war ein kühnes Unternehmen; aber seinem energischen Fleiße, seinem feinen Sinn für dichterischen Wohllaut und geschmackvolle Composition ist es gelungen, auch hier ein genießbares, wir möchten sagen, ein schönes Werk zu schaffen. Er hat seinen Stoff ganz neu angelegt, aus den 16 Büchern Lachmanns sind 32 Abschnitte geworden; der Zusammenhang der Handlung ist dadurch völlig gewonnen; die paarweise gereimten, vierhebigen Verse gleiten wunderbar leicht dahin. Ueber den reichen, bildnerischen Schmuck des Buches läßt sich ebenfalls nur Rühmenswertes sagen; unter den technisch vortrefflich ausgeführten Lichtdruckbildern nach Zeichnungen von E. von Wörndle ist besonders anmuthig das „Anfortas und der Gral" betitelte. Gewiß hat der Dichter seinem Buche die richtige Prophezeihung mitgegeben in den schönen Schlußworten der „Zueignung":

„Auch heute noch, ich sag' es laut,
Manch sinnend Aug in Thränen traut,
Hört es den alten Heldensang
Der die Jahrhunderte durchklang,
Das ewig neue alte Lied,
Das nie aus Menschenherzen schied,
Das Lied von Lieb und Leide
Ihr lernet kennen Beide,
Ihr deutschen Herzen allzumal,
Aufs neu im Lied vom Parzival."

Bei der besonderen Begabung Engelmanns für derartige Umdichtungen möchten wir wünschen, daß er uns bald mit ähnlichen Gaben, etwa dem „armen Heinrich" oder „Tristan und Isolde" beschenkte. fr.

Der Bubenrichter von Mittenwald. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, deutsche Verlagsanstalt.

Die Bewohner der bayerischen Alpen,

welche in der schroffen Abgeschlossenheit ihrer Berge sich ihre Ursprünglichkeit und Eigenart bewahrt haben, boten schon einer Reihe von Autoren dankbaren Stoff zu novellistischer Ausgestaltung, so daß die bayerische Dorfnovelle bereits eine Specialität in der belletristischen Literatur repräsentirt, welche ihre großen Verehrer besitzt. — Zu dieser Gattung gehört auch der Bubenrichter von Mittenwald. Die Erzählung besitzt viele der Vorzüge, welche bei Ganghofer und Stieler so außerordentlich ansprechen: die markige Charakterisirung eines Volksstammes, welcher noch so viele Originale besitzt, die sich unter dem nivellirenden Einfluß des Weltverkehrs in der Ebene, immer mehr verlieren; außerdem die stimmungsvollen Naturschilderungen, die nicht nur ein decoratives Beiwerk sind, sondern gewissermaßen in organischem Zusammenhang mit der Handlung stehen. Aber der Verfasser hat sich in der Person des Helden vergriffen, dieser haltlose hin- und herschwankende, unmännliche Lautenspieler Jakl, vermag uns nicht zu erwärmen und unser Mitgefühl nicht anzuregen, so daß sein Untergang nicht die tragische Wirkung hat, die wohl mit demselben erzielt werden sollte; wir betrachten ihn als die Lösung einer unhaltbaren Situation, der wir theilnahmlos und ungerührt gegenüberstehen. Auch schadet sich der Verfasser durch Weitschweifigkeit. Eine knappere Form würde der Darstellung sehr zum Vortheil gereichen und den Genuß des Lesers an seinen kernigen Gestalten bedeutend erhöhen. mz.

Der stille Theilhaber. Frei dem Englischen der Miß Stuart Phelps nacherzählt von A. v. Schäffer. Hameln. Th. Fuendeling.

Diese Erzählung ist keine Unterhaltungslectüre im landläufigen Sinne, sie repräsentirt ein Genre für sich und zwar ein Genre, für welches wir in der deutschen Belletristik vergeblich nach analogen Erscheinungen suchen. Eine armselig kleine Fabel, kaum ausreichend, eine kleine Novelle auszufüllen, müßte sie bei dem großen Umfange geradezu unerträglich werden, wenn die eingeflochtenen Schilderungen den Leser nicht unwiderstehlich packten und fesselten. Das ganze Elend der Fabrikbevölkerung in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas wird von der Verfasserin in wahrhaft herzbewegender und ergreifender Weise geschildert. Sie versteht es, durch Contraste die Effecte zu steigern, indem sie für den Realismus der Erscheinung oft einen geradezu wunderbar poetischen Ausdruck findet. Einzelne Darstellungen von Scenen in den Arbeits- und Maschinenräumen und auch im Leben dieser unglückseligen Opfer der Industrie erinnern an die Kunst eines Zola im „Germinal", aber während der Franzose die heiklen Dinge mit dem brutalsten Realismus nennt, findet die Engländerin für dieselben den decentesten Ausdruck. Das einzige, was deutsche Leser abstoßen könnte, ist das frömmelnde Element, welches bisweilen das Uebergewicht gewinnt, doch können wir nur den Wunsch aussprechen, daß das Buch viel gelesen werde, namentlich von solchen, in deren Interessenkreis es liegt, wenn auch nicht Abhülfe, doch wenigstens Milderung des Elendes zu schaffen. Was wir hier von Nord-Amerika zu hören bekommen, finden wir leider auch in den Fabrikbezirken Deutschlands. mz.

Der geistliche Tod. Roman von Emil Marriot. Berlin, F. & P. Lehmann.

Emil Marriot schildert in diesem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Roman das Schicksal eines katholischen Priesters, welcher ohne Neigung für seinen Beruf, durch den Willen Anderer zu demselben gedrängt wurde und darum zu Grunde geht. Ohne jede Tendenz, nur vom rein menschlichen Standpunkt erzählt der Verfasser in durchaus schlichter und darum um so ergreifenderer Weise alle Seelenkämpfe jenes unglücklichen Priesters, welcher mit dem besten Willen sich und seinem Gelübde treu zu bleiben, doch nur ein wenig brauchbares Glied in der großen Gemeinschaft der Diener der Kirche ist und als solches in ein ödes, rauhes und armseliges Gebirgsdorf versetzt wird, dessen ungesundes Klima seine Gesundheit untergräbt und ihn der Schwindsucht anheimfallen läßt. Im Großen und Ganzen zieht Emil Marriot wohl gegen jeden Berufszwang als solchen zu Felde; selbstverständlich treten die traurigen Consequenzen bei dem aufgezwungenen geistlichen Beruf mehr hervor als bei jedem anderen, denn dieser verlangt nicht nur die volle Hingabe des ganzen Menschen, sondern zahllose Opfer an Neigungen und Wünschen. mz.

Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen von

Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Die kleinen Skizzen und fragmentarischen Erzählungen sind so weit sie sich um militärische Dinge drehen und Scenen aus dem deutsch-französischen Kriege behandeln, von wahrhaft packendem Realismus, der in Anbetracht der geschilderten Thatsachen auch vollkommen am Platze ist und wirkungsvoll von einem gesunden, erfrischenden Humor gemildert wird. Die übrigen Novelletten enthalten durchgängig Vorstellungen von der Schattenseite des Lebens; ein herzbeklemmender Pessimismus gesellt sich hier zu der naturistischen Schilderung, für welche der Verfasser große Begabung besitzt, die ihn indessen nicht behindert, manchmal auf Abwege zu gerathen, wie in der detaillirten Beschreibung der „Operation". Was wir ihm als Vorzug anrechnen; die Gabe, die eigene düstere Stimmung auf den Leser übertragen zu können, wird ihm andererseits zu einer wohl verdienten Anerkennung nicht förderlich sein; es ist nicht Jedermanns Sache, sich so verdüstern zu lassen und auch wir meinen, daß eine gerechtere Vertheilung von Licht und Schatten mehr ansprechen würde. mz.

Ausgewählte Pariser Briefe. Culturbilder von Max Nordau. Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.)

Auch wenn man mit Nordau nicht immer übereinstimmt, man findet ihn überall anregend und belehrend. Aus diesen beiden Vorzügen, zu denen sich als dritter ein außerordentlich gefälliger Stil gesellt, erklärt es sich, daß seine Schriften einen ungewöhnlich großen Leserkreis gefunden haben. Die Pariser Briefe, welche vor drei Jahren in der Wiener Bibliothek für Ost und West erschienen, liegen bereits in zweiter Auflage vor uns. Man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er keine bloße Wiederholung seines Buches vorlegt, sondern eine vollständige Umarbeitung sich nicht hat verdrießen lassen. Denn die Erscheinung, daß ein Autor gegen seine eigenen Geisteskinder ein strenger Vater ist, tritt in der literarischen Welt äußerst selten ein. Es sind kleine Augenblicksbilder aus dem Pariser Leben und der französischen Literatur, frisch und keck hingeworfen, mehr Skizzen als Ausführungen, aber nichts destoweniger von plastischer Deutlichkeit. Zuweilen wird man den Gesichtswinkel, unter welchem Nordau Personen und Zustände ansieht, als einen zu engen bezeichnen müssen. Das Bild, das Nordau von Liszt entwirft, ist entschieden verzeichnet. Weder den Musiker noch den Menschen Liszt darf man mit dem Maßstabe messen, den Nordau ad hoc construirt. Dagegen stimmen wir — um noch einen anderen vielgenannten Zeitgenossen zu erwähnen — voll und ganz mit dem überein, was über Zola, namentlich über den Zola des „Pot-Bouille", gesagt ist.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. Zweites Tausend. Berlin, Walther & Apolant.

Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Aufzeichnungen nach dem Leben nebst praktischen Vorschlägen als Beitrag zur Frage der Vor- und Ausbildung der akadem. Jugend von einem jüngeren Beamten. Leipzig, Gustav Fock.

Brandeis, J., Sippurim. Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden. Volksausgabe. Herausgegeben, revidirt und geordnet. Prag, Jakob B. Brandeis.

Bruno, C. G., Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Calderon de la Barca, Des Prometheus Götterbildniss. Dramatisches Gedicht. Mit Einleitung, theilweiser Uebersetzung, Anmerkungen und einem metrischen Anhange von Konrad Pasch. Wien, Brockhausen-Bräuer.

Der Aeolsharfenalmanach. Band 2. Herausgegeben im Auftrage des Allgemeinen Deutschen Reimvereins von Hunold Müller von der Havel. Mit Beiträgen von Theophil Ballheim, Carl Blubber, Florentine Böttcher, Heinrich Janke, Theodor Janzen, Johannes Köhnke, Guido von Posewatzky, Emil Zille u. A. Mit Heliogravüre und Holzschnitten. Zweite Auflage. Berlin, Freund & Jeckel.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl von Lützow. Heft I–XI. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Fogazzaro, A., Daniele Cortis. Roman in zwei Bänden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von A. Dulk-Schen. (Engelhorns Allgem. Romanbibliothek IV. Jahrg. Band 13.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Frapan, Ilse, Bescheidene Liebesgeschichten. Hamburger Novellen. Neue Folge. Hamburg, Otto Meissner.

Freiberg, Günther von, Dijon-Rosen. Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Friedlor, August von, Der Liebe Fluch. Tragödie in 5 Akten. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius.

Gedanken zu einer allgemeinen Reichsversicherungsanstalt, zusammengefasst in 10 Paragraphen von einem Deutschen. Berlin, Walther und Apolant.

Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Mit einem Jugendbildnisse des Dichters. Leipzig, C. F. Amelang.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XVI. Grössenwahn. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Gjellerup, Karl, Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit. Dresden, Heinrich Minden.

Gosseck, Hermann. Ein Liebeleben. Dichtung. Hamburg und Leipzig, Kommissionsverlag von J. F. Richter.

Gross, Ferdinand, Lieder aus dem Gebirge. Wien, Carl Konegen.

Holzmann, Michael. Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt. Berlin, Rob. Oppenheim.

Huperz, Th., Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Neuwied, Heusers Verlag.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i./B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.

Kindergartenlaube. Band V. No. 1—3. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube.

Klein, August, Die Zucker-Strontian-Patente dargest. a. d. Gesichtspunkte einer Abänderung der Deutschen Patent-Gesetzgebung nebst Gesetzentwurf mit Begründung. Jena, G. Neuenhahn.

Kniescheck, Joh., Der Streit um die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift. Prag, Selbstverlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Konrad von Würzburg, Otto mit dem Bart. Epos. Uebersetzung in's Neuhochdeutsche nebst begleitendem Text von Ernst Moser. Husum, Christiansen & Bollmann.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 50. 51. München, G. Hirths Verlag.

Kunze, C. F., Ueber die Diät. Neuwied, Heusers Verlag.

Langen, Siegfried Martin. Des Menschen Herz. Gedichte. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Lacroma, Paul Maria. Kleeblätter. Novellen-Sammlung. Görz, F. Wokulat.

Länderkunde des Erdtheils Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 46—48. Leipzig und Prag, G. Freytag und F. Tempsky.

Le Petit, Jules. Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains français du XV. au XVIII. siècle. Ouvrage contenant environ 300 fac-similés de titres des livres décrits. Paris, Maison Quantin.

Mackay, John Henry. Fortgang. Der „Dichtungen" erste Folge. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

— Moderne Stoffe. Zwei Berliner Novellen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten und statistischen Beilagen. Vierte Auflage in zwei Theilen oder 40 Lieferungen zu 30. Pfennig. 1. Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mylius, Otfrid, Grafenkrone und Dornenkrone. Roman. Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rechenberg, Carl Freiherr v., Hausherr und Hausfrau. Lieferung 2. Cassel, Theodor Fischer.

Rudorff, E., Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Ruff, D. J., Die Diabetes-Cur in Karlsbad. Ein Rathgeber für Zuckerkranke. Karlsbad, Rudolf Starke.

Schmidt, Ferdinand. Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Mit zahlreichen Illustrationen etc. 3. Auflage. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Schottky, Ernst. Hannibal. Ein Drama. Zu haben bei: Feller & Gecks, Wiesbaden, und G. Stechert, New-York.

Schwarzkopf, Gustav, Lebenskünstler. Ein Sittenbild. Dresden, Heinrich Minden.

Schwebel, Oscar. Geschichte der Stadt Berlin. Zweite Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Spamers Illustrirtes Conversations-Lexicon für das Volk. Zweite Auflage. 16. Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Steinberg, S., Im Heimathshafen. Erzählung aus dem Leben. Hamburg, Hoffmann & Campes Sortimentsbuchhandlung.

Steiner, P., Offenes Sendschreiben über Weltsprache, Volapük und Pasilingua an den Ausschuss und die Mitglieder des amerikan. philolog. Vereins, und die gesammte amerikanische Nation. Neuwied, Heusers Verlag.

— Zwei Welt-Sprachsysteme. Der Volapük. Die Pasilingua. Neuwied, Heusers Verlag.

Stona, M., Buch der Liebe. Wien, Carl Konegen.

Suphan, Bernhard. Friedrichs des Grossen Schrift über die Deutsche Literatur. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.)

Sudermann, Hermann. Geschwister. Zwei Novellen. Berlin, F. & P. Lehmann.

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Mit einer Farbentafel und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Tiersch, Otto. Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. f. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Rob. Oppenheim.

Türck, Hermann, Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV., No. 10, Band XV., No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogt, Ueber deutsche besonders Neuwieder Familiennamen. Neuwied, Heusers Verlag.

Waldburg, S., Daheim und Unterwegs. Gedichte. Cannstatt, L. Bosheuyers Buchhandlung.

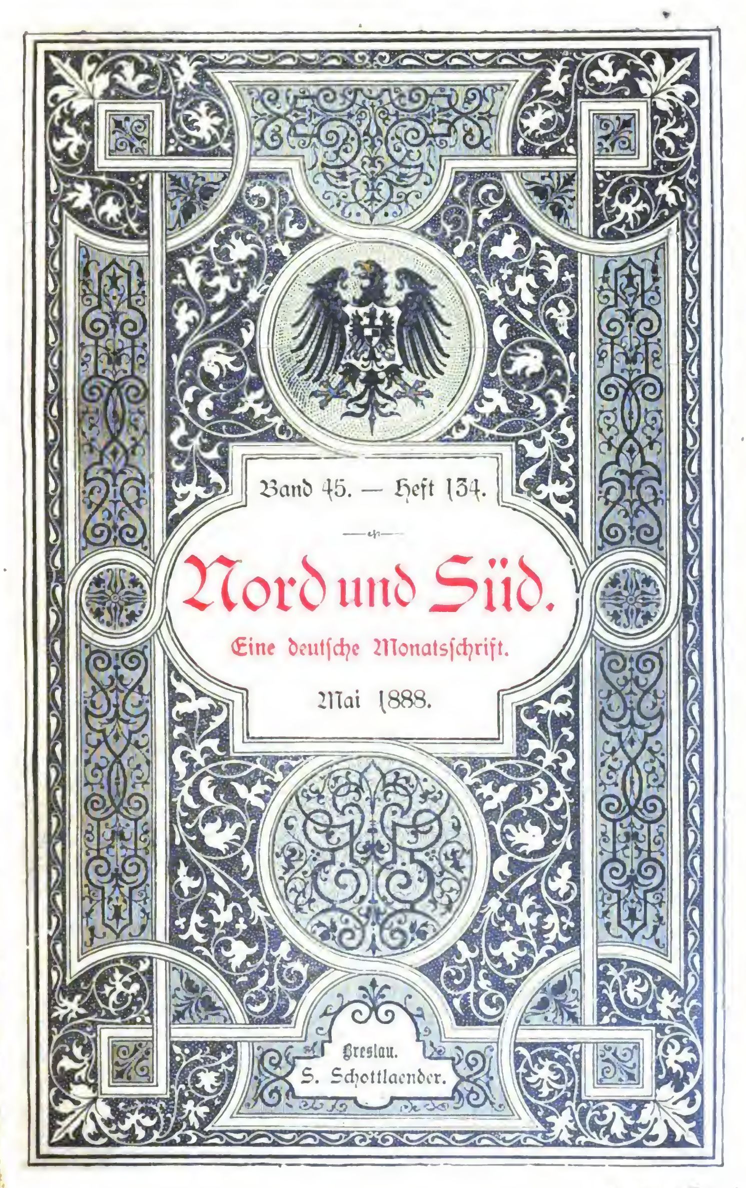
Walcker, Dr. Karl. Handbuch der Nationalökonomie. Erster Band: Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie Zweiter Band: Landwirthschaftspolitik. Dritter Band: Gewerbe- und Handelspolitik. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeschichte. 20. Auflage durchgängig revidirt, verbessert und fortgeführt. Erste Lieferung. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Weber, Mathilde. Aerztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. Zweite durchgesehene Auflage. Preis 50 Pf. Tübingen, Franz Fues.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.


Band 45. — Heft 134.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Mai 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XVI. Grössenwahn. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Gjellerup, Karl, Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit. Dresden, Heinrich Minden.

Gosseck, Hermann. Ein Liebeleben. Dichtung. Hamburg und Leipzig, Kommissionsverlag von J. F. Richter.

Gross, Ferdinand, Lieder aus dem Gebirge. Wien, Carl Konegen.

Holzmann, Michael, Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt. Berlin, Rob. Oppenheim.

Huperz, Th., Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Neuwied, Heusers Verlag.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i./B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.

Kindergartenlaube. Band V. No. 1—3. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube.

Klein, August, Die Zucker-Strontian-Patente dargest. a. d. Gesichtspunkte einer Abänderung der Deutschen Patent-Gesetzgebung nebst Gesetzentwurf mit Begründung. Jena. G. Neuenhahn.

Knieschek, Joh., Der Streit um die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift. Prag, Selbstverlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Konrad von Würzburg, Otto mit dem Bart. Epos. Uebersetzung in's Neuhochdeutsche nebst begleitendem Text von Ernst Moser. Husum, Christiansen & Bollmann.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 50. 51. München, G. Hirths Verlag.

Kunze, C. F., Ueber die Diät. Neuwied, Heusers Verlag.

Langen. Siegfried Martin. Des Menschen Herz. Gedichte. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Lacroma, Paul Maria. Kleeblätter. Novellen-Sammlung. Görz, F. Wokulat.

Länderkunde des Erdtheils Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 46—48. Leipzig und Prag, G. Freytag und F. Tempsky.

Le Petit, Jules. Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains français du XV. au XVIII. siècle. Ouvrage contenant environ 300 fac-similés de titres des livres décrits. Paris, Maison Quantin.

Mackay, John Henry, Fortgang. Der „Dichtungen" erste Folge. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

— Moderne Stoffe. Zwei Berliner Novellen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten und statistischen Beilagen. Vierte Auflage in zwei Theilen oder 40 Lieferungen zu 30. Pfennig. 1. Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mylius, Otfrid, Grafenkrone und Dornenkrone. Roman. Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rechenberg, Carl Freiherr v., Hausherr und Hausfrau. Lieferung 2. Cassel, Theodor Fischer.

Rudorff, E., Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Ruff, D. J., Die Diabetes-Cur in Karlsbad. Ein Rathgeber für Zuckerkranke. Karlsbad, Rudolf Starke.

Schmidt, Ferdinand. Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Mit zahlreichen Illustrationen etc. 3. Auflage. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Schottky, Ernst. Hannibal. Ein Drama. Zu haben bei: Feller & Gecks, Wiesbaden, und G. Stechert, New-York.

Schwarzkopf, Gustav, Lebenskünstler. Ein Sittenbild. Dresden, Heinrich Minden.

Schwebel, Oscar, Geschichte der Stadt Berlin. Zweite Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Spamers Illustrirtes Conversations-Lexicon für das Volk. Zweite Auflage. 16. Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Steinberg, S., Im Heimathshafen. Erzählung aus dem Leben. Hamburg, Hoffmann & Campes Sortimentsbuchhandlung.

Steiner, P., Offenes Sendschreiben über Weltsprache, Volapük und Pasilingua an den Ausschuss und die Mitglieder des amerikan. philolog. Vereins, und die gesammte amerikanische Nation. Neuwied, Heusers Verlag.

— Zwei Welt-Sprachsysteme. Der Volapük. Die Pasilingua. Neuwied, Heusers Verlag.

Stona, M., Buch der Liebe. Wien, Carl Konegen.

Suphan, Bernhard. Friedrichs des Grossen Schrift über die Deutsche Literatur. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.)

Sudermann, Hermann. Geschwister. Zwei Novellen. Berlin, F. & P. Lehmann.

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Mit einer Farbentafel und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Tiersch, Otto, Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. f. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Rob. Oppenheim.

Türck, Hermann, Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV., No. 10, Band XV., No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogt, Ueber deutsche besonders Neuwieder Familiennamen. Neuwied, Heusers Verlag.

Waldburg, S., Daheim und Unterwegs. Gedichte. Cannstatt, L. Bosheuyers Buchhandlung.

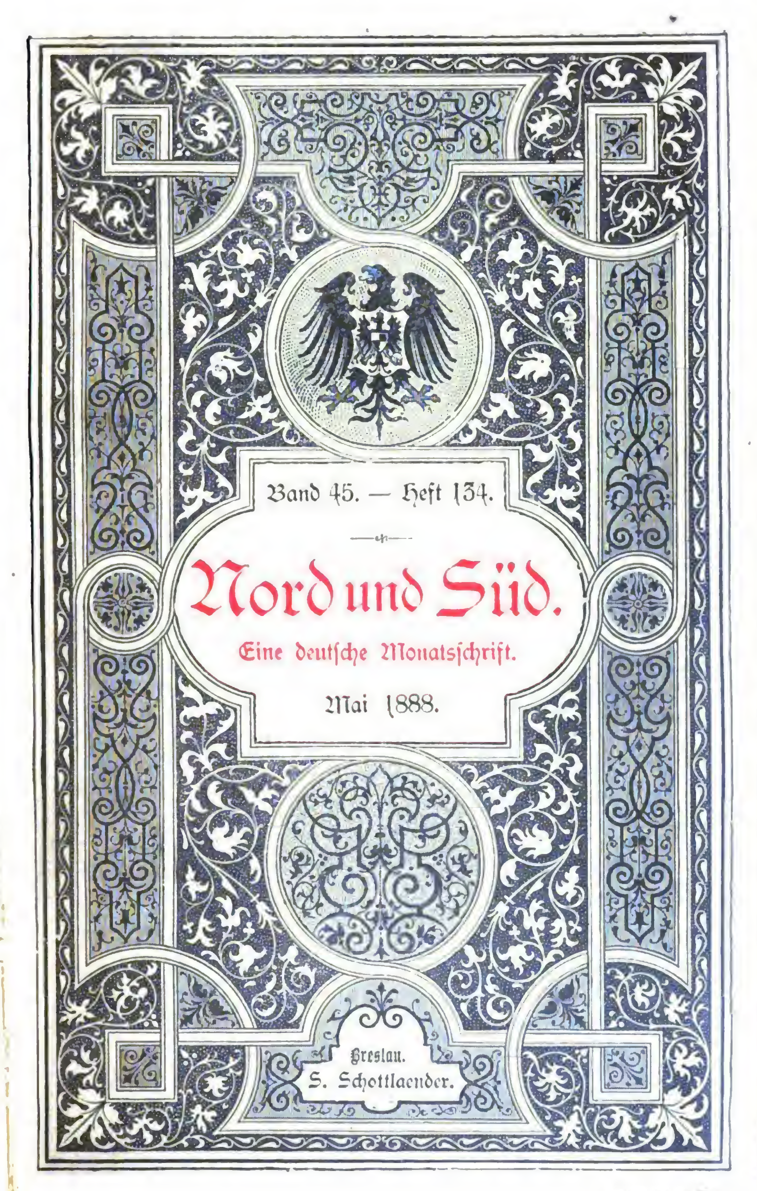
Walcker, Dr. Karl. Handbuch der National-ökonomie. Erster Band: Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie Zweiter Band: Landwirthschaftspolitik. Dritter Band: Gewerbe- und Handelspolitik. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeschichte. 20. Auflage durchgängig revidirt, verbessert und fortgeführt. Erste Lieferung. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Weber, Mathilde. Aerztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. Zweite durchgesehene Auflage. Preis 50 Pf. Tübingen, Franz Fues.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.


Band 45. — Heft 134.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Mai 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Mai 1888.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Daniel Sanders.
Radirung von L. Kühn in München.

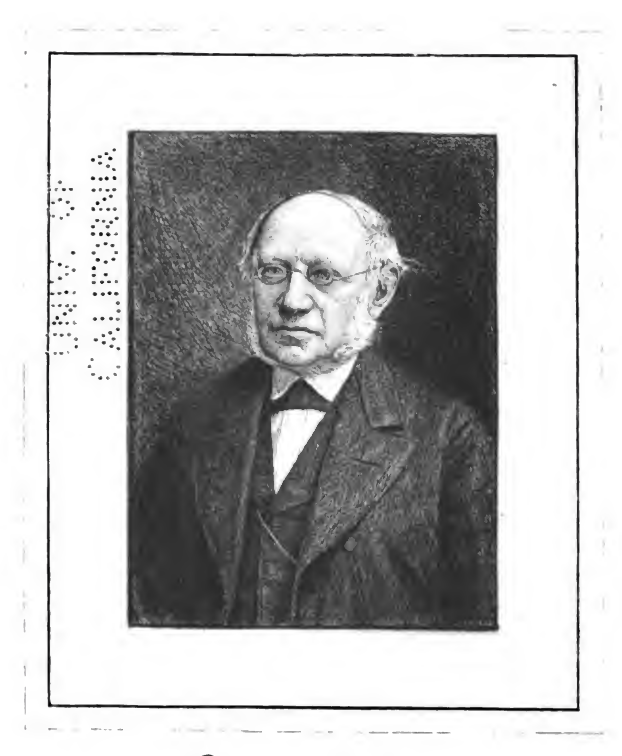
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



Daniel Sanders.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLV. Band. — Mai 1888. — Heft 134.

(Mit einem Portrait in Radirung: Daniel Sanders.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Strandgut.

Von

Hans Hoffmann.

— Berlin. —

I.

Ja, denken Sie bloß, eben telegraphirt mein Mann aus Rügen, die Ueberfahrt nach Stralsund sei unterbrochen des Eises wegen, er kann also zum Fest nicht zu Hause sein, am allerwenigsten heute Abend, ist das nicht ganz abscheulich? Aber was braucht er denn auch jetzt gerade noch eine Geschäftsreise zu unternehmen, wenige Tage vor Weihnachten! So sind die Männer; das Geschäft ist Alles, und die Frau ist nichts. Die Frau kann einsam dasitzen am Weihnachtsabend und sich grämen — es ist trostlos — haben Sie schon einmal einen einsamen Weihnachtsabend verlebt, Herr Wisbeck?"

„Das wohl schon," antwortete der Forstcandidat bescheiden, „zum Beispiel auch heute, indessen bei uns Männern ist das ja natürlich überhaupt etwas Anderes."

Die junge Frau streifte sein Gesicht mit einem ganz eigenthümlichen Blick. Etwas ängstlich, etwas überrascht, etwas verlegen:

„Ach wirklich?" sagte sie mit unsicherer Stimme, „das dachte ich gar nicht. Also Sie reisen nicht zu Ihrer Mutter, aber natürlich, das wäre ja auch zu spät heute."

„Die Mittel erlauben es leider dies Jahr nicht," bemerkte er lächelnd, „auch die weite Entfernung; solchen Luxus muß ich mir schon versagen, bis ich Oberförster bin."

„Ach, darum?" sagte sie ganz mitleidig, „darum einsam am Weihnachtsabend! Das ist auch traurig."

„Das ist's schon. Indessen man lernt eben Manchem entsagen in der Welt."

Seine Stimme zitterte ein wenig, und die hübsche Frau erröthete ein wenig und heftete die Blicke auf den Boden.

„Ja, es ist zu dumm," sagte sie, „daß mein Mann nicht hier ist; ich könnte weinen darüber; wie nett wäre es sonst, wenn Sie —"

Sie erröthete jetzt noch tiefer und lächelte sehr befangen.

„Uebrigens könnten Sie doch ganz gut im Laufe des Nachmittags auf ein Plauderstündchen zu mir heraufkommen," setzte sie etwas hastig hinzu, „Sie sind auch so komisch. Sie sind nicht dagewesen, seit mein Mann fort ist. Grade wo ich mich doppelt langweile; Sie könnten überhaupt manchmal ein bischen höflicher sein gegen alte Jugendfreunde. Na adieu, also — wir wollen sehen, ob Sie noch zu bessern sind!"

Sie reichte ihm lachend die Hand; aber das Lachen kam doch nicht recht frei heraus, es hatte einen seltsam beklommenen Nebenton.

Er stand einige Augenblicke und sah ihrer zierlichen Gestalt fast ängstlich nach. „Röschen!" flüsterte er ganz leise vor sich hin. Dann wandte er sich und ging nachdenklich seiner Wohnung zu.

Er kam eben vom Mittagessen, das in der kleinen Hafenstadt nach alter Landessitte sehr früh eingenommen wurde, demgemäß streckte er sich jetzt auf's Sopha und starrte den blauen Ringen seines Cigarrenrauchs nach.

Er fühlte sich in einer beträchtlich starken und noch stetig wachsenden Aufregung, gemischt aus Sehnsucht, Hoffnung, stiller Beseligung, Begierde, Schwärmerei und einer sonderbaren geheimen Angst. Das Alles erinnerte nur zu merklich an jene längstvergangenen Hochsommertage seiner jungen Leidenschaft, als Frau Consul Grunert noch Röschen Lübke in der Heimat und seine Jugendflamme war, bis es sich ergab, daß aus den herkömmlichen Gründen — er hat nichts, und sie hat nichts — die Sache aussichtslos war und sie von einander schieden mit gebrochenen Herzen, die später jedoch wieder geheilt waren —

Damals! — Und heut! — Einsam am Weihnachtsabend, die arme junge Frau! Und zwar offenkundig durch Schuld ihres Mannes, wenigstens durch dessen Unachtsamkeit. Ob Jener sie denn auch wirklich so aufrichtig liebte, wie er sich anstellte? Doch immerhin, jedenfalls hatte er sie aus Liebe genommen; das litt keinen Zweifel! Aber sie? Uebrigens ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann, gewiß, gewiß, auch gegen den fremd hierher verschlagenen Junggesellen von wahrhaft gütiger Theilnahme; aber — die arme junge Frau einsam am Weihnachtsabend! Wenn nicht er, der treue Jugendfreund —

Die dunkle Angst ergriff ihn heftiger: aber er fand einen heimlich süßen Genuß in dieser räthselhaften Bangigkeit.

Er allein mit ihr im traulichen Stübchen zur Dämmerstunde — und dann unter dem Weihnachtsbaum — und dann — und dann —

Wie entzückend lieblich sie erröthet war!

Ganz wie damals, als sie ihn — ihn allein —

Es klopfte. Der Postbote brachte eine Kiste. Es war die Weihnachtssendung seiner Mutter; er erkannte sie auf den ersten Blick.

Er stellte sie auf den Tisch, ohne sie zu öffnen. Er empfand eine seltsame Scheu vor dem Brief, der darin war. Seine Mutter hatte eine so besondere Art zu schreiben, eine kühle, gesunde Art, die manchmal in zarte Stimmungen eindringen konnte wie ein frischer Windzug in eine berauschende Schwüle. Für träumerische Jugendlieben hatte sie nie das nöthige Verständniß, noch weniger die schuldige Hochachtung besessen. Er fürchtete sich vor dem Briefe.

Er warf sich auf's Sopha zurück und suchte seine Träume wieder. Aber die Kiste störte ihn. Und die räthselhafte Angst!

Er schritt aufgeregt in dem engen Zimmer einige Dutzend Mal auf und ab; dann holte er Hut und Mantel und eilte in's Freie. Er nahm die Richtung geradeswegs nach dem Strande zu.

Es fiel ihm plötzlich auf, daß er diesen Weg seit Wochen nicht mehr gemacht hatte, während er früher doch täglich einmal das Meer begrüßte. Seine Spaziergänge hatten ihn jetzt immer nach der anderen Seite geführt, landeinwärts; wo man an der Waldecke und — richtig! auch an dem Consul Grunert'schen Hause vorüberkam.

Heute zog es ihn an den Strand. Er fühlte ein Bedürfniß nach ganz reiner, ganz kalter Luft und nach vollkommener Einsamkeit.

Beides fand er. Ein eisiger Wind fegte den langen öden Strand hinunter; keine sterbliche Seele war oben von der Düne aus zu erblicken.

Und er fand noch eine Ueberraschung, an die er nicht gedacht hatte: die ganze weite Wasserfläche war mit Eis bedeckt. Ein fremdartiger, fast beklemmender Anblick. Daß der Winter selbst die ruhelosen Ostseewogen bändigen konnte! Der ewige Tummelplatz wild-prächtiger Bewegung war eine starre, leblose Platte geworden. Ein nur bedrückendes Schauspiel; nicht die wildlaunische Trotzgestalt des gefrorenen Wasserfalles, nicht die geheimnißvoll formende Lebenskraft des zähflüssigen Gletschers, nicht das Riesenspiel aufgethürmter Eisgebirge, sondern eine plumpe, gestaltlose Fläche, keine gebändigte, sondern erstickte Kraft, aber auch nicht der leuchtende Spiegel eines sanft überglasten Landsees, sondern wüstes Zeug zusammengefegter, frostgeleimter Schollen, stumpf und holprig, ein Riesenkirchhof erstickter Meereswogen, aneinandergequetscht wie die armen Leichen eines ungeheueren Schlachtfeldes. Eine mürrische, trostlose Wüste, als sei ein Fluch über das graue Meer gesprochen, der seine lebendigen Kinder, die Wellen, erstarrt darniederstreckte um ihrer Sünden willen.

Um ihrer Sünden willen.

Und eine mürrische Wüste war die endlose, bleiche Linie des Strandes zwischen Düne und Fluth. Langgezerrte Striche weißen Reifes schnitten über

den blaßgelben Sand, Reif hing an den dürren Halmen des Strandhafers, Reif wie ein trüber Hauch an den Wipfeln der armseligen Kiefern über der Düne.

Eine häßliche Wüste ohne Sonnenglühen und Sonnenglanz. Grauverhangener Himmel, rauhe, feuchtfröstelnde Luft. Kein anderes Leben in endlose Länge als Schaaren von Dohlen im Sande hockend in schwarzen Zügen wie ein verdrießliches Leichengefolge. Und der Wind fegte unter der Düne hin und trieb den schweren Sand langrollend über den Boden und vermochte ihn nicht in die freie Luft zu erheben — verflucht am Boden zu kriechen sein Lebenlang, um seiner Sünden willen.

Erschauernden Herzens stieg der einsame Wanderer von der Düne hinab bis an den Rand des Eises. Wo sonst der muntere Schaum der Brandung sprudelnd an dem schrägen Sande auf und nieder spielt, da schied jetzt ein fußhoher schmaler Schneewall Land und Meer; weißschimmernd verlief er in's Unendliche. Auch der Schaum selbst, das flüchtigste und lockerste, das körperloseste Wesen, war mitten im spritzenden Fluge erstarrt und seine Tröpfchen zu schweren Flocken erstarrt und niedergesunken. Tod und Erstarrung überall.

Doch indem er stand und trübe staunte, vernahm sein Ohr ein seltsames, scharftöniges Rauschen der weiten Eisdecke zu seinen Füßen, ein mächtig gehäuftes Knistern und Knirschen, Zischen und Rascheln, wie ein unheimlich unsichtbares Reiben, als ob all die tausend und abertausend Schollen unter sich einen stummen, ingrimmig verbissenen Todkampf ausföchten, einander anfletschend und gierig benagend. Und als auch sein Auge aufmerksamer forschte, sah er die plumpe Decke in schweren, niedrigen, lang hingezogenen Wellenlinien sich langsam heben und senken; eine lange, zähe Woge nach der anderen schwellte und bog die gefugte Masse, ohne sie zu lösen oder zu brechen. Die geknebelte Fluth schien in röchelnder Noth mühselig nach Athem zu ringen.

Das Meer kann nicht sterben; es ist nur gefesselt und zu ewigem Leben verdammt wie Prometheus um seiner Sünden willen. Und die Töchter des Oceans stöhnen mit ihm dumpf um seine Noth und knirschen heimlich auf wider die strenge waltenden Götter.

Hastiger schritt der Wanderer am Ufer entlang durch die menschenleere Oede. Unter seinen Schritten krachte es von zerbrechenden Muscheln; hier und dort lag halb in den Sand gewühlt ein schweres Stück Holz, eine schwarze Planke; die letzten armen Trümmer eines zerschmetterten Schiffes; eine schwache Sündenspur des unbarmherzigen Meeres.

Plötzlich kam ein Krähenschwarm von der Düne herabgerauscht, alle auf einen Punkt des Eises gerichtet; aber mit verdrießlichem Gekreisch kehrten sie um und zerstreuten sich. Zwischen die Schollen geklemmt steckte dort im Eise etwas Schwarzes, das sie wohl irrthümlich für eine Beute gehalten hatten; ein verkohltes Holz vielleicht — nein, eine Flasche, den Hals emporgerichtet. Ein spielender Knabe mochte sie auf's Eis geworfen haben.

Er schritt weiter. Der Druck wich nicht von seiner Seele. Noch fühlte er das Nahen der Sünde um seine Seele wittern. Er wußte, was kommen würde, wenn er den goldenen Flug der Träume noch einmal sich nahen ließe. Und dann — und dann — was war ihm dann vorbereitet um seiner Sünden willen?

Er schritt weiter. Er wollte sich sättigen mit Einsamkeit, mit winterlicher Wüstenstimmung. Er wollte die warmduftigen Träume mit grimmiger Gewalt in sich ertödten.

Jetzt ging etwas in den Lüften vor, er fühlte es; ein scharfer Wechsel. Ein Wirbelwind erhob sich jäh und jagte den schweren müden Sand wüthend im Kreise herum. In den Kiefern auf der Düne knarrte und stöhnte es; die Dohlen flogen krächzend in Schwärmen auf.

Es war bald zu merken, daß sich der Wind gedreht hatte: frischer, mit reinerem Hauch kam er von Nordosten her über die See. Und in kurzer Frist zeigte sich die Wirkung der neuen Kraft. Die Eismasse knirschte lauter und schärfer, die zähen Wellenringe hoben sich höher; bald auch ein Krachen und Brechen, polternde, rollende, donnernde Töne; ein Schwanken und Bäumen der Schollen.

Und plötzlich da reißt die festgekeilte Masse in langer Linie dröhnend auseinander, eine mächtige Woge zischt durch die Lücke: und überall nun fahren sie jählings empor, die weißlockigen Schaumköpfe, schütteln jauchzend den unbändigen Nacken, toben, balgen sich, brausen und brüllen; allüberall reißt es und knattert und knallt; wie in wahnsinniger Angst wirbeln die aufgestörten Schollen umher, fahren widereinander und zerstoßen sich die Köpfe wie eine rasend gewordene Herde, in welche der Wolf eingebrochen ist, und die weißmähnigen Wölfe hetzen die unselige Herde in unersättlicher Mordlust, und immer dreistere, immer gewaltigere Mörder kommen vom hohen Meere her herangeschossen, und immer schrecklicher splittern und mahlen die Schollen; und zuletzt wird eine nach der andern von den hemdärmeligen Henkern abgeschleppt, noch einmal dicht vor dem Strande wild emporgerissen und dann auf die hartgefrorene Schlachtbank niedergeklatscht, daß das zermürbte, zermahlene Eis sich in wirren Trümmern auf dem Sande emporthürmt und in dicken Lagen sich übereinanderschiebt.

Mit verstörender Schnelligkeit ist die riesenhafte Decke zertrümmert, zerstäubt; entschwunden wie ein drückender Traum; und ungehemmt über die herrliche Weite rauschen in langen Heeressäulen die siegdonnernden Ostseewogen.

Tief auf athmete der Wanderer und sog begierig den Hauch des stürmisch erwachten Meeres; er ahnte daraus sich selber Befreiung von schwülen Träumen.

Er kehrte um und schritt seinen Weg zurück. Es begann nun leise zu dunkeln. Als er über eine weit vorgesprengte Scholle stieg, traf sein Fuß klingend an etwas Hartes; es war die Flasche, die er vor Kurzem

weit draußen im Eise steckend gesehen. Er wollte sie bei Seite schleudern, als er es weißlich in dem grünen Glase schimmern sah. Er hob sie auf und hielt sie gegen den Abendhimmel: ein zerknittertes Papier war zu erkennen, sie war fest verkorkt.

Eine schmerzliche Ahnung stieg in ihm auf: vielleicht der letzte Todesgruß eines gesunkenen Schiffes. Auch ein Strandgut — von welchem Werthe für ihn, dem es hier zu eigen fiel?

Er zerschlug die Flasche und sah seine Ahnung bestätigt: er fand ein ganz zerknittertes Schriftstück, mehrere Briefbogen stark, offenbar mit wirrer Hast im allerletzten Augenblick hineingestopft; es war ein jählings abgebrochenes Schreiben, der noch darunter gesetzte Namenszug völlig unleserlich. Das Unglück mußte mit ungeheurer Schnelligkeit hereingebrochen sein. Wahrscheinlich ein Zusammenstoß. Vielleicht zwei Schiffe zugleich vernichtet.

Beschleunigten Schrittes eilte er der Stadt und seinem Hause zu. Dort angekommen, glättete er die Bogen nach Möglichkeit und las beklommenen Herzens, bald mit Thränen das letzte Lebenszeichen eines wildfremden und unbekannten Menschen.

Er blieb einsam an diesem Weihnachtsabend; die Träume waren verflogen. Das Strandgut ward ihm zu einer gnädigen Gabe des unbarmherzigen Meeres; er lernte schaudern vor dem Gedanken, sich zwischen einen entfernten Gatten und sein Weib zu drängen.

Das namenlose Schreiben lautete:

Am Bord des Wladimir, am 10. December.

Mein liebes, süßes Weib!

Der letzte Schritt ist gethan, der Schritt, der endlich zur Heimat führt. Unwiderruflich! Unerbittlich! Vierundzwanzig Stunden nach Empfang des Gegenwärtigen wirst Du Deinen Gatten in Person empfangen müssen, ohne Gnade. Und dann wird es Deine erhabene Aufgabe sein, durch die Wundermacht der kgl. preußischen Cultur den sibirischen Polarbären langsam wieder zum Menschen umzuschaffen. Denn wahrlich, es will etwas sagen, zwei Jahre lang ausschließlich den Umgang mit Robben oder höchst robbenähnlichen Menschengebilden zu genießen — und das, nachdem man kaum einige Wochen lang dem bildenden Einfluß eines jungen Ehegemahls sich unterzogen! Nie seit den Tagen des verstorbenen Odysseus ist ein Schicksal grausamer gewesen. Und dies Schicksal soll man obendrein ein selbsterwähltes nennen müssen? Aber war denn das beklagte Loos des Odysseus, sich von dem Weibe seiner Jugend zu trennen, ein minder selbst erwähltes? Wer zwang ihn denn, seinen Eid zu halten und das Glück der Liebe hinzugeben um seiner Ehre willen? Und wer zwang mich, den Eid, den ich meiner hohen, himmlischen Göttin gethan, so scheußlich gewissenhaft zu halten?

O meine Liebe, Liebste, Allerliebste, jetzt endlich darf ich Dir's bekennen, wie grausam, grausam, grausam schwer mir dazumal der Abschied geworden ist, der Abschied von Dir und von allem Heil der Welt. Damals — o glaube mir, hätte ich damals nicht den grimmigen Schmerz in die allertiefste Brust zurückgepreßt, niemals würde ich ihn ertragen, nie die arctischen Meere gesehen haben: ich wäre erfunden worden als ein ungetreuer Knecht meiner Wissenschaft, der ich dienen soll. Denn es ist nicht wahr, daß Worte und Thränen den Schmerz erleichtern: nein, sie steigern ihn gewaltsam, indem sie ihn in's grelle Licht des Vollbewußtseins zerren. Nur wer den Schmerz mit Riesenkraft in sich zurückpreßt, überwindet ihn; wer ihm freien Lauf läßt, wird von ihm mit fortgerissen, wird sein Unterthan. Hätte ich je auch nur dem Papier die endlos dumpfe Qual meiner Sehnsucht anvertraut, sie wäre emporgeprasselt als verzehrende Flamme oder hätte mich jäh zurückgerissen von meiner Ehre und meiner Pflicht. Das Schweigen war mir der Morphiumrausch, durch den ich den zuckenden Gram in Dumpfheit einhüllte.

Aber nun, dem Himmel sei Dank, den Göttern sei Dank, nun mag sie aufflammen, meine Sehnsucht, nun mag ihr die Zunge gelöst sein, denn jetzt ist sie mit all ihrer stürmenden Wucht nicht mehr Qual allein, sondern in Einem zugleich unnennbar selige Freude. O süße Qual, die Stunden zu zählen! Die Minuten! Die Umdrehungen der Schraube, die mich vorwärts stößt mit köstlicher Unaufhaltsamkeit! Gesegnet sei die herrliche Kraft unseres Dampfes, den wir mit Stolz den eigensten Sohn unseres Jahrhunderts nennen, unser großer Bruder, der unser Herr und König geworden ist. Gesegnet sei er, der auch die ungeheuren Tyrannen des Menschengeschlechts, den klebrigen Raum und die gefräßige Zeit brausend überwindet. Mit welcher Wonne sehe ich die Eisenglieder der Maschine sich wälzen, höre ich ihr Zischen und Schnauben und Keuchen: ist doch kein Ton, kein Schlag verloren für mein Glück, denn jeder Schlag, jeder Ton bringt mich meinem Ziele um eine liebe Secunde näher. Eben noch waren es runde vierundzwanzig Stunden, und jetzt schon — o ich Glücklicher! Denke doch! — sinds nur noch 23 Stunden 35 Minuten und 17 Secunden! Und nun schon wieder eine Reihe von Secunden der Sehnsucht weniger. Wie köstlich klein ist unsere gute, liebe, heimathliche, unschuldige Ostsee!

Ich war eben am Bord um auszuschauen, ob nicht doch vielleicht wider alles Erwarten der Leuchthurm von Swinemünde schon sichtbar ist. Nein, doch nicht. — Und doch vielleicht. Es ist ja Nebel; wer weiß, ob ohne den der Leuchtthurm nicht dennoch zu sehen wäre. Es geschieht ja soviel Unerwartetes, Unwahrscheinliches, ja ganz Unmögliches in unserer wunderschönen Welt! Was schien mir denn vor wenigen Wochen noch unmöglicher als die Möglichkeit, daß ich jemals wieder in Deinen geliebten Armen ruhen könnte!

Mir mitten im Eise des arctischen Weltmeeres! Und doch, die Zeit ist da; es naht mit Flügeln, das himmlische Glück. Es giebt nichts Unmögliches — warum sollte es der verfrühte Anblick eines Leuchtthurms sein?

Unsere liebe, unschuldige, ehrliche Ostsee! Wenn ich an die überstandenen Schauer der sibirischen Meere denke, kommt sie mir fast so harmlos vor wie unsere traulichen Havelseen. Wie friedlich ihre zarten Wellen gehen! Wie sanft sie rauschen, ein freundlicher Wiegengesang. Und diese Winterluft, die weiche, milde, ich athme sie ein wie Ihr daheim den ersten holden Frühlingshauch an den Ufern der Havel. Freilich hast Du mich auch zu denken in den dick unförmlichsten Pelz gehüllt, den Deine Phantasie in den düstersten Nachtstunden sich ersinnen könnte! O Himmel, ehe Du mich da herausgeschält hast!

Es ist eine ganz entzückende Winternacht. Hier zu Lande (oder zu Meere) freilich nennt man es Nebelwetter: aber Du lieber Gott, was wissen die guten Ostseeleute von Nebel! Ich bitte einen Menschen, das soll Nebel sein! Das ist ein zarter Dunst, ein reizend beweglicher Schleier, ein kosendes Necken anmuthiger Luftgeister.

Auf Steinwurfsweite sehe ich rings um das Schiff die ruhigen Wellen ziehen, und dann erst verliert sich der Blick in geheimnißvoll wallende, silberfarbene, mondburchglimmerte Leere. Welcher Ausblick könnte schöner sein für meine suchende Sehnsucht? Ein unbeschreiblicher Friede liegt in diesem engbegrenzten Bilde. Was wäre es, wenn ich den freien Blick hätte über die öde Unendlichkeit der gleichmäßig abschwellenden, langweiligen Wogen und wüßte immer und immer: auf so viele trübselige Meilen hin hast Du immer noch keine Hoffnung, den geliebten Strand der Heimat zu berühren! Der freie Blick in's Unendliche tödtet die Träume oder raubt ihnen die Wärme der traulichen Nähe.

Wie anders bei diesem süßtraulichen Nebelgeriesel! Was hindert mich zu hoffen, daß hundert Schritte von hier das nackte Meer ein Ende nehme, sich mit dem weichen Dünenstrande umkleide? Was hindert mich noch kühner zu träumen? Braucht es denn ein Meer dazu, diese stillen, spielenden Wellen zu werfen? Warum soll es nicht unser heimischer Havelsee sein? Und ich sehe es vor mir, das liebe Waldgewässer mit seinem weiten, weichen Blau und den Buchten, die sich wie lockende Räthsel in träumerische Winkel verlieren . . . Ja, es ist nur der hoffnungsreiche Morgennebel, der mir die langen Nadelwälder auf den Hügeln für den Augenblick noch verbirgt und die große Kuppel und all die festliche Herrlichkeit der Schlösser und Königsgärten und die einsame Säulenkirche am Wasser — und abseits von all der Herrlichkeit, klein und still, und doch das Herrlichste von Allem, das weiße Haus am See — eine Freitreppe führt vom Garten hinauf, weinum-

rankt — tausend Rosen blühen, und die letzte Nachtigall singt im Hollunderbusch — mein Boot ist heimlich gelandet — und siehe, da theilt sich der leichtflüssige Nebel, die Morgensonne quillt hindurch, und ihr erster Strahl fällt auf die Stufen der weißen Treppe: und dort oben zwischen den Säulen der Veranda steht eine süße Gestalt, eine lichtstrahlende Göttin — nein, keine Göttin, sondern ein lächelndes, erröthendes Weib mit dunkeln, sehnsuchtsvollen Augen und mit den schelmischen Lippen eines Kindes, wenn es fragt: „Was hast Du mir mitgebracht?" Und ein Mann liegt zu ihren Füßen, liegt in ihren Armen und antwortet verschämt: „Leider garnichts, Liebste, als mich selbst, nicht einmal einen Kuchen, nicht einmal eine Eistorte, die doch am Nordpol so wohlfeil herzustellen ist — aber ich habe diese schöne Pflicht vergessen, ich hatte gar zu große Eile, heimzukommen!" Und dieser kindische Mann bin ich, und Du blickst auf zu dem kindischen Manne und lachst und weinst und ziehst ihn mit Dir in's Haus, in ein kleines Gemach, das er kennt, von dem er zwei Jahre lang jede Nacht mit Schmerzen träumte — es sind köstliche Teppiche darin und zwei wunderweiche Polsterstühle stehen dicht nebeneinander, daß es aussieht, als steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten und kicherten — und sonst noch eine Kleinigkeit; und ein feiner Duft durchzieht das Gemach, sanft berauschend, und derselbe Duft haucht süß aus Deinem weichen Haar; und auf dem Schreibtischchen stehen zwei kleine Bilder, auch dicht nebeneinander, aber doch leider nicht nahe genug um zu kichern und zu flüstern — und noch jene Kleinigkeit: aber anblicken können sie sich sehnend und hoffend und träumend — Allgütiger Vater im Himmel, welche Glückseligkeit kannst Du Deinen Kindern gönnen!

Wie prachtvoll der Schaum um den Bug des Schiffes spritzt! Wie wundervoll mein wackerer Dampfer die Wogen und den Nebel theilt! Und wieviel lange Minuten sind nun wieder vergangen!

Selbst die stürmende Kraft meiner Sehnsucht hat sich gesänftigt im Anblick des ruhig wallenden Mondlichts. Ich wandere behaglich die Länge des Schiffes auf und ab; es ist, als habe ein guter Meergeist rund um das Schiff herum ein sicheres Nest gebaut aus weichem Nebel, mich und mein Glück darinnen zu bergen; mitten durch das friedliche Nest aber wandern die stillen Wellen, und jede Welle bedeutet eine verronnene Secunde, jede spült eine Schranke hinweg zwischen mir und meinem Glück —

Doch ich bin ja schon so namenlos, so unausdenkbar glücklich, es kann ja gar nichts mehr darüber geben — wer weiß denn, wer kann denn ermessen, was schöner ist im Leben, die Wahrheit oder der Traum? Nein, nein! Verzeih' mir, Geliebteste, das ist Lästerung! Die Wahrheit muß doch noch hundertfach schöner sein. Aber weil ich diese goldene Wirklichkeit in so sicherer Ruhe mir aufbewahrt weiß, eben darum ist

doch vielleicht der Traum noch schöner, weil er das Höchste noch vor sich hat — ein letztes süßes Ausruhen hart unter dem lichtstrahlenden Gipfel —

Mögen die Nebel sich dichter spinnen, was thut's? Mögen sie sich ballen zu verschlossenen, schweren Massen, mögen sie auch die nächsten Wellen zu meinen Füßen dem Blick verhüllen: die Secunden rinnen doch, und der Traum spielt nur um so freier.

Wie wunderbar, daß mir nicht die leiseste Sorge kommt, es könnte doch, es könnte noch jetzt etwas Ungeheures dazwischen treten, es könnte der Neid der Götter — nein, nein, auch das ist Lästerung, es giebt keinen neidischen Gott, es giebt nicht einmal in eines Menschen Brust einen so giftigen Neid, mir dies endloslang entbehrte Glück zu mißgönnen! — Nein, ich vermag keine Sorge zu hegen, ich vermag sie nicht einmal zu begreifen. Das Glück der vollkommenen Hoffnung hat meine Seele so fest umsponnen wie der Nebel das Schiff: es gibt keine so schreckliche Täuschung in dieser schönen Welt! O Süße, wer kann denn auch nur begreifen, wie glücklich ich bin?

Ich sehe die Wellen nicht mehr, aber ich höre ihr Murmeln und Plätschern, ihr Rieseln und Rauschen; ich höre das Wiegenlied; und mitten durch die Nebeldünste dringt noch immer leise des Mondes freundlicher Schimmer — und da ist es mir fast, als sehe ich Dein liebes Gesicht halb schelmisch hinter einen Vorhang auf mich herniederlauschen! es ist das Schimmern der letzten Seligkeit hinter einer durchsichtigen Wolke —

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!

Ja wohl, es wäre eine Thorheit gewesen, Dich um dies Vorgefühl betrügen, Dich plump überraschen zu wollen. Eben deshalb sende ich diesen Brief vorauf: vierundzwanzig Stunden muß ich Dir gönnen, Dich auf das nahende Verhängniß vorzubereiten! Wenn ich's nur aushalte, das freiwillige Warten! Zwei Jahre lang ein Mann zu sein, ist nicht zu leicht, aber es auch den letzten Tag hindurch zu bleiben, das ist fast übermenschlich schwer!

Der Nebel scheint sich wieder leise zu lösen, ich sah einige Wellen vorübertänzeln — o ihr bieder gemüthlichen Ostseewellchen!

Dabei fällt mir ein, Du arme Hausfrau mußt doch auch Zeit haben, eine Mahlzeit herzurichten, würdig des Tages! Du rufst Dir mein Leibgericht in's Gedächtniß zurück? Ja, meine Kluge, der Geschmack kann sich aber ändern! Darf ich Dir etwas vorschlagen? Eine gute Walfischleber in Robbenthran gebraten ist ein köstliches Gericht und reicht gewöhnlich für zwei Personen aus — o meine Süße, das soll ein Festmahl werden! Wir sitzen natürlich in Deinem Eckstübchen, dicht am Kamin, auf den beiden Polsterstühlen, wir flüstern und kichern und

(Der unleserliche Namenszug.)

II.

Es war eine glänzend klare Januarnacht, so vollkommen windstill, daß sich die starke Kälte kaum fühlbar machte. Der Mond stand hoch am Himmel und goß sein Licht über einen weiten Seespiegel, den waldiges Hügelufer in schöngeschwungenen Linien begrenzte; mehrere schmalere Buchten zweigten sich ab und verloren sich fern in dämmerige Waldwinkel. Weißschimmernde Häuser und gethürmte Schlösser waren zahlreich in Abständen über die Ufer zerstreut; aus einigen Fenstern strahlte röthliches Licht, die meisten aber waren einzig durch den ungewissen Schein des Mondes erhellt.

Wer sich auf den Wandel der Sterne verstand, der wußte, daß es noch früh am Abend war; und doch war es ganz menschenleer auf der großen Eisfläche und soweit man die bewohnten Gestade überschauen konnte, eine feierliche Einsamkeit. Und wo ein Ton durch die Stille drang, da kam er nicht von Menschen, sondern von den großen Gewalten der Natur, das Donnern des Eises im Frost oder das seltsame Schluchzen oder Stöhnen des Wassers unter dem Eise. Das Eis war so glatt und klar, daß es auch aus geringer Entfernung wie offenes Wasser schien, in dessen regungsloser Fluth der Mond sich ruhend spiegelte. Ueber den weiten Wäldern lag ein zarter Hauch von schimmerndem Reif und ein Duft zugleich des feinsten Nebels; die Landschaft glänzte wie ein schlummerndes Weib im Silberbrautschmuck.

An einer stilleren Bucht lag ein Gartenhaus, ein zierlicher Bau mit einer kleinen Säulenvorhalle über der Freitreppe, von fern fast einem griechischen Tempelchen gleichend in seiner festlichen Heiterkeit. Der Garten stieg langsam gegen das Wasser hinab, reich an Bäumen und Buschwerk, deren silberweißes Gezweig vom Mondlicht überrieselt war. Die Gänge dazwischen führten in tiefes Dunkel, über dem die weißen Säulen voll aufglänzten; auf dem bereiften Giebel glitzerten tausend bewegliche Funken. Hohe Birken spreizten das kunstvolle Flechtwerk ihrer tausend zarten Zweiglein gegen den lichten Schein des Mondhimmels; lange Rankengewinde schwangen sich in reizendem Bogen von Baum zu Baum, wie ein freudiger Festschmuck. Eine unendliche Stille lag über Haus und Garten.

Zwischen den Säulen hervor trat eine weibliche Gestalt, stieg langsam die Treppe hinab und wandelte zwischen den silbernen Büschen hin bis an den Rand des Wassers. Einige Stufen führten auf's Eis; mit einem ruhigen Griff legte die Frau Schlittschuhe an ihre Sohlen und schwebte über die schimmernde Fläche dahin. In den anmuthigsten Schwingungen wiegte sie sich und glitt mit vogelhafter Schnelligkeit auf den See hinaus, Eine dunkle Pelzjacke schmiegte sich fest an ihren schlanken Wuchs, ihr Gesicht umrahmte und verhüllte größerentheils ein dunkelrothes feines Tuch, dessen Enden leicht wie Wimpel hinter ihr her flatterten. Von Weitem

sah es aus, als ob sie mit jedem Zuge dem offenen Wasser entgegeneile, oder schon darüber schwebe wie ein auf der Luft ruhender Vogel oder wie in einer unsichtbaren Wolke schwimmend. Ein Mann, der sie vom Lande her erblickte, machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, sie zurückzuhalten. Immer vor ihr glänzte der Mond aus dem dunkeln Spiegel. Aber sie schwand weiter und weiter nach der Mitte hinaus, wo die Bucht sich mit verbreiterter Fluth dem großen See entgegenstreckte.

An der Waldecke stand ein Kirchlein mit einem Säulenumgang und einem abgesonderten Glockenthurm; umbiegend erblickte sie es und sah, daß es im Innern erleuchtet war; rothes Licht quoll aus den schmalen Rundfenstern greller heraus in die stille silberne Nacht, und von unten her aus dem blanken Eise kam ein fast ungetrübtes Spiegelbild herauf.

Wie ein Schreck überlief es sie, und sie wandte sich wieder mehr abseits auf die Weite des Sees hinaus. Dort ihrem Auge gegenüber schritt eine prächtige Bogenbrücke feierlich über die Einengung einer anderen Bucht, und über der Brücke erhob sich fern und doch in gewaltigem, dunkelm Rund eine wunderschöne Kuppel, an den Rändern scharf wie von flüssigen Silberstreifen umflimmert.

Sie erschrak zum anderen Mal und drängte flüchtiger hinaus; jetzt gerade über der Mitte der weitesten Wasserfülle, und jetzt schon nahe dem anderen Ufer, dessen schwärzliche Waldhöhe sich mondlos vor ihr aufhob.

Dort gab es eine langgestreckte Insel, düster, waldig und einsam, nur durch ein schmaleres Nebengewässer vom Ufer getrennt. In dieser geschlossenen Seeenge, in deren Schatten der Mondschein nur matter dämmernd eindrang, glitt ein Mann langsam auf und nieder, gleichfalls mit Schlittschuhen, die Eisfläche in stolzen Bogen durchschneidend. Die Frau rief ihn leise an, und er kam mit freudiger Antwort auf sie zugeflogen. Es war ein hochgewachsener Mann, kräftig, die Haltung frei, das Antlitz schön, kühn, lächelnd, von blondem Bart und Haupthaar üppig umrahmt. Er kam und wollte sie in seine Arme schließen.

Sie aber wehrte ihm hastig mit beiden Händen und flüsterte:

„Rühre mich nicht an, Georg, heute nicht, ich bitte Dich, heute nicht!"

Er stand verwundert und etwas erschrocken vor ihr still.

„Um Gotteswillen," fragte er, „was ist Dir? Du bist blaß. Was ist geschehen? Und wozu dieses wunderliche Stelldichein? Warum durfte ich heute nicht zu Dir kommen? Ist etwa gar Dein Mann schon —?"

Sie seufzte tief auf und richtete ihre dunkeln Augen schmerzlich ins Leere.

„Mein Mann," sagte sie dumpf, „ich habe eine furchtbare Ahnung —"

„Ahnungen, süße Edith? Leidest Du auch daran?" lächelte er.

„Nein, also keine Ahnung, sondern etwas Schlimmeres: eine fast sichere Vermuthung."

„Doch wohl nur die ausgebliebenen Briefe?" warf er gleichgültig ein, „Aber wie oft schon sind die ausgeblieben und schon viel längere Zeit.

Ein wahres Wunder, wenn nicht täglich ein Brief aus dem Postamt Nordpol kommt."

„Aber er ist doch längst auf der Heimreise, Georg. Das Schiff war a gelandet."

„Nun ja, einige tausend Meilchen von hier hinten in Sibirien; das ist immer noch ein ganz ausgiebiger Spaziergang bis zu den ersten Vorstadthäusern Europas, geschweige denn bis zu unserem glücklichen Culturbrennpunkt."

„Nicht so weit, daß er nicht seit Wochen hier sein müßte oder doch ein erklärender Brief."

„Und nun fürchtest Du, er könnte eines schönen Abends ungemeldet und ohne Erlaubniß über Deine Schwelle treten und daselbst eine Entdeckung machen — hm — o süße Thörin!"

„Georg, ich bitte Dich, nicht diesen häßlichen Spott; heute wenigstens ertrage ich ihn nicht. Sieh, wenn es das wäre, würde ich ja sagen: Komm, laß uns fliehen! Mag gleich geschehen, was doch einmal geschehen muß, ob es nun Glück oder Unheil bringt. Aber es ist etwas Anderes, Schlimmeres."

„Nun, Liebste, dann beichte," sagte er ruhig, fast kühl, indem er ihre Hand ergriff und mit ihr langsam auf und nieder glitt.

„Ich las in der Zeitung," entgegnete sie rasch, „daß der Dampfer Wladimir, welcher am 8. December Abends von Helsingfors in See gegangen und bisher weder in Stettin noch in einem anderen Ostseehafen angekommen ist, nunmehr amtlich für verschollen erklärt wird. Man vermuthet einen Zusammenstoß mit einer von Hull nach Reval bestimmten englischen Brigg, die ebenfalls seit der ungefähr entsprechenden Zeit vermißt wird. Von beiden Schiffen fehlt jede Spur, man nimmt an, daß beide mit Mann und Maus gesunken seien."

„Nun, und —?" fragte er gelassen, „Du meinst also —?"

„Daß mein Mann auf jenem Dampfer war und mit ihm untergegangen ist."

„Hast Du irgend einen bestimmteren Grund zu dieser Annahme — irgend eine letzte Spur vielleicht von seiner Anwesenheit in Helsingfors oder Petersburg?

Oder doch zuletzt blos wieder eine jener thörichten Ahnungen?"

„Ich habe keine Spur, und doch weiß ich es, weiß es ganz bestimmt — trotz all Deinem Spott — schon allein weil —"

„Nun, weil —?"

„Weil es so furchtbar wäre!"

Sie schluchzte laut und deckte die rechte Hand über die Augen. Er glitt eine Weile schweigend neben ihr her; dann sprach er mit einer Stimme, die sich bemühte herzlicher zu sein:

„Süße Edith, und was wäre das Furchtbare? Ein trauriges Schicksal, gewiß, für ihn, aber ein Menschenschicksal: und für Dich — warum furchtbar für Dich und mich?"

„Georg!“ rief sie vorwurfsvoll.

Er erwiderte nach kurzem Besinnen trotzig:

„Soll ich Trauer heucheln um einen Mann, den ich nie gekannt, der für mich nichts war als ein Name, welcher lange genug meinem Glücke entgegenstand?“

„Nicht Trauer, aber Theilnahme. Er war mein Gatte.“

„Er gab Dir seinen Namen, das ist Alles. Dein Gatte war er nie: Du hast ihn nie geliebt.“

„Wie darfst Du das sagen, Georg?“ fuhr sie heftiger auf, „wie willst Du das wissen? — Freilich, es war nicht so, wie — es war nicht dieser Rausch, dieser Wahnsinn, diese Leidenschaft, die mich unterjocht, die mich zu meinem eigenen Unglück zwingt, diese schreckliche Macht war es nicht, wenn Du das Liebe nennst, Du Grausamer. Aber ich hatte wahre, herzliche Ehrfurcht vor ihm, und ich hätte ihn lieben gelernt, wenn er bei mir geblieben wäre, nur ein wenig länger; ach nur ein einziges Jahr.“

„Aber er blieb nicht bei Dir. Er schmiedete Dich nur an sich mit den plumpen Ketten der Rechtsgewalt, der gewohnheitsmäßigen Sitte, um Dich und Deinen Jugendreiz für sich aufzubewahren unter sicherem Verschluß auch wider Deinen Willen. Wer wenige Wochen nach der Hochzeit sich dem süßesten Glück der Erde kühl entreißen kann, um Jahre lang seinem Ehrgeiz zu fröhnen und den Nordpol zu umkreisen: nein, der war nicht werth, von Dir geliebt zu werden, und Du hättest ihn niemals lieben gelernt.“

„Dann doch nur darum nicht, weil er zu hoch über mir stand, weil ich ihn nur aus der Tiefe bewundern konnte. Wer jahrelang freiwillig um seiner Wissenschaft, um seiner Pflicht und Ehre willen Alles entbehren kann, was das Leben lebenswerth macht, der ist zum mindesten ein Mann.“

„Ein Mann mit einem Eisherzen, geboren für die trotzige Einsamkeit jener Polarmeere. Er hat sein ganzes Glück in seiner frostigen Wissenschaft gefunden: Dich hat er nie geliebt, Dich nie entbehrt.“

„Ja, das, Georg, siehst Du, das ist jetzt mein einziger Trost, dieser Glaube, daß ich ihm nichts Unentbehrliches geraubt habe, als ich mein Herz von ihm wandte.

Das ist meine letzte Beruhigung, wie es der erste schmeichelnde Lockruf zur Sünde war. Mußte ich anders denken, als daß sein Herz immer kühl für mich schlug, ich würde ja ganz verzweifeln, es würde mich tödten. Ach, aber das war's, selbst seine Briefe waren so still, so lauwarm, so reich an wohlfeilem Trost, an innerer Befriedigung! Hätte ich einen einzigen Ruf schmerzlicher Sehnsucht von ihm gehört — o Gott, es wäre nicht so gekommen, wie es gekommen ist!“

„Und ich wäre meines süßesten Glückes verlustig gegangen! O Edith, kannst Du denn wirklich Deine Liebe bereuen? Wozu noch jetzt diese nutzlose Selbstqual? Du warst nie wahrhaft mit ganzem Herzen sein

Weib, Du warst verlassene Wittwe seit länger als zwei Jahren — und doch hast Du gekämpft mit Deinem überzarten, verhätschelten Gewissen. Monate lang, schwere, qualvolle Monate für Dich und mich —"

„O, ja, ja!" rief sie bitterlich weinend, „das eben ist's, das Furchtbare! Das ist die Qual, die mich zerschmettert, zu wissen: wir hätten glücklich werden können ohne die Sünde, ohne die Untreue! Mit reinem Herzen dürfte ich Dich lieben, ohne Reue und Scham! O Georg, Georg, warum mußten wir das leise schon nahende Glück gewaltsam, sündhaft an uns reißen? Ich ersticke an dem Gedanken, ich könnte jetzt vor Dir stehen als eine reine Frau, mit milder Trauer um den Dahingegangenen, und dennoch glücklich, ganz glücklich — und statt dessen so — es ist furchtbar, furchtbar! — O allbarmherziger Gott, Du weißt, was ich gelitten und gerungen habe in einsamen Nächten! — Ach, Liebster, warum war jener Abend am Kamin so unsäglich schön, so verführend, so berauschend — wie der Mondschein weich durch's Fenster drang und mit den rothen Flammen des Kamins sich mischte —"

„Und der Mondschein lag auf Deinen geschlossenen Augen, auf Deinen lächelnden Lippen, und der flackernde Feuerschein auf Deinen gefalteten Händen: und ich mußte Dir küssen die geliebten Hände, ich mußte, ich mußte —"

„Ich wollte Dich von mir stoßen —"

„Aber Du konntest nicht; die lieben Hände waren klüger als Du, sie fanden keine Kraft sich gegen mich zu erheben, sie zitterten und zuckten blos — und dann legten sie sich langsam, ganz langsam um meinen Hals: siehst Du, sie konnten ja nicht anders, die armen Hände, und meine glückseligen Lippen konnten auch nicht anders: und als ich Deine weichen Arme an meinen Wangen fühlte — da waren es schon nicht mehr die Arme, da waren es Deine heißen lieben Lippen —"

„Höre auf, Georg, es ist grausam mich zu foltern mit der schrecklichen Erinnerung — seit jenem Tage sehe ich überall Gespenster, überall Drohungen und Schrecknisse: so grade jetzt, als ich hierher eilte und plötzlich das große Rund der dunkeln Kuppel über dem Wasser zu meiner Rechten aufsteigen sah, da erschien es mir wie ein dunkel drohendes Auge oder wie ein emportauchendes Rächerhaupt — ich weiß nicht wie, in wechselnden Gestalten, aber immer als die Gestalt eines mich überschattenden Schicksals — Georg, ich zittere vor meinem Rückwege, wenn ich die Kuppel wieder erblicken muß —"

„Kind, Kind, wie überschwängliche Wahnbilder, in die Du Dich verlierst! Ich bitte Dich, bleibe klar und vernünftig! Was ist's denn Großes, das Du gethan hast? Einen Mann hast Du verlassen, der Dich verlassen hatte; einen fremden Mann, dem Du kein Glück gewähren konntest, weil er es nicht verstand —"

„Nicht verlassen — betrogen habe ich ihn!"

„Du rissest Dich los von den Fesseln eines dürren Gesetzbuches

und gehorchtest dem ungeschriebenen, ewigen Recht der gottgesandten Leidenschaft —"

„Und doch nennt man das schnöde Untreue in unserer Sprache; und die Kuppel winkt es mir zu, und jeder Glockenton ruft es und jeder Orgelklang: Sünderin! Sünderin! Sünderin!"

Sie rief es mit leidenschaftlicher Heftigkeit und einem Grausen in der Stimme; sie rang heimlich, ihre Hand aus der ihres Begleiters zu befreien; doch er hielt sie fest mit ruhiger Sicherheit und sagte auf einmal:

„Wie weißt Du denn, ob jene Ehe überhaupt noch bestand in jenen Tagen unseres ersten Glückes? Vielleicht daß damals das Schiff schon gesunken, daß Du schon Wittwe warst —"

Mit einem jähen Ruck riß sie die Hand aus der seinen, stand vor ihm und starrte ihn mit entsetzten Blicken an. Er wollte sich zu ihr neigen und den Arm um sie schlingen; doch sie fuhr hastig zurück und sprach mit einer dumpfen Ruhe:

„Georg, laß mich jetzt gehen. Du hast Alles gehört, was ich zu sagen hatte. Ich vermochte es heute nicht über mich, Dich in meinem Hause zu empfangen, weil es ein Trauerhaus geworden war, und wenn es zuvor schon eins gewesen ist, um so fürchterlicher für mich! Lebe wohl. Es wird lange dauern, bis ich das verwunden habe; vielleicht bis in die Ewigkeit. Vor einem frischen Grabe schaudert auch die Sünde: und wir stehen hier auf dem Grabe meines Mannes. Lebe wohl. Gott sei uns gnädig."

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie warf sich herum und glitt auf dem mondbeglänzten Eise den Weg zurück, den sie gekommen war.

Der Mann nahm einen Anlauf ihr nachzueilen; doch als er sie am Ausgange der Bucht fast schon erreicht hatte, stieg plötzlich gerade hinter ihrer schwebenden Gestalt die dunkle Rundlinie der großen Kuppel in den reinen Nachthimmel empor. Da starrte er zurück, von einem Schauder geschüttelt und folgte ihr nicht mehr.

Sie aber glitt weiter und weiter ihren einsamen Weg. Von der Säulenkirche am Waldesrand scholl Glockenläuten herüber, ungebrochen herschwellend über die glatte Bahn. Geängstigt fuhr sie vorüber.

Als sie todesmatt durch den silbernen Garten ihr Haus erreichte, ward ihr der Besuch eines jungen Mannes gemeldet, der schon lange ihrer harre und sich nicht abweisen lasse. Der Name war ihr unbekannt: Forstcandidat Wisbeck. Sie ließ ihn in ihr Zimmer bitten, ein durchwärmtes, trauliches Gemach, wie geschaffen zum Ausruhen für Glückliche.

Der junge Mann trat ein, sie bot ihm einen Stuhl und saß ihm gegenüber am Kamin, müde zurückgelehnt; ihre dunklen Augen blickten ihm mit dem Ausdruck unendlicher Hoffnungslosigkeit entgegen. Sie sah in ein angenehmes Gesicht voll ernster Bescheidenheit, das jugendlich befangen erröthete.

„Gnädige Frau," begann er auf ihren Wink, „es ist keine heitere Pflicht, die mich zu Ihnen führt. Ich komme als Ueberbringer einer Nachricht, von der ich wünschte, daß Sie darauf vorbereitet wären."

„Die Nachricht vom Tode meines Mannes," sagte sie mit ganz ruhiger Stimme, fügte aber sogleich mit zitternder Hast die Frage hinzu:

„An welchem Tage ist das Unglück geschehen? An welchem Tage?"

„Gott sei Dank," erwiderte er leise aufathmend, „Sie wissen es schon. So ist mir das Schlimmste erspart. So ist es wohl vielmehr ein leiser Trost, den ich Ihnen bringen kann, wenn es ein Trost ist, den letzten Liebesgruß eines Verstorbenen zu empfangen."

Sie blicke ihn mit einem seltsam starren Ausdruck an, als ob sie seine Worte nicht begriffe.

„Ein wunderbarer Zufall," fuhr er fort, „hat mir einen Brief in die Hand gespielt; ich fand ihn am offenen Ostseestrand in einer verkorkten Flasche. Sie begreifen, daß es weder Unbescheidenheit noch müßige Neugier war, wenn ich las, was nur für Ihre Augen bestimmt gewesen war, die letzten Worte eines Ahnungslosen. Sie müssen auch verzeihen, daß Wochen vergangen sind, ehe ich Ihnen das Ihrige übergeben konnte. Der Brief trug keine Adresse; die Unterschrift war völlig unleserlich hingekritzelt, das Unglück muß mit unerhörter Schnelligkeit hereingebrochen sein. So war ich behufs Ermittelung des Schreibers und des Adressaten angewiesen auf den Inhalt der Zeilen selbst. Und ich fand allerdings Anhaltspunkte genug, klare Hindeutungen auf Stand und Reisezwecke des Verunglückten, und so war es mir möglich, durch Correspondenzen nach Petersburg und anderweitige Erkundigungen zuletzt den Namen und demnächst den Wohnort mit zweifelloser Sicherheit festzustellen. Aber es gingen Wochen darüber hin, weil — und dafür muß ich Ihre Verzeihung erbitten — weil ich mich nicht entschließen konnte, noch andere unbefugte Augen in das Heiligthum eines heißliebenden Herzens blicken zu lassen —"

Er hielt einen Augenblick in Verwirrung inne, denn die Frau sah ihn mit einem so räthselhaften Ausdruck eines unbegreiflichen Entsetzens an, daß ihn ein eigenes Bangen überlief, fast ein lähmendes Grauen. Doch als sie immer nur starrte und schwieg, fuhr er mit tiefer bewegter Stimme fort:

„Vergönnen Sie mir noch ein Geständniß, ehe ich Ihnen den Brief übergebe, — denn Sie dürfen ihn nicht lesen in Gegenwart eines Fremden, was darin steht, ist allzu herzbewegend schon für einen Unbetheiligten, wieviel mehr für Sie — ein schweres, beschämendes Geständniß, aber ich muß es ablegen vor irgend eines Menschen Ohr, um mich von der quälenden Last zu erlösen — und nur vor einem fremden Ohr vermag ich das: grade Ihnen aber kann das, was ich zu sagen habe, vielleicht noch einen besonderen Trost in Ihrem Schmerz gewähren, wenn Sie erfahren, daß die letzten Worte Ihres Gatten durch eine wundersame Fügung einem

Andern zu einem heiligen Segen geworden sind. Das innere Bedürfniß, Ihnen dies auszusprechen, war nicht zum Wenigsten der Grund, der mich zwang, Ihnen in persönlicher Gegenwart Ihr schmerzliches Eigenthum zuzustellen.

„Der Brief ist ein Schicksal für mich geworden, aber ein schönes, erlösendes Schicksal. An dem Tage, als das unbarmherzige Meer ihn fühllos mir zuwarf, rang ich in heißerregtem Herzen mit einer lockenden Sünde, einem niedrigen Verbrechen — ich liebte die Frau eines abwesenden Mannes, die Stimme der Versuchung raunte mir zu, die Gelegenheit heimtückisch zu benutzen — da lernte ich aus diesen Zeilen, aus diesen heißergossenen Strömen der Liebe, der Sehnsucht, der Treue, wie einem abwesenden Gatten zu Muthe ist, ich lernte die Heiligkeit eines Bandes bis in die tiefste Brust empfinden, das solche Gefühle zu erzeugen oder zu bewahren im Stande ist, gnädige Frau, lesen Sie den Brief und Sie werden mich verstehen — wie fürchterlich, wie zerschmetternd auch Ihr Verlust sein muß, doch bleibt Ihnen der letzte Trost: Sie sind von einem verschwiegenen Herzen unermeßlich geliebt worden. Und sehen Sie, da empörte ich mich über mich selbst in bitterer Scham und rettete meine Seele vor der Sünde. Das danke ich Ihnen, danke ich der Liebe des unbekannten Schiffbrüchigen zu seinem fernen Weibe — doch leider auch nur der erschütternden Grausamkeit des ewig unbarmherzigen Meeres!"

Die junge Frau war aufgestanden und bat mit stiller Stimme: „Geben Sie mir den Brief." Er gehorchte; sie reichte ihm die Hand mit einem vollen Blick: „Ich danke Ihnen," sagte sie, „aber glauben Sie mir: das Meer war barmherziger als Sie und irgend ein Mensch; und glückselig er, den seine Tiefe deckt."

Und so ging sie still hinaus und schloß die Thür hinter sich.

Der junge Mann war todtenbleich geworden; er hatte den einen steinernen Blick voll grenzenlöser Qual verstanden, besser noch als ihre Worte; er schauderte bis in's Mark; er fand noch nicht die Kraft sich zu erheben.

Seine irrenden Blicke fielen auf den zierlichen Schreibtisch und einige Bilder, die dort aufgestellt waren. Hier dies war sie: die dunkeln, schwärmerischen Augen, der volle, kindlich begehrende Mund, die sanfte Rundung der Wangen, die Wucht des üppigen Haares über der niedrigen Stirn: ein entzückendes Gesichtchen, doch wie geschaffen nur für Glück und Licht. Daneben das Bild eines Mannes. Ernst, klar, sicher, fast herbe oder nüchtern im Ausdruck, nur um die Mundwinkel spielte etwas wie ein verhaltener Scherz, und in den Augen schien fern ein weiches Leben zu schimmern wie eine Ahnung von Glück, wie eine Sehnsucht nach Glück. Seitwärts aber, mehr im Hintergrunde, doch dem Kaminsitz zugekehrt, als ob es oft von dort aus betrachtet würde, das Bildniß eines auffallend schönen Mannes, aus dessen Augen Leidenschaft und starkes Wollen spricht.

Ein Stöhnen drang aus dem Nebenzimmer, ein leises Wimmern. Es packte ihn wie eigene Qual; er sprang auf und öffnete das Fenster, die kalte Luft mit Begierde einzusaugen.

Vor ihm lag die klare, schweigende Mondnacht. Nichts regt sich im weiten Umkreis, nicht ein Zweig der silbernen Büsche im Garten, nicht ein Wipfel der Bäume. Die Wellen des Sees waren gebannt in einer todstarren, gläsernen Fläche. Als eine Sternschnuppe fiel, erschrack er fast; es war das einzige Zeichen webenden Lebens. Ein unendlicher Friede war in dem weiten Bilde, aber ein schwerer, steinerner Friede.

Er dachte an die stille Wildheit der gefrorenen Fluth am Ostseestrande, an die aufstürmende Kraft der Meereswellen, die das zwängende Eis in kurzem Zorn zerbrechen.

„O allbarmherziges Meer!“ sprach er laut in die Nacht hinaus.

Da kam's herüber durch die stumme Nacht wie eine Antwort, ein räthselhaftes Klingen wie ein Geistergesang über den todten Wassern, langgezogen, feierlich hinhallend, unendlich erregend, unendlich beruhigend; es war der Orgelton, der von der erleuchteten Säulenkirche am Walde herüberwogte über das spiegelglatte Eis; er schien auf der goldenen Brücke einherzuwallen, die der Mond von Ufer zu Ufer baute.

Er lauschte eine Weile in schmerzlicher Andacht; da regte sich etwas zwischen den beglänzten Säulen; die Gestalt der armen schönen Frau trat heraus, ruhig, langsam wie eine Priesterin aus dem Tempel, stieg die weiße Treppe hinab und wandelte in stiller Haltung zwischen den Büschen zum See hinab. Sie trat aufs Eis und schritt fest und langsam weiter hinaus immer der goldenen Brück folgend. Es sah aus, als schreite sie über dem lebendigen Wasser und als müsse jeden Augenblick der Abgrund sich unter ihr aufthun, sie zu verschlingen. Sie aber schritt ruhig weiter und weiter hinaus wie eine Nachtwandlerin, vielleicht dem röthlichen Licht der Kirche entgegen, vielleicht in eine unbekannte Ferne der geschlängelten, geheimnißvoll sich verlierenden Seebuchten.

Der junge Mann am Fenster erschauerte tiefer; er trat zurück und suchte den Weg durch Zimmer und Gänge in den Garten. Er stieg hinab, und es ward ihm kräftiger zu Sinn; die Mondstrahlen glitzerten in tausendfacher Heiterkeit über den weißen Zweigen, die hangenden Ranken von Baum zu Baum sahen aus wie glückverheißende Festgewinde.

Als er den Uferrand erreichte und wieder den Ausblick über den See gewann, war die wandernde Gestalt verschwunden. Eine seltsame Ruhe überkam ihn. Irgendwo wird sie den Frieden gefunden haben! sprach er leise zu sich selber.

Und er staunte noch lange hinaus in den Frieden der silbernen Landschaft.





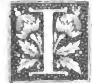
Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers.

Plaudereien

von

Dan. Sanders.

— Altstrelitz. —



In dem kurzen Vorwort, das ich meinem 1885 vollständig erschienenen „Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache" vorgesetzt, habe ich mich auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt, hier, wie bei meinem 20 Jahre früher vollendeten dreibändigen „Wörterbuch der deutschen Sprache", den mir für die Ausarbeitung beider Werke als Richtschnur dienenden und nach Kräften getreulich durchgeführten Satz auf die Vorrede ausdehnend, daß gerade derartige Nachschlagebücher am besten und sichersten für sich selbst sprechen, wenn sie nämlich die Nachschlagenden die gesuchte Auskunft in übersichtlicher Weise jedes Mal möglichst leicht und schnell und dabei möglichst vollständig und erschöpfend finden lassen und daß sie ihrem Zweck und ihrer Bestimmung auch am besten und sichersten entsprechen, je weniger der Verfasser darin mit seinen besonderen Ansichten und Meinungen hervortritt und je mehr seine Person hinter dem für sich selbst sprechenden sachlichen Inhalt zurücktritt oder am besten verschwindet.

In dem Vorwort zu dem zuletzt erschienenen Ergänzungs-Wörterbuch jedoch habe ich geglaubt, mir wenigstens die mehr persönliche Bemerkung gestatten zu dürfen:

> Was ich noch weiter über das vorliegende Werk und über deutsche Wörterbücher überhaupt zu sagen habe, überschreitet bei Weitem den Raum einer Vorrede, und ich verspare es mir für eine eigene Schrift

die ich, etwa unter dem Titel: „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers“ in nicht allzulanger Frist zu veröffentlichen gedenke

und es ist mir zu meiner Freude und Genugthuung, wie in öffentlichen Besprechungen, so auch in Briefen von den verschiedensten Seiten die Aufforderung zugegangen, die angekündigte Schrift, der man gespannt und erwartungsvoll entgegensehe, möglichst bald erscheinen zu lassen. Und so ersuche ich denn den geneigten Leser, in meine, des Wörterbuchschreibers, Werkstatt einzutreten und sich hier meine Mittheilungen und Plaudereien gefallen zu lassen.

I.

Ich bitte, machen Sie es Sich gefälligst zunächst in diesem Zimmer vor der eigentlichen Werkstatt bequem und lassen Sie mich Ihnen hier in einer einleitenden Plauderei berichten, wie ich dazu gekommen, ein deutscher Wörterbuchschreiber zu werden.

Ob überhaupt jemals Jemand bei der Berufswahl von vorn herein zu dem Entschluß gekommen ist, ein Wörterbuchschreiber zu werden, — ich weiß es nicht, und ich bezweifle es, jedenfalls bei mir ist es nicht der Fall gewesen, so wenig wie bei den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm und bei Littré.

Dieser letztere eröffnet seine bekannte anmuthige Plauderei: „Wie ich mein Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande gebracht habe“ mit den allerdings auf die Spitze getriebenen Worten:

„Nichts hatte mich eigentlich zu einer Unternehmung der Art vorbereitet“

und Jakob Grimm, in der Vorrede zu dem von ihm und seinem Bruder Wilhelm begonnenen „Deutschen Wörterbuch“ berichtet, als ihnen die erste Anregung zu dem genannten Werke 1837, wo sie ihres Amtes in Göttingen entsetzt worden, durch den Antrag der Weidmann'schen Buchhandlung gegeben worden, ihre unfreiwillige Muße durch die Abfassung eines neuen großen Wörterbuches der deutschen Sprache auszufüllen, da hätten sie zunächst einerseits sich dagegen als gegen etwas ihnen Fremdes und fern Liegendes gesträubt — „den Gedanken, den unermessenen Wortvorrath der deutschen Sprache selbst einzutragen, hatten wir nie gehegt und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen, konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Muth auf die Probe stellen,“ so lauten Jakob Grimm's Worte —, andererseits aber hätte auch der in dem Vorschlag liegende unwiderstehliche Reiz allen von vorn herein klar erkannten oder nur dunkel geahnten Schwierigkeiten die Spitze geboten, so daß schließlich die beiden Brüder „williges und beherztes Entschlusses ohne langes Fackeln das dargereichte Geschäft übernahmen.“

Soll ich nun aber weiter von mir selbst berichten, wie ich allmählich dazu gekommen, ein deutscher Wörterbuchschreiber zu werden, so muß ich schon ein wenig weiter ausholen.

Ich habe das Glück gehabt, meine erste Jugendbildung in der Schule meines Geburtsortes Altstrelitz zu empfangen, an deren Spitze damals als Leiter Dr. J. Lehfeldt (später mit seinem Schwager Dr. Mor. Veit, Begründer und Besitzer der Veit'schen Verlagsbuchhandlung) und neben ihm als zweiter Lehrer J. Zedner (später Bibliothekar an dem brittischen Museum in London) standen. So weit ich aus meiner Erinnerung über mich selbst in jenen Kinderjahren urtheilen kann, war ich ein Knabe, der allerdings das in der Schule Gelehrte ziemlich schnell, leicht und sicher erfaßte, aber namentlich bei den häuslichen Arbeiten sich gar manche Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ und der nach Kinderart viel mehr ans Spielen und Tollen als ans Lernen dachte. Wenn ich gefragt wurde, was ich dereinst werden wolle, lautete die Antwort: „Natürlich Kaufmann, wie mein Vater." Und was hätte der Knabe anders antworten können und sollen, der mit vollstem Rechte in seinem Vater das beste Musterbild sah und verehrte, wie er ihn in der ganzen Stadt, bei Hoch und Niedrig, bei Arm und Reich verehrt sah? Kannten diesen doch alle hier als den besten Sohn gegen seine armen Eltern, als den gütigsten und liebevollsten Vater gegen seine beiden Kinder, meinen um 2 Jahre ältern Bruder und mich, dessen Geburt meiner Mutter das Leben gekostet hatte. Kannte doch die ganze Stadt ihn als bieder und rechtschaffen, als anspruchs- und bedürfnißlos für sich, als milde und freigebig gegen Nothleidende, als nach Kräften hilfsbereit gegen Alle in allen Lagen. Ich bin auf meinen Lebenswegen sehr vielen Männern begegnet, die meinen Vater an Gaben des Geistes und an geistiger Ausbildung weit, weit überragt haben, aber keinem einzigen, der ihn an Herzensbildung, an Wohlwollen gegen alle Menschen, an Bieder- und Gradsinn übertroffen hätte, keinem, in dem mehr die Goethe'sche Forderung verkörpert zu Tage getreten wäre:

„Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut.
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen."

Als Kind hätte ich natürlich das, was ich hier über meinen Vater gesagt, nicht in Worte zu fassen vermocht und auch von Andern habe ich, so viel ich weiß, es so im Zusammenhang nicht gehört, sondern mehr nur gelegentlich in einzelnen zerstreuten und abgerissenen Ausrufen und Andeutungen; aber gefühlt habe ich es, so lange ich denken kann, wie im eigenen Herzen, so in dem von allen Bewohnern unseres Städtchens gegen meinen Vater unwillkürlich sich kundgebenden Benehmen deutlich ausgesprochen. Und heute glaube ich zu erkennen, daß ich, wenn ich als Kind auf die Frage: „Was willst Du werden?" die zuversichtliche Antwort gab: „Natürlich Kaufmann, wie mein Vater," eigentlich und im Grunde nicht den Wunsch damit ausdrücken wollte, den Beruf meines Vaters zu ergreifen, sondern

vielmehr — obgleich mir das auch im späteren Lebensalter noch lange nicht zum klaren Bewußtsein gekommen — den Wunsch, ich möchte, es sei, in welchem Beruf es wolle, meinem Vater, wenn nicht gleich, doch einigermaßen ähnlich werden, wie in der That mein Bruder, der meines Vaters Geschäft übernommen und noch heute fortführt, ihm ähnlich geworden ist.

Doch dem sei, wie ihm wolle, meine Umgebung und ich selbst faßten meinen wieder und immer wieder ausgesprochenen Wunsch, einmal Kaufmann, wie mein Vater, zu werden, so, wie er nach dem Wortlaut allerdings einzig und allein aufzufassen war, nur mein Vater selbst hatte, bestimmt durch das Urtheil meiner beiden oben genannten Lehrer über meine Begabung, einen andern Lebensberuf für mich ins Auge gefaßt, und wünschte, daß ich studiren solle. Ich bewundere noch heute den erzieherischen Scharfblick meiner beiden Lehrer, die trotz meiner oben erwähnten Flüchtigkeit und des Mangels an dem zum erfolgreichen Studium so unumgänglich nothwendigen ernsten und ausdauernden Fleiße, von welchem sie doch wohl einen, wenn auch höchst winzigen und noch sehr eingehüllten und versteckten Keim bei mir mußten entdeckt haben, mich meinem Vater wiederholt als zum Studium geeignet und berufen, bezeichnet hatten.

Die Sache kam für mich zum ersten Mal zur Sprache, als meine beiden mehr genannten Lehrer von der Schule abgingen und ich gleichzeitig auf eine andere Lehranstalt geschickt werden sollte. Als ich bei dieser Gelegenheit meinen Wunsch aussprach, Kaufmann zu werden, sagte mir mein Vater in seiner gewohnten liebevollen Weise und auch mir vollkommen einleuchtend:

„Bei einem zwölfjährigen Knaben ist es natürlich noch nicht an der Zeit, über seinen Lebensberuf zu entscheiden. Es ist mein Wunsch, daß du studirst, und ich werde dich deshalb nach Neustrelitz aufs Gymnasium geben, wo du, wie ich höre, nach Tertia kommen wirst. Sei dort recht fleißig und, wenn du dann nach Secunda gekommen und in dieser Klasse ein Jahr gewesen sein wirst, ist es immer noch Zeit genug, eine Berufswahl für dich zu treffen.“

So kam ich denn auf das Neustrelitzer Gymnasium nach Tertia. Vor meinen neuen Mitschülern hatte ich eine tüchtige Grundlage im Englischen und Französischen voraus, welche beide Sprachen auf der Altstrelitzer Schule mit als Hauptgegenstände behandelt worden waren, während auf dem Gymnasium damals vom Englischen überhaupt nicht die Rede war und im Französischen auch nur Privatunterricht ertheilt wurde, an welchem nur Einzelne theilnahmen, und auch diese meistens mehr, um allerlei Ungehörigkeiten und Unfug zu treiben als um wirklich die Sprache zu erlernen. Dagegen war in der Altstrelitzer Schule das Griechische gar nicht gelehrt worden, allerdings hatte mein Vater mir in der letzten Zeit bei einem tüchtigen Primaner Privatunterricht im Griechischen ertheilen lassen; aber das, was ich mir hier in den verhältnißmäßig wenigen Stunden hatte

aneignen können, reichte doch für das in Tertia Geforderte nicht aus und hier hatten meine neuen Mitschüler einen bedeutenden Vorsprung vor mir. Das fühlte und merkte ich bald und ich sagte mir, daß ich sehr tüchtig nacharbeiten müsse, um sie hier einzuholen und dann, gleichen Schritt mit ihnen haltend, vorwärts zu kommen. Ich sagte mir, daß ich es müsse, und, weil ich es mußte, wollte ich es auch und in der That war ich nach nicht gar langer Zeit auch hier mit in der Reihe und konnte ohne Schwierigkeit mit fortschreiten. Dieser zum ersten Mal mir deutlich erkennbar durch ernsten Willen errungene Fortschritt kam mir auch ferner für mein ganzes Leben zu Gute. Ich hatte zum ersten Mal nicht blos begriffen, sondern auch an mir selbst erprobt, daß der Mensch, was er seinen Fähigkeiten gemäß ernstlich will, auch wirklich kann und wie viel ein solcher ernstlicher Wille und ihm entsprechend unverrückt aufs Ziel blickende stetig und unverdrossen schrittweise vorrückende Arbeit vermag.

Von einem Lehrfach muß ich nun noch besonders sprechen, von der Mathematik. Es herrschte damals — und herrscht vielleicht noch — bei den Schülern und auch bei einem großen Theil der Lehrer die Ansicht, es bedürfe für dieses Fach einer ganz besonderen eigengearteten Anlage und, wem diese einmal von der Natur versagt sei, der komme auch bei angestrengtem Fleiße darin niemals recht vorwärts. Nach meiner Ueberzeugung war es eben diese fast als ein keines Beweises bedürfender Grundsatz geltende Ansicht, welche in der That viele durchaus begabte Schüler verhinderte, sich in den ersten Anfängen gründlich und lückenlos zu befestigen, um dann auf der so gewonnenen festen Grundlage schritt- und stufenweise sicher immer weiter fortbauen zu können, was freilich bei dieser aus folgerechten Schlüssen und Ketten von Schlüssen bestehenden Wissenschaft vor Allem ganz unerläßlich ist. Wenn ihnen dann aber bei dem ihnen zugemutheten Fortschreiten zum Bewußtsein kam, daß die ihnen als bündig vorgetragenen Schlußfolgerungen für sie so zu sagen in der Luft schwebten und darum haltlos sofort in sich zusammenstürzten, so suchten sie den gut zu machenden Fehler nicht darin, daß sie versäumt hatten, die nothwendige Grundlage in sich fest zu legen, sondern in einem ihnen angeborenen Mangel der besonderen und eigenartigen Begabung für Mathematik. Doch dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls war damals auf dem Neustrelitzer Gymnasium die Zahl der Schüler, die in der Mathematik wirklich Genügendes leisteten, eine nur sehr mäßige und, da ich fortwährend an der Spitze derselben stand, so galt ich bald nach dem damals dort herrschenden Sprachgebrauch als „der Mathematiker“ κατ᾽ ἐξοχήν.

Ich komme nun auf die Wahl meines Lebensberufes zurück. Nachdem ich ein Jahr in Secunda gewesen, fragte mich mein Vater, ob ich nun noch nicht dem Gedanken an das Studium, für welches auch meine jetzigen Lehrer mich geeignet und berufen hielten, mehr Geschmack abgewonnen hätte. Ich erklärte meinem Vater, daß ich allerdings noch immer

lieber Kaufmann werden als studiren, aber auch ohne Widerstreben und bereitwillig mich seiner Bestimmung fügen würde, wenn er das Studium für mich vorzöge. Aehnliches wiederholte sich dann noch öfter, namentlich, als ich nach Prima versetzt worden, und schließlich, als ich ein gutes Zeugniß der Reife für die Hochschule in der Tasche hatte.

Ich erfuhr nun, daß es immer meines Vaters Lieblingswunsch gewesen, mich dereinst als einen tüchtigen Arzt zu sehen. Sehr begreiflich; denn mein Vater war von der Natur mit einem scharfen und klaren ärztlichen Blick ausgerüstet und er hatte sich im innigen Umgange mit einem befreundeten Arzte und einem befreundeten Apotheker auch eine unverächtliche ärztliche Kenntniß angeeignet und ich bin überzeugt, daß er, wenn es die Verhältnisse in seiner Jugend ihm gestattet hätten, zu studiren, gewiß ein sehr tüchtiger Arzt geworden wäre. Als ich nun aber meinem Vater sagte, daß ich zu dem Beruf eines Arztes in mir durchaus keine Neigung verspürte, wohl aber eine bestimmt ausgesprochene zu dem eines Lehrers und Jugendbildners, war er auch damit sofort zufrieden und einverstanden und so bezog ich denn die Hochschule mit dem auch von meinem Vater gut geheißenen Vorsatz, mich für den jetzt erwählten Beruf möglichst vielseitig aus- und vorzubilden, wobei mein Hauptaugenmerk einerseits auf Mathematik und Naturwissenschaften, andererseits auf Sprachen gerichtet war.

Ich darf sagen, daß ich auf der Hochschule, wie ich es schon auf dem Gymnasium gethan, meine Zeit gehörig ausgenutzt. Zu besonderer Freude und zum großen Vortheil für meine Beschäftigung mit dem Griechischen gereichte mir der rege freundschaftliche Verkehr mit den damals in Berlin studirenden Griechen, aus deren Munde ich gelegentlich eine ziemlich ansehnliche Menge von Volks-Liedern und -Sagen hervorzulocken und aufzuzeichnen wußte. Ich fand Gelegenheit noch vor dem Abschluß meiner Studentenzeit wenigstens einen Theil davon in Uebersetzungen in einem Büchlein zu veröffentlichen, das ich in Gemeinschaft mit zwei auf der Hochschule gewonnenen Freunden Mor. Carrière (jetzt in München) und dem trefflichen, leider zu früh dahingeschiedenen Heinr. Bernh. Oppenheim unter dem Titel: „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Candioten. Grünberg und Leipzig, 1842. Verlag von W. Levysohn“ herausgab. Kurz darauf, nachdem ich auch die Doctorwürde erworben, wurde mir in meiner Vaterstadt die Leitung derselben Schule übertragen, in der ich selbst, wie oben berichtet, meine erste Jugendbildung empfangen hatte.

In diesem Amte, dem ich mich mit Lust und Liebe, mit dem größten Eifer und mit der vollsten Hingebung widmete, habe ich dann nahe zehn der schönsten Jahre meines Lebens, bis zum Eingehen der trefflich gedeihenden Schule, zugebracht. In dieser ganzen Zeit bildete meine Schule und die Sorge für die mir anvertraute Jugend den Mittelpunkt meines

Denkens, Lebens, Webens, Wirkens und Schaffens. Die wenigen mir frei bleibenden Stunden wurden zum größten Theil durch schriftstellerische Thätigkeit ausgefüllt. So erschien 1844 mein „Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern und Kunstgedichten“ in Mannheim bei Bassermann und ferner war ich als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften thätig, namentlich an dem Herrig'schen „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“, an den (Berliner) „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, wie an der damals von Fleckeisen und Klotz geleiteten „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“.

Für diese letzte Zeitschrift hatte ich auch eine eingehende Beurtheilung des Grimm'schen „deutschen Wörterbuches“ bestimmt, von welchem eben die beiden ersten Lieferungen erschienen waren. Meine Arbeit wurde mir, nachdem sie ungebührlich lange Zeit zurückgehalten worden war, unter einem nichtigen und leicht durchsichtigen Vorwande zurückgeschickt und ich ließ sie nun als eigenes Heft in Hamburg bei Hoffmann u. Campe erscheinen, der schon früher die von Adolf Glaßbrenner und mir gemeinschaftlich verfaßten „Xenien der Gegenwart“ verlegt hatte. Meine Beurtheilung erregte Aufsehen, sie wurde vielfach heftig angegriffen und geschmäht, aber, da ich nirgend einen Tadel ausgesprochen, ohne ihn sachlich auf gute, einleuchtende und schwer widerlegbare Gründe gestützt zu haben, so wurde meines Wissens nirgend auch nur der Versuch einer wirklichen Widerlegung gemacht und manche unabhängigen Blätter hatten den Muth, unverblendet, durch die — wie auch ich rückhaltlos ausgesprochen hatte — mit vollstem Recht gefeierten Namen, die Stichhaltigkeit meiner gegen das Grimm'sche Wörterbuch gemachten Ausstellungen anzuerkennen. Inzwischen waren zwei neue Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches erschienen, die zu einer weiteren Beleuchtung und Beurtheilung anzuregen wohl geeignet waren, und so ließ ich denn auf die Aufforderung meines Verlegers dem ersten Hefte ein zweites folgen, das die gleiche Aufnahme fand.

Die beiden Hefte hatten auf mich unter Anderen auch das Augenmerk der J. J. Weber'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig gerichtet, die seit Jahren den Wunsch und die Absicht gehegt, ein deutsches Wörterbuch nicht für den ausschließlichen Kreis der Sprachgelehrten, sondern zum Gebrauch für alle gebildeten und bildungsbeflissenen Deutschen zu verlegen. Durch die Vermittelung des Verlagsbuchhändlers Otto Wigand in Leipzig ging mir die Anfrage zu, ob ich geneigt wäre, die Ausarbeitung eines derartigen Werkes zu übernehmen. Es war eben damals die Schule, an deren Spitze ich bis dahin als Leiter gestanden hatte, eingegangen, aber gleichzeitig war mir von Frankfurt a. M. aus die Leitung einer ähnlichen, nur viel größeren Anstalt angetragen worden, und so war ich denn vor eine für mein künftiges Leben ausschlaggebende und entscheidende Zwiewahl gestellt. Beide sich mir so eröffnenden Aussichten hatten für mich ihr sehr An- und Verlockendes. Leichter, bequemer und sicherer war für mich jedenfalls die

Frankfurter Stellung, in der ich auf der bereits von mir bis dahin mit gutem und anerkanntem Erfolge beschrittenen Bahn nur gleichmäßig fortzuschreiten hatte; außerdem bot sie nicht nur mir selbst für meine Lebenszeit ein sicheres Auskommen, sondern auch eine Versorgung für meine Hinterbliebenen. Andrerseits aber war, während ich mich eingehend mit der Beurtheilung des Grimm'schen Werkes beschäftigt hatte, vor meinen Geist in immer schärferen, bestimmteren und klareren Umrissen, das Bild eines deutschen Wörterbuches getreten, wie ich es nach Maßgabe meiner Kräfte zum Nutzen und Frommen meines Volkes ihm als eine hoffentlich willkommene Gabe darbringen zu können hoffen durfte, und dieses Bild stimmte im Großen und Ganzen mit dem Bilde überein, das sich unabhängig von mir die Weber'sche Verlagsbuchhandlung für das von ihr lange gewünschte und geplante Wörterbuch entworfen hatte, ein Werk, zu dessen Ausführung nach vielfachen, oft wiederholten und erneuerten Fehlversuchen sie endlich in mir den rechten Mann gefunden zu haben hoffte oder, wie sie sagte, überzeugt war, wie denn auch alle Einzelheiten, die ich in späteren Verhandlungen bei der näheren Auseinandersetzung und Entwickelung meines Planes ihr darlegte, schließlich ihre volle Zustimmung und Billigung fanden. Der Gedanke, ein für mein Volk nützliches Werk schaffen zu können, hatte es mir angethan und fiel bei meinem Hin- und Herwägen schwer in die Wagschale zu Gunsten des Wörterbuches, während für die Gegenschale sich die Erwägung geltend machte, daß ich nach den bisherigen Erfahrungen und Erfolgen ganz zweifellos mich der Frankfurter Stelle vollkommen gewachsen fühlen durfte, daß ich in derselben nur eine mir ihrer Art nach bereits bekannte und jedenfalls weit weniger schwere und drückende Last auf die Schulter nahm und daß sie, wie gesagt, mir und den Meinigen eine sichere Zukunft verbürgte. Ich habe lange hin- und hergeschwankt und in jener Zeit gründlich das horazische:

> Versate diu, quid ferre recusent,
> quid valeant humeri*)

erkennen und würdigen gelernt, und, als ich mich schließlich entscheiden mußte, entschied ich mich, zwar nicht leichten Herzens, aber doch getrosten Muthes für das Wörterbuch.

Bei einem derartigen Entschluß wirken in der Regel eine Menge verschiedenartiger, dem Menschen selbst nicht alle zum klaren Bewußtsein kommende Gründe zusammen und gewiß war es auch bei mir der Fall; schwerlich hätte ich sie damals alle namhaft machen können und kann es heute noch weniger. Doch glaube ich, daß zu den ausschlaggebenden Etwas gehörte, was manchen Andern grade eher zurückgeschreckt hätte.

---

*) Wäget wohl vorher, was eure Schultern
Vermögen oder nicht, eh' ihr die Last
Zu tragen übernehmt. Uebersetzung von Wieland.

Αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος, das Schwert selbst ziehet den Mann an, wie es bei Vater Homer heißt. Ich wußte von vorn herein sehr wohl und hatte es mir von vorn herein sehr klar gemacht, daß, sobald ich die Verpflichtung übernahm, das Wörterbuch nach dem von mir entworfenen und festgesetzten Plan innerhalb eines bestimmten absehbaren Zeitraums vollständig von A bis Z auszuarbeiten, ich mir damit eine Bürde auflud, die ungebeugt und ungebrochen bis ans Endziel zu tragen, nicht allzuviele Schultern kräftig und stark genug sein würden; aber ich hatte bei meinem bisherigen Wirken erprobt, daß ich meiner Kraft ein nicht gewöhnliches Maß von Arbeit zumuthen dürfte; ich wußte, daß ich in dem, was ich ernstlich wollte, nicht leicht ermatten, daß es mir an unverdrossenem Fleiß und zäher Ausdauer nicht fehlen würde, und so durfte nach redlicher Selbstprüfung ich hoffen, daß mit Gottes Hilfe bei voller Anspannung meiner ganzen Arbeitskraft ich das Werk, dessen Schwierigkeit mich eben reizte, in der festgesetzten Frist glücklich werde zu Ende führen können. Gott hat mir beigestanden und der Erfolg hat bewiesen, daß mein allerdings kühnes Vertrauen auf die eigene Kraft doch kein vermessenes gewesen.

Die freundlichen Leser, die bis hierher meinen Mittheilungen gefolgt, wissen nun, wie ich keineswegs von vorn herein aus eigenem, innerem Triebe, — sondern vielmehr allmählich durch die Bestimmung und die Einwirkung anderer Personen und der Verhältnisse zu einem deutschen Wörterbuchschreiber geworden. Macht doch in der Regel überhaupt nicht der Mensch die Verhältnisse, sondern die Verhältnisse machen ihn.

Ich weiß sehr wohl, daß ich in dieser meiner ersten Mittheilung mich etwas kürzer hätte fassen können; aber, wenn ich hier von der Freiheit der Plauderei Gebrauch — doch hoffentlich keinen Mißbrauch — gemacht, so leitete mich dabei nicht bloß der leicht begreifliche Wunsch, die sich hier ungesucht bietende und gern ergriffene Gelegenheit zu benutzen und meinem trefflichen Vater ein kleines Gedächtniß zu stiften, sondern ich hoffte auch zugleich, durch meine Erzählung manchen Eltern einen bei der Berufswahl ihrer Kinder beherzigenswerthen Wink und Rath zu geben.

Ich habe im Leben nur zu oft gesehen, daß liebevolle Eltern auf die Antwort, welche ein Kind auf die Frage: „Was willst du werden?" giebt, zumal wenn es heranwachsend dieselbe mit einer gewissen Zähigkeit festhält und wiederholt, ein gar zu großes und unverhältnißmäßiges Gewicht legen, als spräche sich in einer solchen Antwort in der That immer eine bestimmte Neigung und eine besondere Begabung für den von dem Kinde genannten Beruf aus. Man sollte doch aber wohl erwägen, daß, wenn ein Knabe auf die Frage, was er werden wolle, den Beruf seines Vaters nennt, sich darin oft nur der kindische oder kindliche Nachahmungstrieb äußert, daß der Knabe, der erhitzt und aufgeregt durch das Lesen seines Robinson und wunderbarer, abenteuerlicher Seereisen, es als seinen höchsten Wunsch be-

zeichnet, ein Seemann zu werden, meist nicht die geringste Ahnung von diesem Berufe, seinen Beschwerden und Gefahren hat, — daß überhaupt Kinder über einen Beruf fast immer nur nach Aeußerlichkeiten urtheilen und urtheilen können, ohne die Licht- und Schattenseiten zu kennen und ohne zu einem wirklichen Urtheil über ihre Befähigung für den Beruf irgend berechtigt zu sein. Sorgfältige Eltern und Erzieher werden in der Regel besser und richtiger erkennen, wozu ein Kind wirklich befähigt und berufen ist, und wenn sie unter Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse es dazu hinleiten und vernünftig des Kindes Wahl lenken und bestimmen, so verfahren sie liebevoller und erweisen dem Kinde eine größere Wohlthat, als wenn sie den oft unverständigen Wunsch eines unreifen Knaben als ausschlag- und maßgebend ansehen und ihn, weil er es urtheilslos und unbedacht wünscht, einen Beruf ergreifen lassen, der nicht für ihn und für den er nicht paßt und den ergriffen zu haben, er im späteren Leben oft bitter bereut.

II.

„Du hast die Leser in deine Werkstatt eintreten heißen, um ihnen dort Mittheilungen aus derselben zu machen, aber, was wir bisher von dir gehört, war doch eigentlich nur ein Bericht, wie du überhaupt dazu gekommen, ein Wörterbuch zu schreiben. So führe uns doch endlich in deiner Werkstatt selbst umher, zeige und erkläre uns die Einrichtung derselben, dein Handwerkszeug u. s. w. Du hast zu deinem Werk offenbar mancherlei Stoff gebraucht? Wer hat ihn dir geliefert oder woher hast du ihn genommen? Welche Anordnung hast du getroffen, um aus der — wie man sich ohne Weiteres denken kann — verwirrenden, kaum zu bewältigenden und zu übersehenden Fülle des Stoffes den für die Verarbeitung im Augenblick gerade erforderlichen und nothwendigen immer gleich zur Hand zu haben? Und wenn du dann alle gerade nöthigen Stoffe zur Hand hattest, welches Verfahrens bedientest du dich, um aus den vielerlei verschiedenartigen, die doch wohl jedenfalls noch einer Vorbereitung und Vorbearbeitung bedurften, auf deinem — darf ich sagen — Webstuhle ein gleichmäßiges Gespinnst und Gewebe herzustellen, das sich im gehörigen Verhältniß dem Ganzen deines Wörterbuches richtig einfügte? u. s. w. Siehst du, Herr Wörterbuchschreiber, das sind Fragen, auf die wir von dir gehörige Antwort und Auskunft haben möchten.“

Wenn so oder in ähnlicher Weise ein minder geduldiger Leser das Wort nimmt, so muß ich ihm freilich vollkommen Recht geben; aber er wird mir wohl auch zugestehen, daß sich nicht alle seine Fragen gleichzeitig und auf einmal beantworten lassen und ich hoffe, er und alle meine Leser räumen mir bereitwillig das Recht ein, bei meinen weiteren Plaudereien gelegentlich und ohne daß ich mich an eine allzustrenge Ordnung und Reihenfolge binde, eine Frage nach der anderen, bald mehr, bald minder

eingehend zu beantworten, etwa wie es der Werkführer thut, wenn er werthe Gäste in der Werkstatt umherführt und an irgend einen Gegenstand, der sich ihnen gerade zum Anblick darbietet, Mittheilungen anknüpft, von denen er annimmt, daß sie den Antheil der den Werkraum Durchmusternden erregen könnten.

Treten wir also nun in die Arbeitsstätte selbst ein und sprechen wir zunächst von den ersten und nothwendigsten Hilfsmitteln des Wörterbuchschreibers.

Sie denken Sich ohne Weiteres und begreifen sofort, daß er sich, wenn es sich nicht etwa um eine Sprache handelt, in der es überhaupt noch kein Wörterbuch giebt, zunächst alle seine selbständigen Vorgänger möglichst vollständig zu verschaffen suchen wird, da es sich eigentlich doch nur darum handeln kann, den bereits von diesen zusammengebrachten und in bestimmter Ordnung eingereiheten Stoff zu ergänzen, zu vervollständigen, zu erweitern, zu berichtigen u. s. w., indem man Fehlendes hinzufügt, namentlich übersehene oder neu hinzugekommene Wörter, Wortverbindungen, Redensarten und eigenartige Anwendungen, wie auch den früheren Sammlern entgangene oder erst nach ihrer Zeit ausgebildete eigenthümliche und besondere Bedeutungen von Wörtern ein- und nachträgt, irrige und falsche oder doch aus einseitigen, beschränkten und unzureichenden Beobachtungen abgezogene Bemerkungen, Regeln und Vorschriften über den Sprachgebrauch verbessert und umgestaltet u. ä. m.

Nehmen nun schon die Wörterbücher meiner selbständigen Vorgänger in meiner Werkstatt einen immerhin ansehnlichen Raum ein, so verschwinden sie doch gegen die übrigen Bücher und Schriften, aus welchen ich den im heutigen Gebrauch lebenden Wortschatz unserer unerschöpflich reichen Muttersprache möglichst vollständig zu gewinnen und mit den nöthigen Belegen in mein Wörterbuch einzutragen beflissen war.

„Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart", hatte ich auf den Titel meines Werkes gesetzt und so handelte es sich also um das Schriftthum von reichlich viertehalb Jahrhunderten. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob ich — oder als ob überhaupt irgend Jemand — alles das in diesem weiten Zeitraume in deutscher Sprache Erschienene oder auch nur das von dem Erschienenen in irgend einem Abdruck Erhaltene — in stetigem Rückblick auf das daraus für das Wörterbuch zu Gewinnende von A bis Z hätte durchlesen, ausziehen und ausnützen können. Es bleibt immerhin noch eine Riesenaufgabe, wenn man aus diesem ungeheueren Wust auch nur die hervorragenderen Schriften auswählt, die durch ihre Bedeutsamkeit und ihren inneren Werth es verdienen, als gültige Zeugen und Gewährsmänner für das Vorkommen von Ausdrücken, Redewendungen und Redensarten, Wortfügungen und Wortbedeutungen aufgerufen zu werden oder die selbst nachweisbar auf die Aus- und Fortbildung der Sprache einen namhaften und beachtens-

werthen Einfluß geübt. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch an den unbeachtet gebliebenen Schriften sich manches für das Wörterbuch Beachtenswerthe und wohl zu Verwerthende findet, aber welcher Bergmann würde daran gehen, Schutthalden auszuklauben, so lange sich ihm noch reiche und ergiebige edle Erzadern zur Ausbeutung darbieten? Dazu kommt noch, daß demjenigen, welcher die Fülle der mit gutem Bedacht ausgewählten Schriften sorgsam und getreulich zur möglichst vollständigen und erschöpfenden Ausnutzung für das Wörterbuch durchmustert, fast ganz von selbst der Zufall auch eine nicht geringe Anzahl anderer, ursprünglich nicht mitgewählter Schriften in die Hände spielt, in denen er mit geschärftem Blick oft sehr wohl verwerthbare und werthvolle Belege entdeckt, die er, sich seines guten Finderglückes freuend, in die für das Wörterbuch angelegten Vorrathsbehälter einträgt. Auch hatte ich mich des Glückes zu erfreuen, daß, sowohl bei meinem Wörterbuche der deutschen Sprache, wie späterhin bei meinem Ergänzungswörterbuche persönlich mir ganz Fernstehende mir unaufgefordert und aus eigenem Antriebe reiche Beisteuern von höchst erwünschten Belegstellen zusandten, die zur wesentlichen Bereicherung meiner eigenen Sammlung dienten. Besonders hervorheben muß ich es, daß ich bei den von mir ausgewählten Schriften mich durchaus nicht bloß auf die wissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen beschränkt, sondern ganz besonders und geflissentlich auch die fachwissenschaftlichen mit in den Kreis hineingezogen, wie ich es denn in noch weiterem Umfange als eine meiner Hauptaufgaben ansah, in meinem Wörterbuche nicht nur die Büchersprache, sondern zugleich auch die Sprache des gewöhnlichen Lebens, des Handels und Wandels, des allgemeinen Verkehrs, der Handwerke, Künste, Fabriken und der verschiedenen Berufsarten mit aufzunehmen, zu würdern und zu erklären, wofür, wo die Bücher nicht ausreichten, aus mündlicher Unterhaltung mir Belehrung und Auskunft zu verschaffen ich mir angelegen sein ließ.

Welche Masse von Büchern mir den Stoff geliefert, mag man annähernd erkennen, wenn man sich die Mühe nehmen will, das am Schluß meines „Wörterbuches der deutschen Sprache“ (in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, S. 1816 ff.) enthaltene und hier 30 Spalten, jede zu etwa 80 Zeilen, füllende „Quellenverzeichniß“ etwas genauer ansehen will. Absichtlich sind darin, wie dort besonders hervorgehoben ist, Werke, aus denen nur vereinzelte Belegstellen entnommen sind, nicht besonders — und eben so wenig die in den Sammelwerken enthaltenen Schriftsteller einzeln aufgeführt. Man erwäge dabei, was in einem derartigen Quellenverzeichniß oft eine oder zwei Zeilen für eine Fülle des durchzuarbeitenden Stoffes in sich schließt, was es beispielshalber besagen will, wenn es hier heißt:

„Goethe, J. W., 1749—1832. Sämmtliche Werke in 40 Bdn. 2c. — oder: „Luther, Mart., 1483—1546. Die Bibel nach der letzten von Luther selbst revidirten Ausg., gedruckt zu Wittenberg durch Hans

Lufft. 1545. — Bücher und Schriften nach der Jenaer Folio-Ausgabe, angeführt nach Band und Blattzahl" u. A. m.

Die für das „Ergänzungs-Wörterbuch" hinzugekommenen Schriften würden außerdem für sich noch einen ziemlich bedeutenden Umfang in Anspruch nehmen.

Diese große Menge von Schriften aus mehr als viertehalb Jahrhunderten war natürlich niemals gleichzeitig auf einem Haufen in meiner Werkstatt oder, wie man sonst mein mäßig großes Arbeitszimmer nennen will. Sie hätten darin, so sehr es auch zu Zeiten mit Büchern angefüllt und überfüllt war, nimmermehr zugleich Raum gefunden. Vielmehr behielt ich in meinem eigentlichen Arbeitsraume größtentheils nur die Bücher, die ich eben unausgesetzt und fortwährend gleich zur Hand haben wollte und mußte; die übrigen Bände wanderten, sobald die daraus für das Wörterbuch zu benutzenden Belegstellen möglichst vollständig entnommen waren, hinaus, um anderen ebenso für das Wörterbuch auszuziehenden Platz zu machen.

Diejenigen, die bis hierher meiner Plauderei zu folgen die Freundlichkeit und Geduld gehabt, werden daraus, denke ich, eine genügende Uebersicht gewonnen haben über die Menge von Schriften, aus denen ich den im Wörterbuch weiter zu verarbeitenden Stoff gezogen. Ich möchte hier nun die Mittheilung anreihen, auf welche Weise dieser Stoff aus den Schriften ausgezogen worden und wie dann die auf solche Weise aus den verschiedenen Werken zusammengebrachte Fülle der später als Beispiele und Belege zu benutzenden Stellen, wenn auch nicht endgültig, so doch wenigstens vorläufig in einer einigermaßen übersichtlichen und die Möglichkeit einer weiteren Ordnung gewährenden Anordnung zusammengestellt und eingefacht worden sind.

Ich glaube, ich komme am schnellsten und kürzesten zum Ziel und mache mich auch den meiner Plauderei Folgenden am deutlichsten, wenn ich sie einlade, gemeinsam mit mir etwa das erste kleine Gedicht unter Goethe's Liedern in möglichster Vollständigkeit für das Wörterbuch auszuziehen. Ich darf, wie bisher, auch hier wohl von der Freiheit der Plauderei Gebrauch machen, gelegentlich einzelne mir wünschenswerth und nothwendig erscheinende Abschweifungen einzuflechten.

Das kleine zwölfzeilige Gedicht, das in der von mir zu Grunde gelegten vierzigbändigen Ausgabe sich im ersten Bande, Seite 10 findet, hat den Titel: „Vorklage" und lautet:

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!
Nun soll ich gar von Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch:
Die Welt ist voller Widerspruch
Und sollte sich's nicht widersprechen?

Sehen wir uns nun das Gedicht in Bezug auf die daraus für das Wörterbuch zu gewinnende Ausbeute recht sorgfältig an, so drängt sich uns gleich bei der Ueberschrift die Frage auf, warum hat der Dichter diese Ueberschrift gewählt? und in welchem Sinne ist das Wort „Vorklage“ hier zu fassen? Lassen wir zunächst die Antwort auf sich beruhen und schreiben wir auf einen ersten Zettel:

Vorklage. G. 1, 10 (d. h. so viel wie: Goethe, Band 1, Seite 10).

Davon, daß das mittlere Versgebinde in seiner Reimstellung mit den beiden anderen nicht übereinstimmt, sehen wir hier natürlich ab, als ohne Belang für das Wörterbuch, und machen uns zunächst den Gedankengang des Dichters klar.

Er ist zu dem Entschluß gekommen, seine bisher zerstreuten Lieder zu sammeln; aber nun kommt ihm ein Bedenken: er fühlt, seine bei den verschiedensten Gelegenheiten entstandenen Lieder waren der ungesucht hervorbrechende Ausdruck seiner jedesmaligen augenblicklichen Stimmung, er hat darin nicht seine Gedanken in wohlgeordneter Fassung ausgesprochen, sondern, von seinen Gefühlen leidenschaftlich erregt und überwältigt, sie, seiner kaum selbst vollbewußt, gleichsam stammelnd hervorgestoßen; und darum nahm sich schon das einzelne Lied, wie es schriftlich aufgezeichnet worden, seltsam und befremdlich genug aus. Das Befremden muß sich aber noch in hohem Grade steigern, wenn die bei den verschiedensten, zeitlich weit aus einander liegenden Gelegenheiten und unter den widersprechendsten und wechselndsten Stimmungen entstandenen Lieder, zu einem Buche vereinigt, unvermittelt neben einander, — als ständen sie, eine hinter einander fortlaufende Reihe bildend, in unmittelbarem Zusammenhange, — wenn sie, sag' ich, so mit all ihren Widersprüchen dem Leser vor die Augen kommen; aber der Dichter weiß sich über die ihm aufsteigenden Zweifel hinwegzuhelfen und ermannt sich zu dem Entschlusse, ohne langes Bedenken sein kleines Buch fertig zu stellen. Sei doch, sagt er, die ganze Welt in sich voller Widersprüche: warum solle denn nicht auch sein Büchlein sich widersprechen dürfen?

Damit ist auch der Titel des von dem Dichter seinem Liederbuch vorausgeschickten Gedichtes erklärt, in welchem er das, was die Leser seinem Buche vorwerfen können, es selbst beklagend, bereitwillig zugesteht, aber nach Möglichkeit zu entschuldigen sucht, so der Anklage und Beschuldigung seitens der Leser zuvorkommend und vorbauend.

Gehen wir nun aber ins Einzelne und fragen uns, für welche im Wörterbuch zu behandelnden Ausdrücke zunächst die beiden ersten Zeilen des Gedichtes passende und verwerthbare Beispiele oder Belege liefern können. Zuerst finden wir: „ausnehmen", als rückbezügliches Zeitwort, in der Wendung: „Etwas nimmt sich so und so aus." Wir setzen also auf einen auszufüllenden Zettel als Stichwort oben:

Ausnehmen refl. [d. h. verbum reflexivum oder rückbezügliches Zeitwort]

und darunter die Belegstelle:

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln | geschrieben sich so seltsam aus! G. 1, 10.

Dieselbe Belegstelle setzen wir auf einen folgenden Zettel, nur daß wir diesmal nicht ausnehmen durch Unterstreichen hervorheben, sondern „leidenschaftlich", das wir auch als doppelt unterstrichenes Stichwort zur Ueberschrift wählen, mit hinzugefügtem a. [d. h. Adjectiv und Adverb oder: Eigenschafts- und Umstandswort].

Auf dem folgenden Zettel gestaltet sich die Ueberschrift etwa so: **Schreiben** tr. [d. h. verbum transitivum oder zielendes Zeitwort], im Gegensatz zu sprechen ꝛc. und auf einem weiteren Zettel fügen wir zu dem Stichwort ꝛc. **seltsam** außer der Bezeichnung a. (s. o.) etwa noch einige erklärende oder sinnverwandte Ausdrücke, wie: „befremdend, befremdlich, sonderbar, eigenartig, eigenthümlich".

Da ich planmäßig in meinem Wörterbuch die Formwörter nur kurz berührt habe, ihre ausführliche Erörterung einem eigenen Buche vorbehaltend, so bin ich auch hier über das an der Spitze des Gedichtes stehende ausrufende Fürwort „wie" hinweggegangen, obgleich für das Wörterbuch der Formwörter unter diesem Stichwort die beiden ersten Verse wohl als Beleg verzeichnet zu werden verdient hätten, insofern der Ausruf eine verschiedene Abschattung des Sinnes zeigt, je nachdem das sich anschließende Adverb unmittelbar auf das „wie" folgt oder — wie in dem Gedichte — davon getrennt ist, vgl: „Wie (so) seltsam nimmt sich das Stammeln aus!" und: Wie nimmt es sich (so) seltsam aus.

Doch für uns hier kommt es ja überhaupt nicht darauf an, ob wir aus einem Gedichte für das Wörterbuch einen Zettel mehr oder weniger gewinnen, sondern vielmehr nur beispielsweise zu zeigen, wie sich die auszuziehenden Zettel gestalten. So übergehe ich denn auch unter den aus dem dritten und vierten Verse für das Wörterbuch zu gewinnenden Zetteln diejenigen, an deren Spitze als Stichwörter „nun" und „gar" zu setzen wären, und begnüge mich, hier folgende Stichwörter herzusetzen: **Haus**, n.: von Haus zu Haus = von einem Haus zum andern [gehend] ꝛc. — **lose** a. **Blatt** n. zum Schreiben, zu Aufzeichnungen dienendes — oder: damit versehenes, beschriebenes; — **sammeln** tr.

Die aus dem zweiten Versgebinde zu gewinnenden Belegstellen stehen

bezüglich unter den Stichwörtern: **lang** a.; **weit** a; **Strecke** f; **Leben** n.; **stehen** intr.[ansit.], von (oder aus) einander stehen, entfernt sein ꝛc. — **kommen** intr.: Einem in die Hand (vergl: in Jemandes Hand) kommen; **Decke** f.: eines Buches, = Umschlag, Einband, Deckel; **gut** a.: der gute Leser, vergl. gütig, geneigt, wohlwollend. — **Leser** m; **Hand** f.: Einem in die Hand kommen (s. d.).

Schließlich finden sich die aus den letzten 4 Zeilen zu ziehenden Zettel unter den Stichwörtern: **schämen,** refl., mit dem Genit. — **Gebrechen** n. vergl. Fehler, Mangel, Unvollkommenheit ꝛc. — **vollenden** tr.; **schnell** a. = ohne langes Bedenken ꝛc. vgl. **schnell** entschlossen ꝛc; — **Buch** n. **Welt** f; **voll** a. (voller, im Positiv); **Widerspruch** m.; **widersprechen** intr.

In dem Goethe'schen Gedicht wird das geschriebene Lied dem sich der Brust unwillkürlich, wenn auch in gestammelten Lauten entringenden entgegengestellt. Das erinnert mich an ein Rückert'sches Sinngedicht, aus welchem wir noch einige weitere Belegstellen für das Wörterbuch ausheben und auf Zetteln verzeichnen wollen. Das Gedicht findet sich als Rückert's Beisteuer in dem 1840 von Dr. Heinrich Meyer herausgegebenen Guttenbergs-Album S. 106 und lautet:

Vier Jahrhunderte sind geschwunden,
Seit du die schwarze Kunst erfunden;
Was hat sie der Welt für Gewinn gebracht?
Den Bücherhaufen größer gemacht.
Dir mögen die Wissenschaften danken
Für die Erweiterung der Geistesschranken,
Die Weltverbreitung der Gedanken.
Die Poesie steht gedankenvoll
Und weiß nicht, was sie sagen soll.
Als sie, statt gesungen, ward gesprochen,
War ihr der eine Fittig gebrochen;
Als sie, statt gesprochen, ward geschrieben,
Ist im andern Fittig kein Kiel geblieben.
Nun, statt geschrieben, sie wird gedruckt.
Hat sie des Todes Krampf durchzuckt
Nur die Kritik
Und die Politik,
Die beiden Tode der Poesie,
Ohne Druckerschwärze, was wären sie?
Drum mögen dir diese beiden huldigen,
Die Poesie läßt sich entschuldigen.

Man sieht sofort, daß ich zunächst die Verse 10 bis 14 im Auge hatte, und diese liefern uns auch für unsere Sammlung Zettel, je mit den an die Spitze zu stellenden transitiven Verben: **singen**; **sprechen**; **schreiben**; **drucken** als Stichwörtern. Andere daraus für das Wörterbuch zu verwerthende Zettel führen als Ueberschrift die Stichwörter: **Fittig** m.; **Kiel** m. **bleiben** intr.; **Krampf** m. **(Todeskrampf)**; **durchzucken** tr. — Zettel, die sich aus andern Versen des Gedichtes für das Wörterbuch

gewinnen lassen, fallen z. B. unter die Stichwörter. **Jahrhundert** n. und **schwinden,** intr. (v. 1). — **schwarz** a. und **Kunst** f. (v. 2). — **Gewinn** m. und **bringen** tr. (v. 3) — **Bücherhaufen** m.; **groß** a (größer machen, vgl. vergrößern) (v. 4); — **Wissenschaft** f., im Gegensatz zur Poesie, vgl: schöne Wissenschaften, und **danken** intr. (v. 5). — **Erweiterung** f. und **Geistesschranke** f. (v. 6). — **Weltverbreitung** f. und **Gedanke** m. (v. 7) — **gedankenvoll** a. (v. 8). Ferner z. B. **Tod** m., Mehrzahl: die Tode (v. 18) — **Druckerschwärze** f., (v. 19). — **huldigen** intr. (v. 20). — **entschuldigen** tr., refl.: sich entschuldigen = sein Nicht-Erscheinen, sein Ausbleiben entschuldigen.

Aus dem Gesagten wird, denke ich, vollständig klar geworden sein, auf welche Weise die Zettel für das Wörterbuch aus den Schriften ausgezogen und hergestellt werden — natürlich nicht, um sammt und sonders vollständig an ihrer Stelle ins Wörterbuch aufgenommen zu werden, sondern vielmehr, um die nothwendige oder doch wünschenswerthe Fülle des Stoffes zu bieten, aus welcher dann jedes Mal nur die bedeutsamsten, beweiskräftigsten und schlagendsten Belege auszuheben und auszuwählen sind. Die anderen Zettel sind darum doch nicht nutzlos, sie liefern die Beispiele für die keiner besondern Belege bedürfenden und doch so nothwendigen, möglichst vollständig aufzuführenden allgemein üblichen Bedeutungen, Anwendungen, Verbindungen und Fügungen der einzelnen Wörter, und eine reiche Fülle, selbst Ueberfülle von Zetteln erweist sich als vortheilhaft, weil in einer derartigen Zettelwirthschaft auch bei der aufmerksamsten Sorgfalt und größten Achtsamkeit man kaum je ganz wird vermeiden können, daß sich Manches — verzettele, sei es, daß einzelne Zettel ganz verloren gehen oder doch wenigstens verkramt werden, in ein falsches Fach hineingerathen oder Aehnliches mehr, so daß, wenn nicht mehrere Zettel für Ein und Dasselbe vorhanden sind, die Gefahr nahe liegt, etwas Beachtens- und Erwähnenswerthes an der richtigen Stelle zu übersehen und auszulassen. Daß sich in der Herstellung der Zettel manche Abkürzungen und Vereinfachungen bei der Ausführung fast von selbst ergeben, mag hier wenigstens im Vorübergehen erwähnt werden.

Aber wie werden nun diese Zettel jeder an der gehörigen Stelle untergebracht, so daß man bei der Ausarbeitung eines bestimmten Wortes die dafür gesammelten und zu verwerthenden Aufzeichnungen alle übersichtlich zur Hand hat?

Die erste vorläufige Sonderung und Ordnung der Zettel geschieht nach dem Anfangsbuchstaben der Stichwörter. Man braucht ein besonderes Behältniß für **A** als Anfangsbuchstaben, ein anderes für **B** u. s. w. Der Umfang dieser Behältnisse ist verschieden, ähnlich wie der für die Fächer in einem Setzkasten, und richtet sich danach, wie häufig ein bestimmter Buchstabe im Anfange deutscher Wörter etwa auftritt. Man sieht von vorn herein, daß man für **C** und **D** als Anfangsbuchstaben mit einem ge-

ringen Raum ausreicht, daß dagegen S einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum in Anspruch nimmt, so daß man sich veranlaßt findet, wenn nicht von vorn herein, doch jedenfalls sehr bald Unterabtheilungen zu machen und statt eines einzigen Behälters für S mehrere zu wählen, etwa einen eigenen für Sa, einen anderen für Sch, Se, Si, Sk, So, Sp, St, Su u. ä. m.

Hätte ich mich nun dafür entschieden, wie es die Grimm und die meisten Verfasser deutscher Wörterbücher gethan, die aufzunehmenden Wörter — gleichviel, ob es Grundwörter oder Zusammensetzungen sind — unterschiedslos und gleichmäßig hinter einander rein nach ihrer Reihenfolge im Abece aufzuführen, so würde z. B. der erste der hier von uns gewonnenen Zettel, mit dem Stichworte: **Vorklage** in das Behältniß für **V** gelegt worden sein, der zweite mit dem Stichworte: **ausnehmen** in das für **A** u. s. w. Ich aber bin nach allseitiger Prüfung und Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß nach der Eigenart unserer Sprache eine innere Vollständigkeit des Wörterbuches nur erreichbar ist, wenn hier die Zusammensetzungen unter den Grundwörtern behandelt werden, allerdings aber — so weit sie eine besondere Besprechung erheischen — der schnellen Uebersichtlichkeit halber streng nach der Reihenfolge des Abece. Darauf werde ich an anderer Stelle noch ausführlich und eingehend zurückkommen. Jedenfalls aber folgt daraus, daß nach der Anordnung, die ich für das Wörterbuch als die zweckmäßigste erkannt und gewählt, Vorklage unter Klage, ausnehmen unter nehmen zu behandeln ist, und demgemäß für die beiden Zettel bezüglich nicht in die Behälter für **V** und **A**, sondern in die für **K** und **N** zu legen sind. Aehnliches gilt für alle Zusammensetzungen überhaupt, auch da, wo das Grundwort allein an und für sich wenig oder nicht üblich ist. Sehen wir uns z. B. die Zusammensetzungen in unserer bisherigen kleinen Zettelsammlung an. Wir werden hier aus dem Goethe'schen Gedicht Gebrechen als zusammengesetzt aus brechen (mit der Vorsilbe ge-) in das Behältniß für **B** legen, Widerspruch nach dem Grundwort Spruch in das Fach für **Sp** und ebenso widersprechen nach dem Grundwort sprechen; ferner aus dem Rückert'schen Gedicht: Jahrhundert n. nach dem Grundwort: das Hundert in den Behälter für **H**; Gewinn m. nach dem allerdings für sich allein nur selten noch vorkommenden Grundwort: der Winn dem **W** zutheilen; Bücherhaufen (Grundwort: Haufen) dem **H**, Erweiterung nebst erweitern (Grundwort: weitern) dem **W**, Geistesschranke (Grundwort: Schranke) dem **Sch**. Ferner ist für Weltverbreitung das Grundwort: Verbreitung, das nach der Einrichtung meines Wörterbuches unter verbreiten zu besprechen ist, wie dieses selbst wieder unter dem Grundworte breiten. Demgemäß legen wir den Zettel mit dem Belege für Weltverbreitung in das für **B** bestimmte Behältniß u. s. w.

Wie nun die weitere Sonderung und Vertheilung der Zettel vor sich geht, begreift sich ohne Weiteres. Nimmt man z. B. das geräumige Behältniß vor, welches alle für die Ausarbeitung des Buchstaben **A** im Wörterbuch bestimmten Zettel in sich schließt, so richtet man bei den Stichwörtern das Augenmerk auf die dem **A** unmittelbar folgenden Buchstaben. Man hat eine genügende Anzahl kleinerer Behälter, die den Anfängen: A, Aa, Ab, Ach, Ack, Ad, Ae, Af, Ag, Ah, Ai, Ak, Al u. s. w. entsprechen. In diese ordnet man ohne Schwierigkeit sämmtliche Zettel für **A** ein. Die weitere Sonderung erfolgt in ganz gleicher Weise, nur daß man jetzt das Augenmerk bezüglich auf den dritten &c. der Anfangsbuchstaben im Stichworte richtet, und so gewinnt man z. B. aus dem Behälter für Aa die weiter geordneten Zettel für Aa, Aach, Aak, Aal, aalen, aalicht, Aam, Aap, Aar, Aas, aasen, Aaser, aashaft, aasig u. s. w.

Kommen wir nun zu den mit Ab beginnenden Zetteln, so tritt hier besonders scharf der Unterschied in der Anordnungsweise der Zusammensetzungen bei mir und bei Andern hervor.

Da, wo die Zusammensetzungen mit den Grundwörtern unterschiedslos, als wären sie gleich berechtigt, in ganz gleicher Reihe nach der Folge des Abece aufmarschiren, folgen unmittelbar auf Ab (als Adverb), die mit dieser Vorsilbe gebildeten Zusammensetzungen, die bei mir den bezüglichen Grundwörtern zugeordnet sind. So folgen dort auch auf das Hauptwort Abend die Zusammensetzungen, in welchen dieses Wort als Bestimmungswort die erste Hälfte bildet. In dem Grimm'schen Wörterbuch z. B. sind derartiger Zusammensetzungen etwa 100 aufgeführt. Welche Willkürlichkeit und Lückenhaftigkeit aber hierbei herrscht, zeigt sich unwiderleglich, wenn man sieht, daß ich in meiner kritischen Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuchs (Heft I, S. 24ff. und Heft II S. 229ff.) und in meinem Programm eines neuen deutschen Wörterbuches S. 17 eine größere Zahl eben so zur Aufnahme berechtigter, aber bei Grimm fehlender derartiger Zusammensetzungen habe nachtragen können. In meiner Zettelsammlung haben diese mehr als 200 mit „Abend“ beginnenden Zusammensetzungen ihre Stelle nicht unter „Abend“ gefunden, sondern, wie gesagt, jedes Mal unter dem betreffenden Grundworte. Sehen wir uns im Grimm'schen Wörterbuch wenigstens die ersten vier der unmittelbar hinter „Abend“, eben so wie dieses als eigene selbständige Artikel aufgeführten Wörter an. Da treffen wir zuerst:

ABENDANDACHT, f. seine abendandacht halten. Das ist Alles, was der Nachschlagende hier findet, und, wenn er über die Bedeutung des Wortes Weiteres erfahren will, bleibt ihm nichts übrig, als das Wort Andacht nachzuschlagen. Hier findet er denn auch in der That unter Anderem:

„Zumal wird unter Andacht das Gebet verstanden, seine Andacht verrichten, solche Gebete heißen Morgen- und Abendandachten“.

Ist es da nicht viel einfacher, gleich eine Anordnung zu treffen, nach welcher der Nachschlagende von vorn herein weiß, daß er die Auskunft über Abendandacht unter dem Grundwort Andacht zu suchen hat, welches, als selbst zusammengesetzt, er in D unter dem „außer in Zusammensetzungen ungewöhnlichen“ weiblichen Hauptwort Dacht findet, wie das in meinem Wörterbuch der Fall ist. Auf diese Weise gewinnt man nicht nur an Raum und erspart gleichzeitig dem Suchenden die Mühe eines vergeblichen und unnützen Nachschlagens, sondern es fällt auch auf das gesuchte Wort durch die Stelle, an der es beispielsweise neben anderen ähnlichen und in unerschöpflicher Anzahl nach Aehnlichkeit zu bildenden Zusammensetzungen steht, sofort die richtige und gehörige Beleuchtung, s. mein Wörterbuch, wo unter Andacht in der engern Bedeutung: Gebet, anbetende Verehrung, Religionsübung u. s. w. beispielsweise meiner Zettelsammlung auch folgende Belege entnommen sind: Den . . . Kopf eines Jupiters . . . Meine Morgen-A. an ihn richten. Goethe 23, 181 . . . Gebetformel zu Morgen- und Abend-A—en. Klencke Parnaß zu Braunschweig 1, 15 ꝛc. Nach dieser Anordnung begreift man an dieser Stelle sofort, ohne daß es besonders einer Einzel-Ausführung und -Aufzählung bedürfte, daß sich zahlreiche ähnliche Zusammensetzungen bilden lassen, z. B. Mittags-, Vesper-, Sonntags-, Montags-, Werktags-, Fest-, Oster-, Weihnachts-Andacht u. s. w. und welches ihre Bedeutung ist. Wenn aber diese und ähnliche Zusammensetzungen nach ihren Anfangsbuchstaben in alphabetischer Reihe auseinandergerissen und zerstreut sämmtlich eben so wie Abendandacht — im Wörterbuch aufgeführt werden sollen — wie will man da auf eine auch nur einigermaßen erschöpfende Vollständigkeit rechnen? (so fehlen z. B. in den bis jetzt erschienenen Bänden des Grimm'schen Wörterbuches: Dinstags-, Fest-, Freitags-, Karfreitags-Andacht) und, wenn willkürlich nur die von den Sammlern zufällig aufgezeichneten Zusammensetzungen dieser Art dem Wörterbuch einverleibt werden, ist diese die Auskunftsuchenden in andern Fällen zum vergeblichen Nachschlagen verlockende Weise nicht die unnützeste Raumverschwendung?

Auf Abendandacht folgt im Grimm'schen Wörterbuch:

„ABENDBESUCH, m. nnl. [= neuniederländisch] avondbezoek, den man abends macht oder empfängt.“

Bei mir steht dies Wort nicht als eigener, besonderer Artikel, sondern unter Besuch (s. Such) in der Bedeutung Visite ꝛc. (mit einem Belege aus Goethe), als Beispiel der Zusammensetzungen, von denen ich hier mit Rücksicht auf den Raum nur die mit dem Buchstaben A beginnenden hersetzen will: Abschieds-, Anstands-, Antritts-Besuch. Diese gewiß eben so zur Aufnahme berechtigten Zusammensetzungen fehlen im Grimm'schen Wörterbuch. Es wird vergönnt sein, aus dem Vorwort zu meinem Ergänzungswörterbuch hier einen Satz zu wiederholen. „Ich habe,“ heißt

es dort, „in Betreff der Zusammensetzungen, die aus dem Wesen unserer Sprache selbst geschöpfte und durch den Erfolg meines großen Wörterbuches bewährte Anordnungsweise fest haltend, von vorn herein auf eine rein äußerliche und dabei doch nie ganz zu erreichende Vollständigkeit verzichten können, mich auf eine sorgfältige Auswahl wirklich bezeichnender und maßgebender Zusammensetzungen beschränkend, nach deren Aehnlichkeit man jedesmal leicht unzählige andere wird bilden und verstehen können. In einer die Grundwörter und die Zusammensetzungen durch einander wirrenden und sie, als wären sie gleich berechtigt, nach ihrer Reihenfolge im Abece hinter einander aufführenden Anordnung hätte die innere Vollständigkeit in den Zusammensetzungen selbst nicht auf dem Drei- und Vierfachen des Umfanges erreicht werden können." Hinzufügen möchte ich nur noch, daß, wenn man einmal bei der Entwerfung des Planes und Grundrisses zu einem Bau für die lichtvolle Anordnung Sorge zu tragen versäumt hat, es ein vergebliches Bemühen ist, hintennach das Licht — und sei es in Scheffelsäcken — von außen hineintragen zu wollen.

In Bezug auf das nun im Grimm'schen Wörterbuch folgende „Abendbetglocke" könnte ich nur das Gesagte mit anderen Beispielen wiederholen und ebenso bei dem darauf folgenden:

ABENDBLATT, n. abends ausgegebne zeitung, schw. [= schwedisch] aftonbladet [lies: aftonblad], dem ich zunächst einfach aus der ausführlichen Behandlung des Wortes Blatt in meinem Wörterbuch folgende Stelle gegenüberstellen möchte:

Blätter, öffentliche Blätter: Zeitungen, Zeitschriften: Die Nachricht hat in allen Blättern gestanden; Er redigirt ein kritisches Blatt; Blätter für litterarische Unterhaltung. Wer hätte auf deutsche Blätter Acht, Morgens, Abends und Mitternacht. G[oethe] 3, 129, und viele Zusammens., welche Zeit des Erscheinens, Inhalt, Leserkreis, Zweck, Preis- angeben, z. B.: Die Morgen-, die Abend-, die Nachmittags- und Mitternachtsblätter. Immermann M. 1, 140; Tagesblätter (Börne 2, 108); Wochenblättlein (Hebel 3, 204); Sonntags-B.; Zeit: (Immermann 12, 141), Zeitungsblatt (Freiligrath 1, 109), Amts-, Bezirks-, Kreis-, Provinzial-, Volks-, Schul-, Ergänzungs-, Unterhaltungs-, Conversations-, Mode-, Haupt-, Bei- (Auerbach Leb. 1, 105), Partei-, Pfennig-, Riesen-B. (Kohl Engl. 2, 13, von sehr großem Format) u. ä. m.

Da aber, möchte man weiter fragen, Abendblatt im Grimm'schen Wörterbuch unter einem eigenen Stichwort behandelt ist, warum fehlt denn z. B. Abendzeitung und das doch wohl eine besondere Besprechung herausfordernde: Abendpost, vergl. in meinem Wörterbuch unter dem Grundworte Post, das Folgende: „. . . auch als Titel von Zeitschriften, z. B. Ostdeutsche P., redigirt von Kuranda rc. (s. Schnell-, Morgen-P.) . . . Zusammens. (vergl. entsprechend die von ‚Zug' in Beziehung auf Eisenbahnen), z. B. nach der Zeit respective des Abgangs- oder der An-

kunst: Die Zehnuhr-, Früh-, Morgen-, Abend-, Mittags-P. Die Montags-P., z. B. auch als Titel von Zeitungen 2c."

An diesen Bemerkungen zu den ersten vier mit Abend als Bestimmungswort gebildeten Zusammensetzungen des Grimm'schen Wörterbuches kann ich es hier um so füglicher genug sein lassen, als sich doch noch wohl in einer späteren Plauderei von den in's Wörterbuch aufzunehmenden Zusammensetzungen zu sprechen, Anlaß und Gelegenheit findet.

Ich bemerke also hier nur, auf die Ordnung der gesammelten Zettel zurückkommend, daß plangemäß die mit dem Bestimmungswort Abend beginnenden Zusammensetzungen nicht unter Abend, sondern unter das jedesmalige Grundwort einzuordnen sind. Dagegen finden sich in dem für Abend bestimmten Fach eine Menge Zettel zusammen, bei deren Stichwörtern Abend das Grundwort der Zusammensetzung ist. Die Verarbeitung all dieser Zettel giebt ein gutes Beispiel dafür ab, wie es durch die Zusammenordnung des Zusammengehörigen möglich wird, auf einem verhältnißmäßig sehr geringen Raum die massenhaft vorliegenden und nach Aehnlichkeit ins Unendliche zu vermehrenden Zusammensetzungen in einer das Wesentliche möglichst erschöpfenden Weise zu behandeln. Und so lasse ich denn zum Schluß dieser zweiten Plauderei aus meinem Wörterbuch nachstehende unter Abend sich findende Stellen hier folgen und für sich sprechen:

„**Abend** m. . . .: 3, Wie der Beginn der Nacht, so namentlich bei Festen oder in Verbindung mit ‚heilig' der Vorabend, Tag vorher. Sprichwort: Gewinnen ist der Abend vom Verlieren. Lessing 11, 653 2c. Gewöhnlich: Der heilige A., Christ-, Weihnachts-, Johannis-A. 2c.

Anm. In Zusammens. bleibt Tag weg; der Thomastag ist z. B. der 21. December; Thomastag Abend der Abend des 21. Dec., aber: Am S. Thomasabend, den 20. Dec. Stumpf, Schweiz. Chron. 726a; S. Katharinen-, S. Mathis-, Palm-, Fest-Abend. Eben so verschieden Sonntagabend, Ende des Sonntags; Sonnabend, der Tag vorher und dazu: Sonnabend A., ähnlich wie Weihnachtsnacht 2c."

In dem eigenen Absatz aber, der dann die Zusammensetzungen bringt, heißt es weiter, wobei die in eckigen Klammern beigefügten Zahlen auf das Vorangegangene zurückweisen:

„Zusammens. mit den Namen aller Feste [3], Wochentage, Monate, Jahreszeiten: Pfingst-, Mittwoch-, December-, Frühlings- 2c., ferner [2] und nach der Art, wie — und dem Ort, wo man Abende zubringt 2c., z. B.: Ball-; Beicht-; Boston-; Erden- [auf der Erde zugebrachter] Sals 40; Erzähl-; Gebirgs-; Gewitter-; Himmels-: Erst am H., als es am Himmel Abend wurde. Schubart 3,54; Kneip-; Lese-; Nebel-; Schauspiel-; Spiel-; Theater-; Thee-; Trink-; Zank-; Zauber-; zaubervoller A. Hölderlin Hyper. 233 u. v. a."

Es lagen in dem für Abend und die Zusammensetzungen dienenden

Zettelsack mir noch Belegstellen für sehr viele andere, ähnliche Zusammensetzungen vor; aber es war niemals meine Absicht gewesen, die gesammelten Zettel auch sämmtlich vollständig ins Wörterbuch aufzunehmen, sondern vielmehr, aus dieser Ueberfülle unter Ausscheidung des Entbehrlichen eine genügende Auswahl des Nothwendigen zu treffen und also z. B. für die Zusammensetzungen bestimmte Vertreter auszuheben, nach denen der Nachschlagende ohne Weiteres das Vorkommen und die Bedeutung von zahlreichen ähnlichen entnimmt, wie in dem vorliegenden Falle z. B. zu Pfingst- auch Oster- 2c., zu Mittwoch- auch Dinstag- 2c., zu December- auch Januar- 2c, zu Frühlings- auch Lenz-, Herbst- 2c., ferner zu Ball- auch Tanz-, zu Boston- auch Whist-, Skat-, Schach- 2c. Abend u. s. w., und bei den ausgewählten Vertretern wurde auch nur in einzelnen wenigen Fällen, wo es der Nachschlagende vielleicht besonders wünschen zu können schien, die genaue Belegstelle aus den Zetteln hinzugefügt. So konnte an dieser Stelle über sehr viele Zusammensetzungen mit dem Grundwort Abend, die bei einer anderen Anordnung, wenn man auch nur annähernd eine einigermaßen erschöpfende Vollständigkeit erreichen wollte, einen ungemein großen Raum erfordert hätten, in wenigen Zeilen das Nöthige gesagt werden. Freilich blieben, nachdem durch die zusammenfassende Besprechung eine große Anzahl der Zusammensetzungen von Abend erledigt war, immerhin noch einzelne zurück, die noch eine besondere Besprechung oder wenigstens besondere Bemerkungen nothwendig machten, und diese noch nicht erledigten Zusammensetzungen findet man denn auch durch besonderen Druck hervorgehoben, übersichtlich nach der Reihenfolge des Abece geordnet, in meinem Wörterbuch einzeln besprochen.

Ich will mit Rücksicht auf den Raum daraus nur sehr Weniges hersetzen. Eine Bedeutung des Wortes Sommerabend ist durch das Vorangegangene bereits erledigt. Darum steht unter diesem Wort auch die Hinweisung: „s. o.", aber mit der Hinzufügung: „auch der Punkt am Himmel, wo die Sonne beim Anfang des Sommers untergeht", und danach genügt kurz darauf bei Winterabend der Hinweis: s. Sommer-A., wie andrerseits (s. o.) unter Sonnabend der bloße in eckige Klammern gesetzte Hinweis ausreicht: [3 und Anm.].

Man ersieht aus dem Gesagten, welche Vortheile die von mir gewählte Anordnungsweise, die Zusammensetzungen unter ihrem Grundworte zu behandeln in Bezug auf Kürze und innere Vollständigkeit gewährt, aber außerdem schützt sie auch den Wörterbuchschreiber, weil er mit dem Grundworte zugleich die ganze Fülle der Zusammensetzungen überblickt, weit mehr vor der Gefahr, Sachen, welche eine Besprechung verdienen oder erheischen, zu übersehen und an der gehörigen Stelle unbesprochen zu lassen.

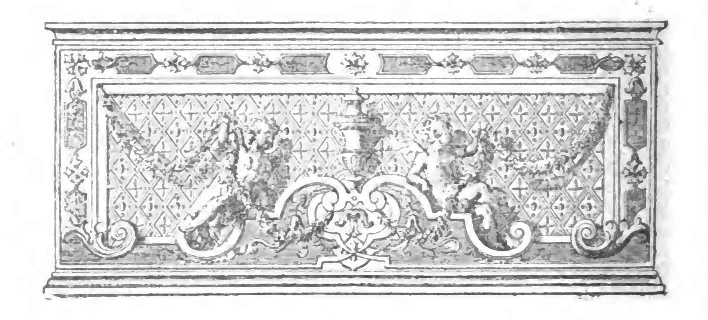
So ist es z. B. sehr auffällig und befremdend, daß unter Abend in dem Grimm'schen Wörterbuch die Verbindung „der heilige Abend" im Sinne von Vorabend (la veille) ganz unerwähnt geblieben ist, zumal doch

schon Frisch, Adelung, Campe &c. diese Anwendung aufgeführt haben und außerdem (s. o.) dazu Lessing noch ausdrücklich auf das Sprichwort hingewiesen hatte: „Gewinnen ist der Abend von Verlieren". Einer solchen Auslassung würde aber Jakob Grimm viel weniger ausgesetzt gewesen sein, wenn ihm mit den Belegen für Abend zugleich auch z. B. die für Weihnachts-, Christ-, Thomas-, Andreas-, &c. Abend vorgelegen hätten, wie denn z. B. im 2. Bd. des Grimm'schen Wörterbuches aufgeführt ist:

„CHRISTABEND, m. dies ante festum Christi natale proximus. — Kristabend. Myst. 27,3."

Hiermit aber will ich, um nicht durch übermäßige Länge der einzelnen Plaudereien zu ermüden und die Geduld auf eine allzu harte Probe zu stellen, diese meine zweite Plauderei schließen.





Wiens architektonische Physiognomie.*)

Von

P. F. Krell.

— München. —

I.

Lage Wiens.



Nicht umsonst wird Wien in Liedern hochgepriesen! Schon seine ungemein günstige landschaftliche Lage würde hinreichen, dem Namen dieser Stadt einen besonderen Klang zu verleihen. An der einzigen Stelle, wo die nordwärts streichende Kette der bei Marburg sich gabelnden Alpen durchbrochen ist, um die Donau durchzulassen, auf den letzten Bodenwellen der Ausläufer des Wiener Waldes, am Rande einer großen Ebene liegt die Kaiserstadt bequem hingebettet. Rings um sie breitet die Natur die Fülle ihrer Fruchtbarkeit aus. Häufig sieht man in den äußeren Bezirken der Stadt, was noch vor einigen Jahren auch innerhalb der Linien keine Seltenheit war, Gründe, die bereits als Bauplätze bezeichnet sind, dicht neben den Neubauten, einstweilen noch bepflanzt mit Reben und Korn.

Auf den sanften Abdachungen der Hügel, die sich vom Leopoldsberg über Baden gegen Süden hinziehen, wächst Wein genug, um die Wiener

*) Zu unserer Schilderung benützte Werke: K. Weiß, Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken, herausg. vom österr. Ingenieur- und Architekten-Verein, II. Aufl. 1865. E. Ranzoni, Wiener Bauten, 1873. E. Winkler, Technischer Führer durch Wien, 1873. Karl Weiß, Topographie der Stadt Wien, 1876. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, 1883. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild I. Thl. 1886.

bei Laune zu erhalten. (Im Mittelalter war der Weinbau der Hauptnahrungszweig der Wiener.) Auch des herrlichen Obstes wollen wir nicht vergessen. Das ungeheure, mit Fruchtfeldern bedeckte Marchfeld jenseits der Donau ist sodann mehr als ausreichend, der Riesenstadt das tägliche Brot zu reichen; Hasen und Rebhühner liefert es als Zugabe außerdem, sonstiges Wild der Wiener Wald. Für Fastenfische sorgt der große Strom. Während so für die Befriedigung aller leiblichen Bedürfnisse eine dauernde Garantie gegeben ist, kommen noch weitere besondere große Annehmlichkeiten hinzu.

Das Klima ist den größten Theil des Jahres hindurch mild und wenn auch der verrufene Wiener Wind zuweilen recht unangenehm bläst, so hat er doch andererseits das Gute, daß er die schlimmen Ausdünstungen und den Rauch, wovon die Weltstadt so viel erzeugt, mit sich fortführt. Etwas Köstliches ist es ferner darum, daß Lage und Klima es dem Wiener gestatten, trotz der großen Ausdehnung der Stadt mit der Natur in engem und unausgesetztem genußreichen Verkehr zu bleiben. — „Hinter diesen ersten Hügelreihen," heißt es in der begeistert geschriebenen Einleitung des Werkes: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, „giebt es noch ein weites hügeliges Gebiet, das jedes Wiener Kind sein eigenes liebstes Gehege nennt, den herrlichen Wiener Wald." — Durch eine kleine Ausgabe vermag sich der Wiener in jene lieblichen einsamen Wald- und Wiesenlandschaften oder in die Blumengärten seiner Villa zu versetzen, auf Hügel zu gelangen, welche von reiner Luft umspielt sind und herrliche Fernsichten gewähren. Wenige Gulden aber befördern ihn in's Hochgebirge auf den Semmering, die Raxalp, den Schneeberg u. s. w.

Nach der anderen Seite hin steht ihm der mächtige Strom zu Verfügung, der ein erquickendes Bad bereit hält, eine breite Straße für Dampfschiffe bietet und eine herrliche Gelegenheit für den Sport des Ruderns und Fischens, sowie der Wasserjagd in seinen Auen.

Als ebenso günstig wie die landschaftliche muß auch die handelsgeographische Lage der Stadt bezeichnet werden, da sie Wien zur natürlichen Vermittlerin stempelt zwischen dem Westen Europas und dem Osten sammt dem Orient, zugleich aber auch zwischen den Ländern nördlich und südlich von der Donau.

Dieser großen Summe von Vortheilen und Annehmlichkeiten mag der sprichwörtlich gewordene Frohsinn und die Behaglichkeit der Wiener entsprungen sein. Sie mag aber auch mit eine Schuld tragen an jenem berufenen Sichgehenlassen, jener süß berauschenden Narkose, die so Manchem in der wohligen Stadt die Thatkraft gelähmt hat. Schiller, der Wien nur dem Rufe nach kannte, zeichnet nur die Lebenslust seiner Bewohner mit den Worten: „Mich (die Donau) umwohnt mit glänzendem Aug das Volk der Phäaken, immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß." Dem geborenen Wiener Grillparzer dagegen, einem glühenden Verehrer seiner Vaterstadt, entrang sich der schmerzliche Ruf: „Du Capua der Geister!"

Diese Genussesfreudigkeit, dieses offene und unbekümmerte Wesen des Wieners spiegelt sich natürlich auch in der architektonischen Erscheinung der Stadt ab. Ein Hauch des Frohsinns ist darüber ausgebreitet, der aber bei den Bauten der neuesten Aera leider oft von einer allzugroßen, geradezu prahlerischen Ueppigkeit übermeistert wird.

Auch der Baukunst gegenüber bewährt übrigens die Landschaft ihre Freigebigkeit. In nächster Nähe, wenige Stunden entfernt, in St. Margarethen und Willersdorf, finden sich Steinbrüche, welche einen trefflichen Baustein, einen Kalkstein von halbkrystallinischer Textur und hellgraulichgelber Farbe liefern. Diese Farbe trägt nicht wenig dazu bei, den Eindruck von Freundlichkeit und Heiterkeit bei der Wiener Architektur zu verstärken.

Es sei indeß sogleich hinzugefügt, um keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen, daß dieser Baustein, weil doch zu kostspielig, nur beim kleineren Theile der Wiener Bauten Verwendung gefunden hat, der weit größere Theil ist mit dem Allerweltsstuck incrustirt, der indeß öfters die Farbe jener Gesteinsart imitirt. Verhältnißmäßig selten ist dagegen dem Backstein, der doch fast überall den Körper der Gebäude zu bilden hat, gestattet worden, sich auch im Aeußern zu zeigen.

Das ernste Aussehen, welches Backsteinfassaden fast immer besitzen, mag neben den Kosten der Anwendung derselben in Wien im Wege stehen.

Eisen und Glas können aber bei der Aufzählung der Hauptelemente der Wiener Architektur so wenig wie die in bläulichem, grünlichem und violettem Tone auftretenden, für den coloristischen Gesammteindruck wichtigen Dachschiefer unerwähnt bleiben.

Grundplan der Stadt.

Um nun ein Bild der Stadtanlage zu erhalten, haben wir uns zuerst mit ihrem Grundriß vertraut zu machen.

Wien besteht heutzutage aus drei Haupttheilen, die aber beim Durchschreiten nicht der Zeit ihrer Entstehung nach aufeinander folgen.

Im Centrum, das ungefähr die Gestalt eines regelmäßigen Sechsecks besitzt, dessen nordöstliche Seite an den Donaucanal stößt, befinden wir uns im ältesten Theil, in der Altstadt, in Wien kurzweg „die Stadt“ geheißen. Sie wird, mit Ausnahme der Quaiseite, umschlossen von dem jüngsten Theil, dem Ring sammt den angrenzenden Quartieren.

Jenseits des Ringes und des Donaucanals resp. der Wien, breitet sich dann der zweitälteste, räumlich größte Theil, die Vorstädte aus, in besonders benannte Bezirke eingetheilt, in weiter Entfernung sich verzettelnd und in die Landschaft sich verlierend oder auf's Neue zu einem Vororte sich sammelnd und mit diesem dann endigend.

Gestaltung der Altstadt.

Die Altstadt ist auf einer unebenen Bodenanschwellung, Hügel kaum zu nennen, gelegen, welche bis nahe an den zum Canal regulirten Donau-

arm vordringt und dort ziemlich steil abfällt, so daß der Quai daselbst an einzelnen Stellen etwas zu schmal ausgefallen ist. Auch die Nord-Westseite der Altstadt besitzt ein beträchtliches Gefäll, während dasselbe gegen Osten als ein geringfügiges bezeichnet werden kann. An der Westseite aber geht das Terrain von der Hofburg aus horizontal in den Ring über und von diesem mit einer kleinen Steigung in die Außenstadt.

Um den unregelmäßig in Straßen und Plätze zerschnittenen Grundriß der Altstadt zu verstehen, hat man sich zu vergegenwärtigen, daß dieselbe zuerst um die Mitte des XII. Jahrhunderts Sitz der Babenberger wurde und zwar war es Heinrich II., Jasomirgott, welcher vom Leopoldsberg herabstieg, die Stadt zu seiner Residenz erwählte und an einer hochgelegenen Stelle derselben seine Burg erbaute. Die Burg ist heute verschwunden, aber der Platz hat den Namen „Am Hof“ bewahrt. Eine zweite Hauptstätte dieser frühmittelalterlichen Stadt war der hohe Markt. Die Stephanskirche, zu welcher der Grund, in kleinerem Umfange aber, als ihn der jetzige Dom besitzt, schon vor dem Bau der Burg gelegt worden war, befand sich anfänglich außerhalb der Mauern im Osten der Stadt. Von diesem ersten Bau ist nichts erhalten. Wahrscheinlich noch im XII. Jahrhundert begannen die Babenberger ebenfalls außerhalb der Stadt an deren Südseite eine neue Burg zu erbauen, aus welcher allmählich die heutige Hofburg erwachsen ist.

Wenn sich Wien auch rasch entfaltete, so verfloß doch eine lange Zeit, bis es die Residenz eines Kaisers, Albrecht I. (1298) wurde, und abermals eine geraume Frist, bis es zur Hauptstadt eines großen Reiches emporstieg. Bekanntlich wurden erst unter Kaiser Maximilian I. die habsburgischen Länder zu jenem großen, aber sehr uneinheitlichen Besitzthum vereinigt, in welchem Wien zwar als Hauptstadt des Stammlandes hervorragte, aber keineswegs als alleiniges Centrum gelten konnte. Erst im XVII. Jahrhundert wurde es ein solches für die österreichische Monarchie durch die Vereinigung der Reichsbehörden, welche den dauernden Verbleib des kaiserlichen Hoflagers zur Folge hatte.

Wenn nun auch eine Stadterweiterung nach der andern vorgenommen wurde, so blieb doch in der Altstadt stets, wie in allen ummauerten Städten des Mittelalters und der Renaissance, die Einwohnerschaft eng zusammengepreßt. Der Grundplan der Altstadt ist daher, wie gesagt, in unregelmäßiger Weise in Plätze und Gassen (Straßen giebt es in Wien nach dem dortigen Sprachgebrauch überhaupt nicht) zerschnitten. Der Lauf dieser Gassen geht in vielfachen Biegungen, und die wenigen für damals anständig breiten, heute aber viel zu schmal gewordenen Hauptverkehrsadern verzweigen sich in, auch einst schon enge Gäßchen und Winkel. Sie werden gebildet durch formlose Conglomerate von Häusern, die durch ihr sehr anspruchsloses Aeußere ihre Existenz entschuldigen zu wollen scheinen. Hie und da findet sich dann dazwischen ein grauer Palast, der als großer Herr

in der Häuserreihe einen breiteren Platz zu bequemem Ausbreiten in Anspruch genommen hat.

Jene Straßen und Plätze aber, durch die der große Verkehr fluthet, die Kärntnerstraße, der Stephansplatz, der Graben, der hohe Markt, der Hof, der Kohlmarkt u. s. w. sind natürlich modern auffrisirt und werden es noch immer mehr. Am Graben, diesem Brennpunkt des Verkehrs, und am hohen Markt sind es fast nur die Monumente, die Dreifaltigkeitssäule und das Votivdenkmal, welche von der Vergangenheit zeugen, aber auch sie gehen nicht weiter als bis zum XVII. Jahrhundert zurück.

Hof und Freiung haben eine Anzahl älterer Gebäude, aber auch nur aus den letzten Jahrhunderten; die zum Theil sehr übermüthige moderne Architektur, die daselbst eingedrungen ist, hat aber auf die ihr altväterisch erscheinenden Vertreter der Perrücken- und Zopfzeit nicht die mindeste Rücksicht genommen. So ist denn an diesen Plätzen eine einheitliche behagliche architektonische Stimmung nicht vorhanden.

Wenn man aber auch in jenen stilleren Gassen und Plätzen nach dem Wien des Mittelalters und der Renaissance sucht, so findet man davon nur äußerst geringe Spuren, wenigstens am Aeußeren der Häuser, denn der Kern so mancher der vielen Kirchen und Klöster und auch mancher Privathäuser stammt allerdings aus jenen Tagen. Die Geschichte Wiens giebt die Erklärung hierfür. Die Bauwerke romanischen Stils wurden theils durch kolossale Feuersbrünste (anno 1258, 1262 und 1276), theils durch spätere Um- und Neubauten beseitigt. Der wachsende Verkehr veranlaßte sich rasch folgende Stadterweiterungen und der Wandel der Zeit erzeugte neue Bedürfnisse.

Spuren des Mittelalters.

Die einzigen erheblichen Ueberreste aus dem frühen Mittelalter bestehen in den romanischen Theilen von St. Stephan und jenen der Michaelerkirche.

Die altersgraue romanische Fassade des Domes wirkt aber allerdings für sich allein schon eindrucksvoll genug, um die Phantasie in die Tage der letzten Babenberger zu versetzen. Man schätzt nämlich, daß die untere Partie dieser Fassade, da sie im Wesentlichen dem spätromanischen Stile angehört, aus dem Beginn des XIII. Jahrhunderts herstamme.

Bei der Michaelerkirche müssen wir in's Innere gehen, um den Nachhall jener fernen Zeit zu vernehmen.

Mehr als über das Verschwinden der romanischen Bauwerke wundert man sich über das Fehlen der gothischen, indem uns die Stadtgeschichte von dem Bau so vieler Kirchen, Klöster und Kapellen in Wien während des XIV. Jahrhunderts berichtet. Aber wir erfahren auch, daß in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts mehr als 22 Gotteshäuser ganz oder theilweise umgebaut wurden. Es war dies das Werk der Jesuiten,

die mit den starken Reizmitteln des Barockstils die wankend gewordene Herrschaft der Kirche wieder befestigten. So ließen sie denn die meisten Kirchen innen mit neuer Stuckdraperie ausschlagen, einige auch mit kostbarem, spiegelnd geschliffenem bunten Marmor; außen aber klebten sie die bekannte theatralische Tempelfassade vor.

Die schroffen Pyramiden der Thürme, dem strengen Geiste des Mittelalters entsprungen, mußten es sich gefallen lassen, zu Zwiebelkuppeln umgeknetet zu werden. Allenthalben steigen Thürme mit derlei Kopfbedeckungen aus dem Häusermeere Wiens empor. Es giebt darunter freilich welche mit elegantem Umriß, gar manche gehen aber in's Schnörkelhafte, Triviale und erinnern an Bauernwallfahrtskirchen.

Man empfindet das allerdings noch mehr da, wo sie als Mittelpunkt einer kleineren Stadt auftreten und dieser gleichsam die Signatur zu geben haben. In österreichischen Landen ist das vielfach der Fall. Es fällt geradezu auf, wenn man Wien zureist, sei es nun von Westen oder von Süden her, wie viel häufiger diese Thurmform auftritt, als in Deutschland.

Nur zwei gothische Werke von Bedeutung und zwar der Spätgothik entstammend, sind in Wien unversehrt erhalten geblieben, St. Stephan (so viel daran gothisch ist) und die reizvolle kleine Kirche St. Maria am Gestade, auch Maria Stiegen genannt.

St. Stephan.

Man kann an dem Stephansdom Manches auszusetzen finden und sich doch in ihn verlieben und es ist sehr begreiflich, daß er den Wienern so sehr an's Herz gewachsen ist mit seiner reizvoll malerischen, in Ornamentik prangenden Gothik, die durch das Alter sich wunderbar einheitlich und wirkungsvoll Grau in Grau modellirt. Wir können nichts Besseres thun, als die entzückten Worte, in welche Rosegger bei dem Anblick des Thurmes ausbricht, wiederzugeben: „Dieser Thurm ist das in Wahrheit und Wesenheit was er sein will: ein eherner Freudensprung des Menschen gegen Himmel . . . ein gewaltiger Steinstrahl . . . ein sichtbarer Kanonenknall . . . eine nicht für's Ohr, sondern für's Auge schmetternd aufschießende Rakete.“

Aus der Baugeschichte erfahren wir, daß der Stephansdom allmählich mit der wachsenden Bedeutung von Stadt und Staat sich vergrößerte, wozu verschiedene Brände mitwirkten. Rudolph IV., der Stifter, ließ in der Mitte des XIV. Jahrhunderts den Plan entwerfen, dem der Dom seine jetzige Größe und Gestalt verdankt. Anno 1359 ward der Grundstein gelegt, 1466 das Langhaus vollendet, 1433 der südliche Thurm. Der Entwurf zu dem gothischen Stephansdom wird dem Dombaumeister Wenczla aus Klosterneuburg zugeschrieben. Für das Wien damaliger Zeit ist der Dom sicher kolossal gewesen und auch lange nachher noch eine hinreichend bedeutende Bezeichnung des Mittelpunktes der Kaiserstadt; für die heutige

Weltstadt will er uns fast nicht mehr groß genug bedünken, d. h. nicht mehr geräumig und auch nicht mehr gewaltig genug, um sie zu beherrschen, sie zu repräsentiren.

Wenn ein bedeutsames Ereigniß kirchlich gefeiert werden soll, wie etwa eine Hochzeit im Kaiserhause, bei welcher Gelegenheit Alles, was die Monarchie an Hochgestellten besitzt und was in Wien an hoffähigem Adel vorhanden ist, in St. Stephan versammelt ist, so können, da der Chor mehr als ein Drittel des Raumes wegnimmt, für das übrige Volk nur noch ein paar Ecken übrig bleiben. Daß der Dom im Aeußeren, von dem Stephansplatz aus gesehen, nicht eine überwältigende Grandiosität entfaltet, daran trägt Verschiedenes die Schuld. Erstens bewirkt es der Umstand, daß man keinen großen Abstand nehmen kann, und also das Hauptstück, den Thurm, in starker perspectivischer Verkürzung erblickt, zweitens die Nachbarschaft von lauter Privatbauten. (Das erzbischöfliche Palais, obwohl sonst ein tüchtiger Bau, kann als Monumentalbau kaum in Betracht kommen, da der Unterstock zu Läden eingerichtet ist.)

Wie an der Stufenleiter des Adels die Höhe, auf welcher ein Fürst sich befindet, sichtbar wird, so würde durch eine in respectvoller Entfernung sich haltende Umgebung von Monumentalbauten die übermächtige Größe des Domes offenbar, während er jetzt durch die fünf- und sechsstöckigen, ihm so dicht auf den Leib gerückten Zinshäuser, deren untere Stockwerke in kolossale Magazine aufgelöst sind, an Bedeutung verliert. (Wir merken an, daß einst ein großer Friedhof den Dom umgab.) Auch die Architektur des Langhauses selbst, das nach drei und ein halb Wimpergen schon durch den Thurm abgeschnitten wird, trägt dazu bei, dem Eindruck der Größe Abbruch zu thun. Die Kirche scheint, wenn man seitwärts vor ihr steht, schon bei der Kreuzung zu endigen, da der Chor, weil niedriger als das Langschiff, durch die breite Masse der Thürme, die zugleich die Flügel des Querschiffes bilden, verdeckt wird. (Leider ist auch das neue Dach etwas zu bunt gerathen.)

Es ergiebt sich indeß auch, wenn man den Dom mit anderen kolossalen Kirchen vergleicht, daß er keineswegs zu den allergrößten gehört. Er rangirt bei den gothischen Kolossen erst an vierter Stelle. Da nun von der Gesammtgrundfläche der Chor über ein Drittel in Anspruch nimmt, so bleibt für die eigentliche Kirche ein nur sehr mäßiger Hallenraum übrig.

Aber auch wenn man den Stephansdom von der Ferne im Ganzen sieht, etwa vom Kahlenberge aus, wünschte man ihn von gewaltigerer Masse. Was sodann seinen einen ausgebauten Thurm betrifft, so erreicht derselbe zwar eine Höhe von 139 m und überbietet daher jedes andere Gebäude Wiens um ein Erkleckliches, aber er erscheint in seiner oberen Hälfte eben nur als eine dünne Nadel. Letztere ergiebt sich aus seiner bekannten Eigenthümlichkeit, sofort von ganz unten am Boden sich stark zu verjüngen.

Außer der Schmalheit des Helmes verbindet sich damit der Uebelstand, daß der Thurm so aussieht, als stecke sein Untergeschoß noch in der Erde.

Die Aufgabe, welche der Thurm im Stadtbilde zu erfüllen hat, ist um so umfassender, als Wien an bedeutenden Thürmen und Kuppeln Mangel leidet. Für den Anblick aus der Ferne kommen eigentlich nur noch die beiden Spitzen der Votivkirche in Betracht, denn die Kuppeln der Karls- und Peterskirche und der Kirche der Salesianerinnen sind von sehr mäßiger Erhebung.

Die von Leopold Ernst im Auftrag des Wiener Dombau-Vereins begonnene Ergänzung und Restaurirung wird in vorzüglicher Weise gegenwärtig von Oberbaurath Fried. Freiherrn von Schmidt fortgeführt. Als derselbe auch zur gründlichen Erneuerung des Innern schritt, begegnete er einer lebhaften Opposition. Es handelte sich hierbei um die Beseitigung oder Belassung der schwarzgrauen Kruste, welche der Qualm der Kerzen und des Weihrauchs im Laufe der Jahrhunderte über die ganze Innenarchitektur gebreitet. Sie war auf dem Gewölbe von besonderer Dichtigkeit und hüllte dessen Rippenwerk in ein fast nächtiges Dunkel. Der Raum erschien dadurch größer und von einer ernsten feierlichen Weihe übergossen. Mit der Pracht des Gottesdienstes, wie ohne dieselbe, boten sich die wunderbarsten malerischen Effecte, deren Genuß nur durch die schreiende Dissonanz der faden modernen Glasgemälde beeinträchtigt wurde.

Man wird es daher begreifen, daß die Frage der Entfernung jenes Rußes ganz Wien in Bewegung brachte und daß namentlich die Künstler mit feurigem Eifer für dessen Belassung eintraten, Makart, der König des Colorits, voran. Nicht nur einmal, sondern öfter sprach er in vollem Ernste gegen ein Mitglied des Restaurationsausschusses seine Entrüstung über den Dombaumeister in den Worten aus: „So ein Mann, der so etwas thut, wenn ich könnte, ich würde ihn hängen lassen!" Aber die Beseitigung dieses Rußes, durch welche die Architekturformen in einem hellen Graugelb sich herausschälten, war eben eine unerläßliche Nothwendigkeit, wenn man die mürb gewordenen, auswechslungsbedürftigen Gewölbsteine erkennen wollte. Auch hätten bei sonstiger Belassung des Rußes ja die neueingefügten Steine geradezu schwarz angestrichen werden müssen. Es dürfte übrigens nicht allzulange dauern, bis sich ein dunkler, vorderhand allerdings noch zarter, grauer Schleier wieder über die abgemeißelten Architekturformen gelegt haben wird.

Der zweite altgothische Bau, den, wie wir erwähnten, Wien in unversehrter Gestalt noch besitzt, ist ein kleines Kirchlein, St. Maria am Gestade, dessen köstliches kuppelartiges Thürmchen als ein Unicum in der Architekturgeschichte dasteht. Da dieses zierliche Bauwerk günstig auf den Vorsprung der nordwestlichen, steil abfallenden Ecke des Stadthügels gestellt

ist, so fügt es trotz seiner bescheidenen Dimensionen seine reizende charakteristische Silhouette einer großen Anzahl von Wiener Stadtansichten hinzu.

Von den sonstigen gothischen Bauwerken der Altstadt möge als das bedeutendste die Minoritenkirche Erwähnung finden. Aber nur einzelne Theile, wie die Portale und wenige Fenster, sind von der späteren Stilumwandlung verschont geblieben.

Renaissance-Bauwerke.

An hervorragenden Bauwerken aus der ersten Hälfte der Renaissance, aus dem XVI. Jahrhundert, ist Wien noch ärmer als an solchen der Gothik, d. h. es ist einfach gar keines vorhanden. Die beiden Kaiser Maximilian I. und vollends Carl V. wurden durch ihren außerösterreichischen Besitz, durch die bekannten Streitigkeiten mit Frankreich und durch die Religionsbewegung von Wien abgezogen, das außerdem eine Türkenbelagerung (1529) zu überstehen hatte. Die Türkengefahr führte dazu, Wien in der Mitte des XVI. Jahrhunderts in eine wirkliche, den vervollkommneten Schießwaffen entsprechende Festung umzuwandeln. Da blieben denn keine Mittel für Entfaltung einer sonstigen großen Bauthätigkeit mehr übrig. Eine Verordnung wurde nun erlassen, wonach Niemand bis auf 50 Klafter weit vom Stadtgraben ein Gebäude aufführen durfte. Wenn die Hofburg, jene zweite Burg, welche zu Ende des XII. oder zu Anfang des XIII. Jahrhunderts außerhalb der Stadtmauer im Süden der Stadt auf freiem Felde erbaut wurde, noch in ihrer alten Verfassung erhalten wäre, hätte Wien eine interessante Vertretung der Renaissance. War jene Burg auch ihrer Entstehung nach älter, so hatte sie doch durch Ferdinand I. eine Erweiterung und Umwandlung in Renaissanceformen erfahren.

Alte Stiche, von Augustin Hirschvogel und H. B. Lautensack, zeigen uns diese noch halb mittelalterliche Burg, einen hohen Bau, dessen Grundriß ein regelmäßiges Viereck bildet, mit steilbedachten Thürmen an den Ecken; kleine Lucarnen schneiden in das Dach hinein. Thronend über Basteien und Gräben bildete sie einen Bestandtheil der Befestigung, gleichsam eine Bastion derselben. Zusammen mit der Michaelerkirche, deren Thurm damals noch einen schönen durchbrochenen Steinhelm besaß, gewährte diese Burg einen interessanten malerischen Anblick.

Für diesen Bau paßte der Name „Hofburg", während derselbe für das heutige kaiserliche Schloß nicht mehr zutreffend ist. Dieser alte Bau soll übrigens noch in der heutigen Hofburg stecken, und zwar in den Tracten, welche den Schweizerhof umgeben, aber äußerlich ist alles abgestreift worden, was ihren Charakter ausmachte. Man hat ihr ein ganz modernes Kleid übergeworfen. Nur der köstliche Thorbogen von 1552, mit seinen alten goldverbrämten Malereien, mit dem epheubewachsenen Graben davor, dessen Brücke die Stelle der alten Zugbrücke einnimmt, zeugt von ver-

schwundener Pracht, von der Farbenfreudigkeit und Gediegenheit der Renaissancedecoration.

Man erschrickt förmlich darüber, wenn man damit die übrige, in trübseligem Tone gehaltene Verputzarchitektur des kaiserlichen Schlosses vergleicht, in welche Oede der Geschmack sich später verirrt hat.

Ein weiterer, zur Zeit der Renaissance erbauter Theil der Hofburg, die Stallburg, bietet in künstlerischer Hinsicht nicht sehr viel.

Das alte Rathhaus in der Wipplingerstraße zwar schon 1455 erbaut, hätte spätere Renaissancezuthaten (von 1598—1620) aufzuweisen, wäre es nicht derselben durch einen Umbau vom Jahre 1706 wieder beraubt worden. Ein kleines Juwel ist aber doch dabei unversehrt geblieben, das an der Rückseite des Rathhauses befindliche zierliche Marmorportal der Salvatorkapelle. Es sieht sich an wie eine versteinerte Festdecoration, ist aber allerdings keine deutsche Renaissance, sondern direct aus dem Süden herverpflanzte rein italienische Arbeit.

Im Uebrigen kann man lange suchen gehen, bis man in den Straßen auch nur ganz leisen Spuren aus jener Zeit begegnet, wie etwa einer Console oder einem Giebel; alles haben spätere Zeiten wieder ausgetilgt. Dagegen trifft es sich nicht so selten, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, in den stilleren Quartieren die Thorwege zu durchschreiten, daß man in einen jener behaglichen kleinen Renaissancehöfe kommt, welche an mehreren Seiten umzogen sind von Altangängen, auf den bekannten leider untersagten Säulchen oder auf Consolen ruhend. Auch die alte, unbequeme, steile Wendeltreppe ist hie und da noch vorhanden, ein Beweis, daß das alte Renaissancehaus unter der modernen Hülle noch sein Dasein weiter fristet. Die Besitzer haben indeß unendliche Male gewechselt. Schon in früherer Zeit hat nachweislich in Wien ein rascher Besitzwechsel stattgefunden, was natürlich auch ein Grund mit für das Verschwinden der alten Häuserphysiognomien war.

Bauten aus der Zeit des Barockstils.

Mit dem XVII. Jahrhunderts kam trotz des dreißigjährigen Krieges, der ja Wien direct unberührt ließ, trotz einer Pest, die über 100 000 Opfer forderte, und trotz der zweiten Türkenbelagerung anno 1683, welche eine Umwandlung der Befestigung und damit eine Erweiterung des fortificatorischen Rayons herbeiführte, eine Zeit gewaltigen Aufschwungs, großer Bauthätigkeit gegen das Ende jenes Jahrhunderts. Die Siege Prinz Eugens von Savoyen hoben Oesterreich zu hoher Machtstellung empor und erfüllten seine Fürsten und seinen Adel mit stolzem Selbstgefühl. Die schon erwähnte Concentration der Herrschergewalt durch die Vereinigung der Reichsbehörden in Wien kam natürlich dieser Stadt speciell zu gut. Der Wiener Hof wurde neben dem französischen der glänzendste der Christenheit.

Unter den baulustigen, prunkliebenden Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI., also in der zweiten Hälfte des XVII. und in der ersten des XVIII. Jahrhunderts erhielt jener Theil der Altstadt im Wesentlichen seine Physiognomie, welcher noch nicht der Modernisirung anheim gefallen ist. Leopold I. schenkte dem Adel, damit er in der kaiserlichen Residenz sich niederlasse, Bauplätze und Wien füllte sich nun mit jenen Palästen großstädtischer Pracht, welche vorzüglich die historischen Namen der Liechtenstein, Kinsky, Harrach, Schwarzenberg, Trautson, Dietrichstein, Starhemberg u. s. w. im Volke populär erhalten. Der Harrach'sche Palast (obgleich der jetzige von 1689) weckt die Erinnerung an Wallenstein. Die Gemeindevertretung hat, großdenkend genug, in neuerer Zeit es gewagt, einer Straße seinen Namen zu geben.

Den Schöpfer dieser Glanzperiode, Prinz Eugen, lernen wir als Bauherrn ganz besonders schätzen, sein Palast in der Himmelpfortgasse, das jetzige Finanzministerium und das Belvedere mit seinen Gartenanlagen gehören zu dem schönsten Schmuckwerk Wiens.

In jener Zeit hatte aber auch Wien das Glück, einen Architekten ersten Ranges sein zu nennen; es war dies Johann Bernhard Fischer von Erlach, der nach den neuesten Entdeckungen der Directors Dr. Ilg 1656 zu Graz geboren wurde (siehe von Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst 1887 Heft 4). Obwohl er sein Talent durch längeren Aufenthalt in Italien an den Werken der Meister des Barockstiles, vorab des Bernini geschult, und von den französischen sicher genaue Kunde hatte, können doch seine Schöpfungen nicht als ein einfacher Ausfluß italienischer und französcher Architektur bezeichnet werden. Dazu war die künstlerische Individualität Fischers zu bedeutend. Seine Architekturen verleugnen auch Wien, den Ort ihrer Entstehung, keineswegs.

Es kann dies nicht im gleichen Maße von den Werken der anderen beiden Hauptarchitekten jener Periode, des Innsbruckers Dominik Martinelli und des in Genua geborenen Lucas von Hildebrandt gesagt werden.

Von Fischer ist außer dem erwähnten Palaste des Prinzen Eugen auch derjenige des Grafen Trautson. Auf seinen Antheil am Bau des Schlosses von Schönbrunn und auf die Umgestaltung der Hofburg werden wir noch zurückkommen. Von Martinelli sind die Liechtenstein'schen Paläste, der Daun'sche und der Kinsky'sche Palast; von Hildebrandt ist das Belvedere.

Als einen schönen alten Palast erwähnen wir auch jenen des Grafen Bräuner.

Wir brauchen die Palastbauten des XVII. Jahrhunderts nicht zu schildern. Die Vorbilder für diese Werke des Barockstils hat Italien geschaffen, während die Baukünstler Ludwig XIV. sie dem französischen Hofleben accomodirten. Man mag ihnen also vom nationalen Standpunkte

aus nicht ganz hold sein, insbesondere, wenn man erfährt, daß ein Theil der auf deutschem Boden ausgeführten in der That von italienischen und französischen Architekten gebaut wurde, das Vorurtheil aber, in welchem die der unserigen vorangegangene Generation in künstlerischer Beziehung diesen Schöpfungen gegenüber befangen war, ist heutzutage vollständig geschwunden

Es ist nicht zu leugnen, Barock- und Rococo haben die Kunst der Renaissance der Verwilderung zugeführt, dem das Absterben auf dem Fuße folgte. Sie waren die Verschwender der von der Renaissance mit ernstem nachhaltigen Ringen gesammelten Schätze, aber sie waren geniale Verschwender, die zugleich etwas Bedeutendes dadurch geschaffen haben. Jene Großräumigkeit, jene malerischen pompösen Vorhallen und Treppenhäuser, dann die majestätischen Gallerien, wessen Auge hat nicht schon darin geschwelgt und gerne die nachlässig, aber doch effectvoll gebildeten Details mit in Kauf genommen? Wer hat nicht auch den Zauber der architektonisirten Gärten empfunden, welche diesen Palästen die Folie gaben? Leider sind dieselben in Wien jetzt bis auf wenige verschwunden. Den Begriff Comfort verdanken wir noch dazu erst recht eigentlich der Architektur jener Epochen. Und dieser Comfort, der zugleich Luft und Licht, Reinlichkeit und gesundes Wohnen bedeutet, ist bekanntlich von den Palästen, wenn auch in Abschwächung, allmählich auch auf die Bürgerhäuser übertragen worden.

Heutzutage werden freilich jene Paläste von dem Ueberschwang der modernen Architektur verdunkelt, aber die wahre Noblesse verleugnet sich nicht. Wenn man erst die Blendung der theatralischen Ringstraße-Faßaden und das schmetterlingsbunte Schillern der Gewölbe (wie die Läden in Wien geheißen werden) überwunden und sich an die wirbelnde Bewegung der endlos zusammenströmenden und sich zertheilenden Menschenmenge gewöhnt hat, so gewinnen diese grauen Paläste der Altstadt mehr und mehr an Wirkung und wir stehen entzückt still, wenn uns der Weg zufällig an einem derselben vorüberführt, um uns seine Faßaden recht einzuprägen und den Grund ihres großen Effectes zu erforschen. Die Anordnung, ganz berechnet auf die engen Straßen, auch in sehr schräger Perspective gesehen noch ein gutes Bild abgebend, ist gewöhnlich folgende: Auf einen mäßig hohen, durch Passage belebten Parterrestock mit einfachen mezzaninmäßigen Fenstern folgen zwei obere, durch kein Zwischengesims getrennte, oft noch durch Pilaster extra zu einem einzigen verbundene Geschosse, mit glatten, oder durch horizontale Fugen ganz leicht gequaderten Wänden. Ein einfaches, aber kräftiges Hauptgesims bildet den Abschluß. Der Quere nach findet zuweilen eine Gliederung durch Risalite statt; manchmal geschieht dies auch nur scheinbar durch die nie fehlenden Prachtstücke dieser Faßaden, die Portale. Die letzteren sind durch eine Umrahmung von kräftiger Plastik hervorgehoben. Statuen, Hermen oder gewaltige Consolen tragen den Balcon des auf dem Portal stehenden Fensters. Damit erhalten die Portale

eine durch den stärksten Schatten hervorgehobene Verdachung. Portal und Balcon aber werden mit jenem Fenster zu einem schönen Aufbau verschmolzen, die Vasen und Figuren, welche die Ecken des Balcons krönen, dienen als festlich reiche Einrahmung der Fensteröffnung, welche mit ihnen und ihrer eigenen Bekrönung, einen von Putten gehaltenen Wappen, einen hohen pyramidalen Aufbau darstellt. Die übrigen Fenster der ersten Etage haben im Gegensatz zu diesen üppig decorirten Balkonfenstern eine einfache, wenig vortretende Einfassung, aber eine kräftige wirksame, in geschwungenen Linien gehende Giebelverdachung. Anspruchsloser in der Ausstattung, wie auch weniger hoch, sind die Fenster der zweiten Etage. Somit fällt der Hauptaccent bei diesen Fassaden auf das schon durch seine vornehmen Verhältnisse sich als Hauptsache ankündigende erste Stockwerk.

Die Mäßigung in der Anwendung architektonischer Decorationsmittel ist um so mehr zu bewundern, als diese Paläste vielfach nur zum kleineren Theil aus Haustein bestehen.

Diese Herrenhäuser, wie sie in Wahrheit aus den Mitteln des Volkes gebaut sind, nähren ihre bedeutsame Erscheinung allerdings zum Theil von dem sehr bescheidenen Aussehen der um sie versammelten Bürgerhäuser, deren einziger Schmuck oft in einer Hervorhebung des Hauseingangs besteht, welche durch eine hübsche Verdachung bewirkt wird. Der Abstand zwischen den Adels- und den Bürgerwohnungen bezeichnet genau die damalige riesige Entfernung zwischen den betreffenden Ständen.

Die Amtsgebäude, welche in jener Zeit entstanden, vorab die K. K. Ministerien, welche ebenfalls Fischer ihre erste Gestalt verdanken, zeigen äußerlich viele Aehnlichkeit mit den Adelspalästen, nur sind sie größer und schwerfälliger.

Die Hofburg.

Wir haben die Betrachtung dieser Bauwerke der Behörden, des Adels und der Bürger aus der zweiten Hälfte des XVII. und der ersten des XVIII. Jahrhunderts vorangeschickt, weil sie für die Physiognomie der Stadt doch mehr in's Gewicht fallen, als die betreffenden Theile der Hofburg, wenngleich die Erweiterung und Umwandlung der letzteren mit die Veranlassung zur Erstehung mancher jener Paläste gewesen ist.

Die Zeitumstände haben es nämlich leider niemals verstattet, daß die in Bezug auf die Hofburg geplante großartige Umgestaltung zu einem wahrhaften Kaiserpalast gänzlich zur Ausführung gelangt wäre.

So ist dieselbe ein unharmonisches Conglomerat geblieben, das unfähig ist, seiner Aufgabe zu genügen, in Gemeinschaft mit dem Stephansdom die imposante monumentale Verkörperung der Kaiserstadt darzustellen. Wer Wien zum ersten Male betritt, wird gerade von der Hofburg am meisten enttäuscht.

Man erwartet die Geschichte des an so stolzen Momenten reichen

Habsburgischen Hauses, in dessen Händen geraume Zeit das Schicksal der Welt geruht, in großen Zügen ihrem Schlosse aufgeschrieben zu finden, eine Anlage mit großen Portalen, Hallen, Treppen und Sälen von majestätischer Pracht, vielgestaltig, wie die Epochen jener Geschichte, aber durchweg bedeutend, von einem mächtigen Geiste einheitlich zusammengefaßt, einen erhabenen Thron, um den die Quartiere der Stadt in ehrfurchtsvoller Entfernung geschaart sind.

Statt dessen findet man, von außen her, vom Ringe sich nähernd, eine unschöne Aneinanderreihung von zum Theil monotonen, ausdruckslosen Tracten. Als Hauptpartie bietet sich uns eine lange, mit Fenstern übersäete, schwach gegliederte Front, auf der ein hohes Ziegeldach mit einer Menge von Schornsteinen lastet. Dieser Tract rührt von Leopold I. her und wurde sogleich nach 1668 erbaut, 1804 restaurirt und mit einem Anbau versehen. Vier niedrige, unansehnliche, tunnellartige Thore durchbrechen in der Ecke rechts das Sockelgeschoß. Die in dorischem Stile zu Anfang unseres Jahrhunderts (1824) erbaute Wache, die den Schloßplatz gegen den Ring hin abschließt, deckt zwar einen Theil jener Fassade zu, vermag aber selbst in ihrer frostigen Nüchternheit keinen Ersatz zu gewähren.

Weiterhin folgt jener Theil der Burg, welcher die Bibliothek enthält, mit gebrochenen abgewalmten Dächern, welcher einen nicht geringen Effect erzielen könnte, wenn nicht ein Rest der alten Bastei die untere Hälfte einnehmen würde. Die interessante Gestaltung der Bedachung wird sodann beeinträchtigt durch die Pappendeckelgothik des Thurmes der mit der Hofburg verbundenen Kirche der Augustiner, welcher hinter ihr aufsteigt. Die jetzige Gestalt dieses Thurmes ist ein Werk der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Den Beschluß der eigentlichen Burg gegen Südost hin macht das anspruchslose Palais des Erzherzogs Albrecht (1801—4 erbaut, 1865 bis 67 etwas umgestaltet), dessen Anhängsel, das bis an den Ring vortretende und im Gesammtbilde der Burg mitsprechende große Beamtenwohnungsgebäude leider den trivialsten modernen Stuckstil zur Schau trägt.

Als die Burg gebaut wurde, lag sie, wie bemerkt, außerhalb der Stadt, nur deren Mauerzug berührend. Dieselbe schob sich indeß ihr nach. Die Wohnungen der Ministeriellen und Bediensteten und ein Kloster drängten sich so unverfroren an sie heran, daß die Passage, welche im Rücken der Burg nachträglich wurde, ihrer Engigkeit wegen bei dem jetzigen starken Verkehr als wirklich lebensgefährlich bezeichnet werden muß.

Bei diesem Zustande wurde es selbst einem Fischer von Erlach, den Karl VI. mit der Erweiterung und Erneuerung der Hofburg in großem Stile betraute, nicht möglich, das Antlitz derselben gegen die Stadt hin wirkungsvoll zu gestalten. Es hätte ein ganzes Quartier abgerissen werden müssen, wenn man die nöthige Distanz für diese großartige Triumphalarchitektur hätte gewinnen wollen.

Beabsichtigt war, der Burg gegen den Kohlmarkt zu eine herrliche

Front zu geben, wobei die Winterreitschule den rechten, ein gleiches Gebäude gegen die Schauflergasse den linken Flügel zu bilden gehabt hätte. Bei der Einfahrt vom Michaelerplatz wäre man durch ein mächtiges Fahrthor in eine Rotunde und durch diese in den umgestalteten Burghof gelangt.

Dieser Plan gelangte nur stückweise zur Ausführung; es entstand die Reichskanzlei, welche den bis dahin gegen die Stadt geöffneten Burghof zuschloß, ferner die Gebäude des Bibliothekplatzes (welche indeß erst Joseph II. vollendete) und die Ecke gegen den Michaelerplatz, an welche sich das Hofburgtheater angliederte. Aber diese drei, einer großen Wirkung fähigen Partieen verbinden sich zu keiner Folge und Steigerung und werden auch an und für sich durch ihre Nachbarschaft geschädigt.

Die Fassade der Reichskanzlei ist ungeachtet des verdrießlich gefärbten Verputzes, der neben dem Stein zur Anwendung gekommen, eines Kaiserpalastes würdig. Ihre Dimensionen sind achtunggebietend, die Verhältnisse bedeutend, die Eintönigkeit der Gliederung wird durch die von Statuengruppen flankirten, von Balconen überdachten drei Portale aufgehoben. Aber die Oede der übrigen Fassaden dieses großen Hofes macht wieder Alles zu nichte; sie protestirt geradezu gegen die Geschmücktheit dieser einzigen Front. Dieselbe wird außerdem sehr geschädigt durch das kolossale dunkle Erzmonument des Kaisers Franz I., das überhaupt für den Hof zu groß ausgefallen ist. Aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts (von 1846) stammend, leidet es an Schwere und Kälte der Formen, welchen Eindruck die schwarze Farbe des Metalls noch verstärkt. Die Architekturformen der Reichskanzlei erscheinen dagegen unbedeutend und schwach. Die letzteren stehen auch in keinem Rapport zu dem schon erwähnten Renaissancethor des Schweizerhofes.

Was sodann die Architektur des Josephplatzes, dieser einstigen Turnierstätte, betrifft, so ist dieselbe vornehm, fast kühl reservirt und von imponirenden Dimensionen. Diese Architektur besitzt indeß doch Geschmeidigkeit genug, um noch in einem starken Contrast zu dem klassicistisch steifen Imperatorendenkmal Joseph II. zu stehen, das der ganzen Art und Weise dieses Fürsten so wenig entspricht. Dasselbe wurde im Jahre 1807 enthüllt. Noch mehr aber wird die Architektur dieses Hofes beeinträchtigt durch die Unmöglichkeit, sie in gehöriger Distanz zu betrachten, sowie durch die Zusammenstellung mit kleineren Bauten späterer Zeit.

Ganz dicht vor die offene Seite des Hofes haben sich nämlich zwei kleine Adelspaläste hingestellt, Pallavicini und Palffy. Mit so respectvoll geringer Höhenentwickelung sie sich auch dem fürstlichen Bau gegenüber begnügen, so stören sie nichts destoweniger ungemein. Ihre steifleinene Klassicistik reicht vollkommen aus, um uns aus der historischen Atmosphäre, welche den Schloßbau umspielt, herauszureißen. Die Ecke der Burg gegen den Michaelerplatz zu hat eine interessante Gestaltung durch den vorgeschobenen abgerundeten Pavillon der Winterreitschule, durch das unter Maria Theresia erbaute Hofburgtheater und durch das schwungvolle Nischenportal

erhalten. Aber das letztere ist geradezu eine Ruine geblieben; der jedenfalls sehr pompös gedachte Aufsatz fehlt und die Architekturformen verlieren sich in rohem Mauerwerk. Es wird zwar ohne Frage bei dem jetzt in Angriff genommenen Neubau der Hofburg auch dieses Fragment seine Ergänzung erhalten, aber leider nicht nach den ursprünglichen Entwürfen, denn diese sind verloren gegangen. Der Versuch, den Anblick der Burg an der Ostseite, wo man vom Opernhaus her in die Stadt gelangt, durch Decorirung der Augustiner-Bastei-Wand mit Nischen und Flußfiguren zu verbessern, ist nicht besonders glücklich ausgefallen. Die Residenz wird an dieser Stelle sogar durch ein in nächster Nachbarschaft stehendes Privathaus, den luxuriös und effectvoll gebauten Ziererhof, überboten.

Wir haben die Hofburg als wesentlichen Bestandtheil des Stadtbildes vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet. Sie hat uns unbefriedigt gelassen. Es giebt indeß noch einen anderen Standpunkt, von dem aus ihre Mängel zum Theil als Vorzüge erscheinen, wenn man ihre Gestalt nämlich als ein Document der Gesinnungen ihrer fürstlichen Bewohner ansieht. Die Gutmüthigkeit und Ungezwungenheit im Umgang mit ihrem Volk, welche die Habsburgischen Herrscher sich so recht eigentlich von ihren Wienern angeeignet haben, sie waren es, welche die Burg eines Theiles ihrer fürstlichen Attribute entkleideten. Sie sind es gewesen, welche die vertrauliche Annäherung der Adels- und Bürgerhäuser gestatteten. Joseph II. ließ z. B. die den Bibliothekhof absperrende Mauer niederreißen, um die schon erwähnte Passage zu eröffnen. Er war es, welcher den Paradeplatz mit Bäumen bepflanzen ließ und ihn dann dem Publikum als Belustigungsort übergab. Franz II. legte dicht vor der Burg den Volksgarten an. Die Herren der Hofburg ließen es auch zu, daß die sehr gemischte Fluth der Straßenströmung den ganzen Tag von der Stadt zum Ring und umgekehrt durch die Höfe der Residenz hindurchspülte; und das ist noch so.

Der jetzige Träger der Krone hat diese volksthümlichen Traditionen nicht verleugnet, und ganz im Sinne seiner Vorfahren hat er gehandelt, indem er, als die Frage des Neubaues der Residenz gelegentlich der Anlage der Ringstraße brennend wurde, erklärte: „Ich will an die Vollendung meines eigenen Hauses nicht früher schreiten, bis nicht die öffentlichen und Privatbauten meiner lieben Wiener beendet sind, dann aber soll meine Baulust und Bauthätigkeit gegen die Uebrigen wohl nicht zurückbleiben."

Kirchen der Barockzeit.

Die Betrachtung der Hofburg hat uns an die Schwelle der neuen Zeit geführt; wir müssen aber nochmals zurückkehren in's XVII. Jahrhundert und Notiz nehmen von den zahlreichen Kirchen-Neubauten und Kirchen-Umgestaltungen, welche die Zeit des Barocks in der bekannten Weise ausgeführt.

Die Faſſaden ſind theatraliſch und kalt; das Innere zeigt meiſt eine Ueberladung mit bombaſtiſchem Prunk. Das bedeutſamſte, effectvollſte Interieur beſitzt die Univerſitäts- reſp. Jeſuitenkirche (geſtiftet 1628), welche ihre reiche maleriſche Ausſtattung aber erſt im Jahre 1700 durch den bekannten Intraſigenten des Barockſtiles, den Pater Andrea del Pozzo, erhalten hat. So ſehr dieſe Barockkirchen in ihrer Geſammtheit ein bedeutſames Moment zur charakteriſtiſchen Erſcheinung der Altſtadt abgeben, ſo tritt uns doch keine in ihrem Aeußeren als beſonders hervorragend entgegen.

Die Vorſtädte.

Ehe wir nun in's Auge faſſen, was die neuere Zeit zur Phyſiognomie der Altſtadt hinzugefügt, haben wir unſere Blicke hinüber zu richten auf die Quartiere jenſeits des Rings, auf die einſtigen außerhalb der Feſtung gelegenen Vorſtädte. Nicht früher als mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts kommen ſie in Betracht. Was das Mittelalter und was die eigentliche Renaiſſance gebaut, das iſt alles bei den türkiſchen Belagerungen gräulich verwüſtet oder total vernichtet worden. Die Vorſtädte wurden zweimal, zur Zeit der erſten und unmittelbar vor dem Eintritt der zweiten Türkenbelagerung 1529 und 1683 in Brand geſteckt.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die von den verarmten Einwohnern nachher auf den Brandſtätten erbauten Häuſer ein ſehr dürftiges Ausſehen erhielten. Wenn man von den Hauptverkehrsadern abſchweift, geräth man in Gäßchen, wo ſich jene kleinen ſpießbürgerlichen Häuschen erhalten haben. Man könnte dann meinen in irgend einer Provinzialſtadt zu ſein, würde ſich nicht hie und da die verkleinerte Nachbildung eines modernen Ringſtraßenpalaſtes mit all dem bekannten Stuckfirlefanz dazwiſchen ſchieben, entweder ein Wohnhaus eines zum Fabrikanten ausgewachſenen Gewerbsmannes dieſes Bezirks, der in der Nähe ſeines Geſchäftes bleiben will, oder eines zu Vermögen gekommenen Hausknechtes, der es vorzieht, am Orte ſeiner Herkunft als ein großes Thier angeſtaunt ſtatt in der Altſtadt oder auf dem Ring von den Millionären höhniſch über die Achſel angeſehen zu werden.

Aber einen Theil des durch die Verwüſtung der Türken frei gewordenen Terrains verwendeten der Hof und die Großen zur Anlage von Luſtſchlöſſern mit zugehörigen Parks, zu ſog. Sommerpaläſten, die heutzutage bis auf wenige wieder verſchwunden ſind. Durch das ſiegreiche Vordringen Prinz Eugens in Ungarn konnte die Türkengefahr wenigſtens auf lange hinaus als beſeitigt angeſehen werden. Er ſelbſt feierte ſeine ruhmreichen Erfolge, das glänzende Aufſteigen ſeines Geſtirns durch die großartige Anlage des Belvedere. Die Mannsfeld, Schwarzenberg, Liechtenſtein und Andere blieben nicht zurück und ſo entſtanden jene, im Bilde Wiens ſo erquickenden, nicht zu entbehrenden Ruhepunkte.

Der Kaiſer Leopold I. erwählte die liebliche Gegend von Hietzing,

um ein zweites Versailles, das Schloß von Schönbrunn, zu bauen, das jedoch nebst der Gloriette erst Karl VI., dessen große Tochter und dessen Enkel vollendet haben. Der Plan dazu wurde 1696 von B. Fischer von Erlach entworfen. Leider entfernte man sich aber bei der Ausführung von dem ursprünglichen Entwurf in einer Weise, wurde auch im Detail so banal, daß die äußere Erscheinung des Schlosses keinen künstlerisch bedeutsamen Eindruck hervorzubringen vermag.

Dagegen hat man es eminent verstanden, den architektonisch zugeschnittenen Park mit seinen Wasserkünsten und dem von der Gloriette gekrönten Hügel zu einem Bilde von unvergleichlichem Reiz zu vereinigen; es ist eine lebendige Theaterdecoration in großartigstem Stile, deren man nach Durchschreitung des Schloßportales ansichtig wird.

Kehren wir indeß durch das Gewühl der Mariahilferstraße wieder nach der Stadt zurück. Nachdem der prachtliebende Karl VI. in der Anlage pompöser Schloßbauten vorangegangen war, ließ er auch einen Tempel entstehen (1716—37), aus dem uns nicht minder ein Triumphlied entgegentönt, als aus jenen stolzen Werken weltlicher Größe.

Die Kirche des heiligen Karl von Borromäus unweit des Schwarzenberg-Palastes, drüben über dem Graben, worin die Wien sich schlängelt, wenngleich ihre Entstehung zunächst dem Anlaß der Abwendung der Pest verdankend, verkündet das Hochgefühl der römischen Kirche, die sich auf ihren neuen Grundlagen trotz der Zerspaltung ihrer Macht als Siegerin fühlte. War es ihr doch gelungen, große Gebiete zu behaupten, die ihr schon entrissen schienen.

Sie verherrlichte diesen Sieg an einem ihrer Hauptwaffenplätze unter dem Namen des großen Gegenreformators, des heiligen Carlo Borromeo, in den flotten kühnen Formen des Barocco, das sich als ein treffliches Gefäß für ihre neuen Daseinsbedingungen erwies. Es hätte nicht leicht etwas Charakteristischeres gefunden werden können, als das frappirende Motiv der beiden Triumphalsäulen, welche mit Giebel und Kuppel der Kirche in einem rauschenden Accord zusammenklingen. Der Schöpfer dieses Meisterwerks, das, trotzdem es der Zeit nach der Periode des Rococo angehört, noch die stolze Grandezza der Barockarchitektur bewahrt, ist wieder der große B. Fischer von Erlach. Da derselbe aber im Jahre 1723 starb, erlebte er die Vollendung der Kirche nicht mehr. Dieser große Wurf gelang Fischer indeß nicht auf das erste Mal; zuvor schon hatte er (1702) die St. Peterskirche in der Altstadt geschaffen, auch einen Kuppelbau, an und für sich ein sehr anerkennenswerthes Werk, aber hinter der Karlskirche doch weit zurückbleibend.

Bauwerke aus der Zeit des Rococo und Zopf.

Auf die gewaltige Baubewegung, die wir eben geschildert, folgte naturgemäß eine Pause der Ebbe, umsomehr als Maria Theresia, als

sie den Thron bestieg, auf längere Zeit die ganze Kraft der Monarchie daran setzen mußte, die Angriffe auf ihre Machtstellung abzuwehren. So ist denn das eigentliche Rococo in Wien nicht sehr stark vertreten. Außer dem Inneren von Schönbrunn und den betreffenden Partien der Hofburg ist namentlich die alte Universität (1753—55), jetzt Akademie der Wissenschaften, hervorzuheben. Ihre wundervolle Fassade, an welcher nur das obere Halbgeschoß nicht ganz befriedigt, beweist die nachhaltige Wirkung, welche die Schöpfungen Fischers auf die Wiener Baukunst ausübten. In der Abgeschiedenheit des kleinen Platzes erscheint sie doppelt reizvoll, und im Mondlicht wahrhaft entzückend.

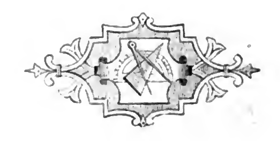
Hie und da findet man auch in der Stadt ein Privathaus in das picante Negligé des Rococo gekleidet, wir nennen z. B. das Haus am Hof Nr. 12 und das Haus Nr. 11 am Hafnersteig.

Die Spätzeit des letzten Jahrhunderts, die Zeit des hochherzigen, aber unglücklichen, mit seinen großen Plänen scheiternden Fürsten, Joseph II., hat nicht viel hinterlassen. Schon an der Gloriette (1775—80), noch mehr aber an der Fassade des Kriegsministeriums ist das Einfrieren der frohen Kunst, der Renaissancekunst, wahrnehmbar.

Bauten der Napoleonischen und der Biedermaier-Zeit.

Die Napoleonische und die Biedermaier-Zeit, jene Zeit, in welcher die Architektur in Wien unter die bureaukratische Dictatur des Hofbaurathes sich beugen mußte, haben glücklicherweise an der Physiognomie der Stadt wenig verändert. Während der Stürme hatte man weder Mittel noch Muße und nachher folgte die Ruhe der Ermattung. Speciell anzumerken ist noch, daß Franz I. (wie er sich als nunmehriger Kaiser von Oesterreich nannte) zwar 1817 die Stadt als Festung aufhob; das änderte indeß am topographischen Bilde derselben wenig, da nur die von den Franzosen im Jahre 1809 gesprengten Vorwerke beseitigt, einzelne Basteien abgetragen und der Stadtgraben bepflanzt wurde.

Außer den bereits genannten Zuthaten zur Hofburg, welche mit dem Glacis in bessere Verbindung gesetzt ward und jenes schon erwähnte dorische Thor vorgelegt erhielt, wäre noch die triste Copie des sogenannten Theseustempels in Athen im Volksgarten zu erwähnen, deren Entfernung gewiß Niemand bedauern würde. Auch die langweilig melancholische Nachbarschaft, welche jene Zeit durch Erbauung des polytechnischen Instituts der Karlskirche verschaffte, bleibt zu beklagen. Der Architekt J. Schemerl erbaute dasselbe von 1805—15.





Land und Leute in Bulgarien.

Von

M. Folticineano.

— Berlin. —

I.

Vor kaum einem Jahrzehnt waren die Bulgaren, auf die heute die ganze gebildete Welt mit Spannung blickt, dem Westen Europas fast gänzlich unbekannt. Man wußte wohl, daß eine Provinz des türkischen Reiches die „Bulgarei" genannt werde; hie und da drangen auch einige interessante Nachrichten über Land und Leute in weitere Kreise, daß aber einst der Frieden Europas von dieser unscheinbaren Provinz abhängen könnte, ahnte Niemand. Mit einer unbegreiflichen Geduld hatten die Bulgaren durch Jahrhunderte das schwere Joch getragen, das ihnen die Osmanen auferlegt, nachdem sie der Welt das Schauspiel gegeben, wie ein Volk nicht blos die Sprache seiner Vorfahren, sondern auch seine ruhmreiche Vergangenheit vergessen kann. Aber den Namen der Bulgaren gänzlich aus der Geschichte der Gegenwart auszulöschen, war ihren Bedrückern doch nicht gelungen.

Die Bulgaren sind keine Autochthonen des Balkangebietes. Aus dem Osten her war im fünften Jahrhundert eine wilde Ugrierschaar in Mösien eingedrungen und verwüstete die oströmischen Provinzen. Die Byzantiner nannten die mordbrennerische Horde Bulgaren und deren früherer Wohnsitz an den Ufern des tatarischen Atel (Wolgastrom) hieß das Wolgagebiet. Ihre Sprache, ugrisch-finnischen Stammes, glich derjenigen, welche die Samojeden heute noch sprechen. Bis vor die Mauern von Byzanz dehnten die Bulgaren ihre Raubzüge aus und zwangen Kaiser Anastasius zur Zahlung eines Tributs. Die hohen Summen erregten aber ihre Habsucht in noch höherem Grade. Selbst eine zwanzig Fuß dicke Mauer, welche

die Byzantiner zu ihrem Schutze aufführten, konnte die Barbaren nicht abhalten. Unter Justinian war die Noth so weit gestiegen, daß der Kaiser sich gezwungen sah, den in Ungnade verbannten Feldherrn Belisar anzuflehen, daß dieser sich an die Spitze des oströmischen Heeres stelle. Da gelang es erst, den Feind zu schlagen, der durch die Uneinigkeit unter den Häuptlingen seine Macht eingebüßt hatte. Erst als sich die Bulgaren, von denen viele Mösien bereits verlassen hatten, mit den Walachen aus dem Hämus und Pindus verbanden und unter der Herrschaft der Brüder Peter und Asan das vlacho-bulgarische Reich gründeten, wurden sie wieder der Schrecken von Byzanz, bis sie der Abzug der Walachen in die nördliche Donauebene wieder in ihre frühere Ohnmacht zurückwarf.

Nun vollzog sich ein Phänomen, das von seiner Merkwürdigkeit doch nichts einbüßt, wenn es auch nicht einzig in der Geschichte dasteht. Der ugrisch-finnische Volksstamm slavisirte sich gänzlich. Bereits im neunten Jahrhundert sprachen die Bulgaren mit Vorliebe das Serbische und bald vergaßen sie ihre Muttersprache, von der sich nur einige chasarische Worte im Bulgarischen erhalten haben. Einige Sitten erinnern noch an den tatarischen Ursprung der Bulgaren. Wie der Tatare rasirt sich ein Theil des Volkes das Haupt, indem sich die Männer auf dem Scheitel ein Büschel Haare stehen lassen, das sie sorgfältig nach Art des chinesischen Zopfes flechten; wie der Sohn der Steppe ist jeder Bulgare von seinem Pferde unzertrennlich. Selbst der ärmste Mann besitzt ein Pferd und wäre es ein noch so elender Klepper; denn auch kürzere Wege von einigen hundert Schritten macht der Bulgare fast immer zu Pferde.

Viele Jahrhunderte hat es gewährt, ehe im geknechteten Volke das Nationalitätsbewußtsein heraufdämmerte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts begannen die schwachen Versuche, das Türkenjoch abzuschütteln; allerdings gelangen dieselben nicht, aber sie hatten doch das Gute an sich, daß sie das Volk aus seiner Starrheit aufrüttelten. Die Erinnerung an Pasvanoghlu, den geächteten Heiducken, welcher der mohamedanischen Macht Trotz geboten, lebte heut noch im Volke, und der Widerstand dieses Mannes war nicht vereinzelt geblieben. Die Wälder und Gebirge waren belebt von kühnen Männern, welche gegen die Osmanen den Krieg bis auf's Messer führten. Die Heiducken waren keine niedrigen Straßenräuber, die des Geldes wegen mordeten, sondern Männer, die sogar türkische Festungen belagerten und zur Uebergabe zwangen. Als der Freiheitsruf der Griechen 1821 erscholl, eilten bulgarische Freischärler nach dem Süden und vergossen ihr Blut für die Freiheit der Hellenen. Held „Botzaris“ war ein Bulgare aus Vodina, Namens Botschar.

Tirnova ist von jeher die Stätte der nationalen Freiheitsbestrebungen gewesen. Aehnlich der Hetärie von 1821 gründeten hier die Didaskalen (Lehrer) einen Freiheitsbund. Unter dem Vorwande die Feste der Panaghia (heilige Jungfrau) zu feiern, versammelten sich alle freiheitsdurstigen

Patrioten in der Umgegend der alten Königsstadt. Nachts kamen sie auf den Friedhöfen der Klöster zusammen, wo Pläne entworfen, Berichte über das Fortschreiten der Propaganda entgegengenommen und neue Ankömmlinge eingeweiht wurden, die bei den Gebeinen der Todten den Eid der Treue leisten mußten. Beim Scheine der Morgenröthe trennten sich die Freiheitsfreunde und zogen, Aposteln gleich, hinaus, um neue Anhänger für die heilige Sache zu werben. Die bulgarische Hetärie breitete sich immer mehr aus; sie war 1837 schon nahe daran, eine Proclamation an das Volk zu erlassen, als sich ein Verräther einschlich. Ein Bewohner des Dorfes Elena bei Tirnova sollte eingeweiht werden, doch ehe er den Eid leistete, verlangte er, die Liste der Hetäristen kennen zu lernen. Man zeigte ihm dieselbe bereitwilligst, da man annahm, in jedem Bulgaren lebe die Sehnsucht nach der Unabhängigkeit des Vaterlandes, aber er verrieth die Namen der Patrioten an den Pascha. Viele Verschwörer wurden hingeschlachtet, einer der eifrigsten Agitatoren, Antoniu, Didaskal von Tirnova, ein Zinzar von Geburt, wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt und in das Bagno von Constantinopel geschleppt. Fast alle Verschwörer wurden der schwersten Folter unterworfen, die beinahe in jedem einzelnen Falle den Tod nach sich zog.

Aber diese Grausamkeiten konnten den Freiheitsdrang der Bulgaren nicht vernichten. Schon 1838 erhoben sich die Bauern aus der Umgegend von Sophia und belagerten Jarkoi, die Festung unweit der Hauptstadt des heutigen Fürstenthums. Milosch Obrenowitsch, der Fürst von Serbien, hatte den Insurgenten Hülfe zugesagt, und in der That eilte ein Hauptmann von der serbischen Grenze mit seinen Truppen herbei. Aber Milosch, dem es um die Befestigung seiner Dynastie zu thun war, und der daher nicht offen gegen den Sultan auftreten wollte, ließ den Hauptmann im bulgarischen Lager gefangen nehmen und pfählen. Und als es zu Unterhandlungen zwischen der Pforte und den Insurgenten kam, bot Milosch sogar seinen Einfluß auf, um die Ansprüche der Bulgaren zu mildern. Die Folge dieses Aufstandes war der Ferman von Gülhane, der scheinbar den Bulgaren mehr Freiheiten gewährte, in der That aber das Joch noch drückender machte. Auch an späteren Versuchen, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, ließen es die Bulgaren nicht fehlen, sie scheiterten jedoch an der Macht der Verhältnisse.

Im Frühjahr 1841 brach ein Aufstand, der, ähnlich dem Aufstande der Römer gegen die Tarquinier, den Raub eines Mädchens zur mittelbaren Ursache hatte. Bulgariens Lucretia hieß Agapia. Von ihrer Schönheit entflammt, hatte sie der Neffe des Paschas von Nisch rauben lassen, um sie mit Zwang zum Muhamedanismus zu bekehren und sie dann zu seinem Weibe zu machen. Da sie der Ueberredung hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, mußte sie die grausamste Folter ausstehen, ehe sie sich der Gewalt beugte. Statt der frohen Feste, die sonst mit der Wiederkehr des Frühlings in Bulgarien gefeiert werden, herrschte tiefe Trauer im ganzen Lande;

statt des freudigen Jauchzens erklang der Ruf nach Rache. Unter Miloie, einem alten Heiducken, der noch unter Czerny Georg gedient hatte, und unter Gavra, einem greisen Priester von Leskovatz, zogen die Schaaren aus, zu denen sich bald die Aufständischen von Widdin und der Umgegend von Sophia gesellten. Im Defilé vor Kotna-Bogaz verschanzten sie sich, indem sie sich auf blutige Kämpfe gefaßt machten, und als der Bischof von Nisch zu den Aufständischen kam, um ihnen Demuth und Unterwerfung zu predigen, wurde er abgewiesen. Mustapha, der Gouverneur von Bulgarien, zitterte und bat in sehr demüthiger Weise den Fürsten von Serbien, daß er die Aufständischen besänftige. Währenddessen aber sengten und mordeten die türkischen Horden im Lande. Hundertfünfzig blühende Dörfer wurden eingeäschert, Grausamkeiten wurden vollbracht, die nur im letzten Kriege ihres Gleichen fanden.

Auch die Heiducken Panajot Hietow und Hadschi Dimitri versuchten einen Aufstand zu erregen. Ersterer wollte im Verein mit Philip Totju das Donau-Vilajet insurgiren, aber der damalige Gouverneur, Midhat Pascha, war wachsam. Von den türkischen Streifcolonnen verfolgt, gelang es ihnen kaum, mit Mühe und Noth in den Balkan zu entkommen. Denn die breiten Massen des Volkes blieben ruhig bei diesen Versuchen, trotzdem Serbien mit Nachdruck eine Erhebung unterstützt hätte, da es gerade im Conflict mit der Pforte wegen der Grenzfestungen war. Durch seine Grausamkeit war der Pascha verhaßt, deshalb athmeten die Bulgaren auf, als Midhat abberufen war.

Unter Hadschi Dimitri, Spiru Gerow und Stephan Karadscha zogen die „Jungbulgaren“ von Bukarest mit dem Rufe „Freiheit oder Tod“ herüber, aber die Heldenlegion fand nur den Tod in den Schluchten des Balkans. Auf politischem Gebiete hatten die Freunde der Freiheit kein Glück.

Wie die Griechen, Rumänen und Serben haben auch die Bulgaren ihre Emancipation auf kirchlichem Gebiete begonnen, indem sie sich 1860 vom Constantinopeler Patriarchat lossagten. Vergebens rief der Phanar die weltliche Hülfe des Sultans an, denn dieser entschied in weiser Vorsicht zu Gunsten des Volkes; war aber die bulgarische Kirche autokephal, d. h. selbständig geworden, so hörten auch die Hellenesirungsversuche der griechischen Geistlichen von selber auf. Wohl blieben die Bulgaren friedliche Unterthanen des Sultans, sie begannen jedoch das Haupt höher zu tragen, und sich selbst unbewußt, schlossen sie sich näher aneinander an. Der erste Versuch, der ihnen in so unerwarteter Weise geglückt, gab ihnen Vertrauen in die Zukunft. Die Erleuchteteren hofften auf einen unabhängigen bulgarischen Staat und sahen ein, daß sie zu ihrem Ziele nur durch Bildung und Wissen gelangen können; daher wurden überall Schulen gegründet, die Reichen schickten ihre Söhne nach Constantinopel, Bukarest und dem Westen Europas, und die Gemeinden steuerten zusammen, um unbe-

mittelten, talentirten jungen Leuten das Studium im Auslande zu erleichtern. So bereiteten die einfachen Ackerbauer und Hirten die Zukunft ihres Vaterlandes vor, indem sie erst die Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens zu sprengen suchten.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Nicht lange ist es her, daß die aufgeweckten macedonischen Rumänen und die schlauen Griechen sich über den in der That etwas unbeholfenen Bulgaren lustig machten und ihn ob seines großen runden Schädels „hohler Dickkopf“ oder gar „Kürbis“ schalten; heute dagegen trotzen die Dickköpfe ihren mächtigen Gegnern und ihre Staatsmänner beweisen eine Energie und Kaltblütigkeit, die man den jungen Leuten gar nicht zugetraut hätte. Der Spott ist nun verstummt und die Macedonier blicken erwartungsvoll auf ihre Nachbarn.

Daß der Bulgare, besonders der Rumeliote, seinen Nachbarn an Intelligenz nachstand, hatte seinen triftigen Grund in der trostlosen socialen Lage, in der er sich befand. Nicht genug, daß die Muhamedaner ihn verfolgten, beutete ihn der Grieche auch noch aus; der Donaubulgare dagegen und die Balkanbewohner sind lebhafteren Geistes und der Freude zugänglich, weil sie weniger zu leiden hatten, als ihre Brüder südlich des Balkans; ihr Gesichtsausdruck ist ein edlerer und ihre Tracht geschmackvoller. Die Aristokraten unter den Bulgaren sind die Pomaken im Rhodopegebirge; sie sind schlank gewachsen, brünett, während die übrigen Bulgaren meist blondes Haar haben. Sie sind voll Enthusiasmus und Fröhlichkeit; bei ihnen ist der Sinn für Poesie in hohem Grade entwickelt und ihre Lieder knüpfen oft an die Mythen des klassischen Alterthums an. Fast möchte man sie nicht für Bulgaren halten, wie wäre es aber zu beweisen, daß sie von den alten Thraciern abstammen?

Die Bulgaren sind im Allgemeinen ein friedliches Volk, dessen Thun und Lassen durchaus nicht der Idee entspricht, die man sich von dessen Vorfahren, den Widersachern des byzantinischen Reiches, macht. Die Bulgaren prahlen nicht so wie ihre Nachbarn, die Serben, die bis zum serbisch-bulgarischen Kriege allgemein als der tapferste Stamm unter den Südslaven angesehen wurden, aber die ersteren sind nichtsdestoweniger muthig und ausdauernd, trotzdem ihre Lieder nicht wie die Piesmas der Serben die Heldenthaten ihrer Vorfahren preisen. Ihrem früheren geknechteten Zustande angepaßt, erzählen ihre Volkslieder Begebenheiten aus dem täglichen Leben in einer äußerst merkwürdigen Kürze. Die poetische Schönheit der neugriechischen Tragudias oder die Energie der Piesmas darf man in diesen Liedern, die der Bulgare mit Begleitung der kleinen Flöte, der Svirka, oder der halbbirnenförmigen Guzla, einer primitiven Laute, singt, nicht suchen, denn ihre Verse durchweht tiefe Lebensverachtung und grenzenlose Wehmuth. Die Helden der Gesänge geben sich oft selbst den Tod. Mit düsterer Freudigkeit verlassen sie diese Welt, die ihnen nur Kummer und Leiden geboten; sie streifen die irdischen Fesseln ab, um dem Jammer zu

entfliehen, der ihr Leben von der Wiege bis zum Grabe erfüllt. Solche Lieder entsprechen dem in sich gekehrten Volkscharakter, der keine Freude aufkommen läßt und in der Arbeit das einzige Lebensziel erblickt.

Die Arbeit ist das Patrimonium der Bulgaren. Fast sämmtliche landwirthschaftlichen Producte, die die Balkanhalbinsel auf den europäischen Markt wirft, haben die Bulgaren angebaut. In der Donauebene bauen sie vorzüglichen Mais und Weizen; das Brot, das auf den Tisch des Sultans kommt, war stets aus bulgarischem Weizen zubereitet. Die Seidenraupenzucht in Eski-Zagra ist die bedeutendste in der ganzen europäischen Türkei; die herrliche Ebene von Kazanlik am südlichen Abhange des Balkans ist die fruchtbarste Gegend der Balkanhalbinsel; ertragreiche Nußwälder wechseln mit Rosenfeldern ab; in der Stadt wird das kostbare Rosenöl fabricirt, das im Orient sehr geschätzt und demjenigen von Schiras gleichgestellt wird. Die Bulgaren am nördlichen Abhange des Balkans entwickeln eine außerordentliche industrielle Thätigkeit; jedes Dorf zwischen Balkan und Donau ist eine große Fabrik. In dem einen werden Messer, in dem andern ausschließlich Töpferwaaren, im dritten Schmucksachen, in weiteren Dörfern Teppiche, Stoffe, Hausgeräthschaften &c. fabricirt; jeder dieser bäuerlichen Arbeiter legt einen Fleiß und einen Geschmack an den Tag, den man bei den einfachen Leuten gar nicht vermuthet. Und die Städte bleiben natürlich hinter den Dörfern nicht zurück. Die Waffen der am Schipkapasse gelegenen Stadt Gabrovo sind in der ganzen Türkei berühmt, die besten Stücke in den Waffenbazars zu Constantinopel stammen aus Gabrovo, dessen Leinwand, Leder und Tuchwaaren nicht minder gesucht sind. Dieses Städtchen darf sich auch rühmen, die erste bulgarische Schule besessen und dadurch den Anstoß zur Erweckung des nationalen Geistes gegeben zu haben.

Das feste Band der Abstammung verbindet die Donaubulgaren mit den Rumelioten südlich des Balkans, aber trotzdem läßt sich die Wirkung der natürlichen Scheidemauer, welche die beiden Provinzen trennt, nicht verkennen. Die Sprache der Donaubulgaren klingt dem Russischen sehr ähnlich; außerdem haben sich bei den Nordbulgaren manche tatarische Sitten erhalten, während der Südbulgare fast ganz hellenisirt ist. Daher protestirte auch die griechische Regierung, als die beiden Provinzen durch den Staatsstreich von Philippopel sich vereinigt hatten, denn sie hatte gehofft, Rumelien dem griechischen Königreiche über kurz oder lang einzuverleiben. Die Bulgaren an der Donau sprechen mit einer ungeheuren Geschwindigkeit; die Worte sprudeln hervor, als ob sie nicht schnell genug über das „Gehege der Zähne“ hinaus kommen könnten; die Rumelioten dagegen reden gesetzter, ihre Satzconstruction ist zierlicher, obwohl auch ihre Zeitwörter, wie die des neugriechischen keinen Infinitiv besitzen.

Im Herzen von Bulgarien waren die Türken nie zahlreich gewesen, an der Küste jedoch zwischen der Donaumündung und Burgas gebot es der Pforte die Pflicht der Selbsterhaltung, Türken anzusiedeln. Hier

waren dieselben so zahlreich, daß sie viele Proselyten unter den Bulgaren machten, welche türkische Sitten annahmen und sich mit dem herrschenden Volksstamm identificirten. Seit dem letzten Kriege hat sich aber das Bevölkerungsverhältniß geändert; wer von den Türken der Niedermetzelung entging, suchte sein Heil in der Flucht. Ungefähr eine Million Muhamedaner sind von der Küste verschwunden.

Südlich des Balkans besitzen die „Romaicos", wie sich die Griechen außerhalb des Königreiches nennen, einen bedeutenden Einfluß, wenn sie auch nicht sehr zahlreich sind. Fast in jedem Dorfe leben einige Griechen, die es verstehen, sich unentbehrlich zu machen. Sie sind Schankwirthe, bringen Leben unter die Massen, sind zu allem bereit, selbst zu politischen Kundgebungen, die sie mit Meisterschaft insceniren, sie treiben Handel, leihen auf Pfänder, sind Handwerker und vollbringen Alles mit großem Geschick. In der ganzen Provinz verbreitet, unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit ihren Stammesbrüdern; sie drängen sich überall vor, verstehen Lärm zu schlagen und bilden schon eine Gemeinde für sich, wenn sie zu Dritt in einer Ortschaft wohnen. In Philippopel und Tatar-Bazardschik sind sie zahlreicher; im Rhodopegebirge haben sie Stenimacho gegründet, eine Stadt, die fast ausschließlich von Griechen bewohnt wird.

In Rumelien leben wohl viele Muhamedaner, aber es sind keine Osmanen, sondern Bulgaren, die sich von ihren christlichen Brüdern nur dadurch unterscheiden, daß sie manchmal die Moschee besuchen. Sie hegen denselben Aberglauben wie die Christen, verehren dieselbe Hagiasma (geweihter Brunnen), tragen dieselben Talismane am Halse und sprechen ausschließlich bulgarisch. Es wäre daher nicht sehr schwer, sie zum christlichen Glauben zurückzuführen, da sie nicht intelligent genug sind, den Unterschied zwischen Koran und Evangelium zu empfinden. In der That haben schon Viele den muhamedanischen Glauben abgeschworen, und Andere werden ihnen folgen. Große Armuth hat sie vor Polygamie geschützt und der Fanatismus fand nicht den Weg zu den einfachen Leuten, deshalb herrscht eine friedliche Harmonie unter den Secten. Der thracische Boden ist das Heim der Toleranz; als im vierten Jahrhundert die christliche Lehre ihren Weg auch nach Thracien gefunden hatte, gewann sie viele Anhänger, deren Familien im alten Glauben verharrten, da ihnen der Unterschied der beiden Religionen fremd blieb.

Das Aeußere des Rumelioten, seine ewige Verlegenheit wenn er spricht, sind noch Zeugen einer langen und schweren Knechtschaft. Die Frauen sind selten schön und besitzen selbst in den zarten Mädchenjahren wenig Grazie. Ihre Kleidung ist nicht blos ärmlich, sondern auch geschmacklos und sitzt schlecht; das einzige malerische Kleidungsstück ist das Tscharschaff, das ellenlange Kopftuch, über das sie sehr oft einen Kranz grellfarbiger Feldblumen legen. Von Kindheit auf schwerer Arbeit geweiht, kann sich bei den Frauen die

holde Anmuth der Weiblichkeit nicht entwickeln, aber dafür wird ihre Intelligenz geweckt. Die Rumeliotin ist klüger als ihr Mann und übt einen großen Einfluß auf ihn aus, während die Griechinnen und Macedonierinnen von ihren Männern als verzogene Kinder behandelt werden.

Aermlich genug ist das Leben des Rumelioten. Wochen lang kann er, wenn er sich auf Reisen befindet, von Maisbrot und einem Schluck Branntwein leben. Den Verdienst hebt er sich sorgfältig auf und bringt fast die ganze Summe nach Hause; zu solcher an Geiz grenzenden Sparsamkeit wurde der Bulgare durch seine frühere Stellung im türkischen Reiche gezwungen. Er mußte sich das zum Leben Nothwendigste versagen, um den Haratsch (Kopfsteuer) und die übrigen, nicht geringen Abgaben zahlen und die Habsucht der Verwaltungsbeamten befriedigen zu können. Die Hütten der bulgarischen Dörfer sind aus Lehm und Flechtwerk gebaut und liegen kaum halb über dem Boden; sie bestehen meist aus einem Wohnraum, und wenn man in denselben eintreten will, muß man sich gehörig bücken. Immer herrscht ein düsteres Halbdunkel, da das Licht nur durch tellergroße Fensterchen, durch die offene Thüre und ein Loch im Strohdache Eingang findet. Haben sich die Augen an's Dunkel gewöhnt, so bemerkt man einige Schemel, etliche von der Bäuerin selbst gewebte Teppiche in bunten Farben, einen niedrigen runden Tisch und mehrere an großen Holznägeln aufgehängte irdene Töpfe. Die weißgetünchten Wände tragen ein oder zwei primitive Heiligenbilder. Die zusammengelegten Teppiche werden Nachts auf den gestampften und glatt geschmierten Lehmboden ausgebreitet und dienen der Familie zum Nachtlager.

Die bulgarischen Familien sind sehr zahlreich; sie umfassen nicht selten fünfzehn Mitglieder. Kommt ein Fremder zu ihnen, so versammeln sich Letztere um ihn, sehen ihn an und verharren in stummer Betrachtung, da der Bulgare überhaupt nicht redselig ist. Sie empfangen ihn aber auf's Beste, indem sie ihm vorsetzen, was die ärmliche Vorrathskammer birgt. Ihre Confituren und der gekochte und mit Honig versüßte Most schmecken ausgezeichnet; auch die Speisen sind wohlschmeckend, nur sind sie wenig gewürzt. Wenn auch Menschen und Wohnung ärmlich aussehen, so sind erstere doch gutmüthig und letztere reinlich; das ist schon sehr viel.

Das Leben des Ackerbauern schleicht freudelos dahin auf der Scholle, die nicht immer sein Eigenthum ist. Nur zu bestimmten Zeiten im Jahre, wenn in der Nähe Jahrmarkt abgehalten wird, verläßt er sein Dorf. Aus großer Entfernung strömen die Kauflustigen zu den aufgeschlagenen Baracken herbei. Ein Park von Bauernwagen, deren Räder keine Felgen besitzen, sondern aus einer kreisrunden Scheibe bestehen, umgeben den Markt; Pferde- und Rinderheerden weiden in der Ebene; helle Feuer lodern empor und über denselben schmort ein Schaf, ein ganzes Kalb, oder auch ein Ochs. So ein Jahrmarkt dauert nicht selten mehrere Wochen; da strömt Alles zusammen, was kaufen oder verkaufen will. Der Bauer

bringt Felle, der Europäer sucht Wolle, Seide und Getreide, die der Gutsbesitzer zu verkaufen hat. In den Baracken werden grobe Tuchwaaren, Wirthschaftsgegenstände und sonstiger Kleinkram feilgehalten. Merkwürdig ist es, daß die Bulgarin kein Verlangen nach Schmucksachen trägt, sondern sich mit einigen Schnüren Glasperlen begnügt. Da ist die Griechin ganz anders geartet. Eine befremdliche Ruhe, wie bei einem Leichenbegängniß herrscht auf dem Markte; schweigsam wogt die Menge auf und ab und bewundert die ausgestellten Kostbarkeiten. Keine Musik erschallt, kein Bänkelsänger besingt näselnd die neueste Mordgeschichte, kein Marktschreier erhebt seine Stimme, um seine Phiolen anzupreisen, Alles geht vielmehr seinen bedächtigen, ernsten Gang und der Bulgare behauptet dann, sich gut unterhalten zu haben.

Nur der Tanz ist im Stande, den Bulgaren aus seiner Apathie herauszureißen: nach der Tagesarbeit sammeln sich Burschen und Mädchen zum Hora-Reigen, oder zum Kolo, den die Romaicos „Labyrinth", oder „Guirlande" nennen, und der auch in Rumänien unter dem Namen „de bräu" (Am Gürtel, weil sich die Tanzenden am Gürtel anfassen) zu Hause ist. Ersterer Tanz ist eine Art Reigen, an dem sich Jung und Alt betheiligen, da er keine besondere Geschicklichkeit erfordert, dabei aber doch der Springwuth der Tanzenden freies Spiel läßt; schwieriger dagegen ist der Kolo, der auch unter dem Namen „Romaica" bekannt ist, und ein Ueberrest der alten griechischen „Theorien" sein soll; dieser Tanz ahmte den Gang der nach Kreta abgesandten Menschenopfer durch das Labyrinth des Minotaurus nach und wurde in Hellas zur Erinnerung an Theseus getanzt. Die modernen „Theorien" verlangen große Gewandtheit besonders von Seiten der „Koriphäe", der Anführerin. In den mannigfaltigsten Wendungen rast die lange Kette über den Tanzplatz, wilde Rufe der Freude ausstoßend. Das ist nicht mehr der Bulgare von heutzutage, sondern der directe Abkömmling jener wilden Horden, die das oströmische Reich mordbrennerisch durchstreiften.

Noch wilder und dabei aller Schönheit bar ist der „Bärenfang", der daraus besteht, daß die Gesellschaft einen Burschen einzufangen hat. Unter dem Lärm einer barbarischen Musik und wildem Geschrei stürzt sich die Tanzgesellschaft wüthend auf den „Bären", bindet ihn und bringt ihn endlich gefangen ein. Je grotesker die Sprünge des Bären sind, je lauter sein Gebrüll, desto größer die Freude aller Anwesenden. Manchmal kommt die Freude wie ein Wuthanfall über den Bulgaren, dann zuckt der arme „Freudige" in heftigen Convulsionen, oft umschlingt er den Hals seines Pferdes vor heller „Freude" die ihn wie ein Fieber plötzlich befällt und sich ebenso plötzlich legt. Daß auch eine unglaublich barbarische Zerstörungswuth, eine thierische Wildheit den Nachkömmling der tatarischen Horden erfassen kann, hat der letzte Krieg mit seinen scheußlichen Greueln gezeigt. Selbst Kinder und alte Frauen — von den jungen und den Mädchen gar

nicht zu reden — wurden von den Bestien nicht verschont. Als Gurko mit seinen Reitern am Schipkapasse erschien, wurden ihm in den Dörfern Ehrenpforten gebaut, an denen je vier Türken baumelten; und als der General abgezogen war, mußten die Bulgaren an die Ehrenpforte. Das Blatt der modernen europäischen Geschichte, auf dem der russisch-türkische Krieg verzeichnet ist, erzählt von grausigen Thaten, die einen blutigen Commentar zum angeblichen Befreiungszwecke des Krieges liefern.

Bulgarien gehört nicht blos den Bulgaren allein; die übrigen Völkerstämme zusammengenommen dürften ihnen an Zahl nicht um Vieles nachstehen. Da finden wir Osmanen, Griechen, Rumänen, Serben- und Albanesencolonien, Armenier, Juden, Tataren, Tscherkessen und eingewanderte Donsche Kosaken, zu denen sich der Mannigfaltigkeit wegen auch noch Zigeunerbanden gesellen. Als die Dobrudscha noch zu Bulgarien gehörte, war die Musterkarte der verschiedenen Rassen noch vollständiger. Da lebten die Tatar-Nogaïs unvermischt unter ihrem Khan und durchzogen nomadisirend die Balkangegenden. Nach dem Krimkriege hielt ein neuer Schwarm Nogaïs seinen Einzug in Bulgarien und um das Gleichgewicht herzustellen, wanderten zehntausend Bulgaren nach Rußland aus, da sie sich vor den Fremden fürchteten; aber sie gingen in den alten Wohnsitzen der Tataren, die man ihnen angewiesen, elend zu Grunde, während ihre Nachfolger in dem bulgarischen Donaugebiete auch nicht auf Rosen gebettet waren. Noch trauriger gestaltete sich das Loos der Tscherkessen, die 1864 in die Türkei eingewandert waren und von der Pforte als Keil zwischen Bulgaren und Serben eingeschoben wurden. Nach echt kaukasischer Sitte pflanzten die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden, zum Zeichen, daß sie das Land als ihr Eigenthum und die Bulgaren als ihre Sclaven betrachten. Das bekam ihnen aber schlecht, denn an die Grenze der europäischen Cultur gestellt, hätten sie unter schwerer Mühe um ihr Dasein kämpfen müssen, wenn sie dasselbe menschenwürdig hätten gestalten wollen. Dazu waren sie aber zu faul, daher hielten Hungersnoth und Epidemien eine reichliche Ernte unter ihnen; ein Drittel der Eingewanderten ruhten bald unter der Erde, die sie sich durch Aufpflanzung des Schwertes erobert zu haben meinten. Nun begann ein abscheulicher Handel mit Mädchen und Knaben, aus dem manche Paschas ihr Profitchen zogen. Da kam man ja billiger weg, als wenn man die so oft besungenen Tscherkessenmädchen aus dem Kaukasus holen wollte. Die Harems in Constantinopel füllten sich bald mit diesen unglücklichen Geschöpfen und spieen dann ihre verdorbenen Opfer in die Provinzen, besonders aber nach Syrien und Egypten aus. Der Menschenhandel blüht in der Türkei heute noch im Verborgenen, trotzdem dessen Vorhandensein mit lautem Geschrei geleugnet wird.

Der letzte Krieg hat unter den Tscherkessen und Tataren stark aufgeräumt und die noch Vorhandenen sind fast Alle mit der Dobrudscha an Rumänien übergegangen; immerhin leben aber noch Manche in Bulgarien.

Die Kosaken und russischen Altgläubigen, die unter Katharina II. Herrschaft ihres Glaubens wegen hatten fliehen müssen, leben nun in Bulgarien und tragen nicht wenig zur Stärkung der Russenpartei bei.

Ein anderer kaukasischer Volksstamm hatte ebenfalls gefunden, daß es in Bulgarien gut sei und baute da seine Hütten; das sind die Armenier. Im Norden sind sie wenig zahlreich und besitzen wenig Einfluß; im Süden jedoch sind sie mächtig, nehmen aber auch an Zahl ab, weil das Bulgarenvolk von Tag zu Tag ärmer wird. Vom Ackerbau wollen sie Nichts wissen, dagegen ist der Handel ihr Lebenselement, in demselben sind sie zu Hause und verstehen es ausgezeichnet, Jeden, gleichviel ob Türke oder Christ, über's Ohr zu hauen, mögen sie Makler, Commissionäre oder Bankiers sein. In Folge ihres kriecherischen Wesens gegen die Machthaber sind sie bei der Bevölkerung verhaßt. Unter dem Deckmantel der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit verbergen sie List und Heimtücke, daher hat der Bulgare viel von ihnen zu leiden; den Griechen und Rumänen dagegen sind sie nicht gewachsen, da diese ihnen von vornherein Mißtrauen und Verachtung entgegenbringen.

Nicht alle christlichen Bulgaren sind griechisch-orthodox; ungefähr sechszigtausend sind katholisch und haben ihren eigenen Bischof. Von den Orthodoxen werden sie „Pavlicaner“ oder „Manichäer“ genannt, da die Sage behauptet, daß sie die Nachkommen der Anhänger von Paulus von Armenien seien. Im achtzehnten Jahrhundert überschritt der Katholicismus auch die Balkankette und fand viele Gläubige in Rumelien. Bis 1835 durchzogen Wanderpriester die Provinz; dann kamen die böhmischen Ligorianer in's Land, gegenwärtig hat aber jedes katholische Dorf seinen Pater Capuciner, der mit absoluter Gewalt über seine Pfarrkinder herrscht und dieselben unter der Zuchtruthe einer strengen, kirchlichen Disciplin hält. Sie müssen regelmäßig zur Messe kommen, denn darauf hält der Pater sehr, und da die braven Leute geistig arm sind, fügen sie sich in jeder Beziehung dem Willen ihres Hirten, der auch auf weltlichem Gebiete die Rechte seiner Gemeinde vertritt. Diesen katholischen Bulgaren gehören die Rosenfelder von Kazanlik. Bereits im Alterthum waren die Rosen von Thracien berühmt, da sie selbst nach Rom zu den Rosenfesten gebracht wurden; es ist daher rückhaltlos anzuerkennen, daß die Bulgaren diese duftigen Blumen nicht haben verkommen lassen, wie so manche kostbare Naturgabe unter der Türkenherrschaft verkommen ist.

Ueberhaupt war der Verkehr zwischen den klassischen Ländern und Thracien ein äußerst lebhafter. Bereits im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung besuchten die Hellenen das Hämusgebirge. Im Thale des Hebros haben sie Münzen zurückgelassen, deren Prägung bei ihrer Auffindung in der letzten Zeit noch deutlich erkennbar war; so fand man Tetradrachmen von Athen, Geldstücke von Thasos, Maronäa und auch von Byzanz. In Thracien trafen die Handeltreibenden aus Hellas, den

Colonien im Aegäischen Meere und diejenigen von Dyrrachium und Apollonia am adriatischen Meere zusammen. Ein Vergleich der aufgefundenen Münzen und Medaillen läßt mit ziemlicher Sicherheit den Weg erkennen, den die Cultur nach Thracien genommen und wie sie im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt auch in die Thäler des Hämus eingedrungen ist. Im heutigen Bulgarien finden die Archäologen ein weites und dankbares Feld für ihre Forschungen und ihr Verdienst um die Wissenschaft wäre kein geringes, wenn sie mit Hülfe der vielen Funde und Ueberreste aus vergangenen Tagen es zu Stande brächten, ein vollständiges Bild der thracischen Urbewohner zu liefern und die Physiognomie des Landes herzustellen.

Auf welche Weise kam die Marmorsäule aus der Zeit Alexanders des Großen auf den muhamedanischen Friedhof von Tatar-Bazardschik? Die Ottomanen betrachten die Säule mit der altgriechischen Inschrift als Wunder wirkenden, geweihten Stein und legen auf ihn Fäden aus den Gewändern ihrer Kranken nieder, damit die Leidenden gesund würden; der Staub in der Nähe des Steines wird ebenfalls für wunderthätig gehalten. Die Inschrift der Säule giebt Kunde, daß hier eine Stadt mit griechischer Verwaltung gestanden, daß man in derselben die Panegyrien zu Ehren des Appollo gefeiert. Aus derselben Epoche stammen Bronzegegenstände, welche Meisterwerke atheniensischer Kunst sind. Nach und nach hatte sich die Cultur über ganz Thracien verbreitet. In den Ebenen standen einst zahlreiche Ortschaften wie die vielen Inschriften und Reliefs bezeugen, die man gefunden, und die Bewohner verehrten die griechischen Götter. Freilich hatten sich die Thracier ihre Götter nach ihrem Ebenbilde geformt. Die anmuthige keusche Diana ward bei ihnen zum Mannweib mit der Keule in der Hand, und Apollo stellte man als Jäger dar; außerdem verehrten sie einen Helden zu Pferde, der gegen viele Ungeheuer kämpfte. Ob dieser Held der Vorfahre des heiligen Georg gewesen, der gerade in der morgenländischen Kirche eine außerordentliche Verehrung genießt? Auch die alten Grabstätten, die sogenannten Tumuli, die man zu Tausenden in Bulgarien findet, sind ein Beleg für die hohe Cultur des alten Thracien.

In den wenigen Grabstätten, die man geöffnet, hat man Waffen und kostbare, griechische Schmuckgegenstände gefunden. Die Bulgaren wissen gar nicht, welche Kostbarkeiten ihr Boden birgt.

In der Heimat des Orpheus, im Rhodopegebirge, lebten die schon erwähnten Pomaken, muhamedanische Bulgaren, die vom Koran keine Ahnung haben und deshalb auch seine Vorschriften nicht befolgen, dafür aber die Samovilen und Diven, die bösen Geister, vor denen sich auch die Serben fürchten, in ihr Glaubensbekenntniß aufgenommen haben. Ihre Lieder geben den Piesmas der Serben an Schönheit und Energie nichts nach, und ihre Klephtengesänge sind zum Mindesten ebenso originell, als die der Griechen. Eins ihrer merkwürdigsten Lieder ist das vom Meister Ursen, der seine Svirka so herrlich zu blasen verstand, daß die

reißenden Thiere sich um ihn versammelten und den Tönen seiner Flöte andächtig lauschten. Selbst die bösen Geister, die ihm seine Urfenisa geraubt, besänftigte er durch sein Spiel. Vom Rhodopegebirge zog er hinab in die Ebene und lehrte die Menschen seine Kunst. Der innige Zusammenhang des hellenischen Orpheusmythus mit der Urfensage der Pomaken läßt sich nicht verkennen und ist um so merkwürdiger, als sich selbst bei den Romaicos nicht die geringste Erinnerung an das alte Hellas erhalten hat. Ein anderer Liedercyclus feiert die Ankunft eines wahrscheinlich arischen Volksstammes, der vom Norden her über die weiße, d. h. freie Donau in's Rhodopegebirge eingezogen ist und „Slovenen" geheißen hat. Von jenseits der Karpathen kamen sie her, weil ihre kranke Heimat sie nicht mehr ernähren konnte. An der Donau sperrten ihnen böse Geister und entsetzliche Ungeheuer den Weg, aber die tapferen „Slovenen" besiegten sie und unterwarfen sich die Barbaren, die ihnen in den Weg traten; sie verehrten die Naturkräfte, Sonne, Mond und Sterne, aber über diesen scheint noch ein höherer Gott geherrscht zu haben.

Die Lieder der Bulgaren sind schon mehrfach gesammelt worden, aber nicht immer stand das gewonnene Resultat in günstigem Verhältniß zur aufgewandten Mühe, die um so größer sein mußte, als in Bulgarien nur wenige einheitlich nationale Lieder vorhanden sind; die Lieder des Nordens sind im Süden unbekannt, fast jedes Dorf hat seine bestimmten Gesänge, die man außerhalb der Gemarkung selten zu hören bekommt. Und selbst die vorhandenen Liedersammlungen sind im Auslande, in Rumänien, in Wien und Belgrad gedruckt worden.

Das erste bulgarische Buch ist erst 1840 gedruckt worden, trotzdem die altbulgarische Literatur die Grundlage zu den Literaturen Rußlands, Serbiens und Croatiens gebildet hatte. Ein Mönch aus dem Kloster Rilo hatte im genannten Jahre eine bulgarische Uebersetzung der heiligen Schrift herausgegeben und legte damit den Grund zur bescheidenen modernen bulgarischen Literatur: lange Zeit blieb er ohne Nachahmer, erst nach vielen Jahren wurden in Rustschuk Schulbücher gedruckt, denen dann Uebersetzungen französischer und deutscher Romane folgten. Neuerdings haben auch einige nationale Dichter und Schriftsteller ihre Geisteserzeugnisse veröffentlicht, welche die Ansicht bestätigen, daß Bulgariens Zukunft nicht in der Poesie, sondern in den technischen Wissenschaften liegt, da fast jeder bulgarische Handwerker ein sehr hervorragendes mechanisch-technisches Talent besitzt.

II.

Bulgariens bedeutendste Handelsstadt an der Donau ist Rustschuk mit seinen 23 000 Einwohnern, seinem bedeutenden Handel nach Rumänien, seinen schmutzigen Straßen und kleinen Häuschen, zwischen denen sich hie und da ein elegantes Gebäude erhebt. Rustschuk ist der Sammelplatz fast aller europäischen Nationalitäten, die sich gegenseitig auf allen Gebieten eine

heftige Concurrenz machen und nicht immer in traulichem Verkehr zu einander stehen. Ein lebhaftes Treiben entfaltet sich am Hafen; zwischen den Schiffen hindurch schlüpfen die leichten Kähne, die ihre Insassen nach Giurgiewo hinübertragen. Am Ufer eilen die Verlader geschäftig über die improvisirte Schiffsbrücke, die das seine Ladung einnehmende Schiff mit dem Lande verbindet. In der zum Hafen hinabführenden Straße haben die Kaufleute ihre Comptoire aufgeschlagen, sie halten jedoch Börse unter freiem Himmel. Jemehr man sich vom Hafen entfernt, desto ruhiger wird der Verkehr, bis er in den Mehalen (Vorstädten) fast gänzlich verschwindet. Die reichen Europäer suchen sich das Leben so angenehm zu gestalten, als es die Umstände erlauben. Ausflüge in's herrliche Lorethal, zu den Obstgärten von Kale und Besarbovo sind sehr beliebt; im Winter tanzt man bei den verschiedenen Consuln, und wenn eine fahrende Schauspielertruppe nach Rustschuk verschlagen wird, so macht sie fast immer gute Geschäfte. Welch wüstes Treiben herrschte in der Stadt während des letzten Krieges! Wohl nie ist soviel Champagner geflossen als zu jener Zeit, da die russischen Offiziere in den Straßen herumtaumelten und mancher Unfug verübt wurde.

Von Rustschuk führt eine Bahn nach Varna; nach Tirnova jedoch muß man den Weg per Achse zurücklegen. Die lange Strecke bis Bjela bietet nichts besonders merkwürdiges: erst hinter dieser Ortschaft wird der Weg, der am linken Ufer der Jantra entlang führt, interessanter. Durch ein enges, von hohen Felsen begrenztes Thal wälzt der Fluß seine Gewässer der Donau zu; mit jedem Schritt gegen Tirnova macht sich die Nähe der Balkankette bemerkbar; der Boden weist eine merkliche Steigung auf, weshalb auch die hohe Gebirgskette von der bis zu 400 Meter über dem Meere steigenden Ebene betrachtet, nicht besonders hoch erscheint und mit seinem fast geraden Gebirgskamm nicht den großartigen Anblick gewährt, den man erwartet. Dafür aber entschädigt Tirnova mit seiner überraschend schönen Lage den Reisenden für die ausgestandenen Strapazen und die Einsamkeit auf der öden Landstraße mit den vereinzelten Dörfern, die meist abseits vom Wege liegen.

An dem Abhange eines Berges gelegen, von Wein und Obstgärten umgeben und von der Jantra durchschnitten, ist Tirnova eine der schönsten Städte Bulgariens. Der die Stadt überragende Felskegel ist nur durch einen schmalen Pfad mit der ersteren verbunden. Umgeben von grünenden Schluchten, bietet die alte Königsstadt mit ihren weißen Häuschen und den zahlreichen Gärten je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, eine andere Ansicht; das alte Schloß liegt in Trümmern und die alte Kathedrale ist fast gänzlich vom Erdboden verschwunden; die heutige Metropolitankirche erinnert durch Nichts an Tirnovas stolze Vergangenheit. Die alte Herrlichkeit der Krals (Könige) ist mit diesen in's Grab gestiegen und das Centrum der Cultur, die von den bulgarischen Mönchen bis ins Herz des altrussischen Reiches getragen worden, hat nur noch Bedeutung als Krönungs-

stadt und als Sitz der großen Sobranje. Tirnova ist den Bulgaren stets das Symbol der Freiheit und Unabhängigkeit gewesen und hat als solches seine Bedeutung auch in diesen Tagen der Krisis nicht verloren; Tirnova oder Sveta-Horata, wie die Bulgaren die Stadt nennen, war das Mekka der geknechteten Bulgaren gewesen, sie wallfahrteten zu dem heiligen Berge, der einst Bulgariens Herrlichkeit getragen und besingen ihn heute noch in ihren Liedern. Eine größere Bedeutung wird erst Tirnova gewinnen, wenn die Bahnlinie von der Donau über Tirnova, Kazanlik und Eski-Zagra nach dem Süden hinabführen und eine andere Linie Tirnova mit Elena und Slivno südlich des Balkans verbinden wird.

Außerhalb der Stadt, die gegenwärtig ungefähr dreißigtausend Einwohner zählen mag, liegen zahlreiche Grabstätten, die nach der Sage die Gebeine Balduins I. von Byzanz und seiner gefangenen Begleiter bergen, die auf grausame Weise hingerichtet worden, nachdem der bedauernswerthe oströmische Kaiser die Schlacht bei Adrianopel, 1205, verloren. Die Berge der Umgegend sind kahl, nur von der Höhe von Arbanas winken die dunklen Laubwälder herüber, die sich aber leider auch von Tag zu Tag lichten, in Folge des unvernünftigen Abholzens.

Am engen steilen Ufer der Jantra entlang schlängelt sich der Weg nach Gabrovo in unzähligen Windungen. Die Vorregion der Balkankette macht sich bereits bei jeder Umdrehung der Wagenräder in unangenehmer Weise fühlbar, indem die Straße steil und holperig wird. Diese engen Thäler der Jantra sind die Blutzeugen der jungbulgarischen Insurrection, die in Bukarest ihren hoffnungsvollen Anfang genommen und in diesen Schluchten ihr blutiges, beweinenswerthes Ende gefunden. Hundertfünfzig Männer hatten es 1868 versucht, ihr Vaterland zu insurgiren, aber der Mangel an Enthusiasmus von Seiten ihrer geknechteten Landsleute ließ das gewagte Unternehmen scheitern. Wohl setzten die hundertfünfzig Männer der türkischen Macht energischen Widerstand entgegen, aber sie wurden in die Jantraschlucht gedrängt, wo sie Alle ohne Ausnahme mit der Waffe in der Hand den Heldentod starben.

Die Fabrikstadt Gabrovo wird von der Jantra durchschnitten, die sich über die Kalkfelsen in ihrem Bette hinabstürzt und ihre motorische Kraft fast jedem Hause, das an ihren Ufern liegt, leihen muß. Das schönste Gebäude der Stadt ist für die Schule bestimmt. Die Gabrovoer sind nicht wenig stolz auf ihre Schule, welche die erste in Bulgarien gewesen und bald das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens feiern wird. Jeder ist thätig, selbst die Nonnen des Klosters weben ein lodenartiges Tuch, das Scheïag, das weit und breit jedem andern Kleiderstoff vorgezogen wird. Die Stadt wird in fünf Quartiere getheilt, von denen jedes ein besonderes Handwerk betreibt; die bedeutendsten sind das Quartier der Messerschmiede und das der Töpfer. Die arbeitsfrohen Städter sind freiheitliebend; muthig traten sie früher der Willkür der türkischen Verwaltung entgegen und führten die Beschlüsse des Stadtrathes, in welchem die Mehr

zahl Bulgaren waren, aus, unbekümmert, ob es dem Pascha angenehm war oder nicht. Aus ihrer Mitte ist mancher Heiduck hervorgegangen, wie etwa der Memoiren schreibende Räuberhauptmann Panajot Hitow.

Zwischen Gabrovo und dem Nachbarstädtchen Travna hat sich ein Concurrenzkampf entsponnen, aus dem Bulgarien nur Vortheil ziehen kann. Einst werden diese beiden Schwesterstädte einen bedeutenden Platz unter den Städten der gesammten Balkanhalbinsel einnehmen.

Die denkbar schlechteste Straße führt in rapider Steigung zum bekannten Schipkapasse. Endlich ist man in die Hochregion der Balkankette eingetreten; der Urwald rauscht von dem Nordwind bewegt, der sich an der Felsenkette bricht. Der Anblick des Balkans ist bei weitem nicht so großartig, als man ihn bei einer so großen Seehöhe erwarten darf. Fast in gerader, wagrechter Linie hebt sich der Kamm der Kette vom blauen Himmel ab und wirkt beinahe ermüdend durch ihre Einförmigkeit. Nur der östliche Theil zwischen Kazanlik und Slivno bildet eine rühmliche Ausnahme mit seinen steilen Abhängen, seinen zackigen Spitzen und seinen imposantem Felsenchaos.

Hat man endlich den höchsten Punkt des Passes erreicht, so bietet sich dem Auge ein herrlicher Ausblick auf das nördliche Hügelland mit den hohen Laubwäldern, aus denen hie und da die Meiler schüchtern hervorlugen. An klaren Tagen sieht man bis zur Donau hinab. Zu den Füßen gähnt die tiefe Granitschlucht, durch die man heraufgekommen. Mit welchem Stolze mag General Gurko, nachdem er sein gewagtes Reiterstückchen ausgeführt, von der Höhe des Schipkapasses auf das gesegnete Rumelien hinabgeblickt haben, das selbst im Winter nichts von seiner Schönheit einbüßt! Am Fuße der Kette liegt das freundliche Dörfchen Schipka mit seinen Rosenfeldern und Obstgärten. Kazanlik, das duftige, ruht verborgen zwischen herrlichen Nußwaldungen und weiten, fast unabsehbaren Rosenculturen, die den Reichthum des Thales von Kazanlik bilden. In Schipka herrscht ein äußerst reger Gewerbefleiß; neben dem Rosenöl erzeugt das Dorf feines Linnen und kunstvolle Drechslerarbeiten. Hat man den Balkan nach Süden überschritten, so befindet man sich im Canaan der europäischen Türkei. Zahlreiche Bäche durchfließen das herrliche Thal, das durch die Gebirgskette gegen die rauhen Nordwinde geschützt ist; die zerstreuten Platanengruppen gedeihen hier vortrefflich und bilden einen malerischen Gegensatz zu den zahlreichen oft zehn Meter hohen Tumuli. An dem Bergabhange zur Linken windet sich die Straße von Schipka nach Kazanlik hinab.

Kazanlik war bis zum letzten Kriege eine vorwiegend türkische Ortschaft; seitdem sind aber viele Türken ausgewandert, trotzdem die Stadt noch unter türkischem Einfluß steht. Die Ueberzahl der weiblichen Bevölkerung bringt es mit sich, daß Kazanlik sich keines besonders guten sittlichen Rufes erfreut. Die verschiedenen Nationalitäten leben in besonderen Quartieren abgeschlossen von einander und verleihen der Stadt ein orientalisches Gepräge, das durch die keineswegs große Reinlichkeit

erhöht wird. Kazanlik hat aber auch gebildete Männer aufzuweisen, die im Westen Europas ihre Ausbildung genossen haben und dem Fremden mit ausgezeichneter Gastfreundschaft entgegenkommen. Selbst das Nonnenkloster von Kazanlik öffnet seine Pforte den Fremden, die einen Aufenthalt unter den arbeitsamen Schwestern demjenigen in einem schmutzigen Han vorziehen. Als Knotenpunkt zweier Balkanübergänge, die den Norden mit dem thrakischen Süden verbinden, steht Kazanlik eine große Zukunft bevor. Nachdem die Rosenölfabrikation von der erdrückenden zwei Mal erhobenen Steuer, der Rosen- und der Oelsteuer, befreit worden, wird diese Industrie einen bedeutenden Aufschwung nehmen und sich das Oelmonopol für Europa auch weiterhin erhalten. Die zahlreichen Thermen der Umgegend bilden ebenfalls einen kostbaren Schatz, der noch nicht gehoben worden ist, in nächster Zukunft aber Kazanlik zu einem großen Curort erheben wird. Der Mangel an Capital ist das große Unglück, das über Bulgarien lastet und jedes industrielle Unternehmen von vornherein verhindert, aber mit der Zeit werden auch die Bewohner des Rosenthales, wie das Sprichwort sagt, „Rosen pflücken“.

Im Süden schließt der Chodscha-Dagh das Thal von der Philippopeler Ebene ab. Zwar führt ein Weg über Eski-Zagra nach Philippopel, aber derjenige zwischen dem Schipkabalkan und dem Chodscha-Dagh über Kalofer ist der interessantere, wenn auch bedeutend längere. Die in der Nähe von Kazanlik entspringende Tundscha überschreitend, führt die Straße gegen Osten nach Kalofer, das Tuchweberstädtchen, das von der Ferne mit seinen Kirchen und Klöstern einen imposanten Anblick gewährt. Manche Sage knüpft an die Entstehung Kalofers an. Nach der am meisten Glauben findenden Legende, soll der Wojwode Kalimisir sich mit seinen Getreuen nach verlorener Schlacht gegen die Osmanen in diese Einöde zurückgezogen haben. Die gewerbefleißige Stadt, deren Häuser ohne Ausnahme entweder eine Tuch- oder Garnfabrik beherbergen, genoß einst große Privilegien, aber durch eine Feuersbrunst verlor sie den Ferman und mit diesem die in demselben verbrieften Rechte, die in ihrer Art recht merkwürdig gewesen sein müssen. Eins derselben bestand darin, daß kein Muselmann die Ortschaft betreten durfte, ehe er nicht seinen Thieren die Hufeisen hatte abnehmen lassen.

Einen bezaubernden Anblick gewährt die große Handelsstadt Philippopel, die sich amphitheatralisch von den Ufern der Maritza zu den Gipfeln der drei Hügel erhebt, welche dem alten Philippopel den Namen Trimontium verliehen haben. Auf einem wild zerklüfteten Gipfel liegt der „Grad“ oder das Schloß, das von den Byzantinern erbaut sein soll. Mit der Schönheit des Panoramas contrastirt der sumpfige, zu Reispflanzungen verwandte Erdboden, der die Stadt umgiebt. Seit die Bahn Philippopel mit Adrianopel verbindet, hat die Maritza, der Hebros der Alten, seine commerzielle Bedeutung verloren, da er nicht schiffbar ist, und selbst die Kosten für die Beförderung des Getreides mittels Flößen sich zu hoch

stellen. Trotzdem hat er nicht aufgehört, der nationale Strom der Bulgaren zu sein, die ihre Ansiedelungen von Alters her an den beiden Ufern desselben aufgeschlagen hatten und auch späterhin wird er für die Bulgaren an Bedeutung noch gewinnen.

Auf dem Grad, der mit Trümmern aus einer besseren Zeit übersäet ist, erheben sich die modernen Gebäude der Reichen, da man von oben eine bessere Aussicht genießt, die schönen Gebäude besser in's Auge fallen und die Luft viel gesünder ist, als in der sumpfigen Ebene. Die Stadt in der Ebene ist ein Labyrinth von engen, schmutzigen Straßen, von denen jede einem bestimmten Handels- und Gewerbezweige Aufenthalt gewährt. Der bedeutende Handel wird von Griechen und spanischen Juden betrieben, die hier zahlreich sind. Wie in vielen Städten Rumeliens ist auch hier die Haupt-Moschee in Kreuzform aufgeführt, ein Beweis, daß das Gebäude früher eine Kirche gewesen. Auf der Höhe eines Hügelabhanges gelegen, beherrscht sie mit ihren bleigedeckten Kuppeln die Stadt und würde einen imposanten Eindruck machen, wenn sie nicht von schmutzigen Gäßchen umgeben wäre. Philippopel zählt viele römisch-katholische Bulgaren neben muhamedanischen und orthodoxen; selbst einige Protestanten sind vorhanden, da die amerikanische Mission hier eine Station hatte. Man muß es anerkennen, daß die New-Yorker Missionäre sich weniger auf die Seelenfängerei verlegen, als sie sich bemühen, die Moral der Bevölkerung zu heben, was freilich noch schwerer sein soll, als die Arbeit des Sisyphus. Erbauungsbücher und, was viel mehr werth ist, bulgarische Bibeln vertheilen sie unter das Volk, das kaum eine Ahnung hat von den Lehren des Evangeliums. Der Einfluß der Missionare, die man fast überall in der europäischen Türkei trifft, wächst von Tag zu Tage, trotzdem sie noch mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Die Verschiedenheit der Bevölkerung trat früher nicht nur in ihren Absonderungen nach Quartieren zu Tage, sondern auch durch die Farbe der Kleidung und der Häuser. Als die Moslims noch die Herrscher waren, durfte kein Rajah sein Haus roth anstreichen. Heute kleidet sich alles nach europäischem Schnitt und selbst die strumpflosen Füße der muhamedanischen Stutzer sind verschwunden.

Philippopel zählt gegenwärtig rund hunderttausend Einwohner, ist Sitz eines orthodoxen Erzbischofs, es entwickelt eine große industrielle Thätigkeit auf dem Gebiete der Seiden-Wollzeug-Fabrikation und wird bald Adrianopel in jeder Beziehung überflügeln. Die Eisenbahn hat es dem Meere und Constantinopel nahe gebracht, und nicht lange wird es dauern, bis es mit Sophia und Nisch verbunden sein wird. Dann wird sich erst die ansehnliche Stadt entwickeln, ihre Industrie wird sich heben und die Früchte ihres Ackerbaues werden den Weg auch nach Mitteleuropa finden.

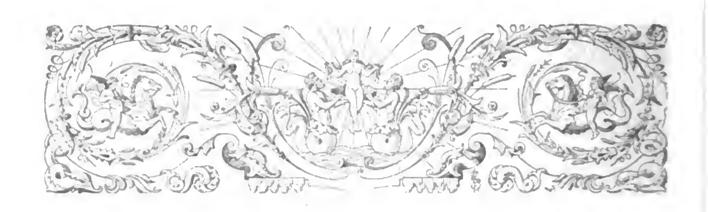
Die Stadt hat eine bedeutende historische Vergangenheit. Von Philipp dem Mazedonier gegründet, wurde sie anfangs als Strafanstalt

benutzt, da sie inmitten der feindseligen Barbarenstämme zu exponirt war; aber bald schwang sie sich auf und wurde eine der bedeutendsten Städte des oströmischen Reiches. Selbst zur Zeit der Gothen, die hier den Kaiser Decius 250 n. Chr. schlugen, bildete sie ein Emporium des thracischen Handels. Im Jahre 1360 erschienen die muhamedanischen Kriegsschaaren vor ihren Thoren und sie mußten sich nach hartnäckiger Gegenwehr ergeben. Seitdem sank sie herab und erst in neuerer Zeit hat sie den ihr gebührenden Rang sich wieder erobert, den sie auch weiterhin behalten wird.

Tatar-Bazardschik, das vermuthlich so heißt, weil nie Tataren daselbst gewohnt haben, ist durch die Bahn mit Philippopel verbunden und eifert seiner großen Nachbarstadt auf dem Gebiete der Industrie nach. Durch die Nähe der Balkankette und der Rhodope ist seine Lage viel malerischer und der Aufenthalt ein weit angenehmerer. Wenn man auch in dem Städtchen den Comfort und die ziemlich guten Hauptstraßen Philippopels vermißt, so ist man durch die gesunde Luft und die landschaftlichen Annehmlichkeiten vollauf entschädigt. Auf dem Marktplatze steht der Bazar mit seinen niedrigen Budencomplexen und den engen freigelassenen Gängen, in die nur des Mittags ein Sonnenstrahl eindringt. Erzeugnisse des Auslandes paradiren in den Buden neben denen der Türkei, und die Kaufleute laden mit Zudringlichkeit zum Kaufe ein. Zwischen den Muhamedanern und Christen herrscht ein ziemlich gutes Einverständniß, denn erstere sind meist bulgarische Renegaten. Bazardschik war die erste Stadt in Rumelien, die eine Kirche hatte bauen dürfen. Auf Hügelland gelegen, lassen die Straßen an Ebenmäßigkeit viel zu wünschen übrig, aber der Ausblick auf die Stadt und die östliche Ebene ist um so malerischer. Auch Bazardschik geht einer bedeutenden Zukunft entgegen.

Bei einem so arbeitstüchtigen Volke, wie das der Bulgaren, werden bald jene Wunden, die ihm die Türkenherrschaft geschlagen, vernarben; der Wohlstand des Landes wird sich heben und manche von den Türken überkommene Unsitte verlöschen, jemehr sich das Volk in seiner Selbstständigkeit behaupten wird. Die zahlreichen Schulen, die neuerdings gegründet worden sind, werden ihre segensreichen Früchte tragen und den Bewohnern des Balkangebietes einen Platz im Kreise der civilisirten Völker Europas erobern. Ihr Handel mit dem Auslande hebt sich von Jahr zu Jahr und betrug noch den neuesten statistischen Publicationen im Jahre 1883: im Export 46,126,405 Fcs., von denen auf England allein elf Millionen entfielen, und der Import 48,929,975 Fcs., an denen Oesterreich einen Antheil von 15 1/4 Millionen und England einen solchen von 13 Millionen haben.

Die große Mehrzahl der Bulgaren hat es bereits begriffen, daß das Leben eines Volkes nur in der Freiheit lebenswerth ist und wird sich wohl nie mehr Fesseln anlegen lassen. Die nächste Zukunft wird es wohl lehren, ob das Volk den Schlachtruf der „Jungbulgaren“: „Freiheit oder Tod“ auf seine Fahnen geschrieben hat.



Ueber Formenschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers.

Von

Theodor Lipps.

— Bonn. —


Es ist Streit, ob der Tonkunst ein über ihre sinnlichen Elemente, die Töne und Tonverbindungen hinausgehender Inhalt zukomme oder nicht, ob, anders gesagt, der Sinn des musikalischen Kunstwerks sich ganz und gar in dem erschöpfe, was es für unser sinnliches Auffassungsvermögen ist, oder ob es uns neben dem, was wir hören, noch etwas dem Gehörten Vergleichbares, dennoch inhaltlich völlig davon Verschiedenes zu sagen habe. Solche, die jeden derartigen außersinnlichen Inhalt und Sinn der Tonkunst glaubten leugnen zu müssen, haben sich gelegentlich auf die Analogie der Arabeske berufen. Diese Berufung ist der Anschauung verhängnißvoll. Nicht als fehlte die Analogie zwischen den beiden Arten menschlicher Kunstbethätigung überhaupt. Aber sie beruht, statt auf dem von jener Anschauung vorausgesetzten, vielmehr auf dem gegentheiligen Sachverhalt. Man meinte, wie die Schönheit der Arabeske unmittelbar und ausschließlich an den sinnlich wahrnehmbaren Elementen hafte, aus denen sie besteht, so auch die der Musik. Man hätte sagen müssen, so sicher bei der Wirkung der Musik noch etwas anderes mitspiele, so sicher werde dies auch bei der Arabeske der Fall sein.

Die Töne und Tonverbindungen der Musik, so meinen **wir**, können gar nicht umhin, in dem Hörer, bald mehr bald minder, solche Vorstellungen, Erinnerungen, Gedanken anzuregen und anklingen zu lassen, die einen den Tönen und Tonverbindungen verwandten Charakter tragen, oder in verwandter Art die Seele anzumuthen geeignet sind. Das in scharfen Dissonanzen verlaufende Tongefüge gemahnt an Dissonanzen überhaupt, das ernst und

gewichtig einherschreitende an solche Gedankeninhalte, die ein ähnlich ernstes und gewichtiges Gepräge haben u. s. w. Und alle diese nebenhergehenden Elemente sind, je nach der Stärke ihres Anklingens bei dem Eindruck, den das Tongefüge in uns hervorruft, mitbetheiligt.

Dem ist aber so nicht aus zufälligen Gründen, sondern gemäß einem allgemeinen psychologischen Gesetze, das wir kurz als das Gesetz der Miterregung des Gleichartigen bezeichnen können. Dies Gesetz muß natürlich, wenn es wirklich ein allgemeines ist, wie für Töne und Tonverbindungen, so auch für beliebige andere Empfindungs- oder Wahrnehmungsinhalte Geltung haben. Es wird schließlich keine Empfindung oder Wahrnehmung in der Seele entstehen können, die nicht, bildlich gesprochen, irgend welche gleich oder verwandt gestimmte Saiten zum Mitschwingen brächte. Die Seele wird sich, um im Bilde zu bleiben, analog verhalten, wie ein Clavier, von dem der Dämpfer weggenommen ist. Schlage ich eine Saite an, so schwingt zunächst eben diese Saite und giebt ihren Klang. Zugleich aber schwingen, obzwar in minderem und zuletzt sehr geringem Grade, die benachbarten Saiten, es schwingen die Saiten, denen die Octave, die Duodecime des angeschlagenen Klanges entspricht u. s. w. Keinen dieser Nebenklänge brauche ich für sich zu hören. Trotzdem gehen sie nicht verloren. Sie verändern die Klangfarbe des angeschlagenen Klanges, erhöhen seine Fülle und seine Eindrucksfähigkeit. So brauchen auch die Vorstellungen oder Gedanken, die eine Empfindung oder Wahrnehmung in mir anklingen läßt, nicht so laut anzuklingen, daß mir ein Bewußtsein von ihnen entstände. Dies hindert doch nicht, daß sie vorhanden sind und ihr Vorhandensein durch Erhöhung der Bedeutung jener Empfindung oder Wahrnehmung und Steigerung ihres Eindrucks bekunden.

Es ist eine ästhetische Thatsache von fundamentaler Wichtigkeit, der wir hier begegnet sind. Wir können sie formuliren, indem wir sagen: Nichts, das wir empfinden oder wahrnehmen, wirkt auf uns lediglich durch sich selbst, sondern alles wirkt zugleich durch die Resonanz des Gleichartigen, die es in der Seele findet. Nichts ist für uns blos das, was es ist, sondern alles ist zugleich, was es uns vermöge dieser Resonanz sagt oder bedeutet.

Die hier bezeichnete Art der Resonanz ist aber nicht die einzige, die Empfindungen oder Wahrnehmungen erfahren können. Mit den Wahrnehmungen, die wir machen, sind nicht blos durch Gleichartigkeit, sondern auch durch Erfahrung mancherlei Gedanken und Vorstellungen verbunden. Auch die können zum Gesammteindruck des Wahrnehmungsbildes einen Theil beitragen, und sie werden es thatsächlich jederzeit in irgend welchem Grade thun.

Beispiele von dieser Art der Resonanz sind jedermann geläufig. Die Räume, in denen wir lange Jahre gewohnt und Freud und Leid erlebt haben, zeigen uns ein ander Gesicht, als an dem Tage, da wir in sie einzogen. Sie erzählen uns unsere eigene Geschichte, soweit sie in den

Räumen sich abgespielt hat. Mögen wir mit Bewußtsein hören, was sie zu erzählen haben, oder nicht, in jedem Falle verspüren wir die Wirkung, fühlen die Beziehungen, die sich zwischen den Räumen und uns im Laufe der Jahre geknüpft haben. Wir fühlen sie besonders deutlich, wenn wir nach längerer Abwesenheit in sie zurückkehren. Gewohnheit, so lautet der Universalname, durch den wir diesen Thatbestand, wie so manchen anderen, zu erklären meinen. Gewohnheit, sagen wir, lasse uns die Räume heimisch und vertraut erscheinen. Aber die Gewohnheit, das sind eben die durch längeres Erfahren und Erleben gewordenen Beziehungen und das Gefühl des Heimisch- und Vertrautseins hat eben jene Geschichte, die unbewußte Erinnerung an das, was wir in den Räumen erlebten, und vor allem Bedeutungsvolles erlebten, zum eigentlichen Inhalt.

Wollten wir auch auf diese zweite Art der Resonanz das Bild der mitschwingenden Saiten übertragen, so müßten wir uns mit der angeschlagenen Saite andere in der Weise äußerlich verbunden denken, daß der Anstoß von der angeschlagenen Saite auf diese mechanisch sich übertrüge und sie veranlaßte, in ihrer Art mitzuschwingen und den ihrer Stimmung entsprechenden Ton zu geben.

Drittens können auch noch beide Arten des Vorstellungszusammenhanges sich verbinden und gemeinsam eine Art der Resonanz erzeugen. Es finde sich in mir zunächst ein dem gegebenen Wahrnehmungsinhalt ähnlicher Gedanke, oder der Wahrnehmungsinhalt erinnere mich an ein ähnliches Object, und mit diesem wiederum seien bedeutsame Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen durch Erfahrung verknüpft. Auch die auf diesem Wege erzeugte Resonanz kann eine erhebliche Wirkung üben.

Wir haben es nun hier zu thun mit der Schönheit sichtbarer Formen. Das einfachste Beispiel bietet uns die gerade Linie. Schon bei der Art, wie diese uns anmuthet, kommen die sämmtlichen drei Arten der Resonanz in Betracht, die wir eben unterschieden haben. Freilich ist hier die Resonanz, auch ästhetisch, nicht das Erste. Die Linie gewährt zunächst, schon an sich, vermöge der Uebereinstimmung der Richtung und der Gleichheit der Theile nämlich, eine gewisse Befriedigung. Sie hat auf Grund dieser Eigenschaften von Hause aus vor der die Richtung beliebig wechselnden, unsicher und schon ohne erkennbares Gesetz hin und her gehenden einen entschiedenen Vorzug.

Aber nicht den ganzen Unterschied des Eindrucks sind wir berechtigt unmittelbar aus den sinnlichen Eigenschaften der geraden und der regellosen Linie herzuleiten. Erinnerungen an Anderes von ähnlicher Art und verwandtem Charakter wird bei ihrer Betrachtung stärker oder weniger stark anklingen und zu dem Eindruck beitragen. Wir kennen aber mancherlei Derartiges. Wir kennen, um gleich zum Höchsten zu greifen, das unmittelbar, in „gerader Linie", auf sein Ziel losgehende Handeln, die „Geradheit" oder Consequenz des Denkens auf der einen, unsicher hin und her gehendes Handeln und Inconsequenz des Denkens auf der anderen Seite, und wissen, was

diese und jene Art des Verhaltens für uns zu bedeuten hat. Selbst diese der höchsten Sphäre des Geistes angehörige Gedankeninhalte werden nicht umhin können bei Betrachtung der geraden und der regellosen Linie, wenn auch in noch so geringem Grade, sich einzumischen und durch ihren Werth oder Unwerth den Eindruck mitzubestimmen. Daß das Band der Aehnlichkeit zwischen jenen Inhalten und den Linien nicht nur besteht, sondern auch der Wirkung fähig ist, dies wissen wir ja mit Sicherheit. Wir würden nicht die genannten geistigen Verhaltungsweisen und jene linearen Formen mit demselben Namen nennen, nicht von geradem Handeln, geradeausgehendem Denken, ja selbst von Geradheit des Charakters sprechen, wenn uns nicht die Weisen des Handelns und Denkens, die Arten des Charakters an die entsprechenden linearen Formen erinnerten. Ist dies aber der Fall, dann muß auch umgekehrt das sinnliche Bild den Gedanken des Geistigen, sei es auch in sehr viel geringerem Grade, zu erwecken fähig sein. Daraus erklärt sich dann erst das Beste an dem Eindruck der geraden im Vergleich zur beliebig hin und her gehenden Linie. Daraus erst wird es begreiflich, wenn uns die gerade Linie nicht nur als die regelmäßigere, sondern zugleich als die charaktervollere, entschiedenere, die gesetzlos die Richtung wechselnde zugleich als charakterlos und unentschieden erscheint, — Ausdrücke, die ja doch ohne Zweifel über das blos Geometrische hinausweisen.

Dabei spielen dann aber auch die anderen Arten der Resonanz schon mit. Wir folgen der geraden Linie, die wir betrachten, nicht nur mit dem Auge, sondern in Gedanken auch mit der Hand. Nun wissen wir, welcher festen und sicheren Führung der Hand es bedarf, wenn wir die gerade Linie selbst ziehen wollen; wir kennen ebenso die unsicheren Bewegungen, aus denen die regellose Linie naturgemäß hervorgeht. Von dieser Festigkeit und Sicherheit, beziehungsweise Unsicherheit und Haltlosigkeit wird in den Eindruck der Linien gewiß jederzeit etwas hineinspielen; sie müssen ebendamit an der Befriedigung beziehungsweise Unbefriedigung theilnehmen, die mit dem verschiedenen Charakter jener Bewegungen verbunden ist.

Endlich muß auch die Bedeutung, welche der geraden Linie in der Natur eignet, noch in Rechnung gezogen werden. Die gerade Linie ist die Linie der ungehemmten Bewegung, der durch keine andere Kraft gekreuzten mechanischen Kraftentfaltung. Dagegen entsteht die regellose Linie durch Wirkung regellos sich durchkreuzender, hemmender, ablenkender Kräfte. Auch dieser Thatbestand ist uns so geläufig, daß der Gedanke daran schwerlich jemals ganz unwirksam bleiben wird. Die Wirkung kann aber kurz gesagt nur darin bestehen, daß das lineare Gebilde an materielles „Leben" gemahnt, oder in gewissem Grade davon erfüllt erscheint. Insbesondere gewinnt die gerade Linie etwas von der Freiheit und Sicherheit der ungehemmten Naturkraft, die regellose etwas von der Unfreiheit der bald so bald so in ihrer Wirkung gehemmten. Und wiederum verbindet sich damit von selbst bei jener ein entsprechendes Werthgefühl, bei dieser

ein entsprechendes Gefühl des Unwerthes. Da, wie wir sehen werden, der Eindruck des „materiellen Lebens“ in der Natur auch nur entsteht, indem wir unser Leben auf die Natur übertragen, so läßt sich der Gesammtvorgang, durch welchen die Linien eine über das blos Sinnliche hinausgehende Bedeutung bekommen, bezeichnen als Vorgang der directen oder indirecten, so oder so vermittelten Hineintragung unser selbst in die linearen Gebilde, der so oder so gearteten Vermenschlichung. Auch schon diese einfachen Elemente der sinnlich sichtbaren Form sind nicht blos, sondern sprechen eine verständliche Sprache, verständlich darum, weil sie nur Menschliches zum Inhalt hat.

Vielleicht gelingt es dem geehrten Leser nicht ohne Weiteres sich in die hier vorgetragene Anschauung hineinzuversetzen. Dies wäre nicht zu verwundern. Wie schon angedeutet, braucht uns bei Betrachtung der Linien keines der Elemente, aus denen jene dreifache Resonanz besteht, für sich zum Bewußtsein zu kommen. Es kann aber auch für gewöhnlich von einem solchen Bewußtsein gar keine Rede sein. Es müßte uns selbst dann, wenn wir auf das, was bei Wahrnehmung der Linien in uns vorgeht, geflissentlich achteten, um so schwerer fallen, jener leise und wie aus weiter Ferne in uns anklingenden Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen fur sich habhaft zu werden, je leiser sie erklingen, je zahlreicher sie sind, je inniger sie mit dem Wahrnehmungsbilde verwachsen sind, je sicherer und unmittelbarer sie sich darum bei der Wahrnehmung der Linien einstellen. Trotzdem ist es nicht schwer, sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen. Jenes psychologische Gesetz der Miterregung des Gleichartigen nöthigt uns von vornherein solche Elemente zu statuiren und mitwirksam zu denken; andererseits erklärt sich nun einmal die Beschaffenheit des Eindrucks, den die gerade Linie neben der völlig gesetzlosen macht, nicht ohne dieselben. Jeder frage sich selbst, ob für ihn jener Eindruck ganz und gar damit charakterisirt ist, daß er die Linie als Linie der unveränderten Richtung bezeichnet, oder ob nicht vielmehr in dem Eindruck noch etwas anderes liegt, zu dessen Bezeichnung die oben gebrauchten Prädicate des Charaktervollen, Entschiedenen, Sicheren, Festen, Straffen, Freien u. s. w. wohlgeeignet sind. Giebt man dies zu, findet man, die gerade Linie erinnere durch die Art, wie sie uns anmuthet, irgendwie deutlicher oder weniger deutlich an das, was jene Prädicate sagen, so hat man damit ohne Weiteres unsere ganze Anschauung zugegeben. Denn alle die genannten Ausdrücke haben ihrem eigentlichen Sinne nach mit der Identität der Richtung, also mit dem, was die gerade Linie für unser Auge auszeichnet, nicht das Mindeste zu thun. Ihre Anwendung müßte völlig sinnlos erscheinen, wenn nicht in der Linie für unser Gefühl zugleich etwas von dem Menschlichen enthalten wäre, zu dessen Bezeichnung die Ausdrücke von Hause aus einzig dienen können.

Uebrigens hätte es auch wenig zu sagen, wenn man sich bei der geraden Linie, diesem einfachsten und relativ wenig eindrucksfähigen Element

der sichtbaren Form, zunächst nicht sollte entschließen können, die ästhetische Wirksamkeit der psychologischen „Resonanz“ zuzugeben. Nicht auf die gerade Linie kommt es uns ja hier an, sondern auf die gesammte Anschauung. Diese aber erzwingt sich leichter und leichter Anerkennung, je mehr man sich von der einfachen geraden Linie entfernt und reicheren, ebendamit zugleich ästhetisch bedeutungsvolleren Gebilden zuwendet. Hat man sich einmal bei diesen von der Richtigkeit der Betrachtungsweise überzeugt, so wird man schon um der Consequenz willen nicht umhin können, dieselbe auch bei der einfachen geraden Linie als berechtigt anzuerkennen.

Gerade Linien setzen sich zu mannigfaltigen regelmäßigen geometrischen Figuren zusammen. Ihnen treten regelmäßige krummlinige Gebilde in ebenso großer Mannigfaltigkeit zur Seite. Hier achte man etwa auf die Eigenart des Eindrucks, den die krummlinigen Gebilde im Vergleich zu den geradlinigen erzeugen. Man bemerke die Art, wie wir jenen Eindruck vor diesem bezeichnen. Wir sprechen von kräftiger und sanfter Linienführung, von elastischer, leichter, schwungvoller Biegung u. dergl. Jedermann versteht die Ausdrücke; Jedermann weiß aber auch, wie wenig sie zur Bezeichnung der bloßen geometrischen Formen als solcher geeignet sind. Was wir sehen, das sind kürzere und längere Linien, Abstände, Richtungen, Richtungsunterschiede. Mit diesen räumlichen Größenbegriffen sind jene Begriffe der Sanftheit, Elasticität u. s. w. völlig unvergleichlich. Sanfte, leicht geschwungene, elastische Linien, diese Wortverbindungen ständen auf einer Stufe mit „süßen“ oder „sauren mathematischen Formeln“, „wohlriechenden Zahlenverhältnissen“ u. dergl., wenn uns nicht die Form der Linien erinnerte an die „sanfte“ Bewegung der Hand, wenn wir ähnliche Linien beschreiben, an die „Elasticität“, die in der Natur gleiche Linien und Formen entstehen läßt, an das „leichte“ Spiel von Kräften, das in irgend einer hinsichtlich der Art ihres Ablaufes mit jenen Linien vergleichbaren menschlichen Lebensäußerung sich bethätigt. Jene Ausdrücke bezeichnen eine höhere, menschlichere Art des Interesses an den linearen Gebilden, als es die nüchterne geometrische Regelmäßigkeit zu erzeugen vermöchte. Eben dies höhere Interesse ist durch das Anklingen solcher Erinnerungen bedingt.

Immerhin trägt bei den hier vorausgesetzten Gebilden, wie bei der geraden Linie, die geometrische Regelmäßigkeit zum Gesammteindruck bei und liegt ihm sogar in erster Linie zu Grunde. Die Gebilde ergeben schon um ihrer bloßen Form willen eine um so reichere Befriedigung, je größer die Mannigfaltigkeit ihrer Theile und je klarer und durchsichtiger zugleich das geometrische Gesetz ist, das die Theile beherrscht. Der Umkreis dieser Gebilde macht aber nur einen geringen Theil der sichtbaren Formen aus, die ästhetischen Werth beanspruchen. Und nicht die Formen, die den geringsten, sondern diejenigen, die den höchsten Anspruch erheben, liegen jenseits dieses Umkreises. Wo nun ein räumliches Gebilde des Elementes der geometrischen Regelmäßigkeit entbehrt, da fehlt zugleich jeder

Grund zu irgend welcher an der Form als solcher haftenden Befriedigung. Es giebt nun einmal nichts, das nach psychologischen Gesetzen eine solche Befriedigung erzeugen könnte außer der Regelmäßigkeit. Sie ist auf dem Gebiete der Sichtbarkeit, was die Harmonie im Reiche der Töne. Auch die Harmonie ist ja von einfacher Gesetzmäßigkeit beherrschte Mannigfaltigkeit. Die Uebereinstimmung der Theile eines Ganzen erleichtert das Erfassen des Ganzen, das einfache, unmittelbar wahrnehmbare oder verspürbare Gesetz erlaubt der Seele spielend eine Mannigfaltigkeit zu beherrschen; darin liegt eine Förderung des seelischen Lebens, die überall mit Lust verbunden ist. Das ist der Grund des Wohlgefallens bei der Harmonie, wie bei den regelmäßigen geometrischen Gebilden. Wo die Harmonie aufhört, beginnt die Disharmonie, die an sich Störung des seelischen Lebens bedeutet. Ebenso liegt jenseits der geometrischen Regelmäßigkeit der sichtbaren Formen nur die Disharmonie der Formen, die an sich, und soweit nur die sinnliche Wirkung in Frage kommt, störende und beleidigende Unregelmäßigkeit und Gesetzlosigkeit.

Es entfernt sich aber schon das blos lineare Gebilde, wie wir es mit der Feder auf Papier zeichnen können, von der geometrischen Regelmäßigkeit und damit nach dem Gesagten von jeder Art sinnlicher, an der bloßen Form als solcher haftender Befriedigung um so weiter, je freier und lebendiger es wird. Wir verstehen eben unter der Freiheit gar nichts anderes, als die Befreiung vom mathematischen Gesetz. Zugleich geben wir, indem wir die Gebilde lebendig nennen, unmittelbar zu erkennen, daß sie ihren Werth dem Leben verdanken, das in ihnen zu walten scheint, aber natürlich nur darum zu walten scheint, weil wir es nach Analogie unseres Lebens in die Gebilde hineintragen.

Man denke sich ein reiches, aus krummen oder auch krummen und geraden Linien bestehendes Flächenornament, in dem, abgesehen von der Symmetrie der rechten und linken, oder oberen und unteren Hälfte, keine Art geometrischer Regelmäßigkeit in die Augen fällt; in dem außerdem noch keine Nachbildung von Formen, die der Pflanzen- und Thierwelt, oder dem Gebiete einer bestimmten technischen Kunst, der Architektur, Gefäßbildnerei, Schmiederei oder dergl. angehören, ausdrücklich angestrebt ist. Solche Gebilde giebt es, und sie können einen in hohem Grade befriedigenden Eindruck erzeugen. Ich erinnere beispielsweise an so manches wundervolle Intarsia-Ornament der Renaissance. Welches die Form als solche auszeichnende Moment sollte die Schönheit solcher Gebilde begründen können? Die Symmetrie? Dann wäre nichts leichter, als ein vollkommen schönes Ornament der bezeichneten Art zu Wege zu bringen. Man brauchte nur irgend welches Durcheinander von Linien im entgegengesetzten Sinne zu wiederholen und die Wiederholung dem Original anzufügen. Aber wenn es damit nichts ist, was bleibt dann noch übrig? Größenbestimmung, so sahen wir schon, ist alles, was Formen für's Auge charakterisirt und

von anderen unterscheidet. Irgend welche Größenbestimmung also, oder da es in unserem Falle auf die absolute Größe sicher nicht ankommt, irgend welches Größenverhältniß, eine bestimmte Proportionalität der Theile, ein bestimmtes Gesetz der Richtungsänderung oder dergl., müßte als Grund der Schönheit der Gebilde gelten. Aber welches derartige Element der reinen Form man auch herausgreifen möchte, immer würden sich daneben Abweichungen und allmähliche Uebergänge zu anderen, von anderen geometrischen Verhältnissen beherrschten Formen finden, die darum nicht minder ästhetisch bedeutsam erschienen. Schließlich würde keine geometrisch genau charakterisirte Form einen besonderen Vorzug vor anderen beanspruchen können. Nur wiederkehrende Grundmotive, die in ihrer Form bestimmten Größenverhältnissen, darunter auch Verhältnissen leicht erkennbarer geometrischer Regelmäßigkeit, bald mehr bald weniger angenähert wären, ließen sich unschwer finden. Aber eben diese bloße Annäherung, der Mangel einer constanten geometrischen Gesetzmäßigkeit bewiese, daß nicht das Größenverhältniß, also nicht die reine Form, sondern etwas anderes, das irgendwie an diese Annäherung gebunden ist, die Bedeutung der Motive ausmacht. Sind einmal bestimmte, durch bestimmte Größenverhältnisse charakterisirte Formen als solche Gegenstand des Wohlgefallens, so kann die Annäherung, die zugleich merkliche Abweichung ist, nur als störend, nicht als gleich wohlgefällig empfunden werden. So ist das etwas verschobene Quadrat, die merklich ungenau gezogene Kreislinie, nicht gleich oder annähernd gleich schön wie das reine Quadrat oder der reine Kreis, sondern direct unschön. Ebenso liegen, um noch einmal auf das verwandte Gebiet der Töne überzugreifen, in der Nachbarschaft der Dissonanzen nicht gleich oder annähernd gleich gute Consonanzen, sondern scharfe Dissonanzen.

Jenes Andere nun, das die Bedeutung der Formen ausmacht, das ist die Fähigkeit desselben an menschliche Bewegungen und Lebensäußerungen von ähnlicher Art des Ablaufes zu erinnern. Diese Fähigkeit ist in der That jedesmal nur an das annäherungsweise Vorhandensein dieser oder jener Größenverhältnisse gebunden. Wir sehen die Linien hin- und hergehen und erblicken darin ein Analogon unseres, zunächst physischen dann auch geistigen Wesens. Je höher die Gebilde stehen, um so sicherer geben wir dies unmittelbar zu erkennen, indem wir zur Charakterisirung der Formen alle möglichen Ausdrücke verwenden, die ursprünglich nur Arten menschlicher Lebensäußerung zur Bezeichnung dienen können. Wir sprechen nicht nur von kräftigeren und sanfteren, leichteren und schwereren Formen, von Linien, die in größerer Gebundenheit oder in freierem Schwung sich entfalten, sondern lassen schließlich Linien sich suchen und fliehen, fassen und verfolgen, als wäre jede von ihnen ein selbständiges lebendes Wesen.

Gewiß hat man Recht, wenn man alle die Ausdrücke poetisch oder bildlich nennt. Die Linien „suchen" und „verfolgen" sich thatsächlich nicht. Auch schon die „in freiem Schwung sich entfaltende" Linie kann Bild oder

Metapher heißen. Aber so bildlich die Ausdrücke sein mögen, sie würden völlig unverständlich und ohne allen Widerhall in unserem Gefühl bleiben, wenn wir nicht die Vermenschlichung oder Belebung, die sie ausdrücklich vollziehen, schon vorher unbewußt und in unserem Gefühl vollzogen hätten. Die poetischste Metapher kann nicht vergleichen, was nicht vergleichbar ist. Die „in freiem Schwung verlaufende" Linie aber, um bei diesem Beispiel zu bleiben, ist mit menschlichen Bewegungen und Lebensäußerungen, die einzig und allein unmittelbar den Eindruck der Freiheit und der schwungvollen Kraftbethätigung machen können, erst vergleichbar, wenn wir ihr in unserer Phantasie ein Analogon unseres Lebens geliehen haben.

Ich unterlasse es hier, auf Einzelnes näher einzugehen. Nur an zwei Punkte möchte ich noch besonders erinnern. Ich sagte oben, wir folgten der geraden Linie nicht nur mit dem Auge, sondern in Gedanken auch mit der Hand. Dasselbe gilt natürlich auch hier. Wir müssen aber mehr sagen. Wer eine recht „schwungvoll" verlaufende Linie aufmerksam betrachtet, dem wird es leicht begegnen, daß er die der Linie entsprechende Bewegung, ohne es zu wollen, thatsächlich ausführt. Oder führt er sie nicht aus, so unterliegt er doch einem gewissen Zwang es zu thun. So lebendig ist die Vorstellung der Bewegung und so eng ist sie mit der Wahrnehmung der Linie verwachsen, daß sie bei Betrachtung der Linie sogar zur That drängt. Von jener Bewegung ist aber wieder für unser Vorstellen ein eigenartiges Wohlgefühl unabtrennbar. Dies Wohlgefühl muß demgemäß einen Bestandtheil des Gesammteindrucks der Linie ausmachen.

Wichtiger ist mir der andere Punkt, weil er ein neues, bisher noch nicht besonders erwähntes Element der psychologischen Resonanz betrifft. Von der geraden Linie meinte ich, sie erinnere an ungehemmte mechanische Kraftentfaltung. Dagegen erinnert das krummlinige Gebilde, um so mehr, je mehr es der strengen Regelmäßigkeit entbehrt, an organisches, vor allem an pflanzliches Leben, auch wenn, wie hier vorausgesetzt ist, noch keine unmittelbare Nachbildung organischer Formen beabsichtigt ist. Indem es daran erinnert, scheinen die Linien nicht mehr blos auseinander hervorzugehen, sondern auseinander hervorzuwachsen, aus einer Art „Triebkraft" sich zu entfalten oder in sich zurückzukehren. Da auch, was wir organisches Leben nennen, nichts ist als ein Spiegelbild unseres Lebens, so entfernen wir uns mit dem hier Gesagten nicht von unserer Grundanschauung.

Es erinnern aber die freien ornamentalen Gebilde, wie wir sie hier im Auge haben, nicht nur zufällig an organische Formen, sondern sie sind ohne Zweifel zum wesentlichen Theile aus der Erinnerung an solche Formen erst hervorgegangen. Ihre Bestandtheile *sind* theilweise gar nichts anderes, als organische und insonderheit pflanzliche Formen, nicht wie sie uns in der Natur begegnen, sondern idealisirt, d. h. auf einen, der individuellen Besonderheit beraubten, allgemein typischen, ebendamit zugleich einer gewissen geometrischen Regelmäßigkeit angenäherten Ausdruck gebracht. Sie

sind, so kann ich auch sagen, allgemeine Gesetzmäßigkeiten des organischen Wachsthums, in Linien zur unmittelbaren räumlichen Anschauung gebracht. Darum erscheint es uns so natürlich, wenn die Linien dann auch absichtlich bestimmten organischen Formen angenähert werden, etwa in blattartige Gebilde auslaufen, wenn schließlich das ganze Ornament in ein eigentliches Pflanzen- oder Thierornament sich verwandelt. In der That wird damit gar kein neues Element eingeführt, sondern nur der gedankliche Zusammenhang ausdrücklich anerkannt, der schon vorher unbewußt bei der Bildung der Ornamente gewaltet hat.

Mit Vorstehendem haben wir schon den Uebergang gewonnen von dem Gebiete künstlicher linearer Formen zum Gebiete der frei schaffenden Natur. Hier nun kann es niemand schwer fallen, sich von der geringen ästhetischen Bedeutung der reinen Form zu überzeugen. Zwar fehlen die an sich schönen Linien und Formen nicht völlig. Der Krystall, der gerade, wie eine Kerze emporsteigende Baumstamm sind Beispiele, obgleich auch hier das Wesentliche der Schönheit nicht auf der Form als solcher beruht. Im Ganzen suchen wir derartige regelmäßige und insofern an sich schöne Bildungen in der Natur nicht. Sie scheinen vielmehr ihrer Freiheit zu widersprechen und darum nur als Ausnahme oder gelegentliche Laune von Interesse.

Die unorganische Natur ist es, die wir zunächst in's Auge fassen. Hier tritt uns sogleich ein Begriff, der uns im Bisherigen schon mehrfach begegnet ist, als herrschender entgegen, ich meine den Begriff der Kraft, dem der des Strebens verwandt ist. Wir schreiben der Erde eine Anziehungskraft zu gegenüber dem Stein, dem Stein ein Streben zur Erde zu fallen. Wir lassen ein ander Mal die Theile des Steines aneinander haften vermöge einer festhaltenden oder Cohäsions-Kraft, und sagen, sie widerstrebten dem Versuch gewaltsamer Trennung. Aber ist dies alles Inhalt oder Ergebniß unserer Wahrnehmung? Doch wohl nicht. Wir sehen den Stein, wenn er losgelassen ist, sich der Erde nähern, oder noch richtiger, wir sehen, daß die Entfernung zwischen beiden nach einem gewissen mathematischen Gesetz sich verringert. Wir sehen im anderen Falle, daß die Theile des Steines nebeneinander gelagert bleiben, obgleich wir uns anstrengen, dies Aneinander aufzuheben. Alles andere ist Uebertragung dessen, was wir in uns erfahren. Denn in uns allerdings finden wir die Kraft und das Streben. Ich fühle Kraft meinen Arm durchströmen, wenn ich einen Gegenstand zu mir heranziehe, oder mich mühe ihn festzuhalten. Ich finde ebenso in mir das Widerstreben, die Anspannung meines Willens, wenn ich zu einer Bewegung genöthigt werden soll, die ich freiwillig nicht ausführen würde. Und nur in mir selbst und sonst nirgends in der Welt kann ich dergleichen finden. Indem ich aber die Bewegungs- und Verhaltungsweisen der Gegenstände außer mir betrachte, kann ich nicht umhin, sie mit den meinigen zu vergleichen und in Analogie zu setzen, und indem ich dies thue, ist es mir, als müsse auch jenen ein dem meinigen

vergleichbares Streben und Kraftgefühl zu Grunde liegen. Es ist mir so, sage ich mit gutem Bedacht. Denn klare Ueberlegung zeigt mir freilich sofort, daß ich in der Außenwelt nichts unmittelbar finde, als von Gesetzen beherrschtes Sein und Geschehen, gleichgültige räumliche Verhältnisse und Veränderungen von solchen, und daß ich kein Recht habe, auch die Art, wie mir bei meinen Bewegungen und Verhaltungsweisen oder vor denselben zu Muthe ist, in den Dingen vorhanden zu denken. Jene Belebung ist eben nicht eine That meines Verstandes, sondern der Phantasie, immerhin eine That von so unwillkürlichem und zwingendem Charakter, daß wir auch mitten im wissenschaftlichsten Denken uns niemals völlig davon loszumachen vermögen.

Nicht gering dürfen wir, was die Phantasie hier leistet, anschlagen. Das Streben und Kraftgefühl ist in uns nichts Gleichgültiges und Nebensächliches. Wir erleben es gelegentlich, daß unsere Vorstellungen sich abspinnen, Gedanken an uns vorüberziehen, unsere Bewegungen sich abspielen, ohne von einem solchen Gefühl begleitet zu sein. In solchen Augenblicken fühlen wir uns passiv; unser Vorstellen und Denken erscheint uns wie ein Geschehen in uns, nicht wie unser Thun. Anders, wo ein energisches Gefühl der Kraft oder des Strebens zugegen ist. In der Kraftanspannung, in dem Streben fühlen wir uns thätig, werden wir unserer Persönlichkeit inne. Das Kraft- und Strebensgefühl ist für unser Bewußtsein eben der eigentliche Kern unserer Persönlichkeit. Unsere Persönlichkeit also übertragen wir in die Dinge, indem wir ihnen unsere Kraft und unser Streben leihen.

Diese Verpersönlichung ist nun von der mannigfaltigsten Art. Alle Grade des Strebens und Arten der Kraftbethätigung werden den Dingen geliehen. Wir finden in ihnen, wie in uns, den Wechsel energischer Anspannung und elastischen oder kraftlosen Nachgebens, Felsen ragen „kühn" und „trotzig" empor, Seen breiten sich „friedlich" zu unseren Füßen aus. Was für unsere Wahrnehmung und kaltverständige Betrachtung nichts ist, als das Aneinander eines Unteren und Oberen, wird zum Gegensatz des kraftvoll sich Anstemmenden und behaglich sich Lagernden, das thatsächliche Nebeneinander zum Festhalten, kurz es entsteht das ganze System des materiellen Lebens, das, so sehr es auch überall hinter unserem bewußten Leben zurückstehen, und im Vergleich mit ihm als blindes Leben erscheinen mag, doch Leben ist von unserem Leben, ein wenn auch getrübtes Spiegelbild unserer Persönlichkeit.

An das Leben der unorganischen Natur war hier zunächst gedacht. Es gilt aber alles Gesagte in noch höherem Maße von der organischen Welt, entsprechend den neuen Anknüpfungspunkten, welche diese Welt für die Vermenschlichung bietet. Der Stein bewegt sich, wie wir meinen, vermöge einer in ihm wohnenden Kraft. Immerhin bedarf er eines anderen, das die Kraft zur Thätigkeit ruft. Die Pflanze dagegen scheint aus sich selbst, vermöge der bloßen inneren Triebkraft, etwas zu werden und zu leisten. Eben darin nun liegt ein wesentliches Kennzeichen des

persönlichen Lebens, daß es aus sich schöpft, spontan, und ohne eines äußeren Anstoßes zu bedürfen thätig ist. Es erscheint damit die Pflanze noch in besonderer Weise als Analogon der menschlichen Persönlichkeit.

Dazu kommen dann sogleich mancherlei Einzelerfahrungen. Die Pflanze wächst, sie entwickelt und nährt sich in einer der unsrigen vergleichbaren Weise. Der Sonnenbrand erschlafft sie, wie uns, der Regen, der uns erfrischt, läßt auch sie sich wieder aufrichten. Sie leidet unter äußeren Verletzungen, wie wir darunter leiden. Jede dieser Wahrnehmungen ist ein neuer Antrieb zur Vermenschlichung. Immer leichter vollzieht sich dieselbe. Die Pflanze existirt nicht nur, sondern sie genießt ihr Dasein. Sie hat nicht nur vermöge bestimmter chemischer und mechanischer Zusammenlagerung ihrer Theile diese oder jene Form, sondern sie fühlt sich dementsprechend, richtet sich stolz empor, verbirgt sich, trauert. Sie geht nicht einfach zu Grunde, weil die Theile aus ihren Zusammenlagerungen nach Naturgesetzen heraustreten, sondern sie wird krank und stirbt.

Aus dieser Belebung der organischen Natur zieht dann auch die unorganische wiederum Vortheil. Wie die Pflanze Blätter und Blumen, so, scheint es, läßt der Boden die Pflanzen aus sich hervorgehen. Er gewinnt damit eine der Pflanze ähnliche Triebkraft. Die Pflanze sucht das Licht, und das Licht läßt sich finden und umspielt freundlich die Pflanze. Die Pflanze leidet unter dem eisigen Hauche des Windes; umgekehrt scheint dieser das Pflanzenleben feindselig zu bedrohen.

Dazu kommt endlich die unmittelbare Beziehung der organischen und unorganischen Natur zum Menschen. Eine sonnige Landschaft breite sich vor uns aus, in Wirklichkeit oder nur gemalt. In derselben ziehe sich ein sandiger Weg, in seinen Biegungen den zufälligen Erhöhungen und Senkungen des Bodens nachgebend, erst schattenlos dahin, um dann in schattigem Gebüsch sich zu verlieren. Den Weg können wir nicht betrachten, ohne ihn in Gedanken zu wandeln, und uns von der schattigen Kühle umfangen zu lassen. Und abgesehen davon: in jedem Falle sind ja vorher Menschen des Weges gezogen. Nicht umsonst ist er so ausgetreten und ausgefahren. Jede Fuß- oder Wagenspur erinnert an Menschen, an menschliche Arbeit, und menschliches Behagen nach vollbrachter Arbeit. So erzählt uns die Natur überall vom Menschen und seinen Erlebnissen. Auch darin liegt eine Vermenschlichung. Sie ist anderer Art als die vorhin bezeichnete, aber ästhetisch nicht minder bedeutungsvoll.

Im Gegensatz dazu erhält dann auch die, die menschliche Vertraulichkeit abwehrende Natur wiederum höhere Bedeutung. Die felsige Landschaft, der Gletscher, die weite Schneefläche, auch sie erinnern an den Menschen, aber nur insofern sie die Naturkraft als dem Menschen und seiner Kraft übermächtige, darum nur um so imponirendere erscheinen lassen.

Fassen wir alles Gesagte oder Angedeutete zusammen, dann erst verstehen wir den ästhetischen Werth der Natur, wir verstehen ebendamit

auch erst die schönen Linien. Wir sprechen bei Beschreibung einer Landschaft wohl auch bestimmter von „schroffen“ oder „sanften“ Linien. Aber wir wissen schon, Linien sind nicht schroff noch sanft. Nur die Naturkraft die in plötzlicher oder ruhig stetiger Wirkung jene oder diese Linien hervorgebracht zu haben scheint, in letzter Linie also unser eigenes Wollen und Handeln, dessen Spiegelbild die Naturkraft ist, erzeugt den einen oder anderen Eindruck. Selbst die regelmäßigen krystallinischen Bildungen verdanken ihre Bedeutung nicht der äußeren linearen Regelmäßigkeit, sondern dem Gedanken an die Naturkraft, die, sonst scheinbar regellos wirkend, hier im Kleinen ihre Gesetzmäßigkeit offenbart.

Wir verstehen die Natur und haben etwas von ihr, so lautet unser Ergebniß, weil sie unser Leben lebt und unsere Sprache spricht. Nicht jeder versteht sie wie der andere, sondern der eine mehr, der andere minder, der eine so, der andere so, je nachdem er sich in sie hineingelebt und hineingedacht hat. Darin liegt zugleich ein Beweis für die ganze Anschauung. Die Linien, die mit sinnlicher Unmittelbarkeit wirkten, könnten zwar vielleicht eine beim einen größere, beim anderen geringere Wirkung erzeugen; sie würden aber ein seiner Art nach verschiedenes Naturempfinden völlig unerklärt lassen.

Angenommen, jemand hätte sich in alle möglichen Formen der Natur vollkommen hineingelebt, und alle irgend denkbaren Beziehungen zwischen ihnen und sich selbst geknüpft, so daß ihm die Formen alles sagten, was sie zu sagen haben. Der wäre der ideale Naturbetrachter; sein Schönheitsurtheil wäre das absolute. Angenommen andererseits, in einem Menschen wären die Nebenvorstellungen und Nebengedanken, deren Anklingen uns die Naturformen bedeutsam macht, zeitweilig oder auf die Dauer ausgelöscht oder zur Unwirksamkeit herabgedrückt — so wie wir die Nebenklänge eines angeschlagenen Clavierklanges durch den Dämpfer auslöschen oder herabdrücken können — für den Menschen wäre die Natur todt und stumm und damit jeder Schönheit baar; genau so wie sie es für uns war, ehe wir ihr Leben und Sprache liehen. Wie weit jener ideale Standpunkt der ästhetischen Naturbetrachtung von einem Menschen erreicht werden kann, muß dahingestellt bleiben; diesem Zustand der Dämpfung scheinen sich Menschen unter gewissen Umständen wenigstens zu nähern. Es giebt Zustände der allgemeinen nervösen Verstimmung und entsprechenden Herabstimmung des seelischen Lebens, die eben darin sich zu erkennen geben, daß in ihnen die Wahrnehmung der Außendinge, ohne an sich verändert zu sein, affectlos bleibt, insbesondere die Landschaft den Reiz verliert, den sie sonst hat. Hier fehlt eben dasjenige, was zur Wahrnehmung hinzutreten muß, wenn unser Interesse erregt werden soll.

Wollte ich den Weg, den ich bei dieser Erörterung der Schönheit sichtbarer Formen eingeschlagen habe, ohne Sprung und in gleichmäßiger Berücksichtigung alles Wesentlichen weiter verfolgen, so hätte ich jetzt im

Anschluß an das Leben der Natur zunächst des Lebens zu gedenken, das in den der Natur entnommenen und zu unseren Zwecken verarbeiteten Stoffen waltet und zu uns spricht. Insbesondere die Erzeugnisse der technischen Künste, der Architektur und des Kunsthandwerks, müßte ich in's Auge fassen und zu zeigen versuchen, wie auch bei ihnen materielles und darin anklingendes seelisches Leben es ist, das die Formen schön und bedeutsam macht. Ich hätte im Einzelnen zu sprechen von dem verschieden gearteten Leben, das in den verwendeten Stoffen als solchen sich kund zu geben scheint, deutlicher oder weniger deutlich je nach der Art ihrer Behandlung; von den mancherlei Kraftäußerungen und Kraftleistungen, die in den Formen und Wechselbeziehungen der einzelnen Theile eines technischen Kunstwerkes sich aussprechen; endlich von der Beziehung auf den Menschen, die in der Zweckmäßigkeit, der Gebilde enthalten liegt, und auch dieser Zweckmäßigkeit oder dem Scheine derselben, ästhetischen Werth verleiht. Ich muß es aber hier unterlassen, darauf weiter einzugehen.

Ich hätte andererseits von der Schönheit der unbeseelten organischen Natur überzugehen zu derjenigen der Thierwelt. Doch darauf kann ich nicht verzichten, da einleuchtet, daß es sich mit der Schönheit der thierischen Formen principiell nicht anders verhalten wird, als mit der Schönheit der Formen des menschlichen Körpers.

Dagegen verweile ich bei der Schönheit des menschlichen Körpers, die unter allem, was sichtbare Formenschönheit heißt, den höchsten Rang behauptet, — kein Wunder, da der Mensch eben den Quell und letzten Inhalt aller höher gearteten sichtbaren Formenschönheit bildet.

Wiederum begegnen wir hier zunächst dem Element der Symmetrie. Wollte man darauf die Schönheit des menschlichen Körpers gründen, so hätte man vor allem zu bedenken, daß diese Symmetrie bei jeder Bewegung und freieren Haltung des Körpers für's Auge verloren geht. Die bekannten in streng symmetrischer Haltung verharrenden Statuen Altägyptenlands, daneben etwa noch der Front machende preußische Soldat, das wären für eine solche Anschauung die einzig möglichen Ideale der plastischen Kunst. Freilich ist die Symmetrie werthvoll; aber nur als Ausdruck für die nach beiden Seiten gleichmäßig vorhandene und ausgebildete Lebens- und Leistungsfähigkeit des Körpers, deren Werth für die ganze Persönlichkeit unmittelbar einleuchtet. Es müßte sonst ein Körper mit symmetrischer oberer und unterer Hälfte oder gleichgebildeten Armen und Beinen noch schöner sein. Andererseits steht uns doch die freie Bethätigung der Lebens- und Leistungsfähigkeit höher, als ihr bloßes starres Vorhandensein. Eben darum steht uns die aufgehobene Symmetrie, in der diese freie Bethätigung sich äußert, ästhetisch höher als die starr festgehaltene.

Ein anderes Element der reinen Form aber, das die Schönheit begründen könnte, giebt es nicht. Alles, was bei den freieren, der geometrischen Regelmäßigkeit entbehrenden linearen Gebilden gegen den Versuch

der Aufstellung eines solchen gesagt wurde, gilt hier in noch höherem Maße. Keine schöne Form an irgend einer Stelle des menschlichen Körpers, die nicht an einer anderen Stelle unschön wäre. Ja Formen, die am männlichen Körper durchaus geforderte sind, würden an derselben Stelle des weiblichen vielleicht auf's Höchste beleidigen und umgekehrt. Sie passen da eben nicht hin, höre ich den einen und anderen meiner geehrten Leser sagen. Aber warum sie hier passen, dort nicht, das ist eben die Frage. Und die Antwort lautet: Nicht wegen der Form als solcher, nicht weil ein Zusammen und Nacheinander von Maßen und Proportionen an sich gefiele, ein anderes das Auge beleidigte, sondern weil die Formen etwas zu sagen haben, und das, was sie zu sagen haben, nur Sinn hat an seiner Stelle in dem System von Gedanken, dem der ganze Körper zum Ausdruck dient. Wohl giebt es gewisse mittlere Normalmaße und Normalproportionen, die der plastische und zeichnende Künstler, vor allem der Anfänger, gut thun wird zu kennen und zu beachten. Aber sie sind wesentlich andere für die verschiedenen Geschlechter und Lebensalter. Sie finden sich selbst bei den verschiedenen schönen Individuen desselben Geschlechtes und Alters nur annäherungsweise wieder. Sie erscheinen endlich, wie die Symmetrie, bei jeder Bewegung, ja beim Ausdruck jeder Stimmung und Gemüthsbewegung für's Auge mehr oder weniger wesentlich verschoben und modificirt. Eines wie mannigfachen schönen Ausdrucks sind allein Auge und Mund fähig. Und jede Art des Ausdrucks verwandelt die Maße und Proportionen dieser wesentlichen Theile des menschlichen Körpers und ihrer Umgebungen in andere und andere. Darnach gäbe es schließlich nicht nur mehrere, sondern unendlich viel Systeme von Maßen und Proportionen des menschlichen Körpers, die auf Schönheit gleichen Anspruch zu machen hätten. Beweis genug, daß keines von ihnen an sich zu dem Anspruch berechtigt ist.

Eines bestimmten Maßverhältnisses, das angeblich beim menschlichen Körper überall wiederkehrt und nach der Meinung einiger das Räthsel der menschlichen Schönheit endgültig löst, will ich noch besonders gedenken. Ich meine das Verhältniß des goldenen Schnittes. Im goldenen Schnitt getheilt heißt eine Linie oder Distanz, wenn der kleinere Theil sich zum größeren verhält, wie dieser zum Ganzen. Das Verhältniß ist annähernd das von 3:5, etwas genauer das von 5:8. So soll beispielsweise der menschliche Oberkörper sich hinsichtlich seiner Länge zum Unterkörper verhalten wie dieser zum ganzen Körper, der Kopf zum kopflosen Oberkörper, wie dieser zum Oberkörper einschließlich des Kopfes u. s. w.

Ich rede nun nicht davon, warum dem goldenen Schnitt als solchem überhaupt und von vornherein keine ästhetische Bedeutung zukommen kann. Seine Werthlosigkeit beim menschlichen Körper ist leicht ersichtlich. Es hindert nichts, eine geometrische Figur zu zeichnen, bei der das Verhältniß noch viel häufiger gefunden würde, als es beim menschlichen Körper

sich finden soll. Eine solche Figur müßte jener Anschauung zu Folge noch schöner und erhabener sein, als der menschliche Körper. In der That würde sich, zumal wenn man in Uebereinstimmung mit dem menschlichen Körper gerade und regelmäßig gekrümmte Linien vermiede, nichts ergeben als eben eine gleichgültige und sogar wegen ihrer Sinnlosigkeit unangenehme geometrische Figur.

Aber die Verhältnisse des goldenen Schnittes sind auch beim menschlichen Körper vielmehr künstlich gemacht als gefunden. Als Grenze zwischen Ober- und Unterkörper wird ein Punkt angenommen, der zwar für unsere embryonale Vorgeschichte von höchster Bedeutung ist, aber für's Auge keinen Abschnitt bezeichnet. Eine Theilung aber, die nicht in's Auge fällt, kann unmöglich den unmittelbaren Eindruck der Schönheit begründen. Ein wirklich in die Augen fallender Abschnitt findet sich weiter oben, ein anderer weiter unten. Ebenso willkürlich ist die Wahl des Kehlkopfes als Grenze zwischen Kopf und Rumpf. So beweist schließlich das ganze System der Eintheilungen nur, daß es leicht ist, an einem reich, aber nicht allzu scharf gegliederten Objecte ein beliebiges Verhältniß beliebig oft wiederzufinden, wenn man die Grenzpunkte darnach wählt, und außerdem keinen Anspruch auf große Genauigkeit macht.

Denn auch die Genauigkeit läßt zu wünschen übrig. Ja es wird ausdrücklich zugestanden, daß der männliche Körper, um den Anforderungen der Schönheit zu genügen, etwas nach der einen, der weibliche etwas nach der anderen Seite abweichen müsse. Damit ist natürlich das Princip aufgegeben.

Endlich finden sich, gleichfalls zugestandenermaßen, die Verhältnisse des goldenen Schnitts auch schon beim Skelett, insbesondere am nackten Schädel. Dieser ist aber für's natürliche Gefühl nicht schön, sondern häßlich. Er ist dies *auch* nicht um seiner Form willen, sondern vermöge der Art, wie er an vorhanden gewesenes und zerstörtes Leben erinnert.

Es verhält sich eben mit dem goldenen Schnitt, *soweit* er sich findet wie mit allen Elementen der reinen Form. Sie haben ästhetische Bedeutung in dem Maße, als das vielgestaltige physische und geistige Leben des Menschen sich in ihnen spiegelt oder zu spiegeln scheint. Nicht die Formen, so sagen wir kurz, machen den Menschen schön, sondern der Mensch giebt den Formen erst ihre Schönheit. Lassen wir also die an sich schönen Formen; lassen wir ebendamit auch die sogenannten „reinen“ Linien, die vermeintliche „Regelmäßigkeit“ der Gestalt und der Züge. Formen sind nichts ohne Leben, Ausdruck, Bedeutung. Was aber Formen zu ihrer Bedeutung und uns zum Verständniß der Bedeutung verhilft, ist — die Erfahrung.

Ein Kind sehe seine Mutter zum ersten Male. Es sieht dann zunächst ein absolut gleichgültiges Nebeneinander von farbigen Flecken. Aber — die Mutter beugt sich über das Kind mit freundlicher Miene. Zugleich stillt sie seinen Hunger oder erweist ihm sonstige Wohlthaten. Die beiden Vor-

stellungsgruppen verbinden sich miteinander. Jede folgende ähnliche Miene bringt dann die Wohlthaten in Erinnerung, oder läßt sie wenigstens unbewußt anklingen. Dies letztere umso sicherer, je zahlreicher und mannigfaltiger die Wohlthaten werden. Das Kind freut sich über die freundliche Miene, d. h. genauer, es empfindet Lust an dem, was sie ihm bedeutet. Allmählich macht das Kind weitere Erfahrungen. Es strengt sich an, um etwas zu erreichen, und fühlt Befriedigung, wenn ihm die Absicht gelingt. Dieselben Anstrengungen sieht es andere machen, und mit demselben Erfolg. Zugleich erblickt es die freundliche oder vergnügte Miene. Jetzt wird ihm die Miene zum Zeichen innerer Befriedigung. Dann gelangt das Kind dazu, Worte zu verstehen, auch solche, die eine freundliche Gesinnung ihm oder anderen gegenüber ausdrücken. Es lernt ebenso Handlungen aller Art als Ausfluß einer solchen Gesinnung betrachten. Indem es die Worte und Handlungen jedesmal zugleich von der freundlichen Miene begleitet sieht, wird ihm diese zum Ausdruck der entsprechenden Gesinnung. Weiter und weiter gehen in der Folge die Erfahrungen des Kindes. Mit ihnen zugleich erweitert und vertieft sich der Sinn der Miene und erhöht und befestigt sich ihr Eindruck. Nehmen wir an, alle Leute, die dem Kinde begegneten, hätten sich verschworen, jede freundliche Gesinnung oder freudige Regung mit einer bestimmten Grimasse zu maskiren, so würde dem Kinde diese Grimasse im Laufe der Zeit ebenso anmuthend erscheinen, wie ihm die Miene der Freundlichkeit thatsächlich erscheint. Schließlich ist ja für uns das freundliche Zähnefletschen der Negerin nicht viel mehr als eine Grimasse. Ihrem Kinde aber und dem Neger überhaupt erscheint es sicher nicht als solche.

In ähnlicher Weise nun lernt das Kind andere Mienen und Geberden kennen und ihren Sinn verstehen. Eine Miene verkündet ihm Stolz, eine andere Muth, wieder eine andere naives Erstaunen u. s. w. Ich versuche nicht im Einzelnen die Wege zu bezeichnen, auf denen dies Verständniß sich vollzieht. Sie sind mannigfaltige und vielverschlungene und nicht bei jedem dieselben. Aber das wesentliche Ergebniß ist das gleiche: ein unmittelbares und sicheres Gefühl für das, was die Mienen und Geberden auch in ihren feinsten Abstufungen sagen. Man hat alles Recht, dies feine Verständniß wunderbar zu finden. Aber es ist doch um nichts wunderbarer, als das gleich feine Verständniß, das wir uns für den Sinn der Worte, der mannigfachen Wendungen des sprachlichen Ausdrucks, schließlich des Klanges oder Tonfalls der Stimme in seinen feinsten Abstufungen, — und alles dies der Hauptsache nach gleichfalls im kindlichen Alter — erworben haben. Der Vorgang ist derselbe hier wie dort, nur daß die Zeichen, um deren Verständniß es sich handelt, in jenem Falle dem Gebiete den Sichtbarkeit, in diesem dem der Töne angehören. Wir wissen uns später von den mannigfachen Erfahrungen, durch die wir mit der einen Nüance des Klanges oder Tonfalles der Stimme den Gedanken der freundlichen Gesinnung, mit der anderen die Vorstellung des Trotzes oder Hohnes

verbinden lernten, keine Rechenschaft mehr zu geben. So kann es uns begegnen, daß wir meinen, der Klang oder Tonfall als solcher, ganz abgesehen von aller Erfahrung, muthe uns freundlich oder unfreundlich an. Aus ganz dem gleichen Grunde können wir auch dazu kommen, der Miene oder Geberde als solcher den Charakter der Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit zuzuschreiben, so sicher er auch hier nur an dem haftet, was uns die Miene oder Geberde erfahrungsgemäß bedeutet.

Nun handelt es sich uns ja freilich hier nicht um Mienen oder Geberden, überhaupt ausdrucksvolle Bewegungen, sondern um die ruhende menschliche Gestalt und ihre Schönheit. Aber der Weg dazu ist mit dem Gesagten geebnet. Beschränken wir uns zunächst auf das menschliche Antlitz. Dies kann natürlich auch in seiner ruhenden Form nicht umhin entweder der einen oder der anderen Miene in gewissem Grade sich zu nähern. In dem Maße aber, als es dies thut, nimmt es zugleich an dem Sinn und der Bedeutung der Miene Theil, und gewinnt damit ein so oder so geartetes ästhetisches Interesse. So nennen wir denn auch Gesichter an sich und abgesehen von jeder Bewegung freundlich, stolz, naiv u. s. w.

Indessen damit wird man sich noch nicht zufrieden geben. Es giebt auch Gesichter, die wir nicht mit solchen Namen bezeichnen, sogenannte ausdruckslose oder nichtssagende Gesichter, die darum doch schön oder häßlich erscheinen. Diese Gesichter sind es vorzugsweise, die uns von an sich schönen und häßlichen Linien des menschlichen Gesichts sprechen lassen, oder gar zu dem Glauben an geometrisch regelmäßige und unregelmäßige und dadurch wohlgefällige oder mißfällige Züge verführen.

In der That ist es auch hier mit den an sich schönen Linien nichts, und die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit nur der ungeeignete Ausdruck für eine der Erklärung bedürftige Sache. Die Erklärung ergiebt sich aber aus unserer Anschauung von selbst.

Man denke sich ein Gesicht, das in seiner ruhenden Form den Mienen der Freundlichkeit, des Stolzes, des naiven Erstaunens u. s. w. in gleichem Maße sich nähert, das überhaupt zwischen allen Mienen, die uns ein bestimmt charakterisirtes, dabei werthvolles seelisches Leben verkündigen, genau die Mitte hält. Insofern es sich ihnen nähert, nimmt es wiederum an ihrer Bedeutung Theil. Es erinnert also zunächst an alle die Arten des seelischen Lebens in gleichem Maße. Nun sind aber die Arten einander theilweise entgegengesetzt. Insoweit dies der Fall ist, halten sie sich auch in der Erinnerung gegenseitig die Wage. Zugleich haben sie doch auch wiederum etwas Gemeinsames. Es ist, wie vorausgesetzt, überall positiv werthvolles seelisches Leben, das sich in ihnen ausspricht. Soweit dies Gemeinsame reicht, bleibt die Erinnerung bestehen. Eben dies Gemeinsame bildet den Inhalt der Erinnerung. In ihm besteht der besondere Sinn der in Rede stehenden mittleren Form des Gesichts.

Oder kürzer gesagt. Jede der Mienen hat ihre nach bestimmter

Richtung hin ausgeprägte Bedeutung. Die Form des Gesichts, die in der Mitte steht, hat dann naturgemäß eine mittlere Bedeutung. Die Mitte aber zwischen den verschiedenen in Rede stehenden Bedeutungen ist nicht Null, sondern positiv werthvolles seelisches Leben überhaupt.

Diesem Gesicht stelle man ein anderes gegenüber, das hinsichtlich seiner Form die Mitte hält zwischen Mienen, aus denen Verschmitztheit, Bornirtheit, Schläfrigkeit, Wuth u. s. w. spricht, überhaupt zwischen allen den Mienen, die ein abnormes seelisches Leben oder abnorme Aeußerungen dieses Lebens verkünden. Dies Gesicht wird wiederum weder den speciellen Eindruck der Verschmitztheit, noch den der Bornirtheit u. s. w. machen können. Wohl aber wird es, da sich in ihm das Gemeinsame jener Mienen verkörpert, auch das Gemeinsame ihrer Bedeutungen in sich schließen, d. h. es wird innerer Abnormität überhaupt zum Ausdruck dienen.

Jenes Gesicht nun nennen wir schön ohne Zusatz, dieses häßlich ohne Zusatz. Man kann beide nichtssagend nennen, insofern, was sie sagen, nach keiner Richtung hin individuell bestimmt ist. Sie können ausdruckslos heißen, insofern sie in der That jedes Ausdrucks in dem prägnanten Sinne, in dem wir das Wort zu nehmen pflegen, entbehren. Sie sind darum doch absolut genommen nicht minder sprechend und ausdrucksvoll als die speciell so genannten und es haftet auch bei ihnen alles ästhetische Interesse lediglich an dem Ausdruck. Ihr Ausdruck ist nur ein allgemeiner, abstract unbestimmter, blos insofern bestimmt als er ein positiver oder negativer ist. So ist auch die Bedeutung des Wortes „Farbe" eine allgemeine und abstracte, nur dem Begriff der Farblosigkeit bestimmt entgegenstehende. Weder diese noch jene Farbe meint es speciell. Darum ist doch das Wort nicht bedeutungslos.

Man könnte endlich annehmen, ein menschliches Gesicht halte in seiner ruhenden Form die Mitte zwischen allen möglichen Mienen überhaupt, denen, die uns auf Grund gemachter Erfahrungen anmuthen, und denen, die uns aus gleichem Grunde mangenehm erscheinen. Ein solches Gesicht könnte nur den Gedanken an ein dahinter waltendes persönliches Leben überhaupt, ohne irgendwelche nähere Bestimmung in uns wachrufen. Es wäre das denkbar ausdrucksloseste Gesicht; es besäße aber eben, indem es jenen völlig allgemeinen Gedanken wachriefe, seinen ihm specifisch zugehörigen Sinn und Ausdruck. Wir würden uns nicht entschließen können es schön oder häßlich zu nennen. Trotzdem wäre es nicht ohne ein gewisses völlig undefinirbares, und zwischen Befriedigung und Mißbefriedigung schwankendes Interesse. Und dies Interesse hätte eben in jenem Ausdruck seinen Grund.

Ich sprach hier vom menschlichen Gesicht, dachte dabei aber natürlich vorzugsweise an Auge und Mund: Auge und Mund sind des feinsten Mienenspieles fähig. Ebendarum genügen auch beim ruhenden Auge und ruhenden Munde die geringsten Unterschiede der Form, um einen völlig verschiedenen

ästhetischen Eindruck hervorzurufen. Ich sehe in diesem Zusammentreffen einen directen Beweis für die Richtigkeit der Ueberzeugung, daß der menschliche Körper seine Bedeutung, also seine Schönheit, in erster Linie der Uebertragung des erfahrungsgemäßen Sinnes der Mienen, oder allgemeiner, seiner mannigfaltigen Bewegungen auf die ruhende Form der betreffenden Theile verdankt.

Trotz jenes Vorzuges von Auge und Mund sind doch andere Theile des Gesichtes von der Mienen- und Geberdensprache nicht völlig ausgeschlossen. Nase, Kinn und Stirn vor allem nehmen an mancherlei Geberden Theil oder spielen dabei die Hauptrolle. Wir können die Nase verächtlich rümpfen oder hoch tragen; das Kinn hängen lassen oder durch trotzige und protzige Haltung hervordrängen; die Stirnhaut nachdenklich oder trotzig herunterziehen oder umgekehrt die Augenbrauen erstaunt oder verblüfft nach oben schieben, alles Dinge, aus denen auch die ruhenden Formen von Nase, Kinn, Stirn eine bestimmte Bedeutung gewinnen müssen.

Was für die Sprache, die die Züge des Gesichtes zu uns sprechen, die Mienen, das sind für den übrigen Körper die der Erreichung äußerer Zwecke dienenden, praktisch zweckmäßigen Bewegungen. Entsprechend ist es dort mehr das geistige, hier mehr das animalische Leben, das in den Formen sich ausspricht und den Inhalt ihrer Schönheit ausmacht.

Wir wissen, um es kurz zu sagen, welche Formen geeignet sind, gröbere oder feinere, kräftigere oder schwächlichere, freiere oder ungeschicktere, anmuthigere oder plumpere Bewegungen herbeizuführen. Wir wissen zugleich, wie uns zu Muthe ist, welches so oder so nüancirte eigenartige Lebensgefühl uns überkommt, wenn wir Leistungen und Bewegungen der angegebenen Arten ausführen. Eben dies Lebensgefühl heftet sich dann für uns an die entsprechenden Formen. Sie werden für unser Empfinden zu Trägern des Lebensgefühls, und eben damit zu Trägern der Lust bezw. Unlust, die in der Art uns zu fühlen naturgemäß eingeschlossen liegt.

Die feinste Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit eignet unter den Gliedern des menschlichen Körpers der Hand. Sie spricht die feinste Sprache, bei ihr bestimmen darum kleinere Unterschiede als sonst am menschlichen Körper unser Schönheitsurtheil.

So wahr es ist, daß die Form des Körpers mehr dem animalischen als dem geistigen Leben zum Ausdruck diene, so wenig darf ihm doch geistige Ausdrucksfähigkeit abgesprochen werden. Zunächst sind ja dem Körper Mienen oder Geberden, in deren Absicht es liegt, Geistiges zum Ausdruck zu bringen, keineswegs versagt. Wir heben die Schulter, wenn wir uns innerlich zusammennehmen oder, was uns unangenehm ist, abwehren, wir senken sie im Gefühl freier Sorglosigkeit. Kraftvolle seelische Erregung spannt die Muskeln, lähmende Empfindung läßt sie erschlaffen. Wir treten breiter und fester auf im herausfordernden Trotze, leichter und elastischer im Bewußtsein freier Sicherheit.

Daraus gewinnt die hohe oder niedrige Schulter, die straffere oder weichere Muskelbildung, der Fuß, der mehr zur einen oder anderen Art des Auftretens bestimmt scheint, jedes Mal auch eine bestimmte geistige Bedeutung.

Andererseits wirkt das animalische Selbstgefühl zugleich auch auf das Selbstgefühl überhaupt. Die Erhöhung des körperlichen Lebensgefühls macht uns stolz und frei, die Herabstimmung drückt uns auch geistig nieder. Formen, die an jene Steigerung und Herabstimmung gemahnen, werden also zugleich den Gedanken an diese erwecken.

Endlich sind auch die praktischen Zwecken dienenden Leistungen unserer Glieder nicht nur gröber und feiner, sondern haben zugleich auch geistigere oder materiellere Bedeutung. Insbesondere die Hand kann in hohem Grade vergeistigt erscheinen, wenn sie durch ihre Bildung den Eindruck macht, mehr zu geistig bedeutsamen, als grob materiellen Leistungen befähigt zu sein.

Wie Mienen beim Körper, so sind umgekehrt praktisch zweckmäßige Bewegungen beim Gesicht nicht ausgeschlossen. Ich denke vor allem an die Bewegungen des Sprechens, des Essens, des Kostens. Es ist unvermeidlich, daß die unteren Theile des Gesichtes je nach ihrer Form zur einen oder zur anderen dieser Leistungen, bezw. zu gröberem oder feinerem Vollzug derselben vorzugsweise geeignet oder bestimmt scheinen und ebendamit die Vorstellung eines entsprechenden Charakters der Persönlichkeit erwecken.

Die Mienen und Bewegungen sind nun aber doch nicht der einzige Weg, auf dem wir die Sprache der körperlichen Formen verstehen lernen. Andere, directere und indirectere gehen daneben her. Ein directerer liegt in Folgendem enthalten. Wir wissen, welche dauernden, nicht erst bei Bewegungen hervortretenden Besonderheiten der äußeren Erscheinung mit dem Gefühl der Gesundheit und Kraft, welche anderen mit Zuständen der Krankheit und Kraftlosigkeit verbunden zu sein pflegen; wir wissen, welche Verletzungen Schmerz erzeugen oder eine dauernde Beeinträchtigung des Lebensgefühls mit sich führen; wir kennen endlich und verstehen die Merkmale des Todes. Wo wir dergleichen finden oder an dergleichen erinnert werden, wird auch der zugehörige Gedanke mit größerer oder geringerer Kraft in uns lebendig werden.

Wiederum andere Wege führen indirecter zum Ziele. Beliebige Körperformen können einen wesentlichen Theil ihres Charakters schon auf Grund des Umstandes erlangen, daß sie andere zu sein pflegen bei den verschiedenen Geschlechtern, Lebensaltern, Ständen, Berufsklassen. Sind wir einmal auf Grund anderweitiger Erfahrungen gewohnt bei einer Gattung von Menschen eine bestimmte Weise zu denken und zu empfinden vorauszusetzen, so heftet sich der Gedanke daran an jede hervortretende Eigenthümlichkeit ihrer äußeren Erscheinung; und er bleibt daran haften, auch wenn wir der Eigenthümlich-

keit anderwärts begegnen. Der Mann gewinnt etwas Weibliches beziehungsweise Weibisches, wenn irgend etwas an ihm an weibliche Bildung erinnert u. s. w.

Derselbe Gedanke läßt sich noch weiter verfolgen. Man weiß, wie leicht uns abnorme menschliche Bildungen an thierische Formen erinnern. Auch diese Art der Vorstellungsverbindung kann nicht ohne ästhetische Wirkung bleiben. Thierische Formen erinnern ihrerseits an die Eigenart des thierischen Lebens. Davon wird etwas auf die ähnlichen menschlichen Formen übergehen. Vorausgesetzt ist, daß wir die thierischen Formen bereits verstehen gelernt haben.

Endlich können selbst Erfahrungen, die wir in der unbeseelten Natur machen, für den Ausdruck und Eindruck menschlicher Formen bedeutungsvoll werden. Wir schließen etwa aus solchen Erfahrungen, welche Form geeignet ist, dem Schädel, der Brust u. s. w. genügende Festigkeit zu garantiren, und verbinden damit wiederum den Gedanken eines entsprechenden physischen und geistigen Lebensgefühls u. dergl.

Zuletzt gedenke ich noch des Mittels der Beseelung körperlicher Formen, das geeignet ist, allen bisher bezeichneten zur Ergänzung zu dienen. Die einzelnen Formen stehen unter einander im Zusammenhang und bilden ein System von Formen, das einem zwar vielgestaltigen, doch einheitlichen physischen und geistigen Leben zum Träger dient. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Uebertragung des Ausdrucks von einer Form auf die andere. Zunächst nimmt ein Theil des Körpers, der nun einmal erfahrungsgemäß zu jenem System von Formen hinzugehört, ebendamit an dem zu Grunde liegenden Gesammtleben Theil, so daß sich mit ihm die Vorstellung dieses Lebens, mit seiner Verkümmerung die Vorstellung einer Verkümmerung desselben zu verbinden nicht umhin kann. Dazu tritt dann noch eine speciellere Bedeutungsübertragung. Das lebendige Auge, der geistvolle oder energische Mund wird mit gewissen Formen des Kinnes, der Nase, der Stirn in der Mehrzahl der Fälle verbunden sein. Dies genügt, den Formen einen Antheil an dem Eindruck jener Eigenschaften zu sichern. Ebenso wird das Ohr bei im übrigen ansprechenden, weil positiv bedeutungsvollen Gesichtern in der Regel einer bestimmten Form und mittleren Größe sich annähern. Damit hat auch das Ohr seine Bedeutung und seine ästhetische Form gewonnen. Angenommen, wir wären bei Gesichtern der bezeichneten Art immer der Form des Ohres begegnet, die das bekannte graue, wegen seiner Dummheit verschrieene Lastthier auszeichnet, so würde uns diese Form und keine andere zum Ideale menschlicher Schönheit hinzuzugehören scheinen. Findet man diese Behauptung sonderbar, so beweist man damit nur, wie groß die Macht der Vorstellungsverbindungen ist, auf denen aller Eindruck menschlicher Schönheit beruht.

Ich meine nun nicht mit Vorstehendem alle diese Vorstellungsverbindungen bezeichnet zu haben. Aber das Gesagte mag genügen. Verlangte

man noch eine außerhalb des Gebietes der Formen liegende Bestätigung der vorgetragenen Anschauung, so könnte anhangsweise an die beim menschlichen Körper mit der Form so eng zusammenhängende Farbe verwiesen werden. Man kennt die an sich schönen Farben und Farbenverbindungen. Diese haben große Bedeutung für die Schönheit der unorganischen Welt. Auch in der Welt der Pflanzen spielen sie noch eine gewisse Rolle, obgleich hier der Gedanke des blühenden oder absterbenden organischen Lebens jederzeit hinzutritt und einen wesentlichen Factor ausmacht. Beim menschlichen Körper dagegen ist von solcher Schönheit der Farbe an sich nicht mehr die Rede. Die rothe Rose, die aus dem Grün der Blätter hervorblickt, mag auch schon um dieses Farbencontrastes willen schön heißen. Man denke sich aber den Contrast auf den menschlichen Körper übertragen, lasse in gleicher Weise die rothe Nase aus blattgrüner Umgebung hervorblicken, und frage sich, welches die Wirkung sein würde. Freilich spricht man von blauen Augen, goldenem Haar, marmorweißen Armen. Aber das Blau der Augen ist genau betrachtet ein sehr schlechtes Blau, das Gold der Haare von der Farbe des Goldes weit entfernt und die marmorgleiche Weiße des Armes glücklicherweise eine poetische oder vielmehr recht unpoetische Uebertreibung. So gäbe es überhaupt beim menschlichen Körper ebensowenig schöne Farben wie schöne Formen, wenn wir nicht auf Grund der Erfahrung mit jenen ebenso wie mit diesen den Gedanken eines so oder so gearteten Lebens verbänden. Farben verrathen Gesundheit oder Mangel der Gesundheit, ein derberes oder zarteres Leben des Körpers; eine gewisse Bläue der Augen erscheint sanft, weil wir ihr in der Mehrzahl der Fälle an wirklich oder scheinbar sanfteren, ruhigeren Naturen begegnet sind. Uebrigens scheint mir die Sprache der Augenfarbe keine sehr bestimmte. Lebhaftigkeit des ganzen Wesens läßt uns vermöge einfacher Uebertragung leicht auch eine solche Augenfarbe lebhaft erscheinen, die uns sonst den Eindruck der Sanftheit machte. Achten wir nicht auf die Uebertragung, so meinen wir in solchen Fällen vielleicht eine Verschiedenheit der Farbe constatiren zu müssen, die thatsächlich nicht existirt.

Der menschliche Körper, das ist unser Resultat, spricht in allen Theilen eine Sprache, die wir verstehen gelernt haben. Fügen wir hinzu, daß dasjenige, was die einzelnen Theile sagen, zugleich zu einem, hier mehr dort weniger einheitlichen System von Gedanken sich zusammenfaßt, so haben wir den Grund für die Schönheit des Körpers, des Ganzen und seiner Theile. Der menschliche Körper, so dürfen wir ohne poetische Uebertreibung sagen, ist ein Gedicht, nur ein Gedicht, in dem an die Stelle der Worte Formen und Farben getreten sind.

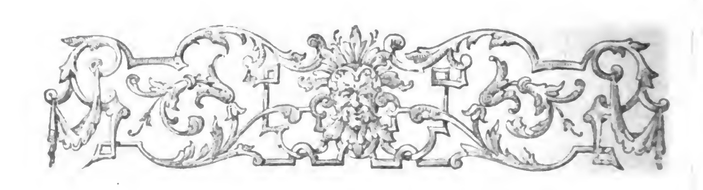
Sind wir uns über diesen Thatbestand klar, dann verstehen wir auch die Verschiedenheit der Schönheitsurtheile. Daß das Schönheitsideal des Negers schwarz ist und Negertypus trägt, das wäre unbegreiflich, so unbegreiflich wie es den Wieland'schen Abderiten erscheint, wenn an Farbe

und Form als solchen die Schönheit haftete. Es wird verständlich, der Abderitenstandpunkt verliert sein Recht, wenn die Sprache, die Form und Farbe sprechen, es macht. Nur mit Negerfarbe und Negertypus konnte sich im Geiste des Negers der Gedanke an das animalische und seelische Leben des Menschen verbinden, nur ihre Sprache konnte er verstehen lernen. Nur der Neger kann ihm darum zunächst den Eindruck der Schönheit machen. Dagegen muß ihm unsere Rasse, soweit sie von der ihm bekannten abweicht, nichtssagend oder unschön, gelegentlich wie eine Carricatur erscheinen. Lernt freilich der Neger das höhere körperliche und geistige Leben kennen, das hinter den kaukasischen Formen sich verbirgt und darin zum Ausdruck kommt, dann kann auch er dazu gelangen, unserer Rasse den Preis der Schönheit zuzugestehen. So mag uns auch eine fremde Lautsprache, die uns erst wenig anmuthete, schließlich wenn wir sie genau kennen gelernt haben und in ihren Geist eingedrungen sind, schöner erscheinen, als unsere eigene.

Ich bin zu Ende mit dem, was ich in diesem Aufsatz glaublich machen wollte. Ich ging aus von den einfachsten linearen Formen und endigte mit dem Schönsten und Erhabensten, was die sichtbare Welt kennt. Dieser Weg war der zweckmäßigste, er war aber nicht eigentlich der sachgemäße. Der umgekehrte Weg der Darstellung hätte dem Weg, den unser Formverständniß thatsächlich einschlagen wird, besser entsprochen. Der menschliche Körper ist uns Menschen das Nächste, ihn lernen wir zuerst verstehen. Erst nach ihm, theilweise erst durch ihn hindurch gelangen wir zum Verständniß der anderen Formen. Ich gehe aber den Weg, den ich durchlaufen habe, nicht noch einmal zurück.

Nur auf etwas möchte ich noch aufmerksam machen. Der geehrte Leser kennt so manches schöne Arabeskenornament, in dem menschliche Gestalten in thierische Formen, diese in pflanzliche, diese endlich in lineare ohne Sprung und Vermittelung übergehen. Hier haben wir zugleich einen Beweis und ein Bild der dargelegten Anschauung. Der stetige Uebergang ist möglich, kann uns sogar selbstverständlich erscheinen, lediglich darum, weil es dasselbe ist, nur in verschiedenen Abstufungen, was die Bedeutung der menschlichen Form ebensowohl wie der thierischen, pflanzlichen, linearen ausmacht. — Die menschliche Gestalt scheint in solchen Ornamenten das Leben, das in ihr verkörpert ist, in die thierischen, pflanzlichen, linearen Formen auszuströmen und darin verklingen zu lassen. So, meine ich, strömen wir jederzeit in die sichtbare Welt unser Leben aus, in abnehmendem Grade und mehr und mehr verklingend, je weiter sich die Gegenstände und Formen von uns entfernen; und nur darum erscheint uns die sichtbare Welt schön und bedeutend.





Tarrabanoff und Sipunoff.

Genrebild aus dem russischen Leben.

Von

N. Tereßkin.

— Berlin. —

Abend ist es, und noch nicht gar zu spät. In Paris, London, Petersburg sprudelt das Leben noch so frisch wie ein Quell; die Plätze in den Theatern sind noch alle besetzt, auf den Straßen rollen noch hurtig die Kutschen und auf den hell erleuchteten Boulevards wimmelt es von munteren Fußgängern.

Auch weist der abgebrochene Minutenzeiger an der Uhr des Uhrmachermeisters Gwosdik, der einzige öffentliche Chronometer der kleinen Provinzialstadt B . . ., welcher an der Ecke, in der Nähe der Schmiede zu sehen ist, erst auf halb Zehn. Und diese Normaluhr hatte, zum ewigen Aergerniß des Polizeisecretärs Sachrapkin, der alle Morgen auf dem Wege nach dem Polizeibureau in seiner alten, schmierigen Uniform hier vorbeieilt, schon seit undenklichen Zeiten das Bestreben, eine halbe Stunde vorzugehen. Dieses wurde schon so oft nachgewiesen an der tombackenen Taschenuhr des Bäckermeisters Lopatkin, dessen Großvater sie anno 1812 von einem französischen Soldaten im Tausche gegen einen alten Schafspelz erworben hatte. Und was war das doch für eine Uhr! Welche Zähigkeit und Pflichttreue während ganzer drei Generationen! Gleich einem edlen arabischen Vollblutpferde kannte sie weder Müdigkeit, Capricen noch sonst irgend welche von den gewöhnlichen Uhrenkrankheiten. Wie oft waren die Lopatkins, Großvater, Vater und Enkel, sei es durch einen Zufall oder durch ihren eigenen guten Willen, sei es in der Defensive oder in der Offensive, in solche Körperlagen gekommen, bei denen einer anderen, weniger spartanisch-abgehärteten Uhr sofort der Athem gestockt hätte, ja wobei sogar die soliden echt russischen

Rippenknochen ihrer Besitzer schon zu knirschen anfingen, — dennoch blieb stets die wackere Franzosenuhr ganz — ganz und unermüdlich.

Es ist also, wie gesagt, durchaus noch nicht spät, und doch scheint es, als wenn die Einwohner von B . . ., sich alle schon in die Federn verkrochen hätten. Denn ringsum auf den Straßen ist es so still wie in einer alten Burgruine. Aus den Schornsteinen sieht man keinen Rauch aufsteigen und aus der Schmiede vernimmt man keinen Laut mehr, weder den heiteren Klang des Amboßes, noch die Stimmen der derben Gesellen. Drin in der eingeschlossenen Finsterniß hausen jetzt die unterirdischen Nachtgeister — die Mäuse. Auch hört man hin und wieder den Kater Waska*) miauen, denn er logirt jetzt ebenfalls in der Schmiede und zwar sitzt er augenblicklich zusammengekauert auf der Esse und wärmt sich am letzten Rest der Kohlengluth. Ja, ja, die schönen, warmen Sommerabende, wo man bei romantischer Mondbeleuchtung gemüthlich von einem Dachboden in den anderen spazieren konnte, sind nun vorüber, und der griesgrämige Herbst hat, mit Respect zu melden, verdammt kalte Nächte! Man glaubt es gar nicht, wie unbequem sie einem werden können, abgesehen davon, daß man sich sehr leicht einen Schnupfen zuziehen kann, zumal wenn man noch wie Waska von Kindesbeinen auf an die Wärme gewöhnt ist. Stand er doch in der Knabenzeit in Diensten beim Bäckermeister Lopatkin, wo er gemeinschaftlich mit dem Lehrling Jurka seine Schlafstelle stets hinter dem großen Backofen hatte.

Draußen aber ist es ebenso finster. Es regnet und über den alten geknickten Dächern hängen schwere, dichte Wolken. Auch werden an solchen Abenden, mit Rücksicht darauf, daß die Leute bei schlechtem Wetter sich unnützerweise auf den Straßen nicht herumzutreiben brauchen, die Laternen gar nicht erst angezündet.

Horch! da kommt Jemand von der Graupenstraße . . . über den kleinen dreieckigen Marktplatz, an der öffentlichen Placatsäule vorbei. Er strauchelt und plumps! fällt er in eine Pfütze. Er spuckt und flucht und schimpft auf alle Hauswirthe und Stadtverordneten von B . . . . Aha, es ist der Schuster Zibulewitsch, der in dem eingefallenen Barackenhäuschen an der Lehmgrube wohnt und bereits seit zwanzig Jahren fast alle Abende über das schlechte Pflaster und über die ewige Mondfinsterniß in B . . . sich beklagt. Meister Gwosdik und viele andere Mitglieder des Magistrats behaupten aber, daß es nicht so sehr an dem Pflaster, welches doch vor dreißig Jahren erst neu gemacht worden, liege, als vielmehr an dem Umstand, daß Zibulewitsch sehr häufig aus gewissen Ursachen das Gleichgewicht verliere.

„Diese Hallunken! Diese Räuberbande!“ ruft er inbrünstig in die dunkle Nacht hinaus, und ein dumpfes Echo widerhallt von den hohen Bergen, die von beiden Seiten die Stadt einschließen. „O, ich möchte blos wissen,“ frägt er, „wer dieses Teufelspflaster erfunden und extra

*) Der deutsche Hinz.

diese Pfützen hier alle angebracht hat? Nein, so was müßte direct an den Zaren in Petersburg kommen, damit er gründlich erfahre, was für eine verfluchte Ordnung hier ist und sämmtliche Spitzbuben von Balldirowo zum Teufel nach Sibirien verbanne!"

Endlich rafft er sich auf und setzt, fortwährend schimpfend, seinen Weg fort, indem er sich behutsam an der Wand hält.

Nicht weit von seiner Wohnung, am sogenannten Schweinegraben, bleibt er an einem einstöckigen Eckhäuschen, dessen schwach erleuchtete Fenster mit rothen Vorhängen versehen sind und vor denen, zwei Schritt ab, eine Barriere angebracht ist, stehen und begiebt sich mit beiden Händen in seine Hosentaschen. Nachdem er in diesem und jenem verborgenen Kleiderloch eine Weile herumgesucht, wendet er sich stracks um und nähert sich der Thür. Hier bleibt er aber wieder stehen und streckt den Kopf durch das Loch der zerbrochenen Thürscheibe, um zu sehen, wer da drin ist. „Aha!" sagt er, indem er sich schnell zurückzieht, „auch die hier, die verdammten Spitzbuben! Nein, da gehst du nicht hinein, dein Geld vertrinkst du allein!" und geht ab.

* * *

Drin im Zimmer, dessen Inneres durch ein einziges, primitives Petroleumlämpchen, ohne Glocke und ohne Cylinder, beleuchtet ist, befinden sich vier Personen. Der eine, welcher rechts am Schanktisch sitzt und schlummert, ist der Wirth Karagaitsch, ein breitschulteriger Kerl in Hemdärmeln mit einem glatten, blassen und wampigen Gesicht, einer dicken Stumpfnase und mit großen, zum Kopfe heraussstehenden Glotzaugen. Alle fünf Minuten erwacht er, sperrt wild die Augen auf und nickt wieder ein. Hinter seinem Rücken auf dem Regal stehen in Reihe und Glied allerlei Schnäpse in den verschiedensten Farben; am Mittelbrett des Regals, über seinem Kopfe, hängt eingerahmt, gleichsam als Zierde und Talisman des Hauses, das kaiserliche Patent für den freien Verkauf von Spirituosen und oben, auf dem ersten Brett, liegt rechts ein Kummet und links steht ein Korb mit Eiern. Nebenan sieht man eine finstere Thüröffnung, aus deren Mitte ein großer nackter Fuß hervorragt; er gehört der Frau Karagaitsch, die im Nebenzimmer schläft.

Die beiden, welche im Winkel am kleinen Tisch sitzen, sind Polizeibeamte. Der eine mit dem großen Schnurrbart ist der Okolodotschnij*) Tarrabanoff, der andere, mit dem starken Hinterkopf, dem kleinen Gesichtchen, dem spitzen Kinn und kurzen Ziegenbärtchen ist sein Freund und Gevatter, der Gorodowoj**) Sipunoff, eine durch ihre vielfachen Aemter als Schutzmann, Hausknecht, Straßenfeger, Feuerwehrmann, Ofensetzer und Laternenanzünder in B . . . weit und breit bekannte Persönlichkeit.

---

*) Polizeiwachtmeister.

**) Schutzmann.

Der vierte, welcher unter dem langen großen Tische liegt und schnarcht, ist ein betrunkener Bauer Namens Dallaban, welcher vor drei Tagen sein Getreide zu Markte gebracht und des schlechten Preises wegen bis jetzt mit den Bäckern noch nicht handelsein sgeworden ist. „Mir sollen die B . . . ower keine Preise vormachen," hat er zu Hause seinen Nachbarn gesagt, „und mein Getreide verkaufe ich nach dem Satze, den ich haben will!" Auf diesen, von ihm selbst dictirten Preis hat er sich vorgenommen bei seinem Freunde Karagaitsch so lange zu warten, bis die Bäcker von selbst zu ihm kommen.

Auf besagtem langen Tische befindet sich allerlei Geschirr; in der Mitte desselben steht ein blecherner Krug, auf dessen Rande ein junger Hahn sitzt und schlummert. Er träumt von dem süßen Weizen seines unter ihm schlafenden Nachbars Dallaban, an dem er mit der übrigen Hühnerfamilie schon seit drei Tagen sich reichlich delectirt. Er war der Erste, der an einem Sack im Winkel das verborgene Loch entdeckt hat. „Solch schöne Zeiten kommen nie wieder . . . Selbst der Onkel Bulbul, der älteste Hahn in der ganzen Hühnerverwandtschaft, kann sich solcher Tage nicht erinnern . . . O könnte doch immer das Leben so angenehm dahinfließen! Aber wie lange wird es dauern und der köstliche Weizen ist ebenso schnell alle geworden, wie neulich der Hafer, den ich doch gleichfalls entdeckt hatte."

Auf derselben Seite befindet sich eine alte Wanduhr mit einem übergroßen Zifferblatt, auf dessen Spitze, als Kopfputz, eine alte Soldatenmütze aufgesetzt ist. Unten an den Ketten hängen anstatt einfacher Gewichte allerlei schwere Gegenstände und Hausinstrumente wie: Hufeisen, zerbrochene Beile, Thürbänder, eiserne Topfhenkel, Feuerhaken, Ziegelsteine u. a. D. Ab und zu kommt vom Hofe aus eine schwarze Kuh und steckt in das offene Zugloch des einen Fensters ihren Kopf hinein, gleichsam als wollte sie nachsehen, wieviel die Uhr ist.

Indessen unterhalten sich noch immer die beiden Freunde in der Ecke am kleinen Tischchen und leeren ein Gläschen nach dem andern. Sipunoff, der heute den Gastgeber spielt, hat bereits das dritte Quart*) Schnaps kommen lassen. Tarrabanoff wollte schon längst zu Hause sein, aber er läßt ihn nicht fort; ist es doch nicht so leicht, sich von seinem besten Freunde zu trennen.

Und Freunde waren sie wirklich, obwohl es, in Anbetracht ihrer ganz verschiedenen Charaktere, ziemlich schwer zu sagen gewesen wäre, was sie eigentlich aneinander fesselte. Denn war Tarrabanoff eine mehr nach außen gekehrte und vorwärts strebende Natur mit all den Schwächen und Tugenden einer solchen, so war nun Sipunoff gerade das Gegentheil von ihm. So z. B. liebte Ersterer viel zu erzählen und seine Rede stets in belehrendem Tone, mit Sentenzen, Reflexionen und Metaphern zu führen, wie: „Ja, Freund, was verdorben hat die Katze, macht nicht wieder gut die Katze," oder: „Sieh' mal dieses, verstehst Du, Väterchen, muß ich Dir sagen, ist

*) Ungefähr ein halber Liter.

ebenso z. B. . . ." oder: „Ja, ja, Du mußt wissen, daß heutzutage — nun, wie soll ich's Dir erklären —" u. s. ä., wobei er jedesmal, nachdrücklich mit dem Zeigefinger hindeutend, den Kopf ein wenig nach rechts neigte, sein rasirtes bläuliches Kinn hervorstreckte und bedeutungsvoll die Augen aufsperrte. Daß er aber auch bei solchen Gelegenheiten mitunter gehörig aufschnitt und ziemlich derb prahlte und von dem alten Rechte der licentia poëtica einen etwas zu starken Gebrauch machte, so war es ihm insofern zu verzeihen, als er, wie viele Andere seines Schlages, damit nur seine Erzählungen besser zu gestalten und interessanter zu machen glaubte; und auf geschicktes Erzählen mit Hülfe derartiger rhetorischer Mittel legte er immer großes Gewicht.

Dagegen war die Hauptpassion seines Freundes nicht so sehr auf das Erzählen — obgleich es ihm an Stoff dazu ebensowenig gefehlt hätte wie seinem Gevatter Tarrabanoff, da er gleichfalls Kaiser Nikolaus fünfundzwanzig Jahre hintereinander gedient — als vielmehr auf das Materielle und Praktische, namentlich aber auf das Essen und Trinken gerichtet. Und hierin hatte er allerdings wenig Aehnlichkeit mit seinem berühmten griechischen Namensbruder, dem Philosophen Plato, denn mit seinem Vor- und Vaternamen hieß er, nebenbei bemerkt, Platon Fedulitsch.

Ferner war Jener ehrgeizig und hörte es sehr gern, wenn man ihn anständig titulirte, lobte und ihm schmeichelte, und zeigte ihm Mancher hie und da seine Aufmerksamkeit in Form von einigen Kupfermünzen oder einem Gläschen Schnaps oder gar einem kleinen süßen Hünhchen, einigen Kohlköpfchen, ein paar Heringchen . . . doch ohne zugleich gegen ihn den nöthigen Grad der ihm gebührenden Achtung zu bewahren, so nahm er zwar immerhin die Gaben an (indem er sie langsam und sorgfältig in sein rothes Taschentuch einschlug und sie in seine große, labyrinthartige Hintertasche verschwinden ließ); allein er erklärte auch dabei, daß es durchaus nicht in der Ordnung wäre, mit ihm so mir nichts, dir nichts in respectloser Weise umzugehen. „Denn," pflegte er gewöhnlich noch dann hinzuzufügen, „Du mußt wissen, Väterchen*), daß unsereins fünf—und—zwan—zig Jahre dem Zaren, Kaiser Nikolaus Pawlowitsch gedient und ihn selbst persönlich, so wie ich jetzt vor Dir stehe, ja ihn selbst persönlich drei—mal gesehen hat . . . Wir, Väterchen, waren schon, sozusagen, auf und unter dem Berge, diesseits und jenseits des Meeres, standen auch bei Sebastopol und fochten mit allen Völkern der Erde. Haben auch den Türken und Franzosen und Engländer und Chinesen und Kalmüken und Tataren und auch solche, die blos ein Auge und ein Bein haben, welche weit, weit hinter dem Schwarzen Meere wohnen, und die nicht, wie wir mit menschlicher Stimme sprechen, sondern piepsen wie die Sperlinge, ja ja Väterchen, das haben wir alles gesehen!"

*) Ein im Russischen vielgebrauchtes Kosewort, besagt im vertrauten Gespräch ungefähr dasselbe, was im Deutschen: lieber Freund.

Sipunoff dagegen war es einerlei, wie man ihn anredete und was man über ihn sprach, wenn man sich nur gegen ihn in materieller Hinsicht gewissermaßen zuvorkommend benahm. Auch war er in seinen Ansprüchen sehr bescheiden, obgleich er Tag und Nacht bemüht war, wie die emsige Biene für den häuslichen Wohlstand zu sorgen und Alles, was ihm in gastronomischer und ökonomischer Hinsicht nützlich und verwendbar zu sein schien, zusammenzuklauben und wie eine Maus in ihr Loch nach Hause zu schleppen. Denn galt es, irgend so was zu erhaschen, so war er zu allen Zeiten bereit, selbst nach dem äußersten Ende der Stadt sich zu begeben, dort Stunden lang zuzubringen und wo es nöthig war, wie z. B. zur Erntezeit auf den Feldern und in den Gärten, mit ehrlichem Fleiße den guten Leuten behülflich zu sein, in der Hoffnung, vielleicht ein bischen Gartengemüse oder einen Schoß voll steinharter, verholzter Aepfel oder Birnen, verschüttetes Getreide oder Mehl zu ergattern. Und in dieser Hinsicht hatte er in der That einen außerordentlich scharfen Spürsinn. Hier z. B. platzt beim Transport ein Sack mit Roggen, da verunglückt Jemand mit einem Fäßchen Branntwein, hier führt ein Bauer einen Wagen mit Kirschen und beim Umbiegen an die Placatsäule bricht ihm eine Achse entzwei, wobei die Hälfte der Waare sich ringsum nach allen Seiten zerstreut; da gerathen plötzlich zwei Höckerfrauen in Zank und werfen dabei ihre Körbe mit Eiern um — und überall ist Sipunoff gegenwärtig, überall steht er da, bereit zu helfen und zusammenzuklauben und mit dem Lohn seiner Mühe in einem alten Scherbchen oder im Schoße seines weiten Soldatenmantels flink und freudig davon zu eilen. Darum konnte man ihn auch stets etwas nach Hause tragen sehen, und wäre es auch ein bischen Kleie oder Kartoffelschalen für seine Ziege und Hühner, oder eine Handvoll Federn, Heu oder auch sonst Gegenstände, für die er in seiner bunten archäologischen Wirthschaft irgend welche Verwendung zu finden glaubte, wie: alte Blechkannen, kahle Kleiderbürsten, ausgediente Cylinderhüte (seit einigen Decennien zählt B . . . beständig drei bis vier Stutzer, die sich stets nach der neuesten Pariser Mode kleiden), verlorene Rockärmel u. ä. d.; denn für ihn hatte Alles seinen Werth. Und wenn ihn manchmal seine Frau fragte: „Nanu, was schleppst Du da schon wieder für einen Plunder in's Haus?" dann pflegte er gewöhnlich darauf stereotyp zu antworten: „Scht! sei ruhig, Weib, in der Wirthschaft kann alles mal gebraucht werden!"

War er nun in materieller Hinsicht bescheiden, so war er es in noch weit größerem Maße in Betreff seiner Erzählungen. Denn erstens prahlte er nicht und zweitens waren seine knappen, hie und da zerstreuten biographischen Mittheilungen so einfacher Natur, daß auch von dieser Seite her der Unterschied zwischen ihm und seinem Freund sehr deutlich zu Tage trat. Die einzige Schwäche, die er hierin besaß, war die, daß er zu gern als scharfsichtiger Spion und genialer Spitzbubenfänger gelten mochte, und zwar aus dem Grunde, weil er nämlich fünfzehn Jahre seiner Militärzeit in

einer Garnison einer sibirischen Stadt gestanden, wo er viel mit Arrestanten zu thun gehabt und wo er laut seiner Versicherung die schönste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. An diese Periode, welche auch die Hauptquelle seiner Erzählungen bildete, erinnerte er sich stets mit großem Vergnügen. „J, wo?" pflegte er sich in solchen Fällen zu äußern, „nein, Väterchen, in Sibirien ja! Da, siehst Du, kann man sagen, wird ordentlich gelebt! Nun z. B. ich — was hat mir da gefehlt? Gar nichts hat mir gefehlt. Alle Tage hatte ich meine Portion Rindfleisch, meine Kascha*) mit Oel und — Brot und Tabak, sag' ich Dir, soviel ich wollte. Und dort, mußt Du wissen, ist der Tabak ganz anders wie hier, wo? ganz anders! Hier, wenn Du rauchst, ist es ebenso als wenn Du ein Stück alte Watte in Brand setzest, da hast Du weder Geschmack noch Geruch dabei. In Sibirien aber, verstehst Du, habe ich immer den echten, ganz echten Machorka**) geraucht. Ja, wenn Du da, sag' ich Dir, einen ordentlichen Zug thust, fühlst Du es sofort bis in die Leber. Und er ist auch sehr gesund. Warum? weil er echt ist. Manchmal, weißt Du, war ich im Stande, den ganzen Tag über keinen Happen zu essen, aber nicht einen einzigen Happen, sag' ich Dir, ich rauchte nur immer meinen Machorka sachte weg und war trotzdem so kräftig dabei wie ein Bär. Warum? weil es echter Machorka war. Und wenn es echter ist, da brauchst Du auch wirklich gar nicht so viel zu essen, denn er stärkt und erheitert ebenso wie Spiritus. Sieh', z. B. hier, denkst Du vielleicht, es ist Tabak, was Du rauchst? Weiß der Teufel! was es ist, aber Tabak, sag' ich Dir, ist es nicht, nein, das ist kein echter Tabak! sonst würde er nicht so verflucht auf der Zungenspitze brennen. Das hast Du auch bei Watte und bei Birkenruthen, die brennen ebenso! Ja, ja!" sprach er erinnerungsvoll seufzend, „meine Kräfte habe ich hier nicht gesammelt, mein Väterchen; und das Bischen, was ich habe, stammt noch von da her, ja von da her stammt es noch. Denn das ist noch ein Land, wo unsereins wenigstens sagen kann: hier lebst Du mal odentlich, wie es sich gehört. Nein, umsonst sagen immer Viele: In Sibirien — uh! da ist es kalt und schlecht! Dumme Leute, Väterchen, sind es, die es sagen. Wer aber einmal da gewesen ist, ja, der weiß es, aber sehr genau weiß er es, sag' ich Dir! Denn sieh, kalt ist es überall, und wenn Du einen echt sibirischen Schnaps, verstehst Du, von der ersten Sorte trinkst, so wie ich's immer that, und eine gute warme Pelzmütze aufsetz'st — o! dann sollst Du mal sehen, wie warm es Dir wird. Die Hauptsache ist der Kopf und die Ohren, verstehst Du, und wenn diese warm sind, dann kannst Du dreist nach Kamtschatka fahren . . ."

Diese physiologische Thatsache bewies er auch in praxi, so oft er im

*) Dicker Brei, russisches Nationalgericht.

**) Ein kleinblättriger, grünlich-grauer und äußerst starker Bauerntabak, der mit Vorliebe von Soldaten geraucht wird.

Winter seinen Nachtwächterposten*) einnahm. Denn er pflegte nämlich dann — und mochte die Kälte noch so streng sein — in seiner Kleidung keine andere Veränderung vorzunehmen, als daß er nur seine tiefe, mit Werg gefütterte, sackartige Wintermütze recht fest über die Ohren zog. So gerüstet, war er im Stande, eine ganze lange Winternacht unbeweglich wie ein Laternenpfahl an einer Ecke zu stehen und mit einem Auge ruhig zuzusehen, wie das dichte Schneegestöber allmählich die Straßen, Häuser, Bäume und auch ihn mit einem weißen Mantel bedeckte. Je stärker die Fröste wurden, desto tiefer zog er seine Mütze über die Ohren, so daß Viele diese Erscheinung als ein sicheres Thermometer benutzten, indem sie, des Morgens am Fenster stehend, sich sagten: „Aha, heute scheint es aber sehr kalt zu sein, denn Platon Fedulitsch hat seine Mütze bis über die Nase gezogen," was jedes Mal, nach Reaumur gemessen, ungefähr — 20° bedentete.

Zu den vielen anderen kleinen Passionen, die er aus Sibirien mitgebracht, gehörte auch das Rauchen von Cigarretten, welche er sich selbst aus Zeitungspapier, alten Polizeiacten und sonstiger Maculatur, die er hie und da sich eroberte oder auf der Straße auflas, anzufertigen pflegte. Dieses sein eigenes Fabrikat rauchte er aber auch mit solchem Appetit — indem er gierig den ganzen Rauch in die Lungen einsog und ihn langsam durch die Zähne herausließ — daß es aussah, als schöpfe er frische Lebensluft aus seiner ziemlich stark duftenden Qualmdüte. Kein Tabak auf der Welt war ihm stark genug. Nur einmal — dessen erinnerte er sich sehr oft — hatte ihm der Polizeisecretär Sachrapkin ein Bündel Machorka geschenkt, welches seiner Meinung nach ein echt sibirisches Kraut gewesen zu sein schien, sonst aber hätte er, seitdem er das glückliche Sibirien verlassen, noch keinen echten Machorka geraucht.

Aus dieser schönen Zeit stammte auch seine Gewohnheit her: während des Gesprächs stets ein Auge geschlossen zu halten, um seinem Gesichte, da er sich, wie gesagt, für einen sehr scharfsichtigen Polizisten hielt, ein recht verschmitztes Aussehen zu geben, zumal noch wenn er gerade interessante Diebesgeschichten erzählte.

So pflegte er manchmal im vertrauten Kreise, wie in der Schmiede, in Gegenwart der Gesellen und der breitschultrigen und rothnasigen Pferdehändler solche Anekdoten zum Besten zu geben.

„Eines Tages — es war gerade am Charfreitag — ging ich so auf der Straße, warte mal, wo war es doch gleich? Ach ja, es war hinter den Sandbergen, und sehe von Weitem, wie Jemand langsam quer über das Feld angeritten kommt. Halt, denke ich, mit dem Kerl ist es nicht richtig: er schlottert mir zu sehr mit den Beinen . . . Paß auf, sagte ich

*) Bekanntlich versehen in Rußland diesen Posten die Dworniks: ein Mittelding zwischen Hausknecht und Vicewirth.

mir, die Sache ist nicht glatt ... Ich, eins, zwei, drei, nach Hause, ziehe mich ganz schnell um, wickle mir das Tuch von meiner Frau um den Kopf und eile schnell zurück wie ein Hase zu den Sandbergen. Nun, dachte ich mir, mußt du aber deine Sache schlau anfangen, denn das scheint ein ganz geriebener Fuchs zu sein. Nicht weit davon nahm ich eine gebückte Haltung an und humpelte ganz sachte wie ein altes Weib. Als ich aber so langsam um die Ecke biege und mich ganz vorsichtig umsehe, futsch! da war der Kerl verschwunden. Und sieh, ich hatte mich doch wirklich nicht geirrt; denn einige Zeit darauf erfuhr ich, daß im Dorfe Sapnaew an diesem Tage gerade zwei Pferde gestohlen worden sind."

Solcher Geschichten, die den Zweck hatten, seine außerordentliche Geschicklichkeit im Erkennen und Auffangen von Dieben darzuthun, besaß er eine ganze Menge. Die Zeichen und Momente, woran er jedesmal sich die Spitzbuben merkte, waren immer ganz besonderer Art. Entweder erkannte er sie an ihrem Gang und ihrer Haltung oder, wie bei der Geschichte mit der gestohlenen Gans, an der Art und Weise, wie sie getragen wurde, nämlich nicht wie gewöhnlich mit dem Kopf nach oben, sondern umgekehrt. Bald fielen ihm die carrirten Beinkleider auf, bald die Verschiedenheit der Knöpfe am Rock und ähnliche Dinge.

„Halt! denke ich mir," pflegte er mit sichtlichem Behagen die Einzelheiten solcher Geschichten auszumalen. „Warum geht denn der Kerl so hart an der Wand? Aha! Das scheint noch ein Anfänger zu sein. Ich marsch auf ihn zu und sage: Du! Dich Väterchen kenne ich. ‚Wieso denn?' frägt er und wird über und über roth. Siehst Du, dachte ich mir, der Hecht ist gefangen! Nun mußt du ihn aber ordentlich am Schwanz fassen, daß er dir nicht so leicht aus dem Netze entschlüpft. Darauf sag' ich, ihm recht scharf in die Augen blickend: ‚Willst Du nicht, Väterchen, mit mir zusammen ein Schnäpschen trinken? Hab' keine Furcht, Freund, ich werde Dir nichts thun. ‚Ein Schnäpschen?' erwidert er, ‚wie meinst Du das?' ‚Ja, ich habe jetzt gerade Lust dazu,' antworte ich, ‚und möchte Dich bitten, daß Du mit mir gleich mitkommst.' ‚Was fällt Dir denn ein?' ruft er und rennt schnell fort. Ich rasch hinterher! Allein zum Unglück trug ich gerade einen Schoß voll Kartoffeln und so dachte ich mir: Nein, nun laß ihn laufen, denn einholen kannst du den Kerl doch nicht mehr; da verlierst du womöglich noch alle deine Kartoffeln. Aber gemerkt hab' ich ihn mir doch, verstehst Du!"

Ganz anders dagegen lauteten die Militärerinnerungen und sonstigen Erzählungen Tarrabanoffs. Obwohl er einige Jahre älter war als sein Freund, hatte doch seine Unterhaltung viel mehr Schwung und war der Ton derselben überhaupt weit vornehmer und anspruchsvoller.

„Ja, Du lieber Freund ..." So pflegte er gewöhnlich Leuten seines Gleichen, wie dem Feldwebel Bolltmoff, dem Winkelconsulenten Tuluptin

und anderen vornehmen Kameraden gegenüber bei einem Gläschen Thee oder Schnaps seine Geschichten anzufangen. „Wie soll ich Dir sagen . . . viel haben wir erfahren und erlebt, ja, das stimmt! Aber dumm waren wir von vornherein nicht, kann ich Dir versichern! Nun z. B. wenn ich mich so erinnere, wie ich noch jung war — o, was meinst Du wohl, was war ich da für ein Kerl? Aber was, andere Zeiten, andere Menschen, ja Väterchen! Du weißt, ich bin kein Freund der alten Zeit. Warum? Weil heutzutage Unsereinem das Leben viel leichter wird, und weil die Menschen jetzt überhaupt klüger und geschickter sind . . . Aber das muß ich sagen, einen solchen Mann, wie Seine Excellenz der General Lasar Kyrillowitsch Bagurin war, wird es nimmermehr geben! Nein, solchen giebt es in der ganzen Welt nicht mehr. ‚Du, Fedot,‘ pflegte er mir manchmal zu sagen, ‚sei nicht dumm, verstehst Du, dann sollst Du mal sehen, was für ein gescheiter Kerl Du noch mal wirst!‘ und gab mir einen Rubel, manchmal auch zwei. ‚Da, nimm hin!‘ sprach er, ‚und trink eins auf mein Wohl! Doch paß auf, daß Du mir ja nicht betrunken nach Hause kommst. Denn trinken,‘ sagte er, ‚kann der Mensch soviel er will, aber nur nicht gar zu viel!‘ Und groß und stark war er, ja! da ist Unsereins geradezu ein Kind dagegen. Eine gebratene Gans, das war für ihn nur so zum Frühstück, und zu Mittag, da mußten schon zwei solcher Vögel und ein gefülltes Ferkel noch dazu auf den Tisch kommen. Ja, Du lieber Freund, solchen Mann giebt es nicht mehr, nein! Dafür aber, wenn er mal ärgerlich wurde — uh! Dann konntest Du ganz dreist schon im Voraus Deinen Backen- und Rippenknochen Ade sagen, denn da war es nicht mehr zu hoffen, daß Du sie in ihrer früheren Gestalt noch mal wiedersiehst. Ja, ja, lieber Freund, das war auch ein General, wie es sich gehört. Und eine Stimme hatte er wie ein Löwe! Wenn er mal bei schlechter Laune durch die Zimmer ging, bekamen Alle das Fieber vor lauter Angst und Furcht. Siehst Du, und doch war ich acht Jahre als Denschtschick*) bei ihm, ja, und habe viel, Väterchen, sehr viel gesehen und erfahren. Grafen und Fürsten waren alle Tage bei uns . . . Nein! Aber das werde ich in meinem gan—zen Le—ben nicht vergessen! O, wenn ich noch jetzt daran denke!

„Das war so im Herbst, da fuhren eines Tages Alle zur Jagd. Nur ich blieb, außer der alten Köchin Matrena, allein zurück, um das junge Fräulein Sophie Lasarowna zu bedienen, da sie sich an diesem Morgen nicht recht wohl fühlte und es verzog, diesmal lieber zu Hause zu bleiben. Denn sonst pflegte sie auf der Jagd gewöhnlich die Erste zu sein. War sie doch im Charakter ganz wie ihr Vater: groß, stark, feurig, gutmüthig und launisch. Vor ihr hatten Alle solchen Respect, wie vor Sr.

*) Offizierbursche.

Excellenz dem General selbst. Sie war ja eben die einzige Tochter. Und reiten konnte sie, sag' ich Dir, wie ein junger donischer Kosak. Der feurigste Hengst war ihr nicht flink genug, und mochte sich das Pferd noch so bäumen, sobald sie aber mit ihren kleinen eisernen Fäustchen die Zügel ergriff, wurde das wildeste Roß unter ihr gefügig. Die sanfte, weichmuthige Frau Generalin lebte stets in Angst um ihre geliebte Tochter. ‚Ach Lasar Kyrillowitsch,' pflegte sie flehentlich sich sehr oft an Sr. Excellenz zu wenden, ‚ich bitte Dich, thu mir den einzigen Gefallen und laß unsere Sophie nicht solche wilde Pferde reiten! Ich sage Dir, ich sterbe noch vor Angst! Mir preßt es jedes Mal das Herz zusammen, wenn ich sehe, wie das Mädchen so wild dahinbraust wie ein Sturmwind über Berg und Thal und da möchte ich ihr am liebsten entgegenstürzen und sie mit Gewalt vom Pferde herunterziehen.'

„Der General aber lachte nur dazu und sagte: ‚Ja, liebes Mütterchen, tapfer muß unsere Sophie sein, denn dafür ist sie auch meine Tochter! Doch beruhige Dich, ich werde schon dafür sorgen, daß sie künftig nur ganz zahme Pferde zum Reiten bekommt.' Allein Sophie Lasarowna ließ sich ihren feurigen Rappen nicht nehmen und jagte nach wie vor über Hecken und Dornen im wildesten Galopp.

„An diesem Tage also waren wir, wie gesagt, ganz allein — denn die Alte blieb in der Küche — und ich hatte das Vergnügen, zum ersten Mal in ihre prachtvollen Gemächer einzutreten . . .

„Die schönsten Gerüche strömten mir entgegen; Gold und Silber, Sammet und Seide schimmerten an allen Ecken und Kanten, kostbare Teppiche bedeckten den Boden und große lange Spiegel die Wände. Nein, Väterchen! Ich sage Dir, so was habe ich in meinem gan—zen Le—ben nicht gesehen, mit einem Wort, ein Paradies! Sie lag ausgestreckt auf dem Sopha in einem leichten rothen Kleidchen und bis zur Hälfte mit einem wollenen Tuche bedeckt. Ihr langes blondes Haar war aufgelöst und fiel herab in dichten Strähnen auf die entblößten zarten Schultern und Arme. Früher habe ich mir oftmals gedacht: nein, ein schöneres Weib giebt es wohl auf der ganzen Welt nicht, nicht mal am Hofe des Zaren; doch hatte ich sie noch nie so bezaubernd gesehen wie eben an diesem Tage gerade. Ihr feines durchsichtiges Näschen mit seinen zarten beweglichen Flügelchen, die schönen blauen Augen und die hervorgewölbten süßen Lippchen, die kleinen runden Zuckerhändchen und die jungfräuliche üppige Fülle des Oberkörpers, alles war so bezaubernd schön, daß ich wie betrunken dastand und vor Verwirrung nicht wußte, wo ich meine Augen hinthun sollte. Ich brachte ihr das Essen, stellte Alles zurecht, wie sie's wünschte, und ging wieder auf meinen Platz in das angrenzende Nebenzimmer. Als ich da eine Weile gesessen, rief sie mich wieder zu sich und sagte, indem sie mich freundlich mit ihren großen Augen ansah: ‚Fedot, bleib'

doch hier, warum rennst Du denn immer fort? Komm, setz Dich hierher, mir zu Füßen, und erzähle mir was aus Deiner Vergangenheit. Vorerst kannst Du Dir aber ein Glas Wein einschenken und auf mein Wohl trinken.' Was soll ich ihr erzählen? dachte ich bei mir. Ich überlegte hin und her, suchte mich dieses und jenes zu erinnern und schließlich wurde ich so confus, daß ich augenblicklich nicht wußte, was ich ihr antworten sollte. Wie ein Traum erschien mir das Alles. Da sie meine Verlegenheit merkte, sah sie mich an und lächelte, indem sie sagte: ‚Nun trink erst, Fedot, und sei nicht so furchtsam!' Ich nahm das Glas und trank und blieb wieder stehen wie eine Bildsäule. ‚Setz Dich doch hin, Fedot,' sagt sie, ‚warum stehst Du?' Ich ließ mich in einiger Entfernung von ihr auf einen Stuhl nieder und schwieg. ‚Nein, nein,' rief sie, ‚setz Dich hierher, mir zu Füßen.' Ich stand auf und ohne sie anzusehen, setzte ich mich auf den äußersten Rand des Divans. Da fing sie an zu kichern und mit ihren kleinen Füßchen hin und her zu trampeln, wodurch ich noch viel verwirrter wurde, da mir der Gedanke aufstieg, sie mache sich nur lustig über mich. Um mich davon durch einen Seitenblick zu überzeugen, wandte ich den Kopf ein wenig nach rechts und sah verstohlen nach ihrem Gesichte hin . . . Aber da begegneten sich unsere Blicke und ich fühlte, wie mir plötzlich das Blut zu Kopfe stieg und wie ich über und über roth wurde. Das sah ich im Spiegel, welcher nicht weit ab von mir, auf der linken Seite hing. Sie lächelte freundlich und ich in meiner großen Verlegenheit lachte unwillkürlich mit. ‚Fedot,' sagte sie dann nach einer Weile, ‚hole mir meine Guitarre und setz' Dich wieder hierher.' Ich stand auf, brachte ihr das Instrument und nahm nun meinen Platz wieder zu ihren Füßen ein; nur setzte ich mich diesmal schon etwas bequemer hin. Da begann sie, anfangs langsam und sanft, nachher aber immer schneller und stärker, ein wundervolles Lied zu singen und ihre klangvolle Stimme ergoß sich so lieblich wie die heiteren Triller einer Nachtigall, die Du wohl im Frühjahr schon oft im Walde gehört haben wirst, ja! ganz ebenso wie eine Nachtigall sang sie. Nein! was soll ich Dir sagen . . . es war ein so wundervolles Lied, daß ich Tage und Wochen lang, däucht mir, im Stande gewesen wäre, ohne zu essen und zu trinken, ruhig auf derselben Stelle zu sitzen und ihrem entzückenden Gesange zu lauschen. Nachdem sie so eine Zeit lang gesungen, wandte sie sich zu mir und sagte, Fedot, hörst Du gern solche Lieder? Liebst Du die Musik?' ‚Ja, sehr gern, Sophie Lasarowna,' erwiderte ich, ohne sie dabei anzusehen. ‚Tag und Nacht könnte ich so sitzen und Ihrem schönen Gesange lauschen.' Darauf frug sie mich, ob ich ihr auch etwas vorsingen könnte, da ihr das Stubenmädchen Mariana gesagt hätte, daß ich Abends sehr oft in meinem Zimmer singe. ‚Ja, aber sehr schlecht,' erwiderte ich. ‚Nun, das schadet nicht, sagte sie, ‚singe mal eins, ich möcht' es hören!' Da erhob ich mich und sang das kleinrussische Lied:

's wehen die Winde so stürmisch*),
So daß die Bäume sich biegen;
Wie thut mir das Herz so wehe —
's fließen die Thränen von selber.

Verliere die Tag' in Kummer
Und sehe noch immer kein End' —
Wenn ich ein bischen kann weinen,
Dann fühl' ich erleichtert mein Herz u. s. w.

„Anfangs konnte ich nicht einen Ton ordentlich hervorbringen, gerade als wäre mir die Kehle zugeschnürt; bald darauf aber fühlte ich mich etwas sicherer und zuletzt wurde meine Stimme so hell und stark, daß ich mich selber wunderte, wie ich da blos so gut singen konnte. Als ich zu Ende war, setzte ich mich wieder hin und schwieg. Sie sprach ebenfalls kein Wort; nur sah sie mich mit ihren großen Augen fortwährend an und schien ein wenig nachzudenken. Plötzlich aber wurde sie heiter, fing wieder an zu lachen und mit den Füßchen zu trampeln und rief: ‚Fedot, hole mir meine neuen Stiefelchen her, ich will ein Bischen herumlaufen.‘ Ich ging hin und holte sie. ‚Komm, stell Dich hierher auf die Kniee,‘ sagte sie, ‚und hilf mir sie anziehen!‘ Ich that, wie sie es verlangte. Während ich ihre kleinen warmen Füßchen in meinen Händen hielt und ihr die Stiefelchen zuknöpfte, fuhr sie mir mit ihren zarten Fingerchen in die Haare und zerzauste mir meine schöne, sorgfältig geglättete Frisur. ‚Sieh, sieh, wie Du aussiehst!“ rief sie und lachte aus vollem Halse. Darauf ergriff sie mit beiden Händchen meinen Kopf, drückte ihn an sich und flüsterte mir in's Ohr: ‚Mein lieber, lieber Fedot! ach, ich hab Dich so lieb, daß ich Dich immer bei mir behalten möchte . . Aber Du mußt es, um Gotteswillen, Niemandem sagen! Hörst Du?‘ . . Doch auf einmal wird sie still, es erbleichen ihre Wangen und mit zitternder Stimme flüsterte sie hastig: Du! Ich glaube, Jemand ist in den Saal hineingegangen! . . . Ach, es ist Papa! . . .ich höre seine Schritte! . . . Nein! er darf Dich hier so nicht sehen! . . . Rasch! spring aus dem Fenster! . . . oder wart'! verkriech Dich hier unter das Sopha! schnell, schnell, Fedot! schnell!‘ . . . Im ersten Augenblick war ich so erschrocken, daß ich kaum ihre Worte verstand; als ich nun aber selber die Schritte vernahm, da begriff ich erst, was sie damit meinte, und verkroch mich schnell unter das Sopha . . . O! noch jetzt schaudert es mich, wenn ich daran denke, wie ich da unten gelegen habe. Während der General vor ihr auf einem Stuhle saß und sie zärtlich streichelte, indem er ihr haarklein den ganzen Verlauf der Jagd erzählte, stieß er mich einige Male mit dem Fuße an. Und dachte ich jedes Mal: nun bist Du aber jetzt verloren! und meine höllische Angst wuchs immer mehr und mehr. Dabei schlug mein Herz so stark, daß

*) Eine in Rußland sehr beliebte und überall bekannte Volksromanze.

ich mich wundere, warum er es nicht gehört hat; nur schien es mir in meiner tödtlichen Angst, in der ich die ganze Zeit da mit dem Bauch zur Erde liegen mußte, eine halbe Ewigkeit zu sein . . . So lag ich, bis es zu dämmern anfing, denn da erst verließ der General das Zimmer, worauf ich sofort durch das Fenster in den Garten sprang . . . Ja, ja, Väterchen," so schloß gewöhnlich Tarrabanoff seine Erzählung, „das war eine Zeit, die werde ich in meinem gan—zen Le—ben nicht vergessen!"

Daß Tarrabanoff wirklich ein großer Freund von Musik war, konnte man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß er alle ausübenden Künstler der öffentlichen Stadtmusik, wie Harmonika-Spieler, Orgeldreher und ähnliche Virtuosen am Parnaß von B . . . durch sein wohlwollendes Verhalten gegen sie gewissermaßen protegirte. Denn so oft er an der gelben Apotheke, dem alten Kloster gegenüber, vorbeiging, wo Nachmittags gewöhnlich der lahme Mitka mit dem Leierkasten oder der barfüßige und betrunkene Guska mit seiner Ziehharmonika bei freiem Entree auf der Straße ihre Concerte veranstalteten, störte er sie nicht nur nicht, sondern er pflegte sogar stehen zu bleiben und lange zuzuhören, indem er mit dem Kopfe die entsprechenden Tactbewegungen machte. Manchmal, wenn es so schönes Wetter war, namentlich im Sommer bei friedlicher Nachmittagsstimmung und unter dem romantischen Eindruck eines malerischen Sonnenunterganges, forderte er sie auch direct auf, ihm dieses oder jenes vorzuspielen, während er selbst dazu pfiff und mit den Fingern schnalzte. Und Guska, der zu gleicher Zeit allein auf drei Instrumenten spielte und tanzte, nämlich indem er mit dem Munde sang, mit den Händen seine Harmonika bearbeitete und mit den nackten Fußknöcheln Tamtam schlug, munterte er durch öffentliche Lobeserhebungen auf, wie: „Vorwärts! vorwärts, Guska! immer feste! immer feste! so, so, so! gut, gut, gut!" u. s. w.

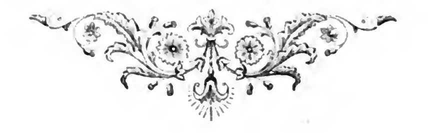
Dieser seiner Musikliebe allein ist auch der Umstand zuzuschreiben, warum er so gern Hochzeiten besuchte. Denn überall, wo solche stattfanden, war man schon gewöhnt, ihn als unvermeidlichen Stammgast ohne vorherige Einladung nolens volens zu empfangen. Während der Tanzzeit pflegte er gewöhnlich bei den Musikern zu sitzen und ruhig zuzusehen, wie sie spielten. Nur wenn manchmal ein paar kräftige Bursche von altem Schrot und Korn den Kosakentanz aufführten, stand er auf und schaute zu, indem er sie lobte und zu größerer Lebhaftigkeit anspornte. Feierte aber einer von seinen intimen Bekannten, den „guten Brüdern", ein solches Fest, wie z. B. einer von den jungen flotten Droschkenkutschern, oder von den charmanten, pfiffigen Hoteldienern und ähnliche wackere Kameraden, dann pflegte er sogar selber den Kosakentanz aufzuführen, welchen er gewöhnlich, die Zipfel seines langen Polizeimantels mit beiden Händen fassend, durch folgende Worte einleitete: „Vorwärts, vorwärts! Hebe die Knochen auf die alten, alten Tage!" Und es ging los zum

großen Gaudium und zur Bewunderung der ganzen Hochzeitsgesellschaft. Dafür pflegte er unter solchen Umständen bei der Tafel einen von den Ehrenplätzen, an der Seite des jungen Paares, einzunehmen, und jedesmal nicht eher vom Tische aufzustehen, bis er drei Mal auf das Wohl der Braut getrunken hatte.

Auch Sipnoff pflegte solche Festlichkeiten, so en passant, namentlich wenn er gerade Wache stand, sehr gern mitzumachen. Denn warum nicht? Giebt es doch stets bei solchen Gelegenheiten ein Schnäpschen, ein schmackhaftes Häppchen, ein bischen Tabak und manchmal auch sogar etwas, was man nach Hause mitnehmen kann, wie z. B.: einen zerbrochenen Teller, einen von der Katze verschleppten Fisch, ein angebrauntes Stück Braten und ähnliche gute Dinge. Nur pflegte er nicht in den Tanzsaal unter die Gäste, wie sein Freund, sondern ganz bescheiden in die Küche zu gehen und wo es angebracht war, sogar fleißig mitzuhelfen an den verschiedenen Vorbereitungen der Tafel.

Dieser große Unterschied zwischen ihnen beiden sowohl hinsichtlich ihrer Charaktere als auch ihrer gesellschaftlichen Stellungen war selbst schon in ihrer äußeren Erscheinung sehr auffallend. Tarrabanoff, eine hohe, schlanke Gestalt, trug stets den Kopf gerade, hatte einen graziösen, etwas tänzelnden Gang und verwendete viel Sorgfalt auf Kleidung und körperliche Haltung: Rock und Mantel hübsch zugeknöpft und gebürstet, die ritterlichen Stulpenstiefel gewichst, der schwarze lange Schnurrbart flott in zierliche Hörnchen gedreht, das Gesicht glatt und sauber rasirt, die Mütze etwas nach rechts geneigt, kurz, Alles mußte in der gehörigen Ordnung sein.

(Schluß folgt.)





Wilhelm Jordans Roman „Zwei Wiegen".*)

Von

Hugo Göring.

— Berka a. d. Werra. —

Wilhelm Jordan beweist, daß er ein tüchtiges Stück der Kraft in sich hat, die er den hünischen Helden seiner Muse andichtet. Mit seinen 69 Jahren besitzt er eine geistige Energie, die uns überrascht und uns noch manche tüchtig Leistung verspricht.

Gleich dem ersten Romane „Die Sebalds" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2. Auflage 1886), der ein treues Bild von dem Kampfe des alten Glaubens mit der wissenschaftlichen Weltauffassung gab, greifen die „Zwei Wiegen" in die brennenden Fragen unserer Zeit ein und bringen die Ergebnisse der Naturforschung mit ihren Forderungen an das sittliche Leben in einem dramatisch bewegten Gemälde zur Anschauung.

An zwei Wiegen knüpfen sich in zwei verschieden gearteten Familien entgegengesetzt folgenreiche Schicksale. Die Cedernwiege der Schöneborns verdankt einem unheilvollem Wahne ihre Existenz. Statt „ungebrochner Manneskraft", wie die zweideutige Prophezeihung in dem Worte „infracta virtus" versprochen hatte, war „angeknickte Mannheit" aus der Wiege der Schöneborns hervorgegangen. Die Nachkommen Jürgen Schöneborns sind mit seinem Erbübel, einem verkrümmten Rückgrat, behaftet. Sein Enkel Andreas trägt mit übermenschlicher Selbstverleugnung den Fluch seiner Abstammung und verzichtet auf die Liebe eines edlen Weibes, um sich nicht einst verflucht zu hören von einem schwächlichen Sohne. In schauerlicher Erinnerung war es ihm aus seinen Knabenjahren geblieben, wie seine Mutter in heiligem Zorne gegen den unheilvollen Trugsinn der alten Prophezeihung die wahnumwobene Wiege in Stücke geschlagen und mit trotziger Kraft die Trümmer in helllodernden Feuer vernichtet hatte, nachdem die entsetzlich verkrüppelte Tochter Jobäa geboren worden war. Jobäa blieb körperlich verkümmert, wurde aber durch ihr seelenvolles Wesen der gute Genius ihrer Umgebung und entfaltete ein reiches Geistesleben. Der Schilderung ihres Leidensdaseins und der verklärenden Kraft ihres Lebens widmet der Dichter soviel Raum, wie der Hauptfigur unter den Nebenpersonen gebührt.

---

*) 2 Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1888.

Ganz anders geartet ist das Schicksal, welches sich an die Eichenwiege der Lelands knüpft. Bis in die graue Urzeit im heiligen Haine des Walvaters Odin läßt der Dichter in sinnreichem Hinblick auf das heilige Erbe unserer germanischen Väter die Legende von der Lelandswiege zurückgehen. Von Oervil und der schönen Siglinde bis zum jüngsten Sprossen ist es das Schicksal der Lelands, sich unter Gefahr und Abenteuer ihre Frauen zu erobern oder sich von diesen erobern zu lassen. In früheren Jahrhunderten unbewußt, später zielbewußt, streben die Lelands danach, körperliche Kraft und Schönheit fortzupflanzen. Ihr letzter Sprosse ist Loris Leland, der als Glanzpunkt der Dichtung und als Hauptträger ihrer Heilslehre unser Interesse am meisten fesselt. Voll übersprudelnder Kraft hatte er dem Vater den Namen des „tollen Leland“ abgenommen. Wie während seiner Gymnasialzeit, während der er zwar fleißig arbeitete, aber niemals das Vorgeschriebene, tobte er sich auch auf der Universität in frischem Jugendübermuth aus, ist aber dabei der fleißigste Student. Als Mediciner beschränkt er sich nicht auf seine Fachstudien, sondern eignet sich eine allgemeine Bildung an, indem er besonders Naturwissenschaft, obenan Astronomie, betreibt. Gegen die Philosophie gewinnt er Mißtrauen: sie entlarvt sich ihm als Mißbrauch der Sprache und als Surrogat einer Wissenschaft, welche die Gesammtheit der Wissenschaften zusammenfassen will. Neben seiner speciell medicinischen Aufgabe sieht er seinen Lebensberuf darin, jene allgemeine Wissenschaft als Lebenslehre auf die Familie, die Gesellschaftsordnung, den Staat, die Kirche, die Kunstanstalten, kurz auf alle menschlichen Einrichtungen anzuwenden, mögen sie den höchsten Geistesinteressen oder den niedersten, menschlichen Bedürfnissen dienen. So soll sich die Medicin aus Heilkunde zur Heilskunde fortentwickeln und zu der Kunst führen, das höchst erreichbare Wohlsein der Gesammtheit zu erzielen.

Nach glänzend bestandener Staatsprüfung hält sich Loris Leland auf den Wunsch seines Vaters ein halbes Jahr lang auf einem großen Landgute mit bewährter Acker- und Forstwirthschaft auf. Mitlebend und mitwirkend sollte er so die einfache Lebensweise der großen Mehrheit unseres Volkes und die Landwirthschaft, die Grundlage unseres Staates kennen lernen, ebenso sein Uebervertrauen auf Bücher- und Professorenweisheit abspülen und die tiefer liegenden Aufgaben der gesellschaftlichen Heilkunst studiren. Der umsichtige Vater hat seinem Sohn ein höheres Ziel gesteckt, als sich selbst. Loris soll reichliche Muße behalten, sich sinnend, studirend, arbeitend und schaffend der Förderung der Gesundheit seines Volkes als Großarzt zu widmen. Er soll überall und unablässig die Steigerung dieser Gesundheit im Auge behalten als die ihm eigenthümliche Aufgabe. Er soll zu allernächst als Herr in seinem Gebiet sich selbst und den Seinigen, ebenso seinen Untergebenen und Arbeitern je nach ihrer Empfänglichkeit und Befähigung ein menschenwürdiges, erfreuliches und veredeltes Dasein bereiten, wie es nur in seinen Kräften steht. In gleichem Sinne soll er rathend und führend mitwirken an den Einrichtungen seiner Gemeinde und seines Kreises. Er soll an der Gesetzgebung theilnehmen. Er soll als Mitglied des Land- und Reichstages überall als unermüdlicher Kämpfer in der vordersten Reihe streiten, wo es gilt, unserer Nation den Nachwuchs eines starken und schönen Geschlechts zu sichern, welches in hingebender Pflichterfüllung seine beste Lebenslust finde (II, 373).

Das höchste Ziel des Strebens zeigt aber der menschenkundige und weltgewandte Vater seinem Sohne in der Aufgabe, ein Adelsgeschlecht zu stiften, welches als geistesstarke Aristokratie durch den Vollbesitz höchster Bildung befähigt sei zur Führerschaft der Nation; denn das ist es, woran wir schmerzlich Mangel leiden (II, 374). „Doch will ich sogleich hinzufügen,“ schreibt der Vater an Loris, „daß dasselbe mir, dem Grundleger, die schuldige Pietät am erwünschtesten beweisen wird, wenn es sich begnügt, mit dem Stolze zu sein, was es ist, und seinen bürgerlichen Ursprung nicht verleugnet für ein briefliches Prädicat.“ Mit den leiblichen Eigenschaften dazu ist Loris geboren. Anfangs, in früheren Jahrhunderten unbewußt, in den letzten zwei Jahrhunderten bewußt, ist in der Familie der Instinct zur Fortentwickelung körperlicher Kraft und

Schönheit gepflegt worden und hat einen Glauben in der Familie der Lelands geschaffen, dessen Kern unantastbare Wahrheit ist, einen Glauben, zu dem sich Loris' Großmutter bekennt, wenn sie in ihrer mythischen Redeweise darauf schwört, daß sich Loris seine Naturausrüstung erschlafen habe, als achtes Glied von den Inliegern der Lelandswiege. So wird das Motto verständlich, welches Wilhelm Jordan dem 1. Bande seines Romans — „Ceder und Eiche" — voranstellt.

„Was Dich an Wenden Deiner Bahn
Getreuer Mütter, wack'rer Väter
Gedenken läßt, und sei's ein Span,
Das wird für Dich zum Wunderthäter."

Um endlich Loris zur Freiheit von Lohnarbeit und kleinlichen Sorgen, zur edlen Muße für die großen Sorgen und den rastlosen Fleiß eines Bahnbrechers der Heilkunde zu führen, übergiebt ihm der Vater seinen Reichthum als ländlichen Grundbesitz: „Denn das ist seine richtige Gestalt für den künftigen Patriarchen und Mitbewerber um die Führung der Nation." (II, 375.) Er hat das Gut Schöneborn als völlig schuldenfreien Besitz erworben, durch Zukauf ansehnlich vergrößert und einem Meister der Landwirthschaft zur Verwaltung anvertraut, dem er als Arzt das Leben gerettet. Ehe Loris seinen Besitz antritt, hat er sich als erfindungsreicher Arzt, als mitleidvoll thatkräftiger Helfer der Leidenden und als seelenbesiegender Retter der Wahnbethörten bewährt, aber auch eine Verirrung in sich durchkämpft, und durch kräftige Selbstüberwindung zu sonnenheller Klarheit sein Liebesleben geläutert. Ein als Zufall völlig begreiflicher Umstand will es, daß Loris Leland von dem Freiherrn von Ballin aufgenommen wird, bei dem er Landwirthschaft praktisch kennen lernen soll. Er ahnt nicht, daß Leonore von Ballin, die Tochter des Freiherrn, die ihm als anmuthige, in Momenten edler Erregung sogar schöne Jungfrau gegenübersteht, dieselbe ist, die ihm als dreizehnjähriges Mädchen mit knabenhaftem Krauskopf aus peinlicher Lage geholfen und sein Wort auf spätere Werbung um ihre Hand erhalten hatte. Leonore hält geflissentlich Alles fern, was ihm die Entdeckung ihrer Identität mit seiner Retterin ermöglicht. Ja, Loris und Leonore, stehen einander lange Zeit nicht nur fremd, sondern sogar feindlich schroff gegenüber. Sie empfängt ihn mit dem Vorurtheile, welches der verzerrende Ruf von seinen tollen Schüler- und Studentenstreichen in ihr bereits gefestigt hatte, ehe er kam. Er steigert seinen Widerspruch gegen ihren noch nicht erschütterten Kindesglauben fast bis zu brüsker Nichtachtung. Erst als Loris seinen Plan edelmüthiger Fürsorge für die in der Nähe wohnenden verkrüppelte Jobäa Schöneborn mit gewinnender Wärme entwickelt, da gewinnt er ihr Herz und sie fesselt zum ersten Male seine Aufmerksamkeit. Mit wachsendem Interesse nimmt er wahr, mit welch edler Energie sie sich zur Mitarbeit an seinem Liebeswerke entschließt. Aber noch ist er blind für ihr wahres Wesen, welches seine Natur zu veredeln berufen ist. Ihn blendet noch die sinnerregende Schönheit der Müllerstochter Agnete Bajör. Ja um so williger war er auf das Gut des Freiherrn von Ballin gegangen, als er von da aus der schönen Agnete häufig zu begegnen hoffte. Daß dieser jede feinere Bildung, vor Allem aber ein warmes Herz fehlt, das mußte er bald einsehn. Aber bald wurde es ihm auch klar, daß er ihr keine Seele einzuhauchen vermochte. Ihr feines Kokettiren verdeckt sie mit raffinirter Schlauheit. Die Bemühungen Loris Lelands, sie weiter zu bilden, nimmt sie widerwillig als unbequem schulmeisternde Pedanterie auf. Das Mysterium der Lelandswiege erscheint ihr als abgeschmackte Einbildung, deren Mittheilung sie sogar verletzt und anwidert. Wenn Loris Leland sich schon an ihren verfehlten Uebungen im Schreiben und im Gesang von den Grenzen ihrer Bildungsfähigkeit überzeugt hat, so beweist ihm erst recht die Entdeckung ihres verkrüppelten, häßlichen Bruders Nikolas, daß ihr eine Seele fehlt, daß sie an Stelle des Herzens einen Eisklumpen hat. So lange Loris im Hause des Müllers Bajör mit Agnete verkehrte, hatte diese ihren Bruder verborgen gehalten, bis ihn Loris ent-

deckte, von der geradezu grausamen Behandlung des Unglücklichen erfuhr und für dessen Rettung sorgte. Loris bringt Nikolas auf dem Gute des Herrn von Ballin unter, wo er nicht nur zum ersten Male menschliche Behandlung und beste Pflege findet, sondern auch die wirksamste Förderung seines von Loris entdeckten Bildhauertalentes erfährt. Wie die herzlose Agnete den verkrüppelten Bruder kalt von sich gestoßen hatte, so widmet ihm Leonore von Ballin warmherzige Theilnahme und fördert ihn vielseitig in seiner Kunst. Der Krüppel verliert nicht nur seine künstlich erzeugte Verbitterung, sondern, erlöst von dem drückenden Banne, will er der Retter seines Retters werden und Loris von der seelenlosen Agnete auf seinen guten Genius Leonore lenken. Er hat Agnete in der vollendeten klassischen Schönheit, aber mit der erstarrenden Kälte des Medusenhauptes gebildet, ohne den einzigen entstellenden Fehler ihres Gesichtes, zwei unverhältnismäßig stark hervortretende Eckzähne, idealisirend zu mildern, während er seiner Büste Leonorens alle Seelenwärme eingehaucht hat, durch die sie auch äußerlich schön erscheint. Loris ist so tief empört, daß er Agnetes Modell sofort vernichtet. Seine Worte treffen zugleich den modernen Realismus in der Kunst.

Agnete läßt sich mit einem polnischen Betrüger, der sich für einen reichen Grafen ausgiebt, auf ein Abenteuer ein, dessen Gefahr sie nur durch ihre ungeahnte Entschlossenheit überwindet. Sie lernt dabei einen Prinzen kennen, der sie später heirathet. Vorher hatte auch der bis dahin weiberfeindliche Professor Wickmann, der Vertreter eines erfahrungsarmen aber phrasenreichen Pessimismus der schönen Agnete seinen Zoll zahlen müssen. Geblendet von ihren Reizen, hatte er plötzlich mit der Lehre seines Meisters gebrochen, um Agnete geworben und einen Korb bekommen, der in der Folgezeit seinen Weiberhaß steigerte.

Wilhelm Jordan hat es vortrefflich verstanden in Anknüpfung an die Gestalt Wickmanns die gefährliche Irrlehre Schopenhauers ebenso geistvoll, wie energisch zu bekämpfen (I, 261—278; II, 23 ff, 321 ff.). In reger Arbeit überwindet Loris Leland den Irrthum und Schmerz seiner Leidenschaft. Er setzt alle Kraft daran, Jobäa Schönborns Leiden zu mildern. Dabei unterstützen ihn Lüdenkamp und Liebherr, die er zugleich von verhängnißvollen Verirrungen erlöst. Lüdenkamp hatte nach kurzer Ehe seine ebenso schöne wie edle Gattin Emilie verloren und vertrauerte um ihren Verlust seine Jahre in zwecklosem Dasein. Aus dem Bilde der Wirklichkeit ist allmählich ein Gebilde seiner Phantasie geworden, welches seine frische Thatkraft in lähmenden Träumen zersplittert. Aus diesem Phantasieleben reißt ihn Loris Leland und befähigt ihn dadurch, seine längst keimende Neigung zu Liebherrs Tochter Armida zu befreiender That werden zu lassen. Mit gleicher Kraft wirkt Loris auf Liebherr, ein Original von Kraftmenschen. Vater Noah genannt, weil er eine Riesen-Arche gebaut hatte, welche nach Eintritt einer Erdüberfluthung durch ein kosmisches Ereigniß ihn und seine Umgebung aufnehmen sollte, versuchte Liebherr auf seinem reichen Grundbesitz eine Art Socialstaat durchzuführen, in welchem zugleich die Züchtung eines schönen und starken Geschlechtes unerbittlich streng durchgeführt wurde. Liebherr wendete enorme Mittel auf für die entsprechend beste Nahrung, Wohnung und Kleidung seiner Arbeiter. Aber mit einem Blick durchschaut Loris die Unnatur dieser Verhältnisse. Wo Liebherr Glück und Behagen wähnt, sieht Loris Unzufriedenheit, theilweise Erbitterung. Es gelingt ihm, dem edlen, hochsinnigen Liebherr die Augen zu öffnen. In dessen Tochter Armida gewinnt er sich eine Mysterium-Schwester, besiegelt so die Versöhnung ihres Vaters mit dem seinigen, der Liebherrn einst die erste Braut entrissen hatte, und wird durch Armida von seiner Starrblindheit gegen Leonore geheilt.

Die Episode im Schlosse Liebherrs gehört zum Originellsten und Geistvollsten, was in den „Zwei Wiegen" die Phantasie des Dichters geschaffen hat. Alle Feinheiten dieses Zwischenspieles von Dichtung und Wahrheit einem mit Jordans Weltanschauung und Lebensauffassung nicht vertrauten Leser zu vollem Verständniß ihres tieferen Sinnes zu bringen, würde eine Art Monographie erfordern; denn jener Abschnitt ist eine lebens-

volle Umschreibung jener imposanten Denkarbeit, die Wilhelm Jordan in den „Andachten“ (Frankf. a. M. 1877), in der „Erfüllung des Christenthums (Frankfurt a. M. 1879), in den „Epischen Briefen“ (ebenda 1876), in dichterischer Vollendung aber in seinen Epen „Siegfriedsage“ und „Hildebrants Heimkehr“ niedergelegt hat. Den Höhepunkt hat der Dichter in der reizvollen Erosmär (II, 150—160) erreicht. Sie ist das dichterische Abbild des in den genannten Werken Jordans niedergelegten Ideengehaltes von dem kindlich unbefangenen Cultus des Liebeslebens bei den Griechen, von seiner nachfolgenden Entartung in der Welt des klassischen Alterthums, von seiner Abweisung und Verdammung im Christenthum und von seiner Auferstehung unter den jugendfrischen Germanen.

Wie Loris im großen Stil als Retter aufgetreten ist, so gelingt es ihm auch, den halbverkommenen Kraftmenschen Tilgenberg, einen ehemaligen Universitäts-Kameraden, der den Spitznamen „Titänle“ trug, vor dem drohenden Untergange zu bewahren und zu einer geordneten Lebensarbeit zu retten. Der Dichter zeichnet in ihm einen Typus der Gattung, in deren Repräsentanten eine ausschweifende Phantasie das Wollen und Können übersteigt (II, 187—200, 209—217).

Ein stimmungsvolles Bild machen endlich alle die Scenen aus, die sich an Jobäa und ihr Leidensleben knüpfen. Ihrer näheren und ferneren Umgebung giebt diese muthvolle Trägerin eines harten Martyriums Gelegenheit, Umsicht und Herzensgüte durch thatkräftige Hilfe zu beweisen, durch welche die Leiden der Dulderin gemildert werden. Im hellsten Lichte erscheinen dabei die hohen ärztlichen und menschlichen Tugenden Loris Lelands. Erfindungsreich ermöglicht er, was Alle für unmöglich hielten: die Herabminderung ihrer Herzkrämpfe auf das geringste Maß und ihren Transport zu fern wohnenden Verwandten auf einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Floß mit einem geräumigen, wohnlichen Aufbau, der außer der armen Jobäa eine Gesellschaft geistvoller Begleiter birgt. Es dürfte schwer sein, in der deutschen Literatur ein ähnlich erhabenes Bild dessen nachzuweisen, was in den „Zwei Wiegen“ Wilhelm Jordan an Jobäa als Zuchtberuf des Leides darstellt. Nicht entfernt reicht an diese heldenhafte Dulderin das in seiner Art rührende Bild Balders in Paul Heyse's „Kinder der Welt“. Jobäa hat sich durch übermenschliche Denkenergie bis an die Grenze genialer Geisteskraft emporgearbeitet. Wie früher in ihrer Abgeschlossenheit von Natur und Welt, so „erlebt“ sie erst recht auf der langen Wasserfahrt manches Lied welches der Bewahrung im Juwelenschrein unserer Lyrik würdig ist. Auf dem Floß ist sie so gebettet, daß sie am Tag die grünende Natur beobachten kann und bei Dunkelheit freien Blick, sogar durch ein Fernrohr, auf den gestirnten Himmel hat. Sie hatte sich den Bilderdurst frischester Empfindlichkeit bewahrt. Durch ihre Kraft geistigen Hellsehens und heroischer Standhaftigkeit erregt sie die Bewunderung ihrer Freunde. Von Loris Leland läßt sie sich auf der langen Wasserfahrt in die wissenschaftliche Weltanschauung der Gegenwart einführen, deren Darstellung ihren Höhepunkt in dem Vortrag Loris Lelands über Thatsachen und Probleme der Astronomie erreicht (II, 346—362). Es ist eine musterhafte, im vornehmsten Sinne gemeinverständliche Antwort auf die Frage: „Was ist die Weltabsicht?“, wie sie sich im Romane an den Anblick der in einem gleichschenkligen Dreieck zusammenstehenden Planeten, des weißglänzenden Jupiter, des bleicheren Saturn und des kohlenröthlich glimmenden Mars knüpft. An innerm Reichthum gleich steht Jobäa's Ritornell „Beklagt mich nicht“ (I, 342 f.) und ihr Dankeslied auf Loris (II, 334—338).

Loris Leland hatte im Verkehr mit Jobäa, mit Liebherr und dessen Umgebung den Irrthum seiner Leidenschaft zu Agnete überwunden und plötzlich seine echte Liebe zu Leonore von Ballin erlebt, mußte aber ihrem Vater gegenüber noch eine schwere Prüfung bestehen. Inzwischen hatte Leonore ihre echte Befähigung zu den heldenhaften Leistungen einer Lelandsmutter bewiesen, da es ihr gelungen war, unter Gefahr für ihr Leben und ihren Ruf die Lelandswiege aus einem von polnischen Rebellen bedrohten Schlosse

zu retten. Der Zauber der Lelandswiege hat sich bewährt, und beglückt kann Loris seiner Braut zurufen: „Endlich komm' ich, mein Gelöbniß einzulösen. Hilf mir, Leonore, ein ganzer Mensch werden, verschmolzen zu Einem Wesen, laß uns beglückt und beglückend ein Sümmchen hinzusparen zum Erbschatz und hoffen, daß er lange nach uns einst ausreichen werde zur Vollzahlung der Schuld, welche uns auferlegt ist von unserer Familienlegende".

Die „Zwei Wiegen" bringen die besten Ergebnisse der mühsam errungenen gegenwärtigen Cultur plastisch zur Darstellung. Ein Erziehungswerk in großem Stil, umfassen sie die große und die kleine Welt, den Kosmos und das Menschenleben, und vergessen selbst die Thierwelt nicht, wenn der Dichter auch dem sprachfähigen Raben „Kolk", dem Freunde des Krüppel-Nikolas, etwas mehr Herzensverstand von Hildebrants Stute „Malka" als Rabenbewußtsein verliehen hat. Er nimmt es ernst mit der Veranschaulichung einer Lebensauffassung, welche sich nach den endlich entdeckten Naturgesetzen richtet, mit der Beachtung der Gesetze von der Vererbung und Anpassung, mit dem Kampfe gegen den Racenhaß. Er zeigt, wie die besten Eigenschaften eines Volkes durch die Vorzüge eines andern sich ergänzen lassen, indem er in die Familie der Lelands die Schwedin Ingeborg, die Russin Marta Petrowna, die Deutschrussin Leonore von Ballin, als Frau des Magister Leland im 17. Jahrhundert eine polnische Fürstentochter, als Schwiegermutter des Medicinalrathes Leland eine Französin einführt, den urdeutschen Kraftheldеn Liebherr eine Italierin, einen der „Sebalds", den ehemaligen Theologen Ulrich Sebald, die Tochter einer Engländerin und eines portugiesischen Juden als Gattin wählen läßt.

Alles in Allem predigen die „Zwei Wiegen" die ernste Lehre (I, 216 f.): „Es dünkt mir äußerst verkehrt, das, was man so gemeinhin Glück zu nennen pflegt, für die Bestimmung des Menschen zu halten. Sich wacker zu plagen; seinen Willen durchzusetzen; wenn es mißlingt, sich zu ärgern, aber nicht allzu lang und nicht müßig, sondern zu erkennen, durch welche Dummheit man es verschuldet und wie's klüger anzugreifen ist; wenn es gelingt, nicht ruhmgackerig auszuruhen, sondern immer gleich was Neues, Größeres, Schwereres in Absicht zu nehmen; in summa seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu thun: — das ist unsere Bestimmung, wenigstens die des Mannes. Und eine der obersten Schuldigkeiten ist es, tüchtige Jungens in die Welt zu setzen, die's besser machen als wir. Wem das beschieden ist, der hat auf alle Fälle Trost und Befriedigung genug."

Das ist das pädagogische A und O der „Zwei Wiegen".

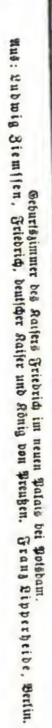




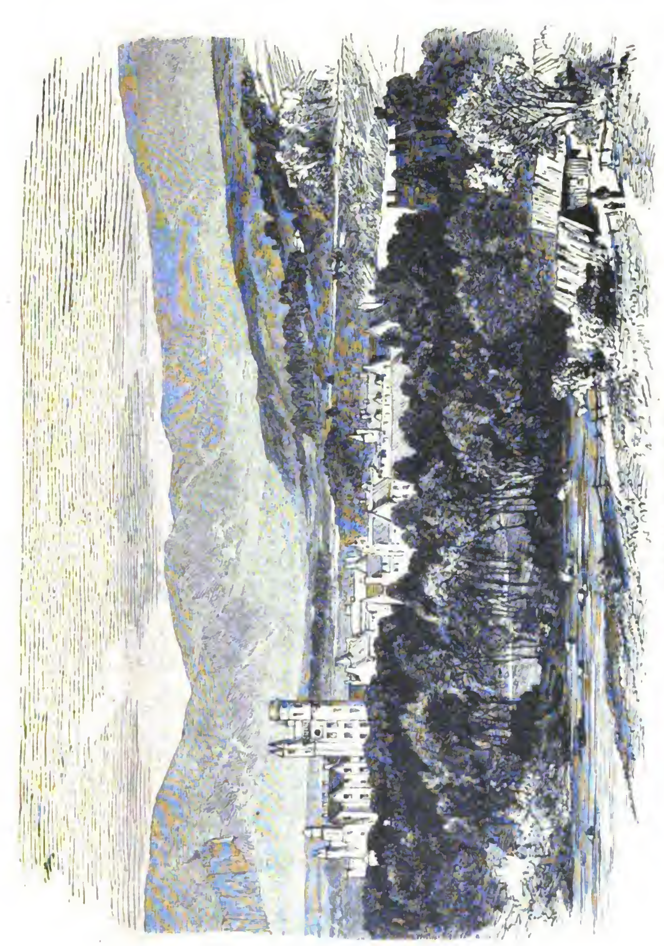
Illustrirte Bibliographie.

Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen, ein Lebensbild von Ludwig Ziemssen. Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. von Winterhalter u. m. A. Berlin, Verlag von Franz Lipperheide.

Just in dem Augenblick, in dem jeder Deutsche den Wunsch hat, über das Leben seines Kaisers etwas zu erfahren, erscheint das reich ausgestattete und gut geschriebene Werk Ludwig Ziemssens. Es war offenbar schon länger vorbereitet; aber keinen glücklicheren Augenblick des Erscheinens konnte es finden, als den gegenwärtigen. Ziemssens Buch muß von vornherein unterschieden werden von jenen leichten compilatorischen Arbeiten, die lediglich der Neugierde einer großen Menge entgegenkommen. Es ist eine ernste Arbeit, welche das Leben Kaiser Friedrichs und der Kaiserin Victoria und seine ganze Entwickelung, seine Lebensanschauungen im Sinne des Historikers begründet, es aus den Zeitverhältnissen und den besonderen Umständen, welche Umgebung und Erziehung schaffen, zu erklären und zu begreifen sucht. Wir sind mit den Daten aus dem Leben unseres Kaisers im Allgemeinen wohl vertraut; Ziemssen weiß aber aus der Jugend des Prinzen so viel interessante, kleine Züge zu erzählen, daß ihm selbst der Unterrichtete mit Aufmerksamkeit und Vergnügen folgt. Das Leben der Kaiserin dürfte indeß Wenigen so bekannt sein, daß sie nicht aus dem Meisten, was Ziemssen vorträgt, Neues erführen. Es liegt das zunächst wohl daran, daß uns die englischen Verhältnisse, so nah sie auch in unseren Gesichtskreis gerückt sind durch die Thronbesteigung der Kaiserin Victoria, doch immerhin fern liegen, andererseits auch daran, daß man in Preußen und in Deutschland seine ganze Aufmerksamkeit von jeher dem Herrscher zugewendet und die persönlichen Verhältnisse der Herrscherinnen nur in geringem Grade beachtet hat. Kaiserin Victoria aber gewinnt schon darum ein besonderes Interesse, weil sie aus einem Familienleben hervorgegangen ist, das ohne Gleichen in der Geschichte dasteht: als die Tochter des hochherzigen Prinzgemahls, des intimen Freundes Kaiser Wilhelms und der Beherrscherin eines der mächtigsten Reiche der Erde; weil die Erziehung ihrer Jugend von dem Elternpaar selbst auf's Sorgfältigste geleitet und von den Grundsätzen beherrscht war, welche die englische Methode bedeutsam von der deutschen unterscheiden.



Geburtszimmer des Kaisers Friedrich im neuen Palais bei Potsdam.
Aus: Ludwig Ziemssen, Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Franz Lipperheide, Berlin.



Schloß Balmoral in Schottland.

Aus: Ludwig Ziemssen, Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Franz Lipperheide, Berlin.

Die zwei Lieferungen des Werkes, welche uns bisher vorliegen, reichen nicht über die Zeit des Krimkriegs hinaus. Sie umfassen also nur die Jugendjahre aus dem Leben unsres Kaiserpaars. Sie machen aber doch möglich das oben ausgesprochene Urthei zu fällen, weil sie den Plan des ganzen Werks klar durchschauen lassen und die Art der Darstellung genügend kennzeichnen. Ziemssen steht offenbar auf conservativem



Kaiserin Victoria als Kind, 1841.
Aus: L. Ziemssen, Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. F. Lipperheide, Berlin.

Standpunkte. An einer Stelle spricht er sogar von den „Horden", von welchen Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm, das badische Gebiet reinigen mußte. Das dürfte heute doch wohl nicht mehr geschehen. Heut sollte man selbst auf Verirrungen jener stürmischen Periode mit mehr Ruhe, mit mehr geschichtlichem Sinne blicken. Von dieser einzigen Stelle abgesehen ist das Buch mit äußerster Gegenständlichkeit geschrieben, und in einem leichten, klaren Stil.



Kaiser Friedrich als Kind. 5 Jahre alt. 1836. Nach Prof. Julius Schoppe. von Cäcilie Brand. Aus: Ludwig Ziemssen. Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Franz Lipperheide, Berlin.

Einen wesentlichen Bestandtheil des Werkes machen die Bilder aus. Sie geleiten das Kaiserpaar durch alle Phasen des Lebens; selbst Proben aus den Schreibheften des kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm werden gegeben, und wer für die geschilderten Persönlichkeiten Liebe hat, wird auch an diesen Beigaben Freude finden. Viele Bildnisse aus der frühsten Jugend des Kaiserpaars, Bilder von Meistern — wie W. Gentz's Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem vom 4. November 1869, oder G. Bleibtreus Kronprinz Friedrich Wilhelm im Gefecht am Mont Valérien vom 19. Jan. 1871, oder das Kostümfest zur Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paars im königlichen Schlosse zu Berlin vom 28. Februar 1883 — ergänzen die Darstellung des Historikers in wesentlicher Weise. Wir theilen unseren Lesern einige Proben mit.

Ein Buch wie das vorliegende, das sich von Parteianschauungen freihält, war ein Bedürfniß, und wir begrüßen es mit Freuden als wohlgelungen. A. V.

Eine neue Uebertragung des hohen Lieds.

Das hohe Lied Salomonis von Daniel Sanders. Hamburg und Leipzig, Verlag von J. F. Richter.

Jeder Deutsche, dem seine Muttersprache werth und lieb ist, kennt und verehrt den Namen Daniel Sanders. Der Träger dieses Namens hat es vermocht, in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" sich ein Denkmal zu errichten, welches mit der Sprache selbst, deren Schatzkammer es darstellt, fortleben und dauern wird. Während die Ausarbeitung eines solchen Riesenwerkes gewöhnlich die ganzen Lebenskräfte eines Einzelmenschen erschöpft, besitzen wir von demselben Verfasser außerdem eine große Reihe hochgeschätzter Schriften und Lehrbücher, welche alle demselben Ziele, der Würdigung und Erkenntniß unserer Sprache gewidmet sind. Aber die Natur solcher Schriften bringt es mit sich, daß wir uns ihren Urheber nur als Gelehrten, als Mann der Schriftformeln und Sprachregeln vorstellen können. Wir werden daher freudig überrascht, wenn uns in einem Erzeugnisse desselben Ursprunges in lebhaften Farben ein tief-

innerliches, dichterisches Gefühl entgegentritt. Ein solcher Hauch echter Poesie weht hervor aus der kleinen Schrift: „Das hohe Lied Salomonis von Daniel Sanders."

Jenes lyrische Meisterwerk althebräischer Dichtkunst, von welchem Herder sagt, daß es

„Rosenduft athmet
Und Turteltaubengesang tönt"

erscheint hier in einer Wiedergabe, welche ich der Schegel'schen deutschen Uebertragung und Darstellung von Shakespeares „Romeo und Julia" in den köstlichsten Liebesscenen vergleichen möchte; — hat man ja mit Recht auch dieses Drama „Das hohe Lied der Liebe" genannt. Der Schmelz und Wohllaut der deutschen Sprache bei getreuer Wiederspiegelung des ursprünglichen Inhaltes und Gehaltes ist bei Schlegel und Sanders dasselbe; beide werden ganz Dichter in Begeisterung und Hingabe für das schöne Urbild. Wie schwer aber gerade die hier vorliegende dichterische Nachbildung ist, erkennen wir schlagend daraus, daß einer unserer ersten Sprachmeister und Dichter, Friedrich Rückert, welcher sonst mit seinen poetischen Darstellungen orientalischer Dichtungen stets in's Schwarze traf, — es sei hier nur an die überaus schöne, glanzsprühende Wiedergabe von Nal und Damajanti und von Sawitri erinnert, welche sich wie die frischeste Ursprungsdichtung lesen — doch mit der deutschen Uebertragung des hohen Liedes durchaus nicht glücklich war: Das betreffende Gedicht läßt uns fast vollständig kalt. Anders in diesem Büchlein. Der Leser wird von Anfang bis zu Ende gefesselt von der ewig jungen Schilderung der Liebessehnsucht, die mit dem Ausdruck von Leid und Freud', von Klage und Jauchzen in der heimischen Sprache so anmuthig ihm entgegentönt. Wir geben am Schlusse dieses kleinen Berichtes ein paar kurze auf's Gerathewohl ausgewählte Stellen, aus welchen besser als aus jedem anderen Hinweis der Leser erkennen möge, wie Sanders seiner Aufgabe gerecht geworden.

Bei der Freude indeß, mit welcher der Schreiber dieser Zeilen das Büchlein gelesen, würde er glauben ein Unrecht zu begehen, wenn er den Verfasser nicht auf ein Paar störende Unvollkommenheiten aufmerksam machen wollte, die nach seiner Ueberzeugung ganz leicht entfernt werden können. Es finden sich mehrmals wiederholt (Seite 17, 18 und 19 des Büchleins) die Verse:

„Du machst mich beherzt
Mein Goldchen,"
Mein Holdchen,

und wiederum:

„Wie lieb, wenn sie herzt
Und scherzt,
Ist mein Goldchen,
Mein Holdchen!"

Erscheint an sich schon gerade diese liebkosende Verkleinerung in ihrer neuzeitlichen Form und Anwendung nicht gut gewählt bei einem Liebeslied aus so entlegener und dadurch ehrwürdiger Zeit, so wirken diese Ausdrücke ganz besonders störend um deshalb, weil der Leser sofort und gar zu lebhaft an Goethes „Mailied" erinnert wird:

„Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen sein."

Eine zweite, minder störende Auffälligkeit, findet sich, gleichfalls wiederholt in der wunderschönen Stelle des Gedichts, deren Inhalt ganz an Walter von der Vogelweide mahnt:

„Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo mir's Houbet lag."

Es ist die fast gleichlautende Stelle (Seite 9 und 36):

„Mir unterm Haupt lag seine Linke
Und seine Rechte, liebedurchdrungen,
Hielt mich umschlungen!" —

Hier möchte wohl der Grammatiker Sanders Einspruch dagegen erheben, ob es selbst dichterisch erlaubt sei, das Mittelwort „liebedurchdrungen", dem Sinne nach von der ganzen Person gedacht, an dieser Stelle in der Form auf den Theil und gerade auf die Hand zu beziehen.

Das hohe Lied erscheint in dem vorliegenden Büchlein in fünf Abtheilungen geschieden, welche durch erklärende Prosabriefe an eine Dame durchbrochen sind. So anziehend durchweg diese kurze Prosa-Erläuterung wirkt, so hat der Leser doch den natürlichen Wunsch, das schöne Gedicht in seinem vollen, nicht unterbrochenen Zusammenhang vor sich zu sehen; vielleicht könnte es als solches in einer nächsten Auflage am Schlusse des fünften Briefes noch einmal wiederholt zum Abdruck gelangen. Möge nun aus den folgenden Versen der Leser selber urtheilen:

„Schwarz bin ich, doch lieblich, bin voll Zier,
O Jerusalems Töchter ihr!
Wie im Feld
Der Kedaren Gezelt
Wie die Teppiche Salomos." —

„Mein Liebster ist ein Myrrhenstrauß,
Der mir am Busen hanget;
Er hauchet süße Düfte aus
Und pranget,
Wie in Engedi's Palmenhain
Die würz'gen Kopbartrauben."

„Sieh, mein Liebchen, Du bist schön,
Ja Du bist schön!
Aus dem Schleier blicken
Die Augen vor und nicken,
Wie Tauben, fromm und klar;
Es wallt Dein lockiges Haar,
Wie eine Herde Ziegen,
Die vom Berge Gilead herniederliegen."

„Deine Wangen
Sie prangen
Schön in den Spangen,
Dein Hals in des Perlbands reizender Zier;
Gold'ne Schnüre schaff' ich Dir,
Mit silbernen Knöpfchen behangen!"

„Lasse mich ein Siegel sein
Am Herzen Dir!
Lasse mich ein Siegel sein
Im Arme Dir!
Denn stark wie der Tod ist die Lieb' und heftig,
Wie die Höll' ihr Eifern fest und kräftig;
Feuerswuth,
Göttliche Flamme ist Liebesgluth.
Liebesgluth löschet nicht aus
Der Wasser Braus,
Ersäufet nicht der Ströme Fluth.
Wenn Einer aus dem Haus
All sein Gut
Und all sein Gold
Um Liebe geben wollt',
Man höhnete ihn aus,
Sie würde ihm nicht gezollt."

L. Jacoby.

Ein Volksbuch.

Lehrbuch der Weltgeschichte von Georg Weber. 20. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wenige Bücher, die den letzten Jahrzehnten ihre Entstehung verdanken, erfreuen sich einer so großen Verbreitung, und man darf auch sagen, einer so tiefgehenden guten Einwirkung auf große Kreise von Lesern, wie Webers Weltgeschichte. Eine Weltgeschichte wird stets unter dem Einflusse der Zeit stehen müssen, in der sie geschrieben wird: sie kann nie die volle Gegenständlichkeit erreichen, die die Behandlung einer einzelnen historischen Frage dem Gelehrten ermöglicht. Wer einen Stoff aus der fernen Vergangenheit und gar einen von den Interessen der Nation, welcher der Schriftsteller zugehört, fernab liegenden Gegenstand behandelt, wird nichts von seiner persönlichen Auffassung in die Betrachtung einfließen lassen; er strebt lediglich darnach, aus den vorhandenen Quellen die Thatsachen in reinster Wahrheit festzustellen und die Motive der Handlungen aufzuklären. Schwieriger wird die Aufgabe für denjenigen, der einen nationalen Stoff oder gar ein Ereigniß der jüngeren Vergangenheit behandeln soll. Das Streben des Historikers nach getreuester Schilderung der Thatsachen wird selbst im besten Falle nicht unbeeinflußt bleiben können von dem Gefühl der Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft eines Volkes und von der Stellungnahme zu Fragen, welche auch die Gegenwart noch nicht völlig gelöst hat. Diese Schwierigkeiten wachsen mit der größeren Aufgabe, die sich der Verfasser einer Weltgeschichte stellt. Man wird die Aufgabe, so weit sie menschliche Kräfte lösen können, als erfüllt ansehen dürfen, wenn die Schilderung der Ereignisse aus einer Gesinnung hervorgeht, die der Schriftsteller mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen theilt. Weber hat seine Aufgabe selbst so aufgefaßt: „Eine ernste, solide Geschichtskunde, auf Grundsätzen der Humanität und einer liberalen Weltanschauung aufgebaut, in weitere Kreise zu tragen; den gebildeten Ständen Interesse einzuflößen und Belehrung darzubieten über die Thaten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter." „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität," lautet der Denkspruch des Verfassers, den man auch als Motto seiner Weltgeschichte vorsetzen kann, denn das ist der wesentlichste Vorzug des Werkes, daß es die Bestrebungen vergangener Zeiten nicht mit dem Maßstab unsrer Erkenntniß mißt, sondern aus dem Geiste älterer Zeiten zu begreifen strebt. Besonders in religiösen und kirchlichen Dingen war der Verfasser bemüht, sich auf einem möglichst unparteiischen, weitherzigen Standpunkt zu halten. Er ist weit entfernt, „die alte Heidenwelt mit ihrer Lebensfreude, ihrer patriotischen Tugend und ihrer männlichen Kraft zu verdammen, weil ihr Blick mehr der Erde als dem Himmel zugekehrt war; ihm mangelt nicht der Sinn für den Wunder- und Aberglauben einer geistig armen Zeit, nicht die Empfänglichkeit für das beschauliche Gemüthsleben der Mystiker im Mittelalter, nicht das Verständniß der Kraft, die im Entsagungsprincip der Bettelorden gelegen und nicht die Würdigung der hohen Macht, die der Kirche und dem Papstthum innewohnte und die Kreuzzüge in's Leben rief, aber auch nicht die warme Theilnahme und Begeisterung für die Reformationskämpfe mit ihrer freimachenden Idee". In diesem Sinne gerechter Würdigung aller auf das Ziel der Humanität gerichteten Bestrebungen, schildert Weber die Weltereignisse bis in die jüngste Zeit hinein, stets die politischen Ereignisse in ihrer Wechselwirkung mit den geistigen Erzeugnissen, die ihre Ursache oder ihre Folge waren, betrachtend. So wird die Religion aller Völker und das Schriftthum aller Nationen mit hinein verwoben in die Geschichte ihrer politischen Entwickelung.

Wenige Männer unserer Zeit kennen wohl die Quellen der Vergangenheit so genau aus eigener Lectüre wie Georg Weber, der nunmehr ein halbes Jahrhundert daran arbeitet, sich mit ihnen bekannt zu machen und sie in künstlerisch abgerundeter Form der Gegenwart zu vermitteln. Der neuen Auflage des weitverbreiteten Werkes setzt Weber eine autobiographische Schilderung voran. „Mein Leben und Bildungsgang, den Freunden und Gönnern des Buches gewidmet." Man liest diese von jeder Unbescheidenheit freie Darstellung mit dem größten Vergnügen, man lernt daraus das arbeitsame Leben eines Mannes kennen, der aus den bescheidensten, ja dürftigen Verhältnissen heraus ein hervorragender Lehrer seiner Zeitgenossen geworden ist, der neben den bedeutendsten Meistern weltgeschichtlicher Darstellung sich einen Platz errungen. Denn neben dem zweibändigen Werke, das uns hier beschäftigt, dem sogenannten „kleinen Weber", hat er bekanntlich noch ein zweites, größeres vollendet: Die allgemeine Weltgeschichte, die im Jahre 1856 begonnen, nach 24jähriger, ununterbrochener Arbeit zu Weihnachten 1880

in 15 Bänden vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Diese allgemeine Weltgeschichte besteht selbst neben dem Werke eines Ranke vollständig zu Recht. Denn Rankes Buch ist nicht für Lernende geschrieben, es setzt Wissende voraus; es ist mehr eine Betrachtung der weltgeschichtlichen Ereignisse von dem hohen Standpunkt des Denkers als eine Darstellung der Vergangenheit selber. Webers Allgemeine Weltgeschichte dient dem Zwecke der Belehrung und wird jedem förderlich sein, der nicht ganz ohne allgemeine Bildung an die Lectüre herantritt.

Wenn man die Lebensarbeit Georg Webers überblickt, so kann man nur aus ganzem Hrezen den Wünschen beistimmen, welche die Deputation seiner ehemaligen Schüler ausgesprochen hat, als er sein Schulamt in Heidelberg niederlegte. Es heißt am Schlusse ihrer Adresse: „... daß es Ihnen noch viele Jahre von der Vorsehung vergönnt sein möchte, nach mehr denn 30jähriger Wirksamkeit in Ihrem reizend gelegenen Heim sich des Anblickes der herrlichen Natur zu erfreuen, in würdiger und wohlverdienter Ruhe zum Glück Ihrer Familie zu leben, die begonnenen Arbeiten, die Ihrem Namen bei der Nachwelt eine bleibende und dankbare Anerkennung sichern, fortzuführen und zu vollenden!" R. L.

Bibliographische Notizen.

Zwei Goethevorträge. („Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik") von Stephan Waetzoldt. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Wir haben es oft mit Bedauern aussprechen hören, daß sich die neue germanistische Wissenschaft, zumal die Scherer'sche Schule, auch unserer beiden Klassiker bemächtige, um sie philologisch zu behandeln. Dieses Bedauern ist, gelinde gesagt, ein sehr voreiliges; wenigstens für Goethe ist es geradezu irrig, denn das helle Licht, welches die letzten Jahrzehnte über seine Dichtungen verbreitet haben, ist allein dieser eingehenden Sorgfalt der Gelehrten zu danken. Daß man bei aller philologischen Genauigkeit recht wohl sich den Sinn für die unvergänglichen, morgenschönen Schöpfungen des Dichters bewahren kann, beweisen die vorliegenden beiden Aufsätze. Der erste beruht auf eingehendsten Wortstudien, er ergänzt eine schon recht stattliche Literatur und wirkt in seinem Gesammtinhalt doch wie ein poetisches Kunstwerk. Waetzoldt weist nach, welche Lehrzeit der Rheinfranke Goethe durchzumachen hatte, ehe seine Sprache die reine Hoheit gewann, die uns im Tasso, in der Iphigenie, im Faust und in Hermann und Dorothea entgegentönt. „Sein Sprachgefühl keimt aus dem Mutterboden heimischer Mundart und aus der Sprache Luthers." Dann folgen die Einflüsse des Leipziger Aufenthalts, Klopstocks, die entscheidende Wandlung in Straßburg u. s. w. Hier muß der Forscher überall den Dichter mit seinem inneren Ohre nachempfinden, am besten selbst dichterische Begabung besitzen, wie dies bei W. zutrifft. Das Urtheil (S. 11): „Wer hier nur mit philologischem Scheidewasser arbeitet, der zerstört leicht den glänzenden Krystall, der im eigenen Feuer strahlt" ist uns aus der Seele gesprochen. — Der 2. Vortrag behandelt ein bis dahin kaum berührtes Gebiet der innern Literaturgeschichte und bringt viel Neues. Namentlich die Stellung der Romantikerfrauen, der Dorothea Schlegel und ihrer Schwägerin Caroline, auch die Bettinas zu Goethe wird vielfach in helleres Licht gerückt. Hier kann man nur den Wunsch aussprechen, daß der Verf. recht bald Gelegenheit haben möge, noch eingehendere Forschungen zu veröffentlichen. fv.

Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von Dr. August Reißmann. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Ein Panegyricus sonder Gleichen, in welchem der vielschreibende Verfasser es unternimmt, einen bisher nur einem kleinen Kreise bekannten, zwar routinirten aber keineswegs hervorragenden Componisten zu einem Genie ersten Ranges zu stempeln. Ob's wohl Jemand glauben wird?

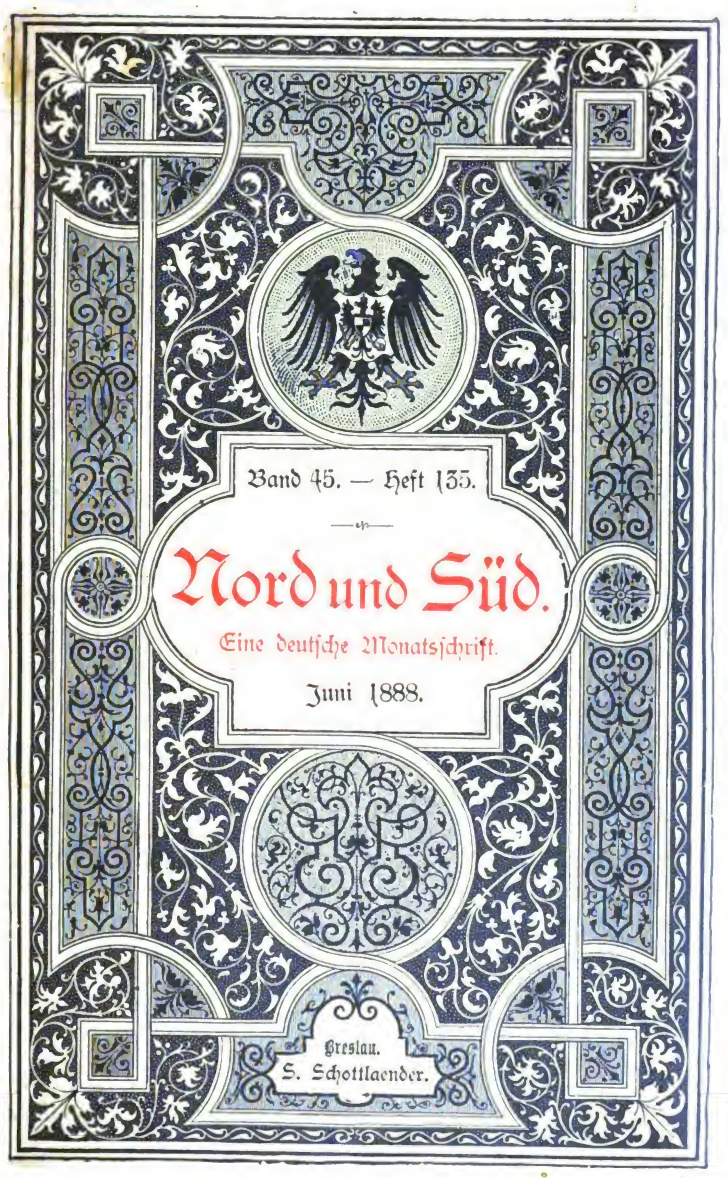
Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bamberger, Ludwig, Pessimistisches. Berlin, Walther & Apolant.
Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 170—179. Halle a. d. S., Otto Hendel.
Block, Paul, Am Leuchtthurm. Eine Geschichte aus Preussens traurigen Tagen. Mit einem Briefe Felix Dahns als Einleitung. Leipzig, Reinhold Werther.
Culturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Fünfter Band. Lieferung 52 und 53. (4. und 5 des fünften Bandes.) Leipzig und München, G. Hirth.
Deutscher Bücherschatz. Band I, Lieferung 2—5. Eisenach, J. Bacmeister.
Deutsche Dichtung. Herausg. von Karl Emil Franzos. III. Band 12. Heft und IV. Band 1. Heft. Stuttgart. Ad. Bonz & Co.
Dietsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Eerste jaargang, No. 2. Gent, S. Leliaert, A. Siffer & Co. 's Gravenhage, M. Cremer.
Dyck, van, Bildniss einer lächelnden Dame. Radirung. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.
Eberhard, Joh. Aug., Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Vierzehnte Aufl. Lieferung 1. Leipzig, Th. Griebens Verlag.
Egelhaaf, Dr. Gottlob, Kaiser Wilhelm I. 1797 bis 1888. Dritte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe.
Farjeon, B. L., Die Herz „Noune". Engelhorns allgem. Roman Bibliothek. IV. Jahrgang. Band 15. Stuttgart, J. Engelhorn.
Fogazzaro, A., Daniele Cortis. Zweiter Band. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrgang, Band 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Hart, Heinrich, Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen. Band I. Tul & Nahita. Grossenhain & Leipzig, Baumert & Ronge.
Heinrich, Gottlieb, Weltuntergang. Ein Gedicht. Hamburg, J. F. Richter.
Helene. Zürich, Verlags-Magazin.
d'Hérisson. La Légende de Metz. Neuvième édition. Paris, Paul Ollendorf.
Hillern, Hermine von. Um Eid und Ehr'. Erzählungen aus alter Zeit. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer. Stuttgart, Carl Krabbe.
Hopf, A., Lustiger Polterabend. Heitere Vorträge zum Polterabend für eine und mehrere Personen etc. Nebst humoristischen Polterabend- und Hochzeitsreden, Tafelliedern wie Mustern zu Polterabend-Zeitungen und Hochzeits-Kladderadatschen. 5. Auflage. Oranienburg, Ed. Freyhoff.
Mantegazza, Paul, Das nervöse Jahrhundert. Einzig rechtmässige Uebersetzung. Leipzig, J. W. Steffens.
Melzer, E., Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Neisse, Josef Graveur.
Meniar, Hans, Von Elifen bis Zwölifen. Ein wüster Traum. Leipzig, Reinh. Werther.
Morf, H., Aus der Geschichte des französischen Dramas. (Sammlung gemeinverständlicher wissensch. Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. II. Serie. Heft 21. Hamburg, J. J. Richter.
Mylius, O. Im Pfarrhause. Erzählung für Frauen und Töchter. Leipzig, J. W. Steffens.
Müller, Wilhelm. Kaiser Wilhelm. Sein Leben und seine Zeit. 1797—1888. Mit dem Portrait des Kaisers in Holzschnitt. Berlin, Julius Springer.
Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben v. Paul Heyse & Ludw. Laistner. Band 23. 24 München, R. Oldenburg.
Pierers, Conversations-Lexikon. Siebente Auflage. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Heft 2. Stuttgart, W. Spemann.
Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von Treitschke & Delbrück. 63. Band. Drittes Heft. März 1888. Berlin, Georg Reimer.
Reichel, Eugen, Lebensbilder. Neue Novellen, Stuttgart. A. Bonz & Co.
Scherenberg, Ernst. Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.
Schmidt, Ferdinand, Kaiser Wilhelm und seine Zeit. 3 u. 4 Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.
Schwebel, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Fünfte Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.
Schulpe, Georg von, Bolke von Bardenfleth. Episch-romantische Dichtung aus der Geschichte der Stedinger. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
Schwarz, Albrecht, Schach dem König! Leichtfasslicher Leitfaden zur schnellen und gründlichen Erlernung des Schachspiels. Mit 56 Abbildungen. Oranienburg, Ed. Freyhoff.
Seidel, Heinrich. Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen. Der Vorstadtgeschichten zweiter Band. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Sturm. Zürich, Verlags-Magazin.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XV. No. 2. Berlin, Dietrich Reimer.
Waetzoldt, Stephan, Zwei Goethevorträge „Die Jugendsprache Goethes, Goethe und die Romantik." Berlin, Rich. Wilhelmi.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für Allgem. Erdkunde im Auftrage der Gesellschaft. Herausgegeben von A. v. Danckelmann. XXII. Band. 6. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.
Ziemssen, Ludwig. Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preussen. Ein Lebensbild. Mit Illustrationen von Bleibtreu, Camphausen, Gentz, Hildebrandt, Lüders, Nestel, Plockhorst, Winterhalter u. m. A. Lieferung 1. Berlin, Franz Lipperheide.
Zmigrodzki, M. v., Die Mutter bei den Völkern des arischen Stammes. Eine anthropologisch-historische Skizze als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. Mit 10 lith. Tafeln und 1 geogr. Karte. München, Th. Ackermann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

W C W


Band 45. — Heft 135.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Juni 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Juni 1888.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ernest Renan.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



An unsere Abonnenten!


Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLV (April bis Juni 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLV. (April bis Juni 1888)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

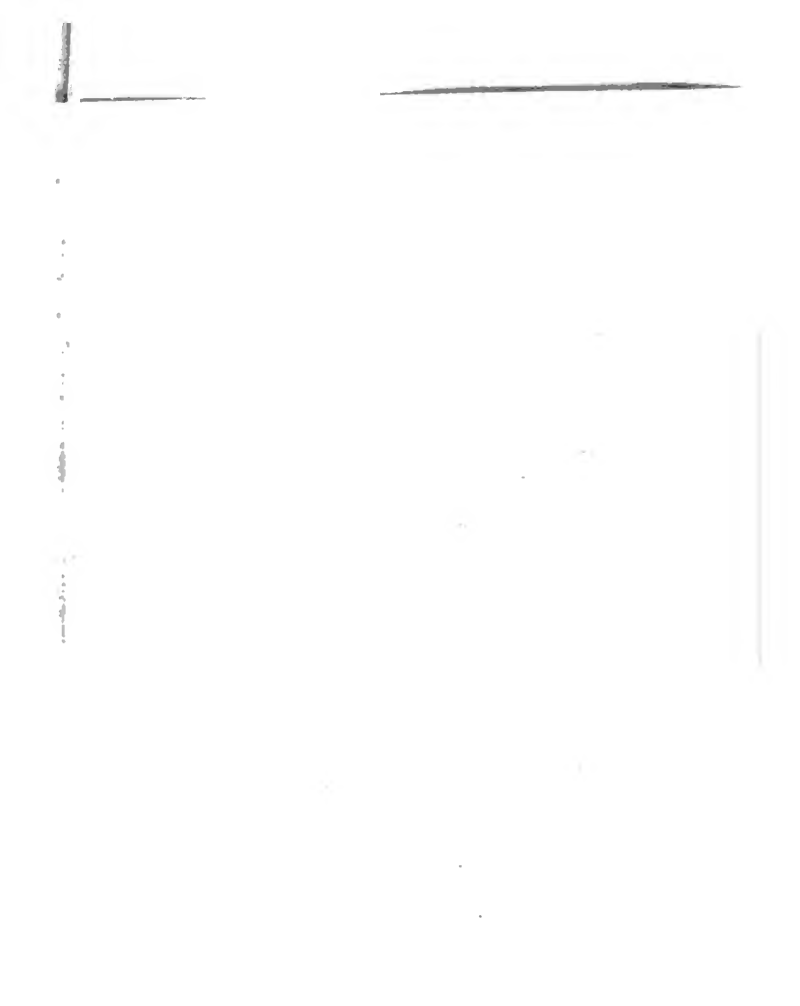
Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Ernest Renan

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

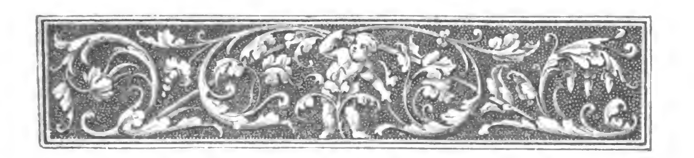
Paul Lindau.

XLV. Band. — Juni 1888. — Heft 135.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernest Renan)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Enthusiast von Fichtenstädtel.

Novelle.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

I.

An einem frischen Sonntagsmorgen im Mai fuhr er auf seinem Zweirad in das Städtchen ein.

Er war von Kopf bis zu Füßen in einen hellgrauen Stoffanzug allerneusten Schnitts gekleidet: den hübschen Kopf mit der feinen Nase, den geistvoll munteren Augen und dem kecken schwarzen Schnurrbärtchen über den rothen Lippen, bedeckte ein großer grauer Filzhut, das einzige Große an der sonst durchweg zierlichen, graciösen Erscheinung.

Trotzdem aber beherrschte er sein Stahlroß mit vollkommener Sicherheit.

Schon auf der breiten Landstraße, da die Sonne eben über die Wipfel der alten Fichten emporgestiegen war, in den Gräsern am Wegesrain noch die Thauperlen glitzerten und an dem nahen Berggehänge die Nebel sich zusammenballten, hatte er zu singen angefangen, und er sang noch, als er das erste Häuschen erreichte, in dem ein alter Invalide seit 50 Jahren bei seinen Bienenstöcken hauste.

Er ließ sich auch im Singen nicht stören dadurch, daß der Alte bei seinem Anblick das Messer, mit dem er sich sein Frühstücksbrod schneiden wollte, aus der Hand warf und sich bekreuzigte, da er ein solches Fuhrwerk noch niemals gesehen.

Unaufhaltsam rollte der kühne Sänger auf der einzigen, trefflich gepflasterten Straße dahin — denn Fichtenstädtel erfreute sich eines eigenen

Steinbruchs und konnte sich den Luxus guten Pflasters gestatten — und es machte ihm augenscheinlich Vergnügen, die Langschläfer aus ihren Federn und die Frühaufsteher an die Fenster zu locken.

Als er auf den zum Marktplatze sich erweiternden Theil der Straße gelangt war, schwenkte er mit gewandter Curve nach links, um sich das in der Mitte stehende Rathhaus von allen Seiten zu betrachten.

Dabei entging ihm das reizende Köpfchen einer frischwangigen Blondine nicht, die im leichtesten Morgenanzuge am Fenster eines stattlichen Hauses am Marktplatze erschien und sich neugierig zu dem Sänger hinabbeugte.

„Ei," dachte dieser, „das nenne ich mir eine gute Vorbedeutung" und grüßte freundlich hinauf. Und während das Köpfchen sich erröthend zurückzog, ließ er sein Lied um desto heller erschallen.

Das Rathhaus schien sein Interesse verloren zu haben, er spähte nur noch nach den Fenstern in der Hoffnung, vielleicht noch ein so liebliches Vögelchen aus seinem Neste hervorzulocken.

Und er hatte Glück. Denn bald wurde sein Auge von einer zweiten Mädchenerscheinung gefesselt, die ihm noch schöner deuchte, als die erste.

Sie hatte so träumerische große Augen im blassen Gesichte, eine Welt der Sehnsucht schien darin zu liegen, und sie erwiderte seinen Gruß so erstaunt vornehm, fast unmerklich mit dem Kopfe nickend, daß er unwillkürlich den Hut noch eine Weile in der Hand hielt.

Sein Lied wurde jetzt melancholischer, zärtlicher, die Töne schmolzen an der unsichtbaren Gluth innerer Leidenschaft dahin, um bald jedoch, und zwar mit so raschem Uebergange in einen Jodler umzuschlagen, der selbst den kecksten Tonkünstlern unserer modernsten Schule zu gewagt geklungen hätte.

Und wer war die Ursache dieses jähen Ueberganges?

An einem dritten Fenster ein dritter Mädchenkopf mit rabenschwarzen, aufgelösten Flechten, die über einen blühend weißen, üppigen, wohl in der Eile nur halb bedeckten Busen herabfielen.

O Du grundgütiger Himmel! Das war fast zuviel auf einmal für ein 26jähriges Männer- und Künstlerherz! Hatten sich denn die drei Grazien aus ihren olympischen Höhen nach Fichtenstädtel zurückgezogen?

Der fahrende Sänger schwenkte — beide Hände von dem Leitkolben seines Fahrzeuges loslassend — laut jodelnd seinen Hut, warf ihn kurz in die Höhe, fing ihn geschickt wieder auf und schloß sein Lied, das mit den Lerchen um die Wette den Himmel erklettern zu wollen schien, mit einem langangehaltenen hohen Tone.

Seine Rundfahrt um das Rathhaus war beendet. Noch einmal aber machte er, die Arme jetzt auf der Brust kreuzend, in schnellstem Tempo, keck nach den Fenstern schauend, denselben Weg, fand aber nicht mehr, was er suchte: die Mädchen waren verschwunden.

Da ließ er sein Stahlroß langsam noch eine Strecke die Straße

hinaufziehen, im Herzen nicht bange, daß er die drei Schönen wiederfinden werde, und verschwand endlich in dem weiten Thorbogen des Gasthauses zum „goldnen Stern".

II.

Nach etwa zwei Stunden erschien er wieder unter dem Thore in Begleitung des Wirthes zum „goldnen Stern".

Er sah völlig verwandelt aus, trug jetzt einen eleganten schwarzen Frack und eben solche Beinkleider, weiße Weste und Halsbinde und einen Cylinderhut.

Der Wirth hatte ihn katzenbuckelnd bis vor das Thor geleitet und deutete, eifrig sprechend, mit der Hand auf ein kleines, dem Gasthaus schräg gegenüberliegendes Häuschen mit grünen Fensterläden und einem Gärtchen davor.

„Nur ein paar Schritte," schloß er, „Sie können nicht fehlgehen."

Unser Sänger ging sofort leichten Fußes über die Straße nach dem bezeichneten Hause und zog an der Hausglocke.

Ein altes Mädchen öffnete zögernd nur halb die Thür und fragte, was der Herr wünsche? Kaum aber hatte sie einen flüchtigen Blick auf die überreichte Visitenkarte geworfen und die Worte: „Walther Ebeling, Königl. Regierungsbaumeister" gelesen, so öffnete sie die Thür so weit als möglich und rief freudestrahlenden Angesichts in die Hausflur zurück:

„Fräulein, Fräulein, welche Ueberraschung! Der Herr Walther ist da! ich habe ihn ja gar nicht erkannt, ein so feiner Herr ist er geworden!"

„Willkommen in Fichtenstädtel!" erscholl es aus dem Hintergrunde der dunkelen Hausflur und zwei Arme streckten sich dem jungen Baumeister entgegen, die ihn in ein trauliches Stübchen geleiteten.

Hier saß er bald einem ältlichen Fräulein mit angenehmen, klugen Gesichtszügen gegenüber, das sich an seinem Anblick ganz unverhohlen weidete.

Fräulein Lieschen Unverricht war seit Jahrzehnten die intimste Freundin seiner Mutter, mit der sie die Jugend verlebt und von der sie sich erst getrennt hatte, nachdem ihr in Fichtenstädtel durch Erbschaft das Häuschen zugefallen war, in dem sie jetzt den Rest des Lebens verbringen wollte.

„So" — begann das alte Fräulein — „nun hab' ich Dich fürs Erste genug betrachtet, mein lieber Junge; denn so mußt Du mir schon gestatten, daß ich dich auch ferner nenne, Herr Baumeister; und nun erzähle, wie es Deiner Mutter geht, was Dich hierher führt, und warum Du wie ein Brautwerber in Frack und weißer Binde bei mir erscheinst? Daß Du Dein Examen glänzend bestanden, hat mir Deine Mutter natürlich mitgetheilt, aber was willst Du hier in Fichtenstädtel? War nicht eine Reise nach Italien geplant?"

„Du sollst Alles der Reihe nach vernehmen, liebe Tante Lieschen,

auf keine Frage will ich Dir die Antwort schuldig bleiben. Um mit den selbstverständlichen Grüßen meines Mütterchens zu beginnen, will ich dabei bemerken, daß sie, Gott Lob, so frisch und jugendlich heiter ist, wie man es bei einer Dame von fünfzig Jahren selten findet. Ja, zur Bestätigung meiner Behauptung muß ich Dir ein Pröbchen ihres Humors zum Besten geben, mit dem sie ihren eigenen Herrn Sohn noch kürzlich gewaltig ad absurdum geführt hat. — Vor etwa drei Monaten, in der Carnevalszeit, war ich zu einem Maskenball bei einer befreundeten Familie geladen und hatte mich als französischen Cavalier aus der Zeit Ludwigs XIV. gar kunstgerecht und historisch treu herausstaffirt zur großen Freude meines lieben Mütterchens, das ich, wie so oft, wenn ich den Spuren des Vergnügens nachfolgte, zu meinem Leidwesen allein zu Hause lassen mußte. „Laß Dich's nicht verdrießen, mein lieber Marquis," sagte sie lächelnd zu mir, mich noch zu guterletzt mit prüfendem Blicke von oben bis unten musternd, „und sei auf der Hut, daß Du Dein Herz nicht verlierst, denn in Deinen Jahren sitzt es so locker wie die Blüthen auf dem Kräutlein Männertreu, die da herabfallen, wenn man sie kaum berührt." — Hab' keine Sorge, sage ich, ein Marquis läßt sich nur mit einer Marquise ein und eine solche werde ich heut' Abend schwerlich finden. — Ich ging also davon und bewegte mich die erste Stunde stumm unter den anderen Masken, ganz der Beobachtung hingegeben, ohne gerade besonders angezogen oder abgestoßen zu werden. Da plötzlich habe ich die Empfindung, als ob mich Jemand von der Seite recht intensiv betrachtete. Ich wende mich um und denke auch gleich, ich müsse zu Stein werden vor Verwunderung, denn in geringer Entfernung von mir steht ein Figürchen in der Tracht einer Marquise aus Ludwigs XIV. Zeit, so zierlich, so sauber, so elegant, so anmuthig, dazu so durchaus historisch echt und meinem Anzuge entsprechend, daß ich, sobald der erste angenehme Schreck überwunden war, wie ein Stoßvogel auf meine Zeitgenossin zustürze, um mich ihr, wenn möglich, gleich zu Füßen zu werfen. Das war aber leichter gedacht als ausgeführt. Denn mit eidechsenartiger Geschwindigkeit und Findigkeit wußte sie mir aus einem Saale in den andern zu entwischen, hier eine Gruppe von Masken anstandslos durchbrechend, die ich schüchtern zu umgehen gezwungen war, dort irgend eine große Person mir in den Weg schiebend, so daß ich einen unvorhergesehenen Aufenthalt erlitt; kurz, ohne daß eine Absicht dabei zu sein schien, wußte sie mir tausend Hindernisse in den Weg zu legen, mich gewaltig heiß zu machen und mir eine volle Stunde lang zu entgehen. Bei alledem hatte ich sie niemals aus den Augen verloren, und da bekanntlich dasjenige am Meisten reizt, was uns am Schwersten gemacht wird, so wurde ich fast närrisch vor Verlangen, das zierliche Wesen mit ihren geschickten, leichten, anmuthigen Bewegungen anzureden und ihm meine Bewunderung auszudrücken. — Endlich fiel sie wie erschöpft in einem abgelegenen, nur halb erleuchteten Gemach auf einen großen Lehnsessel. Jetzt hatte ich gewonnen Spiel, so dachte ich, und öffnete die Schleusen

meiner Beredsamkeit. Nun, liebe Tante Lieschen, ich will Dich verschonen mit dem, was ich Alles sagte, ich glaube, es war schrecklich albern und ich fürchte, es wurde immer alberner, je tiefer sich die Marquise in Schweigen hüllte, ja, ich fing sogar, als alle meine Künste keinen Eindruck zu machen im Stande waren, an französisch zu radebrechen und versicherte, daß sie mich zum Unglücklichsten aller Sterblichen mache, wenn sie nicht endlich ihr engelsüßes Stimmchen ertönen lasse. Das schlug dem Faß den Boden aus. Die Marquise fing an zu lachen und lachte, lachte, so herzlich, so mit Ueberzeugung und zugleich, wie mir schien, so unerklärlich bekannt, daß ich in völliger Verwirrung dastand und nicht wußte, was ich von mir und von ihr denken sollte. „Marquise," rief ich endlich aus, „Sie haben aus mir einen completten Narren gemacht!" worauf sie sich die Larve vom Gesicht riß und noch immer lachend entgegnete: „ich muß mir ausbitten, von meinem einzigen Sohne mit etwas mehr Respect zu sprechen!" — Ich fühlte, daß ich kreidebleich im Gesicht wurde: vor mir stand mein Mütterchen."

Tante Lieschen lachte aus vollem Herzen.

„Daran erkenne ich meine alte lustige Freundin", sagte sie, „die in der Pension vor nunmehr 35 Jahren durch ihre Ausgelassenheit zuweilen die eingetrocknetsten Philisterseelen zu wahrer Heiterkeit befreien konnte. Wohl ihr, daß sie sich diese Gabe erhalten hat! Nun aber weiter im Text, mein Herr Baumeister."

Walther fuhr fort: „Was meine projectirte Reise nach Italien betrifft, so hat es damit vorläufig noch gute Wege, denn soeben erst habe ich die Arbeiten vollendet, mit denen ich mir mein Reisestipendium von einem hohen Ministerio erwerben will. Bis die Entscheidung fällt, vergehen noch Monate und wie fraglich der Erfolg für mich ist, das wirst Du, Tante Lieschen, leicht ermessen, wenn Du jemals einem Wettrennen beigewohnt hast, wo so viele berufen sind und doch nur Einer auserwählt wird. So konnte es mir also nur lieb sein, als ich jetzt den Auftrag von der Regierung erhielt, die ersten Arbeiten bei dem Bau des neuen Irrenhauses zu leiten, das hier auf städtischem Grund und Boden errichtet werden soll. Schon gestern habe ich alle meine Siebensachen in das Gasthaus zum „goldnen Stern" vorausgesandt und bin heute Morgen, fast mit der lieben Sonne zugleich, von der letzten Bahnstation aus, hoch zu Stahlroß in dieses reizend gelegene Städtchen eingezogen."

„Wie?", unterbrach ihn Tante Lieschen hier erstaunt und ergriff ihn bei der ausgestreckten rechten Hand, „Du warst der fahrende Sänger, der ganz Fichtenstädtel alarmirte und über dessen wunderlichen Einzug alle Nachbars- und Gevattersleute beim Morgenkaffee sich in tausend Vermuthungen ergingen? Meine alte Barbe hörte davon beim Bäcker reden und brachte mir die Neuigkeit warm mit den noch warmen Frühstückssemmeln. Sprich doch, du warst es wirklich?"

„Was setzt Dich dabei so in Erstaunen, Tante Lieschen? Freilich war

ich's, und ich denke, die guten Fichtenstädteler werden sich daran gewöhnen, ihren Baumeister in diesem Aufzuge zu sehen, denn ich liebe mein Stahlroß gar sehr."

„Ihr Ebelings seid einmal wunderliche Leute, die immer etwas Apartes gehabt haben! — Aber der feierliche Frack, die weiße Binde, was sollen die bedeuten?"

„Sie sollen bedeuten, daß ich nicht gesonnen bin, mein Leben hier in Sack und Asche zu vertrauern, sondern daß ich gleich heute am Sonntage, wo ich wohl Alle zu Hause treffe, bei den Spitzen der Gesellschaft meinen Besuch machen und mich als lustigen Kumpan zur Verfügung stellen will! Ich sage Dir, Tante Lieschen, Fichtenstädtel birgt Juwelen der herrlichsten Art in seinen Mauern, das habe ich schon gesehen, und ich bin nicht der Mann, an ihnen bewunderungslos vorüberzugehen!"

Tante Lieschen schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn," sagte sie lächelnd, „aber in einem Punkte irrst Du Dich gewaltig."

„Nämlich?"

„Daß Du glaubst, hier ein lustiges Leben zu finden! Ja, grade Deine Anwesenheit wird die guten Fichtenstädteler stets daran erinnern, wie fröhlich sie früher gelebt haben und wie der Geist der Zwietracht nunmehr die Oberhand gewonnen und alle Freude zerstört hat!"

„Wie? Meine Anwesenheit? Erlaube, daß ich nunmehr gewaltig erstaune und löse mir das Räthsel."

„Der Bau des neuen Irrenhauses ist der Grund zu unendlichen Streitigkeiten gewesen. Jahrelang haben die Väter der Stadt sich in den Haaren gelegen, ehe der Platz für das Gebäude gefunden war, und als man ihn endlich gefunden und die Regierung ihn übernommen hatte, da standen drei Parteien in Haß und Erbitterung sich gegenüber und jede gemeinsame Lustbarkeit, jedes friedliche, einträchtige Zusammensein war für immer vorbei. Ein finsterer Geist schwebt über unserem, von der Natur so lieblich ausgestattetem Städtchen und hält Aller Herzen in traurigem Bann."

„Ei was! Dem sollte nicht abzuhelfen sein? Das müßte mit dem Teufel — pardon! — zugehen! Hier, Tante Lieschen, ist Papier und Bleistift, und nun bitte, nenne mir Namen und Wohnung der Honoratioren, damit ich allsogleich mein Werk beginnen kann. Ich will doch sehen, ob ich den düsteren Bann nicht breche!"

Diesen pathetisch ausgesprochenen Worten wußte Tante Lieschen nichts als ein helles Lachen entgegenzusetzen, worauf sie sich beeilte, die vornehmsten Namen der Stadt mit Rang, Titel und Wohnung herzuzählen, die Walther Ebeling sofort in sein Notizbuch eintrug.

„So," sagte er, als Tante Lieschen eine stattliche Reihe von Namen

genannt und diese als die gewichtigsten bezeichnet hatte, „so, nun kann das Werk beginnen, „ich hoffe, es wird ein gutes werden."

Er steckte sein Notizbuch in die Seitentasche, erhob sich, küßte Tante Lieschen die Hand und fügte hinzu: „Gieb mir Deinen Segen, treueste aller Tanten, denn nach den Händen meines lieben Mütterchens sind die Deinen wohl die heiligsten, und ich preise mich glücklich, hier in der Fremde unter ihrem Schutze zu stehen."

„Unverbesserlicher Spötter!" sagte Tante Lieschen und gab ihm einen leichten Backenstreich auf die rosig angehauchten Wangen, „hier sollst Du meine Hand fühlen, zum Zeichen, daß ich Ernst aus Deinen Worten machen will, Du Loser."

„Wie kannst Du nur denken, daß ich scherze," erwiderte er treuherzig und mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen!" verließ er das Zimmer.

Tante Lieschen sah ihm aus dem Fenster nach und als sie ihn so leichtfüßig in seiner frischen Jugendlichkeit dahinschreiten sah, schlich sich ein leiser Seufzer über ihre welken Lippen und sie flüsterte kaum hörbar: „ein Sohn!"

III.

Walther Ebeling hatte sich in dreien seiner Voraussetzungen nicht geirrt.

Erstens traf er fast alle gewichtigen Persönlichkeiten zu Hause; — welcher Umstand kein sehr günstiges Licht auf den Kirchenbesuch der Fichtenstädteler wirft.

Zweitens gehörten die Väter der drei schönen Mädchen, die ihm als ein so liebliches Omen beim Eintritt in das Städtchen erschienen waren, zu den Honoratioren.

Drittens wurde er bereits bei diesem ersten Besuche den drei jungen Damen vorgestellt.

Im Allgemeinen läßt sich von seinen Besuchen sagen, daß sie durchweg denselben Charakter trugen: er wurde mißtrauisch und kühl empfangen, nach seinen ersten Worten freundlicher zum Sitzen aufgefordert und beim Abschiede mit warmem Händedruck zur Wiederholung seines Besuches und zum Erscheinen beim heutigen Frühschoppen im Wirthshaus zur „Krähe" aufgefordert.

Um diesen Erfolg zu erzielen, brauchte Walther Ebeling in jedem Falle kaum mehr als fünf Minuten, bei den Vätern der drei Schönheiten dehnte er dagegen seinen Besuch auf zehn Minuten aus, weshalb es billig erscheint, daß auch wir ein wenig länger dabei verweilen.

In derselben Reihenfolge, in welcher er die jungen Damen zuerst gesehen hatte, wollte er sie auch jetzt wiedersehen und darum begann er mit dem Vater der Blondine, einem Billardkugelfabrikanten.

Man ließ ihn zunächst in der „guten Stube" etwas warten.

Während er sich in die Betrachtung eines, an der Wand unter Glas

und Rahmen hängenden Ehren-Diploms versenkte, das dem Billardkugelfabrikanten Ernst Christoph Däglau wegen seiner vorzüglichen Elfenbeinbälle von irgend einem Ausstellungs-Comité ertheilt worden war, bemerkte er, wie die Thür zum Nebenzimmer ganz leise und nur so weit, daß man eben hindurchschielen konnte, geöffnet wurde und ein nicht mehr unbekanntes, tiefblaues Auge ihm entgegenblitzte, das sofort wieder hinter der geschlossenen Thür verschwand, als seine eigenen Augen durchdringend sich auf den Thürspalt richteten.

Gleich darauf erschien Herr Däglau selbst.

Er lieferte in seiner Erscheinung den Beweis, daß der Gesichtsausdruck des Menschen unwillkürlich von den Dingen seiner Umgebung und Beschäftigung beeinflußt wird. Sein runder Kopf nämlich mit der glänzenden Glatze glich genau einer Billardkugel, der ein Witzbold mit Kohle oder schwarzer Farbe ein paar Augen eingezeichnet und einen Bart à la Henri quatre angeklebt hat.

Er machte ein sehr verdrießliches Gesicht und brachte mit Noth die Worte hervor: „Was verschafft mir die Ehre?“

Walther Ebeling verbeugte sich kurz, indem er seinen hübschen Kopf ein wenig zur Seite neigte und in die Augen einen so liebenswürdigen Ausdruck zu legen wußte, daß sein Gegenüber nichts Anderes daraus lesen konnte, als: die Ehre ist ganz auf meiner Seite.“ Dann sagte er bescheiden, aber sicher: „Von der Königlichen Regierung damit beauftragt, die Vorarbeiten zum Bau des neuen Irrenhauses zu leiten, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, mehrere Monate in dieser löblichen Stadt zuzubringen. Damit ich mich dieser Ehre aber würdig mache, hielt ich es für meine Pflicht, mich den Spitzen der Bürgerschaft, zu deren hervorragendsten auch Sie, geehrter Herr gehören, vorzustellen. Ich bitte um Ihr gütiges Wohlwollen.“

Er verneigte sich wiederum, indem er bei sich dachte: „etwas stark aufgetragen, aber das thut nichts, ich weiß, wie die Herren zu nehmen sind.“

Herr Däglau machte ebenfalls einen Diener und sein glattes Gesicht erglänzte dabei von freudigstem Stolze. „Das scheint ja ein sehr verständiges Herrchen zu sein,“ dachte er bei sich und forderte nunmehr den Herrn Baumeister auf, gefälligst Platz zu nehmen.

„Jawohl,“ sagte er dann, sich in die Brust werfend, „ich bin eine der einflußreichsten Personen der Stadt, und mir hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß der Bau des Irrenhauses überhaupt genehmigt worden ist; ich habe nämlich —“ und Herr Däglau holte dabei aus, als ob er im Sinne führte, eine seiner schwungvollsten Reden zu halten, deren Ende niemals abzusehen war.

Walther fühlte das sofort und wußte geschickt vorzubeugen.

„Denken Sie,“ warf er, wie erschrocken, daß man das Gegentheil annehmen könnte, ein, „denken Sie, daß man davon bei einer hohen Regierung

nicht unterrichtet wäre? O, glauben Sie mir, das echte Verdienst hat bei uns zu Lande noch immer seine Anerkennung gefunden, und der Erfolg wird nicht ausbleiben."

Hierbei hatte Walther geheimnißvoll gelächelt und mit der linken Hand bedeutungsvoll an das oberste Knopfloch seines Fracks gegriffen.

Herr Däglau saß eine Zeit lang starr vor freudigem Erstaunen da und stierte auf seinen Gast. Das Ziel seiner heißesten Wünsche, ein Orden, sollte ihm so nahe gerückt sein?

„Ist es möglich —?" stotterte er endlich.

„Zweifeln Sie nicht daran," erwiderte Walther, sicher gemacht durch den raschen Erfolg seiner Worte, „zweifeln Sie nicht; noch ehe ein halbes Jahr vergeht, wird Ihre verehrte Gattin, Ihr liebenswürdiges Fräulein Tochter an der Seite des decorirten Gatten und Vaters einhergehen."

„Meine Gattin ist leider todt," sagte Herr Däglau kleinlaut, den Kopf ein wenig senkend, „aber woher wissen Sie, daß ich eine Tochter habe?" setzte er, sofort wieder seine selbstbewußte Haltung annehmend hinzu.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, sie von der Straße aus zu begrüßen, als ich heut Morgen meinen Einzug in die Stadt hielt."

„Nicht möglich! Waren Sie etwa der Sänger, von dem mir meine Tochter berichtet hat?"

„Ich war so kühn," sagte Walther ruhig.

Herr Däglau sprang auf und rief in freudiger Erregung, — sein Kopf glich jetzt der sogenannten rothen Karolina des Billardspieles —: „Mariechen, Mariechen!" und sofort, als ob sie längst dieses Winkes gewärtig gewesen, erschien Mariechen Däglau in der Thür.

Feierliche Vorstellung!

Mariechen Däglau glich ihrem Vater sehr wenig, ein Umstand, der durchaus zu ihren Gunsten angeführt werden muß. Sie war eine üppige Blondine mit fast überreichem goldigem Haar, das die weiße Stirn in tausend muthwilligen Löckchen umrahmte, ihre Wangen glichen der sammetweichen, reifen Pfirsichfrucht und in den dunkelblauen Augen lag soviel Schamhaftigkeit bei aller begehrlichen Munterkeit, daß Walther Ebeling mit Entzücken dieses gelungene Werk der Natur betrachtete und seiner Bewunderung desselben rückhaltlosen Ausdruck gab. Er bedauerte, daß ein Tizian nicht zugegen sei, die unvergleichliche Farbe dieses Haars, das wunderbare Colorit der Wangen zu verewigen.

Mariechen erschien äußerst verwirrt über solche, ihr nur halbverständliche Schmeicheleien, fand sie aber im Grunde ihres Herzens doch sehr wohlthuend. Ja, der Vergleich, den sie unwillkürlich im Geiste zwischen dem vor ihr stehenden Jüngling und ihrem Anbeter und Bewerber, einem ehrsamen Handschuhmacher, anstellte, fiel so zu Ungunsten des letzteren aus, daß sie im Augenblick alle Treue und Liebe zu ihm verloren zu haben schien.

Vater und Tochter waren in bester Stimmung, der Herr Baumeister

hatte ihnen in wenigen Minuten soviel Angenehmes gesagt, als sie sonst in einem ganzen Jahre nicht hörten, so daß sie es aufrichtig bedauerten, als er schon aufstand und sich verabschiedete.

Man gab ihm das Geleit bis an die Hausthür, er mußte wiederholt versprechen, recht bald wiederzukommen und noch auf der Straße rief ihm Herr Däglau nach: „Vergessen Sie den Frühschoppen in der „Krähe" nicht!"

„Ein prächtiger Mensch," äußerte sich Herr Däglau, als er mit seiner Tochter die Treppe wieder hinanstieg, „und denke Dir, was er mir in Aussicht gestellt hat!"

„Ich weiß, ich weiß," fiel Mariechen lebhaft ein, „ich habe Alles gehört."

Welch' neue, ungeahnte, sich zu den lieblichsten Zukunftsarabesken verschlingende Gedankenreihe hatte dieser Besuch in den Herzen des Vaters und der Tochter angeregt!

IV.

Inzwischen ging unser Baumeister munteren Schrittes dem Hause zu, in dem er die ätherische Jungfrau mit den schwärmerischen Augen erblickt hatte.

„Mariechen ist allerliebst," dachte er bei sich, „es ist doch etwas Wunderbares um ein so schönes Menschenbild. Wie warm, wie froh, wie glücklich einem bei seinem Anblick das Herz schlägt! Ob die zweite an sie heranreichen wird? Es scheint mir das kaum möglich! Doch, aufgepaßt! da bin ich schon."

Und er betrat das Haus des Zimmermeisters und Stadtältesten Pfotenhauer.

Dieselbe kühle Aufnahme!

Herr Pfotenhauer war ein starker, großer Mann mit kurzgeschorenen, bis tief in die Stirn hineingewachsenem, leicht angegrautem Haupthaar, kühn gebogener Adlernase und klugen braunen Augen in einem gesunden, bartlosen Gesicht, im Ganzen eine imponirende Persönlichkeit, die, wie sie jetzt in fast drohender Haltung nach dem Begehr des kleinen Baumeisters fragte, den Vergleich zwischen Goliath und David unwillkürlich hervorrief.

Wie ein Schüler, der seine Lection gut auswendig gelernt hat, wiederholte Walther Ebeling wortgetreu die Eingangsworte seines Besuches bei Däglau.

Dieselbe Wirkung!

Ein Lächeln glitt über die angenehmen Züge des Herrn Pfotenhauer und mit freundlicher Handbewegung forderte er seinen Gast zum Sitzen auf.

„Wissen Sie, Herr Baumeister," sagte er mit lauter Stimme — denn im Nebenzimmer begann eben eine sichere Hand auf dem Clavier „das Gebet der Jungfrau" zu spielen — „wissen Sie, daß mir die Galle aufsteigt, wenn ich an dieses vermaledeite Irrenhaus denke? Der reine

Wahnsinn ist es, das Gebäude auf jene Stelle zu setzen, gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt hätte es errichtet werden müssen! Glauben Sie mir, ich persönlich habe nicht das geringste Interesse daran, aber natürlich — Däglau und Consorten, auf deren Grund und Boden —" und nun erging sich Herr Pfotenhauer in einigen derben Redensarten, welche die Stärke und Heftigkeit des Kampfes in der Stadtverwaltung bei Gelegenheit der Irrenhausfrage lebhaft vergegenwärtigten.

Mit leisem zustimmendem Kopfnicken und trübem Lächeln auf den Lippen klopfte Walther Ebeling mit der rechten Hand Herrn Pfotenhauer auf die Knie und sagte theilnahmsvoll:

„Warum, verehrter Herr College —" schon bei dem Worte „College", mit dem der Königliche Baumeister den einfachen Zimmermeister anredete, strahlte das Gesicht Herrn Pfotenhauers — „warum, verehrter Herr College, ereifern Sie sich mir gegenüber, der ich bei einer anderen Verwaltung dieselbe Erfahrung wie Sie machen muß? Wundern wir uns doch nicht, daß das Gold so selten, das Blech so häufig ist, sollen wir uns wundern, daß auf Seiten der Minorität weit häufiger das Recht zu finden ist, als umgekehrt?"

„Wahrhaftig, da haben Sie durchaus die Wahrheit gesagt, Herr Baumeister," erwiderte Herr Pfotenhauer, seinem Gast kräftig die Hand schüttelnd.

„Und Sie sind nicht der Mann," fuhr Walther Ebeling zuversichtlich fort, „sich durch solche Erfahrungen die Laune und die Lust am Leben verderben zu lassen —"

„Warum, wenn ich bitten darf?"

„Denn in Ihrem Hause waltet, wie ich mit Entzücken vernehme, die Kunst, die edle Trösterin im menschlichen Jammerthale, in dem es doch eigentlich recht erträglich und hübsch ist."

Er sagte sich, daß es nunmehr die höchste Zeit sei, das Madonnengesicht aus dem Nebenzimmer — sei es auch, durch welche Mittel immer — herauszulocken und fuhr daher fort:

„Ich gestehe, ich brenne vor Verlangen, der Künstlerin, die sich nebenan vernehmen läßt, meine Bewunderung auszusprechen. Ist es Ihre Frau Gemahlin oder etwa Ihr Fräulein Tochter?"

„Meine Frau ist in der Kirche, es ist meine Tochter."

Und Herr Pfotenhauer hatte schon die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und rief nun hinein:

„Selma, willst Du nicht einmal hereinkommen?"

Walther Ebeling war bis an die Thür gefolgt und sah nun, wie sich eine schlanke, edle Mädchengestalt von etwa zwanzig Jahren mit den verfeinerten Gesichtszügen des Vaters, schlichtem braunem Haar und großen, klugen und stillen Augen vor dem Clavier erhob und erröthend näher trat.

Sie hielt es für schicklich, merken zu lassen, daß ihr die Störung nicht angenehm war.

„Was willst Du, Papa?“ fragte sie, scheinbar sehr erstaunt, obgleich sie den fahrenden Sänger von heut Morgen sofort erkannt hatte und sich durch seinen Anblick — sie wollte sich selbst nicht erklären, warum? — einigermaßen erfreut fühlte.

„Herr Baumeister Ebeling, der zu längerem Aufenthalte in unsere Stadt eingezogen ist, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen, liebes Kind,“ sagte Herr Pfotenhauer und führte sie herein.

„O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein, es lag keineswegs in meiner Absicht, Sie in Ihrer Kunstausübung zu stören, ich hatte nur den Wunsch geäußert, der Künstlerin meine Bewunderung aussprechen zu dürfen.“

Selma erröthete und erwiderte gereizt, — denn sie besann sich sofort auf eine Scene in ihrer Lieblingsschriftstellerin Marlitt, wo das Liebespaar sich zuerst schroff gegenüber tritt:

„Ich kann nicht hoch von Ihren künstlerischen Ansprüchen denken, wenn Sie mein Spiel bewundern.“

Der Vater lächelte befriedigt über diese Antwort seiner Tochter und Walther Ebeling dachte bei sich: „sie scheint klug zu sein, das macht sie nur schöner,“ und vertiefte sich desto eifriger in ihren Anblick. Er glaubte eine gewisse Aehnlichkeit mit der Sixtinischen Madonna herauszufinden.

„Der Herr Baumeister ist wahrscheinlich selbst ein tüchtiger Musikkünstler,“ sagte Herr Pfotenhauer, nachdem man sich gesetzt hatte, um die scharfe Antwort seiner Tochter etwas zu mildern.

„Nur in sehr geringem Maße,“ erwiderte Walther achselzuckend. Selma aber dachte, ihn von der Seite betrachtend: „Du lügst, ich habe Dich ja singen hören und weiß, daß Du gut singst.“

„Und welches Instrument spielen Sie?“ fragte sie laut, ihn mit ihren großen Augen durchdringend ansehend.

„Die Zither.“

„Die Zither?“ riefen Vater und Tochter wie aus einem Munde erstaunt aus.

„Warum setzt Sie das so in Erstaunen?

„O, wir lieben die Zither so sehr, meine Frau und ich und meine Tochter; wir haben sie vor zwei Jahren sehr oft und gut auf einer Reise in Tyrol spielen hören und seitdem nie wieder,“ sagte Herr Pfotenhauer lebhaft und fuhr dabei zwei, drei Mal heftig mit der Hand durch das kurze, starke Haar.

Selma aber blickte träumerisch in die Ferne und sie sah vor sich eine ganze Alpenlandschaft und den Zitherspieler mit dem krausen Lockenkopf, den sie so lieb gewonnen und der immer versprochen hatte zu schreiben und nach Fichtenstädtel zu kommen, und es doch bisher nicht gethan hatte.

„Dann können Sie wohl auch das Lied vom himmelblauen See?“ fragte sie nach kurzer Pause zerstreut.

„Freilich, freilich!“ erwiderte Walther und begann den Anfang des Liedes halblaut vor sich hin zu singen: „Zwischen hohen Bergen und dem tiefen Thal ꝛc.“

„O, das müssen Sie uns oft singen, das müssen Sie uns oft zur Zither singen,“ rief Herr Pfotenhauer, ganz von angenehmen Erinnerungen überwältigt, „meine Frau wird außer sich sein vor Vergnügen. Versprechen Sie uns das, Herr Baumeister, nicht wahr, Sie kommen recht bald?“

„Nur zur gern, Herr College, nur zu gern, verlassen Sie sich darauf,“ erwiderte Walther mit einem Blick auf Selmas Madonnengesicht, der von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zeugte.

Auch Selma wiederholte mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme die Bitte, er solle wiederkommen.

Nachdem Herr Pfotenhauer noch darauf aufmerksam gemacht, daß heute, als am Sonntage, um 12 Uhr in der „Krähe“ ein allgemeiner Frühschoppen stattfinde, bei dem Walther wohl nicht fehlen werde, verabschiedete sich dieser von Vater und Tochter so herzlich, als ob er in ihrem Hause schon jahrelang verkehrt hätte.

„Was sagst Du zu diesem Baumeister?“ fragte Herr Pfotenhauer seine Tochter, als Walther kaum verschwunden war, und sah ihr dabei tief in die Augen.

„Er ist nicht sehr groß,“ erwiderte Selma sich verlegen abwendend und verschwieg ihrem Vater, daß sie ihn schon am Morgen gesehen und singen gehört, und daß sie jetzt bemerkt hatte, wie hübsch und klug er aussehe.

V.

„Selma ist offenbar klüger als Mariechen, reizend aber sind sie alle Beide, und wenn sie zugleich vor mir ständen und ich müßte mich entscheiden, welcher ich den Preis ertheilen sollte, es würde mir wirklich schwer werden, sehr schwer; aber eine herrliche, echt dramatische Situation! Schon der Gedanke allein macht mich glücklich! Wie kann es nur Menschen geben, die nicht glücklich sind! Wie die Sonne lacht und wie lind die Mailuft weht! Der alte Goethe hat wie immer Recht:

Der Du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß!“

So monologisirte Walther Ebeling auf dem Wege nach der dritten Schönheit und blickte entzückt in den blauen Himmel hinein.

Doch er war schon am Ziele; er betrat das Haus des Herrn Fantini, berühmten Zuckerbäckers aus der italienischen Schweiz, der einst als junger Mensch auf einer Reise durch Deutschland in Fichtenstädtel krank liegen geblieben war, und später die Tochter seines Wirthes und Pflegers ge-

heirathet hatte. Seitdem war es ihm von Jahr zu Jahr besser gegangen, er hatte das deutsche Heimatsrecht und dazu ein hübsches Vermögen erworben und lebte mit seiner einzigen Tochter Stella in recht guten Verhältnissen.

Als Walther Ebeling die Hausthür öffnete, floh vor ihm eine weibliche Gestalt, wie ein Vogel, den der Jäger aufgescheucht hat, die Treppe hinauf und verschwand hinter einer laut zugeschlagenen Thür.

Er hatte aber die schwarzen Aeugelein funkeln und die schwarzen Zöpfe fliegen sehen, und er wußte, wer vor ihm geflohen und daß auch er erkannt worden war.

Langsam ging er die Treppe hinauf und stand dann vor drei geschlossenen Thüren, einem halblauten, in italienischer Sprache lebhaft geführten Zwiegespräch horchend, das hinter einer der Thüren geführt wurde.

Es handelte sich augenscheinlich um ihn.

Er besaß so viel Kenntniß der italienischen Sprache, daß er einige Ausrufe verstand: „Ich bin für Niemand zu sprechen! ich will mich jetzt rasiren! wer ist es denn eigentlich? wird ein reisender Bäckergesell sein!“

Was darauf geantwortet wurde, konnte Walther nicht verstehen, er vernahm nur ein leises Geflüster.

Ohne sich lange zu besinnen, pochte er mit fester Hand an die mittelste Thür, so laut, daß man es auch hinter den beiden anderen hören mußte.

„Corpo di Baccho!“ hörte er drinnen fluchen, dann wurde wieder eine Thür zugeschlagen und endlich der Schlüssel in der mittleren herumgedreht und geöffnet.

Mit vorgebundener Serviette, halbrasirtem Gesicht, das Messer in der Hand, erschien Herr Fantini, ein hagerer, schwarzäugiger Italiener, mit wüthender Geberde auf der Schwelle. Er hatte offenbar die Absicht, ein furchtbares Donnerwetter gegen den Störenfried loszulassen, stockte aber doch beim Anblick des in ruhiger Sicherheit mit lächelnder Miene sich verbeugenden jungen Mannes.

„Womit kann ich zu Diensten sein?“ sagte er dann mürrisch, in seiner Aussprache den Italiener verrathend.

Walther Ebeling sagte sein Sprüchlein her, machte aber hier folgenden Zusatz: „Da ich jedoch sehe, daß Sie hochverehrter Herr, in einer sehr wichtigen Beschäftigung begriffen sind, die weniger als jede andere eine Störung verträgt, so bitte ich, meine Ungeschicklichkeit zu verzeihen, und mir ein andermal zu gestatten —“

Herr Fantini ließ ihn aber nicht aussprechen, sondern, heftig den Kopf schüttelnd, rief er aus:

„Nein, nein! Bitte gefälligst hereinzutreten, ich werde gleich so weit sein. Wollen Sie nur Platz nehmen, meine Tochter wird Ihnen solange Gesellschaft leisten. Stella! Stella!“

Und während Herr Fantini sich eiligst zurückzog, um seine Toilette

zu vollenden, erschien Stella im Zimmer, machte einen tiefen Knix und forderte Walther zum Sitzen auf.

Bei Stellas Anblick empfand Walther einen freudigen Schreck, er fühlte sein Herz schneller pochen und das Blut zu Kopf steigen.

Es war aber auch eine bezaubernde Erscheinung!

Das volle, schwarze Haar, der elfenbeinfarbige, in den Wangen sich schwach röthende Teint, das feine Näschen und die kurze Oberlippe, welche die weißen Zähne nicht völlig zu verdecken im Stande war, die nicht großen, aber gluthvollen Augen, — bezaubernde Augen sind niemals sehr groß — endlich die bei aller Ueppigkeit graziöse Figur bildeten ein wunderbar harmonisches Ganze.

„Sie müssen meinen Vater entschuldigen, er ist etwas heftiger Natur, Sie haben gewiß gehört —" und sie fing bei dem Gedanken an den italienischen Wortwechsel mit ihrem Vater allerliebst zu kichern an, sodaß man alle ihre weißen Zähnchen sah.

„O, mein Fräulein, ich habe nichts zu entschuldigen, ich habe nur dem Schicksal zu danken, daß ich auf diese Weise sofort das Glück hatte, mit Ihnen Bekanntschaft zu machen."

„Die haben wir ja schon heute früh gemacht," fiel sie rasch ein; „was haben Sie für eine schöne Stimme und wie können Sie dieselbe nur so zwanglos gebrauchen, während Sie das Zweirad lenken?"

„O, das ist durchaus nicht schwer —"

„Wenn man es kann," setzte sie lachend hinzu.

Er lachte herzlich mit und sie lachten Beide noch eine Zeit lang, ohne zu wissen, warum.

„Ihre Stimme muß zu italienischem Text ganz besonders gut klingen," sagte sie dann wieder ernster.

„Das sollen Sie später selbst beurtheilen," und er intonirte ganz leise, wie zur Probe, indem er zugleich auf ihren Namen anspielte, eine italienische Volksweise:

„In mare alto
In procellà,
Invoco te, o
Amata stella."

Eine dunkle Röthe überflammte plötzlich ihr ganzes Gesicht.

„Wird es gehen?" fragte er.

„Ich denke nur zu gut," erwiderte sie leise.

Es war die höchste Zeit, daß Herr Fantini erschien, denn Beide waren auf dem besten Wege, sich schnurstracks in einander zu verlieben.

Herr Fantini aber gab ihren Gedanken sofort eine andere Richtung, indem er eintretend zu Walther begann:

„Also Sie sind der Mann, der den vielen verdrehten Köpfen in

Fichtenstädtel durch den Bau eines Irrenhauses noch einige Dutzend hinzufügen will? Hören Sie, das ist eine abscheuliche Idee!"

„Für die ich meine Wenigkeit nicht verantwortlich zu machen bitte," erwiderte Walther, sich höflich verneigend.

„Es sollte auch nur ein Scherz sein; obgleich uns hier wegen dieses verd— Irrenhauses alles Scherzen und Lustigsein vergangen ist."

„Ich hoffe, mit dem Bau desselben wird auch die alte Fröhlichkeit zurückkehren," gab Walther mit einem bedeutsamen Blick auf Stella vertrauensvoll zur Antwort.

„Da haben Sie bessere Hoffnungen als ich und die Anderen hier," sagte Herr Fantini, seine mageren Beine übereinander legend. „Sie können sich am besten von der Stimmung überzeugen, wenn Sie heute den Frühschoppen in der Krähe besuchen, bei dem alle Stimmführer und ihr Anhang zugegen sind —"

„Und von dem die Herren immer so spät nach Hause zurückkehren, daß gewöhnlich der Braten verbrennt und das Mittagessen untauglich geworden ist," warf Stella mit halb lächelnder, halb schmollender Miene dazwischen.

„Willst Du wohl schweigen!" rief der Vater gutmüthig polternd, „wenn man sich die ganze Woche gequält hat, darf man sich am Sonntag schon einmal gütlich thun."

„Aber ich, ich muß immer allein sitzen und warten," erwiderte Stella, die Augen niederschlagend.

„Warum hast Du Dich mit Selma und Marie verzankt!"

„Da seid Ihr Väter doch allein daran Schuld," antwortete sie heftig und kehrte dem Vater halb den Rücken zu.

„Na, warte nur, es wird schon wieder besser werden," sagte er, die Richtigkeit der letzten Bemerkung Stellas anerkennend.

Walther aber erhob sich und sagte zu Stella gewendet:

„Ich werde an dem Frühschoppen auch Theil nehmen und verpflichte mich, Ihren Herrn Vater rechtzeitig nach Hause zu geleiten."

„Wenn Sie das vermöchten?" erwiderte sie zweifelnd.

„Warum nicht?"

„Na, na, versprechen Sie nicht zu viel," sagte Herr Fantini, hell auflachend, und erhob sich ebenfalls.

„Wenn der Herr Baumeister für Mittag noch nicht versagt ist, könnte er ja bei uns speisen," sagte Stella rasch, und gleich darauf über ihre Kühnheit heftig erschreckend, deckte sie mit dem rechten Zeigefinger ihr kleines Mündchen zu, indem sie, einer Strafe gewärtig, zu ihrem Vater aufblickte.

Dieser hatte seine Augen weit aufgerissen und starrte seine Tochter verwundert an. Dann wandte er sein Gesicht langsam Walther zu, und als er diesen mit vergnügtem Lächeln, als ob er nur auf die Einladung wartete, vor sich stehen sah, so erwiderte er:

„Wenn der Herr Baumeister mit unsrer einfachen Kost zufrieden sein will, so würde mich das sehr freuen.“

„Und wenn Sie mir Wasser und Brod vorsetzten, so würde ich doch in so angenehmer Gesellschaft Nectar und Ambrosia zu verzehren glauben“, erwiderte Walther mit sehr gewagter Schmeichelei, die aber bei dem alten Italiener und seinem Töchterlein die beabsichtigte Wirkung durchaus nicht verfehlte.

Man trennte sich mit Händeschütteln und a rivederci-Rufen in allseitiger bester Laune.

Walther Ebeling gab alle weiteren Besuche auf, eilte in sein Gasthaus und während er dort sich seines Fracks und seiner schwarzen Beinkleider entledigte, um bequemere Kleidung anzuthun und sich nach der „Krähe“ zu begeben, sang er unausgesetzt mit lauter Stimme vor sich hin:

„In mare alto,
In procellà,
Invoco te, o
Amata stella!“

Es war ihm, als hätte er schon einen Athemzug echt italienischer Luft genossen.

VI.

In der „Krähe“ hatte sich inzwischen die Stammgesellschaft vollzählig eingefunden.

Nicht mehr wie früher saßen all' die Biedermänner an einem einzigen langen Tische vereinigt, sondern der ziemlich enge Raum wurde von drei runden Tischen eingenommen, an deren jedem die Vertreter einer Bürgerpartei Platz gefunden hatten.

Die Unterhaltung war bereits eine sehr lebhafte. Den Hauptgesprächsstoff bildete natürlich der neuangekommene Baumeister und das Irrenhaus, und jeder Tisch war heute ganz besonders heftig in der Vertheidigung seines bisher eingenommenen Standpunktes.

Der Billardkugelfabrikant Däglau, Präsident des ersten Tisches, hatte heimlich seiner Tafelrunde zu berichten gewußt, daß der Baumeister ganz auf seiner Seite stehe und daß er dies gewiß auch dadurch kund thun würde, daß er an ihrem Tische Platz nähme.

Ganz dasselbe hatten die Herren Pfotenhauer und Fantini, die Präsidenten der beiden anderen Tische, ihren Genossen zugeraunt, und es herrschte daher eine allgemeine, nur zu begreifliche Spannung auf das Erscheinen des Baumeisters.

Endlich wurde die Thür geöffnet und Walther Ebeling trat in seinem grauen Anzuge, ein Blümchen im Knopfloch, strahlenden Auges ein.

Sofort hatte er die kritische Lage, in der er sich den drei Tischen gegenüber befand, durchschaut.

Sofort aber auch wußte er, was er zu thun hatte.

Nachdem er sich nach allen Seiten hin freundlich verneigt hatte, ergriff er einen in der Ecke stehenden Stuhl, schwang ihn über seinen Kopf in die Höhe, schritt ohne zu zaudern, als könnte es für ihn in der ganzen Welt keinen anderen Platz geben, in die Mitte der Stube und setzte seinen Stuhl so geschickt in den Raum, der von allen drei Tischen begrenzt wurde, daß er thatsächlich an keinen oder doch, wenn man wollte, an jeden derselben zu sitzen kam.

Die darauf eintretende allgemeine Stille des Staunens sich sofort zu Nutze machend, erhob er sich wieder, stellte sich wie ein Redner hinter seinen Stuhl und begann:

„Meine hochverehrten Herren! Sie haben mich, obwohl ich erst heute hier in Fichtenstädtel eingezogen bin, bereits der Ehre gewürdigt, in diesem erlauchten Kreise erscheinen zu dürfen. Ich bin mir vollkommen des hohen Vorzuges, der mir dadurch zu Theil geworden, bewußt und werde nach Kräften bemüht sein, mich desselben würdig zu machen. Indem ich Ihnen Allen meinen aufrichtigen Dank ausspreche, frage ich zugleich an, ob Sie mir gestatten, noch einige Worte hinzuzufügen?"

Er schaute von Tisch zu Tisch, und da ihm von allen Seiten zustimmende Worte und Blicke entgegenkamen, so fuhr er, einen vollen Schoppen, den ihm der Wirth inzwischen gereicht, in seiner Rechten haltend, also fort:

„Verehrte Anwesende! Sie Alle werden die Erfahrung gemacht haben, daß es selten einen wichtigen Gegenstand giebt, über den die Ansichten auch nur zweier Menschen vollkommen übereinstimmen!

„Es ist das sehr natürlich; denn wie nach dem allgemeinen Naturgesetz ein Ding unmöglich zugleich an derselben Stelle sein kann wie ein anderes, so wird sich auch ein Mensch, der nun einmal im Leben einen ganz bestimmten, mit keinem anderen zu vertauschenden Standpunkt einnimmt, niemals vollkommen in die Lage eines Anderen versetzen können. Geben Sie mir hierin Recht, meine Herren?"

Dumpfes Zustimmungsgemurmel von allen drei Tischen.

„Wird das zugestanden, so werden Sie mir ferner zugeben, daß man niemals mit vollem Rechte wird sagen können: dieser Mensch hat bei Beurtheilung dieser Sache absolut das Richtige getroffen; sondern man wird immer nur sagen können: er hat diese Sache von seinem Standpunkt aus richtig beurtheilt."

Wiederholtes Zustimmungsgemurmel und Fragen: wo will er hinaus?

„Um nun auf meinen Gegenstand zu kommen, so kann ich folgerichtig mit Ihrer Zustimmung behaupten, daß bei Beurtheilung der Irrenhausfrage, die, wie mir nicht verborgen geblieben ist, in dieser guten Stadt eine gewaltige Erregung hervorgerufen hat, jede der drei Parteien, die ich hier an den drei Tischen in ihren Häuptern anwesend finde, — ich sage,

daß jede der drei Parteien von ihrem Standpunkte aus das Richtige getroffen hat!"

Ein vielfaches Ah! des Erstaunens, das bei diesen Worten ertönte, ließ Walther Ebeling getrost fortfahren:

„Denn, wer wäre so verwegen, behaupten zu wollen, daß etwa persönliche, nicht rein sachliche Gründe die Parteien bei Abgabe ihres Votums geleitet hätten?!"

Hier wogten die Köpfe aller Anwesenden wie die Aehren eines Getreidefeldes, über das ein plötzlicher Windhauch fährt, unruhig hin und her, als wollte jeder den furchtbaren Verdacht, es könnten ihn persönliche Motive geleitet haben, unmuthig von sich abwälzen.

„Gewiß Keiner! — Nun hat aber auch die Regierung ihren Standpunkt, und da sie in vorliegendem Falle zu befehlen hat und ein Ansturm diesseits gegen sie völlig nutzlos sein würde, auch die Prüfung ausgeschlossen ist, ob die Regierung das Richtige getroffen, so ist auch kein Grund vorhanden, sich die Köpfe zu zerbrechen oder sich darüber aufzuregen, welcher Ansicht die Regierung sich angeschlossen hat."

„Da hat er Recht," hörte man von verschiedenen Seiten und Kopfnicken Anderer bestätigte diesen Ausspruch.

„Es ist mir also —" Walthers Stimme wurde jetzt leiser, klagender, es zitterte etwas wie eine verhaltene Thräne darin — „es ist mir also, meine hochverehrten Herren, kaum erklärlich, jedenfalls aber höchst beklagenswerth erschienen, daß die Spaltung der Parteien, wie sie sich bei Besprechung der Irrenhausfrage hier durchaus berechtigt gebildet haben — denn jede der Parteien hatte Recht, wie ich nachgewiesen, — daß diese Spaltung von solcher, alle gemeinsame Freude und Heiterkeit vernichtenden Dauer sein konnte."

Walther hatte den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen. Er schwieg einige Augenblicke und Niemand wagte sich zu regen. Dann erhob er den Kopf wieder, öffnete die Augen und fuhr mit lauter Stimme und vollem Pathos fort:

„Nein, meine hochverehrten Herren, Fichtenstädtel ist nicht der Ort, an dem solch ein Zustand von Dauer sein darf! Urtheilen Sie selbst! Wir befinden uns in einer gesegneten Gemeinde! Gesegnet durch die herrliche Lage in den schönbewaldeten Bergen; gesegnet durch Fruchtbarkeit des Bodens; gesegnet durch die Wohlhabenheit der Bewohner; gesegnet durch mildes Klima; gesegnet durch die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, deren ich einige wahrhafte Perlen bereits wahrgenommen;" — hier räusperten sich die Herren Fantini, Pfotenhauer und Däglau sehr laut und tranken dann sofort einen großen Schluck — „gesegnet zuletzt, doch nicht in letzter Reihe, durch die Weisheit der städtischen Behörden!"

„Bravo! bravo! bravo!" —

„Mir ist auch bekannt — und ich könnte es durch vollgültige Beweise

belegen — daß die Vertreter der drei sich scheinbar feindlich gegenüberstehenden Parteien von ihren vermeintlichen Gegnern nur das Beste denken, ja, daß sie einander aufrichtig verehren!“

Dieser letzte Satz kam den Meisten außerordentlich überraschend; in der Stimmung aber, in der sie sich bereits befanden, und bei der Bestimmtheit, mit der er vorgebracht worden war, glaubten Alle daran und fühlten sich zugleich geschmeichelt und gerührt. Jetzt hatte Walther Ebeling gewonnen Spiel. Er merkte den guten Eindruck, den er erzielt, und schloß daher mit kraftvoller Betonung:

„Liegt also irgend ein Grund vor, den unseligen Zwiespalt länger bestehen zu lassen? Nein und tausendmal nein! Meine hochverehrten Herren, eine Wolke hat an dem sonst allezeit so klaren Himmel von Fichtenstädtel gestanden, eine Wolke, die, wie ich hoffe, auf Nimmerwiederkehr verschwunden ist und die Luft jetzo nur desto heiterer erstrahlen lassen wird. Thun Sie sich selbst und Ihrer Stadt kein Unrecht, erheben Sie die Gläser und rufen Sie mit mir: das schöne, das freundliche, das gesegnete, das einmüthige Fichtenstädtel, es lebe hoch!“

Schon bei den letzten Worten hatten sich Alle erhoben und nun brauste aus Aller Munde ein donnerähnliches: Hoch, hoch, hoch!

Es fand eine allgemeine Versöhnung statt; Männer, die sich wochenlang nicht gegrüßt hatten, sanken sich jubelnd in die Arme, jeder Groll schien spurlos hinweggeweht. Dem kleinen Baumeister aber thaten die Hände noch lange weh von den vielen kräftigen Händedrücken, die er sich mußte gefallen lassen.

Die drei Tische wurden hinausgeschafft, der alte lange wieder hergestellt und die Fröhlichkeit nahm ihren unbegrenzten Lauf.

Als aber der kleine Baumeister sich einmal auf kurze Zeit entfernte, sagte Herr Fantini zu seinem Nachbarn:

„Das ist ja ein prächtiger Mensch, dieser Baumeister!“ und fügte ernsthaft hinzu: „es ist ein Enthusiast!“

„Was ist er?“

„Ein Enthusiast!“

Und der Nachbar sagte es seinem Nachbarn, und dieser dem nächsten und so fort, und Jeder sprach es bedächtig nach: er ist ein Enthusiast, ein Enthusiast! und bald wußte es jedes Kind, daß der Herr Baumeister ein Enthusiast sei und man nannte ihn allgemein den „Enthusiasten von Fichtenstädtel.“

VII.

Walther Ebeling hielt Wort. Als die Wogen der Lustigkeit schon sehr hoch gingen, wußte er den alten Fantini geschickt bei Seite zu locken und ihm in's Ohr zu raunen:

„Signor Fantini, soeben habe ich eine Vision gehabt.“

Der Italiener sah ihn betroffen an.

„Was? Eine Vision?"

„Ja; Fräulein Stella sah ich seufzend am Fenster stehen, auf die Straße hinabblickend und ausrufend: der Braten verbrennt mir wahrhaftig wieder, und auch auf den Baumeister ist kein Verlaß!"

Fantini lachte laut auf, faßte Walther unter den Arm und sagte:

„So kommen Sie, ehe der protzige Pfotenhauer Sect vorfährt, wie er das bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegt, sonst sind wir und der Braten verloren."

Und Arm in Arm schlenderten sie, lebhaft schwatzend, nach Hause, wo ihnen Stella in reizender Toilette froh entgegeneilte.

„Wohl Euch, daß Ihr da seid!" rief sie aus, „ich hatte schon furchtbare Rachepläne ausgedacht für den Fall, daß Ihr mich diesmal im Stiche ließet."

Und dabei blitzte sie mit ihren schwarzen Augen den Baumeister an, daß es ihm heiß durch den ganzen Körper lief und er bei sich dachte, ich möchte Dich wohl einmal Rache schnaubend sehen, schöne Furie!

Man setzte sich sogleich zu Tische und es begann eine sehr lebhafte Unterhaltung.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Walther Ebeling gelegentlich von der einen oder andern Bemerkung des Herrn Fantini, die nicht gerade auf Zartheit des Gemüthes und Tiefe der Bildung schließen ließ, zwar unangenehm berührt wurde, daß er sich dessen aber kaum bewußt wurde oder vielmehr werden wollte, und daß der unangenehme Eindruck in der That sofort schwand, wenn er Stella anblickte, was eigentlich unausgesetzt geschah. Sie erschien ihm wie die Verkörperung des von ihm ersehnten Italiens.

Nachdem die verschiedensten Persönlichkeiten und Verhältnisse Fichtenstädtels einer eingehenden Besprechung gewürdigt worden waren, — wobei die christliche Liebe keine hervorragende Rolle spielte — wandte sich Walther plötzlich mit der Frage an Stella, ob sie ihr eigentliches Heimatland schon gesehen habe?

„Wie verstehen Sie das?" fragte sie erstaunt.

„Nun, ich meine Italien, denn wenn Sie keine echte Italienerin sind, so glaube ich in meinem Leben keine mehr zu sehen."

„Nicht wahr, nicht wahr?" fiel Herr Fantini lebhaft ein, „sie hat Race, sie hat Race, sie ist mein Kind, ein echtes Kind des Südens."

„Und doch bin ich noch niemals aus Fichtenstädtel hinausgekommen," sagte Stella traurig.

Walther sah sich plötzlich im Geiste an Stellas Seite am Golfe von Neapel lustwandeln und es überkam ihn eine übermüthige Freudigkeit.

„O, dolce Napoli!" rief er aus, „werde ich Dich jemals so sehen, wie ich Dich von ganzem Herzen zu sehen wünsche? Leben, Leben, wie

schön bist Du, daß man sich in so holder Gegenwart einer noch schöneren Zukunft freuen darf!“

Stella hatte sofort seine Gedanken errathen und wieder glühte es rosig in ihren Wangen.

Der alte Fantini aber sprang von seinem Stuhle auf, umarmte Walther und rief:

„Signor Baumeister, mit Ihnen möchte ich mein Vaterland wiedersehen! Sie sind werth ein Italiener zu sein, wollen wir drei hinreisen? Wie?“ und er reichte seiner verlegen dreinschauenden Tochter die Hand — „wollen wir nicht zusammen echte Maccaroni essen und lacrimae Christi trinken? He? Denn ich verlasse meine Tochter nie!“

Walther überlief es kalt bei diesen Worten und alle Farben der italienischen Landschaft verblaßten ihm, wenn er sich in Gesellschaft des Herrn Fantini dorthin versetzte.

„Verlieren wir vor lauter Zukunftsträumen den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen,“ sagte er ausweichend und stand ebenfalls auf. „Ich sehe dort ein Clavier stehen, Fräulein Stella, wollen Sie nicht die Güte haben, uns etwas vorzutragen?“

„Wenn Sie dazu singen wollen, ja.“

Noch ehe aber Stella sich an's Clavier begeben hatte, hörte man vor der Thür laute Stimmen und bald darauf wurde kräftig angeklopft.

„Ah, wer stört uns jetzt?“ sagte Herr Fantini verdrießlich, „es fing gerade an so schön zu werden.“

Stella aber hatte schon „Herein“ gerufen, die Thür öffnete sich und unter lauten Begrüßungen und Höflichkeitsbezeugungen erschienen Herr und Frau Pfotenhauer mit Selma und Herr Däglau mit Mariechen.

Es war seit vielen Monaten das erste Mal, daß die früher eng befreundeten Familien sich wieder zusammenfanden; die dadurch bedingte allgemeine Verlegenheit erstickte man mit lauten Worten.

„Das ist ja schön! Das ist aber liebenswürdig! Nein, daß Sie zuerst zu uns kommen! Guten Tag, liebe Stella! Da ist ja auch Mariechen und Selma! Endlich, endlich sieht man sich wieder! Gut, daß das Eis endlich gebrochen ist! Ei, ei, Herr Baumeister, hier trifft man Sie? Wie geht's, altes Haus? Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so muß der Prophet zum Berge gehen!“

Solche und ähnliche Redensarten flogen in wildem Durcheinander vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß eine Zeit lang hin und her, bis die allgemeine Erregung sich so weit gelegt hatte, daß man auf Sopha und Stühlen um den Tisch herum Platz nehmen konnte.

Dabei hatte Madame Pfotenhauer schon Zeit gefunden, Selma leise zu fragen, ob sie bemerkt hätte, wie der Baumeister und Stella sich angesehen haben, und Herr Däglau wußte seiner Tochter Mariechen zuzu-

flüstern, daß der schlaue Italiener sich den Baumeister schon gekapert zu haben scheine.

Die so viele Monate zurückgestaute Unterhaltung erlitt keine Unterbrechung, wurde vielmehr überhastet und es dauerte ziemlich lange, ehe sich aus diesem krausen Strudel ein klares Bächlein mit seinem muntern Geplauder zum Rechte verhalf, das heißt, ehe Walther Ebeling den Faden der Unterhaltung ganz unmerklich in die Hand bekam und zum Vergnügen Aller emsig fortspann.

Vom Weingenuß und der Gegenwart dreier schöner Mädchen — denn auch Mariechen und Selma hatten neben Stella wieder ihre Macht gewonnen — lebhaft angeregt, sprudelte Walther Ebeling von guter Laune und reihte neben ernsten Betrachtungen Scherz an Scherz, der niemals beleidigte, weil er aus heiterem, unverdorbenem Herzen kam.

Schließlich wurde er bestürmt, seine Zither holen zu lassen, was er denn auch that, um sich für das ihm allseitig dargebrachte Wohlwollen erkenntlich zu zeigen.

Er begann zum Entzücken der Familie Pfotenhauer mit dem „himmelblauen See" dessen Refrain die ganze Gesellschaft mitsang. Selma zerdrückte dabei heimlich eine Thräne, ihre Mutter dagegen weinte ganz offen, ohne sich zu schämen und der alte Pfotenhauer hätte am liebsten den jungen Baumeister umarmt und geküßt, wenn er nur nicht den Spott des rothbäckigen Däglau und des hageren Fantini gefürchtet hätte.

Rauschender Beifall folgte dem ersten Liede.

„Nein, das war zu schön," weinte Frau Pfotenhauer in ihr Taschentuch, und Selma drückte, ohne jede Veranlassung einen Kuß auf Mariechens linke Wange. Stella aber saß ganz still und nur, wer in Augen zu lesen versteht, wußte, was in ihrer Seele vorging.

Es wurden mehr Lieder verlangt und Walther fuhr fort, ein deutsches Volkslied nach dem andern zum Besten zu geben.

Endlich sagte er, zu Stella gewandt, die noch immer regungslos dasaß:

„Nun, Signorina, wie wär's mit der Santa Lucia?" und er präludirte auf der Zither dazu.

Stella sprang, wie elektrisirt auf, stellte sich hinter ihn und begleitete ihn so sicher und ohne zu stocken, als ob sie seit Jahren zusammen zu singen gewohnt gewesen wären. Sie hatte eine wohlklingende, reine, wenn auch nicht große Stimme, aber es bebte eine Leidenschaft in ihr, die Alle, selbst Selma und Mariechen wider ihren Willen mit sich fortriß.

Die drei Mädchen umarmten sich zärtlich und küßten sich und blieben eine Zeit lang umschlungen stehen. Und als sie Walther Ebeling in dieser Stellung bewundernd betrachtete, mußte er sich gestehen, daß er etwas Schöneres in seinem Leben nie gesehen, und daß diese Gruppe selbst die berühmte Canova'sche bei Weitem übertreffe.

Jedes der Mädchen war in seiner Art vollendet, und Walther theilte demnach seine Liebenswürdigkeit in drei genau gleiche Theile, sodaß jedes der Mädchen für Augenblicke sich für die Bevorzugte halten konnte.

So war der Abend herangekommen und man mußte endlich an Aufbruch denken. Allerhand gemeinsame Partieen und Ausflüge wurden noch in Eile projectirt und Walther von den drei Familien aufgefordert, bei seiner gänzlichen Unbekanntheit in Fichtenstädtel sich nur an sie zu halten.

„Ich bin garnicht so unbekannt hier," rief Walther lustig aus, „ich besitze hier eine sehr, sehr gute Freundin."

„Freundin?" riefen die drei Mädchen zugleich erschreckt und errötheten sofort schamhaft, als Walther sie darauf hin mit übermüthigem, herausforderndem Lächeln ansah.

„Jawohl," sagte er langsam, „meine liebe, gute — Freundin und Beschützerin, Fräulein — (Aller Augen hingen an seinem Munde) — Fräulein Lieschen Unverricht, meine Quasi-Tante."

„Wie? Das ist Ihre Tante? Ach, das ist ja herrlich!" riefen die drei Mädchen durcheinander und ein schwerer Stein war von ihren Herzen gefallen.

„Das ist ja auch unsere Freundin; die besuchen wir sehr oft; ich habe keine bessere Vertraute!" so ertönte es wiederum im Dreiklang und die bis dahin kaum beachtete, höchstens geduldete alte Jungfer gewann mit einem Male in den Augen der drei jungen Mädchen eine nie geahnte Bedeutung.

Man trennte sich, Jeder in seiner Weise erregt, und der Schlaf wollte in der kommenden Nacht sich nur langsam und sehr spärlich bei den Mitgliedern der drei Familien einfinden.

Auch Walther dachte nicht an Schlaf. In dem Zimmer seines Gasthauses saß er lange still sinnend und überdachte den eben verlebten Tag. Er war so inhaltsreich, daß er ihm wie ein Monat erschien. Aber Walther war sehr, sehr glücklich. Und in dieser Stimmung setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief an seine Mutter, voll Jugendlust und Glück und Frühlingshoffnung und Sonnenschein.

VIII.

Als Walthers Mutter diesen Brief gelesen und wieder gelesen hatte, schüttelte sie nachdenklich den Kopf und wußte nicht recht, was sie davon halten sollte. Am Tage darauf aber — in der Nacht pflegten ihr stets die guten Gedanken zu kommen — setzte sie sich entschlossen an ihren Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen an Tante Lieschen:

„Liebe Freundin! Ich erhielt gestern einen Brief meines Walther, der mir Mancherlei zu denken gegeben hat. Ich bin bei ihm an das Ueberschwängliche, Enthusiastische gewöhnt, aber dieser Brief enthielt

mehr als das, er scheint fast in einem Stadium der Verzückung geschrieben. Dieser Umstand muß bei einer so kurzen Anwesenheit in Fichtenstädtel seinen ganz besonderen Grund haben und ich kann diesen Grund — obwohl der Name keines Mädchens genannt, ja die Erwähnung des weiblichen Geschlechts mit Aengstlichkeit vermieden ist — doch nur in einem Paar schöner Mädchenaugen finden. Ich kenne meinen Walther zu gut, um nicht zu wissen, wie schnell er Feuer fängt, und wie leicht er dann in seinem Enthusiasmus über jedes Ziel hinausschießt. Von ihm gilt ein Wort, das ich einmal, ich weiß nicht, in welchem Dichter gelesen:

Sein Herz glich der schwebenden Harfe,
Erklingend beim leisesten Hauch.

Aeußerste Vorsicht ist geboten. Man muß ihn leiten wie einen auf Dächern wandelnden Mondsüchtigen, den man auch erst völlig wecken darf, wenn er die halsbrecherischen Situationen überwunden hat. Theile mir, bitte, den Namen des Mädchens mit und füge eine genaue Beschreibung ihres Charakters und ihrer äußeren Erscheinung bei, damit ich, wenn es nöthig sein sollte, Jung Walther im geeigneten Augenblicke aus seinen phantastischen Höhen auf die solide Erde zurückführen kann. Es ist mir schon manchmal gelungen. Gott befohlen! Deine Elfriede!"

Dieser Brief setzte nun wiederum Tante Lieschen in nicht geringe Verwirrung, wenn gleich er ihr zum Theil den Schlüssel lieferte zu einem ihr bis dahin ziemlich unerklärlichen Ereignisse.

Walther nämlich, der sich gleich am Tage nach seiner Ankunft kopfüber in die Arbeit gestürzt hatte, war noch nicht wieder bei ihr gewesen. Dagegen hatte sie am Montag ganz unerwarteten dreifachen Besuch gehabt.

Zuerst war Stella erschienen, unter dem Vorwande, sie hätte vernommen, Fräulein Unverricht sei etwas leidend, — Stella hatte dies soeben erst durch die alte Barbe, welche ihr die Thür öffnete, erfahren, — und wolle sich daher erkundigen, wie es ihr gehe.

Als Tante Lieschen verwundert gefragt, wie sie diese besondere Aufmerksamkeit verdient habe, war Stella ihr lebhaft um den Hals gefallen, hatte sie geküßt und sich entschuldigt, daß sie nicht öfter bei ihr erscheine, da sie doch wisse, welch' einsames Leben Tante Lieschen führe, und da es doch Menschen- und Christenpflicht sei, die Einsamen in ihrer Trübsal zu besuchen und zu trösten. Es sei ihr das Alles heute Nacht, wo sie garnicht habe schlafen können, schwer aufs Herz gefallen und sie hätte sich vorgenommen, ihr Unrecht wieder gut zu machen, indem sie recht häufig zu Fräulein Unverricht kommen, mit ihr plaudern, und ihr auch, wenn sie es verlange, etwas vorsingen wolle!

Darauf hatte sie sich auf dem Sopha niedergelassen, und wohl eine Stunde lang unausgesetzt geplaudert, auch nicht verschwiegen, wie sehnsüchtig

ihr jetzt häufig zu Muthe sei und wie sie sich ihren Gemüthszustand garnicht erklären könne, und daß sie so gern verreisen möchte, nach Italien, wohin sie schon seit ihrer Kindheit immer gewollt, da es doch ihr eigentliches Vaterland sei. Auch würde das ja gar keine große Schwierigkeit haben, denn ihr Vater hätte sich ein recht hübsches Vermögen gesammelt, — bei diesem Punkte verweilte Stella besonders lange —, und es würde ihm ein leichtes sein, sein ganzes Geschäft aufzugeben und in aller Ruhe und Bequemlichkeit nur von seinen Zinsen zu leben. Den Gedanken, sich zu verheirathen, hätte sie auch wohl schon gehabt, Fräulein Unverricht würde wohl wissen, wer alles sich schon um ihre Hand beworben hätte, das wäre ja stadtbekannt, aber alle diese Partieen wären für sie doch nicht passend gewesen. Sie hätte an keinem ihrer Freier etwas auszusetzen, was ihren Charakter und ihr Aeußeres anbetreffe, aber sie verlangte doch etwas Höheres, etwas Gebildeteres, sie wolle zu ihrem Manne einmal wie zu einem höheren Wesen aufschauen können. „Ach", hatte sie geseufzt, „wann endlich wird der kommen, der dieses heiße und durstige Herz fühlen und befriedigen wird! Er soll es wahrhaftig bei mir gut haben!" Und dabei hatte sie Fräulein Unverricht angesehen mit Blicken, die zu sagen schienen: „Ist es Dir nun klar, wen ich meine?"

Tante Lieschen aber hatte keine Ahnung, auf wen das Alles gemünzt war, denn der Gedanke, daß Walther, den sie auf Händen getragen hatte, und der nach ihrer Meinung kaum dem Knabenalter entwachsen war, schon als Heirathscandidat in Betracht gezogen werden könnte, wäre ihr nicht im Traum gekommen. Sie tröstete also nur in ihrer einfachen Weise das hübsche Mädchen und warnte es, in den Ansprüchen an den Zukünftigen nicht allzustreng zu sein, da es leicht geschehen könne, — wie an ihr selbst zu sehen — daß schließlich Keiner als rettender Engel erscheine.

Diese letzte Warnung glaubte Stella auf Walther Ebeling deuten zu sollen, sie erhob sich daher rasch, küßte Fräulein Unverricht wiederholt auf den Mund, bat sie dringend, über Alles, was sie gesagt, tiefstes Schweigen zu bewahren, — was so viel heißen sollte als: erzähle nur Alles recht bald Dem wieder, dem es gilt — und versprach, recht bald wiederzukommen.

Noch hatte sich Tante Lieschen von ihrem Erstaunen über den unerwarteten Besuch nicht erholt, so wurde schon wieder die Hausglocke gezogen und die alte Barbe meldete Madame Pfotenhauer nebst Tochter.

Frau Pfotenhauer hatte ihre Tochter lange vergeblich bestürmt, Fräulein Unverricht aufzusuchen, die schamhafte Selma wollte den Besuch — den sie übrigens auch für nothwendig hielt, — weiter hinausschieben, die Mutter aber bestand darauf, man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und entschloß sich daher ihre Tochter zu begleiten.

Frau Pfotenhauer machte gar keinen Hehl daraus, daß die Ankunft des Herrn Baumeisters den Anlaß zu diesem Besuche gegeben habe. Sie

erzählte von dem herrlichen Nachmittage und Abend, den sie gestern verlebt hätten, wie heiter und frisch, wie geistreich und liebenswürdig der junge Herr gewesen und wie er durch sein herrliches Zitherspiel die Erinnerung an die schönsten Stunden in Tyrol in ihnen wach gerufen hätte. Sie wären gekommen, der glücklichen Tante zu solch einem Neffen Glück zu wünschen.

Frau Pfotenhauer überhörte hierauf ganz, daß Fräulein Unverricht erzählte, sie wäre gar nicht die Tante, sondern nur eine gute Freundin der Mutter, vielmehr ging sie sofort auf die Liebesgeschichte über, die Selma in Tyrol mit einem jungen krausköpfigen Maler gehabt habe und der so lange nichts hatte von sich hören lassen. Das arme Kind habe sich darum schon unendlich gegrämt, sei ordentlich mager geworden, und das wäre doch durchaus nicht angebracht. Sie bäte Fräulein Unverricht ihre Meinung zu äußern, ob sie das wohl berechtigt fände? Selma sei doch ein wohlhabendes und sehr gebildetes Mädchen, das nicht auf irgend einen Maler zu warten brauche, von dem man nicht einmal wisse, ob er sich werde sein Brot verdienen können. Daß ein so liebes Kind wie Selma von Vielen umschwärmt werde und namentlich auf der Reise, sei ja kein Wunder, aber die soliden Männer lernte man doch nur zu Hause recht kennen, und ein tüchtiger Beamter mit einer festen Stellung, auch wenn er kein Vermögen habe, sei doch jedem Anderen, besonders aber einem windigen Maler vorzuziehen.

In diesem Tone ging es, zum Verdrusse der armen Selma, der die Art der Mutter viel zu prosaisch war, eine gute Weile fort, bis endlich Tante Lieschen, Selmas Qualen bemerkend, ihre Hand ergriff, und dem jungen Mädchen lächelnd in's Antlitz schauend sagte:

„Aber ich finde gar nicht, daß Selma abgehärmt aussieht! Ihre Mama ist wohl etwas zu ängstlich?"

„Ich finde auch, Mama, daß Du Dir meinetwegen viel zu viel Kummer machst," erwiderte Selma wie erlöst, denn sie fürchtete, der Baumeister werde sie am Ende gar für eine kranke Person halten — „ich bin durchaus heiter, mir schmeckt das Essen und ich habe über nichts zu klagen."

„Nun, desto besser, da wirst Du einmal Deinen Mann sehr glücklich machen," fiel Frau Pfotenhauer rasch ein, diese Wendung des Gesprächs freudig begrüßend, „so etwas hören die Männer gern, und wahrhaftig, wer Dich einmal heimführt, der kann sich in jeder Beziehung Glück wünschen. Hab' ich nicht Recht, Fräulein Unverricht?"

„O, gewiß, gewiß," bestätigte Tante Lieschen, Selma die Wangen streichelnd, dachte aber auch jetzt nicht daran, daß das Alles auf Walther abzielte.

Frau Pfotenhauer aber glaubte für's Erste genug gethan zu haben

und empfahl sich Tante Lieschen mit innigem Danke für die ihr gewidmete Theilnahme und der Bitte, den Besuch recht bald zu erwidern.

Tante Lieschen hatte sich den ganzen Tag darüber gefreut, daß man ihrer in Fichtenstädtel doch noch gedachte, selbst wenn sie sich wenig sehen ließ; und mit diesem Gedanken beschäftigt, saß sie in der Dämmerung am geschlossenen Fenster — denn sie war etwas erkältet — und blickte zufrieden auf die Straße.

Nur wenig Menschen gingen vorüber, denn der Verkehr Fichtenstädtels wandte sich einer anderen Richtung zu.

Da fiel ihr ein junges Mädchen auf, das schon mehrmals vorübergegangen war. Es hatte einen großen Fliederstrauß in der Hand und schaute immer nach dem Fenster, hinter dem Tante Lieschen saß.

„Wer ist das?" fragte sich diese und kniff die kurzsichtigen Augen zusammen. Jetzt kam sie wieder langsam vorbei. „Ei, das ist ja Mariechen Däglau!" Und wirklich, sie war es, jetzt sah man es ganz genau, denn sie blieb vor dem kleinen Gärtchen stehen und schaute nun Tante Lieschen gerade ins Fenster.

„Hat sie nicht genickt? — Wie gut doch heute alle Menschen zu mir sind!" Und Tante Lieschen nickte freundlich wieder und winkte mit der Hand, näher zu kommen.

Wie der Wind ist Mariechen im Gärtchen und an der Hausthür, und steht jetzt — man sieht es sogar in der Dunkelheit — tief erröthend vor Tante Lieschen.

„Es ist draußen so wunderschön, die Luft so weich und der Flieder blüht — und ich habe Sie hier so einsam hinter dem geschlossenen Fenster sitzen sehen, während alle Menschen sich im Freien erquicken. — Da dachte ich, Du mußt doch einmal sehen, was Fräulein Unverricht eigentlich ist? Sie wird doch nicht krank sein? Und als ich Sie immerfort so regungslos am Fenster sitzen sah, da lief ich schnell in unsern Garten und pflückte den Flieder für Sie. Sie sind mir doch darum nicht böse?"

„Liebes Kind, wie sollte ich Ihnen darum böse sein? Sie sind ja so gut; geben Sie mir geschwind einen Kuß. — So. Was Sie roth geworden sind, Mariechen! Sie glühen wie eine Rose! — und nun gehen Sie, ich dulde Sie nicht hier im dumpfen Zimmer bei der alten Tante. Haben Sie herzlichen Dank für das Stück Frühling, das Sie mir hereingebracht haben, und nun fort, liebes Kind, zu den anderen Frühlingskindern!"

Und heimlich, wie sie gekommen, ist Mariechen wieder hinaus, und es klopft ihr das Herz bis in den Hals hinauf, als sie die dunkle Straße hinabeilt zum Stadtpark, wo die Gespielinnen sie längst erwarten. —

Das Alles fiel Tante Lieschen wieder ein, als sie den Brief der Freundin gelesen, und nun wurde ihr die eigentliche Bedeutung der drei Besuche auf einmal klar. Es schmerzte sie auch nicht sehr, daß die Theil-

nahme nicht ihr gegolten hatte, sie war vielmehr vollkommen mit der Frage beschäftigt; welches von den drei Mädchen die Auserwählte Walthers sein mochte?"

Nun waren aber schon vier volle Tage seit seiner Ankunft verflossen und der böse Walther hatte sich nicht wieder bei Tante Lieschen, die noch immer das Zimmer hüten mußte, sehen lassen.

Zwar war sie so ziemlich über Alles unterrichtet, was im Städtchen sich ereignet — dafür sorgte die alte Barbe schon —, aber die Hauptsache, das, worüber sie ihrer Freundin Bericht erstatten sollte, war ihr doch ein Geheimniß.

Sie wußte, daß mit dem Erscheinen des jungen Baumeisters eine neue fröhliche Zeit für Fichtenstädtel angebrochen war. Wo er sich blicken ließ, sei es auf seinem Zweirad durch die Straßen sausend, sei es langsam zu Fuß schlendernd, erhellten sich die Gesichter der Vorübergehenden. Und wenn der Tag der rüstigen Arbeit gehört hatte — und Walther war der Fleißigsten Einer — so vereinigte der Abend bei dem herrlichen Wetter alle den besseren Ständen angehörigen Bewohner zu gemeinsamem Vergnügen in den hübschen, städtischen Park- und Waldanlagen.

Da wurden Spiele gespielt, getanzt, gesungen, und die Seele all' dieser Lustbarkeiten war Walther Ebeling.

Die Mädchenherzen hatte er bald Alle ohne Ausnahme gewonnen; nicht so leicht indessen wurde es ihm die jungen Männer für sich einzunehmen. Namentlich die vielen Bewerber der drei Schönsten, Stella, Selma und Mariechen, fühlten sich anfangs gekränkt und zurückgesetzt und haßten darum Walther. Allmählich aber that er es auch ihnen an. Sie mußten sich sagen, daß sie ihm in keiner Hinsicht gewachsen waren, und daß er bei all' seinen vielen Erfolgen dem weiblichen Geschlecht gegenüber, doch so bescheiden, zuvorkommend und herzlich blieb, daß sie ihn wieder Willen lieb gewinnen und sich ihm unterordnen mußten. Und dann sagten sie sich auch: am Ende kann er doch nur Eine nehmen, und die sei ihm dann auch von Herzen gegönnt.

Aber auch die Alten hatte er sich zu erobern gewußt. Sein ungemachter Enthusiasmus hatte sie Alle angesteckt. Sie waren erstaunt über die vielen ungeahnten Schönheiten Fichtenstädtels und seiner Umgebung, an denen sie bisher achtlos vorübergegangen waren und über die erst Walther ihnen den Blick geöffnet hatte. Sie wurden stolz auf ihr Städtchen und fühlten sich dadurch selbst gehoben und beglückt.

Er hatte ein leer stehendes Häuschen, die Wohnung eines alten, verstorbenen Parkinspectors, ganz versteckt in den blühenden und duftenden Anlagen der Stadt bezogen und hauste nun darin wie der Prinz im Märchen.

Walther gehörte zu den Frühaufstehern, er liebte die Morgenstunden ganz besonders, denn sie gehörten ganz seiner Kunst und ihrem Studium.

Wenn sein eigentliches prosaisches Tagewerk begann, hatte er schon lange Umgang gepflogen mit den ersten Meistern seiner Kunst und sich mit seinen eigenen, weitschauenden Plänen beschäftigt.

Das Alles hatte Tante Lieschen erfahren, aber mehr hatte auch die alte Barbe nicht auszukundschaften vermocht.

IX.

Erst am sechsten Tage ließ sich Walther bei Tante Lieschen wieder sehen. Sie hatte bis dahin ihrer Freundin noch nichts zu berichten gewagt und befand sich gerade deswegen in Aufregung und Unruhe.

Kein Wunder, daß sie Walther mit einer Fluth von Vorwürfen empfing, die, wenn auch in die mildeste Form gekleidet, doch eine ernste Verstimmung nicht verkennen ließen.

Walther aber ergriff ihre Hand, warf sich scherzend zu ihren Füßen und mit seinen treuherzigen Augen zu ihr aufschauend, rief er aus:

„Großmüthigste aller Tanten, laß mich zu Deinen Füßen Gnade erflehen für unerhörte Frevel Deines Neffen. Ich bin schuldig, ich bekenne es, obwohl ich in der ganzen Zeit nicht eine Stunde unnütz verwendet habe, und ich nur bedaure, daß die Tage nicht doppelt so lang sind, als sie sind. Die Arbeit und die Wogen des Lebens hatten mich in ihren Strudel gerissen und —“

„Und dabei mußte man freilich einer alten Tante vergessen,“ unterbrach ihn Tante Lieschen lachend und hob ihn auf. „Komm, setze Dich her und vernimm: Alles sei Dir verziehen unter einer Bedingung!“

„Bitte, sprich sie aus.“

„Bekenne mir offen und ehrlich, welcher von den Schönen Fichtenstädtels Du Dein Herz geschenkt hast?“

Walther war betroffen.

„Wie kommst Du darauf?“ fragte er.

„Weil man schon davon spricht.“

„Nicht möglich! Weiß ich selbst doch nicht —“

„Ist es Stella, Mariechen oder Selma?“ fragte Tante Lieschen lächelnd weiter und drohte ihm mit dem rechten Zeigefinger.

Bei Nennung dieser drei Namen ging es wie ein Schimmer über das Antlitz des jungen Mannes.

„O, sie sind alle drei reizend!“ rief er begeistert aus, „ich weiß in der That nicht, welcher die Palme gebührt. Es gehört dazu ein förmliches Studium. Jede der drei hat etwas, was die andern beiden nicht haben und was dem Gesichte das Charakteristische verleiht. Wär' ich in der Malerei nicht ein solcher Stümper, ich würde sie alle drei malen, es sind Schönheiten, die vollkommen neben einander bestehen können, die einander nicht todt machen.“

„Also Du liebst sie alle drei?“ fragte Tante Lieschen schnell.

„Ja!“ sagte der Baumeister, vollkommen ernst, wie in tiefes Träumen verloren und ohne das entsetzte Gesicht der Tante Lieschen zu bemerken, die fast in Ohnmacht zu fallen schien. „Ja, ich verehre und staune sie alle drei gleichmäßig an. Es sind wahre Meisterwerke der Natur!“

Darauf erging er sich in einem Hymnus auf die Schönheit, sprach von ihrem Einfluß auf das Leben, auf die Sitten der Menschen, musterte die Künste der Reihe nach bezüglich der Stärke und Dauer ihrer Einwirkung und verweilte endlich am längsten bei der Baukunst und seinen Zukunftsplänen, die er Tante Lieschen zum Theil bis in's Kleinste vorführte.

Den Ausgangspunkt seiner Unterhaltung, die drei Mädchen, schien er völlig vergessen zu haben. Aber auch Tante Lieschen hatte sie vergessen. Mit wachsendem Interesse hörte sie dem jungen Manne zu, der vor ihr saß, der in seiner reinen, ungetrübten Begeisterung eine Fülle nie von ihr geahnter Ideen gleichsam ausschüttete und vor ihr ausbreitete wie funkelnde Juwelen. Das kleine Stübchen schien sich ihr zum weiten, hohen, säulengetragenen Palast zu erweitern, sie selbst fühlte sich verjüngt, die Rosenzeit war in ihr Herz zurückgekehrt, sie schwärmte wie vor dreißig Jahren, sie hätte tanzen und singen mögen, — der junge Zauberer hatte ihr es angethan!

Und als Walther sich endlich schnell erhoben, sie auf die Stirn geküßt und mit freundlichem kurzen Gruß und dem Versprechen, bald wiederzukehren, sich entfernt hatte, stand sie noch lange stumm und in Träumen da, und erst ganz allmählich schwand der Palast um sie und die rosige Jugend aus ihrem Herzen und Thränen der Wehmuth liefen über die hageren Wangen herab.

Sie dachte wieder mit Kummer an die drei Geliebten des jungen Baumeisters. Und sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit fieberhafter Eile an Walthers Mutter:

„Theuerste Freundin! Du hast lange auf eine Antwort von mir warten müssen, ich konnte sie nicht eher geben, weil ich die Sachlage bisher nicht genau kannte.

„Nun also zuvörderst: Was hast Du für einen lieben, schönen, guten und mit allen Gaben des Geistes und des Herzens reich ausgestatteten Sohn! Du bist gesegnet vor Tausenden, Gott erhalte Dir ihn!

„Um so schwerer fällt es mir, Dir die unerhörte Wahrheit mitzutheilen: er liebt — denke Dir! — drei Mädchen zu gleicher Zeit!“

„Du willst eine genaue Beschreibung dieser drei Mädchen? Wozu eigentlich? Ich sage Dir in aller Kürze: jede ist schön und liebenswürdig, jede hat ein gutes Herz und einen guten Charakter, aber nimm die guten Eigenschaften aller drei zusammen, übertrage sie auf ein einziges Wesen und es wird noch lange nicht würdig sein, die Lebensgefährtin eines so auserlesenen, guten und hohen Geistes zu werden, als es Dein Walther ist. Sie sind in geistiger Beschränktheit aufgewachsen, Kleinstädterinnen in

jeder Beziehung, sie müssen ihn auf die Dauer unglücklich machen. Ich weiß mir in diesem furchtbaren Zwiespalt keinen Rath, überlasse vielmehr Deinem klugen Mutterherzen, wie Du ihn aus diesen Fesseln erlösen willst.

Deine ewig treue, in diesem Augenblick sehr unglückliche Freundin
Lieschen."

Dieser Brief wurde sofort abgeschickt.

Als ihn Frau Ebeling gelesen hatte, mußte sie lachen, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Du gute Seele! rief sie aus, wie schaut aus jedem Deiner Worte das edelste Gemüth, aber von Liebesdingen verstehst Du doch garnichts! Er schwärmt für drei zu gleicher Zeit! Nun, das ist kein erschwerender Umstand! Im Gegentheil, das scheucht alle meine Sorgen hinweg. Er liegt nur im Banne der Schönheit, aber sein Herz ist frei. So lange er für drei schwärmt, wird ihm die Eine, auf die es ankommt, nicht gefährlich werden. Man muß versuchen, diesen Zustand aufrecht zu erhalten."

In diesem Sinne schrieb sie sofort an Tante Lieschen und beruhigte sie. An Walther aber schrieb sie vor der Hand noch garnicht. Sie wartete erst seinen nächsten Brief ab, und als auch dieser noch in demselben Tone gehalten war wie der erste, jedoch mit besonderem Hinweis auf die drei Mädchen, ließ sie noch eine Woche verstreichen, ehe sie ihre sanfte, zart warnende Stimme erhob.

Die betreffende Stelle des Briefes lautete so: „Daß Du Dich unter den jungen Damen umsiehst und ihren Charakter zu erkennen strebst, ist nur zu loben, denn das bildet junge Männer und veredelt sie. Auch hast Du Recht, über einer einzigen nicht vorschnell die Anderen zu vergessen und zu vernachlässigen. Gut Ding will Weile haben. Endlich aber vergiß nie, daß, bevor Du daran denken kannst, Dich für's Leben zu binden, Du eine andere Geliebte erst ganz erobern mußt, das ist: Deine Kunst! Nun, Du bist ja auf dem besten Wege, aber das Ziel, nicht wahr, Walther, das Ziel ist noch lange nicht erreicht."

„Wie doch mein kluges Mütterchen immer den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß!" sagte Walther, als er diese Stelle gelesen, „freilich, freilich hat sie Recht: zuerst die Kunst! Dann aber auch das Leben und ich will ihren Rath befolgen: prüfet Alles und das Beste behaltet! Auch das Prüfen ist schön, o sehr schön! Und mit der Wahl, die Mütterchen meint, habe ich ja noch lange Zeit!"

X.

Einige Monate waren vergangen. Seit vielen Jahren entsannen sich die Bewohner Fichtenstädtels nicht eines so köstlichen Sommers. Es herrschte unter ihnen vollkommene Einigkeit, sie verkehrten miteinander wie eine einzige große Familie, und man verhehlte sich nicht, daß man diesen

glücklichen Zustand in erster Reihe dem jungen Baumeister und seiner Gabe überall Frohsinn zu verbreiten, zu verdanken hatte.

Es wurde ein förmlicher Cultus mit ihm getrieben, die jungen Leute suchten ihn bis auf die Kleidung nachzuahmen, ein Zitherclub hatte sich schon gebildet, ein Verein der Radfahrer war in der Bildung begriffen, während man noch vor wenigen Wochen in Fichtenstädtel vergeblich nach einer Zither oder einem Zwei- und Dreirad gesucht haben würde.

So wird es nicht Wunder nehmen, daß um die Mitte des August der einmüthige Beschluß gefaßt wurde, dem Baumeister zu Ehren ein großes Fest in den städtischen Anlagen zu veranstalten.

Es bildete sich ein Comité, an dessen Spitze die Herren Pfotenhauer, Däglan und Fantini traten. Festzüge wurden entworfen, kleine Aufführungen einstudirt, neue Spiele erfunden, Musik und Gesangsstücke eingeübt, für den Abend glänzende Feuerwerke vorbereitet. Alles schien auf's Beste gelingen zu wollen.

Unter dieser harmlosen Außenseite des von der Gesammtheit geplanten Festes aber verbarg sich ein weniger harmloser Sonderzweck Seitens des Festvorstandes.

Es war den drei Herren nicht entgangen, daß sich Walther Ebeling für ihre Töchter interessirte, — nur mißverstanden sie sein Interesse — noch weniger aber konnte ihnen verborgen bleiben, daß die Töchter sich gewaltig für den jungen Baumeister interessirten. Jeder hegte daher im Stillen längst den Wunsch, ihn dereinst Schwiegersohn nennen zu dürfen. Von Monat zu Monat aber wartete man vergeblich, daß er sich erkläre.

Gelegentlich einer gemüthlichen Kneiperei nun, bei welcher die drei Herren allein zusammen saßen, ging ihnen über diesen wichtigen Gegenstand der Mund über und sie sprachen rückhaltlos ihre Meinung dahin aus, daß diesem ungewissen Zustande ein Ende gemacht werden müsse. Der Baumeister sollte gezwungen werden, sich für eins der Mädchen endlich bindend auszusprechen.

„Ich kann mir die Sache nur so erklären,“ sagte Herr Pfotenhauer, der übrigens nur die Ansichten und Pläne seiner Frau zum Besten gab, „daß ihm bis jetzt keine Gelegenheit gegeben worden ist, einmal ganz ungestört mit Jeder allein zu sein, es waren immer Alle zusammen, er hat auf diese Weise Keiner näher rücken können. Dazu muß ihm verholfen werden!“

„Ganz recht, das ist es!“ bestätigten die Herren Fantini und Däglan und Jeder dachte bei sich: dann wird es sich ja zeigen, daß er meine Tochter liebt!

„Nun bin ich auf den Gedanken gekommen,“ fuhr Herr Pfotenhauer fort und er wünschte, daß ihn seine Gemahlin hören könnte, „ich bin auf den Gedanken gekommen, daß das Fest die beste Gelegenheit dazu bieten kann. Wir arrangiren ein Spiel, wo jeder Herr stets mindestens eine Stunde lang mit einer Dame — die ihm natürlich der Zufall, den wir

als Festordner ja leiten können — zugeführt hat, zusammenbleiben muß, sodaß er mit ihr ungestört in den stillen Gängen des Parkes über alles Mögliche sprechen kann."

„Vortrefflich!" rief Herr Fantini begeistert.

„Ja, das ist eine gute Idee," fügte Herr Däglau hinzu, „aber welches Spiel bietet eine solche Gelegenheit?"

„O, dafür lassen Sie nur die Frauen sorgen! Man erfindet z. B. ein Ehespiel. Jeder Herr erhält durch das Loos eine Dame zugetheilt und muß eine Stunde lang den Ehemann spielen u. s. w. Das ist in vielen Gegenden Deutschlands ein sehr beliebtes Gesellschaftsspiel."

„So, so; sagte Fantini lebhaft, „und zwar schlage ich vor, daß über die Reihenfolge, wie ihm unsere Töchter zugetheilt werden sollen, — damit sich Keiner beklage — das Loos entscheide."

„Einverstanden!" riefen Däglau und Pfotenhauer und suchten zu gleicher Zeit in ihren Taschen nach einem Stück Papier, um sofort die Loose zu fabriciren.

Däglau war zuerst damit fertig und reichte die Zettel, auf die er die drei Mädchennamen geschrieben, verdeckt Herrn Fantini hin. In der Reihenfolge, wie er sie ziehen würde, sollten die Mädchen mit dem Baumeister zusammengebracht werden.

Auch hiermit war man einverstanden.

Das Loos entschied: Mariechen; Stella; Selma.

So. Das war zur Zufriedenheit erledigt, und die drei Freunde verpflichteten sich noch gegenseitig durch Handschlag, ihre Töchter nichts von diesem kleinen Complott wissen zu lassen.

Merkwürdig genug nun war es — und darf hier nicht verschwiegen werden — daß trotzdem schon am Abend desselben Tages alle drei Mädchen im Besitze dieses Geheimnisses waren.

XI.

Der Tag des Festes war herangekommen, — es war auf Wunsch des Baumeisters der 28. August, Goethes Geburtstag —, das Wetter herrlich, Alt und Jung in der fröhlichsten, ausgelassensten Laune. Das sehr gute Diner, bei welchem man im Trinken nicht träge gewesen, war vorüber, und die Gesellschaftsspiele sollten ihren Anfang nehmen.

Das Ehespiel, von Frau Pfotenhauer vorgeschlagen — sie behauptete es in Tyrol kennen gelernt zu haben — fand bei der lustigen Stimmung, in der sich Alle bereits befanden, begeisterte Aufnahme.

Auch der nichts ahnende Walther Ebeling bestätigte, daß dieses Spiel durchaus nicht neu sei, daß sogar Goethe in „Wahrheit und Dichtung" seiner Erwähnung thue.

Frau Pfotenhauer war durch diese Bemerkung des Baumeisters sehr zufriedengestellt und glaubte aus ihr und der Art, wie sie vorgebracht worden, die günstigsten Schlüsse für die Zukunft ihrer Tochter ziehen zu dürfen.

Die Loose wurden gezogen und Walther erhielt, wie bestimmt, zunächst Mariechen Däglau zur Frau.

Unter allgemeinem Gelächter und Scherzen entwickelten sich die komischsten Situationen, Pfänder wurden eingefordert, sobald Jemand aus der Rolle fiel, schüchterne Gatten aufgemuntert, etwas dreister zu sein, lustige Zankscenen herbeigeführt und dergl. mehr. In einer Stunde mußte bei Androhung einer schweren Strafe jeder Gatte seine Gattin abliefern, um eine neue in Empfang zu nehmen.

Walther dachte bei sich: hier könnte ich dem Rathe meines Mütterchens folgen und einmal prüfen, ob Mariechen für mich eine passende Lebensgefährtin wäre und zog sich mit ihr in die stilleren Gänge des Parkes zurück nach einem abgelegenen, sehr schönen Plätzchen, von dem aus man eine lohnende Aussicht auf die ganze Gebirgslandschaft genoß.

Dieses Plätzchen lag hinter einem großen Felsblocke, der wie ein Leichenstein geformt war, mit ganz glatter Vorderseite, am Rande des Parkes.

Walther pflegte hier oft seine Morgenstunden, mit Lectüre beschäftigt, zuzubringen. Er hatte scherzweise zu den Fichtenstädtelern geäußert, sie möchten ihm dereinst hier sein Grab bereiten, der Leichenstein wäre ja schon vorhanden, der würde sie also nichts kosten.

Auf einem Bänkchen hinter diesem Felsblocke ließ Walther sich mit Mariechen nieder. Herr Däglau hatte schon dafür gesorgt, daß sie allein gelassen wurden.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, man gelangte nicht über die gewöhnlichen Redensarten hinaus. Desto lebhafter aber sprachen die Augen. Dabei rückte Mariechen ihm immer näher und ehe Walther selbst wußte, wie es gekommen, hatte er einen Kuß auf Mariechens Mund gedrückt.

Beide waren so erschrocken, daß sie nicht wagten, das Experiment zu wiederholen. Mariechens Zunge aber schien auf einmal gelöst zu sein.

Sie schwatzte mit einer nie geahnten Munterkeit über allerhand alltägliche Dinge, über ihre Toilette, über ihre Lieblingsspeisen, darüber, wie sie sich in der Zukunft ihr Haus einzurichten gedachte und so fort, und wußte nicht, daß sie sich durch diese Rede um ihr vermeintliches Glück brachte; denn Walther erkannte dabei nur allzulebhaft, daß sie nicht im Stande sei, dem Fluge seiner Gedanken zu folgen. Ja, sie ließ ihn kaum zu Worte kommen, wenn er gelegentlich einen höheren Ton anzuschlagen wagte, sodaß noch ehe die ihnen vergönnte Stunde verflossen, er mit sich einig war, Mariechen sei nicht diejenige, die er dereinst seinem Mütterchen als Tochter in's Haus führen dürfte.

Er blieb daher bis zum Schlusse vollkommen in der Rolle des gespielten Ehemannes und hütete sich wohl auf verfängliche Fragen von Seiten Mariechens anders als scherzweise zu antworten.

Mariechen glaubte aber auch so schon ihr Ziel erreicht zu haben, denn

der Kuß galt ihr als Zeichen der Verlobung und sie triumphirte bereits im Stillen über ihre beiden Rivalinnen.

Als man sich nach Verlauf einer Stunde wieder zusammenfand und das schöne Spiel in anderer Zusammenstellung von Neuem beginnen sollte, wurde Walther doch stutzig, da ihm jetzt durchs Loos Stella zu Theil wurde. Daß aus der großen Schaar junger Mädchen ihm gerade diese beiden zufielen, erschien ihm als ein sehr merkwürdiger Zufall und allerhand Gedanken darüber durchschwirrten vorübergehend seinen Kopf.

Bald aber hatte er diese an der Seite Stellas, mit der er sich, in seinem Prüfungsgeschäfte fortfahrend, in das Parkdickicht und endlich auf die Bank hinter dem großen Steine zurückzog, vergessen.

Mit Stella kam er sofort in lebhaftes Gespräch, er verlangte von ihr, sie solle ihn, da er jetzt ihr Gatte sei, im Italienischen unterrichten, denn die Hauptsache zwischen Eheleuten wäre doch, daß sie sich immer verständen.

Sie ging darauf ein und sagte, man beginne im Italienischen immer mit amo. O, sagte er, über diesen Anfang wäre er schon hinaus, das wolle er ihr sofort beweisen, und da sie ihn hierauf schalkhaft lächelnd und mit recht verliebten Augen ansah und ihm ihr Mündchen entgegenspitzte, so drückte er einen langen Kuß darauf.

Sie ließ sich das wohlgefallen, fragte aber sofort allen Ernstes, ob er das mit ihrer Vorgängerin auch so gemacht hätte?

Auf diese Frage war er so wenig gefaßt, daß er heftig erschrak und nur ganz verblüfft ausrief: „Aber Signorina!"

Das deutete sie durchaus zu ihren Gunsten und war nun sehr heiter und guter Dinge. Dabei drückte sie seinen Arm und rief wiederholt: „Du bist mein, Du bist mein, ich lasse Dich nicht!"

Walther aber sagte sich: hier gilt es vorsichtig sein und er wurde still. Dann war es ihm, als ob auch mit Stella, wie vorhin bei Mariechen, mit dem ersten Kuß eine merkwürdige Veränderung vorgegangen wäre.

Als hätten sie plötzlich eine schöne Hülle abgeworfen und ständen nun auf einmal in ihrer wahren Gestalt vor ihm, die durchaus nicht dem vermutheten Ideal entsprach. Sie ließen sich auch in der Sprache gehen, machten unangenehm berührende Fehler, und hatten ihr Augenmerk sofort auf das Praktische gerichtet, als gelte es um jeden Preis nur recht rasch unter die Haube zu kommen.

Als Stella gar das Project der italienischen Reise zu Dreien wieder vorbrachte und dabei berechnete, wie viel billiger sie dadurch reisen würden, fand Walther sofort seinen humoristischen Ton wieder und freute sich von Herzen, daß er den Ehemann nur zu spielen brauche. Er ging lachend auf Alles ein, aber immer das Spiel betonend, sodaß Stella am Ende der Stunde zwar nicht unbefriedigt mit dem Erfolg derselben war, aber doch ein Wenig mit sich selbst darüber schmollte, daß sie nicht aufs Bestimmteste an Walther die Frage gerichtet habe, ob er sie heirathen werde.

Da Mancher von den jungen Leuten bei diesem Spiel diejenige noch nicht erlangt hatte, an der ihm am meisten gelegen war, so fand der Vorschlag der Madame Pfotenhauer, einen nochmaligen Wechsel in den Personen vorzunehmen, lebhaften Anklang.

Wieder entschied das Loos und Walther erhielt Selma.

Damit stand es bei ihm fest, daß hier nicht bloßer Zufall waltete, sondern daß eine äußerst liebenswürdige Absicht mit im Spiele war. „Sie wollen mir auch dadurch,“ sagte er sich, „ihre freundliche Gesinnung beweisen, daß sie mir die drei schönsten Mädchen zuführen, weil sie wissen, daß sie mir dadurch ein ganz besonderes Vergnügen bereiten. Es sind doch prächtige Menschen, die Leute von Fichtenstädtel!“

Und mit ungetrübtem Frohsinn begann er seine Rolle mit Selma.

Er hielt sich längere Zeit mit ihr unter den anderen Paaren auf, machte auch seine Scherzchen mit Frau Pfotenhauer, seiner Schwiegermama, die sich über diesen Einfall vor Lachen kaum zu halten wußte. Selma aber war sehr zurückhaltend, ja sogar verlegen und konnte auf alle Fragen des Herrn Gemahls auch nicht eine einzige Antwort hervorbringen.

„Ich finde, Herr Schwiegersohn,“ sagte Frau Pfotenhauer, „daß Sie Ihre Gemahlin allzusehr unter dem Einflusse der bösen Schwiegermutter halten, Sie sollten ihr mehr Freiheit gönnen.“

„Da haben Sie ganz Recht, Frau Schwiegermama,“ erwiderte er drollig, „ich will doch einmal sehen, ob wir nicht auch tanzen können, ohne daß Sie dazu pfeifen,“ und dabei ergriff er Selma und tanzte mit ihr, einen lustigen Walzer singend, die wohlgepflegte Parkstraße hinauf, bis er aus dem allgemeinen Trubel hinauskam. Das war der Frau Schwiegermama gerade recht, und sie sorgte dafür, daß das Pärchen vollständig ungestört blieb.

„Was den Anderen Recht war, ist Selma auch nur billig,“ dachte Walther und wollte sie ebenfalls prüfen. Ihr zurückhaltendes Wesen gefiel ihm sehr wohl, vielleicht war sie die Rechte.

Als er mit Selma an die Bank hinter dem großen Steine kam, erhob sich schon der volle Mond, obgleich die Sonne noch kaum hinunter war, dunkelroth über dem Horizonte.

Unwillkürlich brach Walther bei diesem Anblick in die Worte aus:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.“

Im Begriff fortzufahren, wurde er jedoch von Selma unterbrochen, indem sie sagte: „Ach, das hab' ich auch einmal gelesen, das ist von Albert Träger, nicht wahr? Wenn ich nicht irre, stand es in der ‚Gartenlaube‘“.

Walther war starr vor Entsetzen. Das hatte er nicht erwartet, gerade von Selma nicht, hinter deren ruhigem Wesen er eine tiefe Bildung und Belesenheit vermuthete.

Als sie ihn aber auf sein Schweigen mit ihren Madonnenaugen recht traurig ansah, dachte er bei sich entschuldigend: „Es ist nicht möglich, heutzutage Alles zu wissen, vielleicht war es auch nur eine Verirrung von ihr.“ Und er berichtigte in sanften Worten ihren Irrthum und fragte dabei, was sie von Goethe halte.

„Ach, ich habe nicht viel von ihm gelesen, er hat mir eigentlich nie recht gefallen wollen, schon weil er doch den Damen gegenüber immer ein Bischen unreell war.“

Walther brach in ein lautes Gelächter aus, das „Bischen unreell“ hatte alle Dämonen der Lustigkeit in ihm aufgerüttelt, er hätte am liebsten einen Sprung in den Abgrund vor sich hineingethan. Jetzt wußte er genau, woran er war.

Selma stand zitternd vor ihm, sie wußte sich sein Lachen nicht zu erklären. Als er ihre Verlegenheit bemerkte, regte sich wieder das Mitleid in ihm und er sagte:

„Verzeihung, liebes Weibchen, Du hast mich in die heiterste Stimmung versetzt, und das ist doch eine Gabe, deren sich nicht jede Ehefrau ihrem Gatten gegenüber rühmen kann.“

Sie sah ihn lächelnd an und seufzte.

„Soll ich auch ihr einen Kuß geben?“ fragte sich Walther, „und wäre es auch nur der Wissenschaft wegen, wie er auf Selma wirkt im Gegensatz zu Mariechen und Stella.“

Und er küßte sie.

Obwohl Selma schon längst auf diesen Kuß gewartet hatte, brach sie doch heftig in Thränen aus und hielt sich beide Hände vor's Gesicht. Sie besann sich auf eine ganz ähnliche Scene in einem Marlitt'schen Romane und wußte, daß sie so und nicht anders handeln mußte.

Walther war einige Augenblicke in arger Verlegenheit, er wußte nicht, was er thun sollte. Endlich sagte er möglichst unbefangen:

„Aber es fängt an, dunkel zu werden, ich dächte, wir gingen zur Gesellschaft zurück.“

Sofort ließ sie die Hände vom Gesicht, lächelte ihn an und sagte selig:

„Ja, gehen wir zu meiner Mutter!“ Ganz so stand es in dem Marlitt'schen Romane.

Walther aber, sehr erfreut über diese Wendung der Sache und nicht ahnend, welche tiefere Bedeutung dem „Gehen wir zur Mutter“ beigelegt werden sollte, rief lustig aus:

„Ja, gehen wir zur Frau Schwiegermama, sie wird hoffentlich finden, daß wir uns Beide vortrefflich in unsere Rolle gefunden haben.“

Er eilte mit ihr zum gemeinschaftlichen Spielplatze und war froh, als man ihm dort mittheilte, das Feuerwerk solle beginnen, denn er hatte das Ehespiel herzlich satt.

Während nun das Fest seinen weiteren Verlauf nahm, hatte jedes der

drei Mädchen heimlich dem Vater, und Selma natürlich auch der Mutter mitgetheilt, daß der Baumeister sie geküßt hätte, und jedes der Mädchen hatte die Bitte ausgesprochen, diese Thatsache, die doch so viel wie eine Verlobung bedeute, wenigstens heute geheim zu halten, damit den andern Betheiligten der Abend nicht verdorben würde.

XII.

Den Tag darauf saß die Familie Pfotenhauer am Vormittage in feierlicher Erwartung des Baumeisters.

Selma hatte ihr hübschestes Kleid angezogen, die Mutter eine ganz neue Haube mit gelben Bändern aufgesetzt und der Vater sich in seinen schwarzen Sonntagsrock geworfen.

So oft die Hausglocke ertönte, fuhren alle Drei in die Höhe und riefen: jetzt kommt er! Aber immer hatte man sich getäuscht.

Die Aufregung wuchs von Minute zu Minute.

„Ich habe es gleich gesagt, er wird am Vormittage zu viel zu thun haben, er wird erst Nachmittag kommen," meinte Frau Pfotenhauer.

„Dummheit! Bei solchen Gelegenheiten kann man sich frei machen," brummte Herr Pfotenhauer ärgerlich. „Wer weiß, ob ihn nicht der Schwätzer Fantini unterwegs aufhält."

Und Selma stieß einen lauten Seufzer aus.

Wieder ertönte die Hausglocke.

„Endlich!" riefen alle Drei wie aus einem Munde und sprangen auf; der Vater eilte an die Thür.

Es war Herr Fantini mit Tochter.

„Was will denn der jetzt gerade?" sagte Frau Pfotenhauer leise zu Selma und rang verzweifelt die Hände, um gleich darauf sich mit dem süßesten Lächeln nach den Eintretenden umzuwenden.

„Was verschafft uns die Ehre, meine Lieben?" hauchte sie.

„Stella konnte es nicht länger aushalten, sie mußte ihr Glück Jemandem anvertrauen und so kam sie hierher," sagte Herr Fantini freudestrahlend.

„Welches Glück?" fragten erstaunt Herr und Frau Pfotenhauer.

Stella aber hatte inzwischen Selma inbrünstig umhalst und ihr in's Ohr geflüstert: „er hat mich geküßt, er ist mein!" und ehe noch Herr Fantini die Frage der Frau Pfotenhauer beantworten konnte, stieß Selma entsetzt die Worte hervor! „er hat Dich auch geküßt?"

„Wer hat wen geküßt?" schrie Fantini laut.

„Der Baumeister mich!" sagte Selma erbleichend.

„Dich auch?" schrie Stella auf und ließ sich halb ohnmächtig auf einen Sessel fallen.

Das starre Entsetzen lag einige Secunden auf dem Antlitz Aller, Niemand rührte sich, Niemand wagte ein Wort hervorzubringen, nur die gelben Schleifen an der Haube der Madame Pfotenhauer zitterten wie vor Aufregung.

Da wurde wieder die Hausglocke gezogen und sofort war Allen die Bewegung wiedergegeben.

„Wenn er das wäre? — Sollte er das wirklich sein? — Gewiß, er ist es! — Sollte er die Frechheit besitzen! — Ich breche ihm alle Knochen im Leibe!“

So erscholl es zu gleicher Zeit in wunderlichem Quintett durcheinander.

Doch nein! Das war nicht Walthers Schritt, das waren zwei Personen, die sich jetzt der Thür näherten. Sie öffnet sich und Mariechen Däglau erscheint auf der Schwelle sammt ihrem Vater.

Mariechen im duftigen Rosa-Barege Kleidchen, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen, Vater Däglau mit seinem rothen Billardkugelgesicht, wonneglänzend.

Aber nicht lange bleiben sie so in ihrer Freude stehen; die starren, auf sie gerichteten Blicke der Andern üben ihre ansteckende Wirkung und Mariechen flüstert ängstlich:

„Was ist denn geschehen?“

Und Herr Fantini platzt heraus:

„Ich laß mich hängen, wenn er die nicht auch geküßt hat!“

„Wer? Wie? Was? Geküßt? Wen geküßt?“ stammelt Herr Däglau und tritt vollends ins Zimmer, während Mariechen erbleichend auf Selma und Stella zugeht und sie zweifelnd ansieht.

Wiederum plötzliche Stille, in der die Augen fragen und Antwort geben, dann bricht ein Sturm los, der nicht zu beschreiben ist.

Alle sprechen zu gleicher Zeit, die Alten wollen wissen, wie es gewesen, die Mädchen berichten in fieberhafter Eile jede Einzelheit.

Fantini rast wie ein wildes Thier in der Stube umher und überschreit Alle mit den von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Worten: „ich schieße ihn nieder wie einen Hund!“

Auch Stellas Augen sprühen unheimliches Feuer, sie knirscht mit den Zähnen und ruft: maledetto! Sie ist ganz Italienerin.

Selma zerfließt in Thränen und erinnert sich dabei wiederum einer ganz ähnlichen Scene bei der Marlitt. Sie hat unendliches Mitleid mit sich selbst und wünscht sich den krausköpfigen Maler aus Tyrol als Rächer herbei.

Mariechen weiß nicht, was sie sagen soll und denkt mit einem Male wieder recht lebhaft an ihren vernachlässigten Handschuhmacher.

„O, dieser Undankbare!“ stöhnt Frau Pfotenhauer und wirft verzweifelt ihre gelbe Haube in eine Ecke.

Tausend Vorschläge werden in der Aufregung gemacht, einer immer abenteuerlicher als der andere. Madame Pfotenhauer empfiehlt den Bösewicht dem Gericht zu übergeben, Däglau will ihn durchprügeln, Fantini bleibt dabei, ihn zu erschießen. Endlich gelingt es Herrn Pfotenhauer, der verhältnißmäßig am ruhigsten geblieben ist, sich das Wort zu verschaffen und einen Augenblick um Ruhe zu bitten.

Jetzt hört man nur rasches, lautes Athmen, Aller Augen sind auf Herrn Pfotenhauer gerichtet, der also beginnt:

„Meine Herrschaften, verlieren wir nicht den Kopf! Jedem Verbrecher ist es vergönnt, gehört zu werden, bevor er verurtheilt wird, ich halte es für billig, daß wir auch den Baumeister vernehmen."

„Was ist da lange zu vernehmen, ich schieße ihn todt!" unterbricht ihn Fantini, immer noch wuthschnaubend.

„Bitte lassen Sie mich aussprechen! — Wir haben diesen jungen Mann bisher Alle sehr lieb gehabt, ist es nicht so?"

Stummes Kopfnicken von allen Anwesenden.

„Nun also! Hören wir, was für Absichten ihn bei seinem seltsamen Thun geleitet, was er zu seiner Vertheidigung anzuführen hat, und dann erst wollen wir unser Urtheil fällen."

„Nun gut! So will ich gleich hingehen und ihn zur Rede stellen," beginnt wieder Herr Fantini und ergreift seinen Hut.

„Nein, nein, das geht nicht," fährt Pfotenhauer fort, ihn zurückhaltend, „wir sind jetzt Alle viel zu erregt. Ich mache einen anderen Vorschlag. Wir schreiben ihm eine Vorladung, fordern ihn auf, sich heute Nachmittag zu einer bestimmten Stunde in dem kleinen Zimmer der „Krähe" einzufinden, wo wir ungestört sind."

„Und wenn er nicht kommt?" fragt Däglau.

„Er wird kommen, ich versichere Sie!" erwidert Pfotenhauer, setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, während er das Geschriebene laut vor sich hinspricht:

„An den Königl. Regierungsbaumeister Herrn Ebeling, hier. Die Unterzeichneten ersuchen Sie bei Ihrer Ehre und zu Ihrem eigenen Besten, sich heute Nachmittag 5 Uhr im kleinen Stübchen der Krähe zu einer hochwichtigen Besprechung einzufinden."

Er erhebt sich.

„So. Unterschreiben Sie, meine Herren!"

Und mit fester Hand, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, unterzeichnen Fantini, Däglau, Pfotenhauer.

Das Schreiben wird gesiegelt und einem städtischen Amtsboten zur Beförderung ausgehändigt.

In dumpfer Erwartung ziehen sich alle Betheiligten in ihre Wohnungen zurück.

XIII.

Unterdessen ist in das stille Parkhäuschen Walther Ebelings das Glück und die Freude mit vollen Segeln eingezogen.

Er ahnt nichts von dem über seinem Haupte schwebenden Gewitter, und wenn er es ahnte, er würde es in diesem Augenblicke kaum beachten.

Er hat soeben zwei Briefe erhalten, einen aus dem Ministerium, einen

von seiner Mutter. Der erste meldet ihm, daß die von ihm eingereichten Pläne den Preis erhalten haben, daß ihm ein einjähriger Urlaub bewilligt wird, daß ihm ein Reisestipendium nach Italien von 1000 Thalern zur Verfügung steht, daß sein Nachfolger in Fichtenstädtel bereits ernannt ist, und daß er sofort abreisen kann.

Der Andere bringt ihm die freudigsten Glückwünsche seiner Mutter, sie ruft ihn an ihr Herz, bevor er sich zur Reise nach Italien rüstet.

Er ist so vom Glücke trunken, so in die Träume seiner Zukunft versenkt, daß er das dreimalige Klopfen an seiner Thür nicht hört.

Ungeduldig öffnet endlich der Amtsbote, murmelt etwas wie: man ist wohl taub! in seinen Amtsbart, wirft den Brief Pfotenhauers auf den Tisch zu den beiden Glücksbriefen und entfernt sich wieder.

Hastig ergreift Walther das Schreiben, entfernt das Siegel und liest dreimal die geheimnißvolle Vorladung, ohne sie zu verstehen.

„Bei Ihrer Ehre und zu Ihrem eigenen Besten!“ Diese Worte wiederholt er immer wieder, das kann doch kein Scherz sein!

Allmählich dämmert eine Ahnung in ihm auf; die drei Väter seiner Gattinnen von gestern sind unterzeichnet, das muß einen Zusammenhang haben mit der Kuß-Affaire am Leichenstein!

Er lacht auf. Er hat keineswegs die Absicht, sich der Begegnung mit den drei Männern zu entziehen, sein Glück ist so hoch, daß er sich dieser Unannehmlichkeit — wenn es eine ist — freut als Versöhnungsmittel der Götter. „Der Ring des Polykrates!“ ruft er; dann sieht er nach der Uhr, findet, daß er noch zwei Stunden Zeit habe, ehe er in die „Krähe“ muß, und beschließt, diese zwei Stunden bei Tante Lieschen zuzubringen, ihr sein Glück zu melden und sie zu bitten, vorläufig Alles geheim zu halten. Er hat seine Gründe dazu.

Und Tante Lieschen ist zwei Stunden selig. Sie trocknet sich die Thränen, als er gegangen und schwört bei sich, daß dies die schönsten Stunden ihres Lebens gewesen!

Walther aber ist mit dem Glockenschlage fünf an der Thür zu dem kleinen Zimmer in der „Krähe“.

Ohne zu zaudern tritt er ein und sieht die drei Männer regungslos am Tische sitzen.

Sie erwidern seinen Gruß nicht, sie hüllen sich in eisiges Schweigen, aber die Blicke aller Drei ruhen auf der Gestalt des jungen Baumeisters. Und wie sehr sie sich auch mit Kälte umlagert und gewappnet haben, bei seinem Anblicke schmilzt das Eis zolldick von ihren Herzen.

Sein Auge strahlt so offen, so heiter, so siegesbewußt und schuldlos zugleich, daß selbst Fantini das Bild seiner wüthenden Tochter sich vor Augen führen muß, um nur noch einen Rest seines Grolles beisammen zu behalten.

Er nimmt am Tische Platz und sieht fragend die drei Männer an.

„Sie haben mich, meine Herren, in einer hochwichtigen Angelegenheit, bei meiner Ehre und zu meinem eigenen Besten hierher berufen; darf ich bitten, mir den Grund hiervon anzugeben?" beginnt Walther mit ruhiger, fester Stimme.

Pfotenhauer ist nicht im Stande das Wort zu ergreifen, er fühlt, er würde zu milde sein und ersucht daher Fantini, zu sprechen. Dieser setzt sich in Positur, vergegenwärtigt sich nochmals seine Tochter, wie sie maledetto! ausruft und beginnt sein Verhör also:

„Mein Herr, geben Sie zu, unsere drei Töchter gestern Nachmittag an dem sogenannten Leichenstein geküßt zu haben?"

„Jawohl, ich gebe es zu."

„Mit welchem Rechte? wenn ich fragen darf."

„Mit dem Rechte, das ich als Ehemann dazu hatte."

„Herr, Sie wußten doch, daß das nur ein Spiel war!"

„Hierauf könnt' ich Ihnen antworten, daß ich sie auch nur im Spiel geküßt habe."

„Sie könnten mir antworten? Was soll das heißen?"

„Es soll heißen, daß ich das nicht antworten will, obgleich ich dazu berechtigt wäre, sondern daß ich antworten will: ich habe sie im Ernste geküßt."

Alle drei machten eine unwillkürliche Bewegung des Staunens.

„Sie haben sie im Ernste geküßt?" fuhr jetzt Pfotenhauer im Verhöre fort, „und haben Sie denn nicht bedacht, was Sie da thaten? daß der Kuß das Zeichen der Verlobung ist?"

„Auch das habe ich bedacht."

„Nun, Herr, Sie können sich doch unmöglich mit allen dreien zugleich verloben!" schrie jetzt Däglau, purpurroth im Gesichte.

„Sie sehen selbst die Unmöglichkeit dieser Thatsache ein, meine Herren," sagte Walther ruhig.

„Herr, Sie wollen uns jetzt noch zu Narren machen" nahm Pfotenhauer ärgerlich das Wort, „mit solchen Späßen bleiben Sie uns vom Leibe!"

„Es sei ferne von mir, drei Männer, die ich so hochverehre, wie Sie, meine Herren, zum Narren zu haben. Aber lassen Sie mich ruhig ausreden. Versetzen Sie sich in meine Lage: drei junge Mädchen, gleich schön, gleich liebenswürdig, gleich begehrenswerth treten mir gleich bei meiner Ankunft in Fichtenstädtel entgegen und lassen mich mit ihrem bestrickenden Einfluß nicht mehr los. Sehe ich jede für sich, so halte ich sie für die Schönste, sehe ich die andere daneben, so verzweifle ich bei dem Gedanken, welcher ich den Preis geben soll. Und aus diesem Dilemma bin ich noch nicht herausgekommen! Nun aber, meine Herrn appellire ich an Ihre eigene Ehrlichkeit und Offenheit. Sie waren auch einmal 26 Jahre, vergegenwärtigen Sie sich diese schöne Zeit Ihres Lebens und denken Sie daran, was Sie gethan haben würden, wenn es Ihnen gestattet worden

wäre, drei so liebliche Mädchen — wenn auch nur im Spiel — ihre Gattinnen zu nennen? Hätten Sie sie nicht geküßt? Ich glaube, der Umstand, daß Sie drei so herrliche Exemplare von Töchtern aufzuweisen haben, ist der beste Beweis dafür, daß Sie gradeso gehandelt hätten wie ich; ja, ich gehe noch weiter, ich erkläre, daß es gradezu beleidigend für Sie, meine Herren, und Ihre Töchter gewesen wäre, wenn ich sie nicht geküßt hätte! Es wäre ein Vergehen wider den heiligen Geist der Schönheit gewesen! Und ich glaube, diese meine Auffassung wird von Niemand richtiger befunden werden, als von Ihren Töchtern selbst!"

Diese Deductionen, mit dem Ausdrucke tiefster Aufrichtigkeit hervorgebracht, enthielten trotz manches Anfechtbaren doch soviel des Ueberzeugenden und zugleich für die drei Väter Schmeichelhaften, daß sie sämmtlich die Empfindung hatten: hier widersprechen, hieße sich lächerlich machen. Zugleich sagte sich Jeder: der Mann ist mit sich noch nicht im Klaren, die Möglichkeit ist garnicht ausgeschlossen, ja die Wahrscheinlichkeit hat sogar Vieles für sich, daß er bei näherer Bekanntschaft doch meiner Tochter den Vorzug giebt, es wäre also die größte Thorheit, wollte ich mich jetzt mit ihm überwerfen.

Walther Ebeling las diese Gedanken auf den Gesichtern der drei Väter, die sich immer mehr aufheiterten. Und da noch keiner das Wort zu ergreifen wagte, fuhr er in zuversichtlichem Tone fort:

„Meine Herren, Sie haben mich den Enthusiasten von Fichtenstädtel getauft, ich weiß das. Nun wollen Sie mir zürnen, daß ich, meiner Natur getreu, mich für die höchste Schönheit, die auf unserem Planeten zu finden ist, begeistert habe?"

„Nein, das wollen wir nicht!" rief Fantini zuerst und reichte ihm die Hand über den Tisch. „Nein, nein, nimmermehr!" folgte Däglau und Pfotenhauer nach. Jeder beeilte sich, so zuvorkommend wie möglich zu sein. Pfotenhauer bestellte sofort eine Flasche vom Besten und Walther sah sich gezwungen, so ungern er es auch that, zu bleiben.

Es wurde eingeschenkt.

„Es lebe der Enthusiast von Fichtenstädtel!" begann Pfotenhauer und hob das Glas.

„Er lebe und studire weiter, bis er aus dem Dilemma der Dreiheit heraus ist!" fügte Fantini hinzu.

„Ja, das soll er und das wird er, nicht wahr?" fragte Däglau.

„Ich werde mir Mühe geben, sagte Walther, „und ich werde mich erklären, ehe Sie es vermuthen, so wahr Sie mich den Enthusiasten von Fichtenstädtel nennen!"

Sie stießen an.

„Wir lassen Sie nun einmal nicht los, Herr Baumeister, da können Sie machen, was Sie wollen," sagte Pfotenhauer und schüttelte ihm die Hand.

Aller Groll war aus den Herzen der Männer verschwunden, und

als sich Walther nach Verlauf einer Stunde verabschiedete, weil er heute noch viel arbeiten müsse, erhoben sie sich ebenfalls, um nach Hause zu eilen, wo man ihrer mit Spannung wartete.

Walther aber empfand nur zu gut, daß jetzt, da ihm die Kunst so herrlich gewinkt hatte, Fichtenstädtel und Alles, was darin war, für ihn aufgehört hatte zu sein. Der Enthusiast von Fichtenstädtel war todt, das wußte er, und er sann nur darüber nach, wie er den drei Biedermännern seine versprochene Erklärung abgeben sollte.

Die Jagd, die sie auf ihn machten, reizte ihn, sich mit einem Scherze von Fichtenstädtel zu verabschieden.

Bis in die Nacht hinein hatte er seine Sachen gepackt. Alles war in Ordnung, seine alte Bedienungsfrau hatte den Auftrag, ihm sein Gepäck nachzuschicken.

Es trieb ihn noch einmal in's Freie, der Mond schien so wunderbar hell.

Da plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke!

In dem alten Schuppen neben seinem Häuschen hatte er heute einen Topf mit schwarzer Farbe stehen sehen, zum Anstrich für einen eisernen Zaun bestimmt. Ob der Topf noch da war? Er eilte hin und fand ihn sogleich. Ein großer Pinsel steckte darin.

Mit diesem Topf eilte er an den großen Leichenstein, wälzte einen kleineren Stein davor, stellte sich darauf und schrieb mit dem Pinsel folgende Grabschrift in großen lateinischen Lettern:

HIER FAND
DER ENTHUSIAST VON FICHTENSTAEDTEL
SEINEN TOD.
ER STARB AN DER QUAL DER WAHL.
GOENNT SEINER ARMEN SEELE RUHE!

Der Mond sah lächelnd auf den jungen Mann herab und leuchtete ihm bei seinem Werke, durch das er der Wahrheit gemäß bestätigte, daß hier an dieser Stelle sein Enthusiasmus für Fichtenstädtel den tödtlichen Stoß erlitten hatte.

Dann ging Walther frohen Muthes zu Bette, nachdem er vorher noch seiner alten Wirthin den doppelten Betrag für die verbrauchte Farbe zur Erstattung an die Anstreicher ausgehändigt hatte. Wozu er die Farbe gebraucht, verrieth er nicht. —

Seiner Gewohnheit gemäß erhob er sich fast zugleich mit der Sonne, bestieg sein Stahlroß und fuhr, wie er gekommen, singend durch die ganze Stadt. Noch schliefen alle Bewohner.

Als er um den Marktplatz herumfuhr, ließ er seine Stimme ganz besonders laut erschallen, und die drei Schönen reckten sich im Schlafe auf ihren jungfräulichen Lagern, hörten dem Sänger zu, und seine Klänge mischten sich in ihre lieblichen Träume.

Als aber Walther Ebeling auf die Landstraße hinauskam und die

Welt in ihrem bunten Spätsommerkleide, von heller Morgensonne vergoldet vor ihm lag, da weitete sich seine Brust und hinter ihm versank wie im Nebel Alles, was er die letzten Monde erlebt, und vor ihm stieg auf eine neue Welt der Hoffnung, des Glanzes und des Ruhmes.

* * *

Die drei Mädchen hatte das gleiche Schicksal wieder zusammengeführt und inniger aneinander geschlossen.

Arm in Arm wandelten sie am folgenden Tage, nur von ihrer Herzensangelegenheit plaudernd, durch die stillen Gänge des Stadtparkes, nach der verhängnißvollen Stelle am großen Leichenstein.

Aber wie erschraken sie, als sie ganz unerwartet die Grabschrift vor sich sahen, die ihnen das Hinscheiden des Enthusiasten von Fichtenstädtel ankündigte!

Als hätten sie ein Gesicht gesehen, flohen sie, so schnell sie laufen konnten, in die Stadt zurück und meldeten das unerhörte Ereigniß den Ihrigen.

Niemand wollte es glauben, Jeder sich selbst von der Unmöglichkeit des Gehörten überzeugen, und es verging keine Stunde, so hatte ganz Fichtenstädtel vor dem Leichenstein gestanden und die räthselhafte Inschrift gelesen.

Man drang in die alte Wirthin, sie wußte nichts, als daß ihr Herr, nachdem er für immer von ihr Abschied genommen, auf seinem Zweirad davongefahren sei.

Die baldige Ankunft eines neuen Regierungsbaumeisters klärte Alles auf und die Bewohner Fichtenstädtels wußten sich in das Unvermeidliche zu finden. Ja, nach einem halben Jahre bereits waren die drei jungen Mädchen verlobt. Stella hatte sich den neuen Regierungsbaumeister gekapert, Mariechen ihren schmachtenden Handschuhmacher endlich erhört, und der krausköpfige Maler aus Tyrol hatte sich wirklich eingefunden, um Selma zu beglücken.

Walther Ebeling schwand aber nicht aus dem Gedächtniß des Städtchens, ja die Herren Däglau — der thatsächlich einen kleinen Orden erhielt — Fantini und Pfotenhauer ließen sogar die Inschrift in den Leichenstein einhauen, auf daß sie auch den kommenden Geschlechtern Kunde brächte von den lustigen, unwiederbringlichen Tagen, da der Enthusiast von Fichtenstädtel unter ihnen geweilt hatte.





Ernest Renan.

Von

August Müller.

— Königsberg. —

Wenn ich es im Folgenden unternehme, dem Abbild der äußeren Züge eines der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten der Gegenwart einen flüchtigen Umriß seines geistigen Antlitzes an die Seite zu stellen, wie es sich in seinen hauptsächlichsten Werken mir abzuzeichnen scheint, so bin ich genöthigt, einige Sätze allgemeinen Inhalts vorauszuschicken, welche in den Augen des Lesers vielleicht einseitig, vielleicht unrichtig, jedenfalls des Reizes der Neuheit baar sind. Aber mehr vielleicht als in manchen anderen Fällen ruht hier die Berechtigung des Urtheils auf den allgemeinen Anschauungen, von welchen es ausgeht: gerade um dasselbe, wo erforderlich, aus Eigenem berichtigen zu können, wolle der Leser mir gestatten, persönlichen Ueberzeugungen für einen Augenblick das Wort zu geben, die an sich kennen zu lernen kaum Jemand neugierig sein würde und die einem philosophisch geschulten Kritiker vielleicht höchst kindlich erscheinen werden.

Was in der Welt Bedeutendes geschieht, wird überall da, wo es sich nicht um bloße Zerstörung handelt, durch Ideen hervorgerufen. Ich verstehe dabei unter Idee auf dem Gebiete des Willens einen Zweck, in der Sphäre des Denkens einen Satz, der, obwohl in dem gegenwärtigen Bewußtsein nicht wirklich, doch als unbedingt nothwendig gefordert wird. Daß die menschliche Natur in sich vervollkommnungsfähig sei, ist für uns

ebenso unerweislich, als daß unser Geist vermöge, sein eigenes und das Wesen der Außenwelt zu erkennen; gleichwohl sind beides für uns Ideen, die bewußt oder unbewußt jedem Menschen innwohnen. Ohne die erste würde Niemand über die Befriedigung der nächstliegenden natürlichen Bedürfnisse hinaus irgend etwas zu erstreben haben, ohne die zweite Keiner sich die Mühe geben, über irgend etwas nachzudenken. Verschiedenartig aber, wie diese Ideen als praktische oder theoretische sind — vollkommen geschieden können die einen von den andern niemals werden, so wenig wie in der Einheit des menschlichen Geistes etwa Wollen und Denken getrennt vorhanden sind. Die Weltanschauung, die mehr oder weniger klar jeder Mensch sich gebildet hat, ist nicht durchaus von seinem Willen unabhängig: ein auf das Hohe gerichtetes Streben wird mit gewissen theoretischen Ueberzeugungen immer unvereinbar sein; und daß ebenso alles Handeln von der Weltanschauung des Handelnden beeinflußt wird, scheint noch minder eines Beweises zu bedürfen. Was wir aber als Weltanschauung bezeichnen, setzt sich aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammen: demjenigen, was wir von unserem eigenen und von dem Wesen der Welt klar erkannt haben, also wissen, und dem, was wir auf das Ansehen älterer Ueberlieferung oder zeitgenössischer fremder Gedankenarbeit hin als sicher annehmen, d. h. glauben.

Die Idee ist an und für sich zunächst rein persönlicher Natur; aber jeder weiß, wie unter Umständen eine Idee auch große Massen, ja ganze Völker und Jahrhunderte ergreift. Die Ideen erscheinen äußerst verschieden an Werth je nach den Zeiten, deren Urtheile sie unterliegen. Viele Menschenalter hindurch ist das ganze Abendland von der Idee der Wiedereroberung des heiligen Grabes beherrscht gewesen: wie geringwerthig dieselbe Idee für die Gegenwart ist, ergiebt die Thatsache, daß der Türkei ihr Untergang von allen Seiten her droht, nur von dieser nicht. Die Schätzung der Idee hat aufgehört, seit Europa sich durch seine geistige Entwickelung auf den Sinn des Spruches wieder hinführen ließ: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Wege noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten . . . Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Umgekehrt wird fast immer die Idee bei ihrem ersten Auftreten als „utopische" Thorheit verachtet: das entspricht ihrem Wesen, da sie eben die Forderung darstellt, daß sei, was nicht ist. Wen die Idee einmal ergriffen hat, dem flößt sie je nach dem Maße seiner Kraft ein mehr oder weniger lebhaftes Streben ein, die ideale Forderung in der Welt durchzusetzen. Es entsteht eine gewaltige, vielfach unwiderstehliche Bewegung, die immer weitere Kreise mit sich fortreißt, endlich ganze Geschlechter über den bisherigen Stand ihrer Weltanschauung und sittlichen Gewohnheit forthebt. Aber je mehr die Bewegung in's Breite geht, um so mehr verflacht und verlangsamt sie: war sie an sich eigentlich die Verneinung eines der Menschheit natürlich gewordenen Zustandes, so hängt sich, während sie ihrerseits jenen Zustand verändert, das Schwerge-

wicht der natürlichen Unvollkommenheit des Menschenwesens an sie; gehemmt und durch allerlei Beiwerk getrübt, vermag sie in ihrer ursprünglichen Reinheit sich nicht voll durchzusetzen, nach Erreichung eines relativen Fortschrittes gegen das Frühere kommt die Bewegung zum Stillstand. Sofern diese auf praktische Ziele ausging, ergiebt sich daraus eine historische Gestaltung, sofern sie theoretischer Natur war eine dogmatische Weltanschauung.

Wie eine Welle niemals einzeln verlaufen kann, sondern stets mit den anderen Wellen sich durchkreuzt in ewig wechselndem Spiel: so das Durcheinanderwogen der Ideen in der geistigen Entwickelung der Menschheit. Die nur unvollkommen der Idee entsprechende Gestalt der Dinge trägt keine Gewähr des Bleibens in sich. Das historische Gebilde wird von der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden untergraben, dem Dogma einer bestimmten Weltanschauung tritt der weiter prüfende und forschende Geist kritisch gegenüber. Die Unzufriedenheit wie die Kritik führt zur Wiederbelebung alter oder zur Entfaltung neuer Ideen; von ihrem Nachwogen sieht man die stehen gebliebenen Fluthen weiter getrieben, eine andere Höhe wird erreicht, damit auch auf ihr derselbe Vorgang sich wiederhole. Wie das Alles nicht in einem Zuge verläuft, vielmehr Hebung, Stillstand und Senkung von kleineren Zwischenwellen jeden Augenblick unterbrochen werden, lehrt der Augenschein: volle Ruhe wäre auch hier mit dem Tode gleichbedeutend.

Diejenigen Ideen, welche in der Geschichte mit dem schärfsten Anspruche auf Allgemeingültigkeit auftreten, sind naturgemäß die religiösen; naturgemäß, weil in ihnen theoretische Weltanschauung und praktisches Wollen in der innigsten gegenseitigen Durchdringung sich darstellen.

Als Religion im allgemeinsten Sinne bezeichne ich dabei das Bewußtsein des Menschen von seiner Stellung zum Weltganzen, wie er selbst sie theoretisch versteht und praktisch durch seinen Willen sich anweist. Da jeder Mensch für sich zunächst den Mittelpunkt der Welt bildet, so ruht in seiner religiösen Ueberzeugung der eigentliche Inbegriff seines Wesens. Daraus ergiebt sich einmal die Stärke, dann aber die Langsamkeit und Unvollkommenheit aller religiösen Entwickelungen innerhalb der Menschheit; denn nur unter starkem Druck und nur langsam und widerstrebend kann das sich ändern, was mit dem innersten Wesen des Menschen verknüpft ist. Weiter aber folgt daraus, daß die vollkommenste religiöse Idee sich am schwersten und unvollkommensten in der Welt durchsetzen wird. Die vollkommenste religiöse Idee ist gleichbedeutend mit der absoluten Wahrheit; und daß eine ungetrübte Verkörperung der absoluten Wahrheit auf der Welt mit dem Aufhören des Suchens und Forschens, mit dem Erreichen der Fähigkeit vollendeten sittlichen Handelns das Ende der Menschheit bedeuten würde, darüber sind die Vertreter der entgegengesetztesten Weltanschauungen seit lange einig. Will man deswegen die Vollkommenheit einer religiösen Idee als Utopie bezeichnen, so ist auch die Idee der Wissenschaft eine Utopie, wenigstens so lange die menschliche Anschauung nicht mit der Unendlichkeit von Zeit und Raum fertig zu werden vermag.

In jener furchtbaren Novelle des Boccaccio, in welcher der Jude Abraham sich durch den Anblick des schändlichen Lebens der römischen Kleriker seiner Zeit zur Annahme des Christenthums bewogen erklärt, weil nur eine göttliche Religion unter solchem Frevel ihrer Bekenner auch noch gedeihen könne, liegt eine tiefe Wahrheit verborgen. Nirgends ist, so weit meine Kenntniß reicht, so viel im Namen der Religion gesündigt worden, als innerhalb des Christenthums; wer die Geschichte des Islams einigermaßen kennt, hat für die Vorwürfe, welche gegen denselben nach dieser Seite hin von Christen erhoben zu werden pflegen, nur ein mitleidiges Lächeln. In der That ist keine Idee der Verunstaltung und dem Mißbrauche Seitens der Menschen gerade ihrer Vollkommenheit wegen schutzloser ausgesetzt, als die Grundidee des Christenthums, die Lehre von dem Reiche Gottes. Das Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist, das heißt die unsichtbare Gemeinde aller derer, welche danach streben über die Welt — die Natur im Sinne Kants — hinaus ihr eigenes Wesen zu erheben, kommt nicht mit äußerlichen Geberden; und doch kann diese Idee in der Welt sich nur verkörpern in allerhand Kirchenwesen, das ihren Glanz, indem es ihn darzustellen versucht, trübt und verunziert; und die Erhabenheit der Forderung gerade öffnet dem Affen der Frömmigkeit, der Heuchelei, selbst die Thüre zu jedem Tempel, der Menschenaugen sichtbar ist. Trotzdem bleibt diese Utopie die vollkommenste religiöse Idee, die es giebt, ja die religiöse Idee in ihrer Vollkommenheit überhaupt, und es ist die Aufgabe der Menschheit, ebenso an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, wie sie an der nicht minder utopischen Erkenntniß des Weltganzen arbeitet.

In zwei großen Fluthwellen ist die Idee des Reiches Gottes bis heute über die Menschheit dahingegangen. Das eine Mal im Anfang, als sie sich gegen das gealterte Heidenthum des klassischen Zeitalters durchsetzte. Sie ist dabei allmählich verflacht zu jener Idee eines sichtbaren Reiches Gottes auf Erden, welche in der römischen Hierarchie bis heute sich verkörpert zeigt.

Ihrer veräußerlichten Form setzte der Anbruch einer neuen Zeit im Humanismus die Idee des freien Menschenthums entgegen, und die Reformation unternahm es, die letztere auf die Höhe des wahren christlichen Gedankens weiter zu erheben. Zu früh — möchte man sagen, wenn es erlaubt wäre, geschichtliche Ereignisse zu kritisiren — ließ sich die Reformation ihrer Selbsterhaltung in der äußeren Welt zu Liebe nöthigen, ihrerseits dogmatisch zu werden und sich in den staatlichen Gemeinwesen der germanischen Völker Nothbauten zu errichten, deren Mängel freilich im Sinne des wahren Reiches Gottes vielleicht ebenso viele Vorzüge waren, die aber auch die christliche Idee nicht ungeschädigt lassen sollten. Früher als im Mittelalter trat jetzt dem Dogmatismus die Idee des freien Menschenthums gegenüber: für die religiösen Interessen unselig verquickt mit dem politischen Treiben der französischen Revolution, aber gefährlicher

denn je den Einfluß der bestehenden Kirchen unterspülend durch die gleichzeitige mächtige Entwickelung der philosophischen und historischen Kritik, mehr noch der Naturwissenschaften, welche aus der Entfernung aller nicht meß- und wägbaren Ursachen aus dem Kreise ihrer Betrachtung gerade ihre glänzendsten Erfolge herleiten durften und mit Kant in der Erkenntniß zusammentrafen, daß die Annahme von Unterbrechungen der Gesetze alles natürlichen Seins durch Wunder, wie sie nicht nur des Glaubens, sondern vorzüglich auch des theologischen Dogmatismus liebste Kinder sind, wissenschaftlich unmöglich sei. Gleichzeitig freilich ist dann auch die freie Wissenschaft der Naturforschung sofort wieder dogmatisch geworden: über dem Mikroskop hat sie die Logik des Aristoteles nicht weniger als die Kritik Kants vergessen und den theologischen Lehrsätzen eine bisher freilich recht unfertige naturwissenschaftliche Weltanschauung gegenübergestellt, die gerade an den entscheidenden Punkten ebenso blindlings geglaubt werden will, wie das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes.

Die Verlegenheit, in welche sich der gebildete Laie zwischen den theoretischen Anschauungen der Theologen und der Naturforscher gesetzt sieht, wird nun aber durch bedenkliche Vorgänge auf dem praktischen Gebiete bis zur Rathlosigkeit gesteigert. Es scheint fast, als ob die Natur, erzürnt über das Eindringen des Menschen in ihre geheimen Werkstätten und die Dienstbarmachung ihrer erhabensten Kräfte für seine eigensüchtigen Bestrebungen, sich zu rächen entschlossen sei, indem sie den Menschen gründlicher als je der Sclaverei seiner natürlichen Neigungen und Bedürfnisse zu unterwerfen sich anschicke. Der praktische Materialismus unserer Zeit, der nicht weniger in den oberen als in den unteren Schichten der Bevölkerung mit erschreckender Schnelligkeit um sich greift, droht über Wissen wie über Glauben mit gleicher Rücksichtslosigkeit zur Tagesordnung, der Tagesordnung einer modernen Barbarei, überzugehen. Nichts irriger, als die Schuld daran ausschließlich dem Dogmatismus der Naturwissenschaft oder dem der Theologie zuzuschreiben. Von erheblicher Mitschuld freilich sind Beide nicht freizusprechen; der innige Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Grundsätzen des Handelns gestattet keinen Zwiespalt der Ideen in ersterer ohne schwere Schädigung der letzteren: die wirkliche Heilung des Uebels kann schließlich nur daraus hervorgehen, daß sich die Menschen, hoch wie niedrig, wieder schämen zu denken: „Lasset uns essen und trinken, morgen sind wir todt.“ Aber nothwendig daneben ist es auch, daß eine Vereinigung herbeigeführt werde derer, welche in den beiden feindlichen Lagern des theologischen und des naturwissenschaftlichen Idealismus mit der Idee es ernst meinen. Ich bin nicht sicher, ob nicht mancher Zöllner unter den dogmatischen Naturforschern näher am Reiche Gottes ist, als dieser oder jener Pharisäer eines beliebigen Kirchenthums, und man müßte daran verzweifeln, daß die Idee des Reiches Gottes in unserem Erdtheile noch eine Zukunft behielte, wenn es nicht gelänge, wie in den Zeiten der Reforma-

tion den Geist des wissenschaftlichen und des religiösen Idealismus zusammenzuschmelzen. Denn wo die Ideen sich im Widerstreite aufhöben, bliebe nur die Zerstörung des Bestehenden. Das Reich Gottes würde davon nicht untergehen, aber unsere europäische Gesellschaft, in der es sich hätte entfalten sollen. Solcher Entfaltung neue Wege wieder zu bahnen, fehlt es immerhin nicht an Versuchen; mehr als eine Richtung in der protestantischen Theologie — man gestatte dem Protestanten sich an diese zu halten — und mehr als ein hervorragender Kopf unter den Vertretern der modernen Naturwissenschaften suchen nach einer Stelle, wo sie sich die Hände reichen können. Solchen Bestrebungen nahe, wenngleich in eigenthümlicher Weise für sich, steht der berühmte Mann, welchem diese Studie gilt — Ernest Renan.

Ernest Renan*) ist am 27. Februar 1823 zu Tréguier geboren, einer kleinen Seestadt nahe der nördlichsten Spitze der Bretagne. Sein Vater war Bretone, seine Mutter aus der Gegend von Bordeaux: er sei eine Doppelnatur, hat er in den Souvenirs selbst ausgeführt und sich halb scherzhaft, halb im Ernste beklagt, daß gelegentlich der Gascogner in ihm dem Bretonen unglaubliche Streiche spiele. Zunächst freilich mochte der erstere selten genug sich rühren: der Vater befand sich meist auf weiten Seereisen fern von der Heimat, und die wenn auch heitere Natur der Mutter war doch nirgends geneigt, den streng kirchlichen Sinn zu verleugnen, der in dem klerikalen Einflüssen mehr noch als andere Orte der Bretagne unterstellten Tréguier allgemein herrschte. So machte es sich ganz von selbst, daß der Sohn einer in mäßigen Verhältnissen lebenden Familie, welcher in der Klosterschule seiner Vaterstadt sich bereits durch ungewöhnliche Begabung hervorgethan hatte, 1836 im vierzehnten Lebensjahre nach Paris in das „kleine" Priesterseminar übersiedelte, für welches der soeben mit der Leitung desselben beauftragte Dupanloup mit großem Eifer Zöglinge in der Provinz werben ließ. Aber trotz aller Dankbarkeit des Jünglings gegen die vortrefflichen Geistlichen, welche dort seine Bildung leiteten — einer Dankbarkeit, welcher auch der gereifte, aus diesen Zusammenhängen für immer losgerissene Mann noch bei mehr als einer Gelegenheit wohlthuenden Ausdruck gegeben hat — machte sich bereits auf dieser Vorstufe der innere Gegensatz seiner kritischen Geistesart zu der scholastischen Dogmatik des katholischen Kirchenthums bemerklich. Zuerst, so hören wir, geweckt durch den Unterricht in der Mathematik; entwickelt aber und bis zum entscheidenden Durchbruch gesteigert durch das Studium des Hebräischen und Deutschen, dem er sich nach seinem Eintritte in das „große Seminar", die berühmte

*) Die folgenden biographischen Mittheilungen entnehme ich, da mir außer Renans Souvenirs besondere Quellen nicht zu Gebote stehen, hauptsächlich Vapereau's Dictionnaire des contemporains, 5e éd. (1880).

St. Sulpice, mit Feuereifer hingegeben hatte. Da er seiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte und sich mehr und mehr unfähig fühlte, Priester eines Glaubens zu werden, mit dem er innerlich zerfallen war, trat er im October 1845 aus dem Seminar aus und widmete sich nunmehr, seinen Unterhalt vorläufig durch Privatunterricht suchend, ausschließlich den gelehrten Studien, welche er mit so großem Erfolge zu betreiben angefangen. Im Jahre 1848 ging er aus dem concours de l'agrégation (Befähigungsnachweis für eine außerordentliche Professur) als Erster hervor, und gewann gleichzeitig den von der Académie des inscriptions et belles-lettres zu ertheilenden prix Volney durch einen zusammenfassenden Ueberblick über die Geschichte und Grammatik der semitischen Sprachen. Damit war seine Laufbahn gesichert; er verfolgte sie zunächst weiter auf dem durch seine Vorbildung ihm gewiesenen Wege der Verbindung scholastisch-philosophischer und orientalischer Studien. Die Akademie gewährte ihm die Mittel, auf italienischen Bibliotheken seine Forschungen fortzusetzen, deren Ziel jetzt eine ausführliche Darstellung der Philosophie des Averroes bildete, jenes spanisch-arabischen Denkers aus dem 12. Jahrhundert, dessen auf die aristotelische Lehre gegründetes System auch in weiten Kreisen des christlichen Abendlandes maßgebend geworden und für viele Geschlechter scholastischer Theologen und Juristen bis tief in das 16. Jahrhundert hinein geblieben war. Nichts schwieriger als diese Untersuchungen, welche gründliches Verständniß der aristotelischen und nacharistotelischen Philosophie, Beherrschung mehr als einer orientalischen Sprache und ausgedehnte Kenntniß der unabsehbaren scholastischen Literatur des christlichen Mittelalters erfordern: so muß die Frucht dieser Studien, das bereits 1852 veröffentlichte Buch Averroès et l'Averroïsme (2. Ausgabe 1860, 3. Ausg. 1866) schon von diesem Gesichtspunkte aus anerkannt werden. Die Anerkennung steigert sich aber zur Bewunderung, wenn man an dem Werke gleichzeitig den klaren und durchsichtigen Aufbau, die anziehende, trotz vielfacher Trockenheit des Stoffes häufig fesselnde Darstellung, die Genauigkeit der Forschung zu rühmen findet, welche bei Anderen nur in den seltensten Fällen zu einem so harmonischen Ganzen sich verbinden. Es mag die Voreingenommenheit des Fachgelehrten sein, die mich bewegt, in Renans Averroes das hervorragendste Werk seines ganzen Lebens zu sehen: das glaube ich aber als sicher bezeichnen zu dürfen, daß diese klassische Leistung bestehen und auf die engeren Kreise, für welche sie bestimmt war, zu wirken fortfahren wird, wenn das viel berühmtere Buch, das einen so mächtigen Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt hat, längst vergessen ist. Wenige Jahre später (1855) erschien der erste Theil der bereits erwähnten Preisarbeit, umgearbeitet und erheblich erweitert unter dem Titel Histoire générale des langues sémitiques (2. Ausg. 1858): ein Buch, in welchem die Gelehrsamkeit Renans mit einer selbständigen Auffassung des Geistes der semitischen Völker sich verbindet, und das trotz vieler und berechtigter

Einwendungen gegen jene Auffassung seine anregende Kraft bis heute nicht eingebüßt hat. Erwägt man, daß neben diesen großen Werken gleichzeitig eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten kleineren und größeren Abhandlungen über sprachwissenschaftliche, philosophische und religionsgeschichtliche Gegenstände Renans Feder entflossen sind,*) so erscheint seine literarische Emsigkeit staunenswerth; noch staunenswerther aber ist, daß sie auf zwei Jahrzehnte hinaus keine Abnahme erfahren hat, und auch in der Gegenwart kaum gemindert erscheint. Dabei ist der Kreis seiner Interessen der denkbar weiteste: neben die Fachstudien, von denen er ausgegangen war, treten außer den bereits erwähnten z. B. auch Untersuchungen über den Ursprung der Sprache (1848, erweitert 1857), über die griechische Sprache im Mittelalter (1848); und das große Sammelwerk Histoire littéraire de la France enthält von ihm einen Discours sur l'état des beaux-arts au XIVe siècle (1865). Der Gelehrte Renan kehrt freilich immer mit Vorliebe zu den semitischen Studien zurück; dabei ziehen mehr und mehr die zahlreicher werdenden Entdeckungen und Ausgrabungen auf dem Boden des alten Orientes seine Aufmerksamkeit an, und er entwickelt sich zum Kenner auch auf dem Gebiete der phönizischen und althebräischen Inschriftenkunde. So fiel auf ihn, der seit 1851 eine Anstellung an der großen Bibliothek zu Paris inne hatte und 1856 zum Mitgliede der Académie des inscriptions erkoren war, die Wahl Napoleons III., als dieser den glücklichen Gedanken faßte, mit der zur Unterdrückung der Christenhetze in Syrien 1860 abgesandten militärischen Expedition, wie einst sein Großoheim mit seiner ägyptischen, ein wissenschaftliches Unternehmen zu verbinden, dessen Zweck die archäologische Untersuchung der dem Libanon benachbarten Theile Syriens und Phöniziens bilden sollte. Vom Herbst 1860 bis ebendahin 1861 weilte Renan in Syrien und Palästina, und schon 1865 konnte er die wichtigen Ergebnisse seiner Forschungen und Ausgrabungen in dem großen Werke der Mission de Phénicie zu veröffentlichen beginnen. Seitdem hat er nicht aufgehört, in kleineren und größeren Abhandlungen diesen immer wichtiger werdenden Zweig der Alterthumskunde zu bearbeiten, und das eben in seinem ersten Bande vollendete große Corpus Inscriptionum Semiticarum, in welchem die bedeutendsten Semitisten Frankreichs zu den griechischen und lateinischen Inschriften-

*) Gesammelt sind die hervorragenderen von diesen in den Etudes d'histoire religieuse (1857; 7. Ausgabe 1864); Essais de morale et de critique (1859, 3. Ausg. 1867). Auch die späteren Mélanges d'histoire et de voyages (1878) mögen hier gleich mit genannt werden: sie umfassen Aufsätze über die semitischen Völker und über die Berbern, zur römischen, arabischen und französischen Geschichte, zur arabischen und indischen Literatur u. s. w. — nicht überall aus erster Hand, aber stets anregend und geistreich. — Die Dialogues philosophiques (1876) sind mir nur durch ein Referat bekannt; sie scheinen auf eine Vereinigung der positivistischen Ueberzeugungen Renans mit einer Art unbestimmten Deismus hinauszulaufen.

sammlungen der Berliner Akademie ein Seitenstück zu schaffen bemüht sind, verdankt seiner Anregung und Mitarbeit einen großen Theil seines schönen Erfolges. Nicht unerwähnt bleiben dürfen endlich die stets von allen Fachgelehrten mit Spannung erwarteten jährlichen Berichte über die Fortschritte der orientalischen Studien in Frankreich, welche er im Auftrage der Société asiatique zu Paris für deren Journal durch eine Reihe von Jahren verfaßt hat, wiederum glänzend die Gewandtheit bethätigend, mit welcher er den scheinbar trockensten Gegenständen eine eigenthümliche Anziehungskraft zu verleihen weiß. —

Als Renan im Herbst 1861 aus dem Orient nach Frankreich zurückkehrte, führte er in seiner Mappe außer den von ihm gesammelten Inschriften und Zeichnungen ein Manuscript bei sich, welches er, nach langjährigen Vorstudien, jetzt auf dem Boden des heiligen Landes unter dem Einflusse dieser Umgebung fast in einem Zuge niedergeschrieben hatte, und welches den in seinen engeren Fachkreisen seit lange hochgeachteten Gelehrten auf einen Schlag zu einer europäischen Berühmtheit — oder Berüchtigtheit machen sollte. Er war sich des Wagnisses bewußt, welches die Veröffentlichung dieses Manuscriptes in sich schloß; ein ganzes Jahr, so hat er später berichtet, setzte er, der Virtuose der Feder, daran, jeden Satz, jeden Ausdruck immer von Neuem auf die Waagschale zu legen: erst im Jahre 1863 erschien die Vie de Jésus*), jenes Leben Jesu, das einen Sturm durch ganz Europa entfesselte, wie kaum ein anderes Schriftwerk unseres Jahrhunderts. Selbst ich, damals fast noch ein Knabe, entsinne mich genau des Eindruckes, den es auch in Deutschland hervorrief. In den gebildeten Kreisen der liberalen Bürgerschaft meiner Vaterstadt ging es, im Original oder in der Uebersetzung, von Hand zu Hand und ward, selten mit offener Mißbilligung, wenn auch häufig mit einem gewissen Vorbehalt, jedenfalls mit Begier und Behagen gelesen; die Spalten aber der Kreuzzeitung wurden nicht leer von den Namenlisten der rechtgläubigen Männer, vor allen der Geistlichen, welche sich gedrungen fühlten, Zeugniß abzulegen wider den Gräuel der Verwüstung, der hier dem Heiligthume ihres Glaubens angedroht schien. Sie hatten beide in gewisser Weise Recht, die Liberalen wie die Orthodoxen.

Renan spricht einmal selbst die betrübende Ueberzeugung aus, daß man meist durch seine Fehler Erfolg habe. Auf sein Leben Jesu wird das, so meine ich trotz der gegentheiligen Ansicht Vieler, doch nicht anzuwenden sein. Zweifellos dankt das Buch einen Theil seines Erfolges der Schadenfreude gewisser Freidenker, hier einmal die Orthodoxie, katholische oder

---

*) Ich benutze die 17. Ausgabe vom Jahre 1881 in der Annahme, daß die seit der 13. vorgenommenen Aenderungen nicht so wesentlich sind, daß es für meinen Zweck nothwendig wäre, mir eine der früheren zu verschaffen.

protestantische, ohne jeden Rückhalt und jede Zaghaftigkeit von einem begabten Schriftsteller gerade an der Stelle angegriffen zu sehen, wo ihre Empfindung mit Recht am zartesten ist. Aber für solche Gefühlsroheit, die in den Massen sich ebenso häufig wie selten bei den einzelnen findet, ist der Schriftsteller nicht verantwortlich zu machen. Die außerordentliche Offenheit, mit welcher Renan in einer Zeit, wo in Frankreich der Klerikalismus wieder obenauf und im übrigen Europa ein freierer Zug doch erst eben im Entstehen war, seine wissenschaftliche Ueberzeugung in aller Ruhe aussprach, kann ihm auch bei seinen Gegnern nur zum Ruhm gereichen, für die Tactlosigkeit eines großen Publikums darf er nicht verantwortlich gemacht werden. Und dann erklärt sich auf solche Weise doch nur ein Theil des Erfolges, der in vieler Beziehung als ein berechtigter bezeichnet werden muß.

Rein wissenschaftlich, im Sinne des Fachgelehrten genommen, ist das Buch kaum als eine große That zu bezeichnen. Einen solchen Anspruch würde auch der Verfasser selbst kaum erheben, wenngleich ihm zugegeben werden muß, daß manche Anschauung, mancher feine Gedanke darin auch wissenschaftlich nicht ohne Werth ist: darüber will ich um so weniger Worte verlieren, als ich in dieser Beziehung mich zu keinem maßgebenden Urtheile berechtigt fühle. Jedenfalls hat Renan nie geleugnet, daß er bei seiner Kritik der evangelischen Berichte durchaus auf den Schultern der deutschen Wissenschaft steht, insbesondere jener Tübinger Schule, deren Haupte David Friedrich Strauß er auch in der patriotischen Erregung des Jahres 1870 die Anrede cher maitre nicht hat versagen mögen. Was aber an dem Buche sein eigen, das ist der Aufbau und die Darstellung. Der Aufbau, vor Allem vermöge des feinen Gefühls, mit welchem er die Gestalten Jesu und seiner Jünger in den Rahmen des Landschaftsbildes und des Volkslebens Palästinas gestellt hat, wie er beide sich aus eigener Anschauung unter Zuhülfenahme der geschichtlichen Nachrichten für die Zeit des Herren wieder erschließen konnte. Die Darstellung vermöge des Reizes eines Stiles, dessen Geheimniß Renan vor allen mir bekannten französischen Schriftstellern der Jetztzeit voraus hat. Dem Deutschen, auch wenn er nicht ausschließlich Zeitungsschreiber ist, macht es nur zu häufig Vergnügen, seine herrliche Sprache, wie ein Plebejer seine Frau, zu mißhandeln; der Franzose behandelt die seinige mit jener Galanterie, die man einer Dame der besten Welt schuldig ist. Wenn es aber keinen feineren Genuß giebt, als einen wissenschaftlich gebildeten Franzosen in akademischem Stile sprechen zu hören, so wirkt beim Lesen diese stark abgeschliffene Eleganz heutzutage allmählich ermüdend. Die französische Zeitschrift, in welcher der akademische Stil de rigueur ist, die Revue des deux mondes, gilt, vielleicht nicht völlig ohne Grund, für einer Ahnung von Langerweile verdächtig. Eine neuere Schule sucht dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß sie die Sprache der Gasse in die Literatur einführt; die wirklich vornehmen Schriftsteller sind in Verlegenheit. Man hilft sich wie man kann; der eine, wie Cherbuliez,

durchdringt seine Redeweise mit einer gewissen ironischen Bonhommie, die eine Weile recht glücklich scheint, auf die Dauer aber etwas fade wird; der andere, wie Daudet, bringt durch den Gegensatz zwischen der scheinbaren Kühle der Form und dem dramatischen Gehalte des Stoffes eine — Goethe'sch zu reden — angenehme Wirkung hervor, ohne dabei ganz dem Vorwurf der Künstlichkeit zu entgehen. Bei Renan werde ich auch da, wo der Inhalt eines Essays unbedeutend ist, stets durch die Form gefesselt, ohne daß ich zu sagen vermöchte, worin der Grund liegt. Er selbst, der seines Vorzuges nicht unbewußt ist, schreibt ihn seinem Studium der deutschen Sprache zu, welcher manche seiner Wendungen entlehnt seien; jedenfalls wird er, soweit ich urtheilen kann, in der Schreibart von Niemand unter seinen Landsleuten in jener Verbindung von Glätte und Abwechslung erreicht, in welcher allein das Französische seine volle Anziehungskraft noch heute bewähren kann. Der Reiz seiner Darstellung, der ebensowohl in der Gestaltung der Sätze als in den einzelnen Ausdrücken beruht, verwischt sich auch in einer leidlichen Uebersetzung nicht vollständig: er hat zweifellos mit dazu beigetragen, das „Leben Jesu" dem großen Publikum annehmbar zu machen. Dazu kommt, daß es auch abgesehen vom eigentlichen Stil dem begabten Manne an Gestaltungskraft keineswegs gebricht: der Stoff ist nach den Gesichtspunkten der inneren Entwickelung fest gegliedert und im Einzelnen kräftig zusammengefaßt, die Vorgänge sind anschaulich und lebhaft geschildert, die Persönlichkeiten vielfach glücklich charakterisirt.

Wir haben uns bisher mit den äußeren Vorzügen des Buches beschäftigt: schwieriger wird die Aufgabe, sollen wir über den eigentlichen Inhalt uns Rechenschaft ablegen. Denn an dieser Stelle, wo es sich um die Auffassung der Person Christi handelt, ist so gut wie Alles in das persönliche Gefühl gestellt. Die altkirchliche Anschauung, welcher jedes Wort der Evangelien inspirirt und als solches jedem andern gleichwerthig ist, findet hier keine Schwierigkeit: sie hat seit Jahrhunderten aus den sämmtlichen Stellen des Neuen Testamentes, welche von Jesu Person handeln, mosaikartig sich ein Bild des Gottmenschen zusammengesetzt und verlangt, daß man dieses einfach als gegeben annehme. Die protestantische Theologie der Neuzeit (wohl zu unterscheiden von den dermaligen Trägern der kirchlichen Aemter) hat bis in die Reihen der eigentlichen Orthodoxie hinein diesen Standpunkt aufgeben müssen, weil sie die vollkommene Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen evangelischen Berichten mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten zu können meint. Ist schon bei ihr Manches in's Schwanken gekommen, so geräth der in noch größere Verlegenheit, welcher jene Berichte ohne Rücksicht auf dogmatische Gesichtspunkte einfach nach den Regeln der historischen Kritik untersucht. Diese schließen nicht weniger als die Methode der zeitgenössischen Naturforschung das Wunder aus der wissenschaftlichen Betrachtung aus. Nun aber sind die Evangelien von

Anfang bis zu Ende von dem Elemente des Wunderbaren so durchtränkt, daß man logischer Weise nur das Ganze als geschichtliche Wahrheit im altkirchlichen Sinne annehmen kann oder einfach bekennen muß: die historische Wissenschaft unserer Zeit hat kein Mittel, das Leben Jesu mit einigem Anspruche auf die nöthige Sicherheit aus dem Inhalt dieser Berichte aufzubauen. Was die wirkliche historische Kritik von diesem Leben übrig läßt, sind die Thatsachen, daß Christus in Nazareth geboren ist, daß vermöge des Eindruckes, den er auf seine Jünger durch seine Predigt hervorgerufen hat, viele seiner Aeußerungen auch nach seinem Tode erhalten blieben, daß unter seinen Jüngern die hervorragendsten Petrus und Johannes waren, daß er den Haß der orthodoxen Juden auf sich gezogen hat und auf deren Betrieb von Pontius Pilatus vor den Thoren von Jerusalem gekreuzigt worden ist, und daß unter seinen Verehrern schon in frühester Zeit der Glaube herrschte, er sei von den Todten auferstanden. Renan weiß das sehr gut: etwa mit seinen Worten habe ich diese zweifellosen Thatsachen angeführt. Daß sich bei ihnen Niemand beruhigen kann, der sich als Christen fühlt, oder der auch nur die Entstehung des Christenthums sich erklären will, versteht sich von selbst. Wer sich nun als Christ fühlt und sich ein Bild des Lebens Jesu entwerfen will, kann es nur entwerfen nach dem Idealbilde, das von diesem weltüberwindenden Menschen in seinem Herzen lebt: das ist die Berechtigung des Satzes vom idealen Christus. Wer sich nicht als Christ fühlt, der wird sich das Bild des Lebens Jesu etwa vom Standpunkte eines Juden oder Mohammedaners oder Atheisten entwerfen. Er hat alsdann das Recht, aus den Berichten der Evangelien sich eine Geschichte zurechtzulegen, wie sie ihm wahrscheinlich vorkäme, wenn Jesus ein Mensch wie er selber oder ein beliebiges anderes Kind des neunzehnten oder ersten Jahrhunderts gewesen wäre. Nun ist die Schwäche von Renans Stellung, daß er sich als Christen fühlt, und doch den Herren behandelt, als übersähe er ihn, wie der Professor der semitischen Sprachen der Gegenwart den Verfasser des Buches Daniel übersieht, dem er den Anachronismus nachweist, griechische Worte in das Babylon des Königs Nebukadnezar hineingetragen zu haben. Renan nennt den Herrn notre maître; die Worte, die er über Jesu Gottesbewußtsein sagt, können tiefer keinem Rechtgläubigen aus dem Herzen kommen; er hat vor Jesu „Weltverachtung" alle Ehrfurcht; ihm ist vermöge der Ideen, welche Gott als Vater der Menschen und das wahre Leben als das Leben im Reiche Gottes setzen, die christliche Religion la religion éternelle: aber die Empfindung geht ihm ab, daß eben deswegen es nicht möglich ist, mit den eigenen kleinen Privatidealen über den Menschen, der das Alles in die Welt gebracht hat, zu Gericht zu sitzen auf Grund von Berichten, deren Geschichtlichkeit wir selbst bestreiten, und auf Grund der einem Dritten vielleicht sehr fragwürdigen Ueberzeugung, daß wir auch Alles verstehen was wir lesen. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn der Schüler Renan, sich

über den Meister setzend, Jesus als démocrate juif bezeichnet, oder*) von ihm meint, er sei mehr un grand juif als un grand homme gewesen, oder sich mit einem pardonnons-lui cette espérance zu einer fast mitleidigen Nachsicht mit ihm bereit erklärt. Nicht allein die Pastoren der Kreuzzeitung wird das und manches andere der Art verletzen: Jeder, der gerade in der Thatsache, daß dieser Mensch in die Geschichte eingetreten ist und durch die Idealität der von ihm in die Welt gebrachten „Utopien" (auch dieser Ausdruck wird dem Herren nicht erspart) auf ihn wirkt — Jeder, der gerade in dieser Thatsache die Gewähr für sein Gottesbewußtsein findet, wird hier den schärfsten Widerspruch erheben. Dieser Widerspruch soll, wenn er von dem Verfasser dieser Zeilen ausgeht, keinen Tadel einschließen: ein solcher würde mir nur zustehen, wenn ich mich berechtigt glaubte, gegen Renan den in vielen Kreisen beliebten Vorwurf der Frivolität zu erheben. Es ist allerdings meine Ueberzeugung, daß Renans Ansicht, Jesu Gestalt sei in erster Linie von seinen Biographen (den Evangelisten) verkleinert worden, vor Allem auf ihn selber Anwendung findet, und es ist ferner, um noch das eine von vielem hinzuzufügen, meine Ueberzeugung, daß ihm trotz aller Bemühungen es nicht gelungen ist, einen psychologisch wahrscheinlichen Uebergang von der idyllischen Natur, dem docteur charmant**), als welchen er Jesus in der ersten Zeit schildert, zu dem géant sombre der letzten jerusalemischen Wochen zu schaffen. Aber das möchte ich mit aller Entschiedenheit betonen: wenn an den bemängelten Anschauungen etwas fehlerhaftes ist, so beruht das eben auf der Eigenthümlichkeit von Renans Geistesart. Er hat, wie er selbst gelegentlich mit vollem Rechte bemerkt, die jedem Philologen, auch dem Schreiber dieses, theure Eigenschaft, immer die verschiedenen Seiten einer Sache gleichzeitig zu sehen: das ist sehr unbequem, man ist dadurch leicht für manche der nothwendigsten Seiten des Lebens unbrauchbar und entbehrt insbesondere der schöpferischen Einbildungskraft im höheren Sinne — aber es muß auch solche Menschen geben, schon damit die Welt nicht zu sicher wird: Kritik und Dogmatik sind gleichberechtigte Factoren in der Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit. In wiefern Renan aber trotz seiner kritischen Richtung doch ein anderes Bild Christi sich hätte entwerfen können oder sollen, darüber stellen wir, denke ich, Friedrichs des Großen bekanntem Verfahren gemäß, das Urtheil einem Höheren anheim.

Unter allem, was hier über Renans Leben Jesu bemerkt ist, findet sich vermuthlich kein neuer Gedanke: die Literatur, welche sein vermessenes Buch damals entfesselt hat, ist so unendlich (ich habe sie nicht gelesen), daß schwerlich irgend ein möglicher Gedanke unausgesprochen geblieben ist.

---

*) Dies geschieht allerdings erst im Marc-Aurèle, aber doch in demselben Geiste.

**) Es ist bezeichnend, wie oft die Ausdrücke charmeur, charmant, charme in den ersten Abschnitten mit Anwendung auf den Herrn gebraucht werden.



Wenn ich trotzdem nach so langer Zeit es für erlaubt gehalten habe, meine unmaßgebliche Ansicht über ein inzwischen stark in den Hintergrund gedrängtes Werk hier breiter, als vielleicht zweckmäßig, darzulegen, so ist es abgesehen von anderen Gründen auch deswegen geschehen, weil gerade die Länge der inzwischen verflossenen Zeit heute ein ruhigeres Urtheil gestattet, als im ersten Augenblicke möglich sein konnte. Und inzwischen hat sich das, was schon behauptet wurde, daß die Vie de Jésus nicht das Werk einer nach Aufsehen lüsternen Frivolität gewesen sei, durch die Thatsachen bestätigt. Renan bemerkt einmal selbst mit Recht, daß er, wenn es ihm um Popularität (im gemeinen Sinne des Wortes) zu thun gewesen wäre, nur nöthig gehabt hätte, in seinen weiteren Veröffentlichungen den angeschlagenen „antiklerikalen" Ton zu verstärken. Das Gegentheil ist der Fall gewesen. Um das „Leben Jesu" richtig zu beurtheilen, um insbesondere der Frage zu begegnen, weshalb der Verfasser das bedenkliche Werk denn überhaupt an das Licht habe treten lassen, ist zu berücksichtigen, daß es nur den Anfang eines großen Unternehmens hat bilden sollen, das Renan neben seinen semitischen Fachstudien seit Jahren vorbereitet hatte: einer Geschichte der Origines du christianisme, der Anfänge des Christenthums überhaupt. Es ist ihm beschieden gewesen, in sechs weiteren starken Bänden: Les Apôtres (1866), St. Paul (1867), L'Antechrist (1873), Les Evangiles (1877), L'Eglise chrétienne (1879), Marc-Aurèle et la fin du monde antique (1882) das riesige Unternehmen zu Ende zu führen. Ich muß es mir versagen, auf dem Wege durch die beiden ersten Jahrhunderte des Christenthums Renan weiter im Einzelnen zu folgen. Doch ist es nothwendig auszusprechen, daß an wirklicher Bedeutung mehr als einer dieser Bände über dem „Leben Jesu" steht; insbesondere hat auf mich der Antechrist, die wunderbar kräftige Darstellung des tragischen Zusammenstoßes der jungen christlichen Gemeinde in Rom mit der ganzen, um ihrer Blasirtheit willen nur um so furchtbareren Wucht des in dem gekrönten Comödianten Nero personificirten Reiches dieser Welt, und der Nachweis der Abspiegelung dieser Katastrophe in der Offenbarung St. Johannis einen außerordentlich tiefen Eindruck hervorgerufen. Ueber das Gesammtwerk äußert sich der sachkundigste, auf weit verschiedenem theologischen Standpunkte stehende Kritiker, dem ich hier schon aus dem Mangel eigner Urtheilsfähigkeit das Wort geben muß*), folgendermaßen: „Diese Gesammtanschauung kennen zu lernen und zu prüfen, ist eine Aufgabe, an welcher kein Kirchenhistoriker in Zukunft wird vorübergehen können. Welche Vorbehalte man auch mit Recht machen mag — Renans großes Werk ist die erste und bisher einzige, mit allen Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft ausgearbeitete, vollständige Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche". Mit Ausnahme des selbständig denkenden Mannes,

*) Adolf Harnack in der Theologischen Literaturzeitung X (1885). Spalte 187.

dessen Worte eben angeführt sind, hat sich die theologische Fachwissenschaft, die über das „Leben Jesu“ mit solchem Eifer herfiel, nicht eben lebhaft mit den übrigen Bänden des Werkes beschäftigt; der Verfasser stand auf dem Index, der unsichtbar auch in den evangelischen Kirchen vorhanden zu sein scheint. Leichter zu verzeihen ist es dem großen Publikum, daß es, in der Erwartung „den antiklerikalen Ton verstärkt“ zu sehen, zwar noch die Apostel eifrig kaufte, dann aber allmählich enttäuscht sich zurückzog: konnte doch das Vergnügen, einen allbekannten, religiöser Polemik willkommene Nahrung bietenden Stoff in anziehendster Form zu genießen, in jedem Bande immer weniger Befriedigung finden. Auf das Gesammtwerk mag in anderer Weise Anwendung finden, was oben gerade im Gegensatz gegen das Leben Jesu über den Averroes gesagt ist; jedenfalls darf ich meine Betrachtung desselben nicht schließen, ohne der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß in dem großen Gedanken, welchem der ganze Plan entsprang, Renan trotz allem gelegentlichen Irregehen doch auf dem Wege gewesen ist, den wir in unseren anfänglichen Ueberlegungen als den für die Zukunft einzig hoffnungsvollen zu erkennen glaubten, dem Wege, auf welchem das Christenthum dem Verständniß unserer Zeit, unsere Zeit der Idee des Christenthums nahe gebracht werden sollte.

Freilich, wie die Menge, nachdem ihre Neugier befriedigt war, ihm auf seinen Wegen nicht weiter begleiten wollte, so hat auch Renan der Menge keinerlei Nachgiebigkeit bewiesen. Ein Mann, der wie er in mehrfacher Weise eines hervorragenden Ansehens genießt, kann und will es selten umgehen, auch zur Politik Stellung zu nehmen. Für eine zu kräftiger politischer Thätigkeit wirklich angelegte Persönlichkeit wäre der richtige Zeitpunkt zum Eintritt in dieselbe kurz nach der Veröffentlichung der Vie de Jésus gegeben gewesen. Schon im Jahre 1862 in die höchst ansehnliche Stellung eines Professors des Hebräischen an der ersten Lehranstalt Frankreichs, dem Collège de France, berufen, hatte er im Februar dieses Jahres vergeblich seine Thätigkeit daselbst zu eröffnen versucht: gut gesinnte Klerikale riefen bei der Antrittsvorlesung einen Scandal hervor, welcher die immer den Ultramontanen gegenüber ängstliche kaiserliche Regierung veranlaßte, ihm von der Wiederholung des Versuches abzurathen. Als nun nach der Veröffentlichung der Vie de Jésus der eigentliche Sturm erst losbrach, dachte der kluge und wohlmeinende Unterrichtsminister Duruy ihn und sich allen Weiterungen zu entheben, indem er ihn die Treppe zu einer höheren Stellung an der Bibliothek hinaufwarf: aber Renan wollte sich zu solchem Rückzuge nicht hergeben und verweigerte die Annahme des Postens. Es blieb in Folge dessen bei seiner einfachen Entfernung von dem Lehrstuhl, der 1865 von der Regierung, vielleicht nicht ohne Ironie, dem bedeutenden jüdischen Gelehrten Munk überwiesen wurde und erst nach dessen Tode im Jahre 1870 auf wiederholten Antrag der Professoren des Collège wie der Akademie Renan endgültig zufiel. Indeß begreift

man, daß der letztere, nicht lange von der phönizischen Sendung zurück und noch im Auftrage des Kaisers, mit dessen freisinnigen Verwandten Jérome und Mathilde er befreundet war, die Ergebnisse jener Reise für die Oeffentlichkeit bearbeitend, nicht sofort sich gemüßigt fand, der Regierung eine politische Opposition zu machen; als er schließlich 1869 als Candidat zum Corps législatif im Departement Seine-et-Marne auftrat, fiel er durch, wie er freilich dem allgemeinen Stimmrecht gegenüber nicht anders verdient hatte. Denn er ist, so weit ich im Stande bin seine politischen Ueberzeugungen zurückzuverfolgen, immer ein Gegner der Demokratie und des allgemeinen Stimmrechts gewesen. Als Philologe, der gewohnt war überall die beiden Seiten der Sache zu sehen, bekannte er sich zu einer Art juste milieu, für den in der Welt immer weniger Platz wird und in Frankreich schon längst keiner mehr war. In merkwürdiger Weise zeigt sich hier bei ihm dieselbe Geistesart, der wir vorher bei der Betrachtung der Vie de Jésus begegneten. Scharfe Kritik aller irgendwie sichtbaren Schwächen der französischen Demokratie, das ist der hervortretendste Zug in dem Bekenntniß seiner politischen Ueberzeugungen, welches er in der 1872 erschienenen zweiten Ausgabe*) seiner Réforme intellectuelle et morale niedergelegt hat. Was er darin über die Unfähigkeit der französischen Demokratie, irgend etwas Positives zu schaffen, sagt, ist im Hinblick auf die heutigen Zustände beinahe prophetisch zu nennen: aber wenn es zur Angabe der Mittel kommt, die nun zur réforme führen könnten, da fehlt es an jedem fruchtbaren Gedanken, weil eben die positive Einbildungskraft und der Glaube an eine „Utopie“ fehlt. Er weiß sehr gut: il fau la foi à quelque chose d'immatériel, aber er findet nicht die Fähigkeit in sich, diesen Glauben Jemand einzuflößen oder selbst zu glauben, wo er nicht sieht. Ich gestehe, daß ich gerade in politischer Beziehung mich dieser Sinnesart sehr verwandt fühle; aber ich verkenne keineswegs, daß damit in der Welt nichts auszurichten ist. Das will er nun freilich auch nicht; nachdem er ein bedauerliches Untergehen Frankreichs in einem verschlechterten Amerikanismus prophezeiht hat, fügt er anspruchslos entsagend hinzu, daß vielleicht auch dabei sich werde leben lassen, und hat seine Freude wenigstens daran, daß es den Allemands dann schwerlich besser gehen wird.

Denn von uns Deutschen will er natürlich seit 1870 nichts mehr wissen. Bis auf gelegentliche Ausfälle, die wir ihm in Anbetracht der Umstände vernünftiger Weise nicht weiter übel nehmen wollen, spricht er sich freilich nach 1870 wie vorher über die Verdienste des früheren wissenschaftlichen Deutschlands höchst anerkennend aus. Er hat auch die ganz richtige Einsicht, daß es in der europäischen Politik das einzig vernünftige

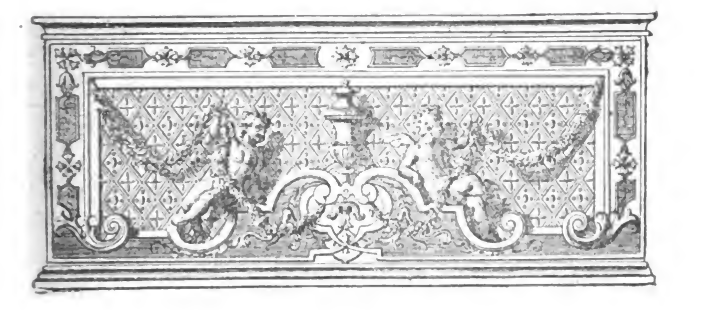
*) Die erste liegt mir nicht vor; ebensowenig die Questions contemporaines (1868), in denen vermuthlich manches hierher gehörige behandelt ist. Das „philosophische“ Drama Caliban (1878) bewegt sich in derselben Linie.

wäre, Frankreich, Deutschland und England thäten sich zusammen, die Thüre geschlossen zu halten, durch welche der Russe nach dem Westen hineinzudrängen Miene macht. Aber seitdem wir Elsaß und Lothringen annectirt haben, ist das unmöglich; überhaupt haben wir 1870 und später uns viel schlechter benommen, als nach unseren verdienstlichen Antecedentien erwartet werden konnte. Einige der Vorwürfe, die Renan bei verschiedenen Gelegenheiten gegen uns erhoben hat, wird kein vorurtheilsloser Vaterlandsfreund (der nämlich die eigenen Mängel kennen möchte, um ihnen abzuhelfen) kurzer Hand als unbegründet abweisen; in der Hauptsache freilich wird man aus der Lesung seiner hierhergehörigen Aufsätze die Ueberzeugung schöpfen müssen, daß wir in der That uns schwerlich in absehbarer Zeit mit Frankreich zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden werden, wenn seine maßvollsten Köpfe so unmäßig gegen uns verstimmt bleiben.

Ich möchte hier meinen Aufsatz schließen, der ja nur den Anspruch erhebt, einen hervorragenden Mann nach einigen Seiten seiner Wirksamkeit zu charakterisiren, nicht sein Wesen und seine Leistungen zu erschöpfen. Ich glaube indeß nicht, daß ich Alles gethan hätte, was der Leser erwarten kann, wenn ich nicht noch einiger neuerer Veröffentlichungen Renans gedächte, mögen sie auch zum Theil weniger zustimmenden Bemerkungen Raum geben. Erfreulich in der Hauptsache haben auf mich noch die Souvenirs d'enfance et de jeunesse (1883) gewirkt, ein liebenswürdiges, alle Stilvorzüge des nicht umsonst 1878 in die Académie française, den Kreis der Unsterblichen, aufgenommenen Verfassers, in sich vereinendes Buch, in welchem man nur mit Bedauern ein paar Male die Befürchtung gerechtfertigt sieht, welche Renan selbst in die Worte kleidet: Ah! le subtil démon que celui de la vanité! Aurais-je, par hasard, été sa dupe? Wenigstens habe ich einige Stellen dieser und gelegentlich auch anderer seiner Schriften in solchem Sinne nicht ohne Kopfschütteln gelesen; mit mehr als das den befremdlichen Satz, der im Deutschen allerdings besonders hart klingt: „Ich habe, als der einzige in meinem Jahrhundert, Jesus und Franz von Assisi verstanden.“ Indeß entschädigt für dergleichen die harmlose Offenheit, mit welcher in solchen Fällen der Gascogner den Bretonen preisgiebt; vorsichtigeren, d. h. versteckteren Leuten begegnet es nicht, so leichtsinnig sich bloßzustellen. Vollkommen unerfreulich sind mir aber zwei Dinge unter den mir bekannten letzten Schriften Renans: der Vortrag vom 26. Mai 1883 über „Judenthum und Christenthum und ihre allmählige Scheidung“ (in der Uebersetzung, Basel 1883) und das Drama aus der Revolutionszeit L'Abbesse de Jouarre (1886). In letzterem läßt der Idealismus des Verfassers nach einem Satze der Souvenirs zu urtheilen einer Paradoxie zu Liebe, aber an einer sehr heiklen Stelle, mehr als den Saum seines weißen Mantels die Straße kehren; und im ersteren begegnen wir der auffallenden Erscheinung, daß der Verfasser des Lebens Jesu, der in diesem

Buche so scharf wie möglich den völligen Bruch Christi mit dem Judenthume betont hat, andersgläubigen Zuhörern zu Liebe die Persönlichkeit dessen, den er dort notre maitre nannte, so gut wie unterdrückt und seine Lehre als etwas in der Hauptsache doch jüdisches hinstellt — was selbst für einen grundsätzlichen Judenfreund, wie der Verfasser dieser Zeilen, etwas zu stark ist. Auch mit dem vor Kurzem erschienenen letzten wissenschaftlichen Werke Renans, dem ersten Bande seiner Histoire du peuple d'Israël, die als Vorgeschichte für die Origines du christianisme gelten soll, kann ich mich nicht befreunden; doch muß ich, die Geduld des Lesers nicht allzusehr auf die Probe zu stellen, auf eine ohne längere Auseinandersetzung nicht wohl zu gebende Begründung dieses Urtheils verzichten. Möge es dem bedeutenden Gelehrten, dem geistreichen Schriftsteller, dem wahrheitsliebenden Manne vergönnt sein, den Eindruck solcher minder gelungenen oder verfehlten Leistungen bald noch anders, als durch den Glanz seiner großen Werke aus der früheren Zeit zu verwischen!





Wiens architektonische Physiognomie.

Von

P. F. Krell.

— München. —

II.

Die Schöpfungen der Neuzeit.



Nachdem wir die alten Züge, welche in dem Gesichte von Wien haften geblieben sind, gezeichnet haben, gilt es nun diejenigen seiner jungen Vergangenheit hinzuzufügen.

Die Zeit der Romantik mit ihren unklaren Zielen und ihrer schwächlichen Architektur hat wenig zu Stande gebracht.

Zu nennen wäre allenfalls das Niederösterreichische Landhaus und die Statthalterei, beide in der inneren Stadt in der Herrengasse, sodann der Palast des Herzogs von Coburg, der von der Seilerstätte auf den Ring herblickt. Großes Aufsehen hat dereinst die romanisirende Altlerchenfelder Kirche von J. G. Müller gemacht, ohne indeß eine Nachfolge von Bedeutung zu finden.

Die Ankunft der schwarzen Herolde einer neuen Zeit vor den Thoren Wiens, wir meinen damit die Locomotiven und Dampfschiffe, und der vulkanartige Ausbruch in den Jahren 1848 und 49 haben natürlich besonders in die Architektur der äußeren Bezirke eingegriffen; sie haben aber auch den Pulsschlag des Lebens in der inneren Stadt beschleunigt. (1831 begann die Dampfschiffahrt, 1838 der Betrieb der ersten Eisenbahn, der Ferdinand-Nordbahn.)

Handel und Industrie erhielten alsbald einen größeren Schwung, die

Minarets des neuen Erwerbs-Evangeliums, die Fabrikschlöte, begannen aus dem Häusergewimmel emporzuwachsen und mit ihren Rauchwolken den heiteren Himmel Wiens zu verdüstern. (Leider hat dieser Satz in Bezug auf die neueste Zeit auch bildlich einen verhängnißvollen Sinn erhalten.)

Außer den Fabriken, Bahnhöfen und eisernen Brücken, wie auch der Markthallen ist sodann des Weltausstellungsgebäudes zu gedenken, deren Rotunde, von Baron v. Hasenauer, als ein Denkmal des Anbruchs der Maschinenzeit stehen geblieben ist. Der Riesenbau des Arsenals sammt Werkstätten steht gleichfalls in enger Beziehung zu der großen Entfaltung der technischen Wissenschaften. Dasselbe wurde im Süden der Stadt außerhalb der Linien in den Jahren 1849—54 aufgeführt unter Zusammenwirkung der Architekten van der Nüll, Siccardsburg, Rösner, Förster und Hansen. Von Letzterem ist das in byzantinisirendem Stile geschaffene Waffenmuseum, dessen imposanter Kuppelsaal zu den vorzugsweise bewunderten Leistungen des Meisters gehört.

Diese zahlreichen neuen Schöpfungen belebten nicht nur den Verkehr und vermehrten die Zahl der fremden Besucher, sie bewirkten auch, daß die Bevölkerungsziffer hoch und höher stieg, und aus den Regionen einer Großstadt nach jenen einer Weltstadt hinaufzuzüngeln begann.

Aber das alles vermochte die Hauptzüge in der Physiognomie Wiens nicht zu verändern, denn es war, wie schon bemerkt, immer noch in den Rahmen der Festung gebannt und man nahm Anstand, ihm diese Rüstung abzunehmen. Nicht als ob man nicht gewußt hätte, daß eine so große Stadt, einzig mit ihren doppelten Wällen versehen, ohne Vorwerke für einen fremden Feind kein Schreckmittel, sondern nur ein Vorwand gewesen sein würde, durch eine Beschießung unendlichen Schaden anzurichten. Aber man glaubte eine Zeit lang, der Befestigung gegen die eigene Bevölkerung bei einer etwa ausbrechenden Revolution bedürfen zu müssen. Man stand eben damals noch zu sehr unter dem Eindruck des kurz zuvor Erlebten.

Die gewaltige Franz Joseph-Kaserne, welche auf der Dominikaner-Bastei an der Ostecke der Altstadt 1852—53 erbaut wurde, hat ganz das Ansehen, als hätte man damit eine Art von Zwingburg errichten wollen.

Leider erhielt diese Revolutionsfurcht eine neue Nahrung durch ein auf den Kaiser im Jahre 1853 vollführtes Attentat. Wir konnten nicht umhin, desselben Erwähnung zu thun, da ihm Wien ein herrliches Bauwerk verdankt, die Votivkirche.

In der Votivkirche, deren Bau 1856 begann, erlebte der gothische Stil seine glorreiche Wiederauferstehung. Es ist der erste reine Quaderbau in diesem Stile, der in Wien in neuerer Zeit erstand. Vollberechtigt stellte sich die Gothik mit diesem Bauwerk neben die Renaissancekunst. In großartigem Schwung, in einem mächtigen Zug, wie eine Doppelfontaine wächst die zweithürmige Fassade empor, imponirend, blendend. Durch das hingebendste Studium gelang es dem Erbauer, Heinrich Freiherrn

von Ferstel, die Gothik in ihrer Wesenheit zu erfassen. Er erreichte wieder jene unaufhaltsame Energie und Consequenz, welche diesem Stil zu eigen ist, die sich nur um so überwältigender ausspricht, da sie sich durch die unendliche Zergliederung des Organismus nicht von ihren Zielen ablenken läßt, sondern bis in jede äußerste Spitze dringt. Es kann dagegen nur wenig in Betracht kommen, daß der Baukünstler die andere Eigenschaft des gothischen Stiles, jenen malerischen Reiz übersah, der auf überraschenden geistreichen, oft fast bizarren Abweichungen und Ungleichheiten in den Einzelheiten beruht. Die sorgfältige Beobachtung der Regelrichtigkeit, die puritanische Strenge, mit welcher der Baumeister an der absoluten Symmetrie festhielt und keine Variationen im Maaßwerk der Fenster und bei den Helmen der Thürme sich gestattete, sind unverkennbare Merkmale eines Restes von Unfreiheit, einer gewissen Besorgniß um die Einbuße des unter Mühen und Anfechtungen Errungenen. Die unbekümmerte Sicherheit der Meister des Mittelalters konnte natürlich bei dieser zweiten Auflage der Gothik so lange nicht sich einstellen, als man den Canon des alten historischen Stiles zur absoluten Richtschnur nahm.

H. v. Ferstel versagte sich indeß die Neuerungen nur am Aeußeren, im Innern waren ihm durch die coloristische Ausschmückung eigenartige Probleme geboten, die aber ihre vollständige Lösung nicht gefunden haben. Die Ausmalung ist stellenweise etwas verschwommen und bunt, auch schlagen bei den gemalten Fenstern da und dort einzelne Farben, wie blau und violett, zu viel vor. Das Innere steht deshalb an charaktervoller Wirkung hinter einer alten gothischen Kathedrale erheblich zurück.

Wie viel gerade das Colorit bei der Architektur mitspricht, lehrt eben die Außenseite der Votivkirche. Die blaßgraue, fast möchte man sagen geisterhafte Farbe des Kalksteins, in Verbindung mit der blaßgrünlichen der Schiefer des Daches, unter welche sich nur spärliches Violett mischt, schmilzt das Geklüft der Formen zu großen Hauptgliederungen zusammen, die bedeutend genug sind, um sich nicht mehr mit den Detailformen der fast putzig erscheinenden Häuserkästen der Umgebung zu vermengen. Die Farbe des Daches ist ein oft übersehener wesentlicher coloristischer Factor. Graue, grünliche, rothe Dächer von gewisser Nüance, vermögen die Größenwirkung eines Gebäudes zu erhöhen; schwere, blauschwarze und dunkelviolette Töne drücken sie herab.

Die Erbauung der Votivkirche war fast eine künstlerische Nothwendigkeit zu nennen; der einsame gothische Coloß, der Stephansdom, verlangte nach einem entsprechenden Widerhall in der Neustadt.

Die Votivkirche und die Restauration von St. Stephan gaben den Anstoß zu einer Reihe von kleineren gothischen Kirchenbauten in den Vorstädten.

Wir nennen die Weißgerberkirche, die Kirche in Fünfhaus, die Lazzaristenkirche, die Pfarrkirche in der Brigittenau und die Elisabethkirche auf der Wieden. Die letztere ausgenommen, welche J. Berg-

mann errichtete, sind alle jene ebengenannten ansprechenden tüchtigen Werke von Friedrich von Schmidt. Ein Theil derselben ist in Haustein und Backstein ausgeführt.

Was dem genannten Architekten als ein besonderes Verdienst angerechnet werden muß, das ist der schlichte Charakter dieser an und für sich gar nicht unbedeutenden Kirchen. Sie erheben sich zwar aus dem Gewimmel des kleinbürgerlichen Lebens in eine höhere Sphäre, aber sie werden nicht vornehm, sie bleiben Vorstadtkirchen, die wohlwollend auf die versammelte Menge der Häuser herabsehen, wie der Hirt auf seine Heerde, wie ein echter Volkspriester auf seine Gemeinde.

Hier mögen auch die Kirchenbauten exotischen Stils, die maurische Synagoge in der Tempelgasse von L. Förster und der byzantinisirende Bau der Kirche der nichtunirten Griechen von Th. Hansen Erwähnung finden.

Die Votivkirche stellte ein Stück des Programms der Ringstraße im Vorhinein fest. Sie erhielt ihre Stellung in der Auslug-Perspective des alten Schottenthors, welch letzteres sich an dem Punkte befand, wo die starke Steigung der Westseite der Altstadt aufhört und zugleich deren Begrenzungslinie, in stumpfem Winkel umbrechend, sich gegen Südosten wendet.

Auflassung der Festungswerke und Anlage des Rings.

Jene Revolutions-Befürchtung, welche das Dasein der Festungswerke so sehr verlängerte, verlor nun aber mehr und mehr an Kraft und konnte dem Drängen der Lebensinteressen der Stadt sehr bald keinen Damm mehr entgegensetzen. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Auflassung der Festungswerke war in Wien eine allgemeine geworden. (Wie weit man aber heutzutage von jener Aengstlichkeit zurückgekommen ist, beweist die Ventilirung der Frage der Verlegung jener erwähnten Doppelkaserne an den Rand der äußern Stadt.

Die kaiserliche Einwilligung zur Niederlegung der Wälle und Ausfüllung der Gräben, dieser Act, der mit Wien eine Umwandlung hervorbrachte, wie sie selten eine so große Stadt erlebt, der ihren ganzen Organismus umschuf, sie eigentlich auf den Kopf stellte, erfolgte durch kaiserliches Handschreiben vom 20. Dezember 1857. Aufgestellt waren als leitende Grundsätze: die Herstellung einer entsprechenden Verbindung der innern Stadt mit den Vorstädten, die Regulirung und Verschönerung der Residenz und Reichshauptstadt. Im Jahre 1858 fand ein Concurrenzausschreiben für die Gestaltung des Grundplanes Statt. Nach den prämiirten Plänen von Fried. Stache, Lud. Förster, Van der Nüll und Siccardsburg arbeiteten die Organe des Ministeriums einen definitiven Plan aus, der am 1. September 1859 genehmigt ward. Der Bau der Ringstraße begann 1863. Parallel mit der letzteren wurde eine zweite Straße als

Communication angelegt, die im Nord-Osten jenseits der Wien am Donaucanal beginnt und im Nord-Westen an ebendemselben endigt.

Ein dritter Straßenzug, die Gürtelstraße, außerhalb der Linien ist noch unvollendet. Zwischen den beiden älteren Städten entstand nun eine neue dritte, prächtiger als sie, ein zweites Centrum, an welches die Altstadt mehr als die Hälfte ihrer Würden in Staat und Commune abtreten mußte. Aber auch damit begnügte sich diese Neustadt noch nicht, sie drang mit ihrem modernen, fashionablen Programm alsbald auch in die Altstadt und in die Vorstädte ein und forderte gebieterisch eine ihr entsprechende Umgestaltung.

Man kann im Hinblick auf den Gang der Architekturentwicklung unseres Jahrhunderts es nur als ein Glück für Wien betrachten, daß dieser Act nicht früher sich vollzog. Ja, würde es sich nur um künstlerische Interessen handeln, so wäre sogar zu wünschen, daß man damit noch länger zugewartet hätte. Jedenfalls aber würde es von Vortheil gewesen sein, wenn man in etwas langsamerem Tempo mit der Ausführung vorangegangen wäre.

Ein großer Theil der Ringstraße könnte dann heute ein anderes, erfreulich-gediegeneres Aussehen zeigen. Die Architektur der Neuzeit, welche mit Eisen, Stuck und Glas Palastcoulissen zu schaffen beliebt, hinter welchen sich ebenso das prunkvoll bequeme Leben der Aristokratie und Plutokratie entfaltet, als auch die gewöhnlichen Gewerbs- und Handelshantirungen und die bescheidenen Haushaltungen des Beamten und Kleinbürgers sich verstecken, diese Architektur hatte damals in den großen Städten Europa's pilzartig emporzuschießen begonnen. Die moderne Baukunst befand sich aber überhaupt noch in einem Zustand der Unreife, den Doctrinen der Romantik sich entwindend, tastete sie hin und her und versuchte sich an dem Experiment eines eigenen Stils, sowohl von dem in München ausgeheckten, sogenannten Maximiliansstil, als von jenem inhaltslosen, äußerlich elegant geschliffenen, gesuchten Formenragout, welches die Franzosen Stil Napoléon III. sich zu nennen erkühnten, sind in Wien ganz vereinzelte Spuren anzutreffen. Eine Zeit lang schien dann die adaptirte, italienische Hochrenaissance den Sieg davon tragen zu sollen. Aber es zeigte sich schließlich, daß eine Art von gemäßigtem Barockstil dem modernen Geschmack mehr zusagte und der modernen Bautechnik, sowie dem Programm eines modernen Großstadthauses sich leichter accommodirte.

Der breite Streifen, von einem Flächeninhalt von etwa 500 000 □ Klafter = 1,796 400 □ Meter, welcher durch die Beseitigung der Festungswerke der Altstadt entstand, und, der Hauptsache nach, in eine fünfgetheilte Straße mit doppelten Alleeen, in die weltberühmte Ringstraße sich verwandelte, wurde nun gleichfalls ein Hauptversuchsfeld für die Gestaltung der Architektur der Neuzeit. Um einen Begriff von der Bedeutung dieser Straße zu geben, fügen wir bei, daß sie mit drei Fahrbahnen und zwei zu Gehwegen bestimmten Doppelalleeen versehen ist, und eine Länge

besitzt von 4360,8 Metern, eine Breite von 56,88 Metern. Die Mittelfahrbahn ist 15,8 Meter breit, jede der beiden Alleeen 7,268 Meter, jede der beiden Nebenstraßen sammt Trottoirs 13,272 Meter.

Bei der Eröffnung des Ringareals erhielten die Bauwilligen große Vergünstigungen, um für die damals rasch anwachsende Bevölkerung Wohnungen und Läden zu beschaffen. Es hätte übrigens dieser Anspannung kaum bedurft, denn mit fieberhafter Eile stürzte sich die Privatspeculation auf dieses unvergleichliche Object, und ehe noch der ganze Ring geebnet war, stand bereits eine ganze Schaar von Stuckpalästen fertig da. In der erhitzten Luft der Gründer-Aera, in der Blüthezeit des Börsenspieles bedeckte sich mit rasender Schnelligkeit das übrige, dem Privatbau zugestandene Gebiet am Ring mit Gebäuden, während die meisten monumentalen, öffentlichen Bauten glücklicherweise noch im ersten Stadium der Entstehung sich befanden.

Sehr bedenkliche Factoren waren es somit, welche jene Privatbauten aus dem Boden stampften; eine gesunde Entwicklung war dabei so wenig zu erwarten, als ein kernhaftes Holz bei einem Baum, welcher durch Treibhauswärme und Guano schnell in die Höhe getrieben wird. Von Autochtonem, spezifisch Wienerischem wird man auch wenig daran entdecken, denn es war dem genius loci nicht wohl möglich, sich geltend zu machen. Einestheils verhinderte das die Neuheit der Probleme und die Raschheit der Ausführung, anderntheils wurde damals das alte Wienerthum selbst etwas aus den Angeln gehoben und verstört durch den großen Umschwung, welchen die Zeit des Dampfes und der Electrikität hervorbrachte.

Bei dem Umschmelzungsprozeß, der zu jener Zeit in den socialen Verhältnissen Wiens stattfand, wurde gerade derjenige Theil der Bevölkerung, der bis dahin der Stadt die eigentliche Signatur gegeben: der wohlhabende Mittelstand ausgewittert und dem allmählichen Verschwinden preisgegeben. Dazu kam auch noch der plötzliche, breite Zufluß aus allen Theilen der österreichischen Monarchie und aus anderen Ländern. So stark auch die Assimilirungskraft Wiens sich erweist, so daß sie Alle, die dahin übersiedeln, mit der Zeit verwienert, die Czechen und Magyaren so gut, wie die sonstigen Oesterreicher und Deutsche aus dem Reich — so war es doch zuviel auf einmal, was da von allen Richtungen der Windrose wie zu einem neuentdeckten Diamantfeld herbeiflog.

Ist es doch eine Thatsache, daß bei den wenigsten der jetzigen Einwohner der Stadt die Großeltern bereits geborene Wiener sind.

Von den Schöpfern der neuesten Architektur waren aber nicht wenige nicht nur keine Wiener, sondern nicht einmal Oesterreicher, und darunter gerade solche von den bedeutendsten.

So ist z. B. Semper ein Holsteiner, v. Hansen ein Däne, v. Schmidt ein Württemberger.

Die Bauherren, oft auch keine Wiener, hatten es eilig; sie zogen die Architekten herbei, wie man Eisenbahnarbeiter bezieht. Wer heute ange-

kommen war und sich kaum den Staub von den Füßen geschüttelt hatte, trat morgen in das Bureau ein und fing alsbald an zu entwerfen. Der Entwurf war fertig, ehe sich der genius loci um den jugendlich kecken Eindringling hätte kümmern können. Vielfach wird man gerade den Bauherren einen großen Theil der Schuld an der protzigen Art zurechnen dürfen, womit jene Riesenzinskästen aufgedonnert wurden, die man mit allem bepflasterte, was das Motivenmagazin der Renaissance und der modernen Pariser und Berliner Renaissance aufzuweisen hatte: mit Säulen und Halbsäulen, Pilastern, Hermen, Balustern, Consolen, Rosetten, Zahnschnitten, Rustica von allerlei Sorten u. s. w. u. s. w.

In manchen Fällen wollten freilich auch die Architekten durch ein verblüffendes Fortissimo der Formen, durch ein Zusammenbacken prunkvoller Motive über ihr Unvermögen hinwegtäuschen. Es waren dann gewöhnlich keine eigentlichen Architekten, sondern einfache Werkmeister, die wegen ihrer Billigkeit von den Speculanten gewählt oder auch auf eigene Rechnung bauend, es auf diese Weise den Studirten gleich thun zu können glaubten.

Die Stuck-Scheinarchitektur.

Aber auch welche von den studirten Architekten nahmen es mit der Verwendung jener Motive und der Prüfung der Details sehr wenig ernst; das Material war es, welches dazu verleitete.

Meist wurde ja die ganze Herrlichkeit aus einem Teig gemacht, den man formte und erstarren ließ, nämlich aus Stuck, der über einen Backsteinkern gepatzt war. Auf eine Balustrade, ein Consolengesims hin oder her kam es da nicht an. Sehr Vieles wurde auch gar nicht erst lange frisch gezeichnet und modellirt, sondern fertig beim Stuccator gekauft. Derlei paßte natürlich zu den betreffenden Gebäuden gerade so, wie Kleider passen, die man fertig kauft.

Man ging bei vielen dieser Stuckfassaden von der thörichten Absicht aus, die Täuschung zu erwecken, als habe man es mit einer Fassade aus dem sehr hell gefärbten Wiener Baustein oder gar mit Marmor zu thun und hantirte fleißig mit Reißschiene und Winkel. So nahm man keinen Anstoß daran, gerade, senkrechte und wagerechte Kanten und rechtwinklige Verkröpfungen und Ecken in zahlloser Menge auftreten zu lassen. Der Stuck giebt sich allerdings zu Alledem willig her, aber er hält nicht, was er im Moment der Erweichung und in den Flitterwochen des Bauwerks versprochen hat; wenn die Arbeit nicht ganz solid und mit großer Sorgfalt ausgeführt ist, so verziehen sich nachher diese Linien schmählich und wo der Zug zu stark wird, da giebt es Sprünge, in die sich der Schmutz setzt, worin Regen und Frost arbeiten, bis sie glücklich ein Stück abgebröckelt haben. Aber die faden, todten Farben des Bruches verrathen kein Geheimniß mehr, denn längst hat die Oberfläche auch allen Schimmer, alle

Frische eingebüßt und das Wetter hat sie durch verwischte, in braunen, grauen und violetten Mißtönen spielende Flecken dermaßen verunstaltet, daß, wenn nicht ein sehr starker Sonnenschein darauf fällt, die Wirkung der einzelnen Architectur-Formen schwer kenntlich geworden, und ihre Zusammenwirkung total vernichtet ist.

Wir wollen dem Stuck durchaus an den Fassaden die Existenzberechtigung nicht absprechen. Wenn er in entsprechende Formen gegossen, gut in der Masse zusammengesetzt ist und eine günstige Färbung entweder bei der Zubereitung oder durch den Anstrich erhalten hat, so kann er sich recht angenehm ausnehmen; aber er soll bleiben, was er ist und nichts Fremdes scheinen, keine mächtige Quaderarchitektur darstellen wollen. Auch die begabten unter den studirten Wiener Architekten jener Tage sind von Verfehlungen in diesem Punkte nicht ganz frei zu sprechen, und es wäre oft besser gewesen, wenn sie, statt sich in Rom und Paris Rath zu erholen, in den stillen Gassen der Altstadt die alten grauen Paläste aufgesucht und studirt hätten, die doch auch zum Theil mit Stuck sich begnügen mußten. Da ist nichts von den vielen scharfen Kanten und Ecken zu finden. Wir wollen nur auf zwei Einzelheiten aufmerksam machen, auf die so sehr wirksame, dem Stuck besonders angemessene Bildung der in geschwungenen Linien gehenden Fensterverdachungen, dann auf die Art und Weise der Rustica.

Die letztere ist bei diesen alten Palästen weit flacher gehalten. Häufig wechseln Bogen von flach gewölbten Quadern mit glatten ab, wobei dann nur die Horizontalfugen gezogen sind. Auf diese Weise bleibt der Begriff der Wand gewahrt und der Haupteffect anderen vornehmeren Fassadentheilen, Fenstern und Portalen vorbehalten. Bei jenen Stuckpalästen des Rings dagegen ist die Rustica stark herausgetrieben, durch verticale Fugung in lauter Einzelquader aufgelöst, so daß die ohnehin durch die vielen Fensterdurchbrechungen sehr reducirte Mauerfläche vollends verschwindet. Statt der Ruhe, der Klarheit dieser alten Palastfassaden, haben wir hier ein Gedränge der Einzeltheile, von denen keines vor dem Andern zu Wort kommen kann.

Seien wir aber auch nicht ungerecht gegen die Architekten der Neuzeit. Es ist ohne Frage eine weit leichtere Aufgabe, einem solchen Adelspalast von wenigen Stockwerken mit hohen Fenstern und reichlichen Wandflächen in einer Gasse der Altstadt unter den dortigen, schlichten Bürgershäusern eine Fassade zu geben, welche bedeutsam wirkt, als den complicirten, sich oft fast geradezu widersprechenden Anforderungen zu genügen, welche an den Architekten eines Privatbaues der Ringstraße gestellt wurden.

Die Kostbarkeit des Grundes verlangte einen thurmhohen Zinskasten, worin unten Laden an Laden, oben eine Miethkaserne, mit Fenstern besät sich befanden. Der Charakter des Rings dagegen forderte einen Monumentalbau; die großen Distanzen aber, auf welche eine Fassade gesehen wurde, verlockten förmlich zur Forcirung der Formen.

So verfiel man auf die falsche Idee, Paläste dem Scheine nach herzustellen. Die Nothwendigkeit äußerster Ausnutzung (auch durch die hohen Steuern geboten) durchbrach aber jene Fiction an allen Ecken und Enden. Sind sechs Stockwerke bei einem Palast schon verdächtig, so widersprechen dem Begriff desselben noch stärker die Unzahl von Fenstern, die geringe Stockwerkshöhe, die winzigen Portale, der Mangel an bequemen Vestibüls, Treppen, Höfen u. s. w. Wenn man dann vollends im Paterre an den Fenstern etwa Placate entdeckt, worauf nur kleine Wohnung zur Miethe angeboten wird, oder gar einen Gemischtwaarenverschleiß daselbst etablirt findet, so wandelt sich der Rest von Illusion in Unbehagen um. Sie gähnt uns förmlich an diese herzlose Architektur, der es an jeder Melodie fehlt, sie schnürt uns die Brust zusammen, da wo sie in monotonen Massen auftritt, um ganze Quartiere zu bilden, wie dies z. B. in der westlichen Nachbarschaft des Schottenrings der Fall ist. Man glaubte nicht mehr in dem frohen Wien zu sein, würde nicht da und dort eine Aussicht auf blaue Hügel tröstend erscheinen.

Was man aber diesen geheuchelten Palästen am wenigsten vergeben kann, das ist die Beeinträchtigung, welche die wahrhafte monumentale Architektur durch sie erfährt. Fürs Erste stumpfen sie das Auge ab gegen die Schmuckstücke einer reichen Architektur, gegen Säulen, Aediculen u. s. w., von welchen sie einen so überflüssigen Gebrauch machen, als wäre dergleichen billig wie Brombeeren.

Wahrlich man wünscht ein Gesetz herbei ähnlich jenem, das nach einer antiken Stelle zu schließen, in Griechenland bestand, welches verbot, außer bei den Häusern der Götter den Giebel zu verwenden und man möchte auf die Vermuthung kommen, daß jenes Gesetz nicht nur aus religiösen, sondern auch aus ästhetischen Gründen verlassen worden sei. Es schaden sodann diese Zinskästen, die sich überall mit in die Prospecte der öffentlichen Bauwerke hineindrängen durch ihre große Höhe. Sie machen es für die letzteren schwierig, zu imponiren.

Sie eigenen sich aber auch, der starken Zergliederung der Fassaden wegen, weder zu Einschiebseln zwischen die Monumentalbauten, noch zu Hintergründen für dieselben.

Die Monumentalarchitektur müßte eine solche Wucht der Formen annehmen, um damit noch zu contrastiren, wie sie kaum entfaltet werden könnte, ohne die Zwecke der betreffenden Gebäude zu beeinträchtigen.

Wir können unsere Philippika nicht schließen, ohne auch noch ein Wort des Tadels über den obern Abschluß dieser Zinskästen hinzuzufügen. Viele begnügen sich mit dem, die Vorderfassade abschließenden Hauptgesims, und die über den Nachbarbau hervorragenden Seitenflächen gehen leer aus, so daß ein Anblick entsteht, als wären ungleich hohe Stücke Käse nebeneinander gestellt. Glücklicher Weise ist bei den Gebäuden des Schottenrings, wo wegen des ansteigenden Terrains eine derartige Anordnung am empfind-

lichsten gewesen wäre, öfters durch Anbringung von Pavillons und Erkern Abhilfe getroffen worden.

Es versteht sich nun von selbst, daß unser Tadel nicht in vollem Umfang sämmtlichen Zinshäusern jener Periode gilt. Sieht man über jene unglückliche Voraussetzung der Schaffung einer Scheinpalastarchitektur hinweg, so muß man anerkennen, daß Schöpfungen vorhanden sind, welche als hervorragende architektonische Leistungen bezeichnet werden müssen. (Da wir keine Baugeschichte Wiens schreiben wollen, so müssen wir von einer namentlichen Aufführung der einzelnen Gebäude und Baumeister dieser neuesten Aera Abstand nehmen).

Sehr anzuerkennen ist der auffällige, große Fortschritt, der seit dem Beginn der Ringstraße gemacht wurde. Man hat sich mäßigen gelernt in Bezug auf Anwendung von Prachtformen, man weiß die Effecte besser zusammenzuhalten und zu gruppiren, berücksichtigt dabei auch mehr das Material. Der nordwestliche Theil des Rings, und die Gegend hinter dem Reichsrathsgebäude, dann auch die Hauptstraßen der äußeren Bezirke haben zur Bestätigung des Gesagten interessante Beispiele aufzuweisen.

Der Versuch, dem selbständigen deutschen oder englischen Familienhaus Bahn zu brechen, den Freiherr von Ferstel und R. von Eitelberger mit Hilfe des Cottage-Vereins unternahmen, konnte natürlich nur am Saume der Stadt einen Boden gewinnen.

Modernisirung der Altstadt.

Schwierigkeiten anderer Art, aber fast nicht minder groß als am Ring, fand die neue Privatarchitektur in der Altstadt zu bewältigen. Mit dem rapiden Anwachsen Wiens, mit der Steigerung des Verkehrs, fiel ihr hier die Aufgabe zu, zu renoviren, zu adaptiren, Stockwerke aufzusetzen, um die Höhe der Taxen zu übersteigen, die unteren Stockwerke dagegen in Läden aufzulösen. Den letzteren ist bei den Hauptstraßen und Plätzen natürlich Alles geopfert; die Gewölbe haben ihre gleißenden Eingeweide förmlich nach außen gedreht, eine Unsumme von Gegenständen hängt in den Ladenfenstern, jede denkbare Modification eines Gegenstandes und jedes Mal sogleich heerdenweise, damit es überhaupt noch auf das Publikum, dessen Augen von allen Seiten bestürmt werden, wirkt und dasselbe womöglich fesselt. Da sieht man z. B. dreißig bis vierzig blaugestreifte Hemden und schräg darüber ein Dutzend Schirme derselben Art, Silberlöffel zu Hunderten wie eine große Aufschüttung von glänzenden Eiern, das ganze Schaufenster füllend, eine Compagnie Mikado-Odeurfläschchen u. s. w., den Hintergrund für diese schimmernde Auslage gibt das durch eben dieselbe dunkel gewordene Ladeninnere ab. Aber auch die Pfeiler zwischen den Fenstern sind in verglaste Schaufenster verwandelt. Längst haben es dagegen glücklicher-

weise die allermeisten Ladeninhaber aufgegeben, durch bunte Schilder oder solche, die vortreten, auffallen zu wollen, das gehört nur noch zu den Besonderheiten der äußeren Bezirke. In der Altstadt begnügt man sich fast durchweg mit eleganten Schildern, die in Gold auf Schwarz den Namen tragen; man will allen Accent auf die Schaufenster und das dort, wie ein leckerer Köder ausgelegte, schimmernde Tausenderlei fallen lassen.

Oft ist auch noch der nächste Stock als Gewölbe verwendet und ganz zu einem Glashaus aufgelöst, dessen immense Tafeln von einem dünnen, dunkel angestrichenen Eisengerüste zusammen gehalten werden. Kaum, daß man an der Ecke, die als Erker oder Pavillon ausgebildet ist, noch einen Mauerstreifen übrig gelassen hat. Am Stephansplatz z. B. begegnet man dergleichen seltsamen Erscheinungen. Auf einen solchen Untersatz, dessen Architektur von Cravatten, Hüten, Stöcken u. s. w. fast völlig verkleidet wird, noch fünf Stockwerke in Stein oder steinnachahmendem Stuck zu setzen, so daß im Ganzen etwas Erquickliches herauskomme —, das ist eigentlich eine Aufgabe, an welcher der Architekt verzweifeln muß. Dazu kommt noch, daß er in den meisten Fällen sich sagen kann, daß der Liebe Mühe ganz umsonst ist, da der Betrachter fehlt. Wenn das betreffende Gebäude nicht auf einem Platze steht, sondern in einer der engen Straßen, wie es eigentlich für die Wiener Verhältnisse die Hauptgeschäftsstraßen, die Kärnthnerstraße und der Kohlmarkt, doch sind — wem kommt es da in den Sinn, auf dem schmalen Trottoir, wo man genug aufzumerken hat, daß man bei dem Menschengewühl nicht angerannt wird, stehend oder gehend längere Zeit in die Höhe zu blicken, um eine Fassade zu betrachten? Und dennoch finden wir auch hier jene motivehäufende, marktschreierische Architektur.

So modernisiren sich denn die Geschäfts-Canäle der Altstadt immer mehr. Ob sich das Bild der Stadt dabei wirklich verschönert, ob es malerischer wird, das ist eine andere Frage. Wir fürchten fast, daß jetzt auch einige von den stattlichen alten Gebäuden, die im alten Wien sozusagen die Honneurs machten, und angenehme Oasen in dem Geschäftstrubel bildeten, wir meinen jene gemeindlichen und staatlichen Gebäude, welche durch die neuentstandenen Monumentalbauten am Ring ihre frühere Bestimmung eingebüßt haben, dem Geschäftsmoloch, dem Hotel- und Gewölbewesen der Weltfremdenstadt zum Opfer fallen.

Monumentalbauten am Ring.

Die eben erwähnten neuen öffentlichen Bauten am Ring waren es nun, welche dem neuen Wien seine anerkanntesten Züge verliehen haben. Wien befand sich in der glücklichen Lage, durch die Beseitigung seiner Festungswerke nicht nur eine prächtige, die Altstadt umringende Straße mit doppelter Baum-Allee zu gewinnen; es boten sich ihm durch den Verkauf der Bauplätze zugleich enorme Mittel, welche dazu ausreichten, um einige der für eine Weltstadt unzureichend gewordenen baulichen Hauptorgane durch

opulent gestaltete Neubauten zu ersetzen und eine Reihe weiterer Schöpfungen hinzuzufügen, welche die Bedürfnisse der Jetztzeit gebieterisch forderten.

Die Ministerien blieben in ihren ehrwürdig dreinschauenden, alten Gelassen, der Landtag von Niederösterreich gleichfalls; die Väter der Stadt begaben sich dagegen ihrer alten heimeligen, aber nur sehr mäßig großen Behausung und zogen in eine gewaltige, für zwölf Millionen Gulden aufgerichtete und mit zwei weiteren Millionen ausgestattete Hochburg, das Nachbild der Monumente stolzen Bürgerselbstgefühls, die in den niederländischen Städten sich erheben (das neue Rathhaus ist erbaut von Fr. Frhr. v. Schmidt.) Die Universität überließ ihren schönen, in stillem Versteck gelegenen, von der Jesuitenkirche bewachten Palast der Akademie der Wissenschaften und nahm an dem geräuschvollen Ring in einem hellen geräumigen, mit allem Comfort ausgestatteten Palaste ihren Sitz. (H. Freiherr v. Ferstel war es, der sie schuf.) Die Justiz erhielt eine neue Wirkungsstätte, etwas abseits von der Ringströmung. (Der Justizpalast ist von Alexander v. Wielemanns.) Der Reichstag nahm mit seinem Doppelgebäude Stellung als Gegenstück der Universität. (Das Reichsrathsgebäude errichtete Th. v. Hansen.) Ein Opernhaus pflanzte sich links von der Burg auf, ein neues Hofburgtheater rechts als Gegenüber des Rathhauses, während zwei großartige, ganz gleich gestaltete Museen, ein naturhistorisches und eine kunsthistorisches jenseits des Rings durch ihre parallele Aufstellung eine Fortsetzung des Burgplatzes schufen und die Richtung der projectirten neuen Flügel der Burg andeuteten. (Das Opernhaus ist von Van der Nüll und Siccardsburg, dessen gediegene, decorative Ausstattung von J. v. Stork, Gugitz und Andern. Das neue Hofburgtheater wird nach dem gemeinschaftlichen Entwurf von Gottfried Semper und Baron v. Hasenauer von dem letzteren ausgeführt. Das Gleiche ist der Fall bei den Museen.

Die bisher genannten Bauwerke nehmen die fast ebene West- und Südostseite des Rings in Beschlag und gruppiren sich um zwei rechtwinklige Hauptplätze und einen kleineren, dreieckigen Nebenplatz, der für das Reichsjustizgebäude geschaffen wurde.

An der Ostseite des Rings siedelten sich die Kunstlehranstalten und und die Locale für die Publicirung ihrer Production an, die Kunstakademie von Th. v. Hansen, das Künstlerhaus von Weber, der Neubau der Gesellschaft der Musikfreunde von Th. v. Hansen und die Kunstgewerbeschule, nebst zugehörigem Museum von H. Freiherrn v. Ferstel. Dazu gesellten sich das akademische Gymnasium von Freiherrn v. Schmidt und die Handelsakademie von Fellner.

Die Paläste zweier Erzherzoge, Ludwig Victor (von Freiherrn v. Ferstel) und Wilhelm (von Th. v. Hansen) und der Cursaal im Stadtpark (von Weber) dürfen gleichfalls zur Monumentalarchitektur hinzugerechnet werden. Die Bestimmung der angeführten Gebäude und die

Etablirung eines Stadtparks, der die Häuserkette unterbricht, machen diese Seite des Rings zu einem ruhigeren Quartier und prägen ihm einen anderen, aristokratischeren Charakter auf, als ihn die geschäftsbelebte Nordwestseite hat, obgleich dieser Charakter bei den auch hier nicht fehlenden Zinskästen, mit Gewölben und Wirthschaften nicht rein zum Ausdruck kommen kann. Ein Theil der genannten Gebäude steht auch gar nicht an der Ringstraße selbst, hat sich vielmehr an den stilleren und wohl auch billigeren Rand des Wiengrabens zurückgezogen.

An der Westseite des Rings, welche die schmutzigsten und betriebsamsten Viertel der Altstadt mit einer Einrahmung von pompösen Palästen garnirte, ließen sich die Börse (von Th. v. Hansen), das Telegraphenamt und die Polizei nieder.

Auch ein prächtiges Privattheater, das Ringtheater, erhob sich in dieser Gewinnatmosphäre, täuschte sich auch hinsichtlich des günstigen Standortes durchaus nicht, verfiel aber bekanntlich durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit einer entsetzlichen Katastrophe, die den Monarchen bewog, ein Sühnhaus an die Stelle des abgebrannten Tempels der Freude setzen zu lassen. Es ist dies jenes gothische Bauwerk Meister Schmidts, dessen charaktervolle Tüchtigkeit so wohlthuend von der es umgebenden prahlerischen Architektur sich abhebt.

Prospecte des Rings.

Aus den bisherigen Darlegungen läßt sich ein Theil der für die Disposition des Ringes maßgebend gewesenen Ursachen erkennen.

Ihre Bedeutsamkeit ist nicht in Abrede zu ziehen; es dürfte aber dennoch fraglich bleiben, ob diese Ursachen die jetzige Placirung der einzelnen Gebäude geradezu dictirten, ob es nicht vielmehr möglich gewesen wäre, gewissen Mißhelligkeiten zu entgehen und die künstlerischen, oder sagen wir lieber scenischen Effecte, auf welche man es doch offenbar abgesehen hatte, noch zu steigern.

Es fehlt an ihnen keineswegs, sie sind aber gerade an jenen Punkten, an welchen sich besonders Gelegenheit dazu geboten hätte, nicht vollkommen zur Entfaltung gelangt. Das ist z. B. der Fall mit dem Schottenthor, diesem bedeutenden Straßenknotenpunkt, der auf eine besondere Auszeichnung Anspruch gehabt hätte. Derselbe befindet sich nicht nur an einer bedeutsamen topographischen Stelle, indem die ansteigende nordwestliche Ringstraße hier ihr Ende erreicht; er bildet zugleich auch den Anfang des eigentlich monumentalen Quartiers.

Die Universität trägt dieser Situation nicht gehörig Rechnung; sie bietet dem auf dem Schotten-Ring Heraufkommenden keinen günstigen Anblick dar, wie sie auch zu dem Prospect der Votivkirche keine gute Seitencoulisse abgiebt. (Die Façade der Universität ist überhaupt an und für sich nicht ganz geglückt, so viel Schönes sie auch enthält. Die richtige Ab-

stufung in der Bedeutsamkeit von Mittelbau, Zwischenflügeln und Eckpavillons fehlt, der Mittelbau dominirt nicht ausreichend genug. Weit gelungener ist das Innere als das Aeußere dieses Prachtbaues.) Der Prospect vom Schottenthor selbst gegen das Reichsrathsgebäude und die Museen ergiebt auch kein einheitliches Bild.

Ein interessantes Gemälde erhält man aber, wenn man sich an der Ostecke des Reichsrathsgebäudes aufstellt und gegen Nordwesten schaut. Man hat dann im Vordergrund zur Linken, in wirksamer, stark perspectivischer Verschiebung, das griechische Bauwerk, während zur Rechten in einiger Entfernung das neue Burgtheater mit seinen verschiedenen Gesteinsarten durch die Bäume hervorschimmert, welche es mit dem Haupte überragt. Den größeren Theil des Mittelgrundes dagegen nimmt die lange Seitenfassade der Universität ein, durch die Vegetation der Anlagen des Rathhausplatzes günstig unterbrochen und theilweise zugedeckt.

Ueber dem anmuthig, durch blaßblaugrüne Kuppeln belebten violetten Dache der Universität erscheint auch noch der obere Theil der Thurmhelme der Votivkirche. Durch die Entfernung zu zarten Silhouetten vergeistigt, stören sie nicht nur nicht, sie sind vielmehr als ein glücklicher pikanter Zusatz erwünscht.

Die Mittelpartie unseres Bildes vervollständigen die Allee der Ringstraße und ihre, von unserem Auge in perspectivischer Verjüngung enteilenden Schienenstränge der Pferdebahn, während der Hintergrund durch die Mündung der aufsteigenden Ringstraße und ein Stück der Häuserflucht des Platzes vor der Votivkirche gebildet wird.

Der gelbe Anstrich und das violette Dach des Maria Theresia-Hofes, der an jener Stelle steht, macht sich bei der großen Entfernung nicht unangenehm bemerklich.

Der eben geschilderte Prospect wird nun aber in seiner malerischen Einheit sofort vernichtet, wenn man von dem Eckpunkte des Reichsrathsgebäudes einige Schritte vortritt; denn alsbald rückt, unmittelbar aus dem griechischen Giebel herauswachsend, ein großer gothischer Thurm, nämlich der des Rathhauses, sammt dem finstern schwarzgrauen Dache desselben, von nächster Nähe gesehen in das Bild herein; es ist das schroffste Zusammmenprallen der beiden sich so extrem gegenüberstehenden Stilarten.

Als einen weiteren hübschen Prospect verzeichnen wir jenen, der sich bei einer Aufstellung hinter dem Reichsrathsgebäude ergiebt, wo das Rathhaus, schräg vom Blicke gestreift, mit dem Vordertheil der Votivkirche sich zu einem Höhenbilde verbindet.

Die interessante Architektur des Burgtheaters ist leider an keinem größeren Prospecte als Hauptstück betheiligt und leidet in ihrer Erscheinung unter der Corona von Zinskästen, die dem Gebäude von einer Seite her dicht auf den Leib rücken.

Großartig und einheitlich wird der Platz vor der Burg zwischen den

Museen wirken, wenn einmal der Burgneubau und das Colossalmonument der Kaiserin Maria Theresia vollendet, sowie den Stallgebäuden am Südende ihre große Kahlheit benommen sein wird.

Leider sieht man sich auch am Ring vergebens nach einem bedeutend gestalteten Eingang in die Altstadt um, der zugleich als Zielpunkt den Thurm des Stephansdomes zeigen würde. Ein Anlauf wurde allerdings bei Anlage des Opernhauses, bei der Kärnthnerstraße sowohl, als auch am Albrechtsplatz genommen, aber etwas Befriedigendes ist nicht entstanden.

Was wir sodann besonders bedauern, das ist, daß ein solcher Eingang in die Altstadt nicht an jener Stelle geschaffen wurde, wo die Achse des Schwarzenbergplatzes auf den Rand der Altstadt trifft. Der Prospect von diesem Punkt aus in die äußere Stadt ist der schönste, bedeutendste, welchen der ganze Ring besitzt. Die Folge des von Palästen und palastartigen Gebäuden eingefaßten, mit einer Reiterstatue geschmückten Schwarzenbergplatzes, der Brücke, des Gartens und des Schwarzenberg'schen Sommerpalastes, dann dahinter und darüber aufsteigend das Belvedere mit seinem Gartenparterre — das giebt zusammen ein herrliches Bild. Wenn man sich nun aber umwendet der Altstadt zu, so setzt allerdings jenseits des Ringes die Schwarzenbergstraße diese großartige Avenue weiter, aber der Eingang in die Stadt ist nicht entsprechend hervorgehoben, die Straße selbst nimmt sich nicht bedeutend aus und bricht in kurzer Entfernung nach der Seilerstätte hin um, so daß unser Blick an einem öden, nichtssagenden Gebäude anprallt. Der Ausblick gegen das Belvedere hin kann wohl die Idee einer Triumphstraße erwecken, die sich eignen würde für ein aus einem siegreichen Orientfeldzuge heimkehrendes Heer, das im Vorüberziehen an den Schöpfungen Prinz Eugens dieses Helden gedenkt. Wenn man aber auf die Fortsetzung dieser Straße in das Innere der Stadt hinblickt, so fällt jene Idee sofort zu Boden.

Sehr zu beklagen ist es ferner noch, daß man die Carlskirche dieses prächtige Decorationsstück, das zu dem Flottesten gehört, was Wien aufzuweisen hat, nicht in gleicher Weise wie das Belvedere zum Schlußpunkt eines Prospectes gemacht hat. Die Straßenzüge der südöstlichen Quartiere des Rings nehmen nicht die mindeste Rücksicht darauf.

Durch eine dieser Straßen, die Canovagasse, wird man der Kirche allerdings ansichtig, aber diese Straße läuft nicht in der Achse jenes Gebäudes, ist auch zu schmal, so daß ihre Häuser das Bild der Kirche beschneiden; sie setzt sich auch nicht über die Wien hinüber fort. Es giebt überhaupt gar keinen Platz mehr, von wo aus die Kirche in ihrer günstigsten Wirkung gesehen werden könnte. Alt-Wien hatte einen solchen auf ihren Wällen; in Neu-Wien kann man sich nur mehr zur Betrachtung der Carlskirche an den Rand des Wiengrabens stellen; dort aber wird der Anblick der unteren Partien der Kirche durch die Gesträuche und Bäume der Anlagen beeinträchtigt.

Wir haben die bisherige Kritik an der Gestaltung des Ringes ganz vom künstlerischen Standpunkte aus unternommen und werden den letzteren, gemäß dem Charakter unserer Schilderung auch bei der folgenden Erörterung festhalten. Wir betonen aber ausdrücklich, daß wir uns dessen sehr wohl bewußt sind, daß die künstlerischen Momente nicht die ausschlaggebenden sein konnten.

Es war z. B. selbstverständlich, daß die Absicht, eine möglichst gute Communication zwischen innerer und äußerer Stadt herbeizuführen, sehr ins Gewicht fiel. Da wir die übrigen, sicher vorhanden gewesenen, mannigfaltigen offenen und geheimen Gründe nicht kennen, so kann es uns nicht beifallen, für die von uns vorgebrachten Aussetzungen die Schuld den Behörden zuzuschieben.

In Summa ist immer zuzugestehen, daß man es erreicht hat, den Ring zu einer der prächtigsten und großartigsten Straßen der Welt zu machen, daß aber allerdings dieser architektonische Festzug nicht so voll und ganz, als man es möchte, die Bewunderung hervorruft.

Zwei Dinge waren es, welche, abgesehen von den obenerwähnten Ursachen, einer schönen Krystallisation störend entgegenwirkten: der schon geschilderte hastige, in prahlerische Wucherungen sich ergehende Privatbau, und der Mangel an einer bestimmten Stilrichtung in der Architektur jener Zeit überhaupt. Was den ersten Punkt betrifft, so hätte man entweder den Privatnutzbau gänzlich fern halten müssen, was die Finanziirung nicht zuließ, oder aber es wäre zur Bedingung zu machen gewesen, daß derselbe bescheiden, gleichsam als bloßes Füllmaterial zwischen den Monumentalbauten sich einfüge, bescheiden im Ausputz der Fassaden und mäßig in der Höhe. Die letztere Forderung hätte freilich ebenfalls wieder mit dem Budget collidirt. Wie vortheilhaft eine einfache, anspruchslose Architektur als Hintergrund für die Pracht der Monumentalbauten gewesen wäre, kann man bei dem an und für sich langweiligen, linken Flügel der Residenz bemerken, der sammt seinem Ziegeldach mit den Museen weit besser zusammenklingt als die benachbarten mit Architekturschmuck überladenen Zinskästen.

Die Stilfrage.

Von noch größerer Wichtigkeit für die Ringstraße war die Stilfrage, die für den Monumentalbau namentlich in Betracht kam. Es konnte nicht davon die Rede sein, einen besonderen Stil vorzuschreiben, da die Zeit keinen eigenen, einheitlichen Stil besaß. Die Maximilianstraße in München bildete überhaupt eine Warnung vor zu eng bindenden Vorschriften.

War es dann aber nicht richtig, daß man die bedeutenden Individualitäten von Architekten, welche zur Verfügung standen, jede das aussprechen ließ, was sie sich bisher auf dem Wege besonderer Entwickelung erworben? Ganz gewiß, es war der einzige Weg, überhaupt etwas Erfreuliches zu erhalten. Diese Individualitäten waren aber in ihrem Wollen

und Können nicht so begrenzt, als daß sich nicht allgemeine Programme hätten aufstellen lassen, auf welchen mehrere zu harmonischer Zusammenwirkung sich vereinigen konnten, ohne ihre Eigenart einzubüßen.

Vor Allem hätte unseres Erachtens ein Stil ausgeschlossen bleiben müssen, der unserem Klima fremd ist, die griechische Antike. Das Thema des darin sich kleidenden Reichstagsgebäudes eignet sich zwar noch am besten dafür, und das Auge hängt mit Freude an diesem edlen Architekturwerk, wenn dasselbe auch nicht durchweg eine glückliche Gestaltung erhalten hat, wie denn z. B. die Seitenfassaden mit den Karyatiden nicht ganz befriedigen. Aber auch, was den Genuß der Hauptfassade betrifft, so mischt sich doch, und, je länger man in Wien verweilt, immer stärker, darin die Empfindung des Fremdartigen, das nicht nach Wien, nicht nach Oesterreich paßt, zu dem die Abgeordneten nicht passen, die da ein- und ausgehen, das aber namentlich auch nicht zu den übrigen Bauwerken der Ringstraße paßt. Der Mißgriff wird auch an dem Gebäude selbst offenbar durch die nicht zu umgehenden hohen Schlöte der Heizungsanlage, über deren Bestimmung hinwegzutäuschen der Baumeister zu dem bedenklichen Mittel gegriffen hat, diese untergeordneten Bauelemente als Prachtsäulen mit vergoldeten Statuen zu gestalten, als wären es Triumph-Monumente. Rauch und Ruß spotten aber ihrer Meister. Hansen hat offenbar eine gewisse Vorliebe für dieses Auskunftsmittel, denn er hat es vor dem Reichsrathsgebäude schon einmal angewandt, und zwar an der Börse, die, wenn nicht ganz antik, doch in antikisirendem Stile gebaut ist. Er hat dieses Bauwerk mit einem Sculpturenschmuck versehen, der sich auf das Meer bezieht. Neptun mit seinen Seerossen tummelt sich über dem Dache unter dem die Börse brandet, die in dem ewigen Auf- und Niederwogen der Curse, in ihrer Ebbe und Fluth wohl an das Meer erinnern kann. Aber dieses Gleichniß, wenn es wirklich beabsichtigt gewesen ist, nun so weit zu verfolgen, daß man Kaminschlöte in der Form zweier toscanischer Säulen mit Schiffsschnäbeln, von Dreifüßen bekrönt, auftreten läßt, das streift denn doch an's Komische. (Uebrigens dürften jene Säulen als die Vorbilder der Tegethoffsäule zu betrachten sein.) Wir möchten noch die Gelegenheit benützen, darauf aufmerksam zu machen, daß das Fehlen der Zügel in den Händen der Victorien, die das Dach des Reichrathsgebäudes schmücken, nicht nur unantik, sondern ästhetisch überhaupt ein Unding ist.

Was dann die übrigen Stilarten betrifft, so hätte man die Gothik und jene Architekturen, welche von der italienischen Renaissance sich abgeleitet haben und ihrem Charakter nahe geblieben sind, auseinander halten sollen; sie vertragen sich nicht, eines zerstört immer wieder die Stimmung, die das andere hervorbringt.

So schön die Gebäude des Rathhausplatzes an und für sich sind —

der Platz als solcher ist kein Ganzes. Das ernste, burgartig trotzige, gothische Rathhaus will nichts wissen von der idyllischen Stuse des antiken Reichsrathsgebäudes, von der klassischen Heiterkeit des Hochrenaissancebaues der Universität, und vollends nichts von seinem Gegenüber, dem üppigen, von der flotten Wiener Plastik glänzend geschmückten Hofburgtheater, bei welchem der Geist der edleren Werke des Barockstils sich mit moderner Eleganz, mit einem Hauch französischen Theatereffectes durchdringt.

Schreiten wir weiter entlang dem Ring, so werden wir immer wieder von einem Stil in den andern geworfen. Hinter dem Reichsrathsgebäude folgt der Justizpalast, der Spuren der deutschen Renaissance an sich trägt, dann gelangen wir, eine Zinskastenarchitektur streifend, zu den edlen Museen, in welchen eine glückliche Vereinigung von italienischer und französischer Renaissance vollzogen ist.

Weiterhin haben wir das etwas schwerfällige Opernhaus, bei dessen Schätzung übrigens in Betracht zu ziehen ist, daß es einer der frühsten Bauten des Rings ist. Reminiscenzen italienischer und Anklänge an französische und englische Frührenaissance, sind daran zu erkennen.

Die auf der anderen Seite befindliche, etwas zurückgeschobene Kunstakademie, der ein großer Zug nicht abzusprechen ist, giebt italienische Hochrenaissance, mit einem Beisatz von griechischer Antike und experimentirt mit einer farbigen Belebung der Fassade, mit Bildern auf Goldgrund, wie es von dem Erbauer schon am Heinrichshof versucht worden ist. Der Palast des Erzherzogs Ludwig Victor zeigt wieder italienische Renaissance mit einem Zusatz der Stilweise Louis XIV. verschmolzen. Der Palast des Herzogs von Coburg ist, wie oben bemerkt, schon älter, aus der vierziger Jahren, und will italienische Hochrenaissance darstellen. Seine schwächliche Säulenarchitektur hat ihm den Spitznamen „Spargelburg“ zugezogen.

Der Palast des Erzherzog Wilhelm, in edlem Material erbaut, erinnert an die Bauwerke aus der Spätzeit des XVI. Jahrhunderts, erhält aber einen eigenthümlich romantischen Beigeschmack durch das Obergeschoß mit Heroldkaryatiden, die sich auf die Würde des Großmeisters des Johannitordens, welche den hohen Herrn bekleidet, beziehen. Der Cursaal im Stadtpark, für seine Zeit eine tüchtige Leistung, ist von einem banalen Protzen mit den Architekturformen nicht frei geblieben. Den Anschluß dieser Reihe macht das k. k. Museum für Kunst und Industrie, ein schöner Versuch v. Ferstel's einer modernisirten lombardischen Terracottarenaissance mit Aufputz von Gold und farbigem Mosaik.

Am anderen Ende des Ringes folgen sich in ebenso buntem Wechsel die antikisirende Börse, das gothische Sühnhaus, die moderne Verandaarchitektur der Polizei, palastartige Bauten palladianischer Art mit Zellen über den Ecken und solche, die sich in einer Art üppiger Prosceniumslogenarchitektur gefallen, einem Motiv, das überhaupt in Wien Anklang ge-

funden hat und besonders für die Eckbildungen in den Verkaufsstraßen, in Verbindung mit einem Pavillonthurme beliebt ist. Hervorragende Beispiele sind der Ziererhof und ein Haus am Stephansplatz.

Wäre es nun möglich gewesen, diesem bunten Vielerlei zu entgehen? Ganz jedenfalls nicht, bis zu einem gewissen Punkte aber doch wohl.

Indem wir diese Vermuthung aussprechen, setzen wir allerdings voraus — worüber wir eine bestimmte Information nicht besitzen, — daß die schon früher angedeuteten Ursachen, welche zu der jetzigen Disposition des Rings geführt haben, nicht so zwingender Natur gewesen, daß sie nicht eine erhebliche Verschiebung des Programms gestattet hätten.

Der Grundfehler der neuen Bauentfaltung bestand unseres Erachtens darin, daß sie sich zu wenig um das Bestehende, um die Architektur der Altstadt kümmerte, daß sie nicht an die alte Tradition, die früher schon eine Unterbrechung erlitten hatte, wieder anknüpfte. Dazu wäre freilich eine andere Schätzung der Architektur früherer Zeit vor allem der Barockarchitektur nöthig gewesen, als sie damals in der ganzen Architektenwelt gang und gäbe war. Hätte diese Anknüpfung stattgefunden, so würde man von selbst dazu gelangt sein, Bauten verwandter Bestimmung zusammenzustellen und damit Bilder von einheitlicherem Charakter zu gewinnen. Wie naheliegend wäre es z. B. gewesen, eine Art von städtischem Forum zu schaffen, einen Platz, beherrscht vom Rathhaus, dessen übrige Seiten, das Gerichtsgebäude, die Polizei, die Börse und die Post gebildet haben würden. Andererseits hätte sich z. B. auch eine Zusammenstellung einiger dieser Gebäude mit der Votivkirche empfohlen. Diese gesammte Gebäudegruppe würde einen specifisch städtischen Charakter gehabt haben. Sie hätte deshalb in ihrer Architektur an das alte Wien erinnern dürfen, Gothik und nordische Renaissance, welche beide sich gut mit einander vertragen, hätten ihr wohl angestanden.

Wenn nun aber allenfalls auch die Börse und die Post es nicht über sich hätten gewinnen können, sich von der Wipplingerstraße und dem Quartier, das sich nördlich daran anschließt, loszureißen, und die vierte Seite des eben vorgeschlagenen Forums frei geblieben wäre, so hätte man dafür den Platz mit der Altstadt durch eine entsprechende architektonische Vermittelung sehr schön in Verbindung setzen können.

Auf einem zweiten Platz würden sich sodann Kunst und Wissenschaft haben zusammenfassen lassen, indem man die Universität, die Kunstakademie, das naturhistorische und das kunsthistorische Museum zusammengestellt hätte. Die der italienischen Hochrenaissance verwandte Architektur der Universität und der Museen würde hier entsprochen haben.

Ein dritter Platz endlich hätte den Glanz der Krone und das Ansehen der Staatsgewalten zur Erscheinung zu bringen gehabt. Zu der erneuerten Hofburg mit ihren Dependenzen, worunter wir auch das Burgtheater und das Opernhaus rechnen dürfen, hätte sich das Reichsraths-

gebäude und eventuell ein neues Landtagsgebäude leicht gesellt. Allenfalls hätte sich aber auch eine besondere Gruppirung des Burgtheaters und Opernhauses mit den Museen, der Kunstakademie oder dem Musikgebäude empfohlen.

Beim Neubau der Hofburg soll in der That geschehen, wie wir dem, zu Anfang unseres Artikels citirten Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" entnehmen, was sich als Consequenz obiger Vorschläge ergiebt: daß die Architektur dieses Neubaues die glänzenden Zeiten des Kaiserhauses unter Carl VI. und seiner großen Tochter Maria Theresia nicht verleugnen, vielmehr mit den alten Theilen der Hofburg in eine innige Verbindung treten wird.

Wenn wir einer solchen Vielheit der Stile, wenn auch nach Gruppen gesondert, bei den Monumentalbauten des Rings das Wort reden, so geschieht es natürlich nur im Hinblick auf die damals gegebene Situation, die sich aus folgenden Momenten zusammensetzte: Aufgabe der organischen Einfügung einer Neustadt in die alte Doppelstadt, Mangel einer eigenen Stilart zu damaliger Zeit und Vorhandensein einer Anzahl hochbedeutender Architekten von ausgesprochen verschiedener künstlerischer Individualität und demgemäß verschiedener Stilrichtung.

Das sind aber Betrachtungen post festum! Die selten sich bietende großartige Gelegenheit ist vorüber, das Bild ist fast vollständig fixirt. Mit Ausnahme der neuen Hofburg, die eben im Entstehen begriffen ist, stehen alle jene Bauten äußerlich fertig da, und nur im Innern der Museen und des Burgtheaters ist die gestaltende Kraft noch in Thätigkeit.

Vielleicht, daß die Nordostecke des Rings, die ohnedieß etwas kahl ausgefallen ist, noch ein Monument oder eine Baumgruppe als Abschluß erhält oder nach Entfernung der Kasernen der Eingang zur Neu- und Altstadt durch ein bezeichnendes, großartiges Bauwerk markirt wird?

Die Aufstellung von weiteren Monumenten und von Brunnen würde überhaupt dem Ring sehr zu Statten kommen. Dieselben würden ihn gliedern und wohlthätige Ruhepunkte schaffen. Bei dessen großer Breite wäre eine Störung des Verkehrs nicht zu befürchten. Ein Mittel, um die schroffen Stilcontraste des Rings einigermaßen zu mildern und einige Prospecte günstiger zu gestalten, böte sich auch in der Vegetation, die in richtiger Vertheilung hier an dem einen Punkt zur Vermittlung des Uebergangs, dort, an dem andern zur Maskirung verwendet werden könnte. Theilweise ist dies bereits geschehen; an manchen Orten beeinträchtigen aber die Bäume die Architektur dadurch, daß sie dieselbe nicht nur da und dort malerisch unterbrechen, sondern zu viel davon verdecken, wie dies z. B. bei der Vorderfront der Universität der Fall ist.

Wir erlauben uns auch zu bemerken, daß wir die Anpflanzung des Rathhausplatzes in der Art eines englischen Parks bei der verhältnißmäßigen Kleinheit des Grundes nicht für entsprechend halten. So sehr

wir im Uebrigen für Vegetation schwärmen, dort scheint sie uns zu viel von dem Platz in Anspruch zu nehmen. Es fragt sich überhaupt, ob nicht eine Bepflanzung der Ringstraße in der Art der Straße unter den Linden in Berlin, wobei nur eine breite Allee in der Mitte für die Fußgänger angeordnet ist, geeigneter gewesen wäre, als die Vertheilung in zwei Alleen und drei Fahrstraßen.

So viele Bedenken man nun aber auch über den Ring als Ganzes betrachtet äußern kann, so ist immerhin anzuerkennen, daß seine Monumentalbauten in der Architekturentwickelung unserer Zeit Epoche gemacht haben, und daß sie von den Architekten von ganz Europa als Vorbilder betrachtet und studirt werden. Die großen Concurrenzen der letzten Zeit haben Zeugniß davon abgelegt.

Neueste Privatarchitektur.

Die Einwirkung der Ring-Monumentalbauten auf die jüngste Wiener Privatarchitektur ist natürlich auch nicht ausgeblieben; die letztere sticht durch maßvollere Behandlung der Fassaden, durch ein lebensvolles, gebildetes Detail vortheilhaft ab gegen die früheren, schwulstigen Stuckbackwerke. Die Reichsrathsstraße, der Bezirk „Landstraße" und die Schwindstraße in dem Bezirk „Wieden" haben z. B. recht tüchtige Leistungen und sehr interessante, verschiedenartige Lösungen des schwierigen Problems vielstöckiger Fassaden mit Gewölben im Parterre aufzuweisen.

Wie aber die Ringstraßenbauten selbst keine einheitliche Richtung verfolgen, so hat eben leider die modernste Wiener Architektur bis dato auch noch keine solche gewonnen. Neben dem Boulevardladenstil treffen wir Anläufe zur deutschen Renaissance, Verquickungen von niederländischer Renaissance in Backstein und Haustein mit französischer Bauweise, dann wieder Reminiscenzen an italienische Hochrenaissance.

Ganz in der Nähe des Burgtheaters, in der Teinfaltstraße, sieht man sich dann in einer Gasse zwei neuen Bauwerken gegenüberstehen, wo bei dem einen für die unteren Stockwerke florentinische Paläste der Frührenaissance Pathe gestanden, während das andere eine entschiedene Reproduction des Rococo darstellt. Noch am meisten durchgeschlagen haben in neuerer Zeit, wie gesagt, gewisse Motive des gemäßigten Barockstils.

Wer die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Geschmacks- und Stilentwickelung in der Architektur in einem gewissen Zusammenhang steht mit dem politischen Leben eines Staates, wird allerdings gegenwärtig, wo sich in Oesterreich die verschiedenartigsten Strömungen kreuzen und in ihrer Kraft schwächen, wo zum stetigen Fortgang des Staatsschiffes fortwährende Compromisse zwischen den einzelnen Staaten nöthig werden, die keinem derselben, wenigstens diesseits der Leitha nicht, eine starke Betonung seiner Entwicklungsrichtung erlauben, ein baldiges Herauswachsen einer einheitlichen Stilweise in Wien nicht erwarten.

Wird ja doch die Hervorbringung eines einheitlichen, eingeborenen Stiles auch in andern Ländern und Städten, wo solche Zustände nicht vorhanden sind, schwer gemacht durch die starken Influenzen von überallher, welche aus der Leichtigkeit des Verkehrs entspringen. (Ein Zeugniß dieser internationalen Mobilität des XIX. Jahrhunderts bilden z. B. in Wien die beiden Rothschild'schen Villen in der Nähe des Belvedere. Es ist als wenn man Exemplare von der bekannten, faden, geleckten Eleganz, wie sie sich in der Umgebung von Paris vorfinden, aufgehoben und direct, sammt Garten und Gartenthor, nach Wien versetzt hätte. In der That sind dieselben auch von Pariser Architekten erbaut worden.)

Der Mangel einer ausgesprochenen, herrschenden Stilrichtung ist für Wien um so mehr zu bedauern, als sich der dortigen Privatarchitektur bereits wieder ein nicht geringes neues Feld eröffnet. Die Kaiserstadt an der blauen Donau hat sich bisher in gemessener Entfernung von ihrem Strom gehalten, mit dem ihr Ruhm so eng verwachsen ist. Die Ueberschwemmungen waren es, denen der buschige Strand, der Wohnort von Kaninchen, seine Existenz verdankte. Nachdem aber nun mit einem Aufwande von 32 Millionen von 1870 bis 1877 die Correction ausgeführt worden ist, eilt der Strom mit unwiderstehlicher Gewalt, doch genau auf der ihm gewiesenen geraden Straße, unter den mächtigen über ihn gespannten Brücken hindurch, nach Westen, der anderen Reichshälfte zu. Alsbald wagen sich auch Häuser nahe an ihn heran und es dürfte nicht allzulange dauern, bis der Prater eine Einsäumung von Straßen erhalten, in welchen der landende Schiffer, außer den Lagerhäusern für seine Fracht alles andere finden wird, was er sucht: Hotels, Restaurationen, Cafés, Gewölbe u. s. w.

Der Prater wird es verhindern, daß diese Neustadt eine große Tiefe erhält; dennoch wäre es sehr zu beklagen, wenn nicht an ihre Gestaltung mit allem Vorbedacht und mit Geschick herangegangen würde, wenn man das Häuserkericht, das sich bereits dort einfindet und von Trockenwohnern besetzt ist, sich vermehren ließe.

Wir glauben entschieden, daß diese Strandanlage eine Zukunft hat, und daß auch das jenseitige Ufer, an dem jetzt fast nur Badeanlagen sich befinden, bald eine Besiedlung erhalten wird.

Möge bis dahin Wien, wie im Leben, so auch in der Architektur seinen richtigen Ton wiedergefunden haben, so daß die Häuser, die das Ufer besäumen, den zu Schiff Herankommenden als echte Wiener Kinder mit sympathischen Physiognomien begrüßen!

Anmerkung. Im vorigen Heft auf Seite 197 Zeile 23 von oben muß es heißen statt „leider untersagten" — „biderb untersetzten" und auf Seite 201 Zeile 9 von unten statt „nachträglich wurde" — nachträglich geschaffen wurde."



Kaiser Wilhelm

und die Reorganisation der preußischen Armee.

Von

Hermann Kunz.

— Berlin. —

Noch steht ganz Deutschland unter dem Eindruck des gewaltigen Schmerzes über den Tod unseres geliebten Kaisers Wilhelm. Wir wissen nicht, welchen Beinamen die Geschichte dermaleinst dem Begründer der deutschen Einheit geben wird, das aber wissen wir bestimmt, daß sein Name unter den Allerersten glänzen wird bis in die fernsten Zeiten. Kaiser Wilhelm war in allen seinen Unternehmungen vom Glück in außergewöhnlicher Weise bevorzugt. Er war ein Lieblingskind der Vorsehung. Aber die Vorsehung ist gerecht, sie gewährt dauernde Gunst nur dem Würdigen, und würdig dieser Gunst des Glückes war Kaiser Wilhelm in jeder Beziehung.

Eine seiner hervorragendsten Eigenschaften ist allezeit eine fast übermäßige Bescheidenheit gewesen. Er liebte es, die Männer in den Vordergrund zu stellen, welche als seine treuen Gehülfen und Berather so großen Antheil an den erstaunlichen Erfolgen hatten, die Preußen und demnächst Deutschland in den letzten Jahrzehnten errungen hat, während er selbst fast allzu bescheiden sich mit dem Ruhme begnügte, diese ausgezeichneten Männer richtig gewürdigt und an ihren richtigen Platz gestellt zu haben. Das lag in der großartig angelegten Natur unseres hochseligen Heldenkaisers tief begründet, aber das kann ihn auch nur um so höher heben in den Augen aller Kundigen vor dem Forum der Geschichte.

Ein Werk aber giebt es, welches recht eigentlich sein eigenstes Werk ist und gleichzeitig die Grundlage gebildet hat für alle späteren Erfolge, das ist die Reorganisation der preußischen Armee.

Nach den Befreiungskriegen im Anfang unseres Jahrhunderts blieb in Preußen die allgemeine Wehrpflicht bestehen. Die Dienstpflicht betrug 3 Jahre bei der Fahne, 2 Jahre in der Reserve, 7 Jahre in der Landwehr ersten Aufgebots, 7 Jahre in der Landwehr zweiten Aufgebots, im Ganzen also 19 Jahre. Die Landwehr erhielt mithin einen ganz anderen Charakter als sie während der Feldzüge von 1813—1815 gehabt hatte. Während dieser Feldzüge bestand nämlich die Landwehr aus Mannschaften, welche fast durchweg nicht im stehenden Heere gedient hatten, für die also auch der Militärdienst etwas ganz Neues war. Nur die Offiziere hatten meistens im stehenden Heere gedient, die Bataillonscommandeure waren durchweg frühere Offiziere.

Ursprünglich sollte die Landwehr nur als Reserve der Feldarmee dienen und nur in der Vertheidigung thätigen Antheil am Kriege nehmen. Der Zwang der Verhältnisse führte jedoch schon nach dem Waffenstillstande im August 1813 die Landwehr auch auf die Schlachtfelder. Sie leistete damals zum Theil sehr Gutes, ganz hervorragenden Antheil nahm sie an den Schlachten von Großbeeren, Hagelsberg, Dennewitz und an der Katzbach. Freilich waren ihre Verluste durch Abgang von Kranken, Maroden und Vermißten ganz unverhältnißmäßig groß, wie sich dies aus der Ungeübtheit der Mannschaften im Ertragen von Strapazen, im Marschiren und Bivouakiren ganz von selbst ergab. Durch das Gesetz vom 3. September 1814 änderte sich die Zusammensetzung der Landwehr vollständig. Die einzelnen Jahrgänge des stehenden Heeres traten nunmehr zur Reserve und aus dieser zur Landwehr über. Es wurde damit beabsichtigt, daß in Zukunft die Landwehr nur noch aus Mannschaften bestehen sollte, welche bereits im stehenden Heere gedient hatten und welche mithin auch mit allen Anforderungen des militärischen Lebens vertraut waren. Leider konnte das Gesetz nicht in diesem Sinne zur Durchführung gelangen. Preußen hatte allzusehr gelitten unter dem Aussaugesystem Napoleons, der jahrelangen Occupation, der unmittelbar die furchtbaren Opfer folgten, welche die Freiheitskriege mit sich brachten. Aeußerste Sparsamkeit war geboten.

Es wurde daher nur ein Theil der zum Heeresdienst brauchbaren Mannschaften in das stehende Heer eingereiht, während der Rest als Landwehrrekruten nothdürftig ausgebildet wurde und dann sofort zur Landwehr übertrat. Darin lag eine große Ungerechtigkeit, denn ein Theil der Wehrpflichtigen wurde sehr bedeutend, der Andere sehr wenig belastet.

Nur das Loos entschied darüber, welchem Theile der einzelne Ausgehobene angehörte. Die Hauptsache aber war, daß die Landwehr durch diese Maßregel eine große Zahl von wenig brauchbaren und recht ungeübten Elementen in sich aufnehmen mußte, wodurch sie naturgemäß jede Einheitlichkeit verlor. Sie formirte noch dazu eigene Brigaden, so daß also ein Truppenkörper von sechs Bataillonen ausschließlich aus Mann-

schaften bestand, deren Tüchtigkeit sich mit derjenigen der Linientruppen gar nicht in Vergleich stellen ließ.

Die Offiziercorps der Landwehr entbehrten gleichfalls des einheitlichen Gepräges, sie ergänzten sich aus übertretenden Linienoffizieren, freiwilligen Jägern, Unteroffizieren mit Grundbesitz und Kreiseingesessenen mit gewissen Einkünften. Diese letztere Einrichtung zeigte ihre Schattenseiten schon in den Friedensjahren, obschon die Uebungen der Landwehr so knapp bemessen waren als nur denkbar.

Schon in der politisch ernsten Zeit der Jahre 1830/31 ergab sich klar genug, daß die Organisation der Armee nicht mehr auf der Höhe der Zeit stand. Zunächst suchte man die Zusammensetzung der Landwehr dadurch zu verbessern, daß man die Landwehrrekruten aufhob und alljährlich eine größere Anzahl von Rekruten in das stehende Heer einreihte. Dies ließ sich wiederum finanziell nur dadurch ermöglichen, daß man die Dienstzeit bei der Fahne für alle Fußtruppen auf 2 bis 2½ Jahre verringerte. Sehr ungern entschloß man sich zu dieser Verringerung der Dienstzeit, jedoch gingen nunmehr wenigstens alle zum Heeresdienste Ausgehobenen auch durch die Schule des stehenden Heeres hindurch, ehe sie in die Landwehr eintraten. Von 1842 an änderte man auch die Zusammensetzung der Landwehroffiziercorps. Sie bestanden seitdem nur noch aus übertretenden Linienoffizieren und einjährig Freiwilligen, welche das Landwehroffizierexamen bestanden hatten und vom Offiziercorps gewählt wurden. Die Jahre 1848, 1849, 1850 zeigten die völlige Unbrauchbarkeit des bisherigen Systems. Die Mobilmachungen waren schwierig gewesen und hatten sehr viel Zeit gekostet, die Landwehr hatte namentlich 1848 sich durchaus nicht bewährt, vielmehr vielfach sich als unzuverlässig erwiesen. Es hatte sich sehr unzweideutig gezeigt, daß Preußens Heer nicht in der Lage war, der Stellung Preußens als Großmacht zu entsprechen. Noch freilich versuchte man eine Besserung der Zustände mit kleinen Mitteln.

Die Landwehrbrigaden wurden aufgelöst und von 1862 an je ein Linien- und ein Landwehrregiment in eine Brigade zusammengestellt und zwar so, daß das Linienregiment aus den drei Landwehrbataillonsbezirken des zugehörigen Landwehrregiments seine Rekruten erhielt. Auch wurde die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt.

Alle diese Aenderungen und Verbesserungen konnten jedoch die vorhandenen Uebelstände nur etwas ausflicken, nicht aber heilen. Der größte dieser Uebelstände war der, daß seit 1815 die Bevölkerung sich verdoppelt hatte, während die Zahl der jährlich eingestellten Rekruten auch nicht annähernd der Zahl der zum Heeresdienst geeigneten ausgehobenen Männer entsprach. Es wurden jährlich 63000 Mann als Rekruten ausgehoben, aber nur 40000 thatsächlich eingestellt.

Die ganze Entwickelung des preußischen Heerwesens seit 1815 hatte

Niemand mit so aufmerksamem und sachkundigem Blicke verfolgt als der hochselige Kaiser Wilhelm.

Im Jahre 1824 berief ihn das Vertrauen seines hohen Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., zur Führung des dritten Armeecorps. Im Jahre 1838 erhielt Prinz Wilhelm das Generalcommando des Gardecorps. Vielfach bot sich dem Prinzen die Gelegenheit, fremde Truppen zu sehen und gründlich kennen zu lernen; so 1822 in Holland, Belgien, Italien; 1823 in Rußland, hier ebenso 1832 und 1835, in welchem Jahre er im Lager von Kalisch sogar russische Truppen unter seinem Commando hatte. 1835 sah er württembergische Truppen bei Stuttgart, 1840 das achte deutsche Bundescorps in den Manövern bei Schwetzingen, 1841 Oesterreicher, 1850 und 1851 russische Truppen bei Warschau, 1852 englische Truppen im Lager vom Chobham, dann im selben Jahre Oesterreicher bei Olmütz.

Der strebsame Prinz sah alles mit offenen Augen und beurtheilte die militärischen Verhältnisse mit einer ganz ausnahmsweisen Schärfe und Klarheit. Die reiche Gelegenheit aus dem Zustande fremder Armeen zu lernen, die ihm so oft geboten wurde, hat er auf das rühmlichste ausgenützt, sehr zum Heile für Preußen und Deutschland.

1848 erlebte Prinz Wilhelm, seit der Thronbesteigung seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., Prinz von Preußen genannt, jene traurigen Märztage in Berlin, in denen er vom Volke so schmählich verkannt wurde und in denen man sein Palais nur dadurch vor der Zerstörung durch die Volkswuth schützen konnte, daß man an die Thorflügel desselben „Nationaleigenthum" schrieb. Der Prinz von Preußen mußte bekanntlich in Folge jener Märztage nach England gehen, von wo er erst Anfang Juni d. J. zurückkehrte.

Im Juni 1849 wurde er zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz ernannt. Es gelang ihm in kurzem Feldzug die Rebellen niederzuwerfen und die Ordnung wiederherzustellen. Bei dieser Gelegenheit lernte der Prinz die deutschen Bundestruppen auch vor dem Feinde kennen. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen.

Im Jahre 1850 durchlebte er die trübe Zeit der Erniedrigung Preußens, welche durch den Vertrag von Olmütz besiegelt wurde. Er erkannte klar die wahren Ursachen der militärischen Schwäche, welche Preußen damals zur Nachgiebigkeit zwangen. Noch aber konnte er nicht durchgreifen und helfen.

Am 7. Oktober 1858 übernahm der Prinz von Preußen für den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft, nachdem er ihn bereits seit dem 23. October 1857 vertreten hatte.

Von hoher Bedeutung sind die Worte des Prinzregenten, welche er am 8. November 1858 an sein neu ernanntes Ministerium richtete:

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachsthum

erkämpft. Ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß Manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschaale legen zu können."

Noch änderte der Prinzregent nichts an der bestehenden Organisation, aber schon die Mobilmachung des nächsten Jahres 1859 deckte auf's Neue in greller Weise die vorhandenen Schwächen der preußischen Armee auf. Es kam bekanntlich für Preußen nicht zum Kriege und nun ergriff der Prinzregent sofort die günstige Gelegenheit, die lange beabsichtigten Reformen in's Werk zu setzen. Umfassende Neuformationen traten in's Leben, vorläufig noch ohne Genehmigung des Landtages.

Die Grundgedanken der neuen Heeresorganisation waren folgende: Bedeutende Vermehrung des stehenden Heeres, so daß alle wirklich tauglichen Männer auch zur Einstellung gelangen konnten, Verlängerung der Reservedienstzeit von 2 auf 4 Jahre, dagegen bedeutende Entlastung der Landwehr, indem die Dienstzeit beim ersten Aufgebot von 7 auf 5 Jahre und beim zweiten Aufgebot von 7 auf 4 Jahre ermäßigt wurde.

Bisher hatte man zur Aufstellung von 400 000 Mann 12 Jahrgänge gebraucht, darunter 7 Jahrgänge der Landwehr, also meist verheirathete Leute; jetzt waren nur 7 Jahrgänge der Linie und Reserve zur Aufstellung derselben Truppenmasse nöthig. Die Landwehr schied aus der Feldarmee vollständig aus. Eine sehr namhafte Erleichterung für die Familienväter war die unmittelbare Folge der neuen Heeresordnung, die freilich erst nach ihrer völligen Durchführung wirksam werden konnte.

In der Thronrede vom Januar 1860 empfahl der Prinzregent die neue Vorlage dem Landtage: „Es ist nicht die Absicht mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen, die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflich erwogenen Vorlage Ihre vorurtheilsfreie Prüfung und Beistimmung." Am 3. December 1859 war der General von Roon zum Kriegsminister ernannt worden, der richtige Mann auf dem richtigen Fleck.

Das Abgeordnetenhaus verhielt sich trotz aller ersichtlichen Vorzüge

der neuen Heeresordnung ablehnend gegen die Gesetzesvorlage. Unklare Ideen von einer Milizarmee spukten in den Köpfen, man fürchtete die Erstarkung der Macht der Krone, man ahnte nicht, welchen herrlichen Gebrauch unser hochseliger Heldenkaiser von der von ihm selbst erschaffenen Waffe machen würde. Mit der Zeit spitzte sich dieser Zwiespalt zwischen Krone und Abgeordnetenhaus zu einem Conflict zu.

Am 2. Januar 1861 bestieg der Prinzregent den Thron seiner Väter als König Wilhelm I. Er ließ sich durch die widerstrebende Haltung des Abgeordnetenhauses nicht irre machen. Treu hielt der König an dem einmal für richtig Erkannten fest. Im September 1862 ernannte er den Wirklichen Geheimen Rath von Bismarck-Schönhausen zum Ministerpräsidenten, wieder den richtigen Mann an der richtigen Stelle.

Ungeachtet aller Opposition wurde rüstig an dem begonnenen Werke weiter gearbeitet.

„Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrthum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen," erklärte Bismarck.

Der König stand fest zu seinen Getreuen und ließ sich nicht wankend machen durch alle Opposition.

„Meine Herren, ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden und Sie werden diese Sprache noch oft von mir hören," entgegnete Bismarck dem Abgeordneten Virchow auf seinen Vorwurf, daß die Minister eine „preußische Sprache" redeten, welche die ganze Welt nicht verstände.

Großartig wie die Männer, welche es begannen und durchführten, war auch ihr Werk. Es war in Wahrheit eine ganz ungeheuere Vermehrung der Armee, eine gewaltige Erhöhung ihrer Schlagfertigkeit. Die Reorganisation von 1859—1861 ist der Ausgangspunkt, die Wurzel aller späteren glänzenden Erfolge, welche ohne sie gar nicht denkbar sind.

Es wird gewiß von Interesse sein, aus einem Vergleich der Friedensstärke der preußischen Armee vor und nach Durchführung der Reorganisation ihren gewaltigen Umfang kennen zu lernen.

Die preußische Armee zählte:

	Vor der Reorganisation.	Nach der Reorganisation.
Infanterie (einschließlich Jäger)	136 Bataillone	253 Bataillone
Cavallerie	152 Schwadronen	200 Schwadronen
Feld-Artillerie	99 Batterien	145 Batterien
Festungs-Artillerie.	50 Compagnien	72 Compagnien
Pioniere	20 "	36 "
Train	gar nicht formirt	18 "

Die großen Vortheile der neuen Heeresordnung bestanden jedoch keineswegs allein in der so bedeutenden Vermehrung der Kriegs- und Friedensstärke der Armee, sowie in der Entlastung der älteren Jahrgänge der Land-

wehr. Dadurch daß die Friedensstärke der Armee bei der Infanterie z. B. nahezu verdoppelt wurde, ergab sich ganz von selbst ein glänzendes Avancement der Offiziere. Junge thatkräftige Männer kamen in höhere Stellung, überall kam frisches Leben hinein; mit vollster Manneskraft konnten Offiziere in höheren Stellungen arbeiten, die sie ehedem erst erreichten, wenn ihre Körperkraft schon nicht mehr ungebrochen war. Man vergegenwärtige sich die unglaubliche Verjüngung der Armee nur an dem Beispiele der Infanterie. Ganz abgesehen von den Generälen, dem vermehrten Generalstabe und den neu aufzustellenden höheren Stäben wurden in Folge der Neuformationen gebraucht:

36 Regimentscommandeure
117 Bataillonscommandeure
36 etatsförmige Stabsoffiziere
468 Hauptleute.

Alle diese Offiziere mußten dem vorhandenen Bestande an activen Offizieren entnommen werden. Es wurden also mehr als ein Drittheil aller Hauptleute sofort Stabsoffiziere, und zwar stellte sich in Wirklichkeit dies Verhältniß noch weit günstiger, weil an der scharfen Ecke der höheren Charge so Mancher scheiterte. Noch günstiger war das Verhältniß bei den Premierlieutenants, sie wurden sämmtlich auf einen Ruck Hauptleute, ja die ältesten Secondelieutenants rückten schon in Hauptmannsstellen auf, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß die Reorganisation mehrere Jahre währte, der Uebergang daher kein plötzlicher war. Für die Armee bedeutete dies eine Verjüngung um etwa 10—15 Jahre. Auch dies hat bei den Erfolgen der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 wesentlich mitgesprochen.

Es ist ein gewaltiger Unterschied ob das Durchschnittsalter der Hauptleute in einem Feldzuge 30 oder 40 Jahre beträgt. Generäle von 50 Jahren sind rüstiger als solche von 60 und mehr Jahren, ein Mann in der Kraft seiner Jahre faßt leichter einen entscheidenden Entschluß, wird in seinen Entschießungen wie auch namentlich in der Ausführung derselben weniger durch körperliche Beschwerden gehindert. Ein Umstand aber scheint uns im Allgemeinen viel zu wenig gewürdigt zu werden.

Auch in anderen Armeen hat es stets einsichtige Männer gegeben, welche die Schwächen der Heeresorganisation ihres Reiches erkannten. So in Oesterreich vor 1866, in Frankreich vor 1870; aber beide Reiche hatten nicht das Glück, daß ihre Herrscher rücksichtslos für das Heil der Armee und damit des Staates in die Bresche sprangen, ohne sich um die Bedenken der Opposition zu bekümmern. Beiden Reichen war es vorbehalten erst nach schweren Niederlagen eine neue und gute Heeresverfassung zu erringen; nach schweren Niederlagen nicht nur, sondern auch — und namentlich Frankreich — nach ungeheuren materiellen Verlusten.

Was wäre wohl ohne Kaiser Wilhelm aus uns geworden? Welche namenlosen Demüthigungen, welche ungeheuren Verluste an Land und Leuten, an Geld und Gut hätten wir wohl erlitten, wenn unser Heldenkaiser der Opposition nachgegeben hätte?

Die Vorsehung hat uns ungewöhnliche Gnade erwiesen, indem sie uns einen Herrscher verlieh, der unbekümmert um die Volksgunst das, was er als heilsam erkannte auch durchführte und zwar so rechtzeitig, daß die kommenden ernsten Zeiten das Werk bereits nahezu vollendet antrafen. Dies Glück verdanken wir Gott und demnächst Kaiser Wilhelm. Dieser unvergängliche Ruhm wird ihm stets bleiben und seinem Namen in allen Zeiten voranleuchten.

Nach dem siegreichen Feldzuge von 1866 wurde die preußische Armee abermals sehr vermehrt. Der norddeutsche Bund trat ins Leben, mit ihm die norddeutsche Armee. Mit den süddeutschen Staaten bestanden Bündnißverträge.

Auch der Bewaffnung der Armee wendete Kaiser Wilhelm unausgesetzt das regste Interesse zu.

Das Zündnadelgewehr hat an den Erfolgen des Jahres 1866 seinen redlichen Antheil gehabt; die Artillerie leistete jedoch nicht das, was man von ihr erwarten durfte.

Dies lag keineswegs an einem etwaigen Mangel an Tüchtigkeit dieser Waffe, wohl aber an ihrer Verwendung und Ausrüstung. Die glatten Geschütze, welche sich gar nicht bewährt hatten, wurden nunmehr abgeschafft, nicht ohne heftigen Widerspruch, der in dem Namen Ackolay gipfelt. Nur noch gezogene Geschütze bildeten die Ausrüstung der Feldartillerie.

Durch den siegreichen Krieg von 1870/71 erstand endlich nach jahrhundertelanger Ohnmacht wieder das deutsche Reich, mächtiger als es jemals gewesen, getragen und geschützt durch das deutsche Heer und die deutsche Marine. Nach so unerhörten Erfolgen wäre es wohl denkbar gewesen, daß eine gewisse Sicherheit, eine Art von Nachlassen in der straffen Arbeit die Folge gewesen wäre. Dank der rastlosen Energie des Kaisers Wilhelm war davon keine Rede. Unablässig wurde in der Armee weiter gearbeitet.

Keinerlei Ueberhebung trat ein. In einem Reiche, wo jeder waffenfähige Bürger Soldat ist und an den glänzenden Erfolgen seinen ehrlich erworbenen Antheil hat, versteht sich dies freilich von selbst, allein auch in dieser Beziehung gab Kaiser Wilhelm durch seine Bescheidenheit und seine von jedem Pietismus weit entfernte ehrliche, einfache Gottesfürchtigkeit ein leuchtendes Beispiel.

1871 wurde ein Eisenbahnbataillon formirt, 1874 die Artillerie gründlich reorganisirt und mit neuen verbesserten Geschützen ausgerüstet. 1875 wurde aus dem Eisenbahnbataillon ein Regiment formirt, 1881 und zuletzt 1887 erfolgten größere Neuformationen.

So wuchs denn die deutsche Armee auch nach dem siegreichen Kriege

gegen Frankreich stetig an, und Kaiser Wilhelm hinterließ seinem Nachfolger, unserem jetzigen Kaiser Friedrich ein weit stärkeres Heer, als Deutschland selbst während der größten Machtentfaltung von 1870/71 es besessen hatte.

Die Kriegsstärke lediglich der deutschen Feldarmee ohne irgend welche im Mobilmachungsfalle aufzustellende Neuformationen hat sich seit 1870 vermehrt um:

71 000 Mann Infanterie
600 Reiter
672 Feldgeschütze
5800 Mann Pioniere und Eisenbahntruppen.

Schon bei Betrachtung des allmählichen Anwachsens der deutschen Armee zeigt sich wieder der klare Blick des Kaisers Wilhelm:

Nach 1866 wurden alle Waffengattungen vermehrt, besonders stark die Cavallerie, aber auch die Artillerie. In den 5. Schwadronen der Regimenter erhielt die Cavallerie die Möglichkeit, bei eintretender Mobilmachung die 4 Feldschwadronen an Mannschaften und Pferden aus der zurückbleibenden 5. Schwadron zu ergänzen und sofort auszurücken. Die Schlagfertigkeit der Cavallerie wurde dadurch außerordentlich vermehrt.

Die Erfahrungen des Feldzuges von 1870/71 zeigten dann, daß man Cavallerie genug habe, dagegen namentlich mehr Artillerie brauche.

Wir sehen daher, daß die Neuformationen in diesem Sinne ausgeführt werden. Die Infanterie wird der vermehrten Bevölkerungsziffer entsprechend vermehrt, die Cavallerie gar nicht, denn die 4 seit 1870 neuformirten Schwadronen sind die bis dahin fehlenden 5. Schwadronen der 4 württembergischen Reiterregimenter. Dagegen tritt eine ganz kolossale Vermehrung der Artillerie ein. Ganz neu erscheint nach 1870 die Eisenbahntruppe, welche bald sehr stark vermehrt wurde. Auch eine Luftschifferabtheilung wurde gebildet.

Ueberall ist der greise Kriegsherr auf der Höhe der Zeit gewesen, allen Neuanforderungen wurde er gerecht. Er erlebte noch die Bewaffnung der deutschen Armee mit einem Magazingewehr, wodurch abermals ein Vorsprung vor den anderen Armeen gewonnen wurde, ähnlich wie durch die Einführung des Zündnadelgewehrs in den vierziger Jahren.

An den glorreichen Namen Kaiser Wilhelms knüpfen sich noch andere Heeresverbesserungen, so die Ausbildung der Ersatzreserve, durch welche ein großes Reservoir allerdings nur oberflächlich ausgebildeter Mannschaften entstand, welche im Kriegsfalle zur Complettirung, namentlich der Ersatztruppen, herangezogen werden können und sicherlich im Laufe eines Feldzuges gute Dienste leisten werden.

Kurz vorher, ehe der Todesengel die Hand unseres greisen Heldenkaisers berührte, hat der Kaiser noch die große Freude erlebt, daß die neuste Vermehrung der Kriegsstärke der deutschen Armee, die Schaffung einer Landwehr zweiten Aufgebots und die Regelung der Verhältnisse des

Landsturms vom Reichstage mit nie dagewesener imponirender Einmüthigkeit zum Gesetz erhoben wurde. Wenige Wochen vor seinem Tode verstärkte somit unser greiser Kaiser Wilhelm die deutsche Wehrkraft nochmals um 700 000 Mann ausgebildeter Mannschaften!

„Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt", konnte Fürst Bismarck ausrufen und damit die Stimmung von ganz Deutschland bezeichnen.

Die deutsche Armee ist die furchtbarste und gewaltigste Heeresmaschine, welche jemals einem Reiche zur Verfügung gestanden hat, sie ist aber auch das herrlichste Denkmal für unseren dahingeschiedenen Soldatenkaiser. Er hat diese ungeheure Machtfülle nur dazu benützt, den Frieden zu wahren und Deutschland ruhige Zeiten zu sichern. Auch darin steht Kaiser Wilhelm einzig in der Geschichte da.

Aber er wußte auch, wie sehr er von seinem dankbaren Volke geliebt wurde. Täglich, wenn die Wachparade bei seinen Fenstern vorbeizog, konnte er sich auf's Neue davon überzeugen. Vor jenem historischen Eckfenster waren Mittags alle Stände vertreten, die Jubelrufe beim Anblicke des geliebten greisen Hauptes am Fenster kamen vom Herzen und gingen zum Herzen. Wie sehr die Armee ihn liebte, war unserem Heldenkaiser erst recht bewußt. Diese Liebe dauert auch über das Grab hinaus.

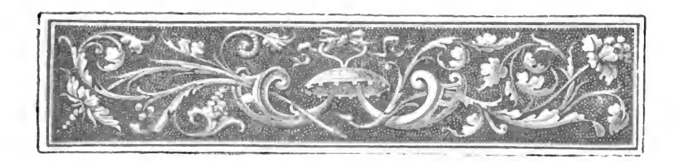
Wir leben in einer ernsten Zeit. Noch trauern wir an einem frischen Grabe und noch immer quält eine tückische Krankheit den Heldensohn Kaiser Wilhelms, unseren Kaiser Friedrich.

Im Westen und Osten ballen sich dunkle Gewitterwolken zusammen. Drohende Blitze zucken durch das düstere Gewölk, besonders im Westen. Haß und Neid verfolgen das blühende Gedeihen des mächtigen deutschen Reiches.

Da ist denn das große Denkmal Kaiser Wilhelms, die gewaltige deutsche Heeresmacht ein rechter Trost. Wenn ja unsere Feinde es wagen sollten, uns in einem solchen Augenblicke anzugreifen, in dem wir gleichzeitig einen großen Todten beweinen und für die Gesundheit unseres vielgeliebten herrlichen Kaisers besorgt sind, dann sollen sie den furor teutonicus kennen lernen in seiner ganzen wilden unbezähmbaren Kraft.

Dann soll es wieder heißen: Laßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind. Noch immer sind wir die echten Nachkommen jener alten Germanen, deren wuchtige Keulenschläge vor Zeiten das mächtige Römerreich in Trümmer schlugen. Das mögen unsere Feinde jenseits der Vogesen und östlich der Weichsel gut im Gedächtniß behalten. Gott gebe, daß dieser schreckliche Vertilgungskrieg nicht zur Wirklichkeit werde; kommt er aber, dann sind wir sicher, daß die Siegesgöttin, deren Gunst Kaiser Wilhelm dauernd besessen, und der seine Weisheit die Wege wahrlich so geebnet hatte, daß es ihr leicht wurde, Deutschland günstig zu sein, daß diese Siegesgöttin ihrem alten Liebling auch über das Grab hinaus treu sein wird.

Das walte Gott.



Aus der musikalischen Vogelperspective.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Ein Jeder meiner geneigten Leser weiß, daß in der Vogelperspective nur die hervorragenden Gegenstände dem Auge erkennbar sind, da die kleineren in der Entfernung verschwinden. Dagegen dürfte nicht vielen Lesern in der Erinnerung gegenwärtig sein, daß Jean Paul die Vogelperspective als die einzig richtige Lebensanschauung gepriesen hat: man müsse sich hoch erheben wie die Lerche, daß nur mehr Aehrenfelder, und hohe blühende Bäume, und grüne Matten der Berge sichtbar blieben, nicht die Bein- und Leichenhäuser. Allerdings meinte er, man könne auch allenfalls wie die Lerche gerade hinabfallen mitten in das Aehrenfeld, wo nur eben wieder grüne Halme und Kornblumen zu sehen wären, alles Andere verdeckt bliebe. Ich für meinen Theil finde jedoch die obere Luft (das einzige noch unbesteuerte Lebensmittel) zuträglicher, besonders für Musikberichte; denn wer bei diesen sich auf flachen Boden stellen wollte, der kommt leicht in die Gefahr, kein Aehrenfeld zu sehen, und die Dinge aus der Froschperspective des Tagesgeschwätzes zu beurtheilen.

Der Betrachter aus der höheren Region erblickt vor allem drei Institute des öffentlichen Musiklebens: das Königliche Opernhaus, den obersten Kunsttempel der deutschen Reichshauptstadt, die altehrwürdige Singakademie, die sorgsame Pflegerin religiöser Musik, in deren Räumen noch immer die größten ausübenden Künstler ihre Concerte veranstalten und Joachim und Genossen in ihren Quartetten die Werke edelster Richtung in höchster Vollendung wiedergeben; endlich die Philharmonie, in welcher die gleichnamigen,

durch Bülows unvergleichliche Leitung zum Glanzpunkte erhobenen Concerte stattfinden, dann die Oratorien des Stern'schen Gesangvereines, und die populären Concerte, der Sammelplatz jenes musikalischen und eleganten Publikums, das nur sich an den Werken der großen Meister erfreuen will, ohne Gespräche über Aesthetik oder Privatverhältnisse anderer Leute, ohne gegenseitige Musterung der Toiletten und des Gebahrens. Die Königliche Oper hat im letzten Jahre nur zwei Neuheiten gebracht, die beide — mit dem freundlichsten Ausdrucke — als wenig glücklich zu bezeichnen sind: einen neuen Kapellmeister, der 58 Jahre alt noch niemals vorher eine Oper geführt hatte, und eine neue „Komische Oper", die sehr weit unter dem Niveau dieses Begriffes überhaupt, und unermeßlich weit stand unter dem des ersten Musikinstitutes der deutschen Reichshauptstadt. (Ich wähle die Redeform der Vergangenheit — imperfectum — weil höchst wahrscheinlich jene Oper auf der Bühne nicht mehr gegenwärtig sein wird, wenn diese Zeilen erscheinen.)

Ein unveränderliches Kunstgesetz bestimmt, daß gewisse Leistungen vollständig handwerksmäßig und mit großem Fleiße, mechanisch von Jugend an gelernt und geübt werden müssen, und daß glückliche Anlagen vielleicht schnelleres Erreichen der Vollkommenheit befördern, niemals die fleißige Uebung zu ersetzen vermögen. Es giebt keinen, noch so genialen ausübenden Künstler, der nicht die Tonleitern, die Terzen, Triller ganz mit demselben Fleiße üben mußte, wie der wenigst Begabte. Von diesem unterscheidet er sich nur dadurch, daß er das mechanisch Gelernte besser geistig verwerthet, nicht etwa daß er weniger üben mußte. Ebenso hat nie ein Opern-Kapellmeister existirt, und wird nie Einer erstehen, der nicht diese Art der Leitung erst Jahre lang handwerksmäßig mechanisch sich aneignen mußte, bis er zur vollkommen freien künstlerischen Handhabung gelangte. Es giebt sogenannte „geborene Kapellmeister" die aus den Lehrjahren tretend, den Tactstock ergreifen, und in kürzerer Zeit so viel Sicherheit, Schärfe des Gehörs, und energischen Ueberblick sich aneignen, daß sie manchen älteren Uebungsmann („Routinier") überragen; das sind die wenigen Auserwählten, die mit bedeutendem Talente und Wissen große Willenskraft und die Gabe sich Gehorsam zu verschaffen, glücklich vereinen. Aber die Musikgeschichte nennt Keinen, und wird auch in Zukunft Keinen nennen, der nicht schon als junger Mann Operncapellmeister geworden war und langjähriger Uebung oblag, bevor er zu Ruf und einflußreichster Stellung gelangte. Herr Deppe war in früheren Jahren Dirigent der vollständig in Verfall gerathenen Berliner Symphonie-Kapelle gewesen; in neuerer Zeit hat er die Anordnung und Leitung der vom Herrn Grafen Hochberg gestifteten Schlesischen Musikfeste mit Geschick durchgeführt. In den Symphonie-Abenden der Königlichen Kapelle, deren Führung ihm als Nachfolger Radeckes ebenfalls übertragen wurde, hat er manche schätzenswerthe Eigenschaft gezeigt; das war allerdings nur dadurch ermöglicht, daß ihm von der General-Intendanz viele

Proben zugestanden worden, die unter Herrn von Hülsen niemals stattfinden durften. Aber in der Opernleitung, deren heißen Boden Herr Deppe erst als alter Herr betrat, hat er Fehler begangen, die ihn selbst gegen die gewöhnlichsten Uebungsmänner in Nachtheil setzten. Alle Feinheiten in einzelnen Momenten, alle Tonfärbungen in der Begleitung des Orchesters bieten nicht den mindesten Ersatz für die Unsicherheit gegenüber den Sängern und dem Chore. Die Leitung einer Oper ist eben ganz verschieden von der einer Symphonie. Hier steht der Kapellmeister vor dem Orchester, das ihm folgen muß, dort steht er zwischen den Sängern oben und dem Orchester unten, hat nach verschiedenen Seiten hin gleiche Aufmerksamkeit und Sicherheit zu entfalten; ein Schwanken des Orchesters in einer Symphonie läßt sich unschwer beseitigen, besonders wenn das Orchester aus den Königlichen Kammermusikern besteht; aber wenn der Sänger und der Chor durch die Unsicherheit des Dirigenten in Schwanken gerathen, wer soll da im Orchester die Ordnung herstellen? Ein erfahrenster und gebildetster Musikschriftsteller, ein fast einseitiger Anhänger der klassischen Richtung, dem also gewiß keine Sympathie für moderne Kapellmeister zugeschrieben werden kann, W. H. Riehl, hat im ersten Hefte von Nord und Süd 1877 die sehr beherzigenswerthen Sätze ausgesprochen: „Manche Kapellmeister sind blos Musiker; sie können daher ein Werk der absoluten Musik, eine Symphonie zu musterhafter Darstellung bringen, aber keine Oper. Eine Oper symphonienhaft zu dirigiren, ist ebenso verkehrt, als eine Symphonie opernhaft." — Diese Worte sind vollkommen passend auf Herrn Deppe anzuwenden. Was nun gewisse innere Vorgänge in der General-Intendanz, die Entlassung des Directors Herrn von Strantz u. s. w. betrifft, die im verflossenen December so viel Staub aufgewirbelt haben, so wird der freundliche Leser mir jede Erörterung erlassen; ich habe von meinem Standpunkte aus nur den Staub auffliegen sehen, mich nicht bekümmert, was dahinter geschah.

Bevor ich zu der Besprechung der neuen „Komischen Oper" übergehe, muß ich der vor anderthalb Jahren gegebenen ernsten „Merlin" von Rüfer gedenken, eines verdienstvollen Werkes, das allgemeine Anerkennung gefunden hat, dessen Einführung auf anderen Bühnen leider ein sehr schwerwiegendes Hinderniß entgegensteht: daß fast zu gleicher Zeit die Wiener Hofoper einen „Merlin" von Goldmark und mit bedeutendem Erfolge gebracht hat. Das neue Werk des rühmlich bekannten Componisten der „Königin von Saba" drängte das verdienstliche erste des Berliner Componisten in den Hintergrund; die meisten Bühnen bewarben sich um jenes, das andere blieb leider unbeachtet.

Was soll ich nun von der neuesten Neuheit, der Komischen Oper „Turandot", frei nach Gozzi, Text und Musik von Rehbaum sagen? Sie bietet ein psychologisches Räthsel. Der Dichter-Componist genießt als Lehrer des Generalbasses und der Composition, sowie als Berichterstatter des Berliner Fremdenblattes und einiger Musikzeitungen einen ganz guten

Ruf. Er hat also ganz bestimmt seine Schüler recht oft gelehrt, daß diese oder jene Harmonienfolge abgebraucht erscheint und unvornehm klingt, daher vermieden werden müsse, daß gewisse Rhythmen selbst in der Operette niederer Gattung nicht mehr freundlichen Empfang finden, daß die von der Gesangsmelodie ganz getrennten Vor- und Nachspiele heutzutage kaum mehr in der Gesangsposse anzuwenden sind. Auch hat er unzweifelhaft als ein für edlere Dichtung eifriger Berichterstatter gegen lange Dialoge mit ordinären Redensarten geschrieben, insbesondere aber gegen die Verhöhnung der Familienbeziehungen und des weiblichen Ehrgefühls, das in der gebildeten Gesellschaft aller Länder als ein höchstes Gut betrachtet wird. Ein langer ausführlicher Artikel im „Fremdenblatt", für welches Herr Rehbaum schreibt, belehrte uns einige Wochen vor der ersten Aufführung, daß der Dichter-Componist mit den nobelsten Anschauungen an seine Aufgabe gegangen war; er zählte erst die Mängel der Gozzischen Turandot auf und erklärte dann:

„Es kam für den Componisten, der auch der Verfasser seines Librettos ist, darauf an, den guten, höchst brauchbaren Kern aus dem Turandot-Stoff herauszuschälen, und ihn zu einem feinkomischen Libretto frei zu bearbeiten. Rehbaum hat von dieser Freiheit den allergrößten Gebrauch gemacht. Zunächst hat er alle schlaffe Sentimentalität herausgebracht, aus dem Prinzen Kalaf einen frischen, kecken Jüngling geschaffen, dagegen die Prinzessin Turandot unserm modernen Empfinden näher gerückt. Auch — so lautete die weitere Erklärung — hat der Librettist den Schauplatz von China nach Indien, nach dem paradiesischen Kaschmir verlegt — jedenfalls nicht zum Schaden des Werks, denn die poetischen Indier sind ja unsere weitläufigen Vettern, ihr Fühlen und Empfinden ist uns vertrauter als das unserer jetzigen höchst achtbaren Verbündeten aus dem „himmlischen" Reich. Außerdem ist das indische Costüm dankbarer als das chinesische — und Rehbaum wollte auch wohl nicht etwa ein Nachahmer des „Mikado" sein." Nun will ich einmal des geneigten Lesers „modernes Empfinden" anrufen, auf daß er über folgende Hauptscene urtheile. Die charmante Prinzessin Turandot war schon einmal mit einem dummen Kerl verlobt, hat die Räthselgeschichte nur erfunden, um nicht wieder getäuscht zu werden — so erzählt sie selbst. Als nun der gescheidte Kalaf der ihr gleich sehr gefällt die Räthsel löset, ist sie ohne maßen froh, und will ihn gleich heirathen. Aber er will (trotz der innigsten Liebe für sie) vorerst ihrem Hochmuth eine kleine Demüthigung bereiten; sie soll nun sein Räthsel, seinen Namen und Herkunft errathen. Die Prinzessin erfährt, daß der alte Hofgärtner ihres Vaters, Barak, den Prinzen aus früherer Zeit kennt, und beschließt durch ihren überlegenen Geist in den Besitz der Räthsel-Lösung zu gelangen. Als Dienerin verkleidet, tief verschleiert, sucht sie jenen Barak des Abends im Garten auf, und theilt ihm mit, sie sei von der Prinzessin mit dem Auftrage gesendet, ihm eine große Summe

zuzusichern, wenn er ihr den Namen des Prinzen sagte. Der alte Gärtner ist ein Schlaukopf; er findet bald heraus, daß die Dienerin die Herrin ist, und beschließt sie zu überlisten; für Geld, erklärt er, ist ihm das Geheimniß nicht feil, aber für ein Liebeszeichen (ich erlaube mir zu bemerken, daß die Sprache Rehbaums sich in anderen Worten ausdrückt); er sei zwar alt und häßlich, aber sein Herz schlage noch warm. Wenn die Botin ihm „drei süße Küßchen" geben wollte, dann würde er ihr den Namen mittheilen. Die Prinzessin Turandot, die Tochter des Fürsten von Kaschmir, des „poetischen Inders", willfahrt dem alten häßlichen Gärtner unter der Bedingung, daß er die Augen schließe. Skirina, Baraks Weib, kommt gerade dazu, als die „süßen Küßchen" ertheilt werden, macht großen Lärm, schilt ihren Mann einen „alten wüsten Sünder" die Unbekannte „eine Dirne". Die Dienerschaft des Palastes eilt herbei, zuletzt erscheint auch der Fürst und fragt nach der Ursache des Spectakels. Skirina bringt ihre Klage vor, die Verschleierte will entfliehen, wird zurückgehalten, und der Fürst befiehlt, daß sie vor ihm allein sich entschleiere. Das geschieht; der Fürst erkennt seine Tochter; und der „poetische Indier" singt eine abgebrauchteste Polkaweise zu den poetischen Versen:

Das ist — das ist spaßhaft in der That
In der Noth weiß sie sich Rath,
Das ist unendlich lächerlich
Wie gut weiß sie zu helfen sich!

Und der Chor wiederholt diese echt fürstlichen Betrachtungen, um welche die Dichter der Herzogin von Gerolstein, Giroflé Girofla u. dergl. den Dichter-Componisten der „feinen komischen Oper" Turandot beneiden können. Es ist nun selbstverständlich, daß ein Componist, der sich selbst solche Verse zubereitet, auch die Musik darnach eingerichtet hat; daß aber ein anerkannter Lehrer der Musiktheorie die abgebrauchteste Harmonie, lärmendste und zugleich langweilige Instrumentation mit verwendete, dünkt mich ein Räthsel, vor dem selbst der scharfsinnigste Kalaf rathlos stehen würde. Lassen wir es ungelöst und wenden wir den Blick aus der Vogelperspective von der Oper zu den neuen Chor- und Instrumentalwerken, welche Singakademie und Philharmonie in der verflossenen Winter-Musikzeit gebracht haben.

Symphonie und Lied sind die Tonkunstformen, in welchen sich der deutsche Componist immer am heimischsten fühlen wird; es ist dies die Folge der Wechselwirkung zwischen Künstler und Publikum. Instrumentalwerke und Lieder finden in jeder Stadt ein sicheres Concert-Publikum, aber nicht die Oper. Die Leute, die in das Theater gehen, sind an so viele verschiedenartigste Opernmusik aller Länder gewöhnt, daß ihnen das nationale Gefühl dafür vollkommen abhanden gekommen ist. Daß die Musikdramen Richard Wagners eine so ungeheuere Wirkung und

Anziehungskraft auf das Publikum ausüben, bietet keinen Gegenbeweis meiner Behauptung. Wenn einmal ein colossales Genie, das nicht nur großartige Werke schuf, sondern auch die mächtigsten Bewegungshebel erfand und handhabte, die Leute aus ihrer Gleichgültigkeit emporreißt, so liegt hierin noch kein Beweis für ihr nationales Kunstgefühl. Erst wenn sie auch geringeren Werken derselben Richtung einige Aufmerksamkeit widmen, kann man ein solches zugestehen. Franzosen, Italiener und Engländer geben hierin ein nachahmenswerthes Beispiel; in Deutschland hat selbst ein so geniales und liebenswürdiges Werk wie Götz' „Bezähmte Widerspenstige" festen Fuß nicht fassen können. Ein Chorwerk, eine Symphonie, die in irgend einer größeren Stadt Deutschlands bedeutenden Erfolg errungen hat, wird binnen kurzer Zeit von vielen musikalischen Vereinen anderer Städte vorgeführt werden; eine deutsche Oper braucht Jahre der Wanderung, um von einer Stadt in eine naheliegende zu gelangen. Wir haben eben kein deutsches Opernpublikum. Die Theaterdirectoren wissen genau, daß die Leute dem zweifelhaftesten französischen oder italienischen Fabrikate mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen, als einem als verdienstlich anerkannten deutschen.

Von Chorwerken hat der Winter nur zwei neue gebracht, Bernhard Scholz' Glocke und Anton Rubinsteins Sulamith das erstgenannte hat der Componist selbst vorgeführt mit dem hiesigen „Cäcilienverein" das letztere hatte die Königliche Kapelle für ihren letzten Symphonieabend bestimmt. Herr Scholz, vor einigen Jahren Leiter der Breslauer Vereinsconcerte, jetzt Director der Hoch'schen Conservatoriums-Stiftung und des Rühl'schen Gesangvereins in Frankfurt am Main, hat sich durch mehrere sehr freundliche und melodiöse Instrumentalwerke vortheilhaften Ruf erworben. Eine Oper „Ziethen-Husaren" die er vor mehreren Jahren an der Könglichen Hofoper in Berlin zur Auffährung brachte, ließ erkennen, daß ihm nach dieser Richtung wenig Begabung verliehen ward. Und sein „Lied von der Glocke" auf Schillers Verse bewies das von Neuem. Talent für freundliche Melodik, vollste musikalische Bildung, vornehmes Wollen, gewissenhafte Arbeit, alles das tritt in dem Werke zu Tage; aber alles das genügt nicht um ein selbständiges Kunstwerk zu bilden. Allerdings ist Schillers Gedicht trotz seiner großen unvergänglichen Schönheiten keine textliche Unterlage für musikalische Composition; auch Max Bruch, der für Chorwerke ungleich bedeutenderes Talent besitzt als Herr Scholz, scheiterte an dieser Aufgabe. „Sulamith" von Rubinstein war ursprünglich als „biblisches Bühnenspiel" an der Hamburger Bühne aufgeführt worden. Der Text ist von Julius Rodenberg dem hohen Liede von Salomo nachgebildet. Der weise König läßt das schöne Mädchen in seinen Palast entführen; sie aber liebt einen Hirten, und weist des Königs Anträge zurück. Der Geliebte kundschaftet ihren Aufenthalt aus, sie entfliehen, werden wieder ergriffen, aber von dem weisen Monarchen begnadigt und

vereint*). Daß diese „Handlung" von vornherein für eine Oper zu wenig dramatisches Moment bietet, bedarf keiner ausführlichen Darlegung. Sie füllt auch keinen ganzen Abend aus, und ward in Hamburg mit einer einactigen „komischen Oper" von Rubinstein zusammen gegeben. Aber Sulamith bewährte sich auch trotz dieser Begabung nicht als ein „Bühnen-Spiel". Der geniale Rubinstein verfolgt seit Jahren den Plan „geistliche Opern" zu schaffen, um sie an Stelle des Oratoriums zu setzen, das er geradezu verwirft, von dem er in einem offenen Briefe an den Herausgeber einer Sammlung „Vor den Coulissen" wörtlich schreibt: „Es ist eine Kunstgattung, die mich von jeher zum Proteste stimmte; die bekanntesten Meisterwerke haben mich nicht beim Studium, sondern beim Hören in den Aufführungen immer kalt gelassen, ja oft geradezu mißgestimmt." Ihn stören „die Herren in weißer Cravatte" und „die Damen in manchmal extravagantester Toilette mit dem Notenhefte vor dem Gesichte." Er wünscht, daß ein geistliches Theater gebaut werde nur für „geistliche Opern", in welchen die Oratorien der großen Meister zur dramatischen Darstellung kämen. Er habe ursprünglich sein „verlornes Paradies" und „Thurmbau von Babel" als Oratorium gedacht, dann aber zur geistlichen Oper umgewandelt, weil er die Hoffnung nicht aufgeben will, daß sein Gedanke später oder früher sich verwirklichen würde. Die geistliche „Oper" soll Stimmung „geistlicher Art" erwecken. Daß Rubinsteins „Thurm von Babel", das „verlorene Paradies" solche Stimmung selbst bei seinen wärmsten Verehrern nicht erweckt haben, läßt sich mit vollster Sicherheit behaupten. Es sind Werke voll genialer Einzelheiten; aber irgendwelche einheitliche Stimmung zu erzeugen vermögen sie nicht, da sowohl in Erfindung wie in der künstlerischen Arbeit also im ganzen Stile, in Inhalt und Form zu viel des Ungleichartigen hervortritt. Gerne erfreut man sich der genialen Züge; dem Ganzen gegenüber hegt man Bedauern, daß ein so reichbegabter Künstler der Abrundung der Formen, der Instrumentation und der strengen Schreibart, ohne welche „Geistliches" nicht denkbar, so wenig Aufmerksamkeit widmet. Unter all' den Versuchen geistlicher Opern ist Sulamith die wenigst geistliche, aber ganz bestimmt die liebenswürdigste und gewissermaßen die einheitlichste, allein für die Bühne ebenso wenig geeignet als die andern. Dagegen wird sie im Concertsaale immer Anerkennung finden. In vielen Stücken herrschen zwar seine altgewohnten orientalischen Melismen vor, und manche mehrstimmige Gesänge gehen zu sehr in's Breite, ohne Tiefe. Aber immer herrscht ein freundlicher Ton und manche Nummern sind sehr fein erfunden und auch sorgfältig gearbeitet. Sulamith hat bei der Aufführung als Concertoper durch die Königliche Kapelle und bei der vortrefflichen Wiedergabe durch Fräulein Leisinger

*) Auch Heyses „die Weisheit Salomonis" fußt auf derselben Grundlage; nur spielt hier noch die Königin von Saba eine Rolle.

und der Herren Rothmühl, Schwarz und Krolop eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Hoffentlich wird sich dem Werke die Aufmerksamkeit anderer Städte zuwenden.

Den Quartetten Joachims, und Bülows philharmonischen Concerten verdanken wir die Bekanntschaft einiger interessanter und werthvoller Compositionen: Ein Quartett von d' Albert, ein anderes von Herrn v. Perger, einem Wiener Componisten; Symphonien von Richard Strauß und von Friedr. Gernsheim, ein Concert für Geige und Cello von Brahms und einen „phantastischen Zug“ von Moszowski. Das d'Albert'sche Quartett gab glänzendes Zeugniß von ungewöhnlicher Begabung für diese schwierige Tonkunstform, und von gewissenhaftester und echt künstlerischer, mit formsicherer Hand geführter Arbeit. Die Themata sind durchweg originell und geistreich, die Stimmführung immer polyphon und selbständig, die Entwickelung der musikalischen Gedanken folgerichtig und gewandt. Besonders hervorzuheben ist die volle Freiheit und Selbstständigkeit in der Behandlung der Instrumente. Nicht ein Tact erweckt den Gedanken, daß der Componist als ein größter, und in immerwährender, öffentlicher Thätigkeit wirkender Claviervirtuose unwillkürlich Clavierpassagen schreibt: alles ist ganz geigenmäßig erdacht und ausgeführt. Daß hie und da Ueberschwang bemerkbar, daß die Intention auf dem Papiere über der tonlichen Wirkung steht, darf nicht verschwiegen werden; aber andererseits ist darauf hinzuweisen, daß d'Albert jetzt 25 Jahre zählt, durch diese künstlerische That die Anerkennung auch der strengen Beurtheilung erworben und große berechtigte Hoffnungen angeregt hat. Das Quartett des H. v. Perger steht nicht auf gleicher Höhe mit dem eben Besprochenen, hat aber Anspruch auf achtungsvolle Erwähnung; es ist ein sehr freundliches und sehr formgewandt gearbeitetes Werk, das auch sehr gut aufgenommen ward.

Richard Strauß' Simphonie „Aus Italien“ gehört zu jenen Werken, welche mehr Verschiedenartigkeit der Meinung unter den Kennern, als Wirkung im Publikum erzeugen. Viele interessante Momente lassen bedeutende Begabung sowohl für Erfindung als für Instrumental-Wirkungen erkennen, im Ganzen wird aber der noch junge Componist seinem unbestreitbaren Talente stärkere Form-Zügel anlegen müssen, um Einheitliches zu schaffen. Gelingt es ihm, diese Herrschaft über den gährenden Geist zu gewinnen, dann kann er auf allgemeinen Erfolg sicher rechnen; alle Werke, die er bisher veröffentlicht hat, enthalten Einzelheiten, die darauf hinweisen, daß nur das Zusammenfassen der Ideen in ein Ganzes, Abgerundetes Noth thut, um ein ehrenvolles Ziel zu erreichen. Gernsheims Simphonie hat nicht denselben durchschlagenden Erfolg erzielt, wie seine hier vor zwei Jahren vorgeführte, aber doch den Eindruck eines Werkes hinterlassen, das aus freier Erfindung hervorgegangen ist. Gernsheims Meisterschaft in der Behandlung des Orchesters ist lange allgemein

anerkannt, sie bekundet sich auch hier. Wie mir bestimmt mitgetheilt wird, hat sich der Componist zu einigen Kürzungen des sehr geistreichen letzten Satzes entschlossen, der dann ganz bestimmt durch knappere Fassung unmittelbarer wirken wird. Brahms Concert für Geige und Cello gehört zu den tiefsinnigsten, aber herbsten Werken des verehrten Meisters; es verlangt nicht allein eine vollste Aufmerksamkeit selbst des musikalisch gebildeten Hörers, sondern auch eine ganz vollendete Wiedergabe, wie sie durch Joachim und Hausmann geboten ward; ohne eine solche wird es dem großen Publikum fast unzugänglich bleiben. Moriz Moszkowski's „fantastischer Zug" dessen sofortige Wiederholung vom Publikum verlangt wurde, ist ein geistreiches, wohlklingendes, ansprechendes, kleines Orchesterstück. Alle diese Vorführungen fanden in den philharmonischen Concerten statt, die durch Bülows Leitung sich zur ersten Stelle erhoben haben. Wenn er den Tactstock ergreift, so ergießt sich ein elektrisches Fluidum über das Orchester, die wackern Künstler sind von neuem Geiste beseelt, und folgen dem genialen Führer mit voller Sicherheit in den schwersten Aufgaben, wie eine begeisterte Armee dem sieggewohnten Generale. Und es gelingt ihnen Alles: Haydn'sche Symphonien und Berlioz'sche Ouvertüren, die Mendelssohn'sche „Schottische" und Richard Wagners „Meistersänger"-Vorspiel tönen dem Hörer in gleicher Vollendung entgegen. Das Großartigste brachte Bülow in der Leitung Beethoven'scher Werke: die Eroica, die fünfte und siebente Symphonie, die Ouvertüren „Egmont" und „Leonore" versetzten die Hörerschaft geradezu in Extase, — die Wiedergabe der siebenten war eine solche, wie man sie vordem nie vernommen hatte. — Als Bülow im ersten Concerte an das Dirigenten-Pult trat, kam ihm sehr wenig persönliche Zuneigung des Publikums entgegen; die unvergleichlichen Erfolge hat er also nur durch seine hohe Künstlerschaft gewonnen; und seine Anrede nach dem letzten Concerte bewies, daß er gegenüber den immer steigenden Huldigungen der Hörerschaft sich zu ruhigerer Haltung und freundlicher Gesinnung verpflichtet fühlte. Und so können denn die Verehrer des großartigen Künstlers mit Freude seiner Wiederkunft im nächsten Winter entgegensehen.

Von einer Besprechung der zahllosen Clavierconcerte wird der geneigte Leser mich gewiß gern entlasten; was Bülow und d'Albert sind, weiß die Musikwelt, und die meisten andern auf- und abwogenden Erscheinungen auf dem Tastenmeer sind heute bereits aus dem Gedächtnisse entschwunden. Dagegen mag hier als etwas Neues angeführt werden, daß der verflossene Winter nicht weniger als sechszehn Liederabende, in welchem nur Gesangsvorträge vorkamen, gebracht hat: Drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spies, drei von Herrn Gura, je einen von Frau Schulzen von Asten, Fräulein Hohenschild, Fräulein Schauseil, Frau Schmidt-Köne, Frau Tosti, den Herren von zur Mühlen und Theodor Reichmann. Der berühmte Baritonist der Wiener Hofoper und Königl. Bairischer Kammer-

sänger hat seinen zahlreichen Verehrern eine Täuschung bereitet, und gezeigt, daß er seine herrliche Stimme nur zu theatralischen Effecten, nicht zum Vortrage des Liedes zu verwenden weiß, daß Innerlichkeit der Empfindung und Fernhalten von starken Auftragen der Tonfarben nicht in seiner Wesenheit liegen. Gura, dessen Stimme nicht mehr im vollen herrlichen Wohllaute, in der Kraft früherer Jahre ertönt, hat doch in drei Abenden die Hörer entzückt durch seinen ganz vollendeten, echt künstlerischen und von tiefem Gefühl erwärmten Vortrag; er ist jetzt ganz bestimmt der erste Liedersänger. Den höchsten Genuß hat allerdings Marcella Sembrich geboten in ihrer Wiedergabe der Sopranpartie der „Jahreszeiten“ und in ihrem Concerte durch die Mozart-Arien. Diese unvergleichliche Künstlerin vereinigte die schönste Stimme mit solch ungekünstelter vollendeter Grazie des Vortrages, daß die strengsten Classiker im Vordergrund der enthusiastischen Beifallsspenden standen. Wir wollen das Geheimniß des erstbezeichneten großartigen und unerwarteten Erfolges dem Leser verrathen: Marcella Sembrich hatte die „Jahreszeiten“ noch nie gehört; sie sang die Partie ganz ohne jegliches Vorbild, aus ihrem eigensten Empfinden, aus ihrem liebenswürdigen freundlichen Gemüthe! Die Hörer vernahmen Neues, Ungeahntes; und doch war jeder Ton vom Geiste des Werkes durchdrungen! Daher der jubelnde endlose Enthusiasmus.

* * *

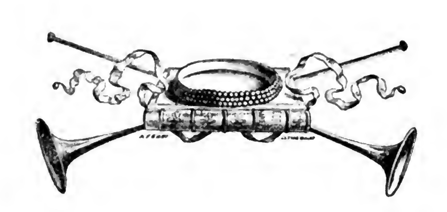
Der Artikel lag schon im Druckersatze, als an einem entfernten Punkte — im Victoriatheater, dem eigentlichen Schauplatze der Ausstattungs-Stücke — eine musikalische Erscheinung emporstieg, die durch besondere Neuheit und Eigenthümlichkeit große Aufmerksamkeit erregte, und der ich diese Nachschrift widmen muß: Eine russische Nationaloper, die moskovitische, dramatische Musikwerke in der Originalsprache vorführt! Sie begann mit einem solchen Werke, dessen Name in Deutschland schon seit Jahrzehnten bekannt ist, das aber fast nirgends gehört ward: „Das Leben für den Czar“ von Glinka.

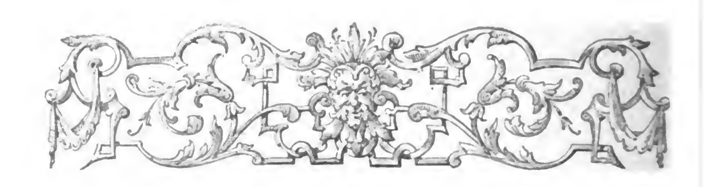
Wenn ich nicht sehr irre, hat Bülow diese Oper während seiner Kapellmeisterzeit in Hannover vorgeführt. Der Componist (geb. 1804 in Rußland, gest. 1857 in Berlin) gehörte noch zu jener altrussischen Schule, die in Ton- und Staatskunst auch deutsche Elemente gerne in sich aufnahm (das bewiesen die Componisten Glinka, Lwoff, Bortnianski, die Minister Nesselrode, Cancrin, Benkendorff, Adlerberg u. A.), wogegen die neurussische Schule mehr das entschieden Slavische mit französischen Ingredienzien zu vermengen sucht; Tschaikovski (der entschieden Begabteste), Cuy, Balakireff u. A. sind in ihrer Orchestration und Harmonisation die Nachahmer Berlioz'; sie sind vielleicht hie und da geistreicher, pikanter als die Aeltern, diese waren jedenfalls gediegener, ernster. Glinka gehörte zu den besten Schülern Dehns in Berlin, der Musik ohne Contrapunkt fast

gar nicht anerkannte; und „Das Leben für den Czar", im Jahre 1836 zuerst aufgeführt, zeigt öfters das Gepräge dieser Lehre. Das Libretto ist ein durchaus patriotisches, spielt 1613, verherrlicht die Thronbesteigung des ersten Romanows, des Gründers der jetzt regierenden Dynastie. Die Musik enthält viele interessante, mehrere sehr melodiöse Stücke, ist durchwegs ganz vortrefflich gearbeitet.

Allerdings, was man heute „dramatisches Element" nennt, fehlt ihr fast ganz; auch bietet das vollkommen lyrisch gehaltene Libretto, in welchem selbst die Liebe so recht patriarchalisch ohne jegliches Hinderniß waltet, keinen einzigen starken Effect-Moment. — Dem „Leben" wird Rubinsteins „Dämon" folgen, des genialen Musikers entschieden bestes Werk der Gattung (ich habe es unter seiner Leitung in Hamburg gehört), aber dramatischer Musik noch weiter abseits liegend, als Glinkas Oper.

Den Damen und Herren dieser russischen Nationaloper ist eine gewisse Natürlichkeit und Wärme des Vortrages nachzurühmen. Die Sopranistin Fräulein Vera Offrosimova hat auch eine sehr frische, hohe Stimme, die Altistin Frau Weriowkina hat uns ebenfalls sehr gefallen; unter den Tenoristen ist Fedor Sokolow hervorzuheben, dessen Stimme im echten Tenorklange erschallt. Das Zusammenwirken war nicht immer sicher — die Schuld trifft weder die Künstler, noch den Kapellmeister von Schurowski, sondern den „Impresario", der diese „Nationaloper" aus den verschiedensten Theatern rekrutirt hat, und ohne genügende Proben vorführte. Das Publikum nahm die fremden Gäste sehr günstig auf. Das sehr große Theater — es faßt 4000 Menschen — war nur bei der ersten Vorstellung ganz gefüllt; aber im Ganzen blieb der Besuch ein reger; und der Börsenwitz meint, das einzige jetzt beliebte Russenpapier sei der Theaterzettel des Victoriatheaters.





Tarrabanoff und Sipunoff.

Genrebild aus dem russischen Leben.

Von

N. Tereskin.

— Berlin. —

(Schluß.)

Sein Freund dagegen war erstens ziemlich klein, breitschulterig, hatte einen schweren, plumpen Gang und zweitens legte er auf das Aeußere schon gar kein Gewicht, vielmehr entsprach bei ihm die Buntheit seines Anzuges ganz der Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen. Denn trotz seines Amtes als Schutzmann hielt er sich doch nie streng an die vorgeschriebene Uniform und folgte hierin lieber den Rücksichten der concreten, positiven Oekonomie, als denen der abstracten, leichtfertigen Eitelkeit. Auch mag er dabei vielleicht noch einen anderen Zweck im Auge gehabt haben, nämlich den des Incognito, mit dessen Hülfe er die Gauner und Spitzbuben leichter zu fangen glaubte. Und wirklich war er manchmal so gekleidet, daß man nicht wußte, ob das ein Mann oder eine Frau sei, wenn man ihn nicht gerade in der Nähe an seinem blonden Ziegenbärtchen und an dem stachelig hervorstehenden und ähnlich einer Zahnbürste gleichmäßig geschorenen Schnurrbart erkannte. War es doch bei ihm Princip, zwischen seinen eigenen Kleidungsstücken und denen seiner Frau durchaus keinen Unterschied zu machen, sowie überhaupt darauf nicht zu achten, ob sein Anzug so oder so zusammengestellt war, da doch die gemeinschaftliche Garderobe gleichviel einmal aufgetragen werden mußte. Nur behielt er bei der Ausübung seiner verschiedenen Aemter — gleichsam als allegorisches Emblem derselben — jedesmal das an, was augenblicklich gerade seiner Beschäftigung entsprach. So konnte man ihn z. B. oftmals an ein und demselben Tage in drei- oder viererlei Trachten sehen: bald als Feuerwehr-

mann auf einer Tonne Wasser reitend, mit einem messingnen Helm und in einem langen türkischen Schlafrock, bald als Laternenanzünder mit einer Leiter unter dem Arm, in einem alten Bureaufrack und das Haupt mit einem wollenen Tuche umwickelt oder gar als Ofensetzer mit einer Molle Lehm auf der Schulter, in einem breiten wattirten atlassenen Weibermantel und mit einem hohen Cylinderhut auf dem Kopf u. s. ä. Denn die Hauptsache, sagte er sich, ist in allen Sachen die Billigkeit und Bequemlichkeit; solche Kleider kosten nichts — er bekam sie nämlich geschenkt — und erfüllen doch dabei ganz gut ihren Zweck.

Diesen äußeren Umständen in kosmetischer Hinsicht entsprach aber auch die Achtung, welche beide Freunde seitens der B . . er genossen. Ging z. B. Tarrabanoff auf der Straße, so grüßten Alle von rechts und links, und die auf dem Markte spielenden Kinder hatten vor ihm solchen Respect, daß, wenn sie ihn aus der Ferne nur sahen, sie schon am liebsten so schnell als möglich davonrannten. Sipunoff dagegen wurde nicht nur wenig vom Publikum beachtet, sondern es erlaubten sich sogar Viele ihren Scherz mit ihm zu treiben und namentlich den Kindern diente er als beständige Zielscheibe ihres Spottes, indem sie ihm fortwährend allerlei Schabernack spielten. Bald liefen sie hinterher und schrien: Platon! Platon! Siehe, hier hat sich ein Dieb versteckt! Bald meldeten sie ihm, daß irgend auf einem hohen Dache ein Stiefel läge, den er sehr leicht herunterholen könnte, und sobald er oben war, trugen sie schnell seine Leiter fort und ließen ihn eine lange Zeit auf dem Dache sitzen, indem sie ihm sagten, die Leiter habe Jemand gestohlen. Oder wenn er manchmal auf einem Bein am Theerladen stand und aus einem Scherbchen mit Thran oder Birkentheer seine langen Stiefel schmierte, was ihm gewöhnlich als Lohn für die geleistete Hülfe beim Theerpumpen umsonst gewährt wurde — während er also auf einem Bein stand, schoben sie ihm eine Stange zwischen die Schenkel hindurch und hoben ihn mehrere Mal in die Höhe und ein schallendes Gelächter von allen Seiten verstärkte dann jedesmal den Effect solcher Possen.

Was ihre Bildung betrifft, so konnte zwar der eine ebensoviel lesen und schreiben wie der andere, d. h. sie verstanden davon alle beide nichts, dennoch war es wie selbstverständlich, daß Tarrabanoff, dank seiner ganzen Erscheinung, seinem Freunde gegenüber auch im Amte eine dominirende Stellung einnehmen mußte.

Und trotz aller dieser Unterschiede waren sie dennoch Freunde, unzertrennliche, intime Freunde! Wohl wunderten sich die Meisten darüber, aber zu erklären wußte es Keiner, obgleich sich auch hie und da Einige fanden, welche behaupteten, daß diese Freundschaft nicht so sehr Herrn als Frau Sipunoff, die hübsch, jung, muthig war und vorzüglich singen konnte, gelte. Allein welcher ordentliche Mensch beachtet solch müßige Behauptungen? Thatsache aber ist es, daß Tarrabanoff nicht eine einzige Woche vorübergehen zu lassen vermochte, ohne seinen Freund gesehen zu haben, und wenn

er manchmal in Polizeiangelegenheiten auf einige Zeit verreisen mußte, wurde ihm jedesmal, wie er sagte, so bitter langweilig, daß er kaum den Augenblick abzuwarten im Stande war, wo er mit seinem Gevatter Sipunoff wieder zusammenkommen und gemüthlich bei einem Gläschen Schnaps plaudern konnte. So auch an dem Abend unserer Erzählung, da war ebenfalls Tarrabanoff auf vierzehn Tage verreist gewesen und nun, da sie sich zufällig gerade bei Karagaitsch getroffen, ist es ihnen allerdings nicht so leicht, sich von einander zu trennen.

„Paß auf," sagte jetzt nach einer kleinen Pause Tarrabanoff, „dem Bäcker Lopatkin besorge ich's noch mal ordentlich. O, ich werde ihm die Suppe so pfeffrig machen, daß er acht Tage lang davon Leibschmerzen hat, sag' ich Dir. Er denkt wohl, er kann hier Alles machen und unsereins soll ruhig mit zusehen! Stell Dir vor, neulich, es war gerade Quartalzeit, und da denke ich: Heute am Sonntag wirst Du mal Deinen Freund Lopatkin besuchen. Schön! Ich komme hin und sage artig und bescheiden: Guten Morgen, Luka Lukitsch!*) Wie geht's? . . . Aber da hättest Du blos sehen sollen, was mir der Kerl für ein Gesicht zeigte: gerade als hätte ich ihm eine glühende Kohle unter die Nase gehalten.

„‚Wie,' sagte er, ‚Du bist schon wieder hier?' „Nun sage blos, was sollte ich ihm darauf antworten? Ich wurde in der That verlegen. Natürlich machte ich allerlei Redensarten und bemerkte zuletzt unter anderem, daß nun wieder die Quartalzeit gekommen sei und daß er . . . Du weißt doch . . .

„‚Was?' schrie er plötzlich, ‚Quartalzeit? Welche Quartalzeit? Was habt Ihr Polizeiratten für einen neuen Kalender bei Euch jetzt eingeführt?'"

„Wie was?" unterbricht ihn Sipunoff, „Polizeiratten sagte er? Na, dieser Halunke!"

„Ja, Polizeiratten, wie gefällt es Dir? Da wurde ich aber wüthend, verstehst Du, und rief: ‚Nun, diese Polizeiratten, Luka Lukitsch, haben aber auch sehr scharfe Aeuglein, ja, ja, sehr scharfe Aeuglein haben sie und können wohl sehen, wie Du Deine Waare nicht nach bestimmtem Maß und Gewicht, die, wie es einmal gesetzlich vom Kaiser vorgeschrieben ist, in dem dazu gehörenden Amt geaicht sein müssen, verkaufst, sondern Dein Brot mit Steinen wiegst und Dein Mehl mit einer zerbrochenen Flasche mißt. Ja, siehst Du, so was merken sich die „Polizeiratten" und wissen auch außerdem sehr gut, wie das Gesetz spricht. Denn bei uns geht Alles nach dem Gesetz, lieber Freund, ja, ja, nach dem Gesetz, Luka Lukitsch!'

„‚I, was Du sagst,' antwortete mir der freche Kerl. ‚In mein Geschäft hast Du Deine Nase gar nicht zu stecken, verstehst Du; das geht niemand an und da kann ich machen, was ich will. Wie ich meine Waare

*) Lopatkins Vor- und Vatersnamen, womit bekanntlich die Russen im vertraulichen Gespräch sich stets gegenseitig anreden.

verkaufe, ist nicht Deine, sondern meine Sache, wenn nur meine Kunden damit zufrieden sind; ob ich mein Mehl mit einer zerbrochenen Flasche oder mit der Nachthaube meiner Großmutter messe, bleibt sich ganz gleich und geht Dich am allerwenigsten an. Uebrigens,' setzte dieser Hallunke hinzu, ,verzichte ich überhaupt auf Deinen Besuch. Hast Du verstanden?' ,Ja wohl,' erwiderte ich, ,diesmal hab' ich Dich verstanden, aber warte, Freund, das nächste Mal sollst Du auch mich verstehen!' Da wurde der Kerl mit einmal rasend und fing an aus Leibeskräfen zu schimpfen und zu schreien: ,Hinaus! hinaus! Du Spitzbube! Du Gauner! Du . . . Du . . . soundso . . .' und rief nach seinen zwei Gesellen, die mit langen Ofenwischen in den Händen im Nebenzimmer schon bereit standen, jeden Augenblick auf mich loszugehen. Ich machte natürlich schnell, daß ich fortkam; nur rief ich ihm noch laut hinter der Thüre zu: ,Na warte Halunke, Dir werde ich's noch mal ordentlich schwarz anstreichen!'

„Nun, was sagst Du zu diesem Dickwanst? In seinem Geschäft, sagte er, kann er machen, was er will, — ja ja, wie gefällt Dir das? Nein, nein, lieber Freund, so geht es bei uns nicht! Vor allen Dingen mußt Du Dich hübsch durch die Polizeithür quetschen, dann kannst Du erst anfangen, die Leute zu betrügen! Ja, ja, erst durch die Polizeithür, lieber Freund, sonst nützt Dir alles nicht!"

Dieses sprach Tarrabanoff mit großer Energie und im vollen Bewußtsein seiner hohen Stellung als Polizeiwachtmeister von B . . . .; denn es bewegten sich dabei fortwährend seine Nasenflügel, ein Zeichen, welches gewöhnlich bei ihm nur dann zum Vorschein kam, wenn plötzlich in ihm das Gefühl seiner dictatorischen Gewalt erwachte, was übrigens bei diesem Potentaten sehr häufig der Fall war.

„Aber nun," fährt er fort, „sollst Du mal sehen, wie ich ihn jetzt fasse. O, diesmal werde ich ihm schon zeigen, wer hier was zu sagen hat; jetzt ist er mir gerade so zur rechten Zeit in's Garn gefallen."

„Wie, hat er schon wieder mit Dir was vorgehabt?" fragt Sipunoff. „Was hat er denn nun gemacht?"

„Was soll er denn gemacht haben? Gar nichts hat er gemacht; denn Du scheinst Dich doch um nichts zu bekümmern. Ja Deinetwegen könnte man hier am hellen lichten Tage sämmtliche Straßenlampen stehlen und die Laternen dazu, wenn sie nur nicht so fest angenagelt wären, ohne daß Du die mindeste Ahnung davon hättest. Wahrhaftig, Du bist auch so einer, den man zum Gouverneur machen könnte; schade, daß Du blos einfacher Schutzmann geworden bist. Uebrigens möchte ich auch wissen, weshalb Du die Straßen nicht beleuchtest? Ja, weshalb? Zumal noch an solchen Abenden wie heute, und warum Du noch immer zu Deinen schmierigen Lampen das altmodische Leinöl und kein Petroleum nimmst, wie es doch nun einmal von der Obrigkeit vorgeschrieben ist?"

„Weil, weil . . ." versetzt ein wenig verlegen Sipunoff, indem er

sich rasch zum Wirth umdreht und ihm bedeutet, er solle schnell noch ein Quart Schnaps einschenken, „weil das Petroleum bei Regenwetter nicht brennt und dann ist es auch sehr feuergefährlich, wie mir Viele versichert haben."

„I was, feuergefährlich! auch noch! Wem willst Du das einreden? Da bekümmerst Du Dich gerade viel, ob es feuergefährlich ist oder nicht."

„Wie so denn? Warum soll ich mich darum nicht bekümmern, es ist ja doch, so zu sagen, mein Amt?"

„So? Na, warum weißt Du nicht als Beamter, was hier vorgeht?"

„Warum sollte ich's nicht wissen? Ich bitte Dich, Gevatter, was sprichst Du? Gewiß weiß ich, was hier vorgeht, alles weiß ich, natürlich!"

„So, Du weißt also alles? Dann möchte ich Dich, lieber Freund, fragen, warum Du nicht bemerkt hast, wie Lopatkin an seinen Bäckerladen auf offener Straße einen Schweinestall gebaut hat?"

„Einen Schweinestall?"

„Ja, auf dem öffentlichen Trottoir einen Schweinestall!"

„I bewahre, Gevatter, Du irrst Dich. Mir hat Lopatkin ausdrücklich gesagt, er baue nur eine einfache Holzkammer, die er zur Aushilfe nothwendig haben müsse."

„Also eine Holzkammer doch! Nun ist es aber erstens keine Holzkammer, sondern ein richtiger großer Schweinestall mit vielen Schweinen drin, die man im Vorbeigehen alle Augenblicke grunzen hört, und zweitens hat überhaupt niemand das Recht, auf offener Straße irgend etwas zu bauen, ohne vorher die nöthige Erlaubniß seitens der Polizei sowie der städtischen Baucommission eingeholt zu haben. Ja, ja, lieber Freund, so einfach geht's bei uns nicht; alles hat sein Gesetz und seine Ordnung. Du aber, Platon Fedulitsch, thust gerade so, als wären wir in Frankreich: Dir ist es ganz gleich, ob die Leute Pässe haben oder nicht, ob die Stadt Abends beleuchtet wird oder nicht. Neulich wurde mehrere Male aus dem Flure der Polizeiwache die Oellampe gestohlen; ob es wahr ist, weiß ich nicht; vielleicht hat Deine Frau beim Aufgießen des Oels an diesen Abenden gerade die Lampe für die Polizeiwache zu Hause vergessen? Kurz und gut, Du sagtest, die Lampe hätte jemand gestohlen und Du wolltest mir den Dieb ausfindig machen, Du aber, siehst Du, hast Dich bis jetzt um die ganze Geschichte weiter nicht mehr bekümmert, während ich nachher wegen der Unordnung, die dadurch entstand, in die größte, peinlichste Verlegenheit kam. Denn gerade an diesen Abenden sind aus der Polizeiwache, weil es so finster war, drei Mal die Arrestanten entflohen."

Der Wirth, der in seinem verschlafenen Zustande so lange unter den Flaschen herumgekramt hatte, bringt unterdessen den Schnaps.

„Nein, lieber Freund, so geht es bei uns nicht! Wir leben nicht in Frankreich, sondern in Rußland, mußt Du wissen! Und bei uns in Rußland, verstehst Du, hat, wie gesagt, Alles sein Gesetz und seine Ordnung! ... Prosit!" ruft er, indem er sein Glas an den weit aufgesperrten Mund

bringt, um den flüssigen Inhalt, wie ein wohlgeübter Schnapstrinker flott und graziös mit einem Schwung in den Schlund zu gießen; just, wie es in Rußland in den einfachen Schwitzbädern die großen Virtuosen im „Dampfmachen", die Hausknechte, vorzüglich aber die alten Nikolaischen Soldaten zu thun pflegen, indem sie ihren Eimer mit Wasser mehrere Mal hin und her schwenken, gleichsam als zielten sie nach einem bestimmten Punkte hin und dann mit einem Schwung! — auf die richtige Stelle, tief, tief im Badeofen auf die heißen Steine gießen.

„Aber ich sage Dir, Platon Fedulitsch," fährt Tarrabanoff fort, indem er sich vom Schnapse verpustend, sein Gesicht wie nach einer scharfen, bitteren Arzenei in unzählige Falten zusammenzieht, „Du sollst mal blos sehen, was ich mit diesem Lopatkin noch anfange. O diesen Kerl, diesen Spitzbuben, sage ich Dir, befördere ich noch direct nach Sibirien! Ja nach Sibirien!" wiederholt er, indem er sich erhebt und durch die zerbrochene Thürscheibe auf die Straße hinaussieht.

„Siehst Du, draußen scheint es noch immer zu regnen, und ich habe noch gute zwei Stunden, bis ich nach Hause komme."

„Aber ich bitte Dich, Gevatter," erwidert ihm Sipunoff, „wo willst Du bei diesem Wetter noch hin? Nein, ich laß Dich nicht mehr fort! Heute bist Du schon einmal mein Gast und so kannst Du auch ganz ruhig bei mir die Nacht bleiben. Du bist überhaupt schon sehr lange nicht bei uns gewesen, und meine Frau, wahrhaftig, fragt immerzu nach Dir. ‚Du Platon,' sagt sie, ‚wie kommt es, daß unser theurer Freund und Gevatter Fedot Petrowitsch uns nicht mehr mit seinem Besuche beehren und unser Brod und Salz nicht mehr kosten will? Haben wir ihn vielleicht beleidigt oder sonst irgendwie Unrecht gethan?' Ja, wirklich, ich schwöre es, das sagt sie sehr oft!"

„Dann aber," versetzt Tarrabanoff, „mußt Du mich, Platon Fedulitsch, schon ganz früh wecken, denn ich habe morgen eine wichtige Unterredung mit einem sehr vornehmen Beamten aus Petersburg und da muß ich schon ganz früh auf dem Posten sein."

„So? Mit einem vornehmen Beamten aus Petersburg?" fragt äußerst verwundert Sipunoff.

„Ja, aus Petersburg," erwidert ruhig und würdevoll sein Freund.

„Nun dann" sagt Sipunoff, „wecke ich Dich schon beim zweiten Hahnenkräh."

Er steht auf, geht an den Schanktisch, rüttelt den wieder eingeschlafenen Wirth auf (der dabei ein so dumm verschlafenes Gesicht macht, als wäre ihm irgend was in die Nase gesprungen), holt, sich fortwährend krümmend und bückend, mit großer Mühe aus dem rechten Stiefelschaft einen leinenen Beutel mit Kupfergeld hervor, berichtigt die Zeche und, indem sich beide Freunde kameradschaftlich von Karagaitsch verabschieden, gehen sie vergnügt und friedlich nach Hause.

* * *

Mitten auf einem öden, weiten Felde, am Rande eines Gemüsegartens, dessen nackte, reife Kohlköpfe wie die blanken Schädel einer modernen Magistratsversammlung in der Dunkelheit von der Ferne schimmern, steht tief in der Erde eine baufällige hölzerne Hütte mit einem schiefen Schornstein auf dem eingefallenen Dache, welcher just an den schiefen Thurm zu Pisa erinnert, und zwei kleinen, erleuchteten Fensterchen, die ebenfalls schief sind. Vom hohen Berge aus, an dessen Fuße das Häuschen eingegraben liegt, erscheint es wie ein großer Maulwurfshaufen, aus welchem in der Mitte ein schwacher Rauch emporsteigt.

Drinnen brennt ein kleines Oellämpchen, das an der Wand durch einen Nagel befestigt ist. Am großen eingeheizten Ziegelofen sitzt eine junge kräftige Frau von einigen und dreißig Jahren mit einem hübschen, runden Gesicht und dunkelblondem, glänzenden Haar, sie hält ein Kind auf dem Arm und schlummert; auf der entgegengesetzten Seite steht eine lange, breite Bank und darauf liegt, zusammengekauert, ein dem Anschein nach zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe. Die hellen Flammen im Ofen stürzen hurtig in den weiten Rauchfang und verbreiten ihren Schein auf Mutter und Kind und auf das blasse Gesicht des schlafenden Knaben. Das Kind, das auf dem Mutterschooße ebenfalls schlummert, scheint sich in der Wärme recht wohl zu fühlen; es dehnt sich und strampelt behaglich hin und wieder mit den wohlgenährten, runden Beinchen und klammert sich mit den Fäustchen an den offenen Hemdenkragen seiner Mutter. Rechts im dunkeln Winkel vor einem großen Trog mit Viehfutter liegt eine alte weiße Ziege und — denkt mit Sehnsucht an den zarten, saftigen Kohl, der ihr am Tage anmuthig durch die Fenster entgegenlächelt und den sie, obzwar nicht de jure aber de facto schon so oft heimlicherweise gekostet hat. Links steht eine Tonne mit Wasser und nebenan eine große, weite Bettstelle mit einem Strohsack und einigen alten Kleidungsstücken darin; nicht weit davon steht ein großer viereckiger Tisch, und auf demselben befinden sich ein Haufen Rettige, ein paar Stiefel, ein rundes großes Schwarzbrod und ein Eimer mit Zwiebeln.

„Mutter, Mutter!“ ruft plötzlich der Knabe, indem er sich von seinem Lager erhebt und an den Ofen geht, „ist der Vater noch immer nicht hier? Wo bleibt er denn heute so lange?“

„Jedenfalls in der Schänke, wie immer,“ antwortet die Mutter; „wahrscheinlich ist er schon wieder heute mit einem Trunkenbold, wie er ist, zusammengekommen und schlägt jetzt womöglich noch sein ganzes Geld todt. Aber er soll mir blos nach Hause kommen, ich werde ihm schon zeigen, wieviel jetzt die Uhr ist!“

„Horch!“ sagt der Knabe, „ich glaube, er kommt . . .“

Es klopft und die Mutter geht in's Vorhaus, nachzusehen, wer da ist.

„Mach' auf, Dunja, ich bin es,“ sagt Sipunoff, der unterdessen, mit seinem Freunde Tarrabanoff eine Menge Pfützen und Sümpfe durch-

watet und vom Regen triefend wie die nassen Hähne, mit großer Mühe nach Hause gelangt ist. „Ich bringe Dir einen theuern Gast mit.“

„Wahrscheinlich auch so ein Trunkenbold wie Du bist,“ erwidert ihm zornig seine Frau. „Nein, ich mach' nicht auf, bleib draußen mit Deinem Freund! Auch noch, einen Freund, das fehlte mir gerade noch! Geh doch hin, wo Du bis jetzt gesteckt hast, Du Trunkenbold! Du lüderlicher Kerl! . . .“

So schimpft sie eine ganze Weile fort, indessen die beiden Freunde noch immer hinter der Thüre stehen und lauern, daß sie ihnen aufmacht. Doch sobald sie den Namen Fedot Petrowitsch hört, wird sie plötzlich ruhig, schiebt rasch den Riegel zurück und entschuldigt sich bei ihrem Gaste, daß sie, ohne zu wissen, wer es sei, ihn hat so lange draußen stehen lassen.

Sie gehen in die Stube hinein — und auf einmal wird Alles drin lebendig. Tarrabanoff und Dunja küssen sich und die Eheleute versöhnen sich; denn Sipnnoff hat auch Schnaps bei sich; diesen hat er als praktischer Ehemann zur Besänftigung seiner Gattin mitgebracht. Der Ofen bekommt jetzt frisches Holz, und hell und fröhlich wird es am Herde; auch der Knabe wird ganz munter und er schmiegt sich ehrfurchtsvoll an den hohen Gast heran. Es krähen die Hähne unter dem Ofen, und im Winkel meckert die Ziege; auch die Katze erhebt sich von ihrem Lager und läßt sich erwartungsvoll auf das Fensterbrett nieder. Dunja räumt vom Tische ab und bittet die Herren, sich dahin zu begeben.

„Das Abendbrod“ sagt sie, „wird gewiß schon vertrocknet und verbrannt sein, aber meine Schuld ist es nicht; warum sitzen auch die Herren so lange in der Schänke, könnten sie nicht eben so gut hier zu Hause bleiben?“

„Sei ruhig, sei ruhig, Dunja!“ beschwichtigt sie Sipnnoff, „Du siehst ja, daß ich mit unserem Gevatter Fedot Petrowitsch zusammen war, jedenfalls hatten wir doch etwas Wichtiges zu besprechen. Nicht wahr, Gevatter?“ sagt er, verschmitzt mit einem Auge blinzelnd und sich an den Gast wendend.

„Was habt Ihr denn immer so Wichtiges zu besprechen?“ fragt Dunja.

„Chi, chi, chi,“ lächelt Sipnnoff, „das kann ich Dir doch nicht erzählen, da bist Du als Weib doch zu dumm dazu. Aber ich kann Dir nur soviel sagen, daß wir Männer, zumal noch als Polizeibeamte, immer etwas Wichtiges zu berathen und zu besprechen haben, ja, dafür sind wir auch Polizeibeamte, verstehst Du! Sieh z. B. Fedot Petrowitsch, der muß morgen schon ganz früh auf dem Posten sein: ein hoher Beamter aus Petersburg kommt extra hierher, um mit ihm sehr wichtige Angelegenheiten zu besprechen.“

„Cha, cha, cha!“ lacht Dunja, „direct aus Petersburg kommt er hierher? Na, das müssen auch sehr wichtige Angelegenheiten sein, cha, cha, cha! . . .“

„Sag' mal, Du dummes Weib,“ wendet sich ärgerlich zu ihr der

Hausherr, „weshalb lachst Du denn so? Wenn ich es Dir sage, jedenfalls wird's doch wahr sein! Ist es nicht so, Fedot Petrowitsch?“

„Ja, das heißt — ä . . .“ antwortet dieser, durch die Zähne murmelnd, direct aus Petersburg ist er allerdings nicht, aber . . . nicht weit davon.“

„Na, siehst Du, da hörst Du's!“ ruft triumphirend Sipunoff.

„Ist schon gut, ist schon gut!“ erwidert Dunja, „aber Ihr hättet doch heute Eure wichtigen Sachen ebenso gut hier besprechen können, muß denn Alles immer in der Schenke verhandelt werden? Ich hatte heute gerade eine so schöne Kascha aus Buchweizen gekocht und dachte: ach, wenn er doch blos zeitig nach Hause kommen wollte; schade um die schöne Buchweizenkascha, die nun so verderben muß! Denn jetzt, natürlich, muß ich sie für die Hühner wegschmeißen, weil sie . . .“

„Warum für die Hühner?“ unterbricht sie ihr Gatte; „gieb sie erst mal her, auf den Tisch! Du wirst schon sehen, wie schnell wir mit ihr fertig werden! I, das schadet gar nicht, daß die Kascha ein wenig trocken geworden; im Gegentheil, ich esse sie sogar sehr gerne, wenn sie etwas knusperig ist. Da brauchst Du blos, Dunja, recht tüchtig Leinöl aufzugießen; die Hauptsache ist, sie muß heiß sein!“

Während so die Eheleute ihr Zwiegespräch führen, sitzt Tarrabanoff auf der Bank und unterhält sich mit seinem Pathen, dem Knaben Fedka.

„Hast Du auch Leinöl mitgebracht?“ fragt Dunja.

„Nein,“ sagt Sipunoff, „das hab' ich vergessen.“

„Nun, dann kannst Du Deine Kascha mit Wasser essen, denn ich habe kein Leinöl mehr hier; es ist seit gestern alle geworden.“

„Uh! verdammt!“ sagt er, „muß mir doch gerade heute so was passiren! Hast Du wirklich gar kein Oel mehr zu Hause? Siehe zu, vielleicht findest Du noch was? Im eisernen Topfe vielleicht?“

„Sage mal, bist Du taub, oder willst Du nicht hören?“ versetzt energisch seine Frau, „ich sagte Dir doch, daß das Oel seit gestern alle geworden ist, was fragst Du noch lange hier? Hab' ich Dir nicht ausdrücklich gesagt: Platon, vergiß heute nicht Oel mitzubringen?!“

„Ich dachte bestimmt, Du hättest noch welches zu Hause.“

„Wieso konntest Du das denken, da Du doch weißt, daß ich seit drei Wochen die Straßenlampen noch nicht gefüllt habe?“

„I, das ist nun mal Unsinn, ob Du die Straßenlampen gefüllt hast oder nicht; jetzt ist die Hauptsache die: wo kriegen wir blos Oel zu unserer Kascha her? Fedot Petrowitsch kannst Du doch Kascha ohne Oel nicht vorsetzen! Nein, das geht doch nicht! Wir wollen mal Fedka fragen, vielleicht weiß er, wo irgend noch ein bißchen Oel steckt? Auf dem Dachboden, oder in der Speisekammer, in irgend einem alten Topfe vielleicht?“

Fedka wird herbeigerufen und gefragt, ob er nicht irgendwo ein bißchen Oel ausfindig machen könnte, da er doch in solchen kritischen

eigentlich Stiefel getragen? Doch nur reiche und vornehme Leute, Gutsbesitzer, Beamte u. s. w.; sonst aber das übrige Volk spazierte doch gewöhnlich barfuß oder in Bastschuhen, nicht wahr? Jetzt aber sieh, auch der dümmste Bauer will heutzutage Stiefel tragen.

„Allein auch in anderer Hinsicht hat sich die Welt jetzt sehr verändert. Früher, was hat unsereins, als Polizeibeamter, Tag für Tag für Rippenstöße, Nasenstüber und Ohrfeigen an die ganze Welt vertheilt? Und wenn manches Mal noch so ein Kerl sich weigerte, nach der Wache mitzukommen, o weh! welche Keile bekam er da; und es beklagte sich auch damals kein Mensch darüber. Warum? Weil es mit zur Ordnung gehörte, und folglich waren auch Alle daran gewöhnt. Aber versuche mal jetzt, so mir nichts, dir nichts, aus Langerweile jemand einen Rippenstoß zu versetzen, da sollst Du mal hören, was er Dir dazu antwortet . . . und Du hast jetzt als Polizeibeamter auch wirklich gar kein Recht mehr dazu, denn . . .“

„Siehst Du,“ unterbricht ihn Sipunoff, „das ist schon nicht gut! Da hatten es doch unsere Vorgänger weit besser; denn was nützt es mir wirklich, daß ich Gorodowoj bin, wenn ich nicht hin und wieder mal, so zu sagen, bei Gelegenheit Diesem und Jenem eins hinter die Ohren versetzen kann und mich jedesmal so in Acht nehmen muß, daß ich ja nicht irgendwie jemand den Kragen oder Aermel oder sonst etwas abreiße, wie es doch manchmal in unserem Amte vorkommt. Denn sieh, wie z. B. neulich, da hatte ich gerade einen Kerl abgefaßt, wie er einen Sack fauler Gurken vor die Thür der Polizeiwache ausschüttete, und wollte ihn natürlich dieser Angelegenheit wegen zur Wache nehmen; aber mit einem Mal fängt der Kerl an zu schreien: ich hätte ihm seine schmierige Mütze vom Kopfe gerissen und ihm dieselbe nicht wiedergegeben, ja er behauptete stramm, ich hätte sie bei mir behalten. Wie, was? rief ich, bist Du toll? Wozu brauche ich denn Deine alte fettige Pudelmütze? Der Kerl aber schrie in einem fort und beklagte sich vor aller Welt, ich hätte ihm seine Mütze gestohlen.“

„Ach ja,“ sagte Tarrabanoff, „jetzt erinnere ich mich; nun was ist denn mit dem Kerl geworden? Es behaupteten in der That viele, Du hättest ihm seine neue Mütze vom Kopfe gerissen und nachher vergessen, ihm dieselbe zurückzugeben.“

„Was sollte ich machen?“ fährt Sipunoff fort, „ich mußte natürlich den Kerl so ohne weiteres fortlassen; denn am Ende hätte er mich womöglich noch wegen seiner alten Pelzmütze verklagt. Siehst Du, Gevatter? In dieser Hinsicht, kann man sagen, ist es doch heutzutage beiweitem nicht so gut wie früher, und wirklich, das Volk hat auch jetzt gar keinen Respect mehr vor uns, d. h. so zu sagen, vor der Obrigkeit, weil . . .“

„Aber ich bitte Dich, Platon Fedulitsch, wie so denn? Warum hat das Volk keinen Respect mehr vor uns? Dazu sind wir doch da! Ordnung muß allerdings sein, denn, wie gesagt, bei uns in Rußland hat Alles sein Gesetz und seine Ordnung; aber sonst? Wieso denn? Nur muß man heut-

image
not
available

ist unsereins schon jetzt ein wahrer Dummkopf dagegen. Und rechnen kann er — nein, Du wirst es kaum glauben, Platon, wie flink er rechnen kann! Bis in die Hunderte! Bis in die Tausende!

„. . . I, ich sage Dir, da wird unser einem schwindelig dabei, und er, sollst Du mal sehen — eins, zwei drei! hat er's 'raus! Kupfergeld kann er zählen wie ein alter Heringskrämer; und wenn ich ihm z. B. so manches Mal sage: Stepka! Wieviel Kopeken hat ein Rubel? rasch! Da solltest Du blos hören, wie schnell und wie richtig er Dir antwortet; sofort sagt er Dir: ein Rubel hat hundert Kopeken! Aber das wird er Dir nicht nur einfach mit dem Mund wie unsereins sagen, sondern auch, wenn Du willst, mit Kreide und Feder zeigen, ja mit Kreide und Feder, wie es sich gehört. Neulich noch, da sagte ich zu ihm: Stepka, schreibe mir mal auf die Wand eine 2 auf; ich will doch sehen, ob Du wirklich was vom Rechnen verstehst. Und ich — nun, Du weißt ja, wie wir sind: unsere Sache, in der Polizei, auf dem Markte und in der Schenke, d. h. so weit natürlich das Alles mit dem Mund und den Händen, so zu sagen. abzumachen geht, das allerdings versteht unsereins ganz gut — warum nicht? Dafür hat man ja doch sein Amt, nicht wahr? Sonst aber mit der Feder — nun das ist für unsereinen dasselbe, was für eine Kuh die Uhrmacherkunst. Jedoch aber, was eine 2 ist, das wußte ich, weil nämlich auf meinen alten Epauletten immer eine 2 stand, die Nummer des Regiments, und das habe ich mir, verstehst Du, gemerkt. Kurz und gut, ich sagte zu ihm: Stepka, sagte ich, schreibe mir eine richtige 2 auf, ich will mal sehen, ob Du es kannst! Und richtig! im Nu hatte er sie auch fertig! Anfangs, muß ich Dir gestehen, war ich noch ein wenig im Zweifel, ob das wirklich eine 2 ist, vielleicht ist es gar eine 3 oder sonst irgend ein dummes Zeug. Aber da holte ich meinen alten Mantel hervor und sah nach, ob es stimmt. Richtig! es stimmte, sage ich Dir, auf's Haar! Ja, ja! das ist überhaupt schon, wie soll ich's sagen . . . eine ganz andere Menschenart als wir Alten! ja eine ganz andere Menschenart! Der Kopf ist ein ganz anderer und auch der Charakter, so zu sagen, die Manieren sind anders. Ja, die Welt ist nun einmal heutzutage so, sie ist klüger und feiner! Nun z. B. mein Stepka — mit wem hat er auch Umgang, mußt Du wissen? Immer mit vornehmen Leuten, ja mit den vornehmsten, sage ich Dir! Bald ist es der Advokat Tulupkin, bald der Feldwebel Bolltunoff, siehst Du? und so ähnlich.

„Das war vor Kurzem noch, da sagte zu ihm Andrej Nikolaewitsch — Du weißt ja, unser neuer Polizeilieutenant — ‚Stepka,' sagte er, ‚komm' mal her! Hab' keine Furcht, ich werde Dir nichts thun!' Und mein Stepka, nein, dieser Schlingel! geht auch wirklich ganz dreist zu ihm heran und fragt, was seine ‚Durchlaucht' wünschen? ja mit diesen Worten, wie ich's Dir sage! — ‚So, schön!' sagte Andrej Nikolaewitsch, ‚Stepka, Du bist ein famoser Kerl!' und klopfte ihm ein paar Mal auf die Schulter.

‚Weißt Du auch‘ sagte er, ‚wo Karagaitsch wohnt?‘ — ‚Jawohl!‘ antwortet dreist mein Stepka, ‚mein Vater,‘ setzt noch dieser Schlingel hinzu, ‚ist alle Abende da.‘ — ‚So?‘ sagte Andrej Nikolaewitsch, ‚nun, dann gehe schnell hin und sage Karagaitsch: ich hätte ein Maß — er weiß schon welches — Ebereschenschnaps verlangt, von meiner Sorte, die ich immer trinke, sagst Du; ein bischen Spiritus kann er noch dreist hinzugießen, hast Du verstanden? Hier hast Du auch die Flasche dazu!‘ Mein Stepka rannte natürlich schnell hin und holte es. Ja! der — hat immer nur mit vornehmen Leuten Umgang, denn, wie gesagt . . .“

„Cha, cha, cha!“ bricht plötzlich Dunja in ein lautes Lachen aus. „Wie sagst Du, Fedot Petrowitsch? Dein Stepka hat immer nur mit vornehmen Leuten zu thun? Cha, cha, cha! Nein, weißt Du, Fedot, Du bist doch in der That ein Spaßvogel!“

„Sag' mal, Du dummes Huhn,“ nimmt jetzt Sipunoff energisch das Wort, „warum lachst Du denn heute den ganzen Abend? Sitzt denn da ein Frosch bei Dir im Halse? Vorhin schon, als ich Dir erzählte, daß der Gevatter morgen früh mit einem hohen Beamten aus Petersburg zusammentreffen werde, da lachtest Du ebenfalls, ohne zu wissen, warum. Du dummes Huhn mußt doch bedenken, wen Du vor Dir hast!“

„Du Ziegenbärtchen, schweig!“ erwidert ihm ausgelassen Dunja. „Warum ich lache, das geht Dich nichts an, hast Du verstanden! Jedenfalls habe ich doch Grund dazu.“

„J das schadet nicht, Platon, laß sie doch lachen,“ sagt Tarrabanoff. „Im Gegentheil, ich höre es sogar sehr gerne; wenn sie lacht, ist immer besser, Platon, als wenn sie weinte. Sie hat ihr Gläschen getrunken — nun und da weißt Du doch, wie die Weiber einmal sind. Uebrigens kennst Du sie ja, sie lacht ja immer. Das ist's eben: echtes Kosakenblut ist immer heiter. Sieh, als ich in ihren Jahren war, da war ich ebenso. Warum? Weil auch in meinen Adern ein gut Theil echten Kosakenblutes fließt, denn meine Großmutter stammte ja ebenfalls von den Kosaken her.“

„Ja, ja,“ erwidert sein Freund, „aber ich bitte Dich, Gevatter, sie muß doch wissen, wen sie vor sich hat. Siehst Du, was habe ich immer gesagt? Die Weiber sind ein zu dummes Volk! Anstatt vernünftig zuzuhören, wie kluge Leute sich unterhalten, lacht sie fortwährend, ohne recht zu wissen, warum . . .“

Indem so Sipunoff räsonnirt, erhebt sich Dunja von ihrem Platze am Ofen, legt behutsam das eingelullte Kind auf's Bett und wendet sich energisch, doch mit heiterer Miene zu ihrem Mann.

„Sage mal, Du Kalbsgesicht, seit wie lange bist Du denn so klug geworden? Du ärgerst Dich, warum ich immerzu lache; weshalb denn? Warum soll ich nicht lachen? Er scherzt und spaßt, und Du stehst da in Deiner krummen Stellung wie ein alter Laternenpfahl, hältst den Mund offen und horchst, als hätte Dir der Pope eine Predigt in der Kirche vorgelesen.“

image
not
available

ich nicht Recht, Gevatter? Es ist leicht gesagt: Hier, da hast Du ein Amt! Aber dieses Amt, so zu sagen, richtig, verstehst Du, das heißt so ordentlich verwalten, ja, siehst Du, das ist ganz was Anderes! nicht wahr? Habe ich nicht Recht?"

„Ach was!" sagt Dunja, indem sie das Kind jetzt wieder aus dem Bette nimmt und es Tarrabanoff giebt, „hier, Fedot, nimm mal den kleinen Grischa zu Dir auf den Schooß! Denn Ihr habt mir ihn wieder wach gemacht."

Sie setzen sich Alle um den Tisch herum und Dunja bringt jetzt das Abendbrot.

„Hier, für Euch beide!" sagt sie, „ich und Fedka, wir haben schon gegessen."

Sie schenkt den Schnaps ein und die kleine Gesellschaft wird wieder fröhlich wie zuvor.

Der Alles erhebende, Alles beseligende und gleichmachende Geist — des Alkohols versagt auch hier nicht seine Zauberkraft, selbst in seiner ärmsten Gestalt als Fusel und in der gelben, zweifelhaften Farbe, die ihm die saubere Meisterhand des Karagaitsch gegeben hatte, und die armen Gemüther erheiternd, macht er sie so manches Ungemach und so manches Verdrießliche im Leben vergessen.

Dunja ist so ausgelassen heiter, so übermüthig und lustig, daß sie durch ihre gute Laune auch die Anderen mit fortreißt. Selbst Sipunoff, der kurz vorher noch so unruhig und verdrießlich aussah, verzieht jetzt sein schmales, kleines Gesichtchen zu einem friedlichen Mopslächeln und indem er wie ein gefräßiges Kind die Backen voll Kascha stopft, streckt er keilförmig sein spitzes Ziegenbärtchen hervor und freut sich seines Daseins auf Erden.

Indessen hat es draußen zu regnen aufgehört und der sternenreiche Herbsthimmel auf allen Seiten seines blauen Horizontes sich allmählich entwölkt. Nur hin und wieder huschte noch eine kleine Silberwolke, die in ihrem weiten Fluge gen Osten in der einsamen Nacht sich verspätet hatte, an dem klaren ruhigen Vollmond vorüber, bald ebenso schnell verschwindend wie die anderen, die ihr im Fluge vorausgeeilt sind.

Hinter dem Berge auf der steilen Landstraße kommen jetzt mehrere zweispännige Wagen zum Vorschein. Drin sitzen junge Männer und Mädchen und aus ihrer Mitte erklingen bald darauf fröhliche Töne einer Geige, wobei auch viele Stimmen im Chor mit eingreifen. Das sind glückliche Hochzeitsgäste, welche sich augenblicklich in der angenehmen Lage befinden, die wichtigsten Sachen des Festes: die Braut und die Getränke mit sich zu führen.

Weit, weit ringsum bis in die dunkle Ferne des Horizontes und bis in die nebelhaften Schatten der Thäler und Schluchten, auf den einsamen Bergen und in den Gipfeln der Bäume herrscht solch feierliche Stille, daß es scheint, als lauschten Himmel und Erde mit angehaltenem Athem den süßen Tönen der Geige in der ruhigen mondeshellen Nacht.

„Horch, welch' angenehme Musik!" sagt Tarrabanoff. „Willst Du uns nicht auch ein Liedchen zum Besten geben, Dunja? Ich hab' Dich schon so lange nicht singen hören, liebe Gevatterin!"

„Ach nein," erwidert sie, „mein Grischka wird dadurch wach und dann kann ich ihn nachher die ganze Nacht nicht zum Schlafen bringen."

„I das schadet nicht!" sagt Tarrabanoff, „Du kannst dreist singen; denn der Kleine ist jetzt so müde, daß er davon gar nicht mal erwacht."

„Wenn er aber doch erwacht," entgegnet ihm Dunja, „dann sage ich Dir, mußt Du ihn zur Strafe die ganze Nacht auf dem Arm halten."

„Ja, ist gut!" erwidert er, „ich bin bereit!"

„Was soll ich Dir denn singen? ein Kosakenlied?"

„Ja, ja, ein Kosakenlied!" wiederholt bittend Tarrabanoff. „Dasselbe, welches Du neulich gesungen hast, weißt doch? Na, wie heißt es denn gleich? . . . Ach ja! ‚Spät in der Nacht, spät in der Nacht.'"

Dunja räuspert sich jetzt, sieht nach, ob der kleine Grischka auf ihrem Schooße ruhig schläft und, indem sie ihn mit zarter mütterlicher Fürsorge von allen Seiten einhüllt, beginnt sie mit klangvoller süßer Stimme folgendes Lied:

Einstens ritt des Nachts ein Kosak,
Fröhlich, tapfer, jung und schön,
Stepp' und Wald durchflog sein Renner
Fern vom Hause ganz allein.

„Sage mal, Dunja, was ist denn das hier?" unterbricht sie plötzlich Tarrabanoff, der unterdessen langsam seine Kascha zu Ende aß. „Es scheint . . . pfui! wahrhaftig! . . . ein Docht zu sein! Wie kommt denn dies in Deine Kascha hinein?"

„Ach, Onkel, ich weiß schon!" versetzt Fedka. „Vater hat wohl aus Versehen auch den Docht aus der Oellampe mit hineingegossen."

„Aus welcher Oellampe?" frägt verwundert Tarrabanoff.

„Nun, die ich vorhin aus der Polizeiwache geholt habe," antwortet Fedka. „Das war ja die einzige Lampe, die noch Oel hatte, sonst die anderen waren alle leer."

„Wie? . . . Was? . . . aus der Polizeiwache?" ruft Tarrabanoff, indem er ganz weit Augen und Mund aufsperrt. „So ist die Sache? . . . Aha! . . . Darum auch . . ."

Sipunoff, der schon bei den ersten Worten Fedkas in große Verlegenheit gerieth und sehr unruhig wurde, so daß er nicht recht wußte, was er augenblicklich thun sollte, entweder schnell auf die Straße zu eilen, oder hinter den Ofen sich zu verstecken, kam endlich auf den glücklichen Gedanken, Leibschmerzen zu simuliren und war nun eben schon im Begriff, die plötzliche Erkrankung seines Unterleibes nach der neuesten Methode der dramatischen Mimik: mit Heulen und Schreien, in Scene zu setzen, da kommt ihm auf einmal Dunja zu Hülfe, indem sie sich zu Tarrabanoff mit folgenden Worten wendet:

„Sage mal, Fedot, was machst Du da für Unsinn? Willst Du hören oder nicht? Sonst singe ich gar nicht mehr, wenn Du immerzu mich mit dummen Fragen so stören willst!"

„Ich — ä . . . sieh mal, Dunja . . . ja, ja! bitte singe doch weiter!" erwidert Tarrabanoff.

„Wirst Du aber auch nicht mehr stören?"

„Nein, nein! Aber — sage mal blos? . . ."

„Nun, dann kannst Du zuhören!" sagt Dunja, indem sie ihr begonnenes Lied jetzt wieder von Neuem anfängt.

Alles wird wieder still und Dunja singt, wobei sie jedesmal den Refrain: „Spät in der Nacht, spät in der Nacht," nach russischer Art mit der hohen Octave des letzten Tones endigt und dieselbe recht lange ausdehnt.

Einstens ritt des Nachts ein Kosak,
Fröhlich, tapfer, jung und schön,
Stepp' und Wald durchflog sein Renner
Fern von Hause ganz allein.
Weit erglänzte heller Mondschein,
Schatten werfend still und schaurig,
Und des Tones Silberfluthen
Rauschen einsam spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Herzlich dacht' er an sein Liebchen,
An die schöne Hetmanstochter,
Und es packt ihn heiße Sehnsucht
Nach dem Mädchen, seiner Braut.
„Kehr' ich erst vom Kriege heim,
Reich mit guter Beut' beladen,
Dann, o Katja, bist Du mein!"
Denkt der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Und wir bauen uns ein Häuschen,
Schön gehobelt und geschmückt,
Auf dem Hügel, hart am Bache,
Eingehegt von jungen Linden.
Drin wird Katja fröhlich walten,
Wird mein treues Weibchen sein,
Und so herrlich wird es werden!" —
Denkt der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Horch! da rauschen so die Blätter! . . .
Horch! wer flüstert da im Busch? . . .
Plötzlich hält der Kosak an
Und versteckt sich gierig lauschend . . .

„Ist es möglich? . . . Hör' ich recht? . . .
Oder täuschen mich die Sinne? . . .
Diese Stimme! . . . diese Stimme! . . .
Ruft der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Katja! Katja! liebe Katja!"
Hört er flüstern hinter'm Busch:
Es durchrieselt ihn ein Schauer,
Wuth ergreift des Kriegers Herz.
„O, Du falsches, böses Mädchen!
Da Du mich im Kriege glaubst
Wirst Du treulos Deinem Freunde!"
Ruft der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Hast geschworen treu zu bleiben
Bei dem Kreuz an Deinem Halse
Mir, so lang Dein Herze schlägt —
Hältst Du so den heißen Schwur? . . ."
Und er steigt vom Roß herunter
Wie ein Tiger wuthergrimmt,
Und er zieht den Dolch vom Gürtel,
Leise schleichend spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Langsam kommt vom Wald ein Wagen,
Drin die schöne Katja sitzet
An der Seite eines Mannes,
Heiter schwatzend und vergnügt . . .
Plötzlich schreit ihr Nachtbegleiter:
„Katja! Katja! bin verwundet! . . .
Räuber schlugen mich im Rücken,
Und ich sterb' noch spät in der Nacht! . . .
spät in der Nacht! . . ."

„Bin kein Räuber, frecher Bube!
Du Entführer meines Glückes!
Bin der junge Bondarenko! . . .“
Ruft der Kosak rachedürstend. —
Aber plötzlich wird er stille!
Todesangst ergreift sein Herz,
Und gelähmt wird ihm die Zunge
Ob des Mordes spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Denn er sieht im Schein des Mondes
Das Gesicht von Katjas Bruder,
Seines lieben, guten Freundes
Toderbleichend, starren Auges. —
„Sei verflucht! Du böser Mörder!
Der den Bruder mir gemordet,
Meinen lieben, lieben Bruder!“
Ruft das Mädchen spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Mögen Qualen Dich verfolgen,
Bittre Reu, so lang Du athmest,
Daß Du nirgends Ruhe findest!
Nimmer werd' ich Deine Frau jetzt!
Nie berühren mich die Hände,
Die den Bruder mir gemordet! . . .“
Ruft die schöne Hetmanstochter
Grimm'gen Herzens spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Immer steht noch Bondarenko
Tief versunken in Gedanken,
Die sein junges Herz zerreißen,
Und er spricht mit matter Stimme:
„Katja! Katja! liebe Katja!
Mich ereilt' mein böses Schicksal . . .
Bin verloren! Bin verloren! . . .“
Wiederhallt es spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Endlich rafft er sich zusammen,
Schwingt sich auf sein flinkes Roß,
Und verzweifelt, schweren Herzens
Ruft er laut der Freundin zu:
„Lebe wohl, mein schönes Mädchen!
Nimmer wirst mich lebend schauen!
Denn im Kriege will ich sterben,
Unbeweint spät in der Nacht,
spät in der Nacht. —

Lebe wohl! und finde Trost! . . .“
Und den Renner kräftig spornend,
Sprengt er fort von seiner Braut
Und verschwindet schnell im Dickicht.
Weit erglänzte heller Mondschein
Schatten werfend still und schaurig,
Und des Dones Silberfluthen
Rauschen einsam spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Viele Lieder singt noch Dunja, indessen Sipunoff sich schon längst sachte in die düstere Ecke hinter den Ofen verkrochen, und mit dem Bauch zur Erde liegend schnarcht er so kräftig, als sägte er einen dicken Ast entzwei; auch die Kinder sind nun allmählich eingeschlafen. Nur Tarrabanoff sitzt noch immer wie gebannt an seinem Platze, tief versunken in Gedanken, indem er ab und zu mit verliebten schmachtenden Augen die schöne Sängerin ansieht, und, sobald ein Lied zu Ende ist, flüstert er leise mit flehender Stimme: „Bitte, bitte, liebe Dunja! singe weiter! singe weiter!“





Illustrirte Bibliographie.

Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Grundriß. Mit einer Farbtafel und 340 Textbildern. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.



Fig. 1. Vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia.
Aus Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst, Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein richtiger Gedanke wird hier in trefflicher Weise von einem Gelehrten durchgeführt, der durch Einzelforschungen auf dem Gebiete der alten Kunstgeschichte seinen Beruf zu einem derartigen Unternehmen erwiesen hat. Neu und überraschend ist der Titel und die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt. Statt die Entwickelung der Kunst von Volk zu Volk (ethnographisch) durchzugehen, eine Behandlung, bei der die weltgeschichtlichen Fragen nicht zur Verhandlung kommen, und anstatt die Kunst eines jeden Volkes nach Kunstfächern (eidographisch) anzuordnen, faßt er die Kunst der Welt, und zwar zunächst die der alten Welt, als ein Ganzes, das er in drei Perioden gliedert und innerhalb dessen die ethnographische und eidographische Scheidung nur zur Bildung von Unterabtheilungen eingeführt wird. Der erste Theil umfaßt die Zeit der Vorherrschaft des Orients, in welcher bereits die Anfänge der griechischen Kunst ihre richtige Stelle finden, der zweite naturgemäß nach Umfang und Inhalt bedeutendste, die Zeit der Hellenen, die Ausreifung und Blüthe ihres Stils, den Antritt und die Ausbildung seiner Herr-

schaft, also auch seine Rückwirkung auf den Orient und seine Vorwirkung auf die römische Kunst; der dritte die Zeit der Römer, wo die classische Kunst unter dem Schirm des römischen Weltreichs, endlich im Dienste der Weltreligion noch einmal glänzende Früchte hervorbringt. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Betrachtung ein ganz anderes Licht auf die Zusammenhänge und das Werden und Wachsen der Kunst im Großen des ganzen Alterthums fällt als bisher. Man könnte die untere Zeitgrenze, die Erbauung der Sophienkirche etwas tief gegriffen finden, wird aber dem Verfasser, trotzdem die Kunst damals seit Jahrhunderten im Niedergang begriffen erscheint, doch recht geben müssen, wenn er sagt, daß dieser Niedergang nicht jäh und nicht in allen Zweigen zugleich eintrat, daß vielmehr in einer Zeit, wo die Plastik ihren tiefsten Stand erreicht hatte, die Baukunst als Construction erst ihre letzte Höhe erstieg, bis dahin also doch in aufsteigender Bewegung geblieben ist. Der Schwerpunkt liegt freilich auch bei dieser Betrachtung in der Kunst der Griechen. Ihre bevorzugte Stellung ist unbestritten, ob man sie aus der orientalischen ableiten oder ihre Originalität vertreten mag. Beides ist gleich unrichtig, wenn man einseitig das eine oder das andere vertritt, aber Beides hat seine Berechtigung, indem man heutzutage im Stande ist, einerseits Umfang und Art des von den Griechen aus dem Orient Uebernommenen genauer festzustellen und andererseits das Original-Griechische davon zu sondern. Die plastische Schönheit haben doch erst die Griechen gefunden. „Mit dem Hervortreten von Künstlerpersönlichkeiten, mit dem Uebergang zum Steintempel und zur Marmorbildnerei beginnt ihre Ruhmesbahn, darin sie ihr Eigenes entfaltet."



Fig. 2. Wettläuferin.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Ebenso interessant, wie die Geschichte der Losschälung der griechischen Kunst aus den Fesseln der orientalischen und ihres eigenartigen Heranwachsens bis zu ihrer Blüthezeit ist die Zeit des Antritts ihrer Weltherrschaft, ihrer Rückwirkung auf den Orient und ihres beherrschenden Einflusses auf die römische Kunst. Für beide Perioden, die archaische und hellenische, haben die Funde der letzten Jahrzehnte eine ungemeine Bereicherung unseres Wissens und unserer Anschauung gebracht, die für die Herstellung des „Weltbildes" von größter Wichtigkeit ist. Das Gesagte wird genügen, um von dem Neuen, das vorliegendes

Buch nach Anlage Auffassung und Stoff darbietet, eine Vorstellung zu geben. Zu diesen Vorzügen gesellt sich der einer klaren, knappen, präcisen, von Schwulst und Pathos freien Sprache, eines fast gesucht pointirten Stils. Jedes Wort giebt uns die Gewähr, daß ein Meister zu uns spricht, der seinen reichen und weitumfassenden Stoff vollkommen beherrscht. Dazu kommt eine Fülle von trefflich gewählten und meist vorzüglich ausgeführten Abbildungen, von deren Güte die vier unserer Besprechung beigegebenen nur eine schwache Ahnung geben. Sie gehören sämmtlich der griechischen Kunst an, Fig. 1 und 2 der letzten Vorstufen der Blüthezeit, Fig. 3 eine anmuthige Knabenstatuette aus praxitelischer Zeit, Fig. 4 giebt ein Bild von der Entwickelungsfähigkeit des korinthischen Kapitells, von dem sprossenden Leben, das mit der Einführung des Akanthusblattes in den jüngeren Ornamentstil der Architektur gekommen war, aber auch bereits von dem Hereindringen organisch nicht zugehöriger Elemente in das Pflanzenornament.



Fig. 3. Knabenstatue.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet uns hier der Raum. Doch verdient es Beachtung und ist zugleich ein schöner Beweis seiner Objectivität, daß der Verfasser die Laokoongruppe der Zeit des Titus zuweist, weil wir „der Kaiserzeit ein Werk nicht nehmen dürfen, welches möglicherweise doch ihr Eigenthum ist“. Auch die vielumstrittene Venus von Milo weist er der römischen Zeit, allerdings einer früheren Epoche derselben, jedenfalls der Epigonenzeit griechischer Kunst zu.

Allenthalben müssen wir das maßvolle Urtheil des Verfassers, sein Bestreben anerkennen, nur gesicherte Resultate zu bieten, das Problematische zwar nicht zu verschweigen, aber das aus dem Streit der Meinungen als das Wahrscheinlichste sich Ergebende klar und bestimmt hinzustellen. So bietet das schöne Werk eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage und doch jedem Gebildeten verständliche, durch keinen gelehrten Ballast beschwerte Darstellung des Weltganges der Kunst im Alterthum, eine werthvolle Bereicherung der Kunstliteratur, in

der sich heutzutage so mancher Unberufene tummelt, eine Gabe, an der jeder Kunstfreund, der nicht blos nippen möchte an der vollen Schale des Kunstschönen, sondern einen Ein-



Fig. 4. Kapitell eines Dreifußträgers zu Eleusis.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst, Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

blick gewinnen möchte in das Werden und Wachsen der Kunst als einer Weltmacht seine helle Freude haben muß.

Dichtungen in Prosa.

Unter der Fülle von Romanen und Erzählungen, wie sie alljährlich wachsend auf dem Büchermarkte erscheint, ist die Auswahl derer, die einen bleibenden literarischen Werth beanspruchen dürften, keine sehr schwierige, aber erfreulicher Weise doch auch nicht allzu ergebnißlose. An erster Stelle mag diesmal wieder Paul Heyse genannt sein, der unermüdliche, so reich mit Phantasie und Herz begabte Dichter. Die 19. Sammlung seiner Novellen „Villa Falconieri und andere Novellen". (Berlin, Wilh. Hertz) enthält vier Erzählungen, von denen jede ein kleines Cabinetstück ist, so daß man schwerlich einer den Vorzug geben könnte. In allen handelt es sich um seelische Kämpfe, die ein edles Frauenherz zu bestehen hat; Paul Heyse ist ein feiner Kenner desselben, und die weiche, innige Art, mit der er sich in die Empfindungen seiner poetischen Gestalten zu versetzen weiß, läßt uns dieselben sympathisch erscheinen. Der Schluß ist meist tragisch, aber so wohlthuend vorbereitet, daß eine andere Versöhnung der bestehenden Dissonanzen gar nicht denkbar erscheint; namentlich die zweite Erzählung: „Doris Sengeberg" zeigt dies: Die Heldin hat hier das Glück selbst verscherzt, indem sie von dem Geliebten die Rache für die gekränkte Ehre der Schwester forderte. Wenn er ihr den Dienst nicht geleistet hätte, wäre seine Liebe nicht opferbereit gewesen; da er ihn leistete, war die ihre nicht mehr selbstlos und rein, sondern nur ein Lohn für seine

ritterliche That. Deshalb geht die Frau lieber in den freiwilligen Tod, weil es auf Erden kein reines Glück mehr für sie giebt. — In der Titelnovelle wird die Sühne an der Schuldigen durch den gekränkten Gatten vollstreckt, der dann seinem zerstörten Dasein selbst ein Ende macht; hier liegen die Verhältnisse ähnlich wie in Heyses früherer Erzählung „Himmlische und irdische Liebe", nur daß die Heldin eben diesmal eine Frau ist. Das Thema von „unverstandenen Herzen", das sich aus den engen Schranken des Alltagslebens zu einer höheren, geistig angeregteren Existenz hinaussehnt, ist von dem Dichter auch schon öfter behandelt worden: „Emerenz" ist eine Seelenschwester der mit Recht so bewunderten „Lotta", aber wie viel besondere liebreizende Züge unterscheiden sie von dieser! Endlich die letzte Erzählung: „Die Märtyrerin der Phantasie" befremdet zunächst etwas durch den seltsam klingenden Titel; der Stoff ist aber durchaus der Richtung unserer Zeit entsprechend: ein junges Mädchen möchte ihren Lebenszweck in etwas Besonderem, Romantischen finden, lernt aber durch herbe Erfahrungen noch rechtzeitig, daß derselbe vielmehr in der edeln, hingebenden, echt weiblichen Sorge um einen hülfsbedürftigen geliebten Mann besteht. Die Sprache dieser vier Novellen ist wieder von großer Schönheit und edler Einfachheit; man empfindet ihre Weichheit recht deutlich, wenn man sie mit der eines andern Erzählers vergleicht, der auch zu den ersten unter den jetzt lebenden gehört. Conrad Ferdinand Meyer ist erst ganz kürzlich in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden. (Januarheft 1888). Seine neueste Dichtung: „Die Versuchung des Pescara". (Leipzig, H. Haessel) zeigt die Vorzüge seines Talents, die dort anerkannt sind, wieder im hellsten Lichte. Die knappe, markige Art der Charakteristik, den ethischen Zug seiner Gestalten und den plastischen Eindruck der einzelnen Bilder; daneben eine gewisse herbe Form seiner Darstellung, die nicht willkürlich gewählt, sondern durch eine innere sittliche Nothwendigkeit bedingt erscheint. Pescara, der berühmte Feldherr Karls V. in Italien, ist der Wallenstein seines Jahrhunderts, aber kein in den Sternen forschender Grübler, sondern ein entschlossen handelnder Kriegsheld. In dem Augenblick, wo die Versuchung der heiligen Liga an ihn herantritt, hat er schon entschieden, denn er weiß, daß er keine Zukunft mehr vor sich hat, daß ein unabänderliches Verhängniß ihn mitten aus seinem Siegeslaufe abrufen wird. Diese Gewißheit giebt ihm das Gepräge sittlicher Größe sowohl dem elenden Verräther Morone wie dem heißen Flehen seines stolzen Weibes gegenüber. Der Gang der Erzählung ist dadurch vorher festbestimmt; einzelne Bilder sind von hinreißender Schönheit der Empfindung; eine Scene, wie die Unterredung zwischen Pescara und seinem Weibe im Garten beim Mondenlicht (S. 164 ff.) mit dem jähen Schluß, läßt sich nur durch eigenes Lesen nachempfinden: sie allein würde dieser Novelle den Namen eines dichterischen Kunstwerks sichern.

Einer unserer allerbegabtesten jüngeren Novellisten ist Hans Hoffmann; seine im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen „Neuen Korfu-Geschichten" waren ein würdiges Geschenk für den nunmehr entschlafenen Friedrich Theodor Vischer zu seinem 80. Geburtstage. Hoffmanns Erfindungsgabe ist bewundernswürdig, und den Gestalten seiner Phantasie weiß er soviel Züge echten, sogar stark sinnlichen Lebens zu geben, daß man sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt. Er kennt die sonnige jonische Insel, auf der die Vorgänge dieser fünf Erzählungen spielen, offenbar aus eigener Anschauung; sie gilt als die sagenhafte Heimat der Phäaken, und noch heute wohnt dort ein frohes Volk in seligem Nichtsthun, aber mit scharfem Witz und mit glühenden Leidenschaften ausgestattet. Es ist deshalb ein geschickter Kunstgriff des Dichters, daß er einige der Erzählungen, deren Inhalt sonst befremden möchte, in vergangene Jahrhunderte verlegt hat. In einigen zeigt sich ein echter poetischer Humor, so in der „Weinprobe", die vier Büßerinnen", und besonders in der letzten Geschichte „Das Antikencabinet"; allerlei scherzhafte Vorfälle dienen hier dazu, die liebenden Paare zu einander zu führen. Dem großen Publikum dürften gerade diese heitern Erzählungen mehr zusagen als die beiden andern: „Die Gekreuzigten" und „Der blinde Mönch", denen gerecht zu werden schwierig ist. Es ist eine antike Anschauung, daß die reine Schönheit des menschlichen Leibes etwas Hohes und Heiliges sei; aber die Grenze des Sittlich-Erlaubten ist dieser Anschauung jetzt durchaus im Wege. In den „Gekreuzigten" führt dieser Widerstreit zu einem grausigen Ende: die armen Opfer eines blinden Ablösungsglaubens genießen „die sehnsüchtige Lust der Augen" in ihrer Todesstunde. In ähnlicher Weise wird „Der blinde Mönch" erst sehend, als die antike Venus ihm lebend erscheint. Es genügt hier zu bemerken, daß Hoffmann in beiden Fällen seinen

äußerst schwierigen Vorwurf mit hohem sittlichen Ernst, mit der Lauterkeit eines griechischen Bildhauers behandelt hat.

Mit besonderer Wärme sei an dieser Stelle eines Lieblings der Leser unserer Zeitschrift gedacht, der reich beanlagten, stets neue Theilnahme erweckenden und in ihrer schriftstellerischen Art sich doch so gleichbleibenden Helene Böhlau. Von den drei Büchern, die sie fast gleichzeitig (bei J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen) erscheinen ließ, ist die Novelle: „Herzenswahn!“ zuerst in „Nord und Süd“ erschienen und hat großen Beifall gefunden. Das unergründlich tiefe Seelenleben eines knospenden Frauenherzens war hier in einer Weise geschildert, daß der Eindruck dieser Erzählung ein mächtiger sein mußte, denn keinem neueren Dichter war es gelungen, dieses Träumen von einem verlorenen Ideal, dieses Sträuben gegen ein sichtbares Lebensglück, dem sich doch das überquellende Herz voll hingeben möchte, so wiederzugeben, wie das Helene Böhlau verstanden hat. Man kann billiger Weise zweifeln, ob einem Manne dies überhaupt möglich sei. Der größer angelegte Roman: „Reines Herzens schuldig“ zeigt in der Anlage viele Aehnlichkeit mit „Herzenswahn!“ Nur sind die Hindernisse des Liebesglücks der Heldin Dorothea Schöngardt hier sichtbarer, nicht allein in ihrer eigenen Brust verschlossene; denn Stephan Rang, zu dem sie emporschaut wie Käthe zu Reichlin, ist bereits verheirathet. Aber die Macht des Gefühls ist stärker wie die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung; es giebt eine Macht der „allerheiligsten, allerheimlichsten Liebe“, wie Richard Voß sie nennt, die den, welchen sie überkommt, wohl schuldig werden läßt, aber „reines Herzens“. Wie kindlich rührend klingt die Bitte der sich hingebenden Dorothea an den Geliebten, sie nur einmal, ein einziges Mal seine „liebe, kleine Frau“ zu nennen! Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften“ seine Ottilie an ihrer reinen Liebe untergehen lassen; Dorothea, die sonst manche Verwandtschaft mit dieser zeigt, lebt fort in stiller Entsagung, für die Welt und die Ihrigen ein Räthsel, in sich selbst glücklich, weil sie das Höchste genossen zu haben meint, was die Welt ihr bieten konnte. Im Gegensatz zu dieser im Schatten dahinlebenden Mädchenblume stehen die Lichtgestalten des gräflich Heuglin'schen Hauses, für die menschliche Schwächen gar nicht vorhanden sind. Diese Gegenüberstellung ist sehr glücklich; weniger gelungen ist das, was die Dichterin, wie wir glauben, aus Rücksicht auf den herrschenden Zeitgeschmack in den Roman verwebt hat: die Schilderung des Armenunterstützungsvereins unter Leitung der Tante Wangemann und des Herrn von Bublitz; aber es hat auch nur nebensächliche Bedeutung. Das kleine Bändchen: „Rathsmädelgeschichten“ ist eine recht herzerfrischende, köstliche Gabe. Helene Böhlau versetzt uns hier in die letzten Jahre der Regierung Karl Augusts, wo ein fröhlich heranwachsendes Geschlecht noch in dem Glanze der großen Zeit Alt-Weimars es sich wohl sein ließ, wo die lustigen „Rathsmädel“ Röse und Marie bei der alten Kummerfelden, der Erfinderin des berühmten Waschwassers, Nähstunde nahmen und mit Goethe und dem Herzoge heiter plauderten. Der lebendige und dabei so innige Ton der Erzählung ist in diesem Buche ganz unübertrefflich. „Ein thüringischer Roman“ nennt sich auch Ernst von Wolzogens neueste Dichtung: „Basilla“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1887), aber kein heiterer Zug jener sonnigen Gefilde geht durch diese Erzählung. Sie ist ein schauerlich ergreifendes Seelengemälde. Wolzogen ist kein oberflächlicher Schriftsteller, sondern er arbeitet mit großer Gewissenhaftigkeit die Composition des Ganzen durch, und wer genau liest wird die Feinheit des Aufbaus wie die Handlung von Buch zu Buch sich entwickelt bewundern müssen. Das alte Lied: „So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben thut lieben, 's thut wunderselten gut“ führt in dem Hause einer Frankenhäuser Ackerbürgersfamilie zu einer furchtbaren Katastrophe: Der ältere Bruder Bernhard ist der Besitzer des Vermögens und der Braut, aber er ist ein schwacher Mensch, der unter dem „Fluche des Blutes“ zu leiden hat, seine Mutter ist im Wahnsinn gestorben. Da erwacht in dem jüngeren, Fritz, die Leidenschaft für Basilla und veranlaßt den verhängnißvollen Ausspruch: „Er lebt noch, aber Du liebst mich, wenn er todt ist!“ Nun beginnt das Unheil: Die Stiefmutter, eine wahre Furie, glaubt Bernhard beseitigen zu können; es gelingt ihr anscheinend. Aber nun regt sich der Verdacht in Basilla: obgleich sie Fritz heirathet, wird sie der Ehe nicht froh, denn ihr schrecklicher Verdacht peinigt sie, und als sie ihren Gatten in der Hochzeitsnacht beschwört, sich von diesem durch einen Schwur zu reinigen, kann er es nicht. So spitzt sich der Conflict immer spannender zu; der Leser verfolgt ihn mit fieberhaft gesteigerter Theilnahme, bis endlich die Lösung ihm eine neue Ueberraschung und zugleich Erleichterung bringt. „Welch' eine Tragödie!

Und die Schuld? Liebe — überall Liebe!" Wolzogens Roman ist eigentlich eine Criminalgeschichte, aber in Bezug auf ihren dichterischen Werth erhebt sie sich weit über ähnliche Erzählungen.

Auf dem Gebiete des leichten, feinen Conversationsromans verdient „das Nessusgewand von Fedor von Zobeltitz (Roman in 2 Bänden. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) einige empfehlende Worte. Der Verfasser zeigt sich als einen feingebildeten, liebenswürdigen Gesellschafter, der uns allerlei vorplaudert, was uns unterhält und belustigt; tiefere seelische Kämpfe werden nur leicht gestreift, denn sie treten auch im Leben selten an die Oeffentlichkeit. Gleichwohl sind sie bei den meisten der zahlreich im Romane auftretenden Personen vorhanden; denn „wir sind allzumal Sünder — auch die besten und edelsten tragen ihr Nessusgewand," d. h. eine dunkle Schuld der Vergangenheit, die mahnend in das Glück der Gegenwart eingreift. Der ehemalige Gardelieutenant Freiherr von Neuland hat auch darunter zu leiden, aber er hat sich tüchtig emporgearbeitet, und als er als Mr. Newland am Genfer See auftaucht, ist er ein gemachter Mann. In dem Pensionsleben dort findet er Unterhaltung und Zerstreuung, ehe er wieder ehrsamer norddeutscher Landedelmann wird; er hat dort Gelegenheit, manche Frauenherzen zu brechen, bis ihm in der zarten Miß Lilian Potter die wahre Liebe erscheint. Die edle Comtesse Strahlen liebt ihn wahrhaft und innig, die leidenschaftliche Frau von Labomiroff steht ihm „als Geliebte zu hoch, als Gattin nicht hoch genug;" der ersteren fühlt sich Newland nicht würdig, die andere ist es seiner nicht. So kommt es zu allerlei Verwirrungen, die aber geschickt gelöst werden. Die Nebenfiguren, der ehemalige Parfümeriereisende Carl Feodor Maier, der ostpreußische Rittmeister von Rankenhausen, der die meisten Frauen zwar „ganz matt, aber doch etwas kokett" findet, der lumpige Spemer sind ergötzliche Nebenfiguren, mit denen der Leser sich gut unterhält, ohne es zu empfinden, daß sie für den Gang der Haupthandlung eigentlich überflüssig sind. So tritt die breite Anlage des ganzen Romans auch nirgends störend auf, und man ist erstaunt, sich plötzlich am Ende zu finden, weil man dem Verfasser gerne zugehört hat. — „Wandel der Zeiten" nennt der Kgl. preuß. Generallieutenant z. D. J. Hartmann eine Sammlung von vier Erzählungen (Wiesbaden, J. F. Bergmann) sehr treffend, in denen er den Wechsel, welcher sich seit den letzten fünfzig Jahren im Culturleben des deutschen Volkes vollzogen hat, schildert. Der Stoff ist frei erfunden, aber die „Erinnerungen eines deutschen Offiziers" klingen oft durch. Am schwächsten ist die letzte Geschichte: „Gute Tage"; die Machtstellung des deutschen Reiches findet an den in der Sommerfrische zusammentreffenden Personen doch nur wenig äußeren Wiederschein. Dagegen ist die erste Erzählung „Enge Schranken" trotz ihres nicht befriedigenden Schlusses hochinteressant, die Philiströsität, wie sie etwa 1830 in den kleinen deutschen Fürstenthümern herrschte, ganz vorzüglich dargestellt. Noch höher möchten wir die zweite Erzählung stellen; sie spielt in Hannover im Jahre 1847. Der Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum, die Persönlichkeit des greisen Königs Ernst August hat der Verfasser aus eigener heimatlicher Erinnerung geschöpft. Auch die an die Eroberung Alsens im Jahre 1864 geknüpfte Novelle „Morgendämmerung" enthält viel Sinniges. Im Hinblick auf die Fülle der mitgetheilten Thatsachen ist der Stil der Erzählungen knapp und kurz, was bei der gewählten Novellenform nicht so störend ist wie bei dem früher von uns besprochenen Roman („Zu spät erkannt") desselben Verfassers.

Bibliographische Notizen.

Morell Mackenzie, Singen und Sprechen, Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane, übersetzt von Dr. J. Michael in Hamburg, mit einem Bildniß des Verfassers und neunzehn Abbildungen.

Dr. J. Michael, die Bildung der Gesangsregister. Leopold Voß, Hamburg und Leipzig.

Der Name Mackenzie ist heut in allen Kreisen vielgenannt und dem großen Publikum ebenso bekannt, wie er es schon bis-

her allen denjenigen war, die sich mit der Literatur der Laryngologie beschäftigen. Der große Gelehrte und Arzt hat sich in dem vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, und wie ich gleich hinzufügen will, glänzend gelöst, in allgemein verständlicher Art, gewissermaßen im Unterhaltungstone, den Leser in das große Gebiet der Physiologie der Stimmorgane einzuführen, und Sängern und Rednern zu lehren, wie man die Stimme ausbildet, die ausgebildete Stimme erhält, und die erkrankte wiederherstellt. Nachdem der Verfasser in Cap. I. diesen Inhalt und Zweck seines Werkes festgestellt hat, spricht er in den folgenden Capiteln II und III von der Stimme und der Gesangsstimme insbesondere. Ich kann von seinen Ausführungen hier nur hervorheben, daß er den Werth der Untersuchungen mit dem Kehlkopfspiegel für die Physiologie des Kehlkopfs und somit für die Praxis der Gesangslehre für sehr gering hält und zugiebt, daß der Kehlkopfspiegel kaum auf irgend eine gesangsphysiologische Frage ein neues Licht geworfen hat. Mit Mackenzies Registertheorie (S. 32 ff.) kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er geht von der Zweiregistertheorie aus, indem er der Bruststimme die Kopf- und Falsetstimme als einen und denselben Stimmmechanismus entgegenstellt. Der Bekämpfung dieser Ansicht und der Rettung der Dreiregistertheorie ist Dr. Michaels Werk gewidmet. Man kann sagen, daß in Deutschland diese Theorie die herrschende ist. Stockhausen, Deutschlands größter Sangesmeister, lehrt (Methode X S. 12.) daß Männer von zwei, Brust- und Falsetregister, Frauen von drei, nämlich Brust, Falset- und Kopfregister Gebrauch machen. Dem zustimmend führt Michael aus, „daß durchaus kein musikalisches Gehör und musikalische Vorbildung dazu gehört, um sich zu überzeugen, daß es wirklich drei Register giebt, denn nicht nur im Gesange, sondern auch, und zwar viel deutlicher, sind in der Sprechstimme von der Klangfarbe der gewöhnlich verwendeten Mittelstimme die sonore Bruststimme und die scharfe Kopfstimme zu unterscheiden und mit Leichtigkeit von jedem gesunden Menschen zu produziren. Aus diesem Grunde schon bedürfen die verschiedenen Zweiregistertheorien durchaus keiner besonderen Widerlegung.“ Jedem Sänger kann die Lectüre des Michael'schen Buches angelegentlich empfohlen werden. Interessant insbesondere ist seine Deduction, daß jedes Register seinen besonderen Mechanismus hat, daß bei jedem Register besondere Muskeln thätig sind, die er dann die „Leitmuskeln“ des betreffenden Registers nennt. — Ich kehre zu Mackenzies Buch zurück. Sehr fesselnd und lehrreich sind die Ausführungen Cap. IV. und V. über Erziehung der Stimme, und Pflege der ausgebildeten Stimme, kurz und praktisch die Rathschläge in Cap. VII. über specielle Gesundheitslehre für Sänger. Was der Verfasser insbesondere über die Anwendung der Register, messa di voce, Ausbildung der Stimme in der Mittellage derselben, Portamento, 2c. sagt, stimmt durchaus mit den Principien der deutschen Autoritäten, insbesondere mit Stockhausens Methode überein. In Cap. VII und VIII folgt eine der Abhandlung über die Gesangsstimme analoge Besprechung des Mechanismus, der Krankheit und Behandlung der Sprechstimmen. In Anhang I, II, und III endlich werden eine Anatomie des Kehlkopfs, einige kritische Bemerkungen über verschiedene Theorien der Bildung des Gesangsregister (ohne Berücksichtigung des z. Z. noch nicht erschienenen Michael'schen Buches) und eine interessante Statistik der Stellung der Stimmbänder beim Singen (50 Kunstsänger wurden untersucht) hinzugefügt.

Es wäre zu wünschen, daß das deutsche Publicum dem englischen in der Anerkennung dieses zur Orientirung und Belehrung in den einschläglichen Materien trefflich geeigneten Buches nicht nachstünde. In England hat dasselbe schon ein Jahr nach seinem Erscheinen die fünfte Auflage erlebt. hg.

Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau von Julius Lippert. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke.

Darüber wird es heute keine Meinungsverschiedenheit mehr geben, daß eine Geschichte der Cultur sich nur auf inductiver Forschung aufbauen lasse. Die Zeiten sind vorbei, in denen man auf aprioristischem Wege zur Erkenntniß der menschlichen Entwickelung gelangen zu können meinte. Nur in dem Punkte gehen die Ansichten weit auseinander, ob es jetzt schon an der Zeit ist, eine Culturgeschichte zu schreiben. Häufiger als man gemeiniglich annimmt, hört man das Bedenken aussprechen, daß die Detailforschung mit ihrer Arbeit noch lange nicht fertig sei, daß die vorhandenen Steine in keinem Falle für einen Bau ausreichen, daß man durch ein voreiliges

Zusammenfügen die Einzelarbeit mehr gefährde als fördere. Bis zu einem gewissen Grade mag das Bedenken gerechtfertigt sein, aber nicht blos in Anwendung auf die Culturgeschichte, sondern auch auf alle anderen Gebiete der historischen Forschung. Und dennoch läßt man sich dadurch nicht beirren und schreibt Universalgeschichte, obwohl mancher Theil noch keine gründliche Bearbeitung erfahren hat, man schreibt Allgemeine Kunstgeschichte, obwohl man erst in den Anfängen der kunsthistorischen Specialforschung steckt. Jede Zeit verlangt eben eine Zusammenfassung des vorhandenen Materials zu einem großen, harmonischen Gebilde, und wer dieses Verlangen unberechtigt oder unwissenschaftlich oder gar schädlich nennt, dem kann man nur das Wort entgegenhalten: wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen.

Lippert nennt sein Werk, welches jetzt in zwei starken Bänden vollendet vorliegt: Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Durch den Zusatz schon giebt er zu erkennen, wodurch sich sein Werk von den meisten andern, man kann fast sagen, von allen früheren Culturgeschichten unterscheiden soll. Wenn man sonst sich begnügte, den massenhaften Stoff, den die Specialistik gesammelt hatte, unter bestimmte Kategorien zu bringen und so dem Leser einzelne Bilder ohne inneren Zusammenhang vorzuführen, so will Lippert im Gegensatz hierzu den gesammten Stoff von einem festen Gesichtspunkt aus betrachten und auf diese Weise die organische Verbindung der scheinbar getrennten Theile erkennen lassen. Lippert findet den festen Punkt, indem er die unzähligen Culturerscheinungen unserer Tage zurückverfolgt bis zu einer Zeitgrenze, wo sie sammt und sonders als Differenzirungen einiger weniger Culturmomente erscheinen. Man kann sich das plastisch an dem Bilde einer genealogischen Tafel klar machen; an der Spitze steht der Stammvater, dessen Typus sich in den nachfolgenden Geschlechtern hundertfältig differenzirt; und dennoch gelangt man rückwärtsgehend dazu, alle Abwandlungen der Erscheinungen auf *einen* Typus zurückzuführen. Jene wenigen Culturmomente aber, welche beinahe den Eindruck eines Zustandes der Culturlosigkeit hervorbringen, darf man keineswegs unterschätzen. „Alles wodurch sich der Mensch auch nur im geringsten Grade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Theilchen Cultur, und wir Erben vergangener Geschlechter sind wenig berechtigt, die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen."

Den Antrieb, der zu diesen ersten und allen folgenden Schritten in der Cultur geführt hat, findet Lippert in der „Lebensfürsorge". Man kann nicht gerade sagen, daß dieser Gedanke original ist, denn er erscheint nur als eine wohlthätige Erweiterung des „Kampfes um's Dasein"; aber durchaus original ist die Anwendung dieses Gedankens auf das große Material der Culturgeschichte und die consequente Durchführung desselben. Der „Kampf ums Dasein" bot wohl einen Schlüssel für alle diejenigen Erscheinungen, welche dem Gebiet der materiellen Cultur angehörten; jedoch von den geistigen Errungenschaften ließen sich viele gar nicht und die meisten nicht ohne Gewalt unter jenen Gesichtswinkel bringen. Diese Erwägung mag Lippert dahin geführt haben, den „Kampf ums Dasein" zu erweitern zu einer „Sorge ums Dasein", zur „Lebensfürsorge" und in ihr den schöpferischen Factor nicht blos der materiellen, sondern auch der geistigen Cultur zu suchen. Die Sorge um das eigene Ich führt den Menschen allmählich, um nur ein Beispiel anzuführen, zur Erkenntniß der Großartigkeit der Natur; „die Sonne drängt sich der Gedankenbildung des Menschen auf, indem sie und nur in so weit sie sein eigenes Ich wärmt oder sengt, der Donner, indem er es schreckt, der Hagel, weil er es peitscht; nur an diese Beziehung zum Ich knüpft sich eine Reihe primitiver Gedanken und mit diesem beginnt die immer an die Sorge um das Ich gelehnte Schulung der menschlichen Denkkraft". Und so befremdlich es im ersten Moment auch scheinen mag, in streng logischer Weise entwickelt Lippert, wie die großen, idealen Güter der Menschheit, deren oft opfervolle Pflege heute losgelöst von jeder Selbstsucht sein kann, auf dem gleichen Boden der Lebensfürsorge erwachsen sind, wie aus derselben Quelle die Gesetze der Sittlichkeit, die mannigfachen Formen der gesellschaftlichen Organisation, die Begriffe von Recht und Eigenthum, ja selbst die religiösen Vorstellungen geflossen sind.

Daraus ergiebt sich auch, wie fehlerhaft die Ansicht derjenigen Forscher ist, welche an Rousseau anknüpfend von einer höheren Sittlichkeit des Menschen im Naturzustande gesprochen haben; denn „der Inhalt des Sittlichkeitskanons kann sich erst wachsend erfüllen mit der Entwickelung der socialen Lebensverhältnisse", und jene

Ansicht ruht einfach auf einem Trugschlusse, welcher eine subjective Sittlichkeit an die Stelle eines objectiven Kanons, eines hohen, sittlichen Ideales schiebt.

In einem gleichen Gegensatz befindet sich Lippert zu der von Buckle inaugurirten Richtung, welche die Gesetze gefunden zu haben glaubte, nach denen sich die Geschichte der Civilisation bewegt. Dem „menschlich Persönlichen", welches in dem Buckle'schen System vollständig verschwand, weist er wiederum seine keineswegs unbedeutende Rolle zu, und er stellt sich damit auf den Standpunkt derjenigen, welche in der Culturbildung die beständige Wechselwirkung von Freiheit und Nothwendigkeit erkennen.

Wie in Allem, was aus der Feder unseres Autors hervorgegangen ist, so tritt auch in diesem Werke die eigenartige Verbindung des Philosophen und Historikers zu Tage. Es ist erstaunlich, welche colossale Fülle von Material der Historiker gesammelt hat, und wie der Philosoph es verstanden hat, einen in allen seinen Theilen durchsichtigen und consequent nach einer Idee durchgeführten Bau herzustellen. Die Lectüre des Buches ist keine leichte; aber wer es sich nicht verdrießen läßt, seinen Kopf anzustrengen und das Gelesene noch einmal zu durchdenken, dem wird manche Entwickelungsreihe verständlich werden, manches Räthsel des Culturlebens gelöst erscheinen*). L. Pr.

Dramaturgie der Oper von Heinrich Bulthaupt. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Die musikalisch-dramatische Literatur ist an Büchern, die auf gründlichen Studien fußen und trotzdem in einer lesbaren und anziehenden Form geschrieben sind, nicht allzureich. Bulthaupts „Dramaturgie der Oper" gehört unter diese seltenen Erscheinungen. Das Buch hält zwar nicht ganz das was der Titel verspricht, indem es lediglich die deutsche Oper und auch diese nur mit ihren vornehmsten und epochemachenden Werken berücksichtigt, aber was der Verfasser auf diesem beschränkten Gebiete in musikalischer, dramatischer und theatralischer Hinsicht vorbringt, das ist von Belang und Bedeutung. Die hervorragendsten Schöpfungen Glucks, Mozarts, Beethovens, Webers, Meyerbeers und Wagners werden mit ebenso liebevollem Eingehen, wie mit strengster Unparteilichkeit und Objectivität beurtheilt und analysirt. Daß unsere Operncomponisten zweiten Ranges, Marschner, Spohr, Lortzing, Nicolai u. s. w. theils gar nicht, theils nur vorübergehend erwähnt werden, daß ferner die für das vollkommene Verständniß unentbehrlichen Notenbeispiele fehlen, und daß endlich den Auseinandersetzungen über die Entstehung und allmähliche Entwickelung der Oper nur ein verhältnißmäßig knapper Raum zugewiesen ist, halten wir für einen schweren Fehler. Wie jedoch der Verfasser in der Vorrede andeutet, wird er es sich bei späteren Auflagen angelegen sein lassen, das Mangelnde hinzuzufügen und möglichste Vollständigkeit anzustreben. Nahezu die Hälfte des Werkes ist Wagner und seinen Kunstbestrebungen gewidmet. Daß Bulthaupt gerade hier die richtige Mitte inne gehalten hat und weder in panegyrische Verhimmelung noch in schroffes Ablehnen verfallen ist, wird ihm von denen, welchen es darum zu thun ist, ein klares, nicht durch einseitiges Parteitreiben getrübtes Bild der Bedeutung des großen Reformators zu erhalten, hoch angerechnet werden. Selbstverständlich wird nicht Alles und Jedes, was der Verfasser vorbringt und vorschlägt, auf unbedingte Billigung zu rechnen haben. Die von ihm proponirte Inscenirung des Don Juan, das Verhältniß der vier Fidelio-Ouvertüren, die rein musikalische Bedeutung der Gluck'schen Opern und dergl. sind Dinge, gegen die sich gar Manches einwenden läßt. In jedem Falle aber gebührt Bulthaupt das Verdienst, zum Nachdenken und Discutiren angeregt zu haben. Für Alle, die in der Oper „einer der umstrittensten Erscheinungen der Kunstwelt" mehr sehen, als ein Erzeugniß der Mode oder ein flüchtiges Amüsement ist die „Dramaturgie der Oper" auch in der vorliegenden Fassung ein unentbehrliches Hülfsbuch, ein sicherer und zuverlässiger Wegweiser. eb.

*) Wir wollen nicht unterlassen, auf eine Aeußerlichkeit hinzuweisen; auf das Mangelhafte vieler Citate. So heißt es auf S. 377 Anmk. einfach: „Mommsen Röm. Gesch."; S. 378 „Scheffer Gesch. v. Lappland;" S. 421 „Helbig Das homer. Epos"; auch die darauffolgende Anmkg. ist unbrauchbar. Und so noch eine große Anzahl anderer.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Angerstein, E. u. G. Eckler, Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke. Eine Anweisung für jedes Alter u. Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. Fünfte Auflage. Berlin, Th. Ch. Fr. Enslin.

Becker, Joh. H., Saga I. Mahabharata. Der grosse Krieg. Leipzig, Gustav Fock.

Bröndsted, M. v., Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. Nach dem Werke J. Listowskis: Philaret, Erzbischof von Tschernigow." Ein culturhistor. Beitrag. Berlin, G. E. Nagel.

Bungert, Aug., Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk. Mit drei Plänen des Festspielhauses in Kreuznach-Münster am Stein. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Crescenzia, Amalie, Milian. Wien, C. Konegen.

Die Bibel oder die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Mit 100 chromographirten Vollbildern. Erste Lieferung. Commissions-Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

Dörr, Julius, Platt Land un Lüd. Erstes Bändchen. De Göderschlächter. Dörpgeschicht ut de Uckermark. Mit Vorwort von Victor Bluthgen. Freienwalde a. O. F. Dräseke.

Fritz, S. Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder. Leipzig, Otto Wigand.

Fulda, Ludwig, Sinngedichte. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Gaspary, Adolf, Die italienische Literatur der Renaissancezeit. Berlin, Robert Oppenheim.

Hartmann, Ed. von, Moderne Probleme. Zweite vermehrte Aufl. Leipzig, W. Friedrich.

Heiberg, Herm., Menschen untereinander. Leipzig, W. Friedrich.

Heinzel, M., Maiglöckel. Dichtungen in schlesischer Mundart. Breslau. Josef Max & Co.
— In Sturm und Wetter. Dichtungen. Breslau, Josef Max & Co.

Karpeles, Gustav, Heinrich Heines Autobiographie. Nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Berlin, Robert Oppenheim.

Kleist, H., u. von Schrenck, Tunis und seine Umgebung. Ethnogr. Skizzen. Leipzig, W. Friedrich.

Kretzschmar, Hermann, Führer durch den Concertsaal. II. Abtheilung, erster Theil: Kirchliche Werke: Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten & Cantaten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kummer, Fr., Tarquin. Tragödie. Leipzig, W. Friedrich.

Landsberger, Heinr., Wilhelm Meister. Eine Berliner Geschichte. Leipzig, W. Friedrich.

Laverrenz, V., Im Bann der Disciplin. Militairische Humoresken. 3. Aufl. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Lüscher, Rud. Th., Patriot und Rebell. Volksschauspiel in 5 Acten. St. Gallen, F. Hasselbrink.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Zehnter Band. Königshofen — Luzon. Mit 25 Illustrationsbeilagen und 384 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Naegele, Eugen, Aus Schubarts Leben und Wirken. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldictate. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Nowack, Karl, Beiträge zur Neufranzösischen Lexikographie. Posen, Commissionsverlag bei Ernst Rehfeld.

Ohnet, Georges, Sie will. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. Vierter Jahrg. Bd. 16/17.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Preuss, Hugo, Was uns fehlt. Politische Anregungen. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ratzel, Dr. Friedrich, Völkerkunde. Dritter Band. Die Culturvölker der Alten und Neuen Welt. Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und 1 Karte, von Richard Buchta, Rudolf Cronau, Theodor Grätz, Ernst Heyn, Wilhelm Heuer, Georg Klepzig, Gustav Mützel, B. Piglhein, Richard Püttner, Prof. C. Schmidt, Cajetan Schweitzer, Adalbert Sivoboda, Olof Winkler u. a. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rethwisch, Ernst, Keine Kinder. Trauerspiel in fünf Acten. Norden, Henricus Fischer Nachfolger.

Seeger an der Lutz, Ulrich von Hutten, Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Springer, Anton, Grundzüge der Kunstgeschichte. Textbuch zur Handausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen. Dritte verbess. Auflage des Textbuches. II. Das Mittelalter. Leipzig, E. A. Seemann.

Schwarz, Bernh., Mimbo und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun. Leipzig, W. Friedrich.

Schwebel, O., Geschichte der Stadt Berlin. 6. Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Villatte, Prof. Dr. Césaire. Parisismen. Alphabethisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern. Zweite, stark vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Wedde, Joh., Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Bilde. Hamburg, Herm. Grüning.

Westkirch, Luise. Rauch. Sechs Novellen aus dem Alltagsleben. Berlin, Alexander Duncker.

Wittmann, Wilh., Eine Studie über Goethes „Iphigenie auf Tauris". Hamburg, J. F. Richter.

Wohlmuth, Eugenie, Im Freiheitskampfe. Gedichte a. d. serbischen Volks- und Kriegsleben. Wien, C. Konegen.

Wolzogen, E. von, Die Kinder der Excellenz. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrg. Band 18.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Zabel, Eugen, Getrennte Herzen. Novelle. Berlin, Gebrüder Paetel.

Zoozmann, Richard, Aus Herz und Welt. Neue Gedichte. Norden, Henricus Fischer Nachfolger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 45. — Juni 1888. — Heft 135.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich **(6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat des Quartals)** zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5.60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 93 bis 99.

Zur Revision des Processes Baizaine. — Rußland und Bulgarien. — Russische Zeitungen sonst und jetzt. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die katholische Unionsbewegung unter den Bulgaren. — Zur Lage in Spanien. — Die dänische Reichstagssession.

Wiens Buchdruckergeschichte (1482—1882). Von Dr. K. v. Scherzer. — Erinnerungen an Alfred Meißner. Von L. Herbert. (VII. Schlußartikel.) — Nochmals allerlei über Goethe-Bildnisse. Von Fr. Zarnke. (1, 2, 3 und 4.) — Auf der Narenta. — Altgeographisches vom Mittelmeer. Von Prof. Dr. Lauth. — Würzburg in französischer Beleuchtung. — Roman und Geschichte. — Zwei Uebersetzungen. Von D. V. v. Strauß und Torney. — Zur Städte-Statistik. — Julius Theater.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Suezcanal. Bank von Frankreich und Crédit Foncier de France.)

In Nr. 100 bis 106.

Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Restes der Türkei. (I.) — Wirthschaftliche Zustände in Rußland. (I./II.) — Karl Schurz über Kaiser Wilhelm. — Schutzzölle in Schweden. — Sansibar und sein Sultan.

Eine Reise in den Sipylus. Von Dr. M. Schweisthal. — Nochmals Allerlei über Goethe-Bildnisse. Von Fr. Zarncke. (5. Schlußartikel.) — Henry Longfellow. Von Dr. L. Kellner. — Sorels Montesquieu. Von E. Guglia. — Ludwig Sigismund Ruhl und Joseph Maria v. Radowitz. Von W. Rogge-Ludwig. — Eine Musterencyklopädie des menschlichen Wissens. Von Dr. K. v. Scherzer. — Die internationale Jubelausstellung in Wien. Von C. v. Vincenti. (III.) — Berichte des freien Deutschen Hochstiftes. Von V. Valentin. — Berliner Briefe. (IV). — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Von A. Schlossar.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Metallactien-Speculation, „Petit Journal-“ und „Lanterne“-Actien. Crédit Foncier und Société des Immeubles. Panamá-Emissionscommission.)

In Nr. 107 bis 113.

Zur Abrechnung mit der „Kanzlerkrisis.“ — Militärisches aus Frankreich. — Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Restes der Türkei. (II./III.) — Zur Lage in Spanien.

Eine neue Sophokles-Uebersetzung. — Die Gemälde-Gallerie der königlichen Museen zu Berlin. Von Fr. Pecht. — Frühlingstage an den lombardischen Seen. (I.) — Ein Wimpfeling-Codex. Von Prof. Dr. Holstein. — Aus der deutschen Sagenwelt. — Deutsche Denkmäler. Von W. Lübke. (I.) — Wiener Briefe. (CCXXVI) — Leben und Briefe von Charles Darwin. (I./II.) — Bergfahrten und Raststätten. (VI.) — Ulrich von Hutten. Von Alfred Stern. — Der bayerische St. Georgs-Orden vor hundert Jahren. Von Ernst von Destouches. — Der Hypnotismus als Erziehungsmittel. Von Dr. K. du Prel. — Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges.

Argentinien im Jahre 1887. — Jahresberichte der bayerischen Fabriken-Inspectoren pro 1887.

In Nr. 114 bis 120.

Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Restes der Türkei. (III. Schluß.) — Rumänien unter Joan Brattiano. — Die französischen Wirren und das Ausland. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Kirchenpolitik der Pariser Russenfreunde. — Zur Lage in Spanien. — Die deutsche Orientpolitik.

Zur Orientirung über das Geistesleben der Gegenwart. Von A. Dorner. — Frühlingstage an den lombardischen Seen. (2.) — J. v. Döllingers akademische Vorträge. — Neue Schriften über Leopardi und seine Familie. Von Dr. M. Landau. — Zur ältesten deutschen Culturgeschichte. — Ein Ruf für das Eisackthal. Von H. Noë. — Deutschland am Ausgang des Reichs. Von G. Weber. (I.) — Eine Reise in die Mandschurei. Von H. Vámbéry. — Zum gegenwärtigen Stand der Cholera-Frage. — Die Armenfürsorge in London. Von E. A. Ehemann. — Ueber das slawische Gebiet in Bayern. Von Ludwig Zapf. — Christian Daniel Rauch. Von W. Lübke. — Zur geologischen Literatur.

Die Zunahme des deutsch-italienischen Handels nach der amtlichen italienischen Statistik. — Raiffeisen und seine Schöpfung.

Aufträge für Streifbandsendungen an die

Expedition in München.



Karlsbader Sprudel-Pastillen

in 1/1 und 1/2 Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer.

Karlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm

unter Controle der Stadt hergestellt.